015.43
L7121

1822:
Jun.-Sept.

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/literarischesco1822unse_1

01543
L7121

Literarisches

Conversations-Blatt.

1822.

Monat Juni;

enthaltend:

25 Blätter, Nr. 126—150, 2 Beilagen, Nr. 13, 14, und
2 literarische Anzeiger: Nr. XV, XVI.

Von diesem Blatte erscheint (Sonntags ausgenommen), außer den Beilagen, täglich ein halber Bogen und ist der Preis pränumerando für den ganzen Jahrgang 10 Thlr.; für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr.; und für das Vierteljahr 3 Thlr.

Die K. Sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das Fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg und die K. Preuß. Grenz-Postämter in Halle und Erfurt haben Hauptexpeditionen übernommen, und liefern alle Postämter im Umkreise von 50 — 60 Meilen das Blatt ohne Preiserhöhung.

(Die Buchhandlungen, welche ihren sich für dies Blatt eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction desselben einzusenden. Im Fall, daß davon für das L. C. B. kein Gebrauch gemacht werden kann, wird das gesandte Exemplar wieder zurückgeschickt.)

Eigenthümer und Redacteur: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedruckt bei F. Brockhaus in Leipzig.

1822.

Neuigkeiten und Fortsetzungen, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1822 bei F. A. Brockhaus in Leipzig wirklich fertig geworden und zu den dabei bemerkten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind:

1. Allgemeine medicinische Annalen des neunzehnten Jahrhunderts auf das Jahr 1822, oder: kritische Annalen der Medicin als Wissenschaft und als Kunst vom dritten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts an. Herausgegeben von Dr. Johann Friedrich Pierer und Dr. Ludwig Choulant. 4. Preis des Jahrgangs in 12 Monatsheften 6 Thlr. 16 Gr.

   Erschienen ist Januar — Juni.

2. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben v. Wilhelm Müller. I. Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. 8. Geh. XXXVI und 220 S. 1 Thlr. 12 Gr.

   Das Ganze dieser Bibliothek wird 8 — 9 Bändchen, wie dies erste, ausmachen. Bei jedem Dichter ist sein Leben, so wie ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke beigefügt. — Dies erste Bändchen ist auch unter dem Titel zu erhalten:

   Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von Wilhelm Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

3. Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officiere. Geschrieben in dem Jahre 1820. 8. Geh. X und 292 S. 1 Thlr. 8 Gr.

4. Briefe von Joseph dem Zweiten, als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. (Bis jetzt ungedruckt.) Zweite mit einer neuen Einleitung vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Geh. XXVIII und 140 S. 1 Thlr. 8 Gr.

   Die erste Auflage hat sich binnen Jahresfrist vergriffen.

5. Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Zweiter Band. 8. Geh. XXIV und 453 S. 2 Thlr 12 Gr.

   Der 1ste Band dieses Werks erschien im vorigen Jahre und kostet ebenfalls 2 Thlr. 12 Gr.; der 3te Band wird zu Michaelis ausgegeben werden.

6. Casper, Joh. Ludw., Charakteristik der französischen Medicin, mit vergleichenden Hinblicken auf die englische. Mit einem Kupfer. Gr. 8 XXII u. 608 S. 3 Thlr.

7. Literarisches Conversations-Blatt für das J. 1822. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 300 Nummern mit vielen Beilagen und literarischen Anzeigern 10 Thlr.

   Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich versandt und erschienen ist Januar — Juni oder Nr. 1 — 150.

8. Conversations-Lexicon. Neue Folge oder 11ter und 12ter Band. Erste Lieferung: A — Bombelles. 8. Der Pränumerationspreis des Ganzen, das aus 8 Lieferungen (jede von circa 25 Bogen) bestehen wird, ist No. I. auf Druckp. 4 Thlr. 16 Gr., No. II. auf Schreibp. 6 Thlr. 8 Gr., No. III. auf Median-Druckpap. mit erweiterten Stegen 7 Thlr. 12 Gr., No. IV. ebenso auf feinem franz. Druckp. 9 Thlr., u. No. V. ebenso auf f. engl. Velinp. 12 Thlr.

   Die zweite Lieferung (von Bon — Cz) erscheint im Juli.

9. Ebert, Friedrich Adolf, Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Gr. 8. Geh. XVIII und 358 S. 2 Thlr.

10. Ebert, Friedrich Adolf, Allgemeines bibliographisches Lexikon. Zweite Bandes erste Lieferung, von Maaler bis Newes. Gr. 4. Geh. Der zweite Band vollständig in 6 Lieferungen von 12 Bogen 10 Thlr. auf feinem Druckp. und 13 Thlr 8 Gr. auf feinem Schreibpapier.

    Die 2te — 6te Lieferung werden als Rest nachgeliefert und erscheinen noch in diesem Jahre die 2te — 4te.

    Der 1ste Band, A — L, nebst dem Verzeichniß der Aldinischen und Giuntini'schen Drucke, kostet ebenfalls auf feinem Druckpap. 10 Thlr. und auf feinem Schreibp. 13 Thlr. 8 Gr.

11. Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung, von C. Lenning, durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Erster Band. A bis G. Gr. 8. Geh. VIII u. 488 S., in gespaltnen Columnen. Auf gutem Druckp. 2 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz. Druckp. 2 Thlr 20 Gr.

    Das Ganze dieser Encyklopädie wird aus 3 Theilen bestehen, deren zweiter noch in diesem Jahre erscheinen wird.

12. Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebürentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltender, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgemeinen Gebürentaxen abandernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Repertorium. Gr. 8. V und 504 S. 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckpapier und 2 Thlr. auf Schreibpapier.

13. Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Erster Band, enthaltend: I. Philologie, Philosophie und Pädagogik. II. Theologie: bearbeitet von Ernst Gottfried Adolf Böckel. Dritten Bandes erste Abtheilung, enthaltend Medicin; bearbeitet von Friedr. Aug. Benj. Puchelt. Gr. 8. Preis des ganzen Werks in 4 Banden auf gutem Druckp. 12 Thlr., auf Schreibp. 16 Thlr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 24 Thlr.

    Das Ganze dieses Handbuchs wird aus 4 Bänden bestehen, und erscheint noch in diesem Jahre der 2te Band vollständig und die zweite Abtheilung des 3ten Bandes. Jede Literatur wird bis auf den Augenblick, wo der letzte Bogen die Presse verläßt, nachgetragen.

    Einzeln ist bis jetzt aus diesem Handbuch zu erhalten:

14. Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottfr. Adolf Böckel. Gr. 8. VI und 580 S. Auf gutem Druckpap 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr. und auf Schreibp. in 4. Form. mit veränd. Stegen 3 Thlr.

15. Literatur der Theologie, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottf. Adolf Böckel. Gr. 8. VI und 582 S. Auf gutem Druckpap. 1 Thl.. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr 6 Gr. und auf Schreib. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr.

16. Literatur der Medicin, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Fried. Aug. Benj. Puchelt. Gr. 8. VIII und 750 S. Auf gutem Druckp. 1 Thlr. 20 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr. 8 Gr.

17. Gerstäcker, Karl Friedrich Wilhelm, Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften theils durch eine kurze Theorie, theils und hauptsächlich durch Mittheilung und Zergliederung wirklich bei Gericht eingereichter und größtentheils erfolgreich gewesener, die gewöhnlichsten Verbrechen und Vergehen betreffender Schutzschriften. Zweiter Theil. Gr. 8. LVI und 396 S. 2 Thlr. 6 Gr.

    Der 1ste Theil kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 126.

1. Juni 1822.

Politische Literatur.

Relation des événemens politiques et militaires, qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821 adressée à S. Maj. le Roi des Deux-Siciles par le Général Guillaume Pépé, etc. A Paris 1822.

(Vergl. eine andere Beurtheilung hierüber in No. 92.)

Beinahe zu gleicher Zeit sind zwei Schriften erschienen, welche die Begebenheiten in Neapel theils aufzuklären, theils zu rechtfertigen suchen, die oben erwähnte Vertheidigungsschrift des Generals Pepe, und eine in London gedruckte Nachricht über die Carbonari, welche wenigstens die Absicht nicht hat, sie zu vertheidigen. Die Aufschlüsse, welche wir in beiden über jene Begebenheiten und die berichtigte Verbindung der Kohlenbrenner erhalten, lösen zwar das Räthsel noch nicht vollkommen, aber sie geben doch manchen Fingerzeig zur Erklärung der Begebenheiten. Besonders wird aus Pepe's Erzählung (deren Wahrhaftigkeit man freilich auf sich beruhen lassen muß, die aber doch auch, da sie an den König selbst gerichtet ist, und sich überall auf offenkundige Thatsachen, das Zeugniß erhabener Personen, oder die eigne Wissenschaft des Monarchen beruft, in den Hauptpuncten kaum für verfälscht gehalten werden kann) sehr begreiflich, wie die neapolitanische Revolution, selbst wenn man sie für eine vom ganzen Volke gewünschte annehmen will, so leicht und schnell unterdrückt werden konnte. Es ergibt sich nämlich aus dieser Darstellung, was man ohnehin, wenn es auch nicht versichert würde, als das wahrscheinlichste voraussetzen müßte, daß nicht blos der Hof, vielleicht mit Ausnahme des Kronprinzen, sondern auch die Umgebungen des Thrones, der größere Theil der höhern Staatsbeamten und der Generalität keineswegs in die Absichten der Carbonari einstimmten, und weder an der Revolution selbst, noch an dem bevorstehenden schweren und blutigen Kampfe für dieselbe eine aufrichtige Lust hatten. Die Folge davon war ganz natürlich, daß alle Vertheidigungsanstalten lau und nachlässig betrieben wurden; daß in der ganzen Vorbereitung zur Gegenwehr kein Ernst und keine Einheit war; daß Pepe, welchen das Volk als den Helden der Revolution zu betrachten schien, nur soviel Gewalt und Mittel in die Hände bekam, als man eben ihm zu überlassen gar nicht vermeiden konnte, daß viele angesehene Männer sich vielmehr an die österreichischen Heere anschlossen, worunter sich besonders der Intendant von Aquila, dessen Namen wir nicht gefunden haben, durch kluge und erfolgreiche Thätigkeit ausgezeichnet hat. Der Verf. nennt dies Benehmen Verrath an der Sache des Vaterlandes, andere werden es Treue an der Sache des Königs nennen, und beide Theile können in so weit Recht haben, als man moralisch überhaupt einen jeden nur nach seiner Ueberzeugung beurtheilen kann, wo der redlich Irrende immer noch mehr werth ist, als der, welcher eine gute Sache aus unreinen Absichten ergreift oder mit schlechten Mitteln vertheidigt. Daher that das Ministerium nichts, um ein schlagfertiges Heer aufzustellen, die Waffenübungen wurden dem eignen Patriotismus der Einwohner überlassen, Anerbietungen aus England, Gewehre zu liefern, blieben unbeantwortet, wie der Antrag des Generals Wilson, in neapolitanische Dienste zu treten, die Truppen und Milizen wurden nicht organisirt, noch weniger zusammen gezogen, und General Pepe selbst wurde erst am 16ten Febr. 1821 zum Anführer des zweiten Armee-Corps ernannt, welches die Abruzzen vertheidigen sollte, als die österreichische Armee schon am 8ten durch Bologna gezogen war. Sein Corps bestand aus ungeübten Milizen, welche sich zwar bei dem ersten Gefecht am 7ten März bei Rieti über Erwartung gut schlugen (wenigstens versichert dieses der General), aber in den folgenden Tagen bis zum 10ten März ganz auseinander liefen, theils sowohl aus Feigherzigkeit, theils bewogen durch die im Namen des Königs ergangenen Proklamationen.

Dieser Verlauf der Begebenheiten ist so natürlich, daß man ihn vermuthen müßte, wenn er auch nicht erzählt würde. Das Parlament, dessen Mehrzahl gewiß aus Männern bestand, welchen an der neuen Ordnung der Dinge gelegen war, hätte, um eine allgemeine und wirksame Vertheidigung des Landes gegen die fremden Truppen zu Stande zu bringen, einen ähnlichen Weg einschlagen müssen, wie die National-Versammlung in Frankreich. Sie hätte die Regierung selbst an sich reißen müssen, wie jene that, als sie sah, wie fest der Hof in geheim noch an allen Grundsätzen der alten Verfassung hing, und wie wenig in allen öffentlich beschlossenen Reformen ein aufrichtiges und kraftvolles Handeln von ihm zu hoffen sey. Allein es ist sehr zu glauben, daß das neapolitanische Parlament dies Unternehmen doch nicht auszuführen vermocht hätte, so wie selbst die französische National-Versammlung mehr durch die falschen Schritte der Regierung und die Ränke ver-

borgener Factionen, auf diese gefährliche Bahn hingetrieben worden ist, als denselben mit klarem Bewußtseyn des Zieles mit freier Wahl betreten hat.

Pepe ist der Meinung, daß doch noch bei weitem nicht alles verloren gewesen sey, als sein Corps auseinander gelaufen war. Das erste Armee-Corps unter Carascosa (bestehend aus 30 Bataillons Linien-Infanterie, 3000 Gensd'armes, 4 Regimentern Cavallerie und einem Corps National-Milizen) hätte in einem verschanzten Lager bei Volturno den Zug der österreichischen Armee eine Zeitlang aufhalten, sich dann in die südlichern Provinzen zurückziehen, dort sich ergänzen und den Krieg mit Erfolg fortsetzen können. Das Parlament, die Regierung hätte sich nach Sicilien begeben müssen. Wir wissen nicht, ob auf diese Weise das wahre Wohl des Volkes besser als durch die schnelle und dem Wesen nach freiwillige Unterwerfung gefördert worden wäre, allein diese verzweifelten Maßregeln fanden, nach der eignen Darstellung des Verf., unüberwindliche Hindernisse in den Gesinnungen des Volkes, und den Verhältnissen der königlichen Familie. Der größere Theil des Volkes scheint wohl den Wunsch durchgreifender Reformen in Staatsverfassung und Verwaltung getheilt zu haben, ohne jedoch eine offenbare Empörung gegen den Monarchen zu beabsichtigen. Sobald sich daher der König gegen die Neuerungen erklärt, und seinen Entschluß ausgesprochen hatte, sich ihnen mit fremder Waffengewalt zu widersetzen, so scheint die öffentliche Stimmung sich für Unterwerfung entschieden zu haben. Das Parlament sah den geringen Widerstand des zweiten Armee-Corps theils als ein Zeichen dieser Abneigung des Volkes gegen einen hartnäckigen und gefährlichen Widerstand, theils aber auch, wie aus einer (S. 70 angeführten) Aeußerung des Deputirten Borelli erhellt, als einen Beweis von dem Mangel kriegerischen Muthes und Fähigkeit des Heeres und seiner Anführer an. Es hoffte mehr von dem Könige, als von dem Volke. Der Kronprinz, welcher es wahrscheinlich mit Einführung der constitutionellen Monarchie am ernstlichsten meinte, war schon durch seine Gesundheitsumstände verhindert, sich selbst an die Spitze der Nationalvertheidigung zu stellen, wodurch vielleicht eine allgemeine Begeisterung dafür hätte erweckt, und der österreichischen Armee ihr Unternehmen sehr erschwert werden können; noch mehr aber hielt ihn Rechts- und Pflichtgefühl davon zurück, gegen seinen Vater einen offenen Krieg zu beginnen. So wird es freilich sehr klar, wie, selbst unter der Voraussetzung, daß der Anfang der Revolution die Volksstimme für sich hatte, die Unterdrückung so leicht und schnell geschehen konnte, ohne daß man ein nachtheiliges Urtheil über den Charakter der Nation auszusprechen berechtigt ist. Solche allgemeine Urtheile sind ohnehin immer sehr bedenklich und in der Regel ungerecht. Schon in einzelnen Menschen entwickeln sich oft, wenn sie in unerwartete Lagen versetzt werden, sehr schnell die schlummernden Kräfte, wie viel mehr in einem Volke, dessen eigentliche Gesinnung und Bildung so schwer zu erkennen ist, dessen Handlungsweise so sehr von zufälligen Umständen abhängig ist, und welches daher, wenn die Begebenheiten sich drängen und die Leidenschaften gereizt werden, des Morgens keinen Zug mehr von dem verräth, wie es am Abend erschien.

In die Ursachen der Revolution läßt sich der Verf. nicht ein, und eben so wenig in die innere Geschichte und Verfassung der Carbonari. In Ansehung der letztern bestätigt er nur die bereits von andern ausgesprochene Behauptung, daß diese Verbindung nicht aus geringen, ungebildeten und schlechtdenkenden Leuten, auch nicht aus einer kleinen Zahl neuerungssüchtiger Menschen, sondern aus der Mehrzahl des gebildeten Mittelstandes bestanden habe. Uebrigens sind es drei Puncte, auf welche seine Ausführung vornehmlich hinausgeht. Erstlich will er nämlich aus dem Gange der Begebenheiten zeigen, wie falsch es sey, wenn man die Ereignisse in Neapel nur einer Faction zuschreibe, nicht für eine Aeußerung der allgemeinen Ueberzeugung des Volks erkenne; zweitens sucht er den Vorwurf der Feigheit von seinen Landsleuten abzulehnen, und drittens rechtfertigt er sich selbst gegen einige Beschuldigungen, worunter die härteste seyn möchte, daß er selbst zuletzt heimlich entflohen (was ihm wohl nicht zu verdenken wäre, wenn es überhaupt niemanden zur Pflicht gemacht werden kann, sich selbst anzuklagen und auszuliefern), aber daß er auch die Kriegscasse mitgenommen habe. Das letzte erklärt er für Verleumdung, und es ist darüber nichts zu sagen, als daß man niemand eines so niederträchtigen Verbrechens beschuldigen kann, wenn er dessen nicht durch gerichtliche Beweise überführt ist. In Ansehung des ersten Punctes hat er das unverdächtige Zeugniß des Grafen Orlof (Mémoires sur le Royaume de Naples) für sich, welcher sehr gründlich auseinander gesetzt hat, durch welche falsche Maßregeln die gegenwärtige Regierung eine allgemeine Unzufriedenheit unter allen Classen der Nation fast muthwillig erregt hatte. Ueber den zweiten Punct haben wir oben schon unsere Ansicht ausgesprochen.

Wenn übrigens unter den Neapolitanern viele sind, welchen ein ähnliches Schicksal als dem Verf. zu Theil geworden ist, so wird auch der Eifer für die constitutionelle Beschränkung der Monarchie sehr erklärlich. Wilhelm Pepe scheint aus einer angesehenen Familie zu seyn, denn auch seine Brüder befanden sich in hohen Militairstellen. Er war 16 Jahr alt, als im J 1799 auch die Neapolitaner in die damals von Frankreich ausgehende republicanische Staatsform gezwungen werden sollten. Der jugendliche Sinn ist von Natur republicanisch, und erst das reifere Urtheil gibt dem Eifer für Wahrheit und Gerechtigkeit eine festere Richtung auf das Erreichbare und Vorhandene. Pepe befand sich in der Militairschule und trat in das erste Bataillon ein, welches unter der ephemeren Regierung errichtet wurde. Bei der Rückkehr des Königs traf auch ihn eine Strafe, welche mit seinem Vergehen in keinem Verhältnisse stand. Er wurde für immer verbannt und

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 127.

3. Juni 1822.

Noch etwas über Bekehrerei.

An den Herausgeber des L. C. Bl.

Dem Charakter Ihres Blattes treu, jede Erscheinung, worin der Geist und die Bewegung der Zeit sich abspiegeln, zu berühren und freimüthig zu besprechen, haben Sie neulich im 104ten und 105ten Stücke auch Loveday's merkwürdige Bittschrift mitgetheilt, die uns einen so hellen Blick auf das Treiben der Finsterlinge und Convertisseurs in Frankreich thun läßt, und unvermeidlich an bekannte Umtriebe diesseits des Rheins erinnert, die zu ernsthaft sind, als daß man nur mitleidig und verachtend die Achseln darüber zucken könnte. Nein, es gilt jene gute Sache, für welche einst Kraft und Leben große Männer eingesetzt haben, die auch unter uns herabzuwürdigen sehr kleine Leute sich erdreisten. — Jene wichtige Urkunde ist jedoch nicht so unbeachtet geblieben, als es das Vorwort jener Uebersetzung meint, und ich freue mich, Sie auf ein freimüthiges, männlich wackeres Wort aufmerksam machen zu können, wozu die Schrift Anlaß gegeben hat. Der Verf. der geistreichen Schrift: Die unsichtbare Kirche — Hr. Baumgarten-Crusius zu Dresden *), hat uns, durch Mittheilung der Bittschrift selbst und des Inhaltes der Gegenschriften in Stand gesetzt, den Fall gründlicher zu beurtheilen, als es nach den bisherigen dürftigen und unrichtigen Mittheilungen öffentlicher Blätter geschehen konnte. Die Schrift heißt:

> Bittschrift an die Kammer der Pairs zu Paris, von M. Douglas Loveday, Engländer und Protestanten, wegen heimlicher Verführung seiner Familie zum Uebertritt in die römisch-katholische Kirche. Aus dem Französischen. Nebst Erläuterungen aus den neusten französischen Gegenschriften, und einem freimüthigen Wort über Proselytenmacherei; von Carl Baumgarten-Crusius. Dresden, (b. Hilscher) 1822.

Sie verdient die wärmste Empfehlung und sichert dem Verfasser den Dank aller Freunde des Lichtes, das keine Eulenflügel auslöschen werden, mögen sie noch so zahlreich hervor flattern aus altem Gemäuer. Aber zu reden thut Noth; rechts und links, in feiger Weltklugheit umschauend, zu schweigen, wo es die Wahrheit gilt, ist schwächlich, und hier wird würdig geredet, mit freiem Geiste, mit warmen Herzen und in der Wahrheit, wie es für den Sprecher in dieser Sache das Vorwort des Verfassers bedingt. „Ich habe Gutes gewollt und Frieden für uns zu befördern gesucht, indem ich der Gegner Feindseligkeit abwehren half," so sagt er, und er bewährt's. Ueber die Bittschrift, welche die Leser des Lit. Conv. Bl. nun kennen, hier nichts, als daß der Verf. treffend bemerkt, was sich gegen die Abfassung derselben sagen läßt. Besonders schätzbar ist sein beurtheilender Auszug aus drei Gegenschriften (der Réponse de Miss Emily Loveday à la pétition présentée au nom de son père etc. Paris chez Delaunay 1822 — dem Examen d'une pétition etc. Paris chez Dentu 1822 — und der Réponse à la petition de M. Douglas Loveday, par un des rédacteurs de la Quotidienne), welche Veranlassung geben, die Erbitterung, womit man gegen die Protestanten den Krieg beginnt, und den Geist, mit dem man diesen entschuldigt und führt, in helles Licht zu setzen. Aus der Antwort von Fräulein Loveday erfahren wir unter andern, daß der „berühmte Brief des Herrn von Haller" ihre vorbereitete Ueberzeugung vollends befestigt hat. Feire der Restaurator seinen Triumph! — Sie sey zur Religion Alfred's des Großen und des heiligen Eduard wiedergekehrt, läßt man sie sagen, „Aber — fragt der Verf. S. 46 — „was sollen wir zu den großen Namen aus der frühern Geschichte sagen, die, dem alten Glauben treu, uns Verirrte in den Schoos zurück zu rufen scheinen? . . Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind. Nun ich aber ein Mann geworden bin, rede und handle ich wie ein Mann. Was der einfältigen Vorzeit ziemte, gehört nicht uns, denen das Evangelium und die Wissenschaft, durch außerordentliche Veranstaltungen Gottes aus der Finsterniß gezogen, in Herz und Leben leuchten. Warum willst du umkehren, wenn du Jüngling geworden bist, und wieder ein Kind werden, nicht wie sie Christus liebt, deren das Reich Gottes ist, sondern, das sich unter betrüglicher, oder trügerischer Vormundschaft durch das Leben gängeln lassen will?"

In des Verfs. Bemerkungen über Proselytenmacherei, die er jenem Auszuge anschließt, erhebt uns manches kräftige Wort zu seiner Zeit. Des zweideutigen Ruhmes der Bekehrungen erwähnend, fragt er: „Und sagt, was hält uns denn ab, uns protestantische Männer, und namentlich uns protestantische Gelehrte,

*) Conrector an der dortigen Kreuzschule, der man Glück wünschen muß, in dem gelehrten Herausgeber des Suetonius einen für Licht und Wahrheit so erwärmten Mann zu besitzen.

denen ihr immer am heftigsten zürnet, überzutreten zu Euch? Etwa die Ehrfurcht, oder der Vortheil, oder die Sinnenlust, oder was nur zeitliche Namen haben mag? Sind wir denn nicht wirklich Aller Knechte, während ihr Herrschaften und Fürstenmäntel zu verschenken habt? Stehen unsre Ausgezeichnetsten, die die Geschichte, so lange sie ist, mit Ehren nennen wird, nicht unter der untergeordnetsten Obrigkeit, und ertragen sie nicht Schmach, Verachtung, Wegwerfung und jeglichen Unglimpf von denen, die sie belehrt haben, belehren, und belehren würden, und das alles mit Geduld und Unterwerfung, um der öffentlichen Ordnung und Ruhe willen? . . . So ist es bei uns, weil uns die Wahrheit und christliche Freiheit, die ihr immer, wie zu Luther's Zeiten, mit dem Bauernkriege verwechselt, mehr ist als Gut, Leib und Leben, weil wir nicht die Tempel, von Menschenhänden gemacht, sondern die Hütte der höhern Welt, in der Licht und Recht wohnt, für unser Ziel und Streben halten, weil wir uns für mühselige Arbeiter, für hart geplagte Kämpfer ansehen, denen nichts geschenkt werden kann, und die sich nichts schenken dürfen, wenn sie für sich und für Andre die Krone des Wettlaufs erringen sollen. Dabei sind wir stark, und doch demüthig; wir predigen Freiheit, und gehorchen doch; wir blicken nach oben, und dienen; wir leben in der Welt, und siegen im Tode." Und dann, die Absicht seiner Bemerkungen rechtfertigend: „Auch diese Worte sollen nicht Herausforderung seyn; eben so wenig haben sie die Absicht, die Hartnäckigen unter Euch auf andre Meinung zu bringen — sie würden sie nicht ändern, und wenn ein Todter auferstünde; — sie sind den schwachen Brüdern auf unsrer Seite vorzüglich bestimmt, die sich endlich es einreden lassen, daß uns der Mund gestopft sey, wenn wir nimmer ein Wort der Vertheidigung von uns geben; sie sollen uns ein Zeugniß seyn, wie deren auf eure Veranlassung immer mehr abgelegt werden, daß auch bei uns Wärme und Kraft nicht erloschen und erstorben ist; sie wollen nicht mit dem Glanze der Gelehrsamkeit und dem Schmuck der Sprache blenden und schlagen, aber mit Klarheit und Herzlichkeit wankende Gemüther aufrichten, und sorgende beruhigen. Ja, es gehen viele von uns. Mögen es noch mehr thun, die nicht Saft haben, in unserm guten Boden einzuwurzeln, oder es nicht aufrichtig meinen. Der Sturm der Zeit ist groß, die Anfechtung wächst; darum fällt ab, was mürb ist. Die aber ihre Nahrung aus dem Weinstock des Lebens nehmen, halten fest an ihm allein und bringen Frucht, und der Gärtner beschneidet sie, daß sie mehr Frucht bringen."

48.

Einzelne Gedanken von und für Griechenland, mit Bezug auf den gegenwärtigen Kampf.

(Beschluß aus No. 126.)

Wenn man Schiller's Einleitung zu seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande lieset, stößt dem Leser gar leicht der Gedanke an Griechenlands Befreiungskampf von der Tyrannei der Pforte auf, und es bildet sich bei der Aehnlichkeit beider Begebenheiten bald eine Parallele zwischen beiden. Nur daß jener Abfall mit seinem Beginne, Ende und seinen Folgen vor unsern Augen stehet, während wir hier mit banger Erwartung des Ausgangs harren! auch durften hier bei gleichem Gelingen die Folgen weit wichtiger und einflußreicher sich darstellen, während zugleich mehrere Rücksichten das Interesse an dem Abfalle der Griechen erhöhen. Lebte doch unser Schiller noch unter uns! mit jugendlicher Begeisterung würde er eine Begebenheit der Nachwelt zur Bewunderung schildern, wo ein bedrängtes Volk um seine edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren und die Hülfsmittel entschlossener Verzweifelung mit den furchtbaren Künsten der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe sich befinden. —

Daß nach dem ausgebrochenen Aufstande in Griechenland mancherlei Spaltungen eintreten, daß eine Zeitlang Uneinigkeit, Mangel an Subordination, Anarchie herrschte, war bei der Verschiedenheit der einzelnen Stämme, der Lage, den Sitten, den Charakteren nach natürlich, und jedes Volk, das das Joch der Tyrannei abwirft, das kein Gesetz im Zaum hält, überläßt sich einer gewissen Anarchie, die desto eher aufhört, je mehr ihr von oben herab gesteuert wird. Daß das in Griechenland geschieht, so weit es möglich ist, sehen wir deutlich genug an den Folgen. Diese Einigkeit und feste Organisirung im Innern muß aber auch zugleich den Griechen eine ungewöhnliche Stärke geben, und das gemeinschaftliche Interesse aller einzelnen Stämme wird sie erhalten und befestigen. Nur verlange man auch in Betreff ihrer militairischen Operationen nichts Unmögliches von ihnen! Man bedenke wohl, daß die Griechen vorher nichts als ein unterdrücktes Volk gewesen sind! daß sie keine wohlgeordneten und geübten Heere aufstellen konnten! daß der Mangel an Waffen, Munition und dergleichen erst nach und nach beseitigt werden konnte! die gemeinen Griechen sind freilich noch roh, aber der Bildung nicht unfähig; die schnelle Veränderung in ihrem Zustande mußte bei ihnen nicht ohne mächtigen Einfluß seyn, der Freiheits- und Siegstaumel wirkt anfangs stets stark, und nur Verzweifelung bestimmte ihre Handlungen. Die Zeit ist auch hier die beste Bildnerin und Lehrerin, und sie tröstet nach dem, was geschehen ist, mit den besten Erfolgen. Der das Ganze durchdringende gute Geist muß für glänzende Waffenthaten entschädigen, da jener für den Sieg auf die Länge eher bürgt, als diese. Diejenigen aber, welche, ohne Berücksichtigung des gewöhnlichen Ganges der Dinge und der einzelnen Verhältnisse des griechischen Volkes, Unnatürliches verlangen und darauf falsche Vorwürfe, die sie der guten Sache machen, gründen, verlacht man!

Daß die Pforte bei weitem nicht mehr das ist, was sie vor mehrern Jahrhunderten war, lehrt, außer den Insurectionen einzelner Paschen und den Erschütterungen von außen, der griechische Kampf. Was haben ihre wohlgeübten Heere gegen undisciplinirte, unbewaffnete Horden seit einem Jahre ausgerichtet? Haben diese nicht fast die schönsten Provinzen dem Sultan entrissen? Furchtbar an Masse und Grausamkeit ist die Türkei immer noch, aber die innere Kraft, die Energie der Vorfahren ist fast erloschen und verschwunden.

Als noch das türkische Joch auf den Griechen lastete, pflegte man sie zu verachten; sie stehen auf, um es abzuschütteln, und man tadelt sie, obgleich sie ihre natürlichsten Rechte brauchen. Als man unter ihnen allen Sinn für den Ruhm ihrer Ahnen, allen Sinn für Wissenschaft erstorben wähnte, spottete man ihrer Unwissenheit — lange schon befinden sie sich auf dem Wege zu ihrer literarischen Ausbildung, aber wir bekümmern uns nicht um sie und nennen

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 128.

4. Juni 1822.

Des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied Reise nach Brasilien, in den Jahren 1815 bis 1817, 2 Bände mit Kupfern und Charten.

Liebe zu den naturhistorischen Wissenschaften — eine edlere Passion, als die oft sich findende zu Soldatenspielereien, Jagd, Pferde und dergl. — trieb den deutschen Fürstensohn Maximilian von Wied-Neuwied über's Meer, durch ihre Lage, ihre Naturschätze, ihre jetzige politische Stellung, merkwürdige Länder zu erforschen, und so dem Heimatlande, Deutschland, einen neuen Quell für wissenschaftliche Fortbildung zu eröffnen. In die Fußtapfen des uns ehrenden Landsmanns, Alexander von Humboldt, wollte der Prinz treten, und das Ziel, welches er sich dazu wählte, war Brasilien, das reiche, gesegnete Land, das jetzt, wie die andern Länderstriche Americas, freier Entwickelung nach langer Nacht und langer Kindheit mit Riesenschritten entgegen eilt.

Geraume Zeit hielten den Prinzen die politischen Verhältnisse des europäischen Continents von seinem Vorhaben zurück. Endlich erschienen die Jahre vielfacher Hoffnungen, 1813, 14, 15. Nichts band den Wißbegierigen mehr. Er ging nach England und von da, während Europa noch einmal vor dem Mann bebte, der es so lange seinem Willen unterworfen hatte, und, als dieser Eine endlich für immer gefallen war, Gelegenheit bekam, die Wahrheit manches alten Sprüchwortes zu erproben, auf einem brittischen Fahrzeuge (dem Janus) nach der süd-westlichen Hemisphäre, wo eine andere Erde, ein anderer Himmelsbogen den Wanderer umfängt, wo andere Sterne seine Pfade beleuchten.

Glücklich langte Prinz Maximilian in Rio-Janeiro an, obschon die Reise nicht ohne Gefahren gewesen war. Damals residirte noch der seitdem in seine europäischen Staaten zurückgekehrte Beherrscher von Portugal in dieser Stadt; die Aengstlichkeit, mit welcher man sonst — als Brasilien noch ganz von Lissabon aus nur wie eine Domaine, gut, die Lücken des Schatzes zu füllen, betrachtet wurde — den Fremden in diesem Lande bewachte, ihm den Zutritt zu den berühmten Diamantgruben verwehrte, seine Tritte und Schritte beobachten ließ; diese von falscher Politik und Harpagons-Geist eingegebenen Maßregeln existirten nicht mehr. Seit der Thron der Braganza's, durch Napoleon in Europa erschüttert, zu unsern Gegenfüßlern sich geflüchtet, hatte man angefangen, das gesegnete Brasilien weniger stiefmütterlich zu behandeln, und mit gesünderen Ansichten war der Verkehr des Auslandes mit diesem Besitzthum der Krone Portugal minder beengt worden.

So hatte der reisende Fürstensohn, gleich andern vor und mit ihm zu gleicher Zeit gleichen Zweck Verfolgenden, die ungestörte Erlaubniß, die weitschichtigen Provinzen jener Gegenden nach Gefallen zu besichtigen; und was sich nun hier seinen Blicken Bemerkenswerthes in ethischer, geographischer und naturhistorischer Hinsicht darbot, gibt er, zurückgekehrt in's Vaterland, in vorliegendem Werke, mit jener Anspruchlosigkeit und Bescheidenheit, die immer wahrem Verdienste eigen und dessen Zierde ist, dem Publicum wieder; die rühmlichen Bemühungen der Verlagshandlung sorgten aber dafür, daß das Ganze äußerlich dermaßen erschien, daß es auch in dieser Hinsicht als eine Zierde unserer Literatur zu betrachten ist. *)

Wenden wir uns nun zu dem Inhalt dieses reichhaltigen Werkes.

Nach kurzer Einleitung schildert der Verf., Cap. 1, seine Ueberfahrt von England nach Rio-Janeiro. Cap. 2 ist der Beschreibung dieser Stadt, ihrer Umgebung und einigen Notizen über die Indier am St. Lorenz und die dem Reisenden nöthigen Anstalten zur weitern Landreise gewidmet. Durch die Liberalität der Regierung (die, wie oben gemeldet, von ihren früheren ängstlichen Ansichten abgewichen, jetzt nicht allein Reisen in das innere Land erlaubt, sondern oft sogar gelehrte Reisende thätig unterstützt) mit Pässen und Empfehlungsschreiben an die verschiedenen General-Capitaine der Districte versehen, reiste Prinz Maximilian, begleitet von ein Paar Landsleuten, den Herren Fellow und Freyreiß, die beide der Sprachen und Sitten des Landes kundig waren, von Rio-Janeiro nach Cabo-Frio ab. Außer den Genannten bestand das Gefolge aus zehn Bewaffneten, theils Jägern, theils mit der Wartung der mitgenommenen Maulthiere beauftragten, und was an Munition und Apparat zum Sammeln der Naturalien nöthig, führte die kleine Karawane in gehöriger Quantität bei sich. Cap. 3 schildert nun die Reise nach Cabo-Frio. Auf dem Wege dahin lernte der Verf.

*) Die vor uns liegende Ausgabe in gr. 4., mit herrlichen Kupfern und Charten, kann sich würdig den Prachtausgaben ähnlicher Werke der Engländer und Franzosen an die Seite stellen.

zuerst die große, wilde Pracht der americanischen Urwälder kennen. Die Serra de Inuà breitete sich in ungeheurer Vegetationsfülle vor seinen Blicken aus. „Diese Wildniß — erzählt der Reisende — übertraf alles, was sich meine Phantasie bis jetzt von reizenden, großen Naturscenen vorgestellt hatte. In die undurchdringlichen Schatten eines solchen Urwaldes eintretend, überfällt den Wanderer eine plötzliche Kälte, die dem Nordländer ein wahres Entzücken gewährt. Jeder Schritt bot uns eine neue Pflanzen-Merkwürdigkeit dar. Die colossalen Stämme dieser Waldungen, die von unzähligen Flechtenarten, zum Theil mit den schön-tingirtesten Blüthen bedeckt, durchzogen sind, — sind so hoch, daß oft die Flinten der Reisenden nicht bis zu ihrem Gipfel trugen, und deswegen mancher Schuß von ihnen vergebens nach in den obern Zweigen sich wiegenden Vögeln gethan wurde."

In Parati, einer Fazenda oder Landschaft, machten die Reisenden die erste Erfahrung, daß es in diesen Gegenden auch ungastliche Menschen gibt. Bisher überall gut aufgenommen, empfing man hier die Ankömmlinge sehr schlecht und reichte ihnen nicht einmal für Bezahlung die nöthigen Bedürfnisse, und als Prinz Maximilian dem ungastlichen Bewirther am andern Morgen sagte, er werde gegen den Prinzen Regenten in Rio-Janeiro zu rühmen wissen, wie sehr man hier die in den Empfehlungsbriefen ausgedrückte gütige Gesinnung der Regierung beherzige, erwiderte der darüber doch etwas betroffene Besitzer der Fazenda barsch: „Was geht mich der Prinz Regent an?" welches allerdings ein Zeichen ist, wie wenig Autorität das Gouvernement in jenem ausgedehnten Lande hat. In Cabo-Frio selbst machte der Verf. bei einigen dortigen Einwohnern nicht viel bessere Erfahrungen. Cap. 4. Reise von Cabo-Frio nach Villa S. Salvador dos Campos dos Goaytacasas. Die Wildheit und Störrigkeit der Maulthiere machte gleich beim Beginn dieses Weges den Reisenden viel zu schaffen. Den Seeküsten sich jetzt wieder mehr nähernd, schildert der Verf. das Leben und die Wirthschaft in einer brasilianischen Fischerhütte, woselbst die Karavane eine Nacht zubrachte. „In der Hütte, in welcher ich mich einquartiert hatte — berichtet Prinz Max — herrschte eine sehr dicke, gesprächige Frau mit etwas gelber Haut und sehr leicht bekleidet, die beständig, wie die mehrsten Weiber der niedern Classen in Brasilien, ihre Tabakspfeife im Munde hatte. . . . Als kaum der neue Tag in unsere mit Menschen überfüllten Hütten hereinschien, sagten die Fischer schon eifrig ihr Morgengebet und badeten dann ihre Kinder in lauwarmem Wasser, ein unter den Portugiesen gewöhnlicher Gebrauch." Ein großer gekochter Fisch ward zum Frühstück aufgetragen und schmeckte den Reisenden trefflich. In der Abtei St. Bento, die von den Wanderern nun erreicht ward, fanden sie eine zuvorkommende Aufnahme, und endlich in Villa St. Salvador anlangend, die an den südlichen Ufern des Paraïba liegt, erfuhren sie zuerst die große Neuigkeit von der Niederlage Napoleons auf den Feldern bei Waterloo, eine Nachricht, die, wie der Verf. sagt, in dortigen Gegenden viel Interesse erregte. Das folgende (5te) Cap. ist nun der Beschreibung von St. Salvador gewidmet, von wo aus der Verf. einige Streifzüge in die Gegend unternahm und dabei Gelegenheit erhielt, ein Paar eingeborne Volksstämme kennen zu lernen. (Dies waren die ersten eigentlichen Wilden, welche der Reisende sah, und er gibt über ihre Sitten, Lebensart, Gestalt u. s. w. ziemlich ausführliche Nachricht.) Cap. 6. Reise von St. Salvador zum Flusse Espirito-Santo. Die Puris (einer jener Völkerstämme, deren Bekanntschaft die Wanderer im vorigen Cap. machten) beweisen sich in diesen Gegenden oft feindselig, woran, wie der Verf. richtig bemerkt, die früheren und zum Theil noch fortdauernden Bedrückungen, welche sich die Europäer erlauben, viel Schuld sind. Daß diese Wilden auch zuweilen das Fleisch ihrer Feinde verzehren, fand sich hier auf mannichfache Art bestätigt, obschon sie selbst auf Befragen diese Abscheulichkeit stets leugneten. Cap. 7 schildert den Aufenthalt zu Villa Velsa, do Espirito-Santo und die Reise von da zum Rio Doçe. An den Ufern dieses Flusses leben die Botocudos, ein wildes, raub- und kampfbegieriges Volk, gegen welches man sich genöthigt sah, eine Art von militairischer Vorpostenkette zu ziehen; dem ungeachtet überfallen diese Menschenfleisch fressenden Wilden öfters Bewohner jener Gegenden, und besonders sind sie gegen die der europäischen Civilisation sich zuneigenden Indianer erbittert, weil sie diese für eine Art von Verräthern am Vaterlande halten. Die Mineiros oder Bewohner von Minas Garaüs werden als herzhafte und gute Schützen und als an den Waldkrieg gewöhnte Leute am liebsten zum Kampf gegen die Botocuden gebraucht. Cap. 8. Reise von Rio Doçe nach Caravellas, zum Flusse Alcobaça und nach Morro d'Arara am Mucuri zurück. Zu Villa Viçoza fanden die Reisenden im Gefolge des Onvidor oder Oberamtmanns, der mit zwei von der Regierung dahin geschickten Seecapitainen beschäftigt war, die Küste astronomisch aufzunehmen und eine Charte zu entwerfen, — 10 bis 12 junge Botocuden, deren auffallende Häßlichkeit der Verf. beschreibt, eine Häßlichkeit, die in diesem Augenblicke noch dadurch vermehrt ward, daß diese Wilden eben erst die Blattern überstanden hatten. Diese Krankheit, zuerst durch die Europäer in jene Gegenden gebracht, richtet mitunter schreckliche Verwüstungen unter den Söhnen der Wildniß an. Schaudern erregt es aber, wenn man liest: daß ein Pflanzer, um sich an den ihm feindlichen Tapuyas (allgemeine Benennung der Wilden) zu rächen, einst Kleider von am Pockengift Gestorbenen in die Wälder werfen ließ, in der Absicht, dadurch seinen Gegnern den Tod zu geben. Diese Abscheulichkeit gelang übrigens nur zu gut; die Wilden nahmen und brauchten die unheilbringenden Lumpen, und viele von ihnen kamen elend um's Leben. Auf dieser Reise hätte der Verf. bald das Unglück gehabt, seinen wackeren Reisegefährten, den Hrn. Freyreiß, zu verlieren. Derselbe hatte sich näm-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 129.

5. Juni 1822.

Wer ist Kollmanner? — und ein Wort über die Meinung.

Schon hatte ich die Dose eingesteckt, um auch aufzubrechen, da meine interessante Tischgesellschaft sich bereits verlaufen hatte, als zwei Fremde hereintraten und ein Dinée forderten. Sie nahmen Platz, knüpften sofort eine Conversation an, die etwas Verhandeltes vorauszusetzen schien, und ich hörte den Namen Kollmanner. Es traf mich wie ein Blitzstrahl. War doch über unsere couranten Artikel, Hohenlohe, Görres, Griechen ꝛc., der, vor Monaten so wichtige Name mir so fremde geworden, daß ich hoch auffuhr. „Daß muß ich hören" — sagte ich bei mir selbst — stand auf, langte nach dem der Stelle der Fremden am nächsten liegenden Zeitungsblatt, setzte mich, den Rücken ihnen zugekehrt, schloß die Augen, um ganz Ohr zu seyn. Es war französisch, was sie sprachen, der Eine sehr geläufig, der Andere in dem deutschen Uebersetzer-Dialect. Genug, diesen verstand ich am besten. Ich faßte ihn im Zusammenhange auf, als er sagte:

„In dem werthen Deutschlande ist es der Gebrauch, daß, wo irgend ein literarisches Meteor aufblinkt, sofort die Meinung zusammenströmt, um es zu begaffen. Und was bei Euch Eins ist, das ist bei uns eine Vielheit, unter einigen Dutzend Völklein nicht heimisch, nur im Miethzins herbergend; denn die Völklein selbst sind aller andern Meinung abgestorben, als der ihres materiellen Seyns. Die Repräsentanten der Meinung haben also keine Haltung im respectiven Boden, müssen daher mit ihren Individualitäten bezahlen, und da verfügt sich Alles in die unumgängliche Naturordnung vom Kinderkreise bis zu den Staatenpositionen: man parteiet sich, sucht und schließt Allianzen, contreminirt geschlossene, und die Personen fungiren, statt der Sachen. Ihr begreift also, Freund, daß das Schicksal der Meinung auf deutschem Boden enthalten ist in dem Schicksal der Parteien, oder der Factionen in der gelehrten Welt, und daß diese ihre Stärke minder von den Sachen, als von den Persönlichkeiten entlehnen. So z. B. prädominirte fast ein halbes Jahrhundert hindurch die Nicolaitische Faction, — ja, sie despotisirte; und einigermaßen möchte dies vorzüglich scheinen zu einer Zeit, wo Berlins Aufklärung über das Dunkel im übrigen Deutschland strahlte, wo es so erbärmlich war im Süden, daß man in Baiern noch Hexen verbrannte u. s. w. Seit dieser Faction haben aus den Trümmern sich eine Menge anderer gebildet, deren keine sonderlich Glück gemacht hat; eine jede aber nichts desto minder sich tummelt, um über ihre Concurrenten zu glänzen, sie entweder zu unterjochen oder zu ihrem Panier schwören zu machen, denn Neutralität wird nimmer gestattet. — Hieraus wird es Dir klar, von welcher Wichtigkeit die Personalitäten sind in dem Kampfe der Meinungen, ja sie sind die Batterien, auf welchen das grobe Geschütz aufgepflanzt und gegen welche es gerichtet wird. Gesetzt nun, eine Meinung werde aufgestellt; Niemand weiß mit ihr etwas anzufangen, bis nicht die Person daneben gestellt ist. Ist die Meinung nicht auffallend, erschütternd, eine andere Faction befehdend, so geht man ruhig neben ihr hin, bis etwa durch Zufall man auf die Person stößt; und unfehlbar wird sie dann aufgefaßt und von ihren Antagonisten abgeurtheilt. Ist sie aber Jenes, fühlt sich eine Faction verwundet, oder sumsen nur die Schüsse von ferne, sogleich ist Allarm im Lager, Jeder rapportirt in den öffentlichen Blättern, Jeder will pfiffiger ausgespäht haben, und dieses Rathenspiel ist eine Kurzweil, die dem Publicum oft Etwas zu lachen gibt. Mit dem allen, guter Freund, geht Zeit dahin, und so kommt's, daß eine Meinung, die man vermodert glaubte, auf einmal wieder aufersteht, mit dem durch Zufall entdeckten Sünder, und sogleich beginnt die offene Fehde. So ist's denn gekommen, daß der bereits vergessene Kollmanner wieder Lärm macht. Daß diese Strategie im Interesse der Factionen ist, begreifst Du. Kann man den Sachen nichts anhaben, so hunzt man die Personen; genießen diese einer consolidirten Achtung, so attakirt man ihre Sachen. Der ist ein Apollo, der z. B. ein Schulthema von der Person ausklaubt, dies conferirt und verbotenes darlegen kann, daß der Mann in seinen 50ger Jahren anders denkt und redet, als in seinem 15ten. — Und endlich, Freund, will's nicht fort mit den Sachen und Persönlichkeiten, so ist noch eine literarische ultima ratio, die vor kurzem noch auf einem berühmten Casino ihre Anwendung fand; denn geschont wird nicht, um so weniger, wenn's der Butter zum Brot, oder gar diesem gilt, es möchte denn seyn, daß dem Koryphäen das Herz sehr tief läge, bis auf den Boden der Leber, die, wie man sagt, der Sitz des feigen Geizes und der Verleumdungssucht ist."

„Aber," sagte der Andere, „es sind ja so viele hohe, herrliche Meinungen, z. B. aus den Zeiten der

Reformation, von Deutschland ausgegangen, und bei Eurer notorischen Immutabilität müssen diese doch über alle subalterne den Preis davon tragen."

„Nichts weniger, Freund," sagte der Erstere, „alle sind ein Opfer der Factionen geworden, weil keine im Boden der Völklein wurzelte, diese selbst ein Spielball jener Factionen sind, welche die Meinung ausbecken. Nur der edelsten Eine zu nennen, wo ist die des Protestantismus? Eine neue Brut erdrückt ihre Vorgängerinnen. Keine ist so absurd, die nicht eine Zeit lang Glück machte, wär's auch die, daß die jungen Demoiselles mit den jungen Herren auf Pistolen duelliren müssen. Das sind Lieblingsartikel für die Deutschthümler. Und noch sonderbarer, die Meinung wandert, wechselt von Völklein zu Völklein, tauscht von Heimat ꝛc. So z. B. haben die Brandenburger getauscht mit den Süddeutschen, Baiern, Schwaben; heute haben die Nicolaiten aus der Zeit des großen Friedrich ihr Feuer und Herd in München, Stuttgart ꝛc. und die Parteiisten des höchstseligen Max Josephs und Karl Theodors hausen in Berlin und banen an der Universität."

„Hm," sagte der Andere, „da werde ich confus über Eure Immutabilität."

„Bisweilen," ward erwidert, „bin ich es auch; vornehmlich kann ich nicht aufs Reine kommen über die Meinung des Mittelalters, die sich in alles mischt, ja sogar den Ultraliberalismus in ihr Costüm verkleidet, und beim leichtesten Berühren eines gothischen Schnörkels oder Mauerwerks im lauten Schrei auffährt."

„Das ist auch ein unverkennbares Zeichen," sagte der Fremde, „daß wenigstens diese Meinung tiefe Wurzel behalten hat, und da wundere ich mich, daß Manche dies nicht wahrnehmen und den lebendigen Keim zweckmäßiger pflegen. Sie dürften nur z. B. das Heiligthum der Sprache bewahren, die das Menschthum in ein halb Dutzend Natur-Kategorien apostrophirt, und Sprache ist ja bekanntlich die Basis aller Sitte und Meinung. Unmöglich ist's ja bei diesen Kategorien, daß je geborene Herren, geborene Knechte und geborene Mitteldinger aussterben. Und darauf beruht ja das ganze streitige Princip. Doch wieder auf den Kollmanner zu kommen und sein Wiederaufleben; hat der Mann sich so listig zu verstecken gewußt, daß man ihn allererst so spät aufgefunden hat, und hat's denn auch diesmal seine ganze Richtigkeit mit der Person?"

„Diesmal unstreitig," sagte der Erstere, „große Staatsmänner bürgen dafür. Kollmanner steht nun an der Sonne neben seiner Broschüre, und man irrt gar nicht über ihn."

Hier war es mir unmöglich in meiner Position zu bleiben; ich fuhr auf vom Stuhl, rannte den Redner an mit wahrscheinlich stierem Auge, stotterte — Er wandte sich gravitätisch gegen mich, sein Nebenmann fing an zu fisteln, ich ward confus, bat um Entschuldigung, „möchte den Kollmanner doch bitten zu kennen, habe so lange vergeblich Jagd gemacht auf die Person, habe —"

„Nun, mein Herr," sagte der Fremde, „das Stück Wild ist aufgenommen. Wollen Sie sich der Meute anschließen; sie jagt in der Allgemeinen Zeitung; ich hetze nicht mit."

Wie ich da wegkam, weiß ich selbst nicht; zum Lesecabinet sagte es mir zu. Wer ist Kollmanner? fragte ich beim Eintritt. Da lesen Sie ihn sich selbst heraus, hieß es, auf die Allgemeine Zeitung zeigend. Ich las dann, verstand nichts, mischte mich in die debatirenden Cirkel, und aus einem nahm ich nicht mehr mit, als aus dem andern, da nach altem literarischen Brauch man in dem Grade hoher Geist ist, als man die Meinung eines Andern, wäre sie auch noch so vernünftig, bestreiten, seine eigene durchsetzen kann, wäre sie auch brav abgeschmackt.

Die Begebenheiten dieses Tages beschlafen, war wohl das gescheiteste, und das brachte der Abend mit sich. Am andern Tage musterte ich meine Aufzeichnungen im Lesecabinet unter den streitenden Parteien; die Allgemeine Zeitung darneben. Dabei incommodirte mich der Wurm, den mir der verkappte Deutsche ins Ohr gesetzt und, so erbittert ich auch gegen diesen Schänder meiner National-Ehre war, fand ich mich doch mit seinem Geschwätz im Gedränge, und unwillkürlich mußte ich ihm beim Geschäft meiner Musterung Gehör geben.

Nach logischen Distinctionen ergab es sich nun, daß die Gewitterwolken von puren Personalitäten schwanger waren. Kollmanner, heißt es, ist Dr. L.; Dr. L. ist der Chatoul-Pensionair eines Hofes; als ein solcher, muß er das Organ seiner Regierung seyn. Ergo die ..... Regierung hat sich durch ihn ausgesprochen, und dafür wird sie in der Allgemeinen Zeitung mitgenommen. In meinem Beruf als Kritiker distinguire ich. Die affirmirende Person in der Allgemeinen Zeitung soll ein gewandter fungirender Diplomat seyn, der seines Kollmanner's so gewiß ist, daß er seine Entdeckung allen Höfen officialiter mittheilt, sein Freund P. sie dem Publicum durch Einsendung zur Allgemeinen Zeitung kund macht. Diese Autoritäten respectire ich unbedingt. Es bleiben mir also die Sachen und diese um so mehr, da mir jener deutsche Renegat den Kopf etwas verwirrt hat. Welche Bewandniß hat's mit jenen feinen diplomatischen Prämissen und Consequenzen, und wie möchte jener Renegat sie auffassen, denn er mußte Gründe haben, daß er nicht mitjagen wollte? Vielleicht stellte er die Frage so:

Ist der Chatoul-Pensionair consequent mit sich selbst? — und so dies; ist er consequent mit dem Geiste seiner Regierung? Wäre er ersteres nicht, so wäre er sehr verdächtig; wäre er gar das zweite nicht, so könnte er unmöglich Kollmanner seyn. Und wäre er es dennoch, so müßte er einen Geniestreich haben auslaufen lassen, dessen ähnliche zwar nicht außer aller Wirklichkeit wären, die immer jedoch nur dem Genie

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 130.

6. Juni 1822.

Fastes civils de la France depuis l'ouverture de l'assemblée des notables. Tome second. Assemblée constituante. Paris 1822.

Aus den Reden der jetzt *) triumphirenden Partei in der franzöſ. Deputirtenkammer, läßt ſich nur allzu deutlich ihr eigentlicher Zweck errathen; zwar wird derſelbe von den geſchickteſten unter dem Anſcheine der Liebe zur Ordnung verborgen; allein andre ſind nicht ſo umſichtig und erklären gerade heraus, daß ſie das Gegentheil und den Umſturz von allen Einrichtungen verlangen, welche ſeit der franzöſ. Revolution die Grundlage des Staatsgebäudes ausmachen, und in die Nationalſitten übergegangen ſind. Alſo ſtatt einer völligen Gleichheit der Bürger vor dem Geſetze verlangen ſie, die Volksmaſſe ſolle wieder in Klaſſen abgetheilt werden, und von dieſen Klaſſen ſollen die Obern Vorrechte vor den andern haben, und dieſelben blos durch die Geburt fortpflanzen. Statt der Gewiſſensfreiheit ſoll wieder ein herrſchender Kultus vorhanden ſeyn, und alle diejenigen, die dieſem nicht huldigen wollen, ſollen höchſtens als Sectirer und Ketzer geduldet werden, aber auch weiter keine Anſprüche auf Theilnahme an Staatsgeſchäften haben. Statt der als Staatsgrundſatz anerkannten Preßfreiheit, wollen ſie ein Mittelding einführen, das zwar den Namen Preßfreiheit beibehalten, aber im Grunde dieſelbe zerſtören ſoll; ſtatt einen freien unabhängigen Stand unter den europäiſchen Staaten zu behaupten, wollen ſie ſich denjenigen Mächten unterordnen, die nach eben demſelben Zwecke zielen als ſie, und von denen ſie im Nothfalle unterſtützt zu werden hoffen. Statt der wichtigen Gleichheit der Erbſchaftstheilungen, ſollen die ſeit 30 Jahren abgeſchafften Vortheile der Erſtgeburt wieder eingeführt, und dadurch der Weg zu unveräußerlichen Beſitzthümern gebahnt werden. Statt einer, unter Aufſicht des Geſetzes ſtehenden, den Bedürfniſſen des Kultus angemeſſenen Geiſtlichkeit, ſoll eine geiſtliche von dem Geſetze beinahe unabhängige Klaſſe eingerichtet werden, und zwar aus regelmäßigen und unregelmäßigen Geiſtlichen; ſogar auch die, durch ein ausdrückliches Geſetz abgeſchafften Ordensgelübde ſollen wieder erlaubt, und ſtatt blühender, von kleinen Landeigenthümern bewohnten Dörfern, reichlich ausgeſtattete Klöſter geöffnet werden; endlich, ſtatt einer freien und vollkommnen Volksrepräſentation, möchten ſie die ſo unvollkommnen alten Generalſtaaten wieder einſetzen, oder ſogar dem Throne eine unumſchränkte Gewalt verſchaffen. Noch ein wichtiger Punct bleibt ihnen übrig, nämlich das Zernichten der Nationalgüter. Die Unerſchrockenſten unter ihnen meinen, auch damit würde es allmählich wohl gehen, und ſie hoffen noch dahin zu gelangen, den ganzen Verkauf der Nationalgüter als nichtig zu erklären, und wenigſtens dem alten Adel ſeine Güter wieder zu verſchaffen. Indeſſen ſehen die Klügern unter ihnen doch wohl ein, daß die Ausführung eines ſo weitausſehenden Projects an außerordentlich großen Schwierigkeiten ſcheitern würde, und daß die Wiederherſtellung jener Güter nicht einmal mehr möglich ſeyn würde, da ſie ſeit dem durch mancherlei Hände gegangen und dergeſtalt geändert und zerſtückelt worden ſind, daß man Mühe haben würde, ſie wieder zu erkennen. Dieſe Klügern denken ſich alſo mit einer Vergütung zu begnügen, die ſie, wie es heißt in der nächſten Seſſion fodern wollen, und die ſich auf 25 oder 30 Millionen Franken belaufen ſoll. Mit einem ſolchen Schatze, mit der Macht, die ſie in Händen haben, und mit den Stellen und Penſionen, die ſie ſich geben laſſen, könnten ſie ſich dann allenfalls über die Revolution tröſten, zumal da ſie vor 10 Jahren gewiß nicht die geringſte Ausſicht hatten, irgend etwas von allen dieſen zeitlichen Gütern zu bekommen; bringen ſie dann ferner alle ihre übrigen eben genannten Vorſchläge in Ausübung, ſo glauben ſie ſich auf's zukünftige wider ähnliche Zufälle geſchützt. Jener Zuſtand, woran ſie ſo ämſig arbeiten, und wovon bereits ſeit gegenwärtiger Seßion ein kleiner Theil daſteht, wird nicht mehr die alte Regierungsform ſeyn; denn dieſe war durch die Municipalrechte, durch die Rechte der Provincialſtände und durch manche Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit beſchränkt, die doch nun einmal verloren ſind. Es würde etwas ſchlimmeres an die Stelle der alten Form kommen, nämlich eine neue Form, in welcher der Thron von Adelichen und Geiſtlichen umlagert ſeyn, und die Volksmaſſe zu einem unbelebten Körper werden würde, mit

*) Dieſer Aufſatz iſt während der gegenwärtig beendigten Sitzung von 1821 zu Ende des April in Paris von einem dort lebenden Deutſchen geſchrieben. Bekanntlich hatte die rechte Seite in dieſer Sitzung beſtändig die Oberhand und ſetzte alle Geſetzvorſchläge des neuen Miniſteriums durch. Daß dieſer Aufſatz aus dem Geſichtspunct der äußerſten linken Seite geſchrieben, wird der Leſer bald bemerken. Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte.

D. R.

welchem die den Thron umringenden beiden Klassen schalten und walten würden, wie es ihnen gut dünkte.

Es entstehen hier zwei Fragen, nämlich erstens: sollte es wohl möglich seyn, eine so große Staatsumwälzung ins Werk zu setzen, und zweitens: wie läßt sich dieses Rückwärtsschreiten in Frankreich wohl erklären? Auf die erste Frage muß die Zukunft antworten; die gegenwärtige Zeit kann nur Vermuthungen hegen, und diese sind freilich den Unternehmungen der Ultras nicht günstig. Die Liberalen weissagen ihnen täglich in der Deputirtenkammer, daß sie es nicht weit bringen werden, da sie den Nationalgeist der Franzosen empören, und nicht einsehen wollen, daß alle die Einrichtungen, die sie so unvorsichtigerweise umstürzen wollen, nicht zufällig entstanden, sondern eine nothwendige Folge des stets verbessernden Zeitgeistes sind, welcher Staatsverfassungen nach den Bedürfnissen des jetzigen Geschlechts, nicht aber nach dem Sinne der halbbarbarischen Vorzeit haben will. Leider ist die Bahn gebrochen und das Werk begonnen; die Ultras thun täglich einen Schritt weiter, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, obschon ihnen bei jedem Schritte zugerufen wird: haltet ein, oder ihr lauft Gefahr, euch zu verirren, und die ganze Staatsmaschine in Verwirrung zu bringen. Bleiben sie hier und da in ihrem Unternehmen stille stehn, so geschieht dieses blos, weil sich Hindernisse einfinden, die man nicht vorhergesehen, oder die sich nicht so leicht beseitigen lassen, als man geglaubt hatte; daß Frankreich aber wirklich von den Ultras mit der Zerstörung aller aus der Revolution entstandenen Staatsverbesserungen bedroht sey, daran kann es nicht den geringsten Zweifel mehr hegen, seitdem gegenwärtige Session der beiden Kammern begonnen hat. Es muß sich also einer neuen Staatsumwälzung gewärtigen, die zwar nicht so plötzlich statt hat, als die erste, aber eben so bedeutend zu werden droht. Die Vertheidiger des Bestehenden, wenn sie consequent in ihren Grundsätzen seyn wollen, müssen sich nothwendig wider diese Ultras aussprechen, die augenscheinlich die in Frankreich bestehende Ordnung der Dinge einreißen wollen, um eine nicht bestehende an die Stelle zu setzen, und noch dazu wider den Willen des Volkes, dem die seit langer Zeit genossenen Einrichtungen theuer und lieb sind, und welches sich dieselben nicht ohne Widerstand entreißen läßt. Die freisinnige Partei in Frankreich ist fest überzeugt, daß der Sieg der Ultras keine Dauer haben wird; vermuthlich kennen sie den Volkssinn besser als ihre Gegner, die wirklich sich um die öffentliche Meinung wenig zu bekümmern scheinen und ohne die geringste Rücksicht auf dieselbe, an ihrem Zerstörungsplane fortarbeiten. Daß sie keine Popularität dabei gewinnen, läßt sich leicht vermuthen. Sie haben in der jetzigen Session nicht die geringste Verminderung der Staatsausgaben vorgeschlagen, und fast ohne Berathung in alle Foderungen eingewilligt, welche die Minister an die Kammern gethan haben, dagegen die freisinnige Partei vom Anfange bis zum Ende des Budgets zu Gunsten des Volkes gesprochen, und auf's kräftigste sich allen unnöthigen Ausgaben und Auflagen widersetzt hat. Welche von beiden Parteien dadurch populair wird, ist einleuchtend; und übt die Regierung bei den, nächstens statt habenden Wahlen keinen unrechtmäßigen Einfluß aus, so läßt sich leicht vorhersehen, daß die Nation keine Ultras, sondern Freisinnige zu ihren Stellvertretern ernennen wird. Dadurch wird freilich noch wenig gewonnen werden; denn nur ein Fünftel der Kammer wird jedesmal erneuert, und die Ultras und Ministeriellen machen nunmehr die zwei Drittel derselben aus; also wenn alle übrigen Umstände dieselben bleiben, so wird die Majorität doch immer noch das Ultrasystem befolgen. Dies führt auf die zweite Frage; wie es nämlich zugegangen sey, daß das System des Zurückschreitens in Frankreich habe an die Tagesordnung kommen, oder mit andern Worten, daß die Ultras die Oberhand erhalten haben können. Um sich dieses zu erklären, muß man in der Geschichte sich nach der Entstehung der französ. Revolution umsehen; hier stößt man auf eine Schwierigkeit in Betreff der Wahl des Geschichtschreibers. Lacretelle der jüngere, welcher die erbärmliche Gewandtheit gehabt hat, unter drei ganz verschiedenen Regierungen in Frankreich als pensionirter oder besoldeter Geschichtschreiber sich anstellen zu lassen, hat auch neulich eine Geschichte der assemblée constituante herausgegeben, die mit seinen vorigen Schriften nicht sehr im Einklange steht, aber von den Ultrablättern außerordentlich herausgestrichen, dagegen sie in den Reden der freisinnigen Deputirten als ein feiles, verläumderisches Machwerk dargestellt worden ist. In dieser vorgeblichen Geschichte nun werden die berühmten Männer, welche am meisten zu der Verbesserung der französ. Staatseinrichtungen, und zur Abschaffung der unerträglichen Misbräuche der alten Regierungsform beitrügen, als revolutionäre geschildert, welche den Staat über den Haufen werfen, und nichts als lauter Unordnung hervorbringen wollten. Unstreitig ist dies eine jämmerliche Ansicht der Dinge; allein sie stimmt völlig mit derjenigen einer beträchtlichen Partei überein, welche durch die Abschaffung der Misbräuche und der verrosteten Vorrechte, ihre Hauptquellen der Bereicherung verloren hat. Diese zahlreiche Schar fühlt das dringendste Bedürfniß, die Sachen wieder auf den alten Fuß zu setzen, damit sie, und nur sie allein, wieder zur Wohlhabenheit gerathen.

Ein freisinniger Schriftsteller, H. Pagès, einer der Mitarbeiter am Courrier français hat geglaubt, die Begebenheiten von einer ganz andern Seite betrachten zu müssen; auch er hat eine Geschichte der assemblée constituante geschrieben, aber nicht wie Lacretelle, um die Gunst einer Partei zu erhalten, sondern um der Wahrheit Steuer zu zollen, und die redlichen Absichten der Männer, welche aus wahrer Vaterlandsliebe zur Verbesserung der alten mangelhaften und nicht mehr zulänglichen Staatseinrichtungen beitrugen, ins gehörige Licht zu setzen. H. Pagès zeigt, daß sobald als Frankreich begann, seine Regierungsart umzugestalten, sich bei

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 131.

7. Juni 1822.

Briefe aus Karlsruhe über den Badischen Landtag an den Herausgeber des Lit. Conv. Bl.

Erster Brief.

Mit Vergnügen, mein verehrter Freund, werde ich Ihnen, nach Ihrem Verlangen, Nachrichten über unsern gegenwärtigen Landtag mittheilen. Ich habe volle Gelegenheit, seinen Gang von nahem zu beobachten, und dabei kein anderes Interesse, als jenes der Wahrheit. Auch freut es mich zu sehen, daß Sie — wohl mit den Besseren der Nation — fortwährend Ihre Liebe den landständischen Dingen zuwenden, und also gleich weit entfernt sind, von denjenigen, welche — weil sie die wahre Bedeutung der repräsentativen Verfassung nicht kennen, — dieselbe mit unpatriotischer Gleichgültigkeit betrachten, wie von den Andern, welche von einem, wie sie meinen, sehr hohen politischen Standpunct herab, jene Verfassung geringschätzig beurtheilen und gerne um allen Kredit bringen möchten. Nichts kann wohl einseitiger seyn, als solche Verachtung der landständischen Wirksamkeit, so wie sie allerneuest in dem Bericht des Freiherrn von X. an den Prinzen von ... ausgesprochen worden. Zwar ist es nothwendig, selbständig nach außen, und schön, des angestrengtesten Ringens werth ist's, eine große, mächtige Nation zu seyn. Wenn aber der Preis, den wir dafür zu zahlen hätten, in dem Verlust der inneren Freiheit bestünde, wenn wir zur Uneingeschränktheit der einheimischen Regierung flüchten müßten, um äußere Gewalt von uns abzuwehren, oder um selbst mächtig nach außen zu seyn; so hätten wir blos ein Uebel gegen ein anderes, gleich großes vertauscht, oder hätten vielmehr den Zweck aufgeopfert, um des Mittels willen. Doch selbst zu dem Ziel der politischen Größe kann nichts uns sicherer und schneller führen, als eben die repräsentative Verfassung, die man zu verachten sich getraut, sie, die trefflichste Erzeugerin und Erzieherin edler Kräfte und dem Vaterland ergebener Bürger. Oder wie! Sollten wir darum die landständische Verfassung geringschätzen, weil sie bis jetzt noch nicht alles bewirkte, was sanguinische Hoffnung von ihr erwartet hatte? Ist's nicht schon viel und von unschätzbarem Werth, daß wenigstens ein Keim gelegt ist, der nur der Zeit und einiger Gunst der Umstände bedarf, um segensreich sich zu entfalten? — Wird nicht diese Verfassung selbst das Volk wie die Regierung zur politischen Reife heranziehen? — Und sind nicht jetzt schon, in den paar Jahren ihres Bestehens, viele wohlthätige Einsetzungen durch sie in's Leben gerufen, viele Mißbräuche und Gebrechen abgeschafft, viele Wunden geheilt worden? — und besteht endlich nicht ihr größter Segen in dem was sie indirekt und unscheinbar, durch Verhinderung des Bösen bewirkt? — Schon das bloße Bestehen der Landstände — abgesehen von ihrer wirklichen Thätigkeit — ändert den Geist wie den Ton der Regierung, und zwingt Minister und untergeordnete Beamte, an Gesetz und Recht zu denken. Doch zur Sache.

Unter viel freundlicheren Vorbedeutungen als es im J. 1820 geschehen, eröffnete sich unser gegenwärtiger Landtag. Den ankommenden Deputirten — und diesesmal war nicht davon die Rede gewesen, auch nur einen einzigen entfernt zu halten — gingen die Regierungsglieder mit Vertrauen, viele mit Herzlichkeit entgegen; die Hoffnung, viel Gutes und Fruchtbringendes in der — wie man voraus verkündete — wahrscheinlich langdauernden Sitzung dieses Jahres zu Stande zu bringen, wurde allenthalben ausgesprochen; nirgends eine Spur von Scheu oder Argwohn; ein splendid eingerichtetes Local für die zweite Kammer (der Museumssaal) mit Tribunen, welche geräumig genug für ein zahlreiches Publicum sind (die erste Kammer muß sich jedoch noch mit ihrem alten beschränkten Local in einem Privathaus begnügen), dabei die erfreuliche Veranstaltung, daß die den landständischen Verhandlungen (zumal der zweiten Kammer) gewidmeten Artikel der Karlsruher Zeitung der Redaction eines diesem Geschäft nicht nur gewachsenen, sondern auch wohlgesinnten Mannes (des Legationsrathes von Dusch) übergeben worden — vor allem andern aber die Persönlichkeit der diesmal gewählten Regierungscommissarien und der Geist der gleich anfangs dem Landtag vorgelegten Gesetzentwürfe — berechtigten die Freunde der Constitution zu den frohsten Erwartungen, und erregten auch im Volk wieder eine erhöhte Theilnahme an den landständischen Dingen.

Der Landtag von 1820 hatte den Wünschen der Vaterlandsfreunde kein Genüge geleistet, zwar ohne seine Schuld, wie aus der Geschichte der Verhandlungen deutlich hervorgeht; aber das Volk beurtheilt eben die Sachen blos nach den Wirkungen, die ihm fühlbar werden, und vergleicht die Kräfte mit den Hindernissen nicht. Eine allgemeine Lauigkeit für die repräsentative Verfassung ließ sich spüren, und ein Kleinmuth, welcher nothwendig auch auf die Volksvertreter selbst überzugehen drohte.

Wo diese standhaft und freudig wirken sollen, da müssen sie des Vertrauens und der Liebe des Volkes gewiß seyn. Wenige nur sind der Idee so innig ergeben, daß sie dieselbe verfolgen, ob auch, neben dem Haß von der einen, Miskennung und Gleichgültigkeit von der andern Seite drohen, und die Begeisterung für's Gute erstirbt allzuleicht, wo sie nicht Nahrung findet in gleichgestimmter Begeisterung Vieler. Dazu kam, daß man ein Bestreben der Regierung zu erkennen glaubte, sich der Hauptmänner der Kammer durch Gunstbezeugungen zu versichern. So flößte es zumal Bedenken ein, daß der H. v. Liebenstein, anerkannt unter den trefflichen Deputirten der trefflichste, in's Ministerium als geheimer Referendair berufen und mit dem Orden geschmückt worden. Mehrere andere Deputirte — wie Kern, Duttlinger, v. Clavel, Eisenlohr u. a., auch in der ersten Kammer der Freiherr v. Baden und der Prälat Hebel — hatten theils größere und kleinere Ordenszeichen, theils höhere Dienstcharakter und Besoldungszulage erhalten, welches das Volk, in solchen Dingen stets aufmerksam und mistrauisch, bei Einigen als Merkmal der Zufriedenheit mit dem bisherigen Betragen, bei andern als Ermunterung zu einem wohlgefälligen Betragen für die Zukunft ansah. Die obenerwähnten freundlichen Erscheinungen beschwichtigten jetzt großentheils solche Besorgnisse, und da der edle v. Liebenstein selbst als Regierungscommissair in den Kammern auftrat, und neben ihm in gleicher Eigenschaft auch der geheime Referendair Nebenius, dessen Name allen Guten theuer ist, wieder erschien, so ward hieraus geschlossen, daß die Häupter der Regierung, den Grundsätzen der Opposition beigetreten, und das unglückliche Mistrauen gegen die Liberalen verschwunden sey. In solcher Voraussetzung ließ sich dann allerdings ein segensreicher Erfolg der Landtagsverhandlungen, ob auch weniger Kampf und weniger Kraftreden, erwarten; indem, wenn die Regierung den billigen Wünschen der Volksvertreter, den Forderungen des Zeitgeistes willfahrend entgegenkömmt, die Opposition theils keinen Gegenstand mehr findet, theils unpopulär wird. Wirklich athmeten die Eröffnungsreden des Großherzogs und die seines Principal-Ministers, des Freih. v. Berstett den echt liberalen und constitutionellen Geist, und besonders bedeutsam und erfreulich erklang aus dem Munde des Letzten das Anerkenntniß der innern Ruhe Deutschlands, des festen, biedern, besonnenen und treuen Charakters der deutschen Nation, und, darunter mit Auszeichnung des badischen Volkes erwähnte. Solche Erklärungen, eine feierliche Lossagung von den ..... Ansichten enthaltend, konnten nicht anders als besänftigend wirken, und verfehlten auch ihres Endzweckes nicht. Ueberhaupt machte die edle, imponirende Feier des Eröffnungstages, der gleich würdevolle als väterliche Ton der vom Thron gesprochenen Rede, die ernste Eidesformel und das männlich kräftige: „Ich schwöre!" der neu eingetretenen Mitglieder einen tiefen Eindruck auf jedes Gemüth. Eine solche Eröffnungsscene allein wäre schon hinreichend, den Verächter landständischer Verfassungen zu bekehren und ihm den Unterschied anschaulich zu machen zwischen einem badischen und manchem andern Landtag. Er sähe da die lebenskräftige Erscheinung der schönsten staatsrechtlichen Idee, Regierung und echte Volksrepräsentation, wechselsweis eine die Würde der andern und jede die Erhabenheit der eigenen Stellung anerkennend, zur gemeinsamen Berathung der vaterländischen Interessen vereint, den edelsten Ausdruck unserer großen Zeit.

Als Präsident der zweiten Kammer hatte bei diesem feierlichen Act, so wie in den vorbereitenden Sitzungen der Vogt Zembrodt von Altensbach fungirt, durch sein Alter zu dieser Ehrenstelle berufen, ein schlichter Bauersmann, aber von sehr hellem Blick und dem treuherzigsten Charakter, allen Deputirten werth, und trotz dem Schnee auf seinem Haupt noch voll Wärme für Vaterland und Recht. Es war ein gleich bedeutungsvoller als rührender Anblick, diesen ehrwürdigen, dem Volk ganz eigenthümlich angehörigen Greis in seiner anspruchslosen ländlich-edlen Haltung an der Spitze der Volksrepräsentation zu sehen. Ich gestehe Ihnen, lieber B., daß mir dabei Thränen in die Augen traten, und ich sah derselben auch sonst noch in mehr als einem Auge glänzen.

Gleich darauf schritt die Kammer zur Wahl ihres bleibenden Präsidenten für die diesjährige Sitzung. Eine große Zwiespalt der Ansichten ward dabei kund. In der Sitzung von 1820 war der Deputirte, Dr. Kern, fast durch Stimmeneinhelligkeit zum Präsidenten erwählt worden. Auch hätte er das Präsidium mit Würde, Umsicht und ausgezeichneter Geschäftskenntniß geführt. Gleichwohl war die Mehrzahl der Deputirten ungeneigt, ihn wieder zu erwählen; nicht eigentlich aus einem seine Person, sondern aus einem den jüngsten Landtag betreffenden Grund. Das Volk nämlich hatte vielstimmig sein Misfallen kund gethan, über die wegen des Budgets damals zu Stande gekommene Transaction. Die Umstände dieser Verhandlung mit allen für und wider ihr Resultat streitenden Gründen, sind Ihnen gewiß nicht unbekannt, und liegen auch dem Publicum, sowohl in den Protocollen der Kammer als in darüber erschienenen Beurtheilungen (wie insbesondere im Hermes Nr. X) ganz unverhüllt vor. Es ist daraus klar, daß optima fide für die eine wie für die andere Ansicht mochte gestritten werden, und daß eine Misbilligung der Sache statt finden mag ohne irgend einem Tadel der Person, welche dieselbe vertheidigte oder durchführte. Daher nahmen auch die für Dr. Kern freundschaftlichst und achtungsvollst gesinnten Deputirten keinen Anstand, ihre Wahlstimme einem Andern zu geben, weil sie dadurch nur ihr Misfallen an der Sache, keineswegs an der Person kund zu thun wußten, und weil es sich hier mehr um einen Ausdruck der politischen Tendenz als um Bezeugung einer persönlichen Hochachtung und Liebe zu handeln schien. Indessen ward es gleichwohl schwer, eine entschiedene Majorität zu Gun-

sten eines andern Candidaten zu bestimmen, und so geschah es, daß drei Deputirte, nämlich Förenbach, Winter von Karlsruhe und v. Gleichenstein mit nicht sehr verschiedener Stimmenzahl (nämlich mit 37, 31 und 22 Stimmen) zur Präsidentenstelle vorgeschlagen wurden. Der erste erhielt die Bestätigung des Großherzogs, und alsogleich kehrte die während des Wahlgeschäfts gestörte Harmonie der Kammer zurück. Alle drei Candidaten genießen die wohlbegründete Achtung sämmtlicher Deputirten; ob Einer oder der Andere aus ihnen den Präsidentenstuhl bestieg, er war Allen willkommen und geehrt.

In der ersten Kammer hatte der edle Markgraf Wilhelm den Präsidentenstuhl, nach dem Willen des Großherzogs, abermal eingenommen. Aber er verließ ihn wieder, zur allgemeinen Betrübniß, weil eine Kränklichkeit ihn dem Geschäftsdrang zu entfliehen und die ländliche Ruhe auf einem seiner Güter zu suchen nöthigte. Man hofft und wünscht mit ungetheilter, herzlicher Sehnsucht seine baldige Rückkehr. An seiner Stelle nahm jetzt der zweite Vicepräsident, der Freiherr von Baden den Vorsitz, welchen er auch schon öfters 1820 und immer mit Beifall geführt hatte. Der erste Vicepräsident, der Fürst von Fürstenberg war gar nicht erschienen auf dem Landtag, und auch von den übrigen Standesherren hatte kein Einziger sich eingefunden, was, bei dem noch unerledigten Artikel 14 der Bundesacte, zu verschiedenen Betrachtungen Stoff gab.

Gleich nach Eröffnung des Landtags ward in beiden Kammern eine sehr lebhafte, und wegen ihres Gegenstandes hochwichtige Discussion gepflogen. Sie betraf zwar nicht eigentlich ein landständisches, sondern ein kirchliches Interesse; aber mit Recht wurde behauptet, daß, bei der innigen, zumal positiven Verbindung des Staats mit der Kirche, alle großen Interessen der letzten es auch zugleich für den ersten, und daher der Aufmerksamkeit und Verhandlung des Landtages mit nichten entzogen seyen. Die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg war dieser Gegenstand; und es schien, als habe ein feindseliger Genius denselben absichtlich, zur Störung des eben sich bildenden freundlichen und vertrauensvollen Verhältnisses der Kammern und der Regierung, in die Mitte geworfen; gleichwie auch im J. 1819 und 1820 solche störende Zufälle statt gefunden (im J. 1819 nämlich das unmittelbar vor Eröffnung des Landtags von der Regierung verkündete Adelsedikt — welches nachmals zurückgenommen ward — und im J. 1820 die Nichteinberufung mehrerer Deputirten — wovon man hernach gleichfalls wieder abging). Es verlautete nämlich, es werde von dem Großherzog — welchem das Ernennungsrecht für die erste Besetzung des erzbischöflichen Stuhles eingeräumt ist — nicht der bisherige Bisthumsverweser, von Wessenberg, auf welchen doch, bei der unter der Geistlichkeit des Landes gehaltenen Umfrage, die entscheidenste Stimmenmehrheit gefallen war, sondern ein dem römischen Hofe gefälliger Prälat zu dieser hohen Kirchenwürde berufen werden. Die wohlgesinnten Katholiken erschraken heftig über diese Nachricht nnd erblickten in dem Verlust ihres edlen Kirchenvorstehers zugleich den Verlust der bisher so muthig und ruhmvoll von ihm und von der Regierung behaupteten Selbständigkeit ihrer Kirche, und gleichsam das Signal einer wiederkehrenden römischen Tyrannei. Sie konnten sich — wenn sie des früher von dem Großherzog erlassenen Manutenenz-Decretes gedachten — keine andere Ursache der nunmehr eingetretenen entgegengesetzten Tendenz vorstellen, als die bösen Einflüsterungen der ränkevollen, im Finstern schleichenden Feinde Wessenberg's und der guten Sache. Eben darum, glaubten sie, würde ein nachdrückliches Wort, aus der Mitte der Volksrepräsentation und aus dem Mund der katholischen Deputirten ertönend, von heilsamer Wirkung seyn können; als vollkräftige Widerlegung der dummen und boshaften Ohrenbläser, als unverwerfliches Zeugniß für den Wunsch des Volkes und für die unter den Katholiken vorherrschende Liebe der gesetzmäßigen Kirchenfreiheit. Sie hofften, durch solches freimüthige Wort selbst dem Fürsten einen willkommnen Dienst zu erweisen, da nichts für ihn wichtiger seyn konnte, als die Kenntniß der wahren Stimmung der Katholiken, deren Kirchenhaupt zu ernennen er zwar zur Zeit das Recht, jedoch zugleich die Pflicht und das politische Interesse hat, nur einen ihnen Wohlgefälligen zu ernennen. Die an den Großherzog zu erlassende Dankadresse schien nun die beste Gelegenheit darzubieten, solche Gesinnungen auszusprechen, und es fanden darüber in beiden Kammern wiederholte Debatten statt, wovon ich Ihnen in meinem nächsten Briefe das merkwürdigere mittheilen werde.

57.

Bemerkungen über Verskunst.

(Beschluß aus No. 116.)

XVII.

Ausdehnung der bisherigen Bemerkungen auf gereimte Jamben.

Die Schwierigkeiten der Gleichklangverhütung mindern sich in Ansehung der Endsylben, wenn die fünffüßigen Jamben gereimt, vermehren sich aber durch den Umstand, daß nun Reimklänge nöthig werden. Zugleich entsteht die Nothwendigkeit, andre Töne zu verhüten, nicht nur

1) bei den langen Nachbarsylben des Reimes, nämlich bei der, die in derselben Zeile vor und bei der, die in der folgenden nach ihm unmittelbar steht, sondern auch

2) was den fortgesetzten Reimwohlklang belangt, bei dem folgenden neuen Reimtone, indem dieser mit dem vorigen nicht verwandt seyn darf. Dazu kommt

3) die ganze Lehre von der ächten Beschaffenheit gereimter Verse, was die Reime überhaupt betrifft, wenn man sie betrachtet, entweder

a) als die Gewänder der Gedanken, oder
b) als Tonverwandte, oder endlich
c) als Verzierungen der gebundenen

Rede, mit genauerer Beleuchtung des Reizes, den sie gewähren können, im Falle sie gehörig beschaffen sind, nicht in Ansehung der Reimklänge, was zu b gehörte, sondern der Reimwörter, diese lediglich als Redetheile angeseh'n.

Aber die Entwickelung aller dieser Puncte erfoderte ein ganzes Buch. Ich breche demnach hier ab, und sage nur Weniges über den letzten Punct c, indem ich dadurch zugleich dasjenige Versprechen erfüllen kann, welches ich oben (in der Anmerkung bei V) unseren Schiller betreffend, leistete.

Nämlich, zwei Wörter, welche einen Reim bilden sollen, müssen, wie ich anderwärts auszuführen denke, Redetheile unterschiedener Art, oder, sind sie gleiche Redetheile, wenigstens unterschieden seyn entweder durch Geschlecht, oder durch Beugung, oder durch Grad, oder durch irgend eine andere Eigenschaft.

Ganz gleiche Redetheile, zu Reimen gewählt, bleiben, in ihrer Alltäglichkeit, fern von dem Reize des Unerwarteten, den doch Reime gewähren sollen. Welcher geschmackvolle Leser oder Hörer kann sich jetzt noch befriedigt fühlen durch Reime, wie

Liebe — Herz — Sonne
oder — oder
Triebe — Schmerz — Wonne

und ähnliche, zumal wenn diese Wörter sogar nicht durch Biegung verschieden sind! Wer sieht nicht den bekannten Reim schon von fern kommen, wie den Regen aus der getrübten Wolke!

Gerade darum ist die Reimerei der mehrsten Franzosen, denen aber freilich auch viele Deutsche nachahmen, so unerträglich; denn die Franzosen scheinen das zusammenreimen ganz gleicher Redetheile sich als Regel gewählt zu haben. Einer der besten unter ihnen, Lebrun, in seinem Trauerspiele Marie Stuart (Zweite Auflage, Paris, 1820) hat z. B. (S. 19) diese Reimzeilen:

„Et quand même, milord, j'eusse pu m'y *soumettre*,
Quel équitable arrêt pouvais — je m'en *promettre?*
Parlez; n'est-ce donc pas ce même *parlement*
Qui fut de Henri huit le servile *instrument*
Que sans cesse ou a vu, dans toutes vos annales,
Livrer au souverain ses volontés vénales:
Parler comme se taire, absoudre ou *condamner*,
Selon l'ordre secret qu'on daignait lui *donner;*
Et soumettant Dieu même à l'humaine *puissance*,
Changer sous quatre rois quatre fois de *croyance?*
Je veux bien toutefois que ce noble *sénat*
Ne cherche que la gloire et le bien de *l'état;*
Je veux même de vous croire ce qu'on *récite*,
Que du royaume seul l'intérêt vous *excite*,"

So geht es gewöhnlich weiter, und zwar fast bei allen Franzosen ohne Ausnahme.

Gerade hier entdeckt sich einer der größten Vorzüge unseres allzufrüh heimgegangenen, kraftvollen Schiller. Den Reiz, welcher aus der Verschiedenheit der Redetheile für den Reim entspringt, hat der so Kunsterfahr'ne gewiß gekannt; denn seine kraftvollsten Reime behaupten fast alle immer diesen Vorzug. Nur einige Beispiele, lediglich doch als Muster für die Reimredetheile, zum Schluß, so wie zu einiger Würze dieser Bemerkungen! Zuerst jene wunderherrliche Stelle von den Lippen Maria's (Theater IV S. 106):

„Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seyd nicht dieser Königinn unterthan."

Dann dieses geistreiche Räthsel „das Fernglas" (Gedichte II S. 224):

„Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug,
Ihm ist ein Augenblick genug!"

Endlich aber jene tiefgefühlten Verse Beatricens (Theater III S. 516):

„Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu schauen,
In keine Heimat sehn' ich mich zurück,
Der Liebe will ich liebend mich vertrauen,
Giebt es ein schön'res als der Liebe Glück,
Mit meinem Loos will ich mich gern bescheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden."

XVIII.

Schlußverwahrung.

Stets und unwandelbar diese, wahrlich nicht leichten Regeln für die Reime und Verse alsbald allgemein beobachten zu sollen, würde, zumal in Verbindung mit andern, nicht zu vernachlässigenden Vorschriften, in der That eine Sklavenlast für neu angehende Dichter seyn. Also wird kein billiger Mann es gleich in ganzer Ausdehnung verlangen. Aber wünschen, ja verlangen, darf auch der billigste, daß alle Dichter, wenigstens die Quellen der mechanischen Vers- und Reim-Vorzüge in einiger Ausdehnung klar kennen. Dann werden auch die jüngern Dichter sogar, die Mehrzahl ihrer Verse und Reime bald nach den strengeren Kunstvorschriften modeln. — Die Musenzöglinge würden dadurch die Zufriedenheit des Verstandes und des Ohres zugleich befördern — Dinge, welche doch gar nicht zu verschmähen sind.

Stufenweises Gewöhnen an die strengen Vorschriften kann weiter und weiter, kann endlich zu jenen Kunstfertigkeiten führen, welche zum Bilden der guten Verse und der ächten Reime unumgänglich nothwendig sind. Sie scheinen ein wichtiges Gut für alle, welche nun einmal nicht Verse, nicht Reime überhaupt, sondern gute Verse, gute, auch dem Geiste willkommene, Reime zu erlangen wünschen —

Gerade das Mechanische vorzüglich erfodert, weil die Natur nicht überall ausreicht, gebieterisch, Sorgfalt und Fleiß. Handgriffe werden nicht angeboren. — Mag das herrliche Füllen, Genie genannt, noch so wenig Neigung zur Schule haben; ohne das Begehren der kalten Roßbändiger wenigstens einigermaßen zu befolgen, wird es, bei aller Kraft, stets minder zierlich einherschreiten, als ein zwar bedächtiges, doch auch kraftvolles Roß, dem die Bändiger nicht ganz unwillkommen waren. Sie wollten ihm ja nicht den prachtvollen Schweif, nicht die schmückende Mähne beschneiden; sie wollten ihm nur die Füße stärken sowol als auch regeln zum reizenderen, frohern, sichern Gange.

Kroneisler.

Literarische Notizen.

— Von Lord Byron ist schon wieder eine neue Tragödie in England angekommen. Man weiß noch nichts näheres darüber, als daß sie auf eine deutsche Erzählung gegründet ist, die man in England bereits kennt. Auch die Memoiren Byrons sind theilweise mehreren begünstigten Personen vorgelesen worden. Es soll darin mehr von Gefühlen, Empfindungen und Meinungen die Rede seyn, als von Abenteuern und Thatsachen.

— In London erscheint ein neues französisches Journal unter dem Titel: Le Musée des varietés littéraires. Das Conv. Bl. wird darüber näher Bericht geben.

— Ueber Lord Byrons Poesien enthält die neueste Nummer des Edinburgh Review einen meisterhaften Aufsatz, den wir unsern Lesern nächstens in einem Auszug mittheilen werden.

— Die Auszüge aus Casanovas Memoiren, welche in der Urania für 1822 standen, sind im new Monthly Magazine übersetzt. Eine vollständige englische Uebersetzung dieser Memoiren, von welchen in der deutschen Bearbeitung des Hrn. W. von Schütz (nach dem Original-Manuscript) so eben der zweite Theil fertig geworden, ist angekündigt.

Hofe eine Partei entspann, welche alle constitutionellen Einrichtungen zu hintertreiben, dem Könige Mistrauen gegen sein Volk einzuflößen und ihn von der Bahn abzulenken süchte, worauf er nach dem Rathe der weisesten Staatsmänner sich selbst versetzt hatte. Diese Partei handelte lange im Verborgenen, säete Zwietracht und Unruhe aus, machte, daß der Hof dem Volke verdächtig wurde, erregte dadurch Zwiespalt zwischen Regierung und Regierte und Stockung in der Staatsmaschine; und als dieser verborgene Clubb endlich sah, daß in Frankreich kein Heil für seine gefährlichen Umtriebe mehr zu hoffen wäre, flüchtete er sich in die Fremde, schlug dort sein Hauptquartier unter mächtigem Schutze auf, und fuhr fort, von da aus dem constitutionellen Geiste der französischen Regierung entgegen zu arbeiten, und trug leider dadurch zu dem Sturze des Thrones bei, welches freilich nicht die Absicht dieses Clubbs gewesen, aber bei seinem blinden Eifer, der allzuleicht vorher zu sehen war, zumal da andrerseits eine revolutionäre Partei, die aber mit der constitutionellen nichts gemein hatte, rastlos an die Untergrabung des königl. Throns arbeitete. Ob dieser Clubb wirklich eine so ausgebreitete Wirkung gehabt hat, als Hr. Pagès es darzuthun sucht, läßt sich wohl nicht bündig beweisen, daß er aber einmal sehr nachtheiligen Einfluß auf den constitutonellen Gang der Dinge in Frankreich geäußert, ist außer allen Zweifel. Eben so gewiß ist es, daß der Clubb, den die Begebenheiten 20 Jahre lang außer Thätigkeit gesetzt hatten, sich wieder vereint hat, sobald als die königl. Familie zurückgekommen war, und daß er sein Daseyn durch das Protestiren wider die Verfassungsurkunde beurkundet hat. Unzähliges Unheil hat diese Partei über Frankreich gebracht, um ihren Plan zur Wiederherstellnng der uneingeschränkten Macht in Ausführung zu bringen. Ihren Umtrieben ist es zum Theil zuzuschreiben, daß die Polizei so wenig Widerstand leistete, als im J. 1815 Bonaparte wieder in Frankreich ans Land stieg, und den königl. Thron umstieß. Wahrscheinlich ist es, daß sie sich seitdem noch fester als zuvor mit dem Auslande verband, und auf dessen Unterstützung rechnete. Das Decazes'sche Ministerium that ihr eine Zeitlang Einhalt; allein es hatte nicht Ansehen genug, um sich aufrecht halten zu können, und handelte auch nicht aufrichtig genug, um die Unterstützung des Volks zu verdienen. Dem geheimen Clubb ward es also nicht schwer, diese einzige Schranke über den Haufen zu werfen. Zwar genoß Decazes der persönlichen Zuneigung des Königs, allein man benutzte schlau die traurige Begebenheit des wieder den Herzog von Berry begangenen Meuchelmordes, um diese Zuneigung zu zerstören; seitdem dies einmal gelungen, und Decazes seines Einflusses beraubt war, hatte der Clubb oder die Partei, wie man sie nennen will, freien Spielraum; und alles, was sich seit der Zeit ereignet hat, beweißt hinlänglich, daß sie günstige Gelegenheit, und die Zeit sehr schlau benutzt hat. Es ist in Frankreich allgemein bekannt, daß sie mehrmals entschlossen gewesen ist, die gesammte Verfassung über den Haufen zu werfen, und mit einem Male die völlig uneingeschränkte Gewalt wieder einzuführen. Die ausschweifendsten Ultrablätter, die sehr vorlaut die Geheimnisse ihrer Partei auszuschwazen pflegen, haben noch neulich, bei Gelegenheit der kleinen Pariser Unruhen wegen der Predigten der Missionarien, ganz unverholen gerathen, man sollte doch endlich einen großen Staatsstreich wagen, und nicht mehr so furchtsam mit der Revolutionspartei umgehen. Kein ministerielles Blatt hat über diesen Rath, der doch wahrlich revolutionärer ist, als alle revolutionäre Umtriebe, den mindesten Unwillen geäußert; kein königlicher Anwald hat diese Blätter vor Gericht gezogen. Der Nation kann dieses stillschweigend aufgenommene Dringen auf Staatsstreiche unmöglich entgehen, und auch bei dem festesten Zutrauen auf die Redlichkeit der Regierung kann sie doch den Gedanken nicht unterdrücken, daß wenn jene Partei etwas stärker, oder die Regierung etwas schwächer würde, es um die Aufrechthaltung der Verfassungsurkunde übel bestellt seyn würde.

Dies ist eine Gefahr, die man sich im Auslande eben so wenig verhehlen darf, als in Frankreich. Die geringste Unterstützung, die jener Partei von außen her zu Theil werden würde, könnte das Gleichgewicht der Staatskräfte in Frankreich auf eine furchtbare Weise stören, und die schädlichen Folgen dieser Störung könnten auf diejenigen, die aus unüberlegter Zuneigung zu der uneingeschränkten Gewalt die contre-revolutionäre Partei in Frankreich unterstützten, zurückfallen, und gerade das Gegentheil der bezweckten Wirkungen hervor bringen. Denn wer die französische Nation genau kennt, muß überzeugt seyn, daß sie nicht geneigt ist, die seit 30 Jahren errungenen und genossenen Staatseinrichtungen aufzugeben, und sich, anstatt vorwärts zu schreiten, rückwärts führen zu lassen. Bei einem so aufgeklärten wiewohl etwas leichtsinnigen Volke läßt sich ein ähnliches Unternehmen zwar beginnen, aber nicht vollführen.

52.

Des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied Reise nach Brasilien, in den Jahren 1815 bis 1817.

(Fortsetzung aus No. 128.)

Cap. 10. Reise von Caravelles nach dem Rio Grande de Belmonte. Gegen das Ende des folgenden Monats (Juli) verließ Prinz Max. Caravelles wieder, um die Ufer des Belmonte zu besuchen. Obschon man sich gerade jetzt in der Mitte des sogenannten Winters befand, so gab es doch Tage, wo die Hitze wahrhaft drückend war. Krankheiten grassirten übrigens sehr unter den Landesbewohnern, die Fremden, deren Constitutionen mehr an die doch mitunter eintretende Kälte (vergleichbar der bei uns zuweilen im November herrschenden) gewöhnt waren, widerstanden besser. Jenseits des Prado, und von dem Quartel da Cucho (einem gewissermaßen militairischen Vorposten, errichtet zur Sicherung vor den Wilden, bei dem indischen Dörfchen Cramemoan,) nördlich an der Meerküste hinauf reisend, fand der Vers. eine trockene, hohe Fläche, ein Campo wie man dort sagte, das den Namen Jaûassema führt, und die Stelle seyn soll, wo nach der Tradition, die von den ersten europäischen Besitznehmern dieser Gegenden, gegründete Stadt Insumcoma (auch Jaûassema genannt) gestanden hat, die später, so wie St. Amaro und Porto Sequro noch manche andere Niederlassung von den um wohnenden Anthropophagen, verwüstet wurden. (Southey's History of Brasil und die Corografia Brasilica, geben umständliche Nachrichten von diesen in der Mitte des 16ten Jahrhunderts sich zugetragenen Dingen. Die Aymores oder jetzigen Botocuden, zerstörten damals noch mehrere Ansiedelungen am Ilhers oder St. Georgs-Fluß und trieben ihr Unwesen so lange, bis der damalige Gouverneur jener Gegend, Mendo de Sa, alle seine Kräfte zusammenraffte und sie in ihre Urwälder zurückjagte.) Zu Jaûassema soll man übrigens noch Stücke von Backsteinen, Metalle und ähnliche Gegenstände finden, welche denn — wie der Verf. bemerkt — die einzigen und ältesten Monumente der Geschichte von Brasilien sind, da über die Zeit der europäischen Einwanderung hinaus, sich nichts an dieser ganzen langen Küste findet, was das Daseyn von irgend einiger Civilisation beurkundete. „Die rohen Bewohner dieser Länderstriche, hinterließen nicht — fährt der Reisende fort — wie die Tultekischen und Aztekischen Völker in Mexico und Peru, Denkmäler, welche die Nachwelt noch nach Jahrhunderten beschäftigen; mit dem nackten Körper des rohen Tapuyas, welchen seine Brüder in die Grabhöle versenken, verschwindet sein Gedächtniß von der Erde und es ist für

die künftigen Geschlechter gleich bedeutend, ob ein Botocude oder ein Thier der Wildniß die Wälder durchstrich."

Die Schilderungen, welche der Verf. von St. Cruz und der Villa Belmonte gibt, zeigen, wie sehr hier alles seinem Verfall sich nähert. Beide Orte sind bis zur größten Erbärmlichkeit hinabgesunken, und die seit einigen Jahren mit den Botocuden errichteten Verträge, vermöge welchen ein leidlich freundschaftliches Verhältniß mit diesen Wilden eingeleitet ist, haben noch nicht vermocht, den gesunkenen Wohlstand dieser einst ziemlich blühenden Pflanzörter wieder zu heben. In den von dem Rio Belmonte durchströmten Waldungen, haben übrigens die gefürchteten Botocuden ihren Hauptsitz. Deswegen wagte man auch früher nur äußerst selten den Strom aufwärts zu schiffen; nur einzelne, kühne Abenteurer versuchten das mißliche Unternehmen. Jetzt, nachdem mit den mehrsten Stämmen dieser Wilden bessere Verhältnisse eingetreten sind, geschieht die Befahrung des Stromes auch öfter und obschon noch immer einzelne Horden der Botocuden, alle Vergleiche verschmähend, im offenen und heimlichen Krieg gegen die Ansiedler beharren, ja sogar dasselbe gegen ihre friedlicher gesinnten Stammgenossen thun: so hat man doch am südlichen Ufer des Belmonte eine Straße nach Minas-Novas hinauf durch die Urwälder geführt, die indeß so schlecht angelegt und unterhalten ist, daß sie der Communication nur wenig nützt. Ja bei der Stadt Belmonte findet sich auch noch eine besondere Raçe von civilisirten, christlichen Indiern, die man Menrins heißt, die sich aber selbst Camacans nennen. Früher wohnten sie höher am Fluß hinauf, zogen sich aber, von ihren Feinden, den Paulisten (Urbewohnern der Capitania von St. Paulo), vertrieben, in diese Gegenden, wo sie mit der Raçe der Neger vermischt, jetzt als gute Soldaten, Fischer und Pflanzer sich nützlich machen. Ihre frühere rohe Lebensart haben sie ganz verlassen und ihre Ursprache verschwindet nach und nach auch unter ihnen.

Obschon der Aufenthalt in Belmonte keineswegs gesund und namentlich das Jahr 1816, wie die Einwohner versicherten, dort besonders reich an Epidemien war, so blieb der Prinz doch einige Zeit daselbst und bereiste von da aus (Cap. 11.) die Ufer des Belmonte und des Prado, wobei er denn Gelegenheit erhielt, die berühmten und furchtbaren Botocudos näher kennen zu lernen, unter welchen er sogar eine Zeitlang verweilte. Den 17ten August 1816 schiffte sich der Verf. mit seinem Gefolge auf 2 Canots ein, mit dem Entschluß, den Belmonte hinauf wo möglich bis nach Minas das Land zu untersuchen. Ausgezeichnete Naturschönheiten und mancher botanische und zoologische Fund, belohnten die Mühen und Gefahren dieses Weges und ein Verweilen von mehreren Tagen bei dem Destacamento dos Arcos (einem kleinen militairischen Posten an dem Ufer des Belmonte) verschaffte den Reisenden die lange gewünschte Gelegenheit, einige Stämme der Botocuden, die hier herum lagerten, genauer kennen zu lernen. Ein Verdruß mit dem, in Abwesenheit des Fähndrichs das Detaschement commandirenden Corporal, hatte gerade als der Verf. ankam, die wilden Söhne des Waldes bewogen, sich tiefer in die Wildnisse zu ziehen. Geschenke, Versprechungen und eigner Vortheil führten sie aber bald zurück und der Prinz fand nun, daß diese Wilden am Belmonte lange nicht so feindselig und ungesellig sind, wie ihre Stammgenossen am Rio Doçe, ja daß sogar sich hier unten ihnen schon die ersten Anklänge einiger Gesittigung zu zeigen beginnen, indem Einzelne anfangen, das rauhe Jägerleben gegen das mildere der Pflanzer zu vertauschen; freilich aber auch oft wieder Rückfällen in's alte faule und ungebundene Seyn unterliegen. Weiber und Männer dieses Volkes gehen völlig unbekleidet; ihre Muskelkraft ist außerordentlich und die unter ihnen herrschende Sitte, sich die Unterlippen und Ohrlappen zu durchbohren und selbe dann mittelst hineingepreßter Holzpflöcke und Scheiben bis zur höchsten Ungebühr zu verlängern, gibt ihnen ein wahrhaft grausenhaftes Ansehn. Gefräßigkeit ist übrigens ein Hauptzug im Charakter dieser Wilden und der Reisende hatte oft Gelegenheit zu sehen, wie ihnen alles feil ist, um nur momentane Befriedigung ihres fortwährenden Heishungers zu erlangen.

Mit reichlichen zoologischen und botanischen Ausbeuten kehrte endlich der Verf. gegen Schluß des Decembers 1816 — nach mehreren Ausflügen, deren nähere Erwähnung uns hier der Raum verbietet, — abermals in die Villa de Belmonte zurück, womit dann der erste Band dieses interessanten Werkes schließt, dessen beigegebene Kupfer und Karten, wie Eingangs bereits erwähnt, durch ihre Schönheit und Sauberkeit, dem Ganzen zu ungemeiner Zierde gereichen und die Sorgfalt der Verlagshandlung rühmen.

2ter Band. Cap. 1. Ausführlicheres noch über die Botocuden erhält hier der Leser in einem eigenen, der Beschreibung dieses Volks gewidmeten Paragraphen, das wir aber hier ohne weitere Berührung übergehen müssen, da die folgenden Capitel uns noch so manchen Stoff zu Erwähnungen geben.

Cap. 2. Reise von Rio Grande de Belmonte zum Rio dos Ilhéos. „Der Aufenthalt am Flusse Belmonte — sagt der Verf. — und in den Urwäldern, hatte in mir den Wunsch erweckt, einen neuen Schauplatz aufzusuchen; man traf daher alle nöthige Anstalten, die Reise nordwärts fortzusetzen und meinem Plane gemäß, quer durch die Waldungen bis zu den Grenzen von Minos Geraes zu dringen. Einen willkommenen Reisegefährten erhielt ich in Hrn. Charles Fraser, der bis zum Ilhéos mit mir gleiches Ziel hatte." Auf diesem Wege lernte nun der Verf. außer mehreren mehr oder minder bedeutenden Pflanzstätten, Stromgebieten und Naturerzeugnissen einen Ueberrest des alten, eingeborenen Stammes der Aymoré's kennen, die an den Ufern der Flüsse Ilhéos und Itasype sich angesiedelt hatten und von der Regierung daselbst nicht allein Land, sondern auch Wohnhäuser, eine Kirche und einen Geistlichen erhielten. Mit der jungen Colonie hatte es indeß nicht fortgewollt. Die Guerens (so nannte man hier die Aymorés) starben nach und nach bis auf einen einzigen alten Mann und einige alte Weiber aus, und die gleichfalls hierher verpflanzten Küstenindier wurden nach andern Niederlassungen gezogen, welche indeß kein viel günstigeres Geschick hatten. Den alten Mann, Capitain Manoel genannt, welcher der letzte Rest der Guereus war, fand der Verf. noch vor und überzeugte durch diese Bekanntschaft sich von der Wahrheit der schon früher von andern Reisenden aufgestellten Vermuthung, daß die Guereas oder Aymoré's eigentlich mit zum Stamme der Botocuden gehören, mit denen sie auch fast eine und dieselbe Sprache, ja früher auch die Sitte gemein hatten, sich, wie diese, Ohren und Mund durch eingezwängte Holztafeln zu verunstalten.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Druckbesserungen in den Bemerkungen über Verskunst XVI, Nr. 116, S. 464.

Sp. 1, Z. 19, statt: „männlichen Sylben erfordert", muß es heißen: nämlichen Sylben erfodert.
= 34, = „Den Jambenton" muß es heißen: Der Jambenkor
= 11 v. u., hinter Kor ein ,
= 2, = 3 v. o., statt: „umsäuselt", umlispelt
= 18, = = muß vor dem Worte „zusammenwürfelt" ein — stehen.

allein, nimmer vernünftiger Weise einem Andern könnten aufgebürdet werden. Das ist's, und das will überlegt seyn, und zwar nach der Ordnung.

Ein Genie aus dem tiefen Norden gelangt auf seinen Durchzügen an den Sitz jener in der A. Z. angeschwärzten Regierung, widmet ihr seine Feder in kritischen Umständen und verdient sich eine Pension. Eben die Feder schreibt das süddeutsche Manuscript, und ob sie dadurch ihre Pension verwirken konnte, bleibt bei mir unentschieden. Eben die Feder soll als Kollmanner fungiren, und da erscheint sie im directen Widerspruch mit dem süddeutschen Manuscript. Dies erkennt der kritische Leser beider an. Immerhin ist dies die Sache dieser Feder; genug ist es, in den Voraussetzungen erscheint das Genie in beiderlei Schriften nicht consequent mit sich selbst, und der erste Satz wäre aufs reine gebracht. Es folgt der zweite:

Kollmanner erklärt sich als abgesagter Feind der Repräsentativ-Verfassung. Seine reine Regierung ist notorisch für dieselbe eingenommen; der Regent hegt die Lieblings-Idee, diese Form in seinem Staate möglichst auszubilden; beide wünschen und streben, sie in allen Staaten Deutschlands eingeführt zu sehen, werden deshalb von den Gegnern dieser Staatsform nicht günstig angeschaut. Ergo: Kollmanner ist durchaus nicht consequent mit dem offenen Geiste seiner Regierung. So ist der zweite Satz aufs reine gebracht.

Endlich, ist Kollmanner dennoch die Person des Chatoul-Pensionairs, so bleibt der Geniestreich auf seiner Rechnung allein, und ob er abermals die Pension verwirkt, gebührt nicht mir zu entscheiden. Klar ist also auch der dritte Satz.

Nach diesen Distinctionen hätte der berühmte Diplomat ins große Weiße geschossen, dabei in der Uebereilung eine Blöße gegeben, die im Geiste hellsehender Cabinette seinen unverhohlenen Zwecken schnurstracks schaden muß. Nudum inspice: worauf anders kommt es ihm an, als den vom hohen Standpuncte unter sich nur klein gesehenen Staaten der niedern Ordnungen im deutschen Bunde wohlmeinend zu rathen, es sich nicht beigehen zu lassen, dem Daseyn der materiellen Präponderanz ein moralisches, die Materie aufwiegendes Princip entgegen zu stellen. Und diese, durch alle diplomatische Zierathen durchschimmernde Blöße enthüllt diese so herabgesetzten, so reprimandirten Cabinette der Mühe, die Kollmannersche Person der Ehre irgend einer Aufmerksamkeit zu würdigen, viel weniger noch sie mit einer der aller achtungswürdigsten, großsinnigsten Regierungen in Beziehung zu stellen.

So dünkt mich möchte jener Renegat raisonniren; und sind in unsern debattirenden Zirkeln wohl einmal ähnliche Meinungen geäußert worden, so hatte ich die Meinige einstweilen hinausgesetzt, und zum guten Glück, wie es scheint. Denn da tritt ein Stuttgarter Bürger *) auf und straft die Gesammtheit der Diplomaten, der Zeitungen, der debattirenden Lügen. „Besser als ihr Alle, weiß ich's," sagt er; „wer anders könnte der Kollmanner seyn, als ein verkappter Aristokrat; denn wie könnte es je einem Manne im Volke, am wenigsten dem Schreiber für Süddeutschland, beikommen, Constitutionen zu lästern? Ein echter, geborner Aristokrat ist's, der so etwas ausspricht, das glauben Sie, meine Herren, und ein routinirter muß es seyn, der bei Constitutionen die Hand im Spiele gehabt und der Willkür verfängliche Reservate vorbehalten hat, die es ihm an der Zeit scheint, ins Werk zu stellen, wie heut zu Tage bei den Nachbarn."

Die Wendung ist nicht so übel. Mag der Bürger vielleicht seinen Aristokraten im Sinne haben? Es scheint so aus manchen Andeutungen, die denen ein Fingerzeig seyn mögen, die das Terrain kennen. Und, um mich Exoten darin zu orientiren, will ich einmal mein kritisches Talent auf die Probe stellen. Nach den Regeln der Kunst fängt man an bei der Form.

Der Bürger führt sich ein in der Sprache der Salons; wäre er lieber sofort bei seiner natürlichen geblieben, in die er sich bald hingerissen fühlt, denn mit den Brocken, die man auf dem Paradies in der Komödie erhascht, reicht man nicht einen Bogen lang aus. Von seinen Prosopopäien ist ihm die eine vollkommen geglückt: ein spiesbürgerlicher prinzlicher Oheim; die andere gänzlich misrathen: sein prinzlicher Kannegießer. Wie dieser, bei Verbildung aller Vorstellungen, dennoch einen wohlgedachten Ueberblick der Kollmanners-Theorie, als ein Katechismus-Pensum, hersagen kann, ist mir unerklärbar. Allein ich abstrahire von den Fictionen und lasse dem Bürger das Wort, das ihn echt personificirt. Also zu den Sachen.

Der Bürger legt sein politisches Glaubensbekenntniß ab. S. 101, Spalte 2, mit den Worten:

„Es ist so viel Bewegung in der civilisirten Welt, und bei weitem nicht blos in unserm Deutschland, oder nur in Europa — schon zu Tage getreten, daß die minder mächtigen Fürsten ihre in jeder Wagschale schwer ziehende Kräfte zusammen zuhalten, und in der Liebe ihrer Völker, in ihrer nimmermehr zu steigernden Aufklärung und in Herstellung ihrer Staats-Oekonomie nur täglich noch mehr neue zu sammeln sich berufen finden können, um sie zu besitzen, wenn eine gebieterische Zeit fordert."

„Ich übersehe dabei nicht, daß die Fürsten eifrig auf industrielle und commercielle Thätigkeit ihr Auge richten sollen, damit die deutschen Völker die Verfassung des d. Bundes liebgewinnen."

Besagt denn das Pensum des prinzlichen Kannegießers ein Wort, eine Sylbe, einen Sinn, einen Gedanken mehr oder minder als obiges Bekenntniß? Wie gerathen doch da die Zwei in Streit! Das erläutert mir die Erinnerung an den deutschen Renegaten; es kommt dem Bürger ohnfehlbar nur auf lautere Persönlichkeiten an, und da er Contrasten nachspürt in den Sachen, so muß er unbedingt eine angesehene, unerreichbare Person in Petto haben, die er herabsetzen will. Es muß also — um mit dem letzten Worte des Bürgers zu reden — diese Person ihm irgendwo durch den Sinn gelaufen seyn, da denn der Groll ihn kann gehindert haben, die Darstellung der Meinungen seines präsumtiven Gegners im rechten Lichte zu beschauen, und er, im Eifer des Grolls vielmehr, sie blindlings durchlaufen haben mag. Da kann's denn freilich nicht fehlen, daß man beim Schoppen in Consequenzmachereien verfällt, wie sie dem Spiesbürger geziemen. Denn mit seiner Logik möchte ich es unternehmen, zu erweisen, daß der erhabenste Spruch, wie er je aus eines Weisen Munde gegangen ist, die einzige Basis aller möglichen völkerbeglückenden Verfassungen, — daß dieser Spruch offenbar „einen im Solde der großen Mächte stehenden Mann" verräth „der die materiellen Fesseln abstreifen will." Ich würde sagen: behaupten, daß alle Welt, jede Stadt, jedes Dorf, jede Familie sich selbst regieren, Justiz, Polizei, Finanz, Schule, Kirche selbst verwalten soll ꝛc., dies hieße, gerade zu die Unterthanen, zum Aufkündiger alles Gehorsams auffordern, Rebellion, Revolution ꝛc. predigen *). Ich wette

*) Ein periodisches Blatt. S. dessen Nr. 25.

*) (Anmerkung des Redacteurs.) Wir vermuthen, daß hier eine Anspielung gemacht wird auf die 1815 erschienene Schrift: Die Idee der Staatsverfassung, und um dem Leser Licht zu geben, rücken wir eine Stelle ein, die beziehend ist. In der Vorrede S. 7—9 heißt es: „Der Bürger soll gebildet werden — — durch Lehre — in den Volksschulen, die den Menschen, als Menschen, aus sich selbst herausbilden; in den Berufsschulen, die den Menschen zum Bürger und bürgerlichen Gewerbe bilden; in Staatsschulen, die dem Bürger Urtheil geben

was man will, die ganze weite Beamtenwelt pflichtete mir bei, wenn nicht mit dem Munde, doch mit dem Herzen. Und spricht das Herz, so ist eine jede, auch die verrückteste Consequenz in Autorität. Denn wie würde es bei dem Spruche des großen Staatsmannes mit der Beamtenwelt werden, um die sich alles zu drehen scheint! Und, sagte Jener, von der Föderativ-Verfassung redend: „jede Verfassung ist, was man aus ihr zu machen weiß;" — so würde ich daraus den Schluß zu ziehen wissen, „daß er die Fürsten wegjagen und die Republik einführen wolle," und ich hätte die ganze Hofwelt auf meiner Seite.

Ich finde mich nach diesen Prämissen schon mehr erleuchtet über die Personen, und S. 102 werde ich mit dem Bürger bekannter. Klar faßt sein Groll irgend Jemand auf, der ihm einmal entgegen war, in seinem eisernen Vorsatz, die alte würtembergische Constitution, trotz aller ihr beiwohnenden moralen und materiellen Unmöglichkeiten, mit den Accessorien der Reichsstädte, der neu erworbenen Länder, eines niedern, eines hohen Adels ꝛc. dennoch zu verfechten. Einem hochstehenden, im eignen Lichte glänzenden entschiedenen Verdienst ist schwer beizukommen. Einigen Stellen im Kollmanner ließen sich andere Stellen in den jenem beigemessenen Schriften anzwängen: wie wär's, diese Person unterzuschieben, sie dem Zorn der großen Mächte Preis zu geben und zugleich dem freisinnigen Gouvernement verdächtig, dem constitutionell gesinnten Publicum verhaßt zumachen? Von der dreifachen Schnur müßte doch wohl Ein Strang halten, und an den Einen ist's genug, um den Mann zu hängen, der aus einer alten Constitution eine neue zu machen mitwirkte.

Das Alles mag in einem entbrannten Gehirn auflodern, mir will's nicht in den Sinn, und, indem ich meine kritischen Abstractionen noch einmal über die Capelle gehen lasse, finde ich sie probehaltig, und der Stuttgarter Bürger hat wohl den Kollmanner um vieles weiter vorbeigeschossen, als der Diplomatiker. Bessere Rapports müssen mir eingehen und zwar von qualificirten Ausspähern; Kannegießer aller Farben haben den Credit bei mir verloren. Und am Ende, was liegt denn an der Person, die Sachen bleiben an sich wichtig genug. Und wäre Alles Tand, was Kollmanner an den Tag bringt, so hat er in mir, dem warmen Anhänger des Repräsentativ-Systems, doch die Idee erregt, daß es nun an der Zeit ist, dem unbedingten Zujauchzen ein Ziel zu setzen, daß geistiger Kampf seyn muß, wo Regsamkeit in der moralischen Welt seyn soll, daß eine offene und freimüthige Opposition sich bilden und auftreten, nicht pöbelhaft à priori verdammt, sondern lehrbegierig gehört werden muß, um jene Staatsform dahin auszubilden, daß das Volk d. i. die Vielheit nicht unter ihr, von der Scylla in Charibdim, von Einer lose verstreueten Aristokratie in Zwei festgeschlossene, sich reibende, von Einem Herrn, dem man aus dem Wege gehen kann, unter tausend gerade, die ihm überall in den Weg treten, es moralisiren, doctriniren, sophistisiren, judiciren, registriren, controliren, polizeien bis auf jeden Tritt und Schritt in Küche und Keller, in Arbeit und Ruhe, im Leben und Weben, daß es dem Menschen auf der Welt zu enge wird und Verdruß dazu kommt, wenn überall pfiffige Beutelschneiderei der sich wichtigmachenden Schmarotzer entdeckt wird.

Offene Opposition müßte demnach in dem, die Laufbahn beginnenden Deutschlande geehrt werden, und zwar Opposition gegen das Repräsentativ-System selbst. Denn so wie der Funke nur zwischen Stahl und Stein aufsprühet, so kann die Wahrheit nur zwischen entgegengesetzten Meinungen gefunden werden. Diese müssen frei seyn. Jede absprechende, unterdrückende, prädominirende Partei hat à priori Unrecht. Wie lange ist's her, daß es der Theologen Sprüchwort war: „Ehe wird das Wasser aufhören das Feuer zu löschen und das Feuer das Wasser trocknen, als daß Lutheraner und Calvinisten aufhören, sich zu verabscheuen." Und heute heißt's: „So wie das Wasser das Feuer löscht und das Feuer das Wasser trocknet, so muß die Aufklärung die Abneigung unter den Confessionen auslöschen und ihrer Trennung ein Ende machen." — Ist das System einmal aufgestellt und praktisch gemacht; ja, dann es ist zu spät mit der Opposition; wir sehen es an England und Frankreich. Und dazu ist ein Uebel mehr, ein Unheil, das alle Vortheile des Systems auf- und überwiegt. Da ist der Bürger zwischen Parteien gestellt, wird gedrängt, hat weder Ruh' noch Rast, die Worte ersterben auf der Zunge, Spione umlagern ihn; der Arglose, Treuherzige geräth in die feinen Schlingen; die Kerker sind voll; die Schaffotte triefen von Blut in dem Maße, als die Opposition sich regt und laut wird. Das vielleicht wollte Kollmanner sagen. Genug, hat man eine Constitution, so kann sie nur beglückend seyn durch die Einigkeit der Gewalten. Keine Opposition! Eendragt maakt Macht.*) — Soll's aber doch auch ein bischen reiflicher überlegen, denn mein Pflug ist ja auch die Feder; hat sie so Manchem zu einem Amte, wohl gar in die Ständeversammlung geholfen, warum mir nicht? also, sie hübsch nach den Umständen geschnitten.

53.

über Gegenstand und Art der Regierung. Durch Spielraum für die Anwendung der Lehre und ihre praktische, nie stillstehende Ausbildung in freien Communal- und Städte-Verfassungen. Das Dorf und die Stadt lerne, unter der Aufsicht des Regenten, sich selbst regieren; man lasse sie selbst arbeiten an ihren dörflichen und städtischen Justiz-, Polizei-, Finanz-, Schul- und Kirchen-Einrichtungen: so lernen sie in der ihnen angemessenen kleinen Sphäre, was zum Regieren gehört; sie gewinnen den Blick für die richtige Wahl der Männer, die sie in der Ständeversammlung repräsentiren sollen; sie gewinnen die Empfänglichkeit für das Allgemeine, was der, durch sie erleuchtete Regent, von seinem höhern Standpunct aus, ihnen zur Mitwirkung und Ausführung hingibt; sie gewinnen dies alles und noch weit mehr, weil sie in der Liebe des kleinen Puncts, auf dem sie frei wirken, die Liebe für den großen Punct, von dem ihr kleiner ein integrirender Theil ist, gewinnen und die Ueberzeugung erhalten, daß sie frei und glücklich nur im Ganzen ruhen können."

— Das Stillschweigen der Verachtung ist eine der herrlichsten Erfindungen gegen die anmaßliche Dummheit!

— Auch in der geistigen Welt hat sich die Zahl der großen Capitalisten vermindert und den Wohlstand der Menge vergrößert.

— Der Spiesbürger ist in seinen Ideengang von dem Weltbürger eben so sehr verschieden, wie das Leben des Hasen, der jeden Abend sein Lager sucht, von dem Leben des Adlers, welcher in seinem Fluge die Erde mißt.

— In kleinen Menschen und in kleinen Städten steckt und herrscht gewöhnlich der größte Dünkel!

— Der Verstand ohne Wohlwollen ist ein scharfes Schwert ohne Scheide, das gewöhnlich nur verletzt! —

— Die Gegenstände, für welche wir uns begeistern, geben den richtigen Maßstab unserer eigenen Verstandskräfte ab!

— Je weniger erzogen wird, je besser ist die Erziehung, und je weniger regiert wird, je besser ist die Regierung! —

W. u Z.

*) Die bekannte Devise der holländischen Ducaten.

lich eines Morgens allein mit der Flinte auf die Jagd begeben und kehrte gegen Mittag nicht zur Gesellschaft zurück. Aber auch der Abend kam, und Freyreiß ward noch erwartet. Prinz Maximilian ließ nun in abgemessenen Pausen von seinen Leuten schießen, um dem Verirrten ein Zeichen zu geben, wohin er seine Tritte zu richten habe. Lange blieb diese Maßregel ohne Erfolg: endlich hörte man in weiter Ferne einen Schuß. Sogleich ließ der Prinz Leute mit brennenden Holzfackeln in den Wald nach der Richtung des Schusses bringen: gegen Mitternacht kehrten sie mit Hrn. Freyreiß zurück. Mit Mühe nur erreichte er noch die Fazenda, wo die Karavane stationirte. Er war am Morgen eine bedeutende Strecke auf einem ziemlich gebahnten Pfade in den Wald hinein gegangen, verlor aber beim Umkehren die Richtung und konnte trotz aller Mühe sich nicht mehr orientiren. Umsonst erklimmte er einige felsige Anhöhen, sich eine Aussicht zu verschaffen, umsonst folgte er den Strömungen einiger Waldbäche, wodurch er hoffte an das Ufer des Alcobaç zu kommen. Ueberall, wo er seine Augen hinwarf, war undurchdringlicher Urwald, die Bäche führten in Sümpfe und nicht zu dem ersehnten Flusse. Seine Lage wurde nun mit jedem Augenblick bedenklicher. Hunger und Müdigkeit, letztere vermehrt durch Waten in Sümpfen und Wassern, ließen ihn ermattet hinsinken, und die Dämmerung brach schreckend für ihn ein. Da raffte er noch einmal seine Kräfte zusammen und fing an sich eine Hütte von Palmblättern zu machen. Zu der Qual, welche ihm die Moskiten verursachten, gesellte sich nun noch die gegründete Besorgniß vor wilden Menschen und Thieren, um so mehr, da er, letztere abzuhalten, kein Feuer zu machen vermochte. In dieser schrecklichen Lage bringt endlich der Schall der Schüsse, ein Hoffnungston in dunkler Nacht, zu seinem Ohr, Glück und Zufall fügen, daß er sie in so weiter Ferne vernimmt, daß die seinigen wieder vernommen werden. — Hinter einer Anhöhe gelagert, würden sie nicht zu ihm gedrungen und wahrscheinlich verloren gewesen seyn, da ihm die Richtung, welche er eigentlich zu nehmen hatte, so gänzlich entfallen war, daß er immer geglaubt hatte sich nach ganz entgegengesetzter Seite wenden zu müssen, um die verlorenen Gefährten wieder zu finden. Jene Urwaldungen sind aber auch so furchtbar dicht, daß ähnliches Loos, wie Hrn. Freyreiß, oft den Eingebornen begegnet, wenn sie sich allein zu tief hinein wagen. Nur die Wilden, deren Ortssinn erstaunenswürdig ist, verirren sich fast nie in diesen Wildnissen. Abgerechnet die Gefahr, in diesen Einöden auf feindlich gesinnte Tapuyas und reißende Thiere zu stoßen, ist der Wanderer nicht minder auch der ausgesetzt, zu verhungern; denn obschon — wie der Verf. bemerkt — wilde Thiergattungen, Vögel u. d. gl. genug in diesen Waldungen sich aufhalten, so kann man doch auch wieder manchmal Tagelang gehen, ohne auch nur ein einziges Wesen zu finden, und nichts unterbricht dann das tiefe Schweigen solcher Wüsteneien, als manchmal die großen Töne der Natur, des Sturmes Heulen und des Donners Rollen. Uebrigens bestätigt sich auch hier — setzt Prinz M. noch hinzu — die Erfahrung, daß in der Regel in der Nähe menschlicher Wohnungen immer mehr Thiere sich aufhalten, als in den einsamen Wäldern, wohin selten oder gar nie der Fuß des Menschen sich verirrt.

Capitel 9. Aufenthalt zu Morro d'Arara, zu Mucuri, Viçoza und Carvavalles (vom 5ten Februar bis 23sten Juli 1816). Morro d'Arara ist eine erst im Entstehen begriffene Niederlassung am Lagoa d'Arara, mitten in einer großen, einsamen Wildniß.

Der Vers. hatte beschlossen, einige Monate, Behufs seiner botanischen und andern naturhistorischen Forschungen, hier zu verweilen, und er sagt über diesen Aufenthalt: „Man denke sich eine Wildniß, in welcher eine Gesellschaft von Menschen einen einsamen Vorposten bildet, der zwar durch Ueberfluß an Wildpret, Fischen und gutem Wasser von der Natur mit Lebensmitteln hinreichend versorgt, aber dabei durch die Entfernung von bewohnten Orten ganz auf sich beschränkt ist und gegen die überall ihn umgebenden rohen Bewohner der Wälder beständig auf seiner Huth seyn muß. Patachos und vielleicht auch (die noch schlimmern) Botocudos umstreifen uns täglich; wir, 60 bis 70 streitbare Männer, waren daher beständig bewaffnet. Ein fast undurchdringlicher Verhau schützte von einer Seite die Niederlassung. Am Tage beschäftigte man sich theils mit der Jagd, theils mit dem Fischfang auf dem See, theils mit Umhauung und Lichtung der umgebenden Waldung. Nachts, wo die Indianer, besonders wenn kein Mondlicht ist, nicht leicht einen Ueberfall wagen, schützte die Wachsamkeit der Hunde. Wie feindlich aber die Patachos dieser neuen Niederlassung waren, erhellt daraus, daß sie, da die Zahl der wehrhaften Männer daselbst ihnen den Muth nahm, in offener Feindseligkeit durch kühnen Angriff zu handeln, oft in Abenddämmer und des Nachts an den Ufern des Sees herumschlichen und mit vieler Geschicklichkeit die Stimme von Vögeln oder andern Thieren nachmachten, um dadurch die Ansiedler zu bewegen, einzeln heraus auf die Jagd nach dem vermeintlichen Wilde zu kommen, eine List, die indeß durch die Feinheit des Gehörs der bei dem Trupp sich befindenden Indianer vereitelt ward, indem diese schnell das Falsche der Sache erkannten. Uebrigens blieben alle Bemühungen, diese ungeselligen Wilden zu gewinnen und ein freundliches Verhältniß mit ihnen zu begründen, umsonst."

Während der Reisende sich noch am genannten Orte aufhielt, langte der Capitain Bento Laurenzo mit seinem Trupp Mineiros daselbst an und machte einige Rasttage. Dieser Mann hatte es nämlich unternommen, einen Communicationsweg durch die Urwaldungen dieser Gegenden zu brechen, um dadurch den Verkehr des Binnenlandes mit der Küste zu erleichtern, und die Regierung unterstützte nach Kräften dieses nützliche Beginnen. Nachrichten von räuberischen und mörderischen Einfällen der Botocuden auf andere, früher vom Verf. besuchte, Ansiedelungen verbreiteten Schrecken und waren Ursache, daß einige dieser Civilisations-Beginnungs-Puncte schnellem Verfalle wieder entgegen eilten. Ueberhand nehmende Fieber — (der Winter jenes Himmels war eingetreten) und andere Krankheiten zwangen endlich auch den Prinzen, mit seinem Gefolge von Morro d'Arara aufzubrechen. Er begab sich den Mucuri hinab in die Villa gleiches Namens, wo es auch nicht viel besser war, und woselbst nach einiger Zeit Hr. Freyreiß — der sich mit einem Theil des Gefolges noch am Rio Doçe, die Gegend bereisend, aufgehalten hatte — auch kam und gleichfalls betrübte Nachrichten von den immer gefährlicher sich zeigenden Botocuden brachte. Zusammen begab man sich nun nach Villa Viçoza (wo die Naturforscher in der Umgegend wieder viele Ausbeute machten) und endlich, in der Mitte des Juni, nach Caravellas, woselbst nach Verlauf einiger Wochen, das von Rio Janeiro erwartete Schiff eintraf, welches bestimmt war, die Sammlungen der Reisenden einstweilen nach jener Hauptstadt zu bringen. Auch der unternehmende Bento Laurenzo fand sich hier ein, nachdem seine Arbeit mit dem Communicationswege größtentheils vollendet war, ein Verdienst, welches das Gouvernement ihm später mit Ertheilung eines Ordens und der Bestallung eines Coronal, oder Inspectors der Straße am Mucuri belohnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Ein Aufsatz in der Bibl. Italiana vom Gr. Marzari Pencati hatte die Aufmerksamkeit der Geologen erregt. Längs des Lavis in Tyrol wollte er Urgebirgsarten auf Uebergangsgebirgarten u. s. w. aufgelagert angetroffen ha-

ben, was bekanntlich dem Werner'schen System entgegen, aber mit H. Webb's Bemerkungen in Troas übereinstimmend wäre. Leopold von Buch untersuchte diese Erscheinung auf der Stelle, und versichert, Gr. Perticari habe die Spitzen der verticalen Schichten für horizontale genommen und so bestehe Werner's Satz mit Ehre.

Von der Gr. Litta Famiglie celebri Italiane ist das fünfte Heft ausgegeben worden, das den früheren weder an Interesse der Auswahl, noch an Werth der Bearbeitung nachsteht. Nur zwei längst ausgestorbne Häuser sind in diesem Hefte der jetzigen Welt erneuert: das Geschlecht Cesarini, das vom Card. Giuliano an (der in der Schlacht bei Varna man weiß nicht, ob unter den Händen der Türken oder der erbitterten Ungarn blieb, deren schwachen König Wladislas er zum Eidbruch als päpstlicher Legat vermocht hatte,) bis herab auf Livia Cesarini, der reichen Erbin dieses Geschlechts, die sich mit einem Gr. Santa-Fiora vermählte, eine Menge einflußreicher und übermüthiger Männer und Frauen zählte; dann das Geschlecht der Peretti, das dem Papste Sixtus V. seinen Glanz verdankt. Es gibt ein gutes Vorurtheil für diese Darstellungen, daß Gr. Litta, gegen sonstige italienische Sitte, gar keinen Vorwurf seines Helden darin findet, daß er als Knabe die Schweine gehütet habe, so wie Ganganelli als Knabe die Kohlen im Sacke nach Hause getragen haben soll, die sein Vater, ein Krämer in Sant' Arcangelo bei den Abkochungen von dulcamara brauchte, bei denen er selbst wohl mit zusah, ob sie zum Sieden kamen. Die Noten, die man über die jetzige Sitte machen könnte, von vornehmen Leuten vornehme Aeltern zu fordern, seyen besser jedem überlassen. Aber als Probe der Darstellung gelte folgende Stelle, welche die bekannten Umstände von Sixtus V. Erhöhung erzählt. „Man behauptet, daß Sixtus seinen Ehrgeiz, den Gipfel menschlicher Größen zu erlangen, dadurch verbarg, daß er die funfzehn Jahre seines Cardinalats fortwährende Kränklichkeit vorgab, und nicht gewöhnliche Bescheidenheit und Ergebung. Eben so erzählt man sich, daß er am 24sten April (1585), am Tage seiner Erhebung, selbst ziemlich eilig das Tedeum im Conclave angestimmt habe, als er bemerkte, daß die achtunggebietende Stellung, die er gleich in dem Augenblicke annahm, wo die Stimmen zu seinen Gunsten sich vereinigten, plötzlich mit der Reue über seine Wahl auch den Wunsch erregte, daß in der Kugelabstimmung eine Unregelmäßigkeit sich finden möge. . . Er trat ein nach dem sanften Pontificate Gregor XIII., dessen übermäßige Milde der Grund allgemeiner Unordnungen geworden war; so wie seine Neigung für einen natürlichen Sohn, Jacob Boncompagni, den er mit Ehren und Gütern überhäuft hatte, die Ruchlosigkeit der geistlichen Herren gleichsam zu Ansehn gebracht, und jede Wirkung von Pius V. Strenge wieder vernichtet hatte. Im Staate gab es keine geregelte Verwaltung; und darum war auch die Schatzkammer leer, und nur die Herkommen, welche Laster und Uebermacht schützten, galten noch als Gesetze. Alle Provinzen waren durch Räuber zerrüttet, einen Ueberrest der vergangnen Kriege und ein Anzeichen der Schwäche der Regierung. Rom selbst war der Mittelpunct des Mordes und zügelloser Sitten. Sixtus, unerbittlich, unternehmend, geboren für schwierige Wagnisse, geizig auf Nachruhm, und von einer Festigkeit, die nie ihres Eindrucks verfehlt, legte blitzschnell die Hand an alle Unternehmen, welche sein Genius beschlossen, und selbst an die, welche den Muth der berühmtesten seiner Vorgänger zurückgeschreckt hatten. Am Tage seiner Krönung ließ er an arme Familien und an die Spitäler das Geld vertheilen, das ein veralteter Misbrauch, indem man's unter das Volk auswarf, der Schwelgerei bestimmte. Dann statt nach dem Herkommen, die Gefangnen aus den Kerkern los zu geben, ließ er vier der Schuldigsten enthaupten. Dann machte er sich's zur Aufgabe, die Ruchlosen zu vernichten, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zum Gehorsam und zur Pflicht zurückzuführen. Seine Bulle, um den Unterthanen Sicherheit wiederzugeben, erregt Entsetzen. Die Truppen entließ er, als er sich von ihrem Verständniß mit Friedenstörern überzeugte, und jede Ausnahme, jede Begünstigung aufhebend, machte er die Unterthanen für die Aufgreifung der Banditen verantwortlich und selbst für den Schaden, den sie durch ihre Muthlosigkeit, sich mit ihnen herumzuschlagen, verursachten; weder der Vorwand der Blutsverwandschaft im ersten Grade mit einem Verbrecher, galt, um sich der Ahndung des strengen Papstes zu entziehen; noch stand er einen Augenblick an, selbst einen Grafen Pepoli hängen zu lassen, der auf seinen Gütern den Banditen ein Unterkommen gab. Das Volk schrie gegen den Papst, den man blutdürstig und ungestüm nannte; und die Bischöfe, die er alle, kurz nach dem Antritte seines Pontificats, aus Rom fortgeschickt hatte, damit sie in ihren Sprengeln wohnten, behaupteten, die Milde der Religion müsse der Rauheit der Gesetze vorgehen. Sixtus wußte zu gut, daß der Eifer der Missionaren ein zu schwaches Mittel ist, um Verbrecher rasch zur Tugend zurückzuführen; und daß die äußersten Maßregeln unerläßlich sind, wo fremde Unthätigkeit den Strom der Verbrechen so geschwellt hat; daher ließ er sich durch das Murren nicht stören, eingedenk der Erfahrung, daß die Menschen das Gute meist mit Gewalt aufgedrungen haben wollen. Außerdem war er überzeugt, daß das Schrecken, das alle Classen der Unterthanen ergriff, ihm neue Strenge ersparte, weil jeder sich beeilte, seinen Gedanken zuvorzukommen. So erlangte er es, Gehorsam seinem Willen zu erzwingen, und verbot nun Sterndeuterei, Wucher, und dann sogar das Almosengeben, als ein Pflegmittel der Scheinheiligkeit und des Lasters, indem er endlich den Bettlern sogar das wegnehmen ließ, was sie am Tage zusammengebracht hatten."

Doch der Glanz des Namens Peretti verlosch mit dem Cardinal Francesco, den Liebe zu Anna Maria Cesi, in den geistlichen Stand trieb. Er hatte sie sich zur Braut erwählt, doch als sie sein Vater Michele Peretti, Fürst von Venafro und General der Kirche, kennen lernte, forderte er sie für sich selbst, und überließ es seinem Sohne, am Altar Ruhe für seine Leidenschaft zu suchen. Er war der letzte seines Hauses und selbst das Vermögen, das seine Schwester dem Fürsten Sasselli zugebracht hatte, ging an Gläubiger verloren. Auch diesem Hefte dienen Denkmäler und Münzen in saubern Kupfern als Belege.

44.

— Zu den gehaltreichsten und interessantesten Ausstattungen, durch welche sich die eben erschienene erste Lieferung der vortrefflichen neuen Folge des Conversations-Lexicons empfiehlt, sind namentlich auch die zur Geschichte der Erfindungen, Sitten und Gebräuche gehörigen Artikel zu rechnen, welche sich eben so sehr durch Gründlichkeit und reiche Belesenheit (wir erinnern an den Artikel Begrüßung) als auch durch Bündigkeit und gefällige Form auszeichnen. Nur in Hinsicht des Artikels: Altera pars Petri (S. 79) können wir dem Verf. nicht beistimmen. Theils ist es wirklich nicht nachzuweisen, daß Ramus die dort angegebne Grabschrift erhalten habe, theils bleibt selbst dann, wenn sich die Existenz derselben auch wirklich darthun sollte, immer noch ein gewisser Zwang in der Anwendung derselben auf jenes Sprüchwort zurück. Ungezwungener und natürlicher scheint doch immer die Deutung, die von dem Lehrbuche der Logik, welches bekanntlich Ramus schrieb, hergeleitet wird. Dieses zerfiel nämlich in zwei Theile, deren erster de inventione, so wie der zweite de judicio handelte. Auf diese Art war die Urtheilskraft im buchstäblichsten Sinne die altera pars Petri Rami.

65.

sie Barbaren, um vielleicht weniger zu fühlen, daß ihre Vorfahren die unsrigen mit vollem Rechte also nannten!

Daß die Griechen jetzt wissen, warum sie die Waffen ergriffen haben, daß sie nicht blos durch Hinwürgen ihrer Tyrannen ihre Rache befriedigen wollen, lehrt der freie Entschluß, der sie zu diesem Kampfe vermocht hat, lehrt das, was sie bis jetzt gethan haben, lehren die Opfer, die sie gebracht haben. Zum erstenmale ist das ganze Volk aufgestanden, um für seine Selbstständigkeit zu streiten oder zu fallen — sie haben nichts zu verlieren, alles zu gewinnen. Mit hoher Begeisterung für den Ruhm ihrer Ahnen streben sie nach einem schönen Ziele; in edlem Enthusiasmus dafür geben sie Gut und Blut freudig hin. So muß der Geist, der sie beseelt, ein guter seyn, und immer mehr wird er, wie ein elektrischer Funke, das Einzelne durchdringen, auf daß auch die Form ein besseres Ansehen gewinne. Was ein guter Geist, ein vereintes Streben nach so herrlichem Ziele vermag, daß er auch den Schwachen mächtig mache, davon ist Napoleons erster italienischer Feldzug — in der Kriegsgeschichte aller Zeiten einzig in seiner Art — ein unumstößlicher Beweis.

Der spectateur oriental, welcher in Smyrna von einem franz. Handelsagenten, der bei den Unruhen leidet, erscheint, und uns hinlänglich durch die Auszüge im österreichischen Beobachter bekannt ist, bleibt sich in seinen Urtheilen über den griechischen Kampf wenigstens consequent — o er ist ein tüchtiger Philosoph! — Er rühmte früher die Milde der türkischen Regierung, und natürlich genug nennt er den Kampf eine Empörung gegen die rechtmäßige Herrschaft! Aber wie erniedrigend, in welchem alles Schöne mit Füßen tretenden Tone spricht er von dem Zwecke des Krieges und dessen möglichen Resultaten! difficile est, satiram non scribere. Freilich wie kann er auch begreifen, daß ein freier Tod einem schmählichen Leben vorzuziehen sey! die Griechen waren ja glücklich und sind nun Rebellen. Ist es aber Recht, die Wahrheit und das Gute auch am Feinde nicht ehren? von einigen in kalter Ueberlegung geformten Begriffen ausgehend nur die Thatsachen aufsuchen, auf die man niedrige Anklagen und Vorwürfe gründen kann? Doch man kennt die Sykophanten und verachtet sie!

Schiller sagte in der Einleitung zu seiner Geschichte des Anfalls der vereinigten Niederlande „zwischen dem Starken und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend." Dies bedenke man wohl bei manchen Vorwürfen, die man der Führung der griechischen Sache machen zu können meint. Jeder Krieg hat seine Gräuel im Gefolge; im Schooße des Friedens blühen Tugenden, aber der Krieg ist ein giftaushauchendes Ungeheuer, das durch seine Dünste alles Schöne und Edle verpestet. Aber nun! ein gerechter Krieg ist ein nothwendiges Uebel, hier fordert die Nothwendigkeit, was anderswo die Willkür erzeuget. Der römische Lustspiel-Dichter Terenz fast sehr richtig: cum valemus, recta consilia aegrotis facile domus. Wollt ihr dem, der Jahre lang gepeinigt, wie ein Thier behandelt, zur Wuth gereizt worden, und das alles ohne seine Schuld, wenn er dann seiner — nach menschlichen Ansichten — gerechten Rache, seiner Verzweifelung Raum gibt, moralische Vorlesungen halten? Und erwägt wohl: die Griechen sind es und die Türken; die Grausamkeiten der letztern müssen ihr Gegengewicht erhalten, wenn in einem solchen Kriege nicht offenbarer Nachtheil auf Seiten jener entstehen soll. Die Türken tragen die ganze Schuld der Gesunkenheit Griechenlands — aber die Erhebung Griechenlands ist auch Griechenlands alleiniges Werk und desto ruhmvoller. Tugenden konnten in ruhigern Zeiten keinen Einfluß auf die Türken gewinnen, geschweige denn im Kriege! Und einzelne Beispiele griechischer Grausamkeit können so harte Anklagen gegen die ganze Nation nicht rechtfertigen. Wenn Analogien etwas vermöchten, brauchte man deswegen nicht in Verlegenheit zu seyn. Aber der größte Theil der der griechischen Sache von gewissen Leuten gemachten Vorwürfe hat in Ungerechtigkeiten seinen Grund, die das Streben der Griechen nach Freiheit verantworten mag! Und dann! glaubt ihr denn alles, was schwarz auf weiß stehet? Wenn, wie es hier der Fall ist, öffentliche Zeitungen nicht streng unparteiisch sind, muß man gar vorsichtig seyn! Als Beweis, daß manche den Griechen ungünstige Nachrichten nachher sind widerrufen worden, sey die Hinweisung auf das, was ein gewisses Blatt über die Einnahme von Tripolitza mittheilte, hinreichend!

Sehr wahr heißt es in Sicklers Anastasia Heft 3. nach Erzählung der Großthat des griechischen Herzogs Notaras, der, nach Eroberung Constantinopels durch Muhamed II. nebst seinen Söhnen den Tod einem schmachvollen Leben vorzog: „Und wo hat der Arm der strafenden Nemesis bis auf unsere Zeit sich verweilet, daß die Nachfolger und Sprößlinge eines so würdigen Stammherrn (Muhamed II.) auf einen der ersten Throne unsers Erdtheils noch Vertreter und Vertheidiger ihrer Legitimität erhalten könnten?" — Ganz recht, diejenigen, welche dem Arme der Nemesis hatten freie Hand lassen wollen, hielten ihn zurück! Und ebendaselbst S. 290 Anm. wird richtig bemerkt, daß die Pforte die ihr Kopfgeld ruhig zahlenden christlichen Völkerschaften von ihren Paschen überfallen — dieses Schutzes könnte die Pforte sich rühmen — sie nicht einzeln, sondern schaarenweise von ihren Würgegeistern schlachten ließ und dafür diese mit den höchsten Ehrentiteln belohnte. Liegt hier, führt der Mittheiler fort, nicht der Plan gewaltsamer Christenausrottung in Europa klar vor Augen? Was haben die Vertheidiger und Beschützer solcher türkischen, legitimen Herrschaft, die Türkenfreunde unter den Christen Europas, darauf wohl zu erwidern?" Die Frage kann nur die Politik lösen —, aber kann sie von den Gründen genügende Rechenschaft auch geben?

14.

Shetländische Sagen.

Scott's frühere Romane haben das Interesse, welches man immer an den Hochlanden nahm, vermehrt und viele Reisende in die romantischen Thäler und Berge Schottlands gelockt. Der Zauber lockt jetzt nördlicher, da der Allgelesene die Scenen seines neuesten Romans „The Pirate" auf die shetländischen Inseln verlegt hat. Da in Deutschland schon drei Uebersetzungen dieses Piraten erschienen und in den Händen der schönen Welt sind, so wird auch bei uns das Interesse für jene Inseln so lebendig werden, als in England, wo eben ein Werk unter dem Titel: A Description of the Shetland Islands etc. By S. Hibbert. 4. mit Charten und Kupfern 616 S. stark, erschienen ist, aus welchem wir hier einiges, die Sagenwelt jener Inseln Berührendes ausheben wollen.

Die Zwerge spielten von Alters her eine große Rolle auf den Inseln der Shetländer. Das Licht einer neuen Religion konnte sie nicht verscheuchen. Früher sah man sie in Arkney ganz in Harnisch gekleidet, jetzt gibt ihnen der Volksglaube ein luftiges grünes Kleid, läßt sie als Menschen und Geister zugleich bestehen, welche, obgleich materiel und körperlich, dennoch die Gabe besitzen, sich unsichtbar zu machen. Auch vermehren sie sich. So begegnete einst eine Frau von der Insel Yell, welche vor kurzer Zeit, hundert und mehr Jahre alt, gestorben ist, einem Zwergen-Kind, das, wie andere Kinder, auf dem Gipfel eines Hügels spielte. Ein andres Mal, während sie zu Bett lag, blickt sie auf und sah einen Knaben, der eine weiße Nachtkappe auf dem Kopfe hatte,

am Feuer sitzen. Sie fragte ihn, wer er sey? und er erwiderte: „Ich bin Trippa's Sohn!" Als sie das hörte, rief sie Gottes Hülfe an, und Trippa's Sohn war im Augenblick verschwunden.

Manche Shetländer freuen sich der Verbindung mit diesem Zwergenvolk und werden gelegentlich in den Lüften von einer Insel zu der andern getragen; die Zwerge führen sie in ihre Bergpaläste, und sie beschreiben diese unterirrdischen Wohnungen so herrlich, als es angeht: die Leute, von denen die Zwerge dort bedient worden, sollen so aussehen, wie man die alten Einwohner Shetland's abbildet. Die Mägde sehen oft, wie so ein Zauberweib sich in den Schoppen schleicht, wo die Kühe stehen, und diese milkt; wenn sich die Magd dann segnet, so entflieht der diebische Geist so schnell, daß er oft sein Milchgefäß, von der seltsamsten und schönsten Form zurücklässt.

Die Zwerge nähren sich mit denselben Gegenständen, wie die Menschen. Wollen sie ein Fest geben, so holen sie sich die beste Kuh oder das fetteste Lamm, das sie auftreiben können; dabei bedienen sie sich der List, daß sie den Eigenthümer des Gestohlenen mit etwas täuschen, das die Gestalt dessen hat, was sie raubten, oder dadurch, daß das Thier plötzlich gestorben zu seyn scheint. Ein jetzt noch lebender Shetländer erzählte, er sey einmal durch Zwerge in ihre Wohnungen geführt worden; das erste, was er da gesehen, wäre eine seiner eignen Kühe, zu einem Festmahle bestimmt, gewesen. Seine Rettung aus den Händen der Geister aber verdankte er blos dem gütigen Schutz eines Feenmädchens, dessen besondere Gunst er sich in der Höhle gewonnen hatte. Als er wieder nach Hause zu den Seinigen kam, erfuhr er, daß in dem Augenblicke, wo er die Kuh in die Höhle hatte treiben sehen, andere das Thier über die Felsen stürzend erblickt hatten.

Diese Geister sind der Musik und dem Tanze sehr ergeben, und wenn sie ausziehen, geschieht dies gewöhnlich in musikalischer Begleitung. Ein Shetländer hörte eines Morgens vor Anbruch des Tages, als er noch im Bett lag, einen großen Haufen Zwerge vor seiner Thür vorbei ziehen; an ihrer Spitze war ein Pfeifer. Da er ein musikalisches Ohr hatte, so lernte er die Melodie leicht, welche gespielt wurde, und wiederholte sie dann oft, indem er sie die Feen-Melodie benannte. Wo sie Nachts getanzt haben, da sieht man Morgens einen Kreis in dem Grase, den ihre zarten Füßchen bildeten.

Wenn einem Shetländer die Hand oder der Fuß erstarrt oder unbrauchbar wird, so erwacht gewöhnlich der Verdacht, daß dieses Glied entweder von den Bergeistern berührt, oder daß das gesunde Glied weggenommen und eine fühllose Masse an dessen Stelle gethan worden sey.

Ein Schneider, der noch am Leben ist, erzählte, er habe einst in einem Pächterhause arbeiten müssen, wo ein einfältiger Mensch gelebt habe, den die Zwerge gegen eine andere Person, welche sie in ihre Höhlen entführten, vertauscht hatten. Einst in der Nacht habe er den Wechselbalg an dem Herd schlafend verlassen und sey in sein Bett gegangen; als er eben eingeschlafen, sey er wieder durch Musiktöne aufgeweckt worden; in dem Augenblick sey eine ganze Schar von Feen und andern Geistern in die Stube gekommen und habe sich zu einem lustigen Tanze angeschickt. Der Einfältige sey vom Stuhle aufgesprungen, habe sich in ihren Kreis gestellt und mit den Bewegungen des leichten Tanzes so viel Vertrauen gezeigt, daß man sah, er gehöre den Geistern der Berge an. Er (Schneider) habe aber bald eine so fürchterliche Angst gefühlt, daß er Gott und alle Heiligen zu seinem Schutz herbeigerufen. Darauf seyen Elfen und Geister plötzlich in der größten Unordnung geflohen; ein Mitglied der Gesellschaft aber, ein Mädchen (das wahrscheinlich den Tanz sehr liebte), war über diese unfreundliche Unterbrechung so aufgebracht, daß sie, als sie aus der Stube flog, des Schneiders große Fußzehe berührte, und seit dieser Zeit kann er sie nicht mehr bewegen.

80.

Noch einige Worte über die Presbyterien in Baiern.

Die Presbyterial-Angelegenheit in Baiern beschäftiget jetzt mehrere Federn. Auch der verdienstvolle Kirchenrath und Professor D. Kaiser zu Erlangen hat über die Presbyterien geschrieben; und neuerdings ist wieder eine Schrift:

Ueber die in dem Königreich Baiern einzuführenden protestantisch-lutherischen Presbyterien. Nürnberg bei Monath und Kußler, 1822.

erschienen. Sämmtliche Stimmen vereinigen sich aber darin, daß die Einführung von protestantischen Presbyterien eben so räthlich als nothwendig ist, wenn gleich der Entwurf des Dekan Lehmus in seinen papistischen Beziehungen als unbeachtungswürdig zurückgestellt bleiben muß. Denn wenn eine Kirche ohne Kirchengemeinden leicht denkbar ist, und letztere die Basis der erstern bildet, so dürfte es wohl eine Angelegenheit von Wichtigkeit seyn, die Gerechtsamen sowohl, als die Verbindlichkeiten der Kirchengemeinde gegen die Kirche durch angeordnete Repräsentanten vertreten und vollziehen zu lassen. Abgesehen von einer bessern und sichern Verwaltung des Kirchenvermögens und einer anständigern Anordnung des äußern Gottesdienstes, dürfte wohl vorzüglich von den Kirchenvorstehern zu erwarten seyn, daß sie für die angemessene Ausschmückung, und insbesondre für die Reinlichkeit der Kirchengebäude besorgt seyn werden, damit niemand einen Anstand findet, die Kirche zu besuchen, und die in einer Kirche versammelte Gemeinde nicht durch einen widerlichen Anblick, durch zerbrochene Fensterscheiben, durch verunreinigte Wände und Kirchenstühle ꝛc. in ihrer beabsichtigten Erbauung auf das unangenehmste gestört werde.

Wenn aber die Verfügung des Oberconsistoriums zu München zur allgemeinen Einführung von protestantischen Presbyterien durch eine ministerielle Bestimmung aufgehoben worden ist, so dürfte hierbei wohl nicht eine bloße Willkür, sondern vielmehr eine höhere Berücksichtigung zum Grunde liegen. Denn die Wirksamkeit und die Zahl der Presbyterien von den willkürlichen und gewiß widersprechenden Beschlüssen einzelner oder vereinigter Kirchengemeinden abhängig zu machen, wird wohl von keinem unterrichteten Manne als belobenswerth anerkannt werden. Es erscheint vielmehr hier die Nothwendigkeit von organischen und allgemein gleichgeltenden Bestimmungen, welche die Verhältnisse zwischen Kirche und Kirchengemeinde zur Erhaltung gegenseitiger Rechte und Verbindlichkeiten gesetzlich feststellen. Da nun jedoch nach der Constitution des bairischen Staates organische und gesetzliche Verfügungen nur durch die Zustimmung der ständischen Versammlungen Kraft und Gültigkeit erhalten, so dürfte die ministerielle Beseitigung von ungeeigneten Gemeinde-Beschlüssen sich als sehr berücksichtigungsvoll darstellen, — und den ministeriellen Gesetzesanträgen bei den jetzt versammelten Ständen und Abgeordneten wird von allen Protestanten in Baiern mit Erwartung entgegen gesehen. —

106.

Lächerlicher Druckfehler.

Am Ende des ersten Bandes von Pouquevilles Reisen, die bei Firmin Didot in Paris gedruckt worden sind, steht folgendes Erratum: au lieu de „la pèche des dimes" (Zehntenfischerei) lisez „la pèche des sardines" (Sardellenfischerei).

ging nach Frankreich, wo er Kriegsdienste nahm. Vermöge der Tractaten zwischen Frankreich und Neapel erhielt er zwar die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukommen, allein einige jugendliche Unbesonnenheiten (worin sie bestanden, sagt er nicht) zogen ihm neue Unfälle zu. Er wurde, ohne rechtliches Gehör und Urtheil, zu lebenslänglicher Einsperrung in einem Felsengefängniß (einer ehemaligen Cisterne) des Schlosses auf der Insel Marettimo verurtheilt, worin er wirklich drei Jahre zubrachte. Glückliche Ereignisse (vermuthlich die neue französische Invasion in Neapel im Jahr 1806) befreiten ihn aus dem Kerker, und seitdem scheint er in dem Kriegsdienste der Könige Joseph und Joachim geblieben zu seyn. So hat auch ihn die Grausamkeit, womit Nelson und die abscheuliche Emma Hamilton die Rückkehr des Königs im J. 1799 befleckten, anstatt ihn seine jugendliche Verirrung vergessen zu lassen, ihn in die Reihe derer hingetrieben, auf welche bei jeder gewaltsamen Veränderung Europas immer gerechnet werden kann. Für sich allein ist diese Classe, ungeachtet sie an Talent und Kraft nicht gerade die ärmste ist, nicht gefährlich, aber sie ergreift die Unzufriedenheit des Volkes, und wird von ihr ergriffen, wenn die Regierung sich mit dem Sinne des Volkes in eine feindliche Spannung versetzt.

Die Ereignisse in Neapel sind übrigens auch ein Beweis davon, daß man Geister leichter heraufruft, als die heraufgerufenen beherrscht. Nicht nur sind die Carbonari wenigstens zum Theil eine Schöpfung der gegenwärtigen Regierung, sondern die Proclamation des Königs aus Palermo vom 1. Mai 1815, welche der Verf. in dem Anhange hat abdrucken lassen, muß als das erste Signal zu den Unruhen der J. 1820 und 1821 betrachtet werden. In dieser Proclamation wird das Volk zum Widerstande gegen eine Regierung aufgerufen, welche es seit 10 Jahren ruhig beherrscht, und sich, nach dem Zeugnisse des Grafen Orlof, manche Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben hatte. Aber es wird zugleich in derselben gesagt: „Es wird auch eine feste, weise und fromme Regierung zugesichert. Das Volk wird der Souverain seyn, der Fürst der Bewahrer der Gesetze, welche von einer kraftvollen und dauerhaften Verfassung ausgehen werden!" Wenn den Völkern dergleichen Lehren vom Throne aus gepredigt werden, wie kann man es ihnen zur Last legen, daß sie Eingang finden. Solche Erklärungen wirken ins Unendliche nach und werden nie ganz vergessen. Es kann nicht die Meinung des Ref. seyn, die neapolitanische Revolution aus dem Gesichtspuncte des Rechts zu vertheidigen, oder überhaupt über sie und die damit in Verbindung stehenden Ereignisse, rechtliche Ansichten aufzustellen, aber soviel ist doch gewiß, daß die Sprache, welche in den J. 1813—15 aus den Cabinetten gehört wurde, nicht wenig zu der Aufregung mitgewirkt hat, welche man später ganz entgegengesetzten Ursachen zuzuschreiben gesucht hat. 49.

Einzelne Gedanken von und für Griechenland, mit Bezug auf den gegenwärtigen Kampf.

Ein Recensent des Werks: „Constantinopolis und der Bosporus von Hammer" in Nr. 14 der Leipziger Literaturzeitung entschuldigt die Türken wegen ihren Grausamkeiten gegen die Griechen, mittelst analoger Beispiele aus der französischen Revolution und anderswoher. Aber dergleichen Analogieen sind stets etwas mißliches — doch dem sey, wie ihm wolle: wir verdammen die Türken wegen so manchen Unthaten, die im Gefolge eines Krieges immer sind, keineswegs, aber diese raffinirte Grausamkeit, (man lese die Beschreibung der in Constantinopel verübten Gräuel von einem Augenzeugen: Constantinopel im Jahre 1821 ꝛc. von Streit, Leipzig, 1822). Diese gesetzliche Treulosigkeit ist nur den Türken eigen, und sie wird sogar durch die Religion geboten. Denn nach der Zahl der hingewürgten Christen richtet sich das Wohlleben im Paradiese. Schon wegen dieser Intoleranz verdienen die Türken keine Stelle im europäischen Staatenvereine. Wo eine Religion solche Auswüchse hat, wie die muhomedanische, da muß sie mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Und darauf nur scheint sie zu warten, so wie sie nur auf blutigen Wegen verbreitet worden ist. Uebrigens überlassen wir die Apologie der Türken dem spectateur oriental und andern ähnlichen Blättern — credat Judaeus Apella! — und verlangen nur von Rechtswegen, daß man nöthigenfalls dieselbe Entschuldigung den Griechen zukommen lasse, deren sich hin und wieder die Türken in Europa zu erfreuen haben, und dies um so mehr, da die Griechen eine gerechte Rache ausüben. Aber freilich geht es bei Beurtheilung dieser nach andern Grundsätzen, da sie ja nach Freiheit streben!

Derselbe Recensent an dem nämlichen Orte scheint den Aufstand der Griechen nicht ganz zu billigen, und zwar, weil sie nicht so tyrannisch behandelt worden seyen, als andere Volksstämme und Nationen behandelt wurden, die es geduldig ertrügen! Welch Argument! Doch vielleicht geht der Recensent noch bis zur Behauptung des spectateur oriental, daß die Griechen gelind behandelt worden seyen, und dann — verzeihe man diesen Skepticismus, der in unsern Zeiten sein Wesen arg treibt! Aber welch' ein Schluß: A bekommt mehr Schläge, als B — A läßt sich das ruhig gefallen, B nicht — demnach hat B Unrecht, sich das nicht gefallen zu lassen! — Was sollen hier übrigens Parallelen? Jedes Volk hat das Recht auf Freiheit und ist das zu tadeln, das es dieses Recht geltend macht? weil ein anderes noch nicht gebildet genug ist, um das Bedürfniß nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit fühlen zu können?

Man hat die griechischen Einwohner der jonischen Inseln für reif zur Bildung eines eigenen Staates gehalten und die übrigen Griechen will man nicht dafür halten? Freilich, wenn man etwas hartnäckig will, gilt es einem gleich, wie man seine Meinung durchficht: man sagt, ich will und damit Punctum! Zwar stehen jene unter dem Protectorate Englands — doch sie würden sich ohne dasselbe sicher viel besser befinden. Frei zu seyn verdienen sie, weil sie ein ihnen zustehendes Recht gebrauchen; ob sie der Freiheit würdig seyen, können sie erst nach ihrer Erlangung zeigen. Alle Schlüsse, um zu beweisen, daß die Griechen nicht reif zur Bildung eines Staates seyen, mögen sie einen Grund haben, welchen sie wollen, sind hier unstatthaft.

Völlig ungerecht pflegen viele über die Neugriechen in moralischer und literarischer Hinsicht zu urtheilen. Daß sie im allgemeinen verdorben sind, mag man zugeben — aber dies ist die Folge der langen Sclaverei. Man unterscheide daher ja die Griechen in der Hauptstadt, von denen der Provinzen und Inseln. Wo der Druck geringer ist, wo sie weniger mit Türken umgehen, sind sie bei weitem besser und von den Folgen des Druckes freier geblieben. Man denke an Hydra, Chios, das Ländchen Maina in Morea ꝛc. Im einzelnen berücksichtige man auch wohl die Verschiedenheit der griechischen Stämme und die darauf beruhende Charakterverschiedenheit, welche ein einzig-absprechendes Urtheil über den Charakter der Griechen zurückweist, ohne in das Einzelne einzugehen. Eben so mag es im Allgemeinen wichtig seyn, wenn man die Griechen im Herzen unwissend nennt — wiederum eine Folge der Sclaverei. Daß sie aber im Einzelnen unendlich viel geleistet haben, mehr, als man eben bei dem tyrannischen System der Pforte erwarten sollte, daß sie einen herrlichen Anfang zu ihrer Civilisation gemacht haben, lehrt Jeden Korai's bekannte Denkschrift, wie denn der Vorwurf der Barbarei, welchen man den Griechen so oft machen hört, fast einzig und allein in der Unkenntniß der neugriechischen Literatur seinen Grund hat. Darum sollte man doch gar nicht hierüber urtheilen, wenn man nicht ungerecht und falsch urtheilen will!

Man wirft den heutigen Griechen Verstellung und List vor, man tadelt sie, daß ihr ganzes Streben nach Geld, nach Gewinnst geht. Auch zugegeben, daß diese Vorwürfe nicht blos einzelne Individuen treffen, — von dem ganzen Volke kann hier gar nicht die Rede seyn — kann man sie, wenn es darauf ankommt, ein doppelt unglückliches Volk, weil es außer dem Unglücke auch das Unrecht hat, zu rechtfertigen, leicht entschuldigen. Wie ungerecht ist es, einem unterdrückten Volke auch die letzten, die einzigen Waffen gegen seine Peiniger zu rauben! Man nennt die Griechen: im Staube vor ihren Feinden kriechend, — gut; daß sie es hier und da, wie in Constantinopel, waren, gebot die Klugheit; sollten sie sich denn der blinden Wuth der fanatischen Türken aussetzen? sie machten also aus der Noth eine Tugend, sie verstellten sich, um allen Verdacht, den bloßer Reichthum erregen konnte, zu vermeiden, sie selbst wurden von so vielen Seiten betrogen und hintergangen, sie sahen und erfuhren nichts besseres, was Wunder, daß sie dergleichen sonst thaten, um keinen Nachtheil zu erleiden, später freilich auch, um manchen Vortheil zu erlangen. Wegen ihrer Anhänglichkeit am Gelde und ihres Strebens nach Gewinnst, hat unter andern Korai seine Landsleute zu reinigen gesucht. Bemerkung ihrer Menschenrechte, ihres Eigenthums und ihres Lebens konnten sie in der Regel nur durch Geld von den Türken erlangen; so manche Schwierigkeiten, die sich ihrer Civilisation entgegensetzten, konnten sie nur durch Geld aus dem Wege räumen; so manche Vorrechte konnten sie sich nur mit ungeheuren Summen erkaufen. Nur Unbekanntschaft mit der Bildungsgeschichte der Neugriechen kann den Vorwurf entschuldigen, daß die Reichen unter ihnen einen schlechten Gebrauch von ihren Reichthümern gemacht hätten. Man gehe, um sich davon zu überzeugen, nach Chios, man erinnere sich der großen Verdienste, die sich die Gebrüder Zosima um die Cultur ihrer Landsleute erworben haben, man lese Korai's Mémoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce, man mache sich mit der Literatur der Neugriechen vertraut. Vielleicht die reichsten Griechen findet man in Hydra, von da ist der Wohlstand ausgegangen — aber kennt man etwa nicht die ungeheuren Opfer, die sie und andere griechische Kaufleute in Rußland, Frankreich, Italien dem Vaterlande gebracht haben? Sehr richtig heißt es in einem neuen französischen Buche: cette soif inextinguible d'argent, qui anime les Grecs, a même sa cause dans leur situation politique: c'est par l'or, qu'on peut désarmer, adoucir leurs tyrans; l'or a dû devenir dès-lors aux yeux des Grecs l'objet précieux vers la possession, auquel devaient tourner tous leurs désirs et tous leurs travaux. Und sind nicht bei freien Nationen fast alle Tugenden gar oft dem Reichthum untergeordnet? wird da nicht fast alles vom Gelde unabhängig gemacht? —

Nach des philosophischen Hippokrates Ermessen können alle Völker aus der Verworfenheit hervorgehen, wenn sie nur wollen. Aber nach des Philosophen Pauw Meinung in seinen Recherches sur les Grecs, einem Buche, das gar viel Falsches enthält, sind nur die Neugriechen, die er eine unnütze Last der Erde nennt, davon ausgenommen, bei welchen Unwissenheit und Aberglauben so tiefe Wurzeln geschlagen haben, daß keine menschliche Kraft noch Gewalt sie austilgen könnten. — Die Zeit hat diese Behauptung Lügen gestraft — doch tröste dich, armer Pauw, mit Seneca's Worten: nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit!

Viele, wie Korai, Uckert, v. Hammer u. a. haben, gestützt auf den wissenschaftlichen Aufschwung der Hellenen, lange schon eine Verbesserung ihres politischen Zustandes geahnet, aber das haben sie nicht geglaubt, — viele meinen mit Gewißheit das Gegentheil — daß sie allein, ohne fremde Hülfe, diesen Zustand zu erkämpfen unternehmen würden. Und sie haben es doch gethan! und dadurch dem neunzehnten Jahrhunderte eine Palme mehr, aber eine schönerduftende und herrlichere, als die andern, in den Kranz gewunden. Aber hätte man nicht mit Bestimmtheit das wenigstens vorhersagen können, daß sie auf fremde Hülfe nie und nimmer hätten zählen können?

Daß das türkische Joch das einzige Hinderniß der moralischen und literarischen Wiedergeburt Griechenlands ist, daß sie die Auswüchse in ihrem Charakter bald abschleifen würden, wenn sie frei wären, daß sie der Bildung gar sehr fähig sind, beweisen einzelne Beispiele unwiderleglich, und wer wollte hier mit Berücksichtigung aller Umstände, einen Schluß von diesen einzelnen Beispielen auf die ganze Nation, wenn sie das würden, nicht als statthaft zulassen?

Wer behauptet, daß die Griechen nicht auf eignen Antrieb die Waffen zur Wiedererlangung ihrer Selbständigkeit ergriffen hätten, beweist, daß er mit der Culturgeschichte derselben, mit den Begebenheiten, die seit längerer Zeit auf sie gewirkt haben, nicht bekannt ist, daß er nicht weiß, welche Gährung in den Gemüthern schon lange Statt gefunden hat. Und ihr Eifer, ihre Ausdauer läßt doch wohl nur auf einen freien Entschluß schließen?

Man muß in der That unwillkürlich den Mund zum Lachen verziehen, wenn man im Ernste die thätige Theilnahme an Griechenlands Kampfe aus dem Grunde zurückweisen siehet, weil es denselben auf sich selbst angefangen habe, oder weil, wenn das classische Deutschland zu viel seiner Söhne hinziehen sehe in den Kampf, es dann leicht aufhören könne, das classische zu seyn. Wie engherzig! Soll ich, wenn ich ein mir zustehendes Recht geltend machen will, andern erst um Bemerkung desselben und um die Erkenntniß seines Gebrauchs bitten, um dann auf ihre Hülfe rechnen zu können? wollen wir um des eitlen Ruhms willen die Sache der Menschheit und Menschlichkeit verläugnen? Hauptzwecke Nebenabsichten aufopfern?

Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros!

(Der Beschluß folgt.)

Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint, außer den Beilagen, täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. Sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf nach Billigkeit in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben addressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt und solches viertel- oder halbjährlich berechnet.

Noch wird bemerkt, daß die 3 Jahrgänge oder 6 Bände des Literarischen Wochenblatts zusammen für 12 Thlr. erlassen werden. Einzeln kostet dagegen der Band 4 Thlr.

Leipzig den 1. Juni.

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 132.

8. Juni 1822.

Gervais kleine staatswissenschaftliche Schriften. *)

„Wer es weiß, daß das Emporsteigen oder Sinken der Staaten, so wie das Glück oder Unglück ihrer Bewohner, nicht sowohl von einigen örtlichen oder zufälligen Vortheilen oder Nachtheilen, als vielmehr von dem Umstande abhängt, ob sie gut oder schlecht regiert werden, — wird am besten fühlen, wie weit es einem Tugendhaften möglich sey: bei öffentlichen Angelegenheiten neutral zu bleiben."

Dieses vielsagende, schöne Motto steht vor, und spricht für die kürzlich erschienene Schrift:

Kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete; zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des inneren Staatslebens, von L. Gervais. Erster Theil.

Im Geiste dieses Motto sey auch die Anzeige von dem Inhalte des Buches abgefaßt, das aus eilf Capiteln besteht!

I. „Bemerkungen über die jetzige Gestaltung des verschiedenen aristokratischen Geistes in Deutschlands Staaten."

Die Begriffe von Freiheit und Gleichheit sind in ihrer Reinheit und Bestimmtheit eben so schwer aufzufassen, als sie, in Unlauterkeit und Verworrenheit zur Ausführung gebracht, unheilschwanger sind. „Wenn der verständige, ruhig überlegende Mensch jene Idee von Freiheit näher entwickelt, dann bleibt ihm zur Anwendung wenig davon übrig. Der Schwärmer denkt sie sich dunkler, aber ausgebreiteter; sie führt ihn zu Widersprüchen, sogar zum Unsinn. Schwärmerei ist blind von Natur; im Grunde tritt sie auch noch gern mit der Trägheit im Bund, obgleich Alles in ihr Bewegung zu seyn scheint. Ueberdies muß man nicht glauben, daß, wenn beim Schwärmer der Kopf brennt, auch deshalb Licht im Kopfe sey. Der Empörer endlich benutzt jene Idee geradezu als eins der wirksamsten Mittel, Gährung zu veranlassen, zu verbreiten und für sich bestens zu benutzen."

„Das Verwechseln der Idee von Gleichheit des Anspruchs mit der des Rechts, die Uebertreibung der Folgerungen, die Unmöglichkeit, hier Grenzen zu bestimmen, und der Misbrauch der Idee selbst im Allgemeinen, enthält den Keim der unseligsten Zerstörung. Es entsteht dadurch ein offener Krieg Aller gegen Alle."

Dieser Gedanke stutzt sich auf eine Unterscheidung, welche Köhler gemacht hat, und die völlig richtig ist, sobald man ein einziges Wort darin ändert. „Weil wir, sagt derselbe, wenige Fälle ausgenommen, alle mit derselben allgemeinen Anlage zu den verschiedenen Verrichtungen des gesellschaftlichen Lebens geboren werden, oder mit andern Worten, weil unsre Organisation dieselbe ist; so ist auch der darauf beruhende Anspruch derselbe. Hieraus folgt die Gleichheit des Anspruches. — Weil wir aber diese Anlage verschieden ausbilden, und hieraus ganz von selbst eine verschiedene Tüchtigkeit zu den Verrichtungen des gesellschaftlichen Lebens folgt; so ist auch das auf dieser Tüchtigkeit beruhende Recht verschieden. Hieraus folgt die Ungleichheit des Rechts."

Dieser Unterschied ist gegründet, sobald man anstatt: Recht, setzt: Besitz. Denn Anspruch und Recht sind keine Eintheilungsglieder, können also auch einander nicht entgegengesetzt werden; wohl aber Anspruch und Besitz. Jener bezieht sich auf die Fähigkeit und Möglichkeit, zu erwerben; dieser entspringt aus der vollendeten Erwerbung. Beide haben ihr eigenthümliches und besonderes Recht, weil das Recht die moralische Bedingung des Gebrauches einer jeden Kraft und Vermögens, die Regel aller menschlichen Thätigkeit in Beziehung auf Andre ist. Man hat daher vollkommen recht, zu sagen: die Menschen sind von Geburt im Rechte gleich! nämlich in den Rechten von wegen der natürlichen Anlagen, welche allen Menschen durch die Geburt zustehen. Man hat aber auch eben so recht zu sagen: die Menschen sind einander an Rechten ungleich! nämlich an Rechten aus dem erworbenen Besitze.

In allem, was ist, und was zusammengenommen in jedem Dinge dasjenige ausmacht, wodurch es ein für sich bestehendes Individuum ist, kann keine Gleichheit existiren, weil es außerdem gar keine Individuen geben könnte. Sehr wahr ist es also, daß die Natur nirgends in ihrer Schöpfung eine Gleichheit ihrer Geschöpfe hervorzubringen beabsichtige. Es ist nicht minder wahr, „daß die Ungleichheit unter den Menschen von der Natur selbst zum Mittel gebraucht worden ist, die Menschen in gesellschaftliche Verbindungen und bürgerliche Vereine zu bringen, um eben dadurch ein Gleichgewicht wieder herzustellen, und dem Gesetze der Vernunft die Oberhand zu verschaffen." Wenn denn aber das Gesetz der Vernunft für alle vernünftige Wesen nur ein und dasselbe seyn kann; so ist der Staatsverband, der Durchgang der Menschen von der natürlichen Ungleichheit zur Gleichheit vor der Vernunft.

So sieht es auch der Verf. an, indem er die Aristokratie, als eine von der Natur selbst erzeugte Einrichtung darstellt, aber auch zeigt, wie dieselbe in allen ihren verschiedenen Gestaltungen, nach Ausweis der Geschichte, sich immer mehr verloren und durch Ausdehnung vermindert habe. Die verschiedenen Gestalten, in denen die Aristokratie erscheinen kann, sind aber bestimmt durch diejenigen Kräfte, durch deren Besitz einige Menschen mehr vermögen, als alle übrigen. Der Verf. glaubt sie unter drei Classen bringen zu können, und nennt sie die Aristokratie der Weisheit, des Schwertes, und des Geldes.

Die Eintheilung selbst möchte vollkommen richtig seyn; aber die Benennungen sind es auf keine Weise, weil dadurch einige Unterabtheilungen für Hauptclassen ausgegeben werden. Man wird daher besser die Aristokratie der geistigen, der physisch-persönlichen und der außerpersönlichen Kräfte unterscheiden. In der ersten Classe verdienen die auf wahre Geistesvorzüge gegründete Aristokratie, von der auf bloße Meinungen und Vorurtheile gebauten, so wie in der letzten Classe, die Aristokratie der Familienverbindungen, des Grundbesitzes und des Geldes, sorgfältig von einander getrennt und einzeln beobachtet zu werden. Denn eine jede hat sehr viel

*) Erster Theil, gr. 8. 1821. Leipzig bei Brockhaus. Preis 1 Thlr. 16 Gr. Der zweite Theil ist in dieser Jub. Messe erschienen und wird davon in diesen Blättern nächstens ebenfalls ein kritischer Bericht gegeben werden.

Eigenthümliches, was oft der andern geradezu entgegengesetzt ist. Aber noch häufiger kommen mancherlei Verbindungen der angegebenen Ursachen der Aristokratie vor, wodurch äußerst complicirte Wirkungen zu Wege gebracht werden. Nur indem solchergestalt alle Verhältnisse genau erwogen werden, kann eine vollständige Monographie der Aristokratie geliefert werden.

Daß die Geldaristokratie die abscheulichste und gefährlichste von allen sey, sowohl rücksichtlich ihrer Entstehung, als ihrer Folgen, ist eine Wahrheit, die von den Wenigsten eingesehen, noch seltener beherziget wird. „Um von dieser Geldaristokratie zu retten, ist kein anderes Mittel, als den Bürger im Staate aus allen Ständen, für Religion, Sittlichkeit, Ehre, Mäßigkeit und Nüchternheit immer empfänglicher zu machen, — und wahre bürgerliche Freiheit und Institutionen, durch welche die Vertheilung der Capitale bewerkstelliget wird, müssen von Seiten der Staatsverwaltung in die Wagschale gelegt werden."

Am Schlusse der Betrachtung äußert der Verf.: „Alle Arten von Aristokratien der Vorzeit setzten sich dadurch vorzüglich in einen offenbaren Widerspruch, der nur zu oft zum Nationalkampfe ausartete, daß sie bei der Behauptung ihrer ausschließlichen Vorrechte, einzeln oder auch als Kaste, sogleich die Mehrzahl zu unterdrücken strebten. Nur Rechte, aber Pflichten in Beziehung auf Andere, wollte der Geist der vormaligen Aristokratien anerkennen. Weit anders zeichnet sich der jetzige Geist aus; es gibt jetzt nicht blos Erhebung über Andere, nicht Verunglimpfung Anderer, sondern Liberalität. Man weiß jetzt und fühlt es lebhafter, daß es etwas Höheres im Menschen gibt, als Herrschsucht, Misbrauch der Gewalt und Eigennutz."

Wo liegt das Land, von dem hier der Verf. spricht? Wo mag jenes Vormals und dieses Jetzt sich finden? Wir haben alle Ursache zufrieden zu seyn, wenn nur ein sichtbares Bestreben obwaltet, sich von dem los zu machen, was der Verf. vormals nennt, und dasjenige mit der Zeit herbeizuführen, was ihm schon gegenwärtig däuchtet. Ueberhaupt aber entsteht die Frage, ob das Wesen der Aristokratie wohl richtig aufgefaßt sey, wenn man sie in die, aus dem größeren Besitze wahrer Güter und Kräfte entspringenden Vorzüge setzt? Daß ein Jeder dasjenige ungehindert rechtmäßig gebrauchen könne, was sein ist, das ist ein allgemeines Recht aller Menschen; woraus folgt, daß derjenige, der mehr hat, damit auch mehr anfangen könne. Darin ist gar nichts Besonderes enthalten. Die Aristokratie aber, da sie einen eigenen Namen führt, muß etwas Besonderes seyn, und zwar etwas Gemeinsames, worin alle darunter begriffene Einzelne zu einem gewissen Zwecke vereinigt sind. Da nun der rechtmäßige Gebrauch dessen, was einem Jedem angehört, kein absonderlicher Zweck seyn kann; so kann unter dem Worte Aristokratie nur eine Vereinbarung Mehrerer mit gleichmäßigen Eigenschaften zu dem Zwecke seyn, entweder um die Vorzüge des Besitzes zum Nachtheile der Uebrigen zu gebrauchen, oder sich nicht blos auf die Vorzüge des Besitzes zu beschränken, sondern sich auch gemeinschaftlich einen Vorzug des Anspruches anzumaßen und alle Uebrigen davon auszuschließen, oder endlich beides mit einander zu verbinden und sich gegenseitig zu garantiren. Wer, der kein Fremdling in der Geschichte ist, wird in Abrede stellen können, daß, wo es eine Aristokratie gegeben hat, sie sich überall in diesem Charakter kund gethan habe? — —

II. Verschiedene wesentliche Gesichtspuncte in Beziehung auf Staatsdienst und Staatsdienerschaft.

„Die Regierung eines jeden Landes kann, was sie seyn will, und was sie seyn soll, nur durch ihre Beamten seyn. Diesen muß sie das Heiligste, was sie hat, das Wohl ihrer Unterthanen, mithin ihr eigenes, anvertrauen." Sie selbst hat deshalb das größte Interesse dabei, die möglichst besten Beamten anzustellen, und von ihnen die möglichst vollkommenste Verwaltung ihrer Aemter zu verlangen. Dem steht der Plan, die Staatsbeamten auf Kündigung, oder gar unter Vorbehalt willkürlicher Entlassung, in Dienst zu nehmen, geradezu entgegen. Jeder erniedrigende Accord mit den Dienern des Staats muß in ihnen Miethlings- und Gesindegeist erzeugen und die wahre Amtsehre ersticken, welche die Wurzel des Verdienstes in der Amtsverwaltung ist. Es kommt Alles darauf an, die Sache so einzurichten, daß die Beamten immer vor Augen haben, wie sie nur durch treue Pflichterfüllung ihr eigenes Bürgerglück bewahren und mehren können.

Dem Rechte der Gesammtheit: durch die Würdigsten und Geschicktesten im Volke die öffentlichen Angelegenheiten besorgen zu lassen, wie dem Grundsatze der Gleichheit des Anspruches aller Bürger im Staate, widerspricht es gleich sehr, bei der Auswahl der Beamten irgend eine andre Rücksicht obwalten zu lassen, als die der persönlichen Brauchbarkeit und Fähigkeit. Einem Stande bei der Concurrenz um Staatsämter irgend einen Vorzug beizumessen, oder ihm die höchsten Stellen ausschließlich vorzubehalten, ist hiermit ganz unverträglich. Auf keine Weise darf derselbe zurückgesetzt werden; aber zur Bevorzugung liegt in der Abstammung von einem im Range privilegirten Vater nicht der allermindeste Grund.

III. Etwas über den Staatsdienst in den nordamerikanischen Freistaaten.

„Beförderung des Wohles seiner Mitbürger soll des Staatsbeamten Hauptzweck seyn; Zeit, Kräfte, sogar den Genuß seines Vergnügens, muß er diesem aufopfern; beinahe kann man sagen: seinem Herzen müsse er nichts Anderes einräumen. Um diesen Charakter zu behaupten, dazu gehört nun freilich viel Geistesstärke, und ebensoviel Gewalt über sich selbst, die nicht Viele erlangen." Die Haupturſache hiervon ist, daß der Staatsdienst als eine Last angesehen wird. Daß aber diese Ansicht die herrschende bei uns ist, daran sind unsre Verfassungen selbst schuld, indem darnach alle Aemter als eine Verpflichtung zu Leistungen gewisser bestimmter Dienste gegen einen contractmäßigen Lohn behandelt werden. Der Geist der Dienerschaft wird hierdurch vor dem Geiste der Beamtenschaft genährt, und überwältiget letzteren. — — Die wahre Kunst des Regierens besteht aber darin: das Regieren so wenig als möglich bemerken zu lassen. Nach diesem Grundsatze ist man bei der Anordnung der Verwaltungseinrichtungen in Nordamerica davon ausgegangen: „Je mehr Handlungen der öffentlichen Verwaltung, der obrigkeitlichen Gewalt, in die Hände der Bürger selbst gelegt werden, je weniger werden sie den Zwang der Regierung gewahr; je größer wird das Vertrauen zu ihr; um so williger werden sie auch dem Vaterlande Alles zum Opfer bringen und fest an demselben hangen." Dadurch wurde es möglich gemacht, daß Franklin einem seiner Freunde in England schreiben konnte: „Kaum wird man es dort glauben, daß hier zu Lande Männer aus Eifer für das Gemeinwohl eben so fleißig seyn können, als dort bei Ihnen für Tausende jährlichen Gehaltes. Dies ist aber eben der Unterschied zwischen unverdorbenen neuen und alten verdorbenen Staaten."

Diesen Unterschied muß man jedoch auch nicht aus dem Auge verlieren. In einem sich erst neu, mit Benutzung aller Kenntnisse der Zeit, ausbildenden, von außen ganz ungehinderten, erst wenig bevölkerten, dem Erwerbe aller Art großen Gewinn darbietenden, und noch vom Feuer der Gesinnungen republicanischen Heldengeistes erwärmten Staate, ist vieles möglich und heilsam, was mit unsern bestehenden Einrichtungen, herrschenden Vorurtheilen, äußeren und inneren Verhältnissen und Erwerbszustande durchaus ganz unvereinbar seyn würde. Immer aber kann diese Verschiedenheit nur in der Anwendung und Ausführung der allgemeinen (formalen) Grundsätze der Staatsverwaltungslehre einen Unterschied verursachen. Diese Grundsätze selbst müssen überall

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 133.

10. Juni 1822.

Die Bardarelli-Bande. Eine Probe neapolitanischer Polizei, aus Craven's Reise (Lond. 1821; S. 37 — 60.)

Drei Brüder aus Abruzzo, Namens Bardarelli, hatten vor einigen Jahren Apulien zu dem Schauplatze ihrer Raubzüge gewählt. Die ausgedehnten und freien Ebenen dieser Provinz, theilweise von Gebüsch unterbrochen, wo es nur wenig große Städte, aber desto mehr ansehnliche Meierhöfe oder Masserias gibt, welche Lebensmittel, Futter und Beute zugleich darbieten, lockten die drei Brüder mit ihrer vierzig bis funfzig Mann starken Bande in jenes Land, wo sie alle Wege genau kannten, und wohin der Schrecken ihres Namens ihnen schon vorausgegangen war. Alle waren wohl bewaffnet und gekleidet, trefflich beritten und an die strengste Mannszucht gewöhnt. Don Gaetano, der älteste unter den drei Brüdern, bewies als Räuberhauptmann eine Thätigkeit und Geschicklichkeit, die eines andern Berufs würdig gewesen wären. Selten oder nie fielen sie Reisende an; auch verübten sie keine Grausamkeiten, außer in einzelnen Fällen, wo sie wegen Wortbrüchigkeit Rache nahmen. Allein dieser falsche Schimmer von Großmuth und Mäßigung, so wie die reichen Belohnungen, welche sie unter ihre Ausspäher und Hehler vertheilten, und die vielen Almosen, durch welche sie die Herzen der ärmeren Classe zu gewinnen suchten, machte sie zu einer nur um so gefährlicheren Plage für das ganze Land. Vorzüglich waren sie das Schrecken der Masserias, die aus einzelnen großen Gehöften mit vielen Wirthschaftsgebäuden bestehen, in welchen furchtsame Schäfer, Landleute, Knechte und Mägde nebst dem Voigt verschiedene Abtheilungen bewohnen, und den Winter über ihre Heerden unter einem Dache haben. Die Bande erschien plötzlich, gewöhnlich mitten in der Nacht, und auf eine so außerordentliche schnelle Art, daß die Bewohner des Meierhofs, eben so sehr vom Schrecken als vom Erstaunen gefesselt, sie oft zwei, drei Tage bei sich beherbergten, ehe die Pächter der benachbarten Höfe etwas von ihrer Nähe erfuhren. So lange schmausten sie mit aller Bequemlichkeit von allem, was Küche und Keller hergaben; doch nöthigten sie, aus Furcht vor Vergiftung, ihre Bewirther, sich mit ihnen zu Tische zu setzen, und entschuldigten sich, wenn sie etwa die Fastentage nicht genau beobachteten. Beim Abschiede nahmen sie alles Geld mit, was vorgefunden wurde, und beluden ihre Pferde mit so viel Getreide, als sie tragen konnten. Oft holten sie ihre Beute nicht in Person, sondern verlangten schriftlich von dem Pachter eine bestimmte Menge Futter, Lebensmittel, Geld, auch Kleidungsstücke, indem sie den Brief dem ersten besten Bauer zur Bestellung anvertrauten. Gehorchte der Pachter nicht pünctlich, oder schien er die Sache an die Obrigkeit zu verrathen, so rächten sie sich durch Raub des Viehs und Abbrennen der Gebäude. Oft hielten sie Reisende an, und tauschten ihre abgetriebenen Pferde gegen bessere um, auch verwechselten sie nicht selten blos ihr Silber gegen das Gold, was der Reisende bei sich trug.

Die Regierung suchte vergebens diese Bande zu fangen oder zu überfallen. Endlich erboten sich die Bardarelli zu freiwilliger Unterwerfung, wenn man die ganze Bande als ein königliches Corps besoldete und sie als Anführer bestätigte. Dies geschah, und sie sorgten nunmehr pflichtmäßig mit großer Wachsamkeit für die Sicherheit der so oft von ihnen in Schrecken gesetzten Provinz. Allein die Einwohner sahen die neuen, ihnen jetzt wohl noch lästigern Polizeisoldaten immerfort als Räuber an, und ihre vorige Furcht verwandelte sich in Rachsucht. Kurz vor Craven's Ankunft in Neapel kam es daher zu einem Gefecht zwischen jenem Corps und den Bauern von Ururi, einem Dorfe bei Albie in Abruzzo oltra, worin die drei Bardarelli und neun Mann von der Bande auf dem Platze blieben, worauf die übrigen in das Gebirge entflohen. Hier weigerten sie sich, dem Befehle der Regierung nachzukommen und sich in das Hauptquartier zu begeben, wo der Vorfall untersucht werden sollte. In dieser Zeit reiste Craven durch die Provinz und kam eben in Foggia an, der Hauptstadt von Capitanata, wo er die dortige stark besuchte Messe sehen wollte, als er daselbst Zeuge seyn konnte von der wilden Verzweiflung, mit der diese Bande in ihr Verderben sich stürzte. Da alle Gasthöfe der vielen Meßfremden wegen voll waren, so suchte er lange ein Unterkommen, bis er mitten in einen Tumult gerieth von Fliehenden, und einen Lärmen hörte, als ob Häuser einstürzten und ein Erdbeben wäre. Es fielen Schüsse; die ganze Stadt war in Aufruhr, und mit Mühe rettete er sich in ein abgelegenes Haus, wo Weiber und Kinder vor Angst und Verzweiflung ein furchtbares Geschrei machten. Er verstand nur so viel: die Räuber sind da. Alles wurde verrammelt, und man hörte das Gefecht in den Straßen. Der Ueberrest der Bande hatte sich nämlich in Foggia vor dem comman-

direnden General gestellt, und ihr bisheriges Verhalten gerechtfertigt. Die Leute erhielten den Befehl abzusitzen, was sie thaten, allein sie weigerten sich schlechterdings, sich nach Lucera zu begeben, wo sie die weiteren Befehle erwarten sollten. Es entstand darüber ein heftiger Wortwechsel. Ein Officier, den der General an die erbitterten Leute abgeschickt hatte, gab einem Manne einen Schlag, dieser feuerte sein Gewehr ab, fehlte und ward auf der Stelle von der Schildwache erschossen. Nun kam es zu einem hartnäckigen Kampfe mit den Linientruppen, die bereits in der Nähe die Tollköpfe umstellt hatten. Vier Mann von der Bande saßen wieder auf und entkamen fechtend aus der Stadt; ein Theil wurde gefangen, einige blieben und die übrigen flüchteten sich in einen Keller, der nur einen schmalen Eingang hatte. Wer sich ihnen nahte, wurde getödtet oder verwundet. Vier kamen jedoch heraus und ergaben sich freiwillig. Zwei davon schickte man mit gebundenen Händen in den Keller zurück mit der Drohung, wenn sie nicht alle sogleich ergäben, so würde man sie durch Strohfeuer ersticken. Allein sie behielten die Unglücklichen bei sich, und als keine Antwort erfolgte, wurde ein Feuer angezündet und der Ausgang mit Steinen verschlossen. Zwei Stunden nachher öffnete man den Keller, man drang ohne Widerstand hinein, und fand alle ermordet in ihrem Blute liegen. Sie hatten sich Einer den Andern den Tod gegeben. — Der Verf. sah bald darauf die Körper dieser Unglücklichen in einem Gewölbe auf Stroh liegen, nackt ausgezogen, bis auf die Reliquien, die sie als Amulete um den Hals trugen. Alle waren kräftige junge Männer, keiner über vierzig Jahr. Furchtbar zeigte sich der letzte Krampf des Todes in den Zügen der Wuth und Verzweiflung. So verschwand die Bande der Vardarelli von der neapolitanischen Erde.

26.

Gervais kleine staatswissenschaftliche Schriften.

(Beschluß aus No. 132.)

V. Beifällige Bemerkungen über Begriff und Wesen der Polizei.

Polizei ist in der Staatsverwaltung nicht blos wohlthätig, sondern unentbehrlich. Ihr wahres Wesen besteht „in der Sorge für die Bewahrung und Erhöhung der Vortheile der geselligen Verbindungen der Staatsbürger, so wie in der Abwendung aller Gefahren und Nachtheile in denselben.“ Das Wohl oder Wehe der einzelnen ist also niemals unmittelbarer Gegenstand ihrer Vorsorge, sondern kann es nur mittelbar werden, insofern es Bedingung oder Quelle gesellschaftlicher Vortheile oder Nachtheile wird. Eben deswegen darf die Polizei auf keine Weise in die politische oder bürgerliche Freiheit der Unterthanen, das heißt in ihre Befugniß, innerhalb den gesetzlichen Bestimmungen zur Erreichung des Staatszweckes, nach eignem Belieben sich zu gebahren, eingreifen oder solche gefährden. Noch viel weniger darf sie sich erlauben, bestehende persönliche oder dingliche Rechte, seyen es staats- oder privatrechtliche, zu beeinträchtigen oder zu verletzen. Wie überhaupt im Staate keine Willkür statt finden darf; so kann auch der Polizei solche nicht gestattet seyn. Die Grenzen, die Form, und die Verantwortlichkeit ihrer Thätigkeit müssen durch das Gesetz bestimmt und die Regeln dafür ihr unverbrüchlich vorgeschrieben seyn. Daß der Zweck die Mittel heilige, gereiche ihr nie zur Entschuldigung! Die Vernunft kann diesen abscheulichen Grundsatz nirgends gelten lassen. Ueberhaupt muß man nicht vergessen, daß die Polizei durchaus nicht selbst Zweck, sondern nur ein Mittel für den Zweck des Staats ist. Diesem, und allen darin enthaltenen Maßgaben muß sie deshalb untergeordnet seyn, und keinem der übrigen Verwaltungszweige des Staatsorganismus vorgreifen, noch deren Wirksamkeit beengen. Insonderheit darf sie sich nicht in die Rechtspflege mischen, deren gesetzmäßige Wirksamkeit nie behindern, noch sich deren Rechte anmaßen. Die Entscheidung irgend eines Rechtsverhältnisses kann nie zu ihrer Competenz gehören, also weder die Schlichtung von Rechtshändeln, noch die Anordnung von Strafen. Ihre Bestimmung ist nur, die Vergehen und deren schädliche Folgen zu verhüten; aber keineswegs kommt es ihr zu, die rechtlichen Folgen der begangenen Gesetzübertretungen über den Strafbaren zu verhängen.

Die Anwendung der Kräfte der Gesammtheit zur Beschaffung dessen, was dem Staatszwecke entspricht, und zur Anwendung dessen, was ihm entgegen ist, ist das Feld ihrer Thätigkeit. Sie hat es daher nicht blos mit den Menschen, sondern mit der ganzen Natur zu thun, in so weit deren Kräfte in den öffentlichen Zustand einwirken. Leben und Eigenthum gegen die Gefahren zu schützen, welche die Natur vorbereitet, und Anstalten ins Leben zu rufen, wodurch die vortheilhafte Benutzung der Naturkräfte den Einwohnern erleichtert wird, gehört zu ihrem Geschäftskreise. Aber die Klugheit muß ihr auch hierin, wie überall, den Rath geben, der Freiheit der Individuen den größtmöglichen Spielraum zu gönnen, nicht blos weil freie Arbeit unendlich mehr schafft, als erzwungene, sondern auch weil das Gefühl der freien Bewegung ungemein angenehm ist und einen Bestandtheil der bürgerlichen Glückseligkeit ausmacht. Eine umsichtige Polizei wird daher nur selten befehlen, meistentheils nur verbieten und negativ wirksam seyn, außerdem aber sich auf das Belehren, Rathen, und Herbeischaffung der Mittel zur Ausführung dessen beschränken, was sie beabsichtiget.

Wenn die Polizei nach diesen Regeln lebt, wird Niemand ihre Segnungen verkennen. Nur dadurch, daß sie solche übertreten, für ihre Thätigkeit keine Grenzen anerkannt, sich über Alles gestellt, und mehr oder weniger Willkür gestattet hat, ist sie Gegenstand eines fast allgemeinen Hasses geworden. Am gehässigsten wird sie, wenn sie, als hohe Polizei, sogar in die Sphäre der Geistesfreiheit eindringt, und dem Organismus der Verstandesthätigkeit Gesetze geben will. „Sie ist neidisch auf das Licht des Himmels, weil Licht und Farben mit anbrechendem Tage die Welt zur verhaßten Bewegung wecken. Einförmige Farbenlosigkeit will sie zur Sicherung des Staats und seiner Ruhe! Werden Gedanken zu Worten, so rückt ihr die mögliche Gefahr noch näher, und deshalb hätte sie lieber Worte ohne Gedanken.“ Kämpfend mit unsichtbaren Mächten, macht sie selbst sich unsichtbar und waltet vornehmlich als geheime Polizei. An sich selbst eine löbliche Vorsichtsanstalt, ist es der fast unvermeidliche Misbrauch, die Leichtigkeit der Uebertreibung, und besonders die Verworfenheit der meistentheils dazu gebrauchten Werkzeuge, welche diesem Institute den Fluch der Welt zugezogen haben. Es verdient ihn vollkommen, sobald es gebraucht wird, in die Privatverhältnisse der Einwohner einzudringen und in dieselben Mistrauen zu bringen. Er wirkt unaufhaltsam, dieser Fluch, „dem keine noch so gewaltige Regierung zu widerstehen vermag, und der auch den

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 134.

11. Juni 1822.

Fonk's Proceß.

Wir glauben annehmen zu müssen, daß der merkwürdige Fonk'sche Proceß die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf sich gezogen habe, und halten uns deswegen verbunden, ihnen ferner den Inhalt der in dieser Sache weiter erscheinenden wichtigsten Schriften vorzulegen. Diesmal

No. II. Gegen Peter Anton Fonk und die von ihm herausgegebene Vertheidigungsschrift von einem königl. preuß. Justizbeamten.

No. III. Ueber die Ermordung des Wilhelm Cönen, nebst einer Beleuchtung der gegen den Faßbinder Christian Hamacher aufgestellten Thatsachen und Zeugenaussagen. Von Gustav Franz von der Leyen.

So entgegengesetzt beide Schriften ihrem Inhalte nach sind, so sehr unterscheiden sie sich schon darin, daß der eine Verfasser seinen Namen verbirgt, der andre ihn nennt. Jener meint zwar, es habe Niemand darnach zu fragen, als etwa Herr ꝛc. Hoffmann. Allein dem ist nicht so! Denn

a) kommen in der Schrift mancherlei Angaben vor, rücksichtlich deren der Verf. sich auf die Notorität in Cöln beruft. Abgesehen davon, welch ein Unterschied zwischen Stadtgeträtsch, Gerücht und Notorität obwaltet, ist wenigstens die Frage unerlaßlich: ob ein glaubwürdiges Gerücht existire? Die Versicherung eines Anonymus verdient gar keinen Glauben!

b) Es sind darunter Angaben, deren Kenntniß der Verf. schwerlich durch Notorität erlangt haben kann, wenn man nicht annehmen will, daß die Richter pflichtwidrig den Inhalt der Acten bekannt gemacht haben, z. B. die angeblichen nachtheiligen Zeugnisse über den Charakter Fonk's. Daß letzterer selbst diese Nachrichten veröffentlicht habe, wird der Verf. wohl nicht behaupten.

c) Um so nöthiger ist es, zu wissen, in welcher Verbindung der Verf. mit Hrn. von Sand steht. Denn der Zweck der Schrift ist lediglich: den officiellen Bericht des Untersuchungsrichters Hoffmann, durch welchen die Fonk'schen Vertheidigungsschriften ihre Beglaubigung erhalten haben, Hr. von Sand aber compromittirt worden ist, als mangelhaft und inconsequent darzustellen. Dabei gibt jedoch der Verf. ausdrücklich zu vernehmen, „daß er Hrn. Hoffmann für einen sehr ehrlichen Mann halte, (wie er denn auch nicht einer Rechtswidrigkeit oder Unwahrheit beschuldiget worden ist,) der aber leider das Unglück gehabt habe, sich von dem verschmitzten Fonk ganz verblenden zu lassen." Wir wollen sehen!

Die Vorwürfe, die dem Hrn. Hoffmann gemacht worden, sind:

α) Er habe unrichtige Schlüsse gemacht. Auch nicht Einen hat der Verf. nachgewiesen; wäre es aber der Fall, so würde jenem nur begegnet seyn, was diesem sehr vielfach begegnet ist.

β) Er habe in seinem Berichte an den Gerichtshof verschiedene Umstände mit Stillschweigen übergangen, was er nicht thun dürfen, da nicht sein Urtheil über deren Erheblichkeit, sondern das Urtheil des Gerichtshofes das entscheidende sey. Allein der Bericht des Untersuchungsrichters soll ja nicht das Fundament der Entscheidung des Gerichtshofes seyn, dem doch die Acten nicht darum eingereicht werden, um sie ungelesen liegen zu lassen, und bei welchem ein besondrer Referent den Vortrag zu machen hat. Der Untersuchungsrichter soll in seinem Berichte sein Urtheil aussprechen, darauf seinen Antrag gründen und solches motiviren. Mit Recht führt er also nur an, was nach seinem Urtheile auf die Entscheidung Einfluß hat. Unter dem Verschwiegenen findet sich wirklich kein Moment, das eine Aenderung des Urtheiles zu Wege zu bringen geschickt wäre.

γ) Er habe in seinem Berichte von einem angeblichen Bruder der Italienerin gesprochen, der gar nicht existirt habe, und verabsäumt, wegen des Verdachts gegen dieses Mädchen nähere Untersuchung anzustellen. (S. 12) Nachdem diese aber in alle Welt gegangen war, war nichts zu untersuchen, und nach ihrem angeblichen Bruder, wie es im Berichte heißt, zu fragen keine Veranlassung mehr.

δ) Endlich habe derselbe selbst registrirt, daß der Fonk im Verhöre gebeten habe, seine Vertheidigung schriftlich aufzusetzen, daß ihm diese Erlaubniß zugestanden und das Verhör darum abgebrochen worden sey. Dies sey darum Unrecht, weil nur durch fortgesetzte Verhöre der leugnende Verbrecher in Widersprüche verwickelt und dadurch zum Geständniß gebracht werden könne. Wenn der Untersuchungsrichter, nach Lage der Sache, Gründe hat, den Angeklagten für einen Verbrecher zu halten, so ist diese Bemerkung vollkommen gegründet. Wenn aber der Richter aus den Voracten, wie Hr. Hoffmann, Inhalts seines Berichtes, schon die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Angeklagte das Verbrechen gar nicht begangen haben könne, so würde er mit sich selbst in Widerspruch gerathen, ihn dennoch durch künstlich angelegte Verhöre zum Geständniß bringen zu wollen. Daß aber dies Verfahren registrirt ist, spricht für die Legalität alles dessen, was von diesem Richter geschehen ist. Wie sehr sticht dagegen die Handlungsweise aller Gerichtspersonen ab, die über ihre wichtigsten Schritte nicht den kleinsten Vermerk zu den Acten gebracht haben!!

Wer aber auch der Verf. seyn mag, so ist es für uns ausgemacht, daß er den Titel eines preußischen Juristen sich fälschlich beigelegt habe, wenn man so chen nicht denen beilegen will, die für den Augenblick im preußischen Justizdienste stehen, sondern nur denen, die in demselben auferzogen, von den darin herrschenden Grundsätzen erfüllt und daran gewöhnt sind. Denn ein solcher preußischer Jurist würde

A. aus den schon angegebenen Gründen seinen Namen nicht verschwiegen haben; es würde

B. ihm widerstanden haben, offenbare Rabulistereien anzuwenden, welche nachgewiesen werden sollen; oder

C. die Möglichkeit mit der Wirklichkeit verwechselnd, eine Verurtheilung auf selbst ersonnene Vermuthungen zu bauen, da jeder Jurist wissen muß, daß im Zweifel jede Vermuthung auf die Unschuld zu richten ist; endlich

D. würde er Bedenken getragen haben, vor der erfolgten richterlichen Verurtheilung Fonk's, denselben einen Mörder zu schelten und ihn als solchen zu behandeln.

Daß in einer öffentlich gewordenen Sache einem Jeden

sein Urtheil unverschränkt sey, mithin derjenige, der den Angeklagten für schuldig hält, dies Urtheil auch aussprechen und vertheidigen dürfe, unterliegt keinem Zweifel. Aber nicht darf er vergessen, daß dieses Urtheil ein subjectives ist, und auch nur subjectiv vorgetragen werden dürfe. Alsdann versteht sich der Werth desselben von selbst. Der Eine ist vom Teufel und Gespenstern überzeugt, der Andre nicht; der Eine glaubt Feenmährchen, über die ein Andrer sich lustig macht. Der Verf. selbst sagt (S. IV) „er wisse gar wohl, daß Niemand in der Welt, außer den Geschwornen, befugt sey, das Schuldig, das rechtliche Schuldig, gegen Fonk auszusprechen." Jedes andre Schuldig ist also unrechtlich! und diese Unrechtlichkeit begeht der Verf. wissentlich? Er überlegt nicht, daß er dadurch gegen den Staat ein Verbrechen der Anmaßung und gegen den Angeklagten das Verbrechen der Injurie begeht? Er entschuldigt sich schlecht damit, daß Fonk durch die Bekanntmachung seiner Vertheidigungsschriften in der Meinung des Publicums viel gewonnen und er diesen Eindruck wieder zu zerstören geeilt habe, damit das Gericht desto unbefangener seinen Ausspruch thun könne. Wer hat ihn zum Vormunde des Gerichts bestellt? wer ihn ermächtiget, die vom Staate angeordneten Institutionen und die Amtsverrichtungen des Assisenpräsidenten und Staatsanwaldes für unzureichend zu erklären, um ein unparteiisches Urtheil zu Wege zu bringen? Jeder Bürger im Staate hat aufgehört, nach seiner individuellen Meinung vorschreiten zu dürfen; die Verfolgung eines jeden Rechts darf nur in der angeordneten Maße geschehen. Die Denunciation eines Verbrechens wird sofort selbst ein Verbrechen, sobald sie nicht in der vorgeschriebenen Form erfolgt. Die weitere Verfolgung derer, welche die öffentliche Sicherheit gestört zu haben verdächtig sind, und deren Ueberführung gebührt nicht Einzelnen, sondern der Gesammtheit durch die dazu bestellten Untersuchungsrichter und Staatsanwälde, denen Niemand vorgreifen darf. Der Staat und der Angeklagte sind die Parteien, die einander gegenüber stehen. So wie jenem unbenommen ist, die verhandelten Acten öffentlich bekannt zu machen, so auch diesem. Aber daraus folgt keine Befugniß für irgend einen Dritten, dasselbe zu thun; noch weniger folgt daraus, daß, wenn Fonk seine Rechtfertigung bekannt gemacht, ein Dritter die Rolle seines öffentlichen Anklägers übernehmen dürfe.

Unbenommen wäre dem Verf. gewesen, wenn er dazu einen unabweislichen Beruf verspürt hätte, die Fonk'sche Schrift oder den Hoffmann'schen Bericht, als Schrift, seiner Prüfung zu unterwerfen. Aber unverantwortlich ist es, wenn derselbe sagt: „Mit beispielloser, teuflischer Verschmitztheit ist dieser Meuchelmord vorbereitet, mit verrätherischer Feigheit ist er ausgeführt, und durch die gottlosesten Umtriebe, um den Angeklagten aus der Schlinge zu ziehen, ist das Verfahren verzögert worden. Verleumdung der redlichsten Justizbeamten, der schändlichste Misbrauch der heiligsten Religionsgrundsätze sollten die Mittel seyn, der Justiz — dem gesunden Menschenverstande Hohn zu sprechen." Wer kann nach dieser Stelle noch zweifeln, was die wahre Tendenz dieser Schrift sey? Keine andre, als die, die Gemüther des Publicums, aus dessen Mitte die Geschwornen genommen werden, zu verwirren und gegen den Angeklagten aufzureizen. Darum sind nicht nur eine Menge Sophismen und Verdrehungen gehäuft, sondern der Name Gottes ist auf eine abscheuliche Art gemisbraucht, (S. 5) die Furcht vor einem durch nichts bezeichneten, dem Vernünftigen undenkbaren, aber die Leichtgläubigkeit bethörenden, unsichtbaren Einflusse aufgeregt, (S. VII) und die Eitelkeit und dem Selbstvertrauen der künftigen Geschwornen mit unfehlbarer Gewandtheit geschmeichelt worden. (S. IX)

Wir sind keine Lobredner der Censur. Aber wenn eine Censur besteht, wie kann eine im Zwecke und der Ausführung mit der Moral und dem Rechte so unverträgliche Schrift zu Tage kommen? — — —

Der Verf. besitzt Kunst genug, um den Verstand einfacher und in diesen Künsten unerfahrner Leute zu bestricken; bei uns hat er nur die Ueberzeugung zu Wege gebracht, daß eine Sache, die solcher Mittel bedarf, sehr, sehr schlecht seyn müsse, und daß das Urtheil des Hrn. ꝛc. Hoffmann über Fonk's Unschuld in keinem Stücke erschüttert sey.

Sehr möglich, daß der Ausspruch der Geschwornen anders ausfällt! Wir halten solches sogar für sehr wahrscheinlich. Denn

1) obgleich dieselben durch das schon vorhandene Urtheil gegen Hamacher nicht gebunden sind; so liegt in demselben doch ein großes Präjudiz, da es ausgemacht ist, daß dieser und Fonk nur entweder beide schuldig, oder beide unschuldig seyn können, was auch der Verf. geltend zu machen nicht verabsäumt hat. (S. 16)

2) Es ist in der Assise über Hamacher gerichtlich anerkannt, daß dessen Arretirung illegal gewesen; es ist eben so ausgemacht, daß unerlaubte Mittel angewandt worden sind, sein Geständniß hervorzulocken. Die Frage, ob ein hierauf folgendes Geständniß etwas beweise oder nicht, ist eine reine Rechtsfrage, worüber die Geschwornen zu entscheiden gar nicht angethan sind. Ueberhaupt müßte die Präjudicialfrage: ob die Gerichtspersonen bei dem Hamacher'schen Geständnisse pflichtwidrig gehandelt haben oder nicht, und ob also aus diesem Geständnisse eine Beschuldigung gegen Fonk rechtlich hergenommen werden dürfe, nothwendig zuerst ausgemacht werden, bevor über des letztern Schuld ein Urtheil zu fällen ist. Die Einrichtung der Jury gestattet eine solche Absonderung der Präjudicial- von der Principal-Frage nicht, und daß die Geschwornen sie nicht für sich selbst zu machen vermögen, bedarf keiner Ausführung. Sie sollen ja nach dem Totaleindrucke der Procedur auf ihr Gemüth ihre Stimmen geben. Daß aber

3) bei diesem Totaleindrucke, wenn dieser Präjudicialpunct nicht getrennt und vorher ausgemacht wird, das Zeugniß mehrerer in ihren Aemtern und Würden fortwährend erhaltener Männer gegen die übrigen Angaben überaus imponirend seyn müsse, leuchtet ebenfalls ein. In der Hamacher'schen Assise hat der Staatsanwald die Glaubwürdigkeit dieser Beamten ausdrücklich darauf gestützt, daß sie fortwährend fungiren.

4) Wie aus dem Zeugnisse einiger hundert Zeugen und aus dem Gutachten von ein halb hundert Sachverständigen, die alle hintereinander mündlich abgelegt werden, irgend ein Mensch sich eine deutliche Vorstellung über die Wahrheit oder Unwahrheit in concreto zu machen, und ohne eine solche Vorstellung über Recht oder Unrecht ein gegründetes Urtheil fällen könne, werden sich nur diejenigen zu erklären wissen, welche eben dieselbe zur Kategorie der Empfindungen zählen. Endlich

5) haben wir ein halbes Dutzend Personen gesprochen, die aus Cöln kamen und einmüthig versicherten: Fonk werde daselbst fast allgemein für schuldig gehalten — weil der Mensch ein gar zu widerwärtiges Gesicht habe. Die öffentliche Meinung ist aber eins von den Argumenten, worauf die Geschwornen besonders angewiesen sind. Wohl ihnen, schöne Herren und Damen, deren anmuthige Züge jeden Verdacht zerstören! Gellert's Selinde hat schon die erbauliche Erfahrung gemacht.

Wie aber auch das Urtheil ausfallen möge, und ohne im voraus zu bestreiten, daß Fonk nicht wirklich schuldig seyn könne, ist so viel ganz klar, daß aus der vorliegenden Schrift für seine Schuld, und gegen die Voraussetzung seiner Unschuld nicht das mindeste folgt. Alle Argumente, die für entfernte Anzeigen wenigstens passiren können, beschränken sich darauf, daß

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 135.

12. Juni 1822.

1) Lettres sur le projet d'organisation municipale, présenté à la chambre des députés le 21 février 1821. Par J. Fiévée. Paris. 1821.

2) Examen du rapport fait à la chambre des députés, au nom de la commission nommée pour le projet d'organisation municipale. Par J. Fiévée. Paris. 1821.

Beide Schriften gehören zu der Classe der Flugschriften und nehmen unter diesen, wie überall die Schriften des Verf., eine ausgezeichnete Stelle ein. Sie behandeln Einen Gegenstand, die Emancipation der Gemeinden in Frankreich. Zu der erstern ist, wie schon der Titel ergibt, die Briefform gewählt worden, die der Verf. liebgewonnen zu haben scheint, obwohl dieselbe, wie Referent dafür hält, hier eigentlich nicht an ihrer Stelle und für den Politiker von Fach einigermaßen langweilig ist. Nach dem Vorworte hatte Jemand den Verf. zu einigen Bemerkungen über den behandelten, allerdings nicht unwichtigen Gegenstand veranlaßt, die daher ursprünglich zum Druck nicht bestimmt wurden. Der Extrahent wünschte indeß späterhin die Veröffentlichung, die der Verf. auch nachließ. Da wir nun hiernach der Form das Ganze verdanken, so ist bei jener hier nicht füglich länger zu verweilen.

Der Verf. gehört nicht zu den säuselnden Politikern, die vor lauter Rücksichten und Reverenzen nicht recht zu Worte kommen können, und wenn sie ja irgend einmal zum Reden genöthigt werden, alle Welt über ihre Herzensmeinung in Zweifel lassen. Vielmehr ist man an ihm gewohnt, daß er die Resultate einer geläuterten, die Autorität weder zur Magistratur herabwürdigenden, noch dieselbe zur Ungebühr in einen Popanz verkehrenden Doctrin ohne Rückhalt ausspricht und behauptet. Diesen Charakter seiner frühern schriftstellerischen Thätigkeit verleugnen auch die vorliegenden Schriften auf keiner Seite.

Die Schrift No. 1 ist durchaus polemisch und gegen den, am 21sten Febr. vor. J. von dem damaligen Minister Siméon der Deputirtenkammer vorgelegten Gesetzentwurf, die Municipal-Verfassung Frankreichs betreffend, gerichtet, welcher der leichtern Uebersicht wegen mit abgedruckt hätte werden sollen. Mit hohem Selbstgefühl und gebührender Schärfe verfolgt und züchtigt der Verf. die Tendenz des damaligen Ministerii, geißelt nach Verdienst das Bestreben desselben, das Gebäude der aus der buonapartischen Usurpation überkommenen Verwaltungsgrundsätze in baulichem Stande zu erhalten, und führt mitunter auch manchen wackern Seitenhieb auf den jetzigen Minister Villèle. Der Gesetzentwurf selbst wird (S. 44) sogar ein „acte de barbarie" genannt.

Die Schrift No. 2 enthält eine nicht minder bittre Kritik des von dem Hrn. von Pardessus in der Deputirtenkammer erstatteten Commissionsbericht über den in No. 1 beurtheilten Gesetzentwurf. Der Verf. kommt auf die von ihm schon früher gemachte Bemerkung hier zurück, daß es in Frankreich seit der Restauration und der Charte eigentlich nur Eine Frage gebe, die Frage nämlich: „wird die königliche Charte die buonapartische Verwaltung bewältigen, oder diese vielmehr jene?" Der vorgelegte Gesetzentwurf sey nun anzusehen als „un combat ouvert publiquement entre les libertés promises par la charte royale, et le despotisme buonapartiste que veut conserver l'administration, bien qu'elle soit incapable de soulever cette *machine*, comme disoit dans le bon temps Mr. de Villèle," von dem der Verf. an einem andern Orte sagt: „que nous avions élevé pour défendre nos doctrines." (S. 19) Nicht besser, als der Gesetzentwurf selbst, fährt bei dem Verf. der von dem Hrn. von Pardessus erstattete Commissionsbericht, „parcequ'il est vague, sans doctrines fixes, par conséquent rempli de contradictions, et que la langue politique y est violée continuellement," eine Plaisanterie, die sich die rechte Seite kürzlich häufig erlaubt. Der Verf. hat sein ungünstiges Urtheil über die einzelnen Theile des Commissionsberichts durchweg wohl motivirt. In der That ist es höchst auffallend und niederschlagend, daß eine Commission der Deputirtenkammer einen solchen Bericht erstatten und Amendemens in Antrag bringen können, die die Gemeindefreiheiten der Willkür der Präfecturgewalt unausweichlich blosstellen müssen. Instar omnium ein Beispiel: Napoleon hatte nach seiner bekannten Weise über die Gemeindegüter durch simple Decrete beliebig verfügt, und nach der Restauration waren die königl. Minister bei dieser süßen Gewohnheit stehen geblieben, und nur an die Stelle der Decrete die königlichen Ordonnanzen getreten. In dem vorgelegten Gesetzentwurf hatte das Ministerium sehr zweckmäßig die Veräußerung der Gemeindegüter von einem Gesetze, also von der jedesmaligen Mitwirkung der Kammern abhängig machen wollen. Die Commission, der jeder

Liberalismus verdächtig, emendirte dagegen, daß es zu Veräußerungen unter dem Werthe von 500 Franks in ländlichen, unter 1000 Franks in städtischen Gemeinden überall nur der Zustimmung des Präfecten bedürfen solle. O vanité des vanités! seufzt dazu der Verf. und darin hat er Recht.

Uebrigens hat Ref. bei dem polemischen Theile beider Schriften sich nicht länger verweilen zu dürfen geglaubt, weil einestheils sowohl der Gesetzentwurf, als der Commissionsbericht als bekannt vorauszusetzen gewesen, anderntheils aber, was der Verf. gegen beide einzuwenden gehabt, entweder auf der Hand gelegen und von jedem zu erfassen, oder aber dem eigenthümlichen Ideengange des Verfs. und seinem politischen Glaubensbekenntnisse angehört, und in sofern weit näher in dem dogmatischen Theile der Schrift No. 2 sich zu erkennen geben lassen wird.

Zum Schlusse begegnet nämlich der Verf. dem Vorwurfe, der die ganze politische Literatur unsrer Tage trifft, daß er zwar getadelt, was ihm tadelnswerth geschienen, daß er aber nichts Anderes an die Stelle gesetzt. Mit Bezug auf seine frühern Schriften theilt der Verf. die vollziehende Staatsgewalt (pouvoir exécutif), wie sie historisch sich gebildet, in die beiden Theile: Regierung (gouvernement) und Verwaltung (administration). Da der Verf. weder die Souverainetät des Volkes anerkennt, noch auch eine Theilnahme des Volks an den Regierungsgeschäften gestattet, so kann sich, nach seiner Ansicht, die Emancipation der Gemeinden auch nur auf den Antheil beziehen, den jede Gemeinde an der Verwaltung ihrer Eigen-Interessen zu nehmen das Recht haben soll. Dieser Antheil soll nun, dem Gange der Generalverwaltung des Landes unbeschadet, für jede Gemeinde durch eine Ordonnanz des Königs festgesetzt werden, und solchergestalt die Freiheiten der Gemeinden bilden. Die Gemeinden sollen also dem Könige, und nur dem Könige, ihre Freiheiten verdanken, und erst, wenn diese verwilligt, sollen sie unter dem Schutze der Kammern stehen. Eine andere Bestimmung will aber der Verf. den Kammern auch nicht zugestehen. „J'ai le malheur de ne pas croire à un pouvoir législatif divisé en branches; aussi suis-je convaincu que les assemblées publiques, qui croient faire des lois, sont frappées de stérilité par Dieu même.“ (S. 57) Deshalb aber, meint der Verf., lasse sich noch nicht schließen, daß er auch nicht an eine Repräsentativ-Regierung glaube, und noch viel weniger, daß er sie nicht liebe. „Le gouvernement représentatif est pour moi tout entier dans la défense publique des intérêts généraux, et dans la défense possible des intérêts de localité.“ (S. 59) Ref. hat zwar auch das Unglück, an eine Theilung der öffentlichen Gewalt nicht zu glauben, aber er schätzt doch die Gunst, an eine Theilnahme des Volks an den öffentlichen Geschäften zu glauben, ungleich höher, als jenes Unglück. Er lebt daher der sehr vergänglichen Ueberzeugung, daß Hr. Fiévée mit seiner Doktrin hier wesentlich im Argen. Daß alle öffentliche Gewalt, mag man sie nun als ein Recht oder als eine Pflicht darzustellen geneigt seyn, wesentlich Eins und untheilbar, ist eine Ansicht, die Ref. gerne mit dem Verf. und, wie er glaubt, auch mit unsern besten Publicisten theilt. Aber warum dieses wesentlich Einige und untheilbare Recht nicht auch in der Ausübung eine Theilnahme des Volks an demselben, also, wenn man so will, eine Theilung solle erleiden können; für diese eventuelle Ueberzeugung des Verfs. kann Ref. keine genügenden Momente auffinden. Das, worin der Verf. den Charakter der Repräsentativ-Regierung findet, also die défense publique des intérêts généraux et la défense possible des intérêts de localité, erfordert gleichmäßig eine wirksame Theilnahme des Volks an der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt. Ohne eine solche wirksame Theilnahme des Volks an der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt, ist die Vertheidigung aller Arten von Interessen eine Prärogative, die in die Bastille oder an die Laterne führt. Wozu dient denn in aller Welt den Gemeindefreiheiten die „protection des chambres,“ wenn die letztern verdammt seyn sollen, ewig tauben Ohren zu predigen, und ein „car tel est notre plaisir“ ausreichen würde, die „protection des chambres“ zu eludiren. Oder wie lange, glaubt der Verf., würden die Minister den Kammern verantwortlich bleiben? Es ist in der That nicht wohl zu begreifen, wie sich dem Verf. bei seiner unläugbar großen historischen Kenntniß das Schicksal aller solcher blos consultativen Behörden (eine durchgreifendere Thätigkeit würden aber die, von aller Mitwirkung bei der Gesetzgebung entbundenen Kammern überall nicht ansprechen können) nicht vergegenwärtigen müssen. Der Verf. glaubt zwar, wie so mancher unsrer deutschen, selbst jüngern Historiker, ein Privilegium auf die Verständniß der Geschichte zu besitzen: allein, daß er mit seiner einseitigen Auffassung historischer Momente, die ganze neuere Zeit und was dieselbe als ihr heiligstes Eigenthum bewahren mag, zu reformiren im Stande, wird er bei uns, und wir glauben auch in Frankreich, kaum Jemanden die Ueberzeugung gewähren.

Die Art nun, wie der Verf. im Sinne seiner Schule, die Municipal-Beamten bestellt haben will, hat ungemein viele Vorzüge vor den sonst wohl vorgeschlagenen. Er will nämlich, daß in ländlichen Gemeinden die Gemeindeglieder (les intéressés) eine Anzahl Candidaten vorschlagen, die um zwei die für den Municipalrath erforderliche Anzahl übersteige. Aus dieser Gesammtzahl soll dann der König durch den Präfecten, den Maire und den Beigeordneten erwählen, der Rest der Candidaten aber den Municipalrath bilden. Der letztere soll nun selbständig die Interessen der Gemeinde verwalten, und nur insofern an den Präfecten gewiesen seyn, als die Ausgaben die Einnahme übersteigen möchten; nur in diesem Falle kann der Präfect von der Verwaltung Rechenschaft fordern. In Stadtgemeinden dagegen soll der König ohne alle Dazwischenkunft die

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 136.

13. Juni 1822.

Herzenserleichterung.

Unser Zeitalter hat gewissermaßen im Guten wie im Bösen das Richtscheid verloren; unsre Cultur hat sehr vieles Ueble unvermeidlich gemacht, indeß unsre Lehre dieselbe blieb, also daß wir in gar mancher Rücksicht im voraus einverstanden sind, eine gewisse Zahl Gebote uns gar nichts mehr angehen zu lassen. Das hat die natürliche Folge, daß es dem Einzelnen freisteht, sich die von ihm zu befolgenden Gesetze der Sittenlehre zu wählen, und die sich mit seinen Verhältnissen nicht zu vereinigenden weg zu werfen. Ich glaube daraus entstehen die unbegreiflichen guten Gewissen, welche so viele Menschen mit den schlechtesten Streichen zu vereinen verstehen. Außer diesem Zwiespalt zwischen alter Lehre und neuem Leben, steht die Furchtsamkeit, aus seiner moralischen und bürgerlichen Ruhe sich aufzuregen, dem scharfen Grenzenstecken zwischen Recht und Unrecht auch im Wege. Lessing's Worte im Nathan:

Wenn an das Gute
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt, so thu ich lieber
Das Gute nicht, weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute. —

Diese Verse haben manches verschuldet, weil sie der furchtsamen Rechtlichkeit eine Autorität geben; der laute Vorwitz gewinnt dabei das große Wort, Dummheit und böser Wille Raum zum Handeln. Vielleicht ist diese Furcht, neben dem Guten etwas Böses anzuregen, daran schuld, daß die Rechtlichen bei uns so selten die Gelegenheit benutzen, diesen Irrthum zu berichtigen, jenen Fehlgriff anzudeuten, und vor der Gefahr falscher Begriffe zu warnen. Unter unsern öffentlichen Blättern sind manche, die zu dieser Wirksamkeit der Geister Gelegenheit geben, manche, die, unter den Augen edler Fürsten erscheinend, siegend beweisen, wie sicher der Regent sich fühlt, welcher es der Zeit überläßt, Meinungen zu sichten und schlechtes Geschwätz zu verschlingen. Diese Blätter, die Freistätte, wo der Einzelne mit seinen Mitbürgern und seinem Fürsten, Geist zu Geist, sprechen darf, werden bei uns nicht zweckmäßig benutzt. Die Redlichmeinenden ganz besonders, können sich bei uns noch gar nicht kurz fassen, welches doch durchaus nothwendig ist, um in Tagblättern zu wirken. Sie müssen in Deutschland immer vom Ei anfangen; damit gelingt es ihnen aber gar selten, die Aufmerksamkeit der Leser durch ihren Wust von Documentationen bis dahin zu führen,

Wo der Gott vom Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt. —

Sie bleiben und halten ihre Leser, neben allen ihren philosophischen Erörterungen, in der menschlichen Bedürftigkeit befangen. Wie viel mehr könnten sie in das wirkliche Leben eingreifen, wenn sie mit gleicher Treu und Redlichkeit den Augenblick ergriffen und einzelne Seiten herunter aufsetzten, für die sie freilich nicht in Meusels Gelehrten Deutschland, noch in dem Leipziger Meßkatalog genannt würden, aber auf lange Zeit hinaus wohlthätig wirkten.

Ich habe mein Lebelang nie, weder ein kurzes noch ein langes Buch geschrieben, aber manche Artikel in unsere censirten und uncensirten Blätter eingesendet, von denen mir nie einer Verdruß zugezogen, aber auch, wie ich fürchte, gar nicht auf lange Zeit hinaus wirken wird. Das kann mir aber niemand aus Erfahrung beweisen, ich schreibe also immer zu, und auch heute wieder von dem Gegenstand, den mir die Umstände grade ans Herz legen.

Der ist nämlich die Kunstfertigkeit und das öffentliche Auftreten der Künstler im Kindesalter, von dem adelichen Töchterchen, das im sechsten Jahr maitre corbeau deklamiren muß, bis zu den kleinen Unglücklichen, welche beim Kinderballet tanzen. Auf Einwendungen gegen die Ansichten, die ich über diesen Gegenstand habe, kommt es gar nicht an, sie müssen von den, der sich am mehrsten davon getroffen fühlt, am mehrsten gescholten werden, daraus habe ich mir aber bei meinem Sittenspiegel nie etwas gemacht, sicher, daß es mir dennoch gelingen wird zu *warnen*, wenn ich gleich fürchten muß, nie *bessern* zu können. Außer dem — so sehr wir das moralische Richtscheid verloren haben — gibt es doch Momente, wo auch der Leichtsinnigste und Verkehrteste das Rechte noch in der Theorie anerkennt; wenn dieser Leichtsinnigste mir einen Erziehungsplan für seine, schon in der völligsten Verkehrtheit fortschreitende Kinder abforderte: nehm ich ihn an, ich würde ihm dann folgende Vorschläge thun: Behandelt euer Kind von Geburt an nach irgend einer Theorie, die ihr aufgeschnappt habt, ohne die Natur je beobachtet zu haben, oder nach dem thierischen Trieb, welchen ihr Elternliebe zu nennen beliebt. Das Neugeborne werde demnach durch Kälte oder Wärme gemartert, je nachdem eure

Theorie von modigen Aerzten oder alten Weibern herstammt, es werde überfüttert, oder ausgemergelt, es werde mit Brei, Wein, Opium, Fleischsuppe, oder jedem andern, der Muttermilch unähnlicher Nahrung verpfuscht, oder neben der Mutterbrust noch so viel möglich gestopft, und den Cousinen freudevoll die vollen Backen jeder Art gezeigt, wie Madame l'Ogresse thun könnte, welche die kleinen Kinder zum Frühstück des Monsieur l'Ogre aufzog; ja wenn es der zärtlichen Muttereitelkeit schmerzt, nicht hinreichende Milch zu haben, um alle Breie zu entbehren, so läßt sie es auch lieber hungern, als diese Naturarmuth zu rechter Zeit zu bekennen. Wir setzen voraus, das Kind bleibt dieser Misshandlungen unerachtet beim Leben, und fangen die Erziehung von dem Tauftage an. Diese beruht auf zwei Grundsätzen, denen ihr treu bleibt, bis euch andre bequemer werden, welches aber, da Gewohnheit euch auch an das Schwerste fesselt, sehr selten der Fall ist. Diese Grundsätze heißen: thut dem Kinde seinen Willen, und bewundert es. Die Bewunderung beginnt mit dem ersten Anblick desselben, so bald es Häubchen und Wickelband angelegt hat, und geht durch alle Modificationen bis zum Erwachsenseyn durch. Die Mittel dazu sind gänzlich in der elterlichen Gewalt. Dem Kind seinen Willen zu thun, hängt nur eine kurze Zeit von den Eltern allein ab, da aber auch die zärtlichsten Eltern sich darin endlich der Naturnothwendigkeit unterwerfen müssen, und die innigste Hingebung einer Mutter sie nicht in Stand setzt, dem lieben Kleinen den Mond vom Himmel zu langen, schrie es sich auch einen Nabelbruch, so berühre ich den Umfang, welchen die Befolgung dieses Grundsatzes erlaubt, gar nicht. Die Umstände bestimmen sie. Die Töchter verlieren in der Eltern Augen oft sehr an Bewunderungswürdigkeit, wenn sie nach dem zwanzigsten Jahr noch keinen Mann bekommen, und für die Söhne, welche sogar während ihrer Flegeljahrszeit bewundert wurden, nimmt sie oft ab, wenn die Studien beendigt sind, und der Staat so sehr mit talentvollen Männern beladen ist, daß der talentvollste — Euer Sohn — kein Platz oder Plätzchen in dessen Verwaltung findet. Die Gegenstände der Bewunderung sind zahllos! Vom ersten Lächeln bis zur ersten Reverenz, Strickstrumpf, Schulprämie, deklamirte Ballade, erfüllte Pflicht, unterlaßne Unart — das muß alles bewundert werden, und wo möglich noch daneben belohnt, durch Küsse, Leckereien, Geschenke, Vacanzen, Ballanzüge, Lustreisen u. s. w. Der zu erfüllende Wille des Kindes, ist anfangs alles, was es durch Schreien andeutet, später, was es mit Schreien fordert, dann alles, dessen Versagung Schreien erregen könnte, und weiterhin alles mögliche — denn wenn eure Erziehung in Ursache und Folgen sich natürlich entwickelt, muß euer Zögling keinen Beweggrund seiner Wünsche und Handlungen haben, als seinen Willen; auch das, was er Gutes thut, fließt aus seinem Willen, der dann, verschiedentlich modifizirt, Lust heißt, oder Eigensinn, oder Leidenschaft, welches man in Bausch und Bogen Egoismus, auf Deutsch Selbstsucht heißt, was aber grob ist, weil die Sucht von Seuche, Siechthum, Krankheit, herkommt, und ihr euern bewunderungswürdigen Kindern doch keine Seuche anerziehen werdet.

Neben diesen elterlichen Bemühungen um das Wohl eurer Kinder, verschafft ihnen so bald als möglich die Vortheile der Gesellschaft — das heißt, der euch besuchenden Erwachsenen. Sie handeln ganz in eurem Sinn und arbeiten euch gleichsam in die Hände. Wenn es keine mal appris sind, bewundern sie das liebe Kind noch mehr wie ihr, und so weit es die Besuchsgelegenheit erlaubt, thun sie ihm auch den Willen; deshalb führt es auch so früh wie möglich in eure Sallons ein. Der Vortheil ist vielseitig; der Eintritt von Besuchen gleicht in vielen Fällen dem Aufrollen eines Theatervorhangs; wirklich meistens auf die unschuldigste Weise; denn ohne sich verstellen zu wollen, betragen sich Eltern und Kinder anständiger, so lange der Besuch da ist. Sollte aber die Erziehung so wirksam gewesen seyn, daß die kleine Familie auch in Gegenwart der Besuche sich unerträglich aufführt, so thut das der Bewunderung wenig Abbruch, der Gast lobt und geht dann theilnahmlos, nur angeekelt, nach Haus, überzeugt, seine Kinder besser zu erziehn wie ihr. Sind die geliebten Kleinen aber wohlgezogen genug, um den Erwachsenen ein Gespräch zu gestatten, so erfahren sie in ihm Alles, was man aus dem gemeinen Leben des Hofs und der Stadt, vor dem Kinderalter entfernt halten sollte. Die Schlechtigkeit der Ehrsucht, Liebeshändel und Wucher, erhorchen die Kinder in dem Gespräch des Besuchzimmers, das Gehörte stellt sich in ihren Köpfen neben die Katechismus Lehre, und sie wachsen mit der Erfahrung auf, daß Lehre und Leben zwei ganz entgegengesetzte Dinge, das letzte als sie handgreiflich umgebende, aber wohl das praktisch Wahre ist. Natürliche Dinge, über welche das Kind mit eben dem heiligen Ernst, wie von Tod und Unsterblichkeit unterrichtet werden sollte, werden vor ihnen in Ursach und Wirkung erwähnt, genannt, auf sie angespielt, die Neugier gereizt, die Phantasie beschmuzt, und nachdem Wein, stärkende Arzneien, zweckloses Baden, heiße Zimmer, schädliche Kleidung, das Geschöpf im Treibhaus-Klima in den Kinderjahren gereift haben, entwickeln jene unziemende Gespräche eine kranke Blüthe, und ihr folgt ein früher, durch das ganze Leben fortdauernder Herbst: ein Abgestorbenseyn ohne leiblichen Tod.

Doch warum sollte ich mein widriges und von jedem Einzelnen mit Recht der Uebertreibung zu beschuldigendes Gemälde ins Kleine ausmalen? legt die Hand aufs Herz, ihr die es darstellt, denkt nach, ihr die ihr noch erzieht, denkt nach, die ihr um erzogne Kinder mit Schamröthe weint, und wollt ihr keinen Zug von Wahrheit in meinem Gemälde finden, beharrt ihr in dem euch bequemern Irrthum, der euch flüchtige Befriedigung gewährt, so gedenkt jenes Tags, wo der Richter euch fragen wird: wo ist das Kind, das ich dir gegeben? — und ihr sucht es und seht es in undeutli-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 137.

14. Juni 1822.

A Second Journey into the Interior of Africa, undertaken at the request of the London Missionary Society. By the Rev. John Campbell. 2 Vol. 8. F. Westley. London, 1822.

Die vorigen Reisen des Herrn John Campbell in das südliche Africa haben dessen Namen so berühmt, dessen Anstrengungen und Mühseligkeiten so allgemein anerkannt gemacht, daß diese neue Reisebeschreibung keiner Vorrede bedarf, um die Theilnahme zu erregen, die sie verdient. Er unternahm sie, wie der Titel sagt, in Auftrag der Londoner Missionair-Gesellschaft, zu der er selbst gehört, und vollendete sie mit dem besten Erfolge. Wer vielleicht seine Reisebeschreibung nicht liest, der wird doch in dem Museum der Missionairgesellschaft manche Früchte seiner Bemühungen in den Naturseltenheiten bewundern, die er mit nach London gebracht. Nichts erregt von diesen so allgemeine Aufmerksamkeit unter Gelehrten und Neugierigen, als der wunderbare Einhornskopf, von dem wir schon in den Liter. Stadtgesprächen aus London eine kurze Nachricht gegeben haben. Fast alle Londoner Journale, selbst die *Litterary Gazette*, geben Abbildungen von diesem Wunderkopfe, und noch ist die Forschung zu keinem Resultate in der Bestimmung des Thieres, dem er angehört, gekommen. Das Thier wurde bei Mashow in Süd-Africa geschossen und dem Reisenden als Rhinoceros bezeichnet. Als Campbell aber den Kopf erhielt, sahe er bald, daß bedeutende Verschiedenheiten zwischen dem Rhinoceroskopf und jenem obwalteten. Das Horn des africanischen Rhinoceros steht nicht so nahe an der Nasenspitze, wie auf jenem Kopfe; es ist auch rückwärts gekrümmt, während jener Wunderkopf ein grades Horn hat, wie das des fabelhaften Einhorns. Dicht dahinter ist ein kleiner, dicker hornartiger Höcker, nur acht Zoll lang, der zur Befestigung des großen Hornes zu dienen scheint und in der Ferne kaum sichtbar ist, besonders wenn das Thier läuft. Der Umfang des Kopfes gleicht einem Fasse von etwa 30 englischen Quarts. Er mißt drei Fuß vom Maul bis zum Ohr, und ist breiter als der des Rhinoceros, die ganze Länge aber beträgt 11 Fuß. Die Eingeborenen nahmen nicht die geringste Notiz von diesem Kopfe und behandelten ihn als etwas Alltägliches. Das Horn ist ohne Höhlung, durch und durch massiv, von Farbe schwarz und drei Fuß lang. Schon in Capstadt erregte diese Naturseltenheit unter den Gelehrten Aufmerksamkeit und Streit, und die meisten erklärten sich dafür, daß das Thier, dem dieser Kopf gehöre, dem Einhorn der heiligen Schrift zu entsprechen scheine. Auch in England herrscht noch Verschiedenheit der Meinungen über diesen Kopf unter den Naturforschern.

Doch wir kehren zu der Reise des Herrn Campbell zurück. Er verließ mit dem Doctor Philip London im November 1818, mit dem Auftrage, die Missionair-Gesellschaften in Süd-Africa zu besuchen. Den 22sten Februar 1819 erreichten die Reisenden die Capstadt, und den 4ten Mai setzten sie sich in Marsch nach dem Innern des Landes, begleitet von den Missionairen Herrn Evans und Moffat. Nachdem sie die östlichen Küsten bereist hatten, blieb Dr. Philip zurück, und nur Herr Campbell mit Herrn und Frau Moffat setzten die Reise von Sattakoo aus weiter in das Innere des Landes fort. Sattakoo war der äußerste Ort, den die vorige Reise des Hrn. Campbell berührt hatte, und bis dahin ist das Land nicht allein von ihm, sondern von Barrow, Lichtenstein und Andern beschrieben worden.

Von hier aus aber sind die Bemerkungen und Beobachtungen des Hrn. Campbell größtentheils neu und höchst anziehend. Zuerst kömmt er in das Land der Buschmänner, die er schon an den Grenzen der Colonie kennen lernt. Die Buschmänner glauben an keinen guten Gott, einen Vater des Menschengeschlechts, sondern an einen Teufel, der alle Dinge auf Erden und im Himmel mit seiner linken Hand erschaffen habe. Sie glauben an die Auferstehung der Todten, und wenn sie einen Mann begraben, so legen sie einen Spies zu seiner rechten Seite, damit er, wenn er erwacht, gleich etwas zu seiner Vertheidigung bei der Hand habe. Wird aber ein verhaßter Todter von seinen Feinden begraben, so gibt man ihm keinen Spies mit in die Gruft, damit er bei seinem Erwachen aufs neue getödtet werde. Sie stellen sich vor, daß sie nach der Auferstehung in ein schönes, glückliches Land voller Reichthümer und Annehmlichkeiten wandern werden. Ordentliche Ehen gibt es nicht unter ihnen. Die Männer haben drei, vier bis fünf Weiber und tauschen oft damit untereinander. Sie tragen vergiftete Pfeile; das Gift nehmen sie aus den Kinnladen der gelben Schlangen und vermischen dieses noch mit einigen andern Substanzen. Die kleinste Wunde von einem solchen Pfeile ist tödtlich. Die Reisenden fanden im Lande der Buschmänner große Heerden von Steinböcken, die

sie schossen, auch viele Strauße, oft vierzig und mehr zusammen in einen Trupp; nicht selten hörten und sahen sie auch Löwen.

Die Hitze war ungeheuer. Der Zucker, den die Reisenden mit sich führten, wurde hart wie Stein, die Tinte trocknete ein, das Wasser in den Gefäßen wurde so heiß, wie man den Thee in England zu trinken pflegt. Das Thermometer stand im Schatten gegen Abend auf 96 Grad.

Nachdem die Reisenden über den großen Oranje-Fluß gesetzt waren, der ungefähr eine Viertel-Meile breit war, kamen sie in das Land der Griquas, mit denen Herr Campbell den alten freundschaftlichen Verkehr wieder anknüpfte. Während ihres dortigen Aufenthalts bekamen sie einen Besuch aus dem Stamme der Coraunas. Diese Wilden waren besonders erstaunt über die Zeichnungen von Thieren und Häusern, die sie bei den Reisenden sahen. Einige hatten Pflaster von Kuhmist über die ganze Stirn gelegt als Schmuck, andere waren mit rothem Oker bemalt, und den meisten war ein Glied vom kleinen Finger abgelöst. Sie machen diese Operation mit einem scharfen Stein als Aderlaß, blos um Blut zu verlieren.

In der Hauptstadt der Griquas sind durch die Bemühungen der Missionaire Schulen für die Kinder der Eingeborenen angelegt, mit noch größerem Erfolge aber gedeihen die Schulen zu Lattakoo. Von der Hauptstadt geht es nach Mashow, wo Herr Campbell den Einhornskopf erhielt, und von da nach Kurrechane, der Hauptstadt der Marootzee's, und dem äußersten Puncte dieser Reise. Kurrechane ist eine bedeutende Stadt und zählt gegen 16,000 Einwohner. Sie liegt an einem Flusse, der Lukoowhai heißt, in einer von Hügeln eingeschlossenen, fruchtbaren Ebene. Die Ankunft der Europäer erregte einen großen Aufstand unter dem neugierigen Volke, das sich jedoch größtentheils furchtsam zerstreute, als es den Peitschenknall der Ochsentreiber hörte. Die Stadt ist der Sitz des Königs der Marootzee's, der Liqueliing hieß und des verstorbenen Königs Bruder war. Herr Campbell hatte mehrere merkwürdige Unterredungen mit ihm. Jedoch konnte man wenig Nachrichten von andern tiefer im Lande wohnenden Völkern erhalten, da die africanischen Nationen zu träge und selbstisch sind, um sich um ihre Nachbarn viel zu bekümmern, wenn sie nicht durch Noth oder Gewalt dazu gereizt werden. Ueber die Marootzee's selbst gibt aber Herr Campbell sehr vollständige und höchst anziehende Nachrichten.

Wir theilen einige Bruchstücke über Sitten und Gebräuche der africanischen Stämme aus Herrn Campbell's Buch mit. Während er sich in Lattakoo aufhielt, hatte er öfters Gelegenheit, die Tänze der Eingeborenen zu sehen, und er entwirft von ihnen ein anschauliches Bild.

Der Tanz begann gegen vier Uhr Nachmittags. Wir sahen ihm, erzählt C., eine kleine Weile zu. Ungefähr zwölf Weiber standen in einer Reihe unter einem Mimosa-Baum, schlugen die Hände zusammen und sangen oder kreischten vielmehr dazu. Fast eben so viele Männer tanzten in zwei Reihen vor ihnen, indem sie langsame, närrische Bewegungen mit den Händen machten. Die Weiber sprangen abwechselnd, eine oder die andere, aus ihrer Reihe gegen die Tänzer zu und zogen sich wieder zurück, indem sie fast dieselben Bewegungen nachmachten. Die Gesichter der Weiber waren mit rothem Oker bemalt, und eine hatte unter ihren Augen orangengelbe Flecke; von derselben Farbe waren auch die Lippen. Manche der Bewegungen hatten Ausdruck: sie schienen etwas über sich zu werfen, zu Boden zu stoßen, gaben Sehnsucht und Ekel zu erkennen. Als wir im Zwielicht zu der Scene zurückkehrten, bemerkten wir eine Veränderung in dem Tanze. Die Weiber, die aus ihrer Reihe herausſprangen, stießen wie Stiere gegen die Männer mit gesenktem Kopfe. Wurde der so angegriffene Mann umgestoßen, so entstand ein allgemeines lautes Gelächter. Ein junger Mann fiel vorsätzlich, wahrscheinlich aus Galanterie, vor einem Weibe nieder, die besonders reich mit Ketten und Schnuren bedeckt war. Die Scene war so wild und rasend, daß, meint unser Missionair, eine europäische Armee einen Augenblick erschreckt vor ihr stehn gebliben seyn würde, wäre sie im Abendlichte plötzlich dahin versetzt worden. Erst gegen 10 Uhr endete der Tanz, der also sechs Stunden gedauert hatte. Man sagte übrigens, das wäre nur ein kurzer Tanz, und wahrscheinlich wäre er noch nicht beendigt worden, wenn gerade Mondschein gewesen wäre. Diese Anstrengung scheint den Africaner nicht anzugreifen; keiner forderte während des Tanzes einen Trank zur Abkühlung oder verlangte eine Unterbrechung, um auszuruhen. Dies ist um so merkwürdiger, da die Africaner von Natur faul und lässig sind. Sie unterziehen sich zu ihrem Vergnügen einer so anstrengenden Bewegung, während sie nicht halb so viel ertragen wollen, die wichtigsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen.

(Der Beschluß folgt.)

Cunningham's Bemerkungen über die Gefängnisse der Schweiz.

Seit den Arbeiten des berühmten Howard's, Bentham's, Burton's und neuerlich des Genfers Dumont, ist über den Zustand öffentlicher Gefängnisse und dessen Verbesserung kein umfassenderes Werk erschienen, als dasjenige, wovon Referent hier eine kurze Uebersicht mittheilt. Der vollständige Titel: Notes recueillies en visitant les prisons de la Suisse; et remarques sur les moyens de les améliorer, avec quelques détails sur les prisons de Chambéry et de Turin; par *Francis Cunningham*, suivies de la description des prisons améliorées de Gand, Philadelphie, Bury, Ilchester et Millbank, et d'un rapport sur le Comité des Dames à New-Gate Par T. F. Buxton, Esq. Membre du Parlement. Genève et Paris chez *Paschoud*. zeigt den Lesern des Cons. Bl., daß der Inhalt dieses Werkes einen weit ausgedehntern Gesichtskreis umfaßt, als der Standpunct von welchem es ausgeht, er-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 138.

15. Juni 1822.

Fonk's Proceß.

Peter Anton Fonk hat

IV) in dem zweiten, Referenten eben zugekommenem, Hefte seines fünfjährigen Criminal-Processes

die Art seines Vortrages geändert, die er im ersten Hefte beobachtet hatte, indem er gegenwärtig nicht blos Actenstücke liefert, sondern selbst den Gang des Processes erzählt und die einschlagenden Actenstücke nur am gehörigen Orte einschaltet. Wir können nicht sagen, daß dadurch der Vortrag gewonnen habe. Wenn vollständige Acten vorliegen, so kann der unparteiische Leser sein Urtheil daraus mit Sicherheit ziehen. Wenn aber eine Partei ihre Sache selbst vorträgt, und, was dabei nicht fehlen kann, Betheurungen ihrer Gerechtigkeit und Angriffe auf die Gegenpartei einmischt, so macht sie eben dadurch nur mistrauisch und erinnert an die unverbrüchliche Regel des Rechts: Höre, ehe du urtheilest, auch den Gegner! Wir, keine Partei nehmend, müssen daher von der einseitigen Erzählung ganz abstrahiren und dürfen uns nur an die mitgetheilten Actenstücke halten. Allein auf dem Standpuncte, von welchem aus wir die Sache betrachten zu müssen glauben, nämlich den Angeklagten so lange für einen rechtschaffenen und unschuldigen Mann zu halten, bis das Gegentheil dargethan ist, können wir durch eben diese Actenstücke nur vermocht werden, an der ihm gemachten Beschuldigung um so mehr zu zweifeln, da auch nicht ein einigermaßen haltbarer Verdachtsgrund hier vorkommt, wohl aber bedeutende Thatsachen, welche für das Gegentheil sprechen. Es sind im Ganzen vier Momente, welche die Aufmerksamkeit bei der Durchgehung dieser Acten fesseln müssen.

I. Der Defensor des Angeklagten hat den berühmten Medicinalrath und Professor Dr. von Walther zu Bonn (S. 252) ersucht, ein amtliches medicinisches Gutachten in der Sache, auf den Grund der bei Thiriart in Cöln herausgekommenen Acten in dem Hamacher'schen Processe, zu erstatten. In demselben versichert Hr. v. Walther mit Gründen, denen wir wenigstens nichts entgegenzusetzen wissen, daß (S. 297)

1) die Hamacher'sche Erzählung von der Ermordung Cönens weder mit der Anzahl, noch mit der Beschaffenheit der an der Leiche vorgefundnen Wunden übereinstimme, vielmehr in vielen Stücken im offenbaren Widerspruche stehe; namentlich daß die Ermordung schwerlich mit einem Bandmesser geschehen seyn könne;

2) daß einige dieser Wunden zwar das Ansehen hätten, als ob sie im lebenden Zustande erhalten wären, weil eine Suggillation dabei sichtbar gewesen, dieses jedoch kein sicheres Kennzeichen sey, indem das aufgelöste Blut auch nach dem Tode sich in's Zellgewebe ergießen könne;

3) daß gar keine Spuren einer vorgefallenen Erdrosselung vorhanden wären, vielmehr der Mangel derselben und die ganze Beschaffenheit der inneren Brusthöhle geradezu das Gegentheil bezeuge;

4) daß die vorgefundenen Wunden an sich, weder einzeln noch zusammen, tödtlich wären; und daß, um anzunehmen, sie wären es durch heftige Gehirnerschütterung geworden, es an zureichenden Anzeigen fehle; endlich

5) daß sich auf keine Weise aus dem Befunde behaupten lasse, Cönen müsse ermordet seyn, indem es darnach eben so wohl möglich sey, daß er lebendig in's Wasser gestürzt, hier vom Schlagflusse betroffen, und erst als Leiche zufällig verwundet worden sey, wofür ganz besonders die Flüssigkeit seines Blutes ein Argument abgebe.

In diesem Gutachten hat Hr. ꝛc. Walther zugleich die Gründe der obducirenden Aerzte und derjenigen, welche in dem Hamacher'schen Processe als Sachverständige vernommen worden sind, und die vorgefallene Ermordung Cönen's behauptet haben, insonderheit die des Hrn. Hofraths Seibold, seiner Kritik unterworfen, und ihnen Schuld gegeben, daß sie nicht nur in einigen Stücken höchst zweifelhaften Kennzeichen einen zu großen Werth beigelegt, sondern auch Einiges behauptet hätten, was theils auf ungegründeten Voraussetzungen beruhe, theils wissenschaftlichen Lehrsätzen geradezu entgegen sey. So sehr dieses Gutachten unsre Ueberzeugung gewonnen hat, so mögen wir, als Laien, doch nicht entscheiden, was hier das Richtige sey. Um so mehr aber muß sich uns die Frage aufdrängen: Vermögen die Geschwornen und das ganze Assisengericht, hierüber einen Ausspruch zu thun? Ist überhaupt die Jury, die nur über Schuldig oder Unschuldig entscheiden soll, überhaupt competent, über das Daseyn des Thatbestandes, über die Existenz eines Verbrechens zu sprechen? Liegt es nicht im Wesen der Criminal-Justiz, wie auch übrigens deren Organisation seyn möge, daß, bevor nicht die Gewißheit eines Verbrechens festgestellt ist, gar keine Special-Inquisition gegen irgend Jemand vorgenommen werden dürfe? Nach dem preußischen, sächsischen und jedem andern Processe in Deutschland, würde kein Gerichtshof, nachdem das Walther'sche Gutachten sich bei den Acten befindet, sich anmaßen, ein Urtheil zu fällen, bevor nicht die höchste medicinische Behörde im Lande über die Hauptfrage aus der gerichtlichen Arzneikunde ihren Ausspruch nach sorgfältiger Prüfung der Acten gethan hätte. Wir können die Geschwornen in dieser Sache nur beklagen, daß sie werden in die Nothwendigkeit gesetzt werden, über diesen Punct sich selbst bestimmen zu müssen, ohne im Stande zu seyn, darüber urtheilen zu können. Zwar sind sechs Aerzte vor die Assise geladen, um abermals ihr Gutachten abzugeben. Nicht zu gedenken, daß solches größtentheils dieselben sind, die schon in dem Hamacher'schen Processe ihre Erklärung abgegeben haben, darunter namentlich Hr. ꝛc. Seibold, wohingegen Hr. v. Walther sich nicht darunter befindet, und daß der ärztliche Ruf für die ersteren ein außerordentliches Hinderniß ist, dem letzteren Recht zu geben und anjetzt ihre frühere Erklärung zu ändern; so ist immer so viel ausgemacht, daß dem ganzen Assisengerichte die Kenntnisse abgehen, um über die Stichhaltigkeit des von diesen Aerzten abzugebenden Gutachtens zu erkennen.

II. Eine Veranlassung zu Cönen's Ermordung durch Fonk ist bisher nirgends zu entdecken gewesen. Man hat darüber mancherlei Vermuthungen aufgestellt. Anfänglich sollte der erstere in seiner Brieftasche ein Papier gehabt haben, das für letztern von großem Werthe gewesen wäre; aber

dieser Roman scheint lange aufgegeben zu seyn, da sich kein solches Papier ersinnen ließ. Nachher sollte Cönen dem Fonk im Wege gestanden haben bei seinen Unterhandlungen mit Schröder; auch hiervon war das Gegentheil allzu auffällig. Aber konnte nicht Cönen bei seiner Revision der Fonk'schen Bücher Unrichtigkeiten entdeckt haben, derentwegen dieser jenem den Mund zu verstopfen sich veranlaßt fand? Oder konnte nicht Fonk durch Cönen's Ermordung Zeit gewinnen wollen, seine Bücher noch abzuändern, damit bei deren fernerer Vergleichung die verübten Betrügereien nicht entdeckt würden? Vergeblich wurde hiergegen von dem Angeschuldigten vorgestellt, daß eine Abänderung und noch mehr eine nachträglich Verfälschung seiner, nach den Regeln der doppelten Buchhaltung geführten (S. 18 des Anhanges) Bücher schon an sich jedem Sachverständigen unglaublich erscheinen müsse, aber nicht nur durchaus unmöglich, sondern auch ganz zwecklos gewesen seyn würde, nachdem die dem ꝛc. Schröder extractweis zugefertigte Rechnung mit dem Journal und mit den Original-Belägen bei Cönen's Revision übereinstimmend gefunden worden, und eben dies sich bei der Vorlegung sämmtlicher Bücher vor den Cöln'schen Schiedsrichtern ergeben, und von letzteren habe öffentlich anerkannt werden müssen. Es war unumgänglich nöthig, den Verdacht einer von Fonk begangenen Unredlichkeit fortgesetzt zu unterhalten, wenn der Verdacht des Mordes irgend eine Wahrscheinlichkeit behalten sollte. Wie sehr dies sich also verhält, darüber kann Keinem ein Zweifel übrig bleiben, der die mit diesen Büchern vorgenommenen Proceduren betrachtet, eben so wenig als darüber, daß der erweckte Verdacht auf das vollständigste zerstört worden sey. Obgleich Schröder durch seinen Schiedsrichter und Bevollmächtigten die Fonk'schen Bücher schon bei dem schiedsrichterlichen Verfahren in Cöln eingesehen hatte, so begehrte er nochmals deren Vorlegung bei dem folgenden Verfahren in Crefeld über seine eigene Gegenrechnung. In dem Productionstermine erschien sein Handlungscommis Stark als sein Bevollmächtigter. Kaum war dieser Termin abgehalten, so nahm Hr. ꝛc. Rath Efferz diese Bücher in Beschlag, um sie einer Criminal-Untersuchung zu unterwerfen, obgleich sein Vorgänger, Hr. ꝛc. Hoffmann, in seinem Berichte bereits ausdrücklich versichert hatte, daß er diese Bücher Post für Post recherchirt und richtig befunden habe. Hierbei vernahm Hr. ꝛc. Efferz den ꝛc. Stark zuerst als Zeugen, und demnächst bestellte er eben diesen Schröder'schen Bevollmächtigten zum Experten der Bücher, d. h. zum untersuchenden Sachverständigen (S. 4 d. A.), in welcher Eigenschaft derselbe eine Menge Ausstellungen gegen deren Richtigkeit erhob, zu gleicher Zeit auch durch die Zeitungen dem Publicum die Versicherung gab, daß er die Fonk'schen Betrügereien aufgedeckt habe und bekannt machen werde. Da Hahnenbein zuerst diese Beschuldigung ausgebracht hatte, so trug Fonk selbst darauf an, denselben anzuhalten, dieselbe auszuführen, worauf auch dieser seine Ausführung eingab (S. 16 d. A.). Nichts desto weniger hatte die Anklagekammer zu Trier durch das Erkenntniß vom 23sten Juni 1818 erkannt, daß gegen Fonk keine Procedur wegen des ihm angeschuldigten Mordes vorzunehmen sey, und zugleich die Rückgabe seiner Handlungsbücher verordnet. Dies war indessen kaum bewerkstelliget, als Schröder deren Production zum drittenmal in der Appellationsinstanz des Civilproceßes verlangte. Als sie hierauf dem Civilrichter vorgelegt waren, bemächtigte sich wiederum Hr. ꝛc. v. Sandt derselben (S. 5 d. A.), mußte sie indessen auf Befehl des Justizministers an das Gericht zurückgeben, wobei ihm nachgelassen wurde, die gegen dieselben anzubringenden Rügen auf dem ordnungsmäßigen Rechtswege zu verfolgen. Nur erst durch wiederholentliche Beschwerden Fonk's konnte derselbe indessen dahin gebracht werden, seine Erklärung abzugeben, welche nun dahin ging, daß er allerdings eine strenge Untersuchung der Bücher begehren müsse, gegen deren Inhalt und Form jedoch nichts weiter anzuführen habe, als eben jene Stark'schen Erinnerungen, und sich im übrigen auf die Efferz'schen Verhandlungen beziehe. Da früher dieser Gegenstand nur als Incidentpunct bei der Untersuchung in der Cönen'schen Mordangelegenheit behandelt worden sey, so sey anjetzt noch eine neue Untersuchung nöthig, wo derselbe als alleiniger Gegenstand behandelt werden müsse (S. 14 d. A.). So sehr dieses Argument den Artikeln 226 und 227 der Proceßordnung widersprach, wornach connere Gegenstände nicht von einander getrennt werden dürfen und das darin ergangene Erkenntniß sich über alle erstreckt, so wurde doch die angetragene Untersuchung eingeleitet und unterm 6ten Januar 1820 dahin erkannt (S. 19 d. A.): „daß überhaupt kein Falsum im gesetzlichen Sinne denkbar und jede weitere desfallsige Verfolgung ungültig sey; daß aber auch der Ungrund aller der Beschuldigungen, die man gegen die quäst. Bücher aufgestellt habe, klar sey, mithin auch aus diesem Grunde keine weitere Verfolgung Statt haben könne." Der erste Theil dieses Erkenntnisses bezieht sich darauf, daß da Fonk, wie sehr viele andre Kaufleute, seine Bücher nicht obrigkeitlich paraphiren lassen, dieselben nach §. 10—13 des Handelscoder gar keine Beweiskraft gegen einen Dritten haben, sondern lediglich legal nur als Privat-Notizen enthaltend betrachtet werden, und die Abrechnungen mit Andern durch die Originalbelege justificirt werden müssen, wie auch von Fonk in Bezug auf Schröder geschehen war. Gegen dieses Erkenntniß hat zwar die Oberprocuratur sofort Einspruch eingelegt, dieses Rechtsmittel aber nicht weiter verfolgt, sondern es sind dem Fonk seine sämmtlichen Bücher, ohne weiteres, am 15ten März 1820 zurückgegeben worden.

Zweierlei Bemerkungen, die sich uns bei diesem besondern Verfahren dargeboten haben, dürfen wir nicht unterdrücken. Denn

1) ist es auffallend, daß jedesmal, wenn Hr. Efferz oder Hr. v. Sandt sich der Fonk'schen Bücher bemeistert haben, es Schröder gewesen ist, der auf deren Production vor dem Civilrichter angetragen hat. Eine Communication zwischen diesen Personen muß obgewaltet haben, weil außerdem jene gar nicht davon hätten unterrichtet seyn können.

2) Noch auffallender ist die geflissentliche Verzögerung des Hrn. v. Sandt, die wirkliche Untersuchung der von ihm angefochtenen Bücher einleiten zu lassen, welche gegen Fonk's Betreibung der Sache sehr absticht. Schon durch das Urtheil vom 28sten November 1818 war jenem der Weg Rechtens eröffnet worden (S. 7 d. A.); er that jedoch nichts darauf, obgleich er vom Justizministerio mehreremals excitirt worden war, bis der Hr. Großkanzler von Beyme unterm 28sten Juni 1819 die Verfügung traf, „daß ihm allwöchentlich über den Fortgang der Sache unmittelbar Bericht erstattet werden solle, damit der Verzögerung dieser Untersuchung wegen angeblicher Verfälschung der Handelsbücher ein Ende gemacht werde." (S. 9 d. A.)

III. So wichtig in dieser ganzen Sache überhaupt die persönlichen Verhältnisse der handelnden Personen sind, so bedeutend ist die Entdeckung, daß der Verf. des anonymen Aufsatzes in der cölnischen Zeitung vom 11ten Juli 1818 kein anderer, als Hr. v. Sandt selbst gewesen ist (S. 4). Erinnert man sich hierbei, in welcher Art die damalige Immediat-Justiz-Commission bei der Erscheinung dieser, und der ihr vorangehenden Aldenhoven'schen Anzeige in der Trierschen Zeitung vom 23ten Juni 1818, so wie bei der durch den Hrn ꝛc. Rath Artois verfügten zweiten Arretirung Fonk's zu Werke gegangen ist, und bringt man damit in Verbindung, daß der jetzige erste General-Advocat beim rheinischen Appellationshofe, Hr. Bölling, damals Mitglied der Immediat-Justiz-Commission war, so wird es nun erklärlich, wie derselbe Geist, welcher schon damals für Hrn v. Sandt eine officielle Rechtfertigung und zugleich eine weissagende Drohung, daß Fonk's Prozeß wieder aufgenommen werden dürfte, zu Wege brachte, auch späterhin diese obrigkeitliche Person

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 139.

17. Juni 1822.

Fonk's Proceß.

(Beschluß aus No. 138.)

IV. Durch das Erkenntniß vom 19ten Juli 1821 wurde Fonk endlich wirklich in Anklagestand versetzt, „in Erwägung, daß die zuletzt gegen den Beschuldigten wieder aufgenommene Untersuchung mehrere neue Anzeigen enthalte, und daß diese Anzeigen, verbunden mit jenen, die schon in den früheren Acten liegen, denselben genugsam belasten, um die Anklage wider ihn zu verhängen." (S. 304). Wir können nicht umhin, zu gestehen, daß die Worte: „verbunden mit jenen Anzeigen, die schon in den früheren Acten liegen," uns das Erkenntniß null und nichtig zu machen scheinen, weil sie gegen ein klares Gesetz verstoßen, und daß wir nicht begreifen, warum gegen dieses Erkenntniß keine Cassationsbeschwerde eingelegt worden sey. Der Art. 246 der Criminal-Ordnung besagt wörtlich, „daß Niemand, der einmal von einer Anklage entbunden worden ist, des nämlichen Verbrechens wegen zum zweitenmal in Untersuchung gezogen werden dürfe, es sey denn, daß neue und hinreichende Anschuldigungsgründe gegen ihn vorgebracht werden." Nur die neuen Anzeigen also, wenn sie für sich hinreichend waren, konnten das gefällte Urtheil rechtfertigen und durften hierbei in Erwägung gezogen werden. Es liegt in dem Begriffe der Rechtskraft, daß alle Gründe, welche bereits bei einem rechtskräftigen Erkenntnisse in Erwägung gezogen worden sind, oder zu ziehen waren, nie wieder dem Urtheile eines andern Richters unterworfen werden dürfen. Außerdem würde vor den Verfolgungen eines unermüdeten Anklägers nie Ruhe zu finden seyn. Er würde, so oft ein Wechsel der Gerichtspersonen oder des Gerichtsstandes einträte, nur einige neue, an sich noch so nichtssagende Verdachtsgründe aufstechen dürfen, um, in Verbindung mit den früher vorhandenen, die Sache zu einem neuen Verfahren zu bringen, bis es endlich ihm gelingt, einen Richter zu finden, der aus alten und neuen Gründen seinem Antrage Gehör giebt. Wir müßten unsre Ueberzeugung verleugnen, wenn wir nicht bekennen wollten, daß diejenigen neuen Anzeigen, welche dem Angeklagten vorgehalten worden sind, uns ganz nichtssagend zu seyn scheinen, und daß also, da wir zur Ehre der Justiz nicht voraussetzen dürfen, als hätten noch andre Bewegungsgründe existirt, uns der eben erwähnte Fall hier eingetreten zu seyn scheint. Wir überlassen dem Leser die Prüfung dieser Meinung, indem wir ihm erzählen, welches die neu zur Sprache gekommenen Anzeigen gewesen sind, um derentwillen Fonk zum drittenmal ins Gefängniß geworfen worden ist.

1) Drei Kaufleute aus Crefeld, Anverwandte und Freunde Cönens, die einige Tage nach dessen Tode zu Fonk gekommen sind, haben versichert, dieser wäre ihnen dabei verdächtig vorgekommen. Dieselben haben aber nicht in Abrede gestellt, daß sie schon mit Verdacht gegen Fonk von Crefeld abgereist sind, weil Schröder, den zur Abrechnung unterm 7ten Aug. 1816 dringend aufgefordert zu haben, Fonk jetzt durch den Originalbrief nachweiset, (S. 138) daselbst überall ausgebreitet hatte: Fonk müsse ihn auf die Seite geschafft haben. Als besondre Gründe zu ihrem Argwohne haben sie nur angeführt, daß

a) Fonk ihnen einen Brief von Cönen gezeigt habe, den sie nicht für dessen Handschrift anerkennen können. Es ist indessen dargethan, daß dieser Brief wirklich von Cönen war;

b) daß Fonk zwar angegeben, er habe seine Muthmaßungen, jedoch nicht dahin zu bringen gewesen sey, solche zu äußern, weil er Niemanden in Verdacht bringen wollen; endlich

c) daß, nach der Behauptung eines dieser Zeugen, Hahnenbein versichert habe, Fonk sey der That fähig, wovon jedoch die beiden andern Zeugen das Gegentheil angeben.

2) Der Canonicus Lutsch und eine mit demselben in vertrauten Verhältnissen lebende Fräulein Stieler haben bekundet, daß das Dienstmädchen Gallibert, während ihres 4 bis 5 monatlichen Dienstes bey dem ersteren, in Gegenwart der Frau Stupp erzählt haben solle, wie sie in der Cönenschen Angelegenheit nicht nach Allem gefragt worden sey, was sie wisse; sonst würde sie ausgesagt haben, daß sie den Kiefer Hamacher mit seinem Bruder in den Tagen, wo Cönen vermißt worden, eines Abends mit einem Karren, worauf ein Faß gelegen, in Fonk's Hof habe zurückkommen sehen. Die Aussage aber

a) paßt gar nicht zu Hamacher's Geständniß, nach welchem die Leiche des Morgens weggefahren, und der Bauer Hamacher nach dem Abladen geradezu nach Sinnersdorf zurückgefahren, das Faß aber im Rhein versenkt seyn soll; ferner

b) hat die Gallibert eidlich bekundet, daß die ganze Angabe eine Lüge sey, sie so etwas nie erzählt habe, und sie den Bauer Hamacher gar nicht kenne;

c) die Frau Stupp hat ebenfalls eidlich bekundet, daß die Gallibert in ihrer Gegenwart nie etwas dergleichen erzählt habe;

d) Die Fräulein Stieler ist zwar zur Hamacherschen Assise vorgeladen, aber nicht dabei abgehört worden;

e) Der Canonicus Lutsch selbst hat seine Angaben in Nebendingen abgeändert; es ist auch erwiesen, daß die Gallibert bei ihm nur einen Monat gedient hat;

f) „In der Correctional-Sache des Notars Wilmes ward der ꝛc. Lutsch in öffentlicher Audienz als ein Mann dargestellt, wie Hr. Aldenhoven versichert, der aus Denunciationen ein Geschäft zu machen scheine, und der, was besonders auffällt, dort in dem nämlichen Kleeblatte erschien, wie in der gegenwärtigen Sache, nämlich er, der Advocat Eisen und Hr. v. Sandt." (S. 199);

3) Kamphausen und dessen Magd Pops wollen vom Bauer Hamacher außergerichtlich das Geständniß, er habe für Fonk eine Leiche in den Rhein geführt, vernommen haben, und Berntgen will demselben begegnet seyn, als er zu diesem Ende mit seinem Karren von Sinnersdorf nach Cöln gefahren sey. Da aber dieses letztere schon des Vormittages geschehen seyn soll, so will wieder die Tagezeit nicht passen; so wie denn eben dieser Zeuge bei einer früheren Vernehmung eidlich das Gegentheil seiner ganzen gegenwärtigen Behauptung versichert hat. Auch Kamphausen und seine Magd sind bei ihrer viermaligen eidlichen Vernehmung ihren Aussagen nicht treu geblieben, sondern haben jedesmal etwas hinzugesetzt, bis endlich die obige Behauptung daraus gewor-

den ist. Nach ihrer ersten Aussage vom 21sten Dec. 1818 sollte Hamacher auf die Erklärung: „er habe wohl darum gesessen, weil er für Fonk ein Weinfaß herausgefahren,' nur geantwortet haben: „Was wollen sie mir dann; wenn ich Accord gemacht habe, ein Faß herauszufahren, was wollen sie mir darüber? dann mag darin gewesen seyn, was da will (S. 207)." Hamacher bestreitet aber die ganze Erzählung; und es ist von nicht zu übersehender Bedeutenheit, daß die Zusätze, welche Kamphausen und seine Magd allmählig zu ihren früheren Aussagen gemacht haben, allemal buchstäblich miteinander übereinstimmen.

Der Defensor macht hierbei die treffende Bemerkung, wie es doch komme, daß allen diesen Zeugen wegen der Veränderung ihrer Aussagen nie ein böses Wort gesagt worden sey; wie dies gegen das Benehmen in der Hamacherschen Assise gegen die Gallibert absteche; und wessen sich wohl Defensionalzeugen zu versehen haben würden, die sich auf ähnliche Weise betrügen? Er bemerkt ferner, wie überaus nöthig es sey, daß der Untersuchungsrichter den persönlichen Verhältnissen der Zeugen sorgfältiger nachspüre, als geschehen sey, nicht minder den Quellen ihrer Wissenschaft. Durch eine Menge von Beispielen wird dargethan, daß Zeugen, die von Hörensagen in dieser Sache höchst verdächtige Umstände angegeben hatten (S. 315), sofort des Mißverständnisses, oder der eigenen Vergrößerung der Nachrichten überführt waren, wenn dem Ursprunge derselben nachgegangen wurde. Aber auch bei den Zeugen, welche aus eigener Wissenschaft deponirt haben, wäre es überall höchst nöthig, zu ermitteln, auf welche Weise das öffentliche Ministerium von ihrer Wissenschaft Kenntniß erlangt, und in welchen Unterhandlungen solches mit den Zeugen gestanden habe. Indem der Defensor des Fonk wegen des Kamphausen blos berührt, daß dessen Schwiegersohn als Diener bei dem rheinischen Appellationsgerichte angestellt sey, beruft er sich wegen Berntgens auf das unstreitig merkwürdige Zeugniß des Landraths Gymnich, welches eine vollkommne Bestätigung der Triftigkeit der eben erwähnten Bemerkung enthalte. Es war nämlich früher der Gemeindediener Franke aus Sinnersdorf darüber als Zeuge aufgestellt worden, daß der Bauer Hamacher von ihm zur Zeit des Cöneschen Verschwindens mit seinem Karren auf dem Wege nach Cöln gesehen worden sey. Bei seiner Vernehmung bekundete er solches, behauptete aber auf mehrmaliges Befragen, daß er gewiß wisse, solches sey an einem Werkeltage und nicht am Sonntage gewesen. So war dieses Zeugniß zu nichts zu gebrauchen; bei seiner anderweiten Vernehmung aber bezeugte eben dieser Franke, es sey den Sonntag gewesen, an welchem er das Erzählte gesehen habe. Diesem Zeugen an die Seite wurde nun noch der Berntgen gestellt. Es ergeben aber die Acten, daß Berntgens angebliche Wissenschaft zuerst durch den Schöffen Busdorf in Sinnersdorf zur Sprache gebracht wurde. Dieser Busdorf wurde nochmals in der Hamacherschen Assise vernommen; und als seine dortige Aussage durch den Druck bekannt gemacht worden war, zeigte der Landrath Gymnich in der Zeitung an, „daß von alle dem, was nach diesem Zeugnisse zwischen ihm und dem Zeugen gesprochen seyn solle, kein Wort wahr sey." Dies gab Veranlassung, nun auch den Hrn. Landrath abzuhören, welcher anzeigte: „der rc. Busdorf habe bei einer Gelegenheit den Adam Hamacher den Nichtsnutzigen genannt. Auf die Frage, was denn der Nichtsnutzige angefangen? habe er aber erklärt: „Nein, Herr, so habe ich es nicht gemeint, das hat er nicht gethan; ich nenne ihn nur darum den Nichtsnutzigen, weil er die Bauern aneinander hetzt." Einige Zeit darauf habe der Advocat Firmenich sich bei ihm erkundiget, an wen er sich wohl wenden könne, um zu erfahren, ob Hamacher während der Kirmiß zu Hause gewesen sey, worauf er ihm den Busdorf benannt und solchen auch, auf jenes Bitte, zu ihm bestellt habe. Bei dieser Gelegenheit habe er dem Busdorf ausdrücklich selbst dieselbe Frage vorgelegt, aber zur Antwort erhalten, „er erinnre sich nicht, den Hamacher auf der Kirmiß gesehen zu haben, könne sich aber darnach noch erkundigen." Nach einiger Zeit sey derselbe wieder zu ihm gekommen und habe von freien Stücken angefangen: „Herr Landrath! ich hätte Ihnen wohl einen Gefallen thun können, wenn ich eher zu Ihnen gekommen wäre; aber ich bin nun zu fest an Hrn. von Sand." Da indessen derselbe trunknen Muthes gewesen, auch Zeuge sich mit demselben darum nicht weiter einlassen wollen, weil er ihn als einen Mann kenne, der bei Beamten sehr zudringlich sey und, um sich wichtig zu machen, leicht mehr sagt, als er wisse, so habe er ihn mit der Weisung fortgeschickt, „er wolle keinen Gefallen von ihm; auch dürfe er weder ihm, noch Hrn. von Sand einen solchen thun, sondern müsse an seinem Gewissen hangen (S. 325)."

4) Der Bäcker Engels hat in dem gemeinschaftlichen Brunnen einen (groben) Hut und verschiedene große Steine gefunden. Der Brunnen ist hierauf bis auf den Grund ausgeleert und nichts weiter entdeckt worden. Einige Zeit vorher aber hat Fonk um die eigenthümliche Ueberlassung dieses Brunnens unterhandelt. Man hat ihn jetzt vernommen, ob er diesen Hut in den Brunnen geworfen, und ob solches nicht Cönens Hut sey? Daß die Antwort Nein! gewesen, kann man sich leicht denken.

5) In demselben Wagen, in welchem die drei ehemaligen Mägde Fonks zu der Hamacherschen Assise nach Trier gereist sind, ist auch ein Handlungsdiener des Hrn. Foveaux dahin gefahren. Man hat ferner aus den Berechnungen, welche diese Mädchen der Reisekosten wegen mit einander gehalten, herausbringen wollen, daß von ihnen für den Wagen gar nichts bezahlt worden sey (S. 105). So sehr irrelevant es gewesen seyn würde, wenn Hr. Foveaux diesen Wagen bezahlt hätte, so versichern doch die Reisenden das Gegentheil, und die Berechnung ergibt gar nichts. Gewiß aber ist, daß so lange die Glaubwürdigkeit dieser drei Mädchen nicht erschüttert wird, man das Hamachersche Geständniß für ein Mährchen zu halten nicht umhin kann.

6) Endlich ist Rüdger Hilgers, der die Arretirung Hamachers im Kümpchen ausführte, nochmals als Zeuge aufgetreten und hat behauptet, daß Hr. Foveaux ihn durch einen Geistlichen und noch einen Mann bearbeiten und ihm Geld habe bieten lassen, um ein günstiges Zeugniß für dessen Schwiegersohn abzulegen (S. 355). Die damalige Braut und jetzige Frau desselben bestätigte verschiedene seiner Angaben. Allein

a) suchten beide dieses Verhältniß geflissentlich zu verbergen und begingen zu dem Ende offenbare Lügen (S. 371);

b) der von dem Zeugen benannte Geistliche und dessen Gehülfe existiren gar nicht, und Zeuge hat keine Spur davon anzeigen können. Es ist aber auffallend, daß hier ein Geistlicher ins Spiel gezogen worden ist, da wiederholentlich von den Gegnern Fonks Anspielungen gemacht worden sind, als wenn derselbe durch die Geistlichkeit in Schutz genommen würde;

c) Hr. Foveaux hat ausgesagt, daß Hilgers ihm durch einen Schwager, Namens Lauterborn, den Antrag machen lassen, für Geld und gute Worte seinem Schwiegersohn einen großen Dienst erweisen zu wollen, daß er aber, sobald er diesen Antrag vernommen, den Kaufmann Hrn. Moll habe zu sich bitten lassen, um Zeuge dessen zu seyn. Dieses wird durch Hrn. Moll bestätiget (S. 350); endlich

d) ist Hilgers im Jahre 1800 als Mitglied einer großen Räuberbande zu 16 jähriger Festungsarbeit verurtheilt gewesen (S. 245) und im Jahre 1818 abermals angeklagt worden, mehrere Personen eigenmächtig verhaftet, gefangen gehalten und körperlich gemartert zu haben, um von ihnen, als Polizei-Spion, Nachrichten zu erpressen. Die Procuratur zu Bonn sagt von demselben: „Dieser Taugenichts, der uns als geheimer Spion selbst von der obern Behörde empfohlen war, hat uns zu lange getäuscht

und hintergangen. Hoffentlich wird ihm diesmal der verdiente Lohn seiner Schurkenstreiche werden (S. 246)."

Auf besondern Befehl des Großkanzler v. Beyme mußte die Immediat-Justiz-Commission unterm 23sten Nov. 1818 dieses Menschen wegen ein Circular an sämmtliche General-Advocaten erlassen, von dem man nicht weiß, ob es bejammernswerther ist, daß es überhaupt nöthig war, oder daß dadurch dennoch nicht alle Gemeinschaft mit diesem Menschen aufgehoben worden ist. Da dieses Circular zu den Zeichen der Zeit gehört, so führen wir es wörtlich an (S. 247):

„Wir haben bei mehrern Untersuchungen die Bemerkung gemacht, daß von Seiten des öffentlichen Ministeriums, von Instructionsrichtern und andern Hülfsbeamten der gerichtlichen Polizei zuweilen Leute zur Ausspähung von Vergehen und Ertappung von Verbrechen abhibirt werden, welche des dazu erforderlichen Grades von öffentlichem Vertrauen durchaus unwürdig sind, und als viel zu schlechte Mittel erscheinen, als daß ihre Wahl durch den beabsichteten edeln Zweck gerechtfertigt werden könnte. Statt auf stets größere Befestigung des Zutrauens zwischen Obrigkeit und Unterthanen zu denken, wird dadurch ein entfernendes Mißtrauen herbeigeführt; die Bande der Freundschaft zwischen Bekannten und friedlichen Familien werden gestört; es wird damit auf Terrorismus hingearbeitet, und nicht selten werden durch jene schlechten Subjecte unschuldige Menschen verführt, fälschlich denuncirt, und Verfolgungen oder gar Mißhandlungen ausgesetzt, wie eine neulich zu Coblenz abgeurtheilte Untersuchungssache wider Joh. Rütger Hilgers den empörendsten Beweis liefert. Wir ersuchen daher Sie, Herr General-Advokat, die Unterbehörden gegen jenen Mißbrauch nachdrücklich zu warnen und auf dessen Verhütung selbst zu invigiliren."

Dies sind denn die sämmtlichen neuen Anzeigen, die aus den Vernehmungs-Protocollen erhellen. Wir haben sie um deswillen ausführlich angeführt, um Jedermann in den Stand zu setzen, darüber zu urtheilen, inwiefern sie hinreichen, den bereits zweimal Freigesprochenen in Anklagestand zu versetzen.

Die aus dem Seneka entlehnten Worte, womit der Angeklagte diesen Band seiner Processgeschichte anfängt, stehen passender am Schlusse dieses Auszuges, nachdem man dadurch von alle dem unterrichtet worden ist, was zu wissen nöthig ist, um die Zweckmäßigkeit ihrer Anführung zu erwägen. „Leidenschaftliche Menschen, die durch eigene Mißgriffe zur Erbitterung hingerissen werden, folgen dem ersten Stoße; und wenn gleich nur grundlose Dinge sie aufgeregt haben, so bleiben sie dennoch hartnäckig dabei, um nicht in dem Lichte zu erscheinen, als wenn sie die Sache ohne Grund unternommen hätten. Eben die Ungerechtigkeit ihres Grimmes macht, was das ärgste ist, sie nur noch starrsinniger; auch wenn die Wahrheit in die Augen springt, lieben und vertheidigen sie ihre Fehlgriffe; sie wollen kein Unrecht haben; und haben sie eine Sache verkehrt angefangen, so halten sie es für ehrenvoller, solche halsstarrig durchzusetzen, als ihr Unrecht zu bereuen." 12.

Lettres sur le Bosphore, ou relation d'un Voyage en différentes parties de l'Orient, pendant les années 1816 et 17. Paris, chez Domère.

Eine Damenarbeit, die sich aber hübsch lesen läßt, obschon die Verf. den Türken eine Lobrede über die andern hält — und obgleich die Schreiberin, verführt durch ihre loyalen Gesinnungen, die Gelegenheit doch oft zu sehr vom Zaune abbricht, den Bourbons ein Lebehoch, oder sonst eine Fleurette zu bringen. Daß sie übrigens (die Verf. nämlich) eine Pariserin und hübsch ist, glauben wir daraus schließen zu können, daß sie in Konstantinopel in einer Gesellschaft bei der Marquise von Rivière (Gemahlin das franz. Gesandten) sorgfältig die Cachemirs musterte, welche bei Gelegenheit eines türkischen Festes die Fenster der umliegenden Häuser zierten, und daß sie die Frauen sehr schön fand. Letzteres gesteht in der Regel nur eine Frau ein, die selbst nicht unreizend ist, und Ersteres versteht so — nur eine Pariserin aus der Chaussée d'Antin oder der Faubourg St. Germain. Was aber die Religion unserer Reisenden anlangt, so wissen wir in der That nicht, ob wir sie für eine Christin, eine Parsin, eine Muhamedanerin, eine Polytheistin, oder weiß der Himmel was sonst halten sollen. An schönen Morgen begrüßt sie die aufgehende Sonne mit einem rührenden Gebet; Angesichts der Insel Cythere ruft sie den Schutz Aphroditens an, und wenn man ihre Aeußerungen über Mahomet, die Sultanische Majestät, den Harem und die Odalisken liest, so muß man gerade so lange glauben, geistig mit einer schönen Türkin zu verkehren, bis man auf andere Stellen stößt, wo wieder viel Rührendes über die Feier christlicher Feste gesagt wird.

Aus allem erhellt, daß die Verf., was man zu sagen pflegt, eigentlich keine Religion hat, außer die — der Frauen, d. h. das rege Gefühl, leicht von dem gerade sich Darstellenden ergriffen zu werden; und da wir unsrerseits es uns einmal zur Pflicht gemacht haben, mit niemanden seines religiösen Glaubens wegen zu streiten, eben so wenig wie seines politischen wegen — weil beides nichts hilft — so lassen wir der Verf. Ansichten in beiden Puncten dahin gestellt seyn und sagen lieber was sie uns in ihrem in Form eines Tagebuches abgefaßten Werke erzählt.

In Toulon sich einschiffend, landet sie zuerst in Bastia, wo die Pracht der Kirchen und die Anmuth der Frauen sie anzieht, und woselbst sie die sehr wichtige Bemerkung macht, daß die Priester dieses Landes besser daran thäten, den Korsen die Abscheulichkeit der vielen unter ihnen vorfallenden Meuchelmorde einzuschärfen, als ihnen vorzureden, das Kreuz auf dem Hauptaltare der Hauptkirche ihrer Hauptstadt sey auf dem Grunde des Meeres in einem verschlossenen Kasten gefunden worden, in welchem eine wunderbare Lampe gebrannt habe.

Von Bastia geht die Reise weiter längs den Küsten Italiens durch die Meerenge von Messina, dem Peloponnes vorbei, nach Kreta, Tenedos, dem trojischen Gefilde und Konstantinopel, dessen Anblick die Verf. sehr imponirend findet, was unstreitig noch mehr der Fall seyn würde, wenn einst nicht mehr der Roßschweif und der Turban dort dominirte.

Beides scheint indeß der Reisenden in Konstantins alter Stadt, wie an den Ufern des Scamander, nicht so anstößig gewesen zu seyn, wie es uns ist, die wir freilich nicht das Glück hatten (es auch nicht begehren), in Gegenwart Sr. Sultanischen Majestät und auf höchstdero eignen Befehl durch 12 Pagen mit Kaffé von Mocca, aus Tassen das Stück zu 18,000 Franken, bewirthet zu werden. Daß nach einer solchen Aufnahme die Verf. in dem Sultan einen Inbegriff von Liebenswürdigkeit gefunden hat, läßt sich erklären, und die Beschreibung, welche sie von Mahmud schöner Persönlichkeit und seinem menschenfreundlichen Charakter macht, könnte auch andere verführen, ihn mit gleichen Augen zu betrachten, wenn wir nicht — 1822 schrieben, wo freilich einem, doch unwillkürlich, immer die in Konstantinopel hingemarterten Griechen einfallen.

Indeß Einmal wird die lobende Reisende doch auch ein wenig übellaunig auf den galanten und schönen Mahmud, dessen schwarzer Bart und Augen und blendend weiße Hände ihr besonders wohlgefielen. Die Sultanische Majestät verbot nämlich den Damen im Harem, ein von der bewundernden Pariserin angegebenes Spiel weiter zu spielen, vermuthlich weils ihn langweilte, und das war allerdings sehr ungalant.

Gleich dem Herrscher, findet aber die Verf. auch die Unterthanen sehr interessant. „Die Türken — so erzählt sie — haben einen Ausdruck von Sanftmuth und Melancholie

in ihrem Wesen, der ungemein anziehend ist. Sogar der Ton ihrer Stimme führt diesen Charakter. Sie sind übrigens gut, gastfreundlich, einfach, zutraulich und gewissenhaft, und wenn sie ja zuweilen sich anders zeigen, so geschieht dies nur dann, wenn sie ihr Wohlwollen verkannt sehen." Ei! das klingt recht hübsch und wird gewiß für etliche passionirte Türkenfreunde diesseits und jenseits des Canals wahre Musik seyn. Nur Schade, daß der Charakter dieser liebenswürdigen, gewissenhaften, sanften und guten Türken seit 1816 eine so völlige Umkehr genommen zu haben scheint. Ernsthaft; wir begreifen recht wohl, wie eine Dame, welcher der von Figur hübsche Sultan Artigkeiten erwies (und seine Hofschranzen also auch), im Jahr 1816 alles dies finden und schreiben konnte; wie sie aber im Jahre 1821 dies alles noch tout bonnement drucken lassen konnte, das begreifen wir nicht. Uns dünkt, wer nicht blind ist, oder, gleich Einigen an der Themse, andere Gründe hat (um deren Ehre wir keinen beneiden), dem müssen die seitdem stattgefundenen Ereignisse ein so helles Licht aufgestellt haben, daß er das Reden von der seltenen Herzensgüte und Gewissenhaftigkeit jener uncivilisirten Barbaren mindestens als ein leeres bedauert. Fürwahr, jene meuchelmörderischen Banden, die wehrlose griechische Weiber und Kinder schänden, verstümmeln und würgen, jene Eid- und Wortbrüchigen Schaaren vor Kassandra, die Alles schonungslos mordeten, gleichen dem Bilde sehr schlecht, welches unsere Reisende entwirft.

Besser gelungen wie das der Männer, mag ihr das der Frauen seyn. Es hat wenigstens Züge, die uns zeigen, daß die Schönen am Bosporus Eva's Töchter sind, so gut wie die an der Seine, Donau, Spree, Themse u. s. w.; und wenn wir hören, daß die hübschen Muhamedanerinnen sich eben so gern putzen, wie die hübschen Christinnen im Westen Europas, daß sie, wenn's die Gelegenheit gibt, eben so gut, wie diese, einen Mann in's Auge fassen, der das Glück hat ihnen zu gefallen, daß sie ferner gleichfalls gern eine Artigkeit hören, lange an der Toilette zu bringen, gern nach Neuem haschen und sehen, und was dergl. mehr; so beweist uns dies nur, daß das liebenswürdige Geschlecht sich in allen Gegenden, in allen Verhältnissen, im Zwang des Harems wie in der Freiheit unserer Sitten, stets gleich bleibt, d. h. stets liebenswürdig ist.

Nach dieser Betrachtung der Türken und ihrer bessern Hälften, wendet sich die Reisende zu der der andern das türkische Reich bewohnenden Nationen. Die häuslichen Sitten, Gebräuche und Lebensart, so wie der Charakter der Juden, Armenier und Griechen geben ihr Stoff zu mehreren Briefen. Da indeß, dieses alles gründlich kennen zu lernen, um so mehr Zeit erfordert wird, je mehr diese Völkerschaften gerade hierin untereinander abweichen, auch der Druck, unter welchem sie leben, sie nothwendig, besonders was ihr häuslich Leben betrifft, zurückhaltender gegen Fremde macht, als sonst der Fall seyn dürfte, so kann man auch hier billig nur Allgemeines und auf den ersten Blick sich Darbietendes erwarten, was aber im Ganzen von der Verf. recht geistvoll und lebendig aufgefaßt und geschildert ist. Zu tieferen Einblicken in das Volksleben der verschiedenen Bewohner Konstantinopels ist jetzt noch nicht Zeit. Vielleicht naht sie bald, und man braucht dann nicht mehr ein weitgewissiger Pascha Bonneval zu seyn, um Gelegenheit zu erhalten, in diesem Lande, wo jetzt die dreifache Geißel der Pest, der Despotie und des Fanatismus noch die Menschheit plagt — Forschungen anzustellen, die langen Aufenthalt erfordern. In der That, wenn auch wirklich im weiteren Verfolg der Weltgeschichte nichts, gar nichts aus dem jetzigen Aufschwunge der Griechen resultiren sollte, als die Entfernung dieser drei Uebel von dem Eingange unseres, durch Aufklärung und Gesetze gehobenen Erdtheils, so müßte dies allein schon hinreichen, durch ganz Europa Alles für die heilige Sache der Nachkommen jener alten Griechen zu entflammen, denen wir Abendländer alles Licht und alle Cultur verdanken.

Den Vorwurf des Aberglaubens, welchen die Reisende den sämmtlichen Bewohnern des türkischen Reichs (Türken und Andern) macht, finden wir nicht ganz gerecht. Wo findet sich diese alte Hyder nicht noch im Volke, ja leider! jetzt selbst mitunter wieder unter den sogenannten höhern Ständen, und es ist nicht lächerlicher, wenn ein Türke glaubt, ein schmutziger Iman könne ihm durch Handauflegen des Körpers Gebrechen heilen, als wenn ein Deutscher dies von den neuesten Capucinaden in Würzburg hofft, oder ein Engländer von der alten Southam, ein Franzose von seinen neuen Missionairen, und viele Andere von begeisterten Damen a la Krüdener und Schwärmern a la Adam Müller*) sich lächerlicher Weise ein X für ein U aufbinden lassen,

Erfreut hat uns die Schilderung der Introductionsscene eines Gesandten bei Sr. Sultanischen Hoheit. Sie kann als Beweis dienen, wie viel Ursache wir haben, das Fortbestehen der lieben türkischen Macht in Europa zu wünschen, blos der Ehre wegen, welche die Herren Türken unseren Fürsten in der Person ihrer Gesandten erweisen; und weil dies gewiß jedes getreue Unterthanen-Herz schmeichelt, so theilen wir nur einen, aber einen drastischen mit. Er wird für Viele genügen. Wenn nämlich der Gesandte einer christlichen Macht dem Großherrn vorgestellt wird, so geht der Dragoman vorher hin, ihn dem Groß-Vezir mit den Worten zu melden: „Es sey ein verhungerter Ungläubiger da, der flehe um Speise und Kleidung." Hierauf erwidert denn der Sultan großmüthig, man solle dem Unglücklichen etwas reichen und ihn dann herein führen; und wenn auf diese Art die muselmännische Arroganz befriedigt ist, wird der verhungerte Ungläubige, der Niemand anders, wie der diplomatische Repräsentant eines christlichen Königs ist, hereingebracht und genießt, demüthig gebückt, das unbeschreibliche Glück den Chef, von einigen Millionen eben so unwissender als roher Barbaren zu sehen. Beim Himmel, man darf sich nicht wundern, daß der türkische Jan Hagel uns und unsere Fürsten verachtet.

Von den oft in Konstantinopel wüthenden Feuersbrünsten macht die Verf. eine schreckliche Beschreibung. Daß jedesmal dabei eine Menge Menschen das Leben verlieren, daß Mord und Raub dabei in ihrer ganzen scheußlichen Gestalt sich zeigen, ist bekannt, das aber weniger, daß vor vielen Jahren bei einer solchen Gelegenheit vierzehn männliche und weibliche Sprößlinge der Ypsilantischen Fürstenfamilie umkamen.

Manche Verstöße gegen die Geschichte und Geographie, welche sich die Verf. hat zu Schulden kommen lassen, und die ihr, als einer Dame, billig nicht angerechnet werden, hätte aber der Herausgeber des Werks wohl berichtigen können; und wenn wir auch der schönen Reisenden es gern verzeihen, daß sie über ihre hübsch geschriebenen Briefe, nach alter Art ihrer Schwestern, keinen Datum setzte, so können wir es doch dem Herausgeber nicht hingehen lassen, daß auch er den Aetna 10 Lieues hoch seyn und den Schnitzer der Verf. stehen läßt, nach welchem dieser Berg 100 Lieues im Umkreis haben soll. Auch würde es gut gewesen seyn, wenn er einige der eingeschobenen Geschichtchen und Episoden weggelassen hätte, so interessant und hübsch erzählt die mehrsten auch sind, wenn schon manche derselben, trotz der gegebenen Bürgschaft der Verf., etwas ans Unwahrscheinliche streifen. Hierunter wollen wir übrigens nicht die Geschichte von Mokthar, dem Sohne des Ali Pascha von Janina, und dem katholischen Priester zählen, so sehr die löbliche Uninteressirtheit des Letztern auch denen auffallen mag, die in den Büchern der Geschichte, diese Tugend selten an den Curialisten gerühmt finden wollen. 77.

*) Zur Vermeidung von Irrthum; des Bauersmannes und Propheten.

zu ihren Handlungen angetrieben haben möge. Wenigstens ist soviel gewiß, daß die dritte Arrestation Fonk's lediglich auf Befehl des rc. Bölling von dem Ober-Procurator Berghaus extrahirt und von dem Instructionsrichter H. J. Kramer zu Cöln verfügt worden ist. (S. 65). Merkwürdig hierbei ist, daß

1) eben dieser Auftrag und die demselben beigefügte Anzeige des Polizeicommissairs Schöning, desselben, den wir zuerst im Kümpchen haben kennen lernen, von den Acten weggebracht worden ist, obgleich Hr. v. Berghaus dieselben mit seinem Arrestations-Gesuche überreichte und, ohne deren Inhalt zu wiederholen, den Richter blos ersuchte, daraus die Gründe zu einem neuen Verfahren gegen den schon zweimal freigesprochenen Fonk zu entnehmen. Als des Letzteren Advocat diesen Defect der Acten bemerkte, trug er sogleich darauf an, diese wichtigen Actenstücke wieder herbeizuschaffen, was jedoch die Ober-Procuratur verweigerte, weil diese Piecen nicht zu den gerichtlichen, sondern lediglich zu ihren polizeilichen Acten gehörten, worin die von ihr eingezogenen Informationen enthalten, und welche zur Publicität nicht geeignet wären (S. 310). So fehlt denn wirklich die eigentliche Veranlassung und der Anfang des dritten Verfahrens gegen den Angeklagten bei den Acten.

2) Merkwürdig ist es, daß Hr. Landgerichtsrath Kramer diesen Verhaftsbefehl erlassen zu dürfen sich ermächtiget hielt, da einmal durch förmliches Erkenntniß diese Angelegenheit dem Criminalgerichte zu Cöln entnommen und an dasjenige zu Trier gewiesen worden war, und da nach dem Art. 248 der Prozeß-Ordnung überhaupt ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Verfahren gegen einen zum erstenmal Angeklagten, oder gegen einen bereits von der Anklage Entbundenen obwaltet. Im erstern Falle kann der Procurator seinen Antrag bei dem Untersuchungsrichter des Orts einreichen, und dieser ist ermächtiget, darauf sofort zu verfügen. Im zweiten Falle hingegen soll der Untersuchungsrichter die aufgenommenen Verhandlungen dem General-Advocaten übersenden, und dieser auf den Grund derselben die zu erlassenden Verfügungen bei der Anklagekammer nachsuchen. Freilich steht im Gesetze nicht, daß dies darum geschehen solle, um zu verhüten, daß nicht unter dem Vorwande neuer Anzeigen die Rechtskraft des früheren Erkenntnisses umgestoßen werde, und daß die benannten Behörden die Sache aus diesem Gesichtspuncte reiflich prüfen sollen. Wie traurig wäre es aber auch, wenn dies erst gesagt seyn müßte, um verstanden und beobachtet zu werden! Genug, im vorliegenden Falle ist darnach nicht verfahren worden.

3) Fast sieben Monate blieb Fonk nun im Gefängnisse, bevor er zum Verhör gelangen konnte, und nur durch wiederholte Vorstellungen brachte er es dahin. Nach der preußischen Criminalordnung würde dies dem Richter übel bekommen. Wie es in Cöln zu rechtfertigen sey, ist aus den mitgetheilten Acten nicht zu ersehen.

4) Merkwürdig ist es, daß die dritte Arretirung Fonk's am 3ten Nov. 1820 erfolgte, nachdem zwei Tage vorher der Wechsel der Richter in den verschiedenen Senaten, den das Reglement vom 6ten Juli 1810 vorschreibt, vorgenommen worden war. Statt daß indessen nach demselben jährlich nur ⅓ aus dem Anklagesenat austreten sollte, wurde diesmal die Hälfte desselben erneuert (S. 82); jedoch so, daß die Herren Umbscheiden und Wiendahl, die schon am 24ten Febr. 1820 gegen die Freisprechung Fonk's gestimmt hatten, in diesem Senate blieben. (S. 306). Der Angeklagte citirt hierbei die Worte Berenger's: „On a vû des chambres éprouver subitement un mouvement de juges au moment de l'examen de certains procès," deren Anwendung ihm eher zu verzeihen ist, als sie uns erlaubt seyn würde. Endlich

5) ist noch anzuführen, daß dem Anwalde des Angeklagten, obgleich demselben das Gesetz ausdrücklich gestattet, eine schriftliche Vertheidigung zu den Acten zu geben, abermals die Einsicht der Acten behufs der Anfertigung derselben verweigert wurde. Ob wohl in deutschen Gerichtshöfen, in denen das schriftliche Verfahren eingeführt ist, jemals der Fall vorgekommen seyn möchte, daß einem Rechtsanwalde, welcher eine Vertheidigungsschrift zur Abwendung der Special-Inquisition anfertigen soll, die Einsicht der Acten abgeschlagen worden wäre? Dafür wird aber auch dieser Prozeß der heimliche, jener hingegen, wo dem Defensor die Acten vorenthalten werden, der öffentliche genannt! — —

(Der Beschluß folgt.)

Des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied Reise nach Brasilien, in den Jahren 1815 bis 1817.

(Beschluß aus No. 130.)

Cap. 3. Reise von Villa dos Ilhéos nach St. Pedro d'Alcantara.

Von Hrn. Fraser hier wieder verlassen (der mit einem nach Bahia gehenden Schiffe weiter segelte), hielt auch der Verf. sich nur so lange in Villa dos Ilhéos auf, als nöthig war, einiges schadhaft gewordene Reisegeräth auszubessern, und dann, von neuem aufbrechend, betrat die Caravane, sich mehr von den Küsten entfernend, die sogenannte Minas-Straße, die durch ungeheure Waldungen und Klüfte sich hinzieht und durch die Schlechtigkeit ihres Zustandes den Reisenden fast unersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Dennoch langte der Trupp endlich, nach ungemeinen Beschwerden auf dieser sogenannten Straße, auf der man sich, nebenbei bemerkt, fortwährend mit Axt und Beil Bahn durch das Gestrüpp machen mußte, zu Villa de St. Pedro d'Alcantara an, welches freilich nichts weniger als eine Villa, zu deutsch Stadt, sondern nur ein ganz elendes, halb verfallenes Dörfchen war, dessen völliges Veröden sichtbar vor Augen liegt, wenn nicht von dem Gouvernement bald zweckdienliche Maßregeln ergriffen werden; eine Sache, die übrigens unter den gegebenen Umständen allerdings schwierig seyn mag. St. Pedro ist die letzte Ansiedlung am Flusse Ilhéos aufwärts, und der Verf. sah sich daher genöthigt, hier alle zu einer weitern Reise durch die Wälder nach den Sertam erforderlichen Anstalten zu treffen, was ihm bei der Armuth des Ortes sehr schwer, ja in manchen Dingen rein unmöglich war, weswegen er dann auch, nicht ohne Gefahr, den Weg nach der Villa dos Ilhéos auf dem Flusse noch einmal zurück und wieder nach St. Pedro hin machen mußte, während der größte Theil seiner Leute und die sämmtlichen Lastthiere in letztgenannter Stadt blieben und sich einstweilen von den bereits überstandenen Mühseligkeiten bestmöglichst erholten.

Cap. 4. Reise von St. Pedro durch die Urwälder bis nach Barra da Vareda im Sertam.

Dieselben Hindernisse welche sich dem Fortkommen der Gesellschaft bisher auf den unzugänglichen Waldpfaden entgegengestemmt hatten, erschwerten auch, zum Theil noch vermehrt, diese Reise, und der Verf. sah sich genöthigt, bald an den Ufern des Cocheira Halt zu machen, um seinen ermüdeten Thieren einige Zeit Ruhe und Erholung zu gewähren. Gute Jagdbeute entschädigte in etwas für diese Versäumniß und mancher seltene Vogel u. d. gl. vermehrte hier die reichhaltige Sammlung des Prinzen. Bei erneuerten Aufbruch vermehrte die immer glühender werdende Hitze des Sommers (es war im Januar 1817, als der Reisende diesen Weg zog) und furchtbare Gewitter, die Beschwerden der Reise fast täglich, und ein zweiter Halt am Rio di Catolé war nöthig der erschöpften Caravane Kräfte zu fernerer Ertragung der ihnen noch bevorstehenden Strapatzen zu geben. Endlich erreichte man, aus den himmelhohen Wäldern heraustretend, einen, von Menschen bebauten, freien Platz, die Barra da

Vareda, wo den ermüdeten Reisenden freundlicher Empfang und oft entbehrte Erquickung ward, indem man ihnen zugleich die Nachricht mittheilte, daß sie von Glück zu sagen hätten, nicht von sehr vielen Regengüssen in den Wäldern überrascht worden zu seyn, weil sie sonst dieselben schwerlich je wieder verlassen haben dürften.

Cap. 5. Aufenthalt zu Barra da Vareda und Reise bis zu den Grenzen der Capitania von Minas Geraës.

Viehzucht — die aber der Verf. mit Recht wilde Viehzucht nennt, da das Vieh fast stets in den Waldungen und Wiesengründen sich umtreibt — ist ein vorzüglicher Zweig der Betriebsamkeit dieser Gegend, indeß machte der Reisende, der sich bei seinem Aufenthalte hier mit gewohnter Wißbegierde nach Allem erkundigte, doch dabei die Bemerkung, daß im Ganzen die Sache in dem Sertam nicht so gut und verständig betrieben werde, wie in Minas, wovon er zur Bestätigung, mehrere Beispiele anführt. Bis zu den Grenzen von Minas endlich vorgedrungen, fühlte der Verf. doch nach kurzen Aufenthalt daselbst, wie nöthig es ihm sey, umzukehren. Eine durch das Klima erzeugte Unpäßlichkeit, welche durch Vernachlässigung leicht üble Folgen hätte nach sich ziehen können, bestimmte ihn das weitere Vordringen aufzugeben (unbedeutende Unpäßlichkeiten, besonders Wunden und Hautkrankheiten, nahmen in diesem warmen Klima leicht einen gefährlichen Charakter an, wozu die oft schlechten und scharfgesalzenen Nahrungsmittel, zu welchen der Reisende vornehmlich häufig gezwungen ist, seine Zuflucht zu nehmen, das ihrige beitragen), und er theilt nun aus andern zuverlässigen Quellen diejenigen Nachrichten über die Campos Geraës mit, die ihm selbst zu erforschen unmöglich war.

Cap. 6. Reise von den Grenzen von Minas Geraës nach Arvayah da Conquista. Der Verf. wandte sich nun quer durch den Sertam der Hauptstadt von Bahia zu. Die rauhe und gefährliche Lebensart der Vaguniros (d. h. derjenigen, die in dem Sertam die Viehzucht treiben), die Art wie sie die Ochsen und jungen Pferde einfangen, und letztere bändigen und die Jagd der Unzen, werden beschrieben und dann des Verfs. Besuch bei den Camacans zu Jiboya (die als ein Zweig der Urbewohner jener Gegenden näher erwähnt werden) geschildert.

Cap. 7. Reise von Conquista nach der Hauptstadt Bahia und Aufenthalt daselbst. Ein Unfall besonderer Art, betraf hier den Reisenden. Er wurde nämlich bei Lage, einer kleinen Niederlassung mit seinem ganzen Gefolge von einer bei weiten überlegenen Menge Bewaffneter überfallen und gefangen genommen, weil — wie man glaubte — er ein Engländer oder Nord-Americaner sey, und mit der zu Pernambuko ausgebrochenen Revolution, in Verbindung stehe. Alles Protestiren half nichts; er wurde mit seinem ganzen Zuge unter vielen Schimpfen, Toben und selbst Gewaltthätigkeiten nach Nazareth (einem Povoaçao oder Flecken) gebracht, und mußte daselbst noch 3 Tage als Gefangener schmachten, bis Nachrichten vom Gouverneur zu Bahia eintrafen, und somit der Irrthum hinsichtlich der Person des Prinzen, sich aufklärte. Mit leichtem Herzen verließ der Reisende nun Nazareth, nicht ohne Schmerz, den Zeit- und selbst Effecten-Verlust bedaurend, den ihn das erwähnte unangenehme Abenteuer zugezogen hatte, und langte wohlbehalten in der Cidade de St. Salvador da Bahia de Todos os Santos (ein etwas länglicher Namen) an, welches früher die Hauptstadt von Brasilien und zwei Jahrhunderte hindurch, Sitz des Gouvernements gewesen ist. Die Gastfreundlichkeit der Einwohner und die Artigkeit des Gouverneurs ließen den Verf. bald die unangenehmen Auftritte in Lage und Nazareth vergessen, und er würde noch länger in diesem ihm zusagenden Orte verweilt und dessen Umgebungen noch mehr untersucht haben, hätte nicht Sehnsucht nach dem Vaterlande und eine sich in Bahia bald findende Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Europa, seinen dortigen Aufenthalt verkürzt.

Cap. 8. Rückreise nach Europa. Mit dem Ostindienfahrer Princesa Carlota, der von Calcutta kommend, in Bahia eingelaufen, verließ Prinz Maximilian am 10ten Mai die Küste der neuen Welt und langte nach ziemlich gefahrloser Reise am 2ten Juli zu Lissabon an, wo er sich bis zum 12ten verweilte und so dann mit dem englischen Packetbote Duke of Kent, nach Faimouth ging. Den 22sten kam er schon daselbst an. Zwei Jahre und 29 Tage waren nun um, seit der Reisende mit seinen Gefährten die Küsten Englands verließ, um die entlegenen Wildnisse Süd-Americas zu durchwandern, und wie man leicht denken kann, das Gefühl sehr angenehm nach so mancher überstandenen glücklich Gefahr sich wieder hier zu seyen. Ueber Dover und Ostende erreichte endlich der Verf. das Vaterland, womit sich denn der eigentliche Reisebericht schließt, dem nun noch in einem Anhange recht schätzenswerthe Notizen über die beste Art in Brasilien naturhistorische Reisen zu unternehmen, desgl. Sprachproben der im Werke erwähnten Urvölker jenes Landes (der Botocuden, Maschacaris, Patachos u. a.) ein Verzeichniß der den 2ten Theil begleitenden schönen Kupfer und Karte und einige nöthige Berichtigungen und Zusätze zu den beiden Bänden des ganzen Werkes, angehängt sind, deren weitere Erwähnung wir hier als überflüssig, weglassen, und uns dafür noch ein Paar Bemerkungen im Allgemeinen erlauben.

So schätzenswerth uns nämlich die Beigabe der im Text mit eingebundenen sogenannten Vignetten, erscheint, und so schön selbe in Hinsicht ihrer Ausführung auch sind (so daß sie hierin vollkommen mit den größeren Kupfern harmoniren) so wenig glücklich scheint uns doch die Wahl des Gegenstandes von mehreren derselben zu seyn. Bei der Reichhaltigkeit der auf einer solchen Reise sich darbietenden Gegenstände, konnte, dünkt uns, es nicht schwer fallen interessantere Sujets zu bildlichen Darstellungen aufzufinden, als, um nur Eins anzuführen im 2ten Bande, die Vignette, welche zeigt wie man die Maulthiere beladet, eine Sache die in Italien, der Schweiz u. a. Orten eben so geschieht und für den Leser schwerlich viel Merkwürdiges haben dürfte. Dann wollen wir nicht leugnen, daß der Styl, in welchem das Ganze abgefaßt ist, nicht immer diejenige Gewandtheit hat die man wohl selbst von einem rein wissenschaftlichen Werke fordern kann, und die ihm wenigstens jeden Falls zur Zierde gereicht. Doch sind beide hier erwähnten Dinge nur unbedeutende Flecken in Vergleich gegen das entschieden Werthvolle, was das Werk enthält, das, wir wiederholen es, immer die Kenntnisse, den Forschungseifer und das edle Streben eines deutschen Fürstensohnes beurkunden wird, der weder Gefahren noch Mühen scheuete um seine ihm vom Geschick verliehene glückliche Muße und Unabhängigkeit auf eine edlere Art anzuwenden, als leider von Vielen geschieht, die nicht Fürstensöhne, dennoch durch Geburt oder Reichthum sich berechtigt glauben, nützliche Kenntnisse und Wissenschaften, als tief unter ihrer Würde liegend, verachten und vernachlässigen zu dürfen, während die Wartung von Hunden und Pferden und noch anderen Dingen, oft der Gegenstand ihrer emsigsten Sorge ist.

40.

— Es gibt eine holländische Uebersetzung des Don Quixote (zu Haag, 1803, 8.), welche auf dem Titel recht ehrlich bekennt, sie sey versneeden naar den hedendaagschen Smaak. Geschieht das nicht jetzt bei uns alle Tage mit der Geschichte in unsern historischen Modewerken, ohne daß man so ehrlich ist, es auf dem Titel zu gestehen?

warten läßt. Aus einer nach Ref. Ansicht übel angebrachten Schonung der schweizerischen obrigkeitlichen Behörden, läßt der Verf. die Oertlichkeiten der schweizerischen Gefängnisse, in denen er erhebliche, zum Theil sehr arge Mängel entdeckte, und in seiner Schrift rügt, sämmtlich ungenannt, und stellt jene Gefängnisse blos im Allgemeinen als öffentliche Anstalten auf, wie sie nicht seyn sollten.

Insbesondere strebt man, sagt er, dort mehr nach der Bestrafung, als nach der Besserung des Gefangenen. So verliert man den günstigsten Augenblick, ihn auf den Weg des Guten zurückzuführen. Die glücklichen Folgen der zweckmäßigen Benutzung dieses Augenblicks zeigen sich in den bemerkungswerthen Ergebnissen der Bemühungen des Frauenvereins zur Verbesserung des Zustandes weiblicher Gefangenen in New-Gate. Vor der Stiftung dieser Damen-Commitée, verhielten sich die moralischen Rückfälle der, aus diesem Gefängniß entlassenen weiblichen Gefangenen zu den männlichen, wie 3 zu 5, jetzt ist das Verhältniß unter beiden Geschlechtern wie 1 zu 12. Zu London rechnet man im Durchschnitt, daß unter 100, zur Gefängnißstrafe verurtheilten Verbrechern 40 nach ihrer Entlassung, zu ihrer verbrecherischen Lebensweise zurückkehren; in Paris beinahe ein Drittheil; in Glasgow gar zwei Drittheile; in Philadelphia rechnete man vor der letzten Verbesserung der Gefängnisse wie zu London von 40 von 100; seit dieser Reform ist dies Verhältniß von 40 bis auf 5 von 100 zurückgebracht.

Es ist eine in allen Ländern anerkannte Wahrheit, daß bei einem schlechten System der Gefängnisse, die Verbrechen sich vermehren, anstatt sich zu verringern. So haben einzig die in der Einrichtung der Gefängnisse von Philadelphia getroffenen Verbesserungen die Wirkung hervorgebracht, die jährliche Durchschnittszahl der geringeren Vergehungen von 592 bis auf 243 und die der schwereren Verbrechen vom 129 bis auf 25 zu vermindern.

Mit Erstaunen vernimmt man, daß die längst bemerkte gar zu häufige Anwendung der Todesstrafe in der Schweiz größtentheils dem Umstande zuzuschreiben ist, daß es an der hinreichenden Zahl zweckmäßiger und sicherer Gefängnisse und Strafanstalten fehlt, um auf eine andere als die Todesstrafe erkennen zu können. Also weil es an geräumigen, zweckmäßig gebauten Gefängnissen fehlt, oder weil es wohlfeiler und bequemer ist, einen Menschen hinrichten zu lassen, als Gebäude zu errichten, bestraft man in der Schweiz den Diebstahl noch mit dem Tode; — ein Verfahren, welches der Verfasser, obwohl er in seinem Vaterlande nur zu sehr daran gewöhnt ist, mit Recht tadelt. Auf gleichem Grunde beruhen die in der Schweiz nur gar zu häufigen Verbannungsurtheile, wodurch die benachbarten Länder mit physisch und moralisch verdorbenen Menschen ganz wider die Pflichten guter Nachbarschaft überschwemmt werden. — „Der Mangel an Bekleidung, Erwärmung, reiner Luft, ärztlicher Sorgfalt und gehöriger Sonderung der verschiedenen Classen von Verbrechern ist grausam, ungerecht, parteiisch, unpolitisch und eines weisen und menschlichen Volkes unwürdig." — „Unverantwortlich ist's, Angeklagte oder Verdächtige mit Verurtheilten in den Gefängnissen zu vermischen." Gleichwohl scheint es, als ob auch dieser Unterschied in den Detentionsanstalten des Helvetischen Freistaats nicht gehörig, oder wenigstens nicht allgemein beobachtet werde. Eben so wenig sollte man die in Verhaft genommenen Angeklagten oder Verdächtigen, so lange sie noch nicht für schuldig erkannt sind, mit Ketten belastet durch die Straßen führen und sie in den Augen des Publicums voreilig mit Schande bedecken. Auch im Gefängniß sollte bis zur Ueberführung kein Angeklagter in Fesseln gelegt werden. (Diese Regel ist doch wohl nur dann zulässig, wenn der Verhaftete nicht etwa als ein schon früher bestrafter gefährlicher Verbrecher actenmäßig bekannt ist.) In einem großen Theile der Schweiz werden diese Erfordernisse hintangesetzt. Die Gefangenen werden hart behandelt, und durchgängig unter einander gemischt. Noch schlimmer ist ihr Zustand in den Kerkern für einzelne Personen, die nur zu oft feucht, dunkel und ungesund sind. Der Verf. sah in der Schweiz einen Mann, dessen Proceß schon ein Jahr lang dauerte, und wie man ihm sagte, vor Ablauf von zwei Monaten noch nicht beendigt seyn würde, in einem ganz von Wasser umflossenen alten Thurme, der nur von oberab spärliches Licht erhielt, gefesselt an sein Bett, welches ihm zugleich zum Stuhl und Tisch diente, ganz unbeschäftigt liegen. Dreimal täglich mußte der Gefangenwärter zum Thurme hinüberschiffen, um ihm seine Nahrung zu bringen und seine Ketten zu untersuchen. Und diese schreckliche vierzehnmonatliche insularische Gefangenschaft, die an sich selbst schon eine harte Strafe war, traf einen noch, keines Verbrechens Ueberführten! — Die Nahrungsmittel der Gefangenen fand der Verfasser von ziemlich guter Beschaffenheit. Jeder erhielt täglich anderthalb Pfund Brot, eine Suppe und in einigen Gefängnissen auch Fleisch. Der Verf. fand in der Schweiz ein Gefängniß, wo man den Gefangenen sogar täglich drittehalb Pfund Brot reichte, so daß sie einen Theil davon verkauften, um Fleisch anzuschaffen. Auch traf er sie sämmtlich beschäftigt, einen Hammel zu schlachten, den sie sich gekauft hatten. Mit Recht tadelt Hr. C. diese Regellosigkeit der Nahrungsweise. Mit dem Mangel an Lüftung und Reinlichkeit in den Schweizerischen Gefängnissen vergleicht der Verf. den verbesserten Zustand der Englischen, wo unter andern die Fußböden im Sommer zweimal, und im Winter einmal gescheuert werden. In den ersteren ist den Gefangenen alle körperliche Bewegung abgeschnitten. Kein Wunder, daß im Durchschnitt jährlich 14 von 100 sterben, welches zum Theil auch dem Mangel an guten Krankenanstalten in den Gefängnissen zuzuschreiben ist. — Der Mangel an den nöthigen Classificationen, wozu in der Schweiz fast gar keine Einrichtung getroffen ist, hat unzuberechnende Folgen für die Moralität der Gefangenen. So sah der Verf. ein neunzehnjähriges, wegen Diebstahls zu viermonatlichem Gefängniß verurtheiltes Mädchen, in einem gemeinschaftlichen Zimmer mit den verderbtesten Weibern des Gefängnisses, und unmittelbar daneben Wahnwitzige, deren herzzerreißendes Geschrei ohne Unterlaß den Gefangenen in die Ohren tönte. Allgemein fehlt in den Schweizerischen Gefängnissen gehörige Aufsicht und viel weniger ist daran gedacht, die weiblichen Gefangenen auch unter weiblicher Obhut zu stellen, wodurch denn Verführungen von Seiten der männlichen Unterbedienten unvermeidlich werden.

Diese einzelnen Züge mögen hinreichen, von diesem nützlichen und belehrenden Werke, in welchem jeder Saz durch bewahrheitete Erfahrungen belegt ist, und welches die seit Howard's Zeiten in diesem wichtigen Zweige der politischen Oekonomie in mehreren Ländern gemachten Fortschritte darlegt, einen Begriff zu geben. 61.

Aus Paris.

Die pariser Theater haben an der großen Bewegung, welche in der Hauptstadt herrschte, Theil genommen, und mehr als jemals kann man richtig bemerken, daß sie das Thermometer der öffentlichen Meinung sind oder wenigstens einer gewissen Partei, die sich kräftig hervordrängt. Molière's Tartuffe hat niemals so großen Eindruck auf die Zuschauer gemacht, als gerade jetzt. Bei jeder Vorstellung desselben waren die beiden größten Theater gedrängt voll. Das anwesende Publicum klatschte enthusiastisch bei jeder Stelle, wo die Vernunft sich in Opposition mit dem Aberglauben stellt. Dies Klatschen scheint der Polizei so anstößig gewesen zu seyn, daß man erneuerte Vorstellungen des Tartuffe verboten hat, und obgleich, selbst im Theater, die Wiederholung derselben laut verlangt wurde, so lehnten

dies doch die Theaterdirectionen ab und sagten, wie Molière, als der damalige Erzbischof von Paris die fernere Aufführung des Tartuffe verbieten ließ, Monseigneur ne veut pas, qu'on le joue.

Ein anderer Vorfall fand kürzlich im théâtre français statt. In meinem vorigen Briefe erwähnte ich der Vorstellungen von Jouys neuem Trauerspiele Sylla, und dem Talente, mit welchem Talma die Hauptperson vorstellte. Dies ist aber nicht der einzige Reiz dieses Stücks für das Publicum. Talma trägt bei der Vorstellung eine Perüque, die Bonapartes Haar ganz gleich ist. Auch ahmt er die Stellung und die Manieren des verstorbenen Kaisers nach, obgleich weder die Perüque, noch das Geberdenspiel des Tragikers sich eigentlich zu Syllas Costüme passen. Es behagt aber den Parisern, in Talma Napoleons Bild zu schauen, und dadurch ist Sylla für sie so anziehend geworden, daß die Einlaßbillets vor dem Schauspielhause um den dreifachen Preis verkauft wurden. Freilich hat man Talma getadelt, daß er durch solche kleine Mittel seine Rolle hervorhebt und sein Talent durch Substitution einer falschen Farbe, statt der Haltung des wahren Charakters seiner Rolle, blos um dem Parteigeist zu schmeicheln, herabwürdigt. Es scheint aber andern, daß der Oppositionsgeist der Ultras, der jede Gelegenheit ergreift, um Bonaparte in Schatten zu stellen, die Laune des Publicums, Napoleons Perüque zu sehen, erregt hat. Einige antiliberale Zeitschriften setzen den großen Beifall des Trauerspiels Sylla daher blos in diese Perüque Talma's.

Eben so als unter der altbourbonischen Regierung, gibt es in Frankreich eine Theateroberaufsicht, durch deren Einfluß die Bühne unter der Inspection der Regierung steht. Alle Theater in Frankreich sind in Districte vertheilt, jeder District hat einen von der Regierung ernannten directeur des spectacles. Diese Beamtungen sind eben so wie die Präfecturen und Unterpräfecturen sehr gesucht, und jeder Districtsdirector beobachtet das Theaterwesen seines Bezirks. Einige haben mehrere, andere nur eine Gesellschaft zu inspiciren und folgen dieser dann allenthalben, wo sie Vorstellungen gibt. Eine dramatische Agentschaft in Paris unterhält zugleich Briefwechsel mit allen Provincialdirectionen und versieht diese mit Schauspielern, Schauspielerinnen, Tänzern, Musicanten, musicalischen Compositionen und Garderobe, kurz mit allen theatralischen Requisiten. An dieses dramatische Bureau wendet sich auch das Theaterpersonal, wenn sie eine andere Anstellung wünschen. Durch ein freilich nicht besonders billiges Gesetz empfangen die Verfasser neuer Theaterstücke ein gewisses Honorar von jeder Vorstellung ihrer Stücke im ganzen Königreiche. Die Agenten dienen daher zur Controlle der in einem Jahre gegebenen Stücke. Dies ist keine unbedeutende Hebung von ungefähr hundert Schaubühnen im ganzen Reiche. Das dramatische Bureau in Paris ist daher die Centralanstalt aller Theaterangelegenheiten und hat manches Gemeinnützige. Doch gibt es hie und da einen kleinen Schleichhandel, der die Geschäfte der Centralagentschaft, wie bei andern Verwaltungen, beschränkt. Das Theaterjahr fängt mit Ostern an. Um diese Zeit ist daher große Bewegung im Theaterpersonal. Die Diligenzen und Velociferen sind voll Schauspieler und Schauspielerinnen, die ihre Contracte aufgegeben haben und neue antreten oder erst suchen. An den Tafeln der Gasthäuser spricht man nur von Molière, Racine, Gretry und Mehul, und in jede Unterhaltung mischt man Stanzen aus neuen Operetten. Man wundert sich, Reisende in gemeiner Kleidung zu sehen, die in einer Heldenrolle auftreten, und Frauenzimmer von keinem ausgezeichneten Aeußern, die sich gleich Prinzessinnen betragen. Schauspieler ohne Engagement haben in Paris ihr eigenes Caffeehaus, wo man die Recruten für die Provincialtheater aufsucht. Jeder andere, der dies Caffeehaus zufällig besucht, wird befragt, was seine Rolle zu seyn pflegt. Ein kleiner Krämer der Straße St. Denys war daher neulich nicht wenig verlegen, als man ihn fragte, ob er Vater- oder Liebhaberrollen spiele.

Unsere Theaterverwaltungen klagen sehr über die Restrictionsgesetze der Obertheaterbehörde und über die mannichfachen Beispiele der daraus sich herleitenden Nachtheile. Perlet, jetzt der Liebling des pariser Publicums, giebt seit einem Jahre dem erst vor zwei Jahren errichteten Gymnase dramatique stets ein volles Haus. Das Ministerium oder die Obertheaterbehörde hat nun bei der Institution des Gymnase verfügt, daß, wenn die königl. Theater einen sich beym Gymnase befindlichen Schauspieler, den sie geeignet halten, ein erledigtes Rollenfach auf dem königl. Theater zu übernehmen, sie denselben vom Gymnase für sich ohne weiteres requiriren können. Dieses Theatergesetz könnte dann freilich dem Gymnase jeden ausgezeichneten Schauspieler willkürlich entziehen. Wirklich erging neulich an Perlet eine Einladung, auf dem théâtre français das erledigte Rollenfach der ersten Liebhaber im Lustspiel zu übernehmen. Da er aber vom Gymnase, dessen Hauptstütze er ist, 100,000 Francs Jahrgehalt empfängt, so hatte er keine sonderliche Neigung, auf dem ersten französischen Theater zu spielen, da er mit Cäsar der Meinung war, daß er lieber der Erste in seinem Orte, als der zweite in Rom seyn wolle. Perlet weigerte sich daher, anders als durch Gendarmerie gezwungen, auf dem théâtre français zu spielen. Dazu kann es aber wohl kommen, denn man braucht die Gendarmen zu allen Escorten, und sogar neulich um einen Missionsprediger zur Kanzel zu führen. Man sagt, daß Perlet seiner Seits die Direction des gymnase dramatique verklagt habe, weil sie, wider ihren Contract mit ihm, ihn nach dem théâtre français hätte wollen versetzen lassen. Dies setzt die Direction des Gymnase nicht wenig in Verlegenheit; von der einen Seite wird sie bedroht, ihren besten Schauspieler zu verlieren, und von der andern, einen Proceß ohne Zweck zu führen. *)

(Der Beschluß folgt.)

Einige Druckverbesserungen in den Gedanken von und für Griechenland in Nr. 126 und 127.

S. 503, Sp. 2, Z. 20 v. u., l. geringer war für ist
" " " 20 " " l. umgingen st. umgehen
" " " 12 " " l. richtig für wichtig
" " " 11 " " l. im Ganzen f. im Herzen
S. 504, Sp. 1, Z. 19 v. o. l. selbst für sonst
" " " 23 " " l. Anerkennung f. Bemerkung
" " 2, " 31 " " l. Anerkennung f. Bemerkung
" " " 31 " " l. Erlaubniß für Erkenntniß
S. 506, Sp. 2, Z. 6 l. dürften f. durften
" " " 19 l. Anarchie für Annarchie
" " " 21 hinter „nach" f. ein Comma
S. 507, Sp. 1, Z. 17 v. u., l. sagt für fast
" " " 18 " " l. damus f. domus
" " 2, " 21, 22 v. u., l. hätten — sollen f. hatten — wollen.

Die Flüchtigkeit der Handschrift des Aufsatzes: „Kunstnachrichten aus Dresden", in Nr. 122 d. B., hat mehrere entstellende Druckfehler zu Wege gebracht.

Sp. 1, Z. 21, l. eine Beschreibung für einige Beschreibung.
" 2, " 2, l. Francesco Francia f. Francesco Framba
" 2, " 3, l. Van Eyk für Van Dyk
" 4, " 11 v. u., 12 für 20
" 5, " 4, l. 12 für 20

*) Diese Sache ist kurz nachher vor die Tribunale gebracht worden, und noch unentschieden.

cher Ferne, in kalten trüben Nebel stehen, mit entstellten Zügen, die euer banges Auge kaum wieder kennt, ihr hört das erstickte Wehe seines Mundes — eine ferne Bahn reißt es dahin und ihr schreitet Myriaden von Jahren allein fort, bis es euch — geläutert — auf fernen Bahnen wieder zueilt. —

Doch ich hatte einen Plan zum Erziehen versprochen, und lasse mich verleiten, im prophetischen Geist den endlichen Erfolg von dessen Ausführung zu prophezeihn.

Wenn ich dem Leichtsinnigsten anriete, nach diesem Plane sein Kind zu erziehen, so würde er mit Abscheu mich abwehrend ausrufen: Teufel! meinst du, wir wollten uns unsre Kinder zum Fluche erziehen? — Nein, das wollt ihr nicht! aber erkenne doch ein jeder in dem hartgefärbten Gemälde, was weichliche Liebe, eitle Schwäche verschuldet. Wie er ohne Absicht, das Böse zu entwickeln, ein Verderbniß nach dem andern in seinem Kinde befördert, und wie er mehr oder weniger, den Tag der Rache, der Reue, über sich heranzieht.

Ich wende mich von den sorgfältig, liebevoll Verstümmelten zu einer andern Gattung Unglücklicher, die nicht Eitelkeit und Jungenliebe (denn so nenne ich die gedankenlose Zärtlichkeit eitler Eltern ohne alles Bedenken) ins Verderben stürzt, sondern die vom kalten Eigennutz, von sittenhöhnender Gewinnsucht, ihm zugeführt werden. Wenn es ein Erziehungs-Institut gäbe, in welchem den Kindern jede sinnliche Leidenschaft vom sechsten Jahre an gelehrt, sie daneben aber auch fleißig auf die Folter gespannt würden, zur Strafe schlechter Fortschritte im Ausdruck der Kindheit ganz unbekannter Empfindungen, aber auch hungern müßten, um ihnen dagegen Kraft zur Folter zu geben, reichte man den Zöglingen allerlei geistige und süße Gifte, und dann setzte man sie öffentlich den Augen einer Gattung Raubthiere aus, die, wenn sie gut zu bezahlen vermöchten, sie auch wohl zu ihrem Fraß einhandeln könnten; andre aber, die Gift, Folter und Hunger nicht vertragen konnten, und die bald hinschmachteten, würden stillschweigend begraben — — wenn es ein solches Erziehungs-Institut gäbe, Prediger, Aerzte, Volksvertreter, dürftet ihr zögern es anzuklagen? Würde nicht selbst der Leichtsinnigste, welcher einen Theil derselben Mittel anwendet, um denselben Zweck — die Bewunderung, zu erreichen, würde er nicht Abscheu empfinden, wenn er sie zu solcher Absicht angewendet sähe? — Prediger, Aerzte, Regierer, solche Institute sind die, hie und da bestehenden Kinderballets; zu solchen furchtbaren Verderben gibt der Verbrauch junger Kinder zu öffentlichen Ausstellungen einen größern oder geringern Anlaß. Oben schilderte ich solche Institute nur in ihren unmittelbaren Folgen für die armen Verkrüppelten selbst; betrachten wir aber deren Wirkung auf die Menge. Gedankenlos versammelt sich der größte Theil von ihr, läßt seine Sinne kitzeln und nimmt eine ganz falsche Ansicht kindlicher Liebenswürdigkeit mit nach Hause, die auf ihre Ansprüche an ihre eignen Kinder nothwendig höchst schädlich wirken muß. Auf einen andern Theil der Zuschauer wirkt diese Verkünstelung der Sinnenlust durch Kinderballets doch wohl auf eben die Weise, wie Gladiatoren und Stiergefechte auf ihre Zuschauer — und wie gründlich sich unsre milden Moralisten gegen diese ausgesprochen, ist doch allbekannt? — ich mache dabei den Unterschied, daß jene rohen Schauspiele Muth, Wagen und Kraftanstrengung anregen, indeß ein Kinderballet zur Lüsternheit anreizt, Sinnlichkeit erweckt und deren niedrige oder unnatürliche Befriedigung herbei führt.

Unsre weichherzigen Moralisten können sich kläglich über das Hinopfern braver Krieger auf dem Schlachtfelde verbreiten. Ja das ist ein grauenvolles Ende! Todeswund, von Pferden zermalmt, nach einem Trunk Wassers schmachtend, verscheiden! — Mütter, die ihr diese Todten gebahrt, das ist schrecklich! — Aber bis die Kugel ihn traf, konnte dieser Krieger ein rüstiges Leben genießen, und wer beweist mir das Gegentheil, ob nicht in dieser Sterbensnoth des Kriegers Geist sich aufschwingen möge zu einer Höhe, von wo aus sein Eintritt jenseits alle Pein seines Todes belohnt? — Doch wie weit schrecklicher, wie die weitklaffenden Todeswunden der Gefallnen in der Schlacht, dünken mir die welken, entkräfteten, entwürdigten Gestalten, die uns im Gedränge des sogenannten friedlichen Lebens umschleichen — Mütter, um welche von beiden sind eure Thränen trostloser? — Und ihr, welche Moralisten, erlaubt doch jenen Blutenden Lorbeeren und Tod, lehrt dagegen eure friedlichen Brüder, daß das sittliche Verderben mancher unsrer anständigen Vergnügungen, schrecklicher wie das Würgen der Schlacht, „Leib und Seele verderbe in die Hölle." —

16.

Fonk's Proceß.

(Beschluß aus No. 135.)

No. III (Leyen über die Ermordung Cönen's ꝛc.) ist das Gegenstück von No. II in Absicht des Zweckes und der Ausführung. Denn sie hat sich zur Aufgabe gemacht, nicht Fonk's Schuldlosigkeit zu beweisen, welche nicht erst bewiesen zu werden braucht, da sie vorausgesetzt werden muß, so lange nicht das Gegentheil erwiesen ist, sondern die Gehaltlosigkeit Aller, in dem Hamacher'schen Processe gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen darzuthun. Dies geschieht mit Menschenkenntniß und Seelenkunde, mit wahrhaft gesundem Menschenverstande, mit Festhaltung der unumstößlichen Regel: daß keine Thatsachen, noch weniger Verbrechen, vermuthet werden dürfen, und mit edlem Abscheu gegen das Verfahren: auf Möglichkeiten und widersprechende Anzeigen die Verurtheilung eines Menschen zu gründen.

Nur in zwei Puncten verfällt Hr. v. d. Leyen in dieselben Fehler, welche jener Pseudo-preußische Jurist sich hat zu Schulden kommen lassen. Denn auch er ruft bei seiner Ausführung den Namen Gottes wiederholentlich an, und läßt denselben unmittelbar in diese Criminalgeschichte wunderbar einwirken. Es empört hier, wo mit edler Menschenliebe und warmen Gefühle für Recht das Auge auf das Urbild aller Wahrheit und Gerechtigkeit gewendet wird, zwar den Leser nicht so, als da, wo mit dem Glanze der Heiligkeit die Rabulistik der Hölle bedeckt und unsichtbar gemacht werden soll. Immer aber ist es eine Schwäche, die Erfindungen unsrer Denkkraft und die Argumente unsrer Ueberzeugung dem Regierer der Welten zuzuschreiben, der die Menschen weder zum Guten noch Bösen zwingt, sondern ihnen Vernunft und Religion gegeben hat, um in eigner Freiheit das Gute vom Bösen unterscheiden, und wählen zu können; es ist Misbrauch des Namens Gottes, Menschen-Thun und Menschen-Gedanken für sein Werk auszugeben.

Ein andrer Fehler, der nicht weniger Rüge verdient, ist, daß der Verf. sich herausgenommen hat, den Hrn. von Sand absolut zu verurtheilen, das Hamacher'sche Geständniß erfunden und vorgebracht zu haben. Wir müssen in dieser Beziehung Alles wiederholen, was wir über die Unschicklichkeit und Strafbarkeit einer solchen privaten Verurtheilung gesagt haben. Sie ist hier doppelt groß, weil die zwiefachen Präsumtionen für die Würde des Menschen und die Legalität eines Beamten entgegenstehen. Sie wächst selbst noch dadurch, daß Hr. v. d. Leyen in persönliche Unannehmlichkeit mit Hrn. v. Sand verwickelt ist (S. 28). Da muß der wackre Mann sich selbst mistrauen, und von seinem Gegner lieber zu wenig, als zu viel sagen. Es ist ganz unmöglich,

in diesem Processe etwas zu schreiben, ohne Hrn. v. Sand anzugreifen, indem die Unschuld Fonk's ausgeführt wird. Immer aber kann es nur erlaubt seyn, aus der Zusammenstellung der vorgekommenen Thatsachen die sich daraus ergebenden Folgerungen zu entwickeln, und den obwaltenden Verdacht darzuthun, ohne sich selbst ein Verdammungsurtheil anzumaßen.

Noch schadet der Schrift ihre zu große Ausführlichkeit und Breite; noch mehr die große Menge sinnentstellender Druckfehler, und die Unrichtigkeit der Interpunction.

Im Materiellen aber ist sie ein trefflicher Leitfaden für jeden unparteiischen und rechtschaffnen Geschwornen, indem sie die Gesichtspuncte der anzustellenden Betrachtungen bündig aufstellt, und das Beispiel gibt, wie die Anzeigen und Beweismittel geprüft werden müssen. Zwei Zeugnisse, welche die Christian Hamacher'sche Verurtheilung hauptsächlich bewerkstelliget haben mögen, hat der Verf. nach unsrer Ansicht ganz entkräftet. Elise Roberz hatte ausgesagt, daß sie am 11ten November früh um 5 Uhr, um ihren Manne Essen auf die Post zu tragen, bei Fonk's Thorweg vorbei gegangen sey, und vor demselben einen Karren habe stehen sehen, auf welchen ein Faß gebracht worden. Der Verf. zeigt, daß diese Zeugin zu dieser Tagezeit nicht nur nichts sehen können, sondern daß auch ihr Mann an demselben Tage in Bonn gewesen sey (S. 64). Der 69 jährige Camphausen bezeugte, daß Adam Hamacher, als er aus dem Gefängnisse entlassen worden, zu ihm gekommen sey, um von ihm 60 Thlr. zu borgen, und daß derselbe, in Gegenwart zweier unvernommener Weiber, als er ihm darauf geantwortet: seine Sache sey noch nicht abgemacht, erwidert habe: „nun ja, ich habe ihn gefahren, was ist es denn? wenn Jemand mich gedungen hat, eine Fracht zu thun, so hab ich sie gethan, und mich nicht darum bekümmert, ob dieses oder jenes, oder der Kerl selbst im Fasse war." Der Verf. thut auf das Ueberzeugendste dar, (S. 81) daß nach allen vorhandenen Umständen, Adam Hamacher hier nicht kategorisch, sondern hypothetisch gesprochen habe, indem er sich derselben Gründe bediente, durch welche man ihn kurz vorher im Gefängnisse zu einem falschen Geständnisse verleiten wollte. Weit entfernt, hier dieses Geständniß ablegen zu wollen, wollte er vielmehr sagen: „Lassen Sie mich auch den Todten weggefahren haben, nehmen Sie an, ich habe es gethan, so kann mir ja darum doch durchaus Nichts geschehen, und Sie können mir ohne alle Besorgniß das Geld leihen." Der Zeuge bekundet weiter, daß, als er demnach dem Adam Hamacher das Geld abgeschlagen, dieser geäußert habe: „Ich sehe wohl, ihr scheut es, mir das Geld zu leihen; mag leicht, daß die Lumpen einen setzen! Jetzt gehe ich auf einen Platz, wo ich soviel Geld haben kann, als ich will; die haben mich ins Leid gebracht, die müssen mir auch drauß helfen." Als derselbe hierauf weggegangen, sey Zeuge ihm gefolgt, und habe gesehen, daß derselbe nach dem Hause von Fonk's Schwiegervater gegangen sey und sich umgesehen habe. Hineingehen habe er ihn jedoch nicht gesehen, weil er hinter einem Wagen gestanden. Der Verf. zeigt, daß hieraus gar nichts folge. Gesetzt, der Mann sey wirklich zu Hrn. Joveaux gegangen, habe dort gesagt: Ihr Schwiegersohn mag schuldig oder unschuldig seyn, so ist er die Veranlassung meiner langen Haft gewesen, durch die ich in meiner Nahrung zurückgekommen bin. Seyn sie daher menschlich und leihen Sie mir 60 Thlr.! Gesetzt Hr. Joveaux, den selbst der Staatsprocurator einen überaus rechtschaffnen und edlen Mann nennt, habe hierauf das Geld wirklich hergegeben; welche Natter wolle hieraus Gift saugen? — —

Mit Recht führt der Verf. die ganze Untersuchung auf die Fragen zurück: Konnte Fonken an Cönen's plötzlichem Tode etwas gelegen seyn? Ist es, ohne Cönen zu einem Schurken zu machen, gedenkbar, daß er am Abende seines Todes zu Fonk gegangen sey? verdient das Hamacher'sche Geständniß Glauben? Sind, dieses ganz verworfen, noch andre Beweismittel oder Anzeigen vorhanden, welche einen Verdacht gegen Fonk begründen? Letzteres ganz in Abrede stellend, weil alle, überdem widersprochene und angefochtene, Zeugnisse nur erst in Verbindung mit jenem Geständnisse etwas bedeuten, beantwortet er die übrigen Fragen ebenfalls mit Nein. Er beruft sich bei der ersten auf die eigene Aussage Schröder's: (S. 66) „daß in seinen Verhältnissen zu Fonk gar keine Veranlassung zu Cönen's Ermordung gelegen, und er nicht begreifen könne, was Fonk veranlaßt haben könnte, letztern aus der Welt zu schaffen." Er macht aufmerksam auf den erheblichen Widerspruch, der zwischen dem Obductionsberichte und der Hamacher'schen Angabe von dem Hergange bei der Ermordung, vorhanden ist, indem es unmöglich gewesen sey, bei dem Vorfallen des Körpers nach dem ersten Schlage, den Mord so zu vollbringen. (S. 40.) Er rühmt die Vorhersehungsgabe der thätigen Gerichts- und Polizeipersonen, die eine Menge in dem Geständnisse angegebner Umstände, besonders schon beim Vorfalle im Kümpchen das rechte Mordinstrument, so glücklich errathen haben. (S. 25) Er läßt keinen Zweifel übrig, daß das ganze Hamacher'sche Geständniß wegen seiner inneren Unglaubwürdigkeit und wegen der erwiesenen Falschheit einzelner Theile gar nichts zu beweisen angethan sey. Er thut endlich aufs klarste dar, daß Fonk verrückt gewesen seyn müßte, alle seine Absichten durch diese That mit einem male zu vereiteln; (S. 14) daß es unsinnig seyn würde, Fonk's Verhältniß zu Cönen von dem zu Schrödern getrennt zu denken; und daß es nichtswürdig wäre, diesem noch im Tode eine Untreue gegen seinen Principal anzudichten, um in Abrede stellen zu können, daß er nicht kurz vor seinem Tode noch bei der Italienerin gewesen sey.

Keinesweges geht der Verf. darauf aus, diese Person zur Mörderin zu machen. Nur die große Wahrscheinlichkeit, daß Cönen am letzten Abende seines Lebens bei dieser Person gewesen sey, und die tadelnswerthe Verabsäumung der Ermittelung dieser Thatsache, welche den ganzen nachfolgenden Proceß in der Geburt erstickt haben würde, setzt er auseinander. Mit löblichem Ernste rügt er die auffallende Unschicklichkeit, der in der Assise von dem Präsidenten an Cönen's Freunde gerichteten Frage: (S. 7) „ob sie diesen für fähig hielten, sich in den Armen einer Buhlerin zu vergessen?"

Unrecht aber hat der Verf., wenn er (S. 61) dem Präsidenten einen Verweis darüber ertheilt, daß derselbe in der Sitzung zu den Zeugen gesagt habe: „wenn ihre vor der Sitzung gethanen Aussagen nicht mit den in derselben abgelegten übereinstimmten, die letztern nur als diejenigen zu betrachten wären, auf welche es eigentlich ankomme." Darin hat der Präsident ganz nach dem Geiste des Gesetzes gesprochen, das nicht will, daß die Geschwornen etwas von den früheren Zeugenaussagen erfahren und die Vorlegung dieser Zeugnisse an dieselben verbietet. Alles was derselbe hierbei anführt, trifft nicht den Vollzieher des Gesetzes, sondern die Gesetzgebung und das Institut der Jury.

Hierauf bezogen ist es unleugbar, daß nur der Zeuge vollen Glauben verdiene, der unter allen Umständen seiner Aussage treu bleibt; daß der, der vor dem allwissenden Gotte und vor den Richtern des Staats sich nicht zu lügen scheut, auch vor andern Menschen die Lüge nicht scheuen werde; und daß ein, kurz nach der Begebenheit abgelegtes Zeugniß weniger trüglich sey, als das nach einem Zwischenraume von Jahren vernommene. Wahr und schön ist die Stelle: „Es ist ein ganz Anderes, die Erklärungen der Zeugen nur mit den fleischlichen Ohren zu hören, und wieder etwas Anderes, sie mit dem geistigen Auge zu messen." Möchten solches doch diejenigen erwägen, die auf das leibliche Hören einen so großen Werth legen.

Maires ernennen, wie es der Ministerialentwurf schon vorgeschlagen. Ein Gesetz soll die Gemeinden hinsichtlich ihrer Attribute auf die Ordonnanzen verweisen, die sie für jede Gemeinde regeln sollen. Der Verf. hält dies weder für eine große, noch für schwere Arbeit. Dagegen soll ein Gesetz im Allgemeinen die Attribute der Arrondissements- und Departementsräthe feststellen.

Der behandelte Gegenstand ist auch unter uns von großer Bedeutung. Daß der Verf. denselben mit großem Geschick gehandhabt, ist nicht zu verkennen, und wird ihm auch in Deutschland manchen Leser und Beifall erwecken, um so mehr, da er an einer Stelle seiner Schrift (II, 34) selbst die constitutionellen Staaten Deutschlands zur Gewährleistung einer seiner Ansichten in Bezug nimmt. Indeß ist er doch nicht ohne Vorsicht zu gebrauchen. Den Verf. hat zwar sein historischer Sinn durchgängig von den Behauptungen der rechten Seite der Deputirtenkammer — die beiläufig damals so weit gingen, daß Hr. Marcassus de Pardessus im Namen der Commission sich die Andeutung erlauben dürfen, der Umstand, daß der König die Vorlegung des Gesetzentwurfs (No. I.) befohlen, werde bei der Kammer ausreichen, sie für die Annahme günstig zu stimmen — vor diesen und ähnlichen Angaben also hat den Verf. sein historischer Sinn allerdings bewahrt (vergl. die Schrift No. II.). Indeß läßt sich doch nicht verkennen, daß in der Art, wie der Verf. nach seiner Lehre die Regierung der Verwaltung gegenüberstellt, ungemein viel Willkürliches enthalten. Die Regierung, die völlig unbeschränkt seyn soll, begreift nach dem Verf. fünferlei Functionen: das Recht des Kriegs und Friedens, die Regelung und Befehligung der bewaffneten Macht, die Verhandlung mit auswärtigen Mächten, die unmittelbare Ernennung zu den höhern Staatsämtern, und endlich die Ausgleichung der Interessen der verschiedenen Stände im Staate. Alle übrige öffentliche Geschäftsführung begreift der Verf. unter der Verwaltung. Diese aber beruht in solcher Maße beim Volke selbst, daß es mit der unbeschränkten Regierungsgewalt auf ein bloßes, einziges Wortspiel, auf eine reine Täuschung hinausläuft. In aufsteigender Linie werden von den einzelnen Gemeinheiten die Fonds der öffentlichen Verwaltung bewilligt und aufgebracht. Die Communen bewilligen durch ihre Repräsentanten, nämlich den Municipalrath, die Kosten der Communalverwaltung, die Arrondissementsräthe die Verwaltungskosten der zunächst größern Gemeinheit, des Arrondissements; die Departementsräthe die des Departements, endlich am Ende der Reihe die Kammern die Kosten der Generalverwaltung des Reichs. „Lisez l'histoire, sagt der Verf. anderwärts, tout est intérêt; et si on n'entend pas ce mot, je me servirai du mot propre, tout vulgaire qu'il soit; et je dirai: tout est argent.“ Wo bleibt aber dann die absolute Regierungsgewalt, wenn die Kosten dazu erst von den Kammern bewilligt werden müssen? Nach Golde drängt, am Golde hängt doch Alles. Ach, wir Armen! 87.

Fonk's Proceß.

(Fortsetzung aus No. 134.)

Doch will der Verf. daraus, daß Fonk so willig war, auf Cönen's Vorschlag: dem Geschäftsprofite noch 10,000 Rthlr. zuzusetzen, einzugehen, ein böses Gewissen des erstern folgern (S. 21). Aber er vergißt, daß Fonk dagegen nicht nur alle Vorräthe behalten, sondern noch eine Branntweinlieferung erhalten sollte, wodurch, wie ausdrücklich gesagt wird, er vollständig dafür schadlos gehalten seyn würde. Er vergißt, daß wegen der laufenden Wechsel dem Fonk vorzüglich daran gelegen seyn mußte (S. 74), nur zum Abschlusse zu kommen, selbst mit Verlust. Eben darum zerfällt die mit der ersten zugleich aufgestellte, aber ihr geradezu entgegenstehende, Behauptung: Fonk habe gehofft, durch Cönen's Ermordung schneller zum Abschlusse des Vergleiches zu gelangen (S. 23), ganz in sich selbst. Wie hätte das zugehen sollen? Der Verf. vergißt abermals, daß Schröder dem Vergleiche entgegen war, den Cönen ihn vorgeschlagen hatte, und seinen Principal fast dazu nöthigte, und daß Cönen also zur Erreichung des Fonk'schen Wunsches unentbehrlich war. So wie Cönen fehlte, war Niemand, der Schrödern vermögen konnte, die Sache durch Vergleich abzumachen (S. 81). Endlich soll Rachsucht die Ursache des Mordes gewesen seyn (S. 83). Daß Fonk und Cönen sich an des letztern Todestage freundlich genähert hatten, daß zu einer solchen Rache keine zureichende Veranlassung vorher gegangen war, kümmert den Vf. nicht. Es ist doch eine Vermuthung hingeworfen!

So wenig denn irgend ein Bewegungsgrund zum Morde hat ausfindig, eben so wenig hat wahrscheinlich gemacht werden können, wie Cönen noch Abends nach 10 Uhr in Fonk's Haus gekommen sey. Es könne ja seyn, meint der Verf., daß dieser ihn selbst bestellt, oder ihm beim Abschiede ein Billet in die Hand gedrückt habe (S. 57). Und darauf würde Cönen, der jede Verbindung mit Fonk bis nach beendigtem Rechnungswerke abgelehnt hatte, zu diesem heimlich hingegangen seyn, ohne seinem Principal etwas zu entdecken? Der Verf. findet es nicht unwahrscheinlich, daß selbst Hahnenbein den Auftrag ausgerichtet, Fonk aber diesen am folgenden Tage in der Kirche beschwichtiget haben könne (S. 61). Wie, dieser Hahnenbein, der vor lauter Rechtschaffenheit seinem Herrn Betrug und eine Buchverfälschung Schuld gegeben hat, hätte einen Mord desselben verschweigen sollen? Diese Vermuthungen, man muß gestehen, machen der Erfindungskraft des Verfs. eben so viel Ehre, als seiner Jurisprudenz. Nach dieser ist es dem Verf., welcher sich nicht ableugnen kann, daß eine Bestellung Cönen's wirklich vorangegangen seyn mußte, um ihn nochmals zu Fonk zu bringen, völlig genügend, nur die Möglichkeit derselben abzusehen, um daraus die Wirklichkeit zu erkennen (S. 61). Das nennen wir ein criterium veritatis! Ein Jurist sollte doch wohl wissen, daß keine Thatsache vermuthet werden darf; und daß ein Schluß von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit, ein logisches und juridisches Ungeheuer ist.

Der Verf. hat eine ganz besondre Force im Vermuthen und in den daraus gezogenen Folgerungen. So weiß er genau anzugeben, wie es gemacht worden, daß der Wagen zum Wegführen des Leichnams, ohne Geräusch beladen worden sey (S. 52). So folgert er daraus, daß die Mägde weder am Abende der Ermordung, noch am Morgen des Aufladens, möglicherweise nichts hätten hören noch sehen können, obgleich nach der Localität und dem beschriebenen Hergange das Gegentheil sehr unwahrscheinlich ist, zumal die Mägde Cönen's Verschwinden am 10ten schon im Hause selbst erfahren hatten (S. 51), und daher gewiß aufmerksam waren; daß Alles zur Vollführung des Verbrechens wirklich geschehen sey, ohne daß es die Mägde bemerkt hätten (S. 50), und behauptet, daß Fonk sich hierauf habe verlassen können. So weiß er die Entstehung der im Obductionsberichte vorkommenden, aber zum Hamacher'schen Geständnisse nicht recht passenden, Stichwunde gar leicht aus einer Vermuthung nachzuweisen (S. 41). So folgert er daraus, daß, obgleich Hamacher am Tage des Mordes gar nicht bei Fonk gearbeitet hatte, er dennoch möglicherweise Nachmittags und Abends bei ihm gewesen seyn könne, die Gewißheit, daß er da gewesen sey (S. 45), und daß Fonk ihm während einer kurzen Abwesenheit aus der Conferenz, von der selbst Schröder nichts erwähnt hat (S. 46), den Befehl gegeben habe, des Abends wieder zu kommen. So macht er den bündigen Schluß, daß, weil zur Zeit des Mordes in Cöln, keine Ausgangsabgaben zu entrichten waren, mithin Niemand nach dem Inhalte des, aus dem am frühen Morgen erst zu öffnenden Thore auspassirenden Fasses zu fragen hatte, dies Faß her-

ausgeschafft worden sey, ohne daß Jemand von den Thorwärtern etwas davon wissen könne (S. 64). Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Verf., dem die Aussagen der drei Fonk'schen Mägde nicht anstehen mögen, vermuthet, sie seyen erlogen, und daß er aus eben diesem Grunde behauptet: sie sind erlogen (S. 55). Denn vergeblich sieht man sich nach andern Gründen um, wenn man die Gallibert ausnimmt. Die Aussage dieser aber, obgleich sie in der Hauptsache mit den beiden andern Mägden übereinstimmt, soll darum gar keinen Glauben verdienen, weil dieselbe in einigen Nebenumständen unrichtig ist (S. 54). Allein der Glaubwürdigkeit des Hamacher'schen Geständnisses schadet es im mindesten nicht, daß dasselbe in mehreren Stücken ausgemacht falsch ist (S. 35). Nur alsdann würde man an dessen Wahrheit zu zweifeln befugt seyn, wenn darin eine Todesart angegeben wäre, welche sich mit dem Befunde am Leichnam auf keine Weise vereinbaren ließe (S. 40). Der Versicherung einer weinenden Hure kann der Verf. sein Herz nicht verschließen; (S. 10) aber dem Kaufmann Büschgen, Cönen's nahem Verwandten, darf man nicht trauen, wo er etwas Günstiges für Fonk sagt, weil er dessen alter Handlungsfreund ist (S. 7).

Es ist hieran noch nicht genug. Alles bisher Erwähnte könnte aus Unverstand oder Uebereilung dem Verf. entwischt seyn. Aber die nun folgenden Verdrehungen verrathen eine Absichtlichkeit, welche dem ganzen Werke die Krone aufsetzt.

1) Fonk sage in einem Briefe an Schröder vom 8.: „er wolle alle Original-Belege, die Bezug auf das Geschäft hätten, und von Cönen noch nicht verificirt worden, gleich an Hrn. Koch abgeben;" folglich habe derselbe gelogen, als er vorgegeben, Cönen die Prima Nota mit allen Belegen vorgelegt zu haben. (S. 4, 7 und 75) Es ist hierbei zu bemerken, daß Cönen am Tage der Abreise Fonk's mit seiner Revision noch nicht ganz fertig war, daß nirgends behauptet worden ist, Cönen habe die ihm vorgelegten Papiere auf der Stelle verificirt, und daß endlich letzterer in seinen Briefen wiederholentlich versichert hat: Fonk habe ihm alle Belege, die er einzusehen verlangt habe, unweigerlich vorgelegt.

2) Die Stelle in dem von Hamacher an demselben Tage, wo sein Geständniß protocollirt wurde, geschriebenen Billete: „Ich bin kein Mörder!," legt der Verf. also aus: (S. 29.) Da der Schlag Fonk's den Cönen zur Erde streckte und die Ursache seines Todes war, so konnte Hamacher, der ihm nachher nur die Gurgel zuhielt, mit voller Ueberzeugung von sich sagen; daß er kein Mörder sey. Des übrigen Inhalts dieses Briefchens, der gar wichtig ist, nicht zu gedenken, ist ein Mensch, der schreien kann, gewiß kein Todter; und da Hamacher sagt, er habe ihm die Gurgel zugehalten, damit er nicht schreien solle, konnte derselbe ihn unmöglich für todt halten. Daß aber ein Mensch, dem man die Gurgel zudrückt, ersticken muß, war gewisser und leichter zu begreifen, als ob der vorangegangene Schlag nur betäubend oder tödtlich war; worüber noch jetzt gar große Zweifel statt finden.

3) In der Beichte gestand Hamacher dem Geistlichen, daß sein Geständniß erdichtet sey, und setzte hinzu: (S. 31) „so wenig Fonk beweisen könne, daß er der Mörder sey, eben so wenig könne er solches jenem beweisen; worauf der Geistliche ihn ermahnte: daß er nichts sagen dürfe, was er nicht beweisen könne, und ihm die Absolution bis zum Widerrufe versagte. Dies ist der angebliche Misbrauch des Heiligsten der Religion, weil der Hamacher dadurch bewogen worden seyn soll, in Ermangelung zureichender Beweismittel, sein Geständniß zu widerrufen. Niemanden aber, der nur einige Zeit am Rheine gelebt hat, kann unbekannt seyn, daß dort, wie auch in andern Gegenden Deutschlands, in der Sprache des gemeinen Mannes der Ausdruck: beweisen, nichts andres heißt, als die Wahrheit äußern, erklären, mit innerer Ueberzeugung und Gewißheit etwas behaupten und aussagen.

Die Erklärung des Herrn Effertz endlich: „daß wenn das Briefchen, in welchem Hamacher seinen Widerruf anzeigte, sich nicht bei den Acten befinden sollte, solches ein unbedeutender Umstand sey," tischt der Verf. ohne weiteren Zusatz auf, und muß sie demnach für genügend gehalten haben, diesen überaus erheblichen Umstand zu beseitigen.

Dies wird hinreichen, unser Urtheil zu rechtfertigen. Zum Schlusse können wir nicht umhin, noch zwei Bemerckungen des Verfs. anzuführen, die nicht diesen speciellen Prozeß, sondern das Verfahren überhaupt angehen, in welchem er verhandelt wird.

S. 101 sagt er: „Die Richter des Gerichtshofes sind hier leider befugt, ein unumschränktes Vertrauen in den Bericht des Untersuchungsrichters zu setzen; und man kann sich leicht denken, daß sich keiner bemühen oder bemüht haben wird, etwas zu thun, was das Gesetz nicht ausdrücklich von ihm fodert." Die behauptete Befugniß ist ungegründet; ob aber nicht in praxi diese Theorie des Verfs. Observanz geworden sey, ist eine andre Frage.

S. XIII sagt derselbe: „Es gibt viele, und zwar sehr fähige Köpfe, welche immer vorziehen, dergleichen Schriften, die ein reifes und ernstes Nachdenken fordern, besonders wenn sie lang sind, lieber allein und ungestört zu lesen, als den Inhalt derselben in einem gedrängten kurzen Vortrage anzuhören, ohne Hoffnung, diese Rede schriftlich zu Gesicht zu bekommen." Wobei wohl die Justiz sich am besten befinden mag? — (Der Beschluß folgt.)

Druckfehler

in No. 121 des Conv. Blatts und No. 12 der Beilage, in der Beurtheilung der Schrift: „Gegen die Angriffe des Professor(s) *) Steffens auf die Freimaurerei."

S. 481, Sp. b, Z. 12, lies: Vernichtung!
" 482, " " " 33, " einzelner!
" " " " " 19 v. u., lies: in einen!
" 483, " a, " 7, nach: selbst, streiche das Komma!
" " " " " " nach: Sonderung setze ein Komma!
" " " b, " 11, lies: Auf den!
" " " " " 19 v. u., lies: das Princip!
" " " " Note, Z. 2 v. u., lies: und in Menschen!
" 484, " a, Z. 2, lies: allen Sinn!
" " " " " 6, " leeren!

Beilage.

S. 3, Sp. a, Z. 2, lies: einen!
" " " " " 3, nach: gleichen, streiche das Komma!
" " " " " 22, lies: kennzeichnen!
" " " " " 24, am Schlusse hinter: in, streiche die Verbindungsstriche!
" " " " " 21 v. u., lies: feurige Ausrufungen!
" " " b, " 7, lies: Wallfahrern!
" " " " " 8, " halbem Wege!
" " " " " 19 v. u., lies: anführt!
" " " " " " " " " Erwiederung!
" 4, " a, " 11, nach: ist, setze ein "!
" " " " " 23, lies: War es dann!
" " " " " 21 v. u., lies: aller Logenvereine, eine sittlichfreie!
" " " " " 20 " " lies: reinsittlichem, schöngutem!
" " " " Note, vorletzte und letzte Zeile, lies: Liebe das höchste — — Geheimniß sey.!
" " " b, Z. 13, lies: verstockt!
" " " " " 38, vor: Doch, setze ein „!

Alonso.

*) So stand in der Handschrift, als Verbesserung des Sprachfehlers auf dem Titel der Schrift. An dessen Statt hat der Setzer den Recensenten an dem Professortitel des Hrn. Steffens zweifeln lassen!

1) der Bauer Adam Hamacher sich verschiedener Lügen schuldig gemacht habe. Bedenke man aber, daß derselbe solche gar nicht nöthig hatte, weil ihm auf keinen Fall etwas geschehen konnte, daß hingegen der Staatsanwald ihn als einen der Bauernadvocaten und Ränkemacher in der Gegend schildert; so ist es wohl wahrscheinlicher, daß er solche ersonnen, oder auf den Rath andrer Arrestanten, wie er versichert, angewendet habe, um seiner Gefangenschaft ein Ende zu machen, als daß ihn ein böses Gewissen dazu verleitet habe.

2) Eben derselbe soll, vorher arm, nach seiner Loslassung einen Acker Land baar bezahlt haben. Die Thatsache für richtig angenommen, ist nicht zu vergessen, daß nach der eignen Angabe seines Bruders dieser Mann für die Fuhre selbst nur 4 Kronen erhalten haben soll; und daß es um so unwahrscheinlicher ist, daß späterhin ihm von Fonk Geld gegeben seyn sollte, da dieser sogar der Kieferin Hamacher einen Vorschuß abgeschlagen hat, um sich nicht verdächtig zu machen.

3) Fonk soll aus seinen Büchern Blätter ausgeschnitten und andre eingeheftet haben, worauf gerade die Schröder'sche Branntwein-Rechnung stehe. Es ist nicht angezeigt, was das für Bücher sind; die ganze Angabe beruht bis jetzt auf der Versicherung des Schröder'schen Buchhalters Stark, und ist darum unwahrscheinlich, weil in dem ganzen Processe, so weit er bis jetzt bekannt ist, davon kein Wort vorgekommen ist. Gesetzt aber, daß es also sey, so würde daraus darum nichts folgen, weil der Verf. selbst das Motiv zum Morde darin gesetzt hat, daß Fonk dadurch habe Zeit zur Bücherverfälschung gewinnen wollen. Es würde dieses also ein Act seyn, der erst nach dem Morde vorgenommen wäre, und woraus auf diesen kein Schluß zu machen ist. Hierüber sogleich ein Mehreres!

4) Der auffallende Wildbraten-Geruch des in Cönen's Magen gefundenen Speisebreis, soll aus einer Mischung von Rheinwein, Salat und andern Speisen im Magen sich bilden können. Daraus würde nur folgen, daß Cönen nicht gerade Wildbraten gegessen, aber keineswegs, daß er nicht nach 10 Uhr noch gegessen haben müsse. Denn sonst hätte der Speisebrei gar nicht im Magen seyn können, da er seit dem Mittage nichts genossen hatte. Ein sehr gescheuter Arzt, den wir darum befragt haben, stellt aber das ganze Vorgeben in Abrede, wenn nicht von einem blos ähnelnden, sondern von einem auffallenden Geruche die Rede sey.

Alles Uebrige, was vom Verf. vorgebracht worden ist, beweist nur, um uns seiner eignen Worte zu bedienen, „wie es auch den verschmitztesten Menschen oft an Mitteln fehlt, eine auch nur halb wahrscheinliche Lüge zu erfinden, wenn die Wahrheit der Beschuldigung sie zu Boden drückt." Alles, woraus er argumentirt, ist entweder aus den Zeugnisse Hahnenbein's genommen, oder aus dem Geständnisse Hamacher's, oder aus der Versicherung des Raths Efferz! In Ansehung der beiden letztern also begeht er eben den Cirkel, der unvermeidlich ist, wenn nicht der Präjudicialpunct von der Hauptfrage ganz abgesondert wird. So lange nicht evident ist, daß der Rath seiner Pflicht volle Genüge geleistet habe, und daß das Hamacher'sche Geständniß rechtsbeständig sey, ist daraus gar kein Beweis zu entnehmen. Um Hahnenbein's Aussage glaubwürdig zu machen, verschweigt der Verf. dessen heimliche Unterhandlungen mit Schrödern ganz, stellt hingegen einen Handlungscommis, der den Handlungsfreunden seines Principals heimlich von einer von diesem beabsichtigten Bevortheilung Nachricht gibt, als einen überaus rechtschaffnen Mann dar. (S. 100) Da wir nun dieser Meinung nicht sind, vielmehr den Buchhalter, der ein seinem Principale vortheilhaftes Geschäft an sich bringen will und ihn zu dem Ende bei seinen Handlungsfreunden verleumdet, für einen ..... halten, und da ein solcher, wenn er in Gefahr ist, sich entlarvt zu sehen, zu seiner Rettung mancherlei Ausflüchte zu ersinnen uns fähig scheint, so bedünkt uns, daß auf Hahnenbein's Zeugniß gegen Fonk gar nichts zu geben sey. Wir müssen hierbei bemerken, das der Verf. als eine ausgemachte Sache voraussetzt, wie Fonk den Schröder habe betrügen wollen, und zu dem Ende seine Bücher habe verfälschen müssen. Er braucht dabei die Vorsicht, sich auf keine Daten einzulassen, welche einen solchen Betrug ergeben; sondern sich dieserhalb auf eine noch herauszugebende Schrift des Buchhalters Stark zu berufen. Wir hingegen, die keinen Betrug präsumiren, bis er erwiesen ist, können selbst in Hahnenbein's Aussage nichts finden, was als nothwendige Folge eines intendirten Betruges zu betrachten wäre. Daß Fonk gewünscht haben mag, in seinen Büchern etwas zu ändern und es anders einzutragen, als geschehen war, kann wahr seyn, ohne darum einen Betrug zu involviren, wie Jeder weiß, der etwas von kaufmännischer Buchung versteht. Ein Betrug war darum schon nicht wohl möglich, weil dazu nicht ein Buch, sondern alle Bücher hätten abgeändert werden müssen, die sich auf einander beziehen. Das Journal hatte Cönen auf das forgfältigste durchgesehen, mit den Belägen verglichen und mit dem Schrödern zugefertigten Auszuge übereinstimmend gefunden. Was in aller Welt sollte nun wohl eine spätere Abänderung in den übrigen Büchern materialiter fruchten können? Wie war überhaupt eine nicht auf der Stelle sichtbare Aenderung in dem paraphirten Hauptbuche nur ausführbar? Fonk hatte darin nichts Unerlaubtes oder Unredliches, aber etwas, was nicht in der kaufmännischen Ordnung ist, gethan, daß er für die Branntwein-Commandite nicht abgesonderte Bücher angelegt, sondern die Eintragungen in seinen sonstigen Handlungsbüchern vermerkt hatte. Diesen Fehler sah er ein, und daß die Folge davon die Offenlegung seiner Handlungsbücher seyn werde. Diesen Fehler zu verbessern, ließ er vor Cönen's Ankunft ein neues Journal beim Buchbinder bestellen, um das Branntweingeschäft in dasselbe zu übertragen, und demnächst darin fortzuführen, wozu dessen Dicke (S. 93) nöthig war. Welchen Argwohn kann dies begründen? Die Sache wurde überdem nicht ausgeführt; und selbst Hahnenbein hat nicht behaupten mögen, daß in den Büchern wirklich etwas geändert wäre. Hätte Fonk dies nach Cönen's Tode thun wollen, würde er sich ja mit seinem Journale, mit der Schrödern zugestellten Rechnung und denen bereits verificirten Belägen in Widerspruch gesetzt haben, was für einen verschmitzten Kaufmann doch allzu dumm gewesen seyn würde. Wenn also der Verf. den Bewegungsgrund zu Cönen's Ermordung darein setzt, daß Fonk dadurch zur Verfälschung seiner Bücher habe Zeit gewinnen wollen, so ist dies eine augenfällig grundlose Behauptung. Wenn ferner derselbe von dem schiedsrichterlichen Urtheile, wodurch Fonk's Rechnung und Bücher als richtig anerkannt wurden, behauptet, daß solches auf rechtswidrigen Grundsätzen und auf einem blinden Glauben der Schiedsrichter zu Fonk's Ehrlichkeit gebaut worden sey, (S. 88) so wird derselbe erlauben, da er nicht eine Rechtswidrigkeit nahmhaft macht, der Präsumtion zu folgen, welche für gerichtliche Acte spricht, hingegen daran ganz zu zweifeln, daß ein Präsident der Handelskammer und der Hr. v. Sand, der schon damals die Anklage Fonk's unter der Feder hatte, sich von diesem würden haben übertölpeln lassen. Die Nichtfortsetzung der von Schrödern gegen dieses Urtheil eingewendeten Appellation braucht Fonk nicht in Anspruch zu nehmen, um dieses Urtheil für sich zu allegiren; wohl aber weiß der Verf. Gift daraus zu ziehen, indem er Unverständigen weißmachen will, die Appellation werde darum nicht verfolgt, weil dadurch die Ungültigkeit des Erkenntnisses verdeckt erhalten werde (S. 84). Wer hätte, bei Schröder's Banquerott eine Veranlassung zur Fortsetzung dieses Rechtsmittels gehabt? Fast lächerlich ist es, wenn der Verf. (S. 85) zwischen einer criminalistischen und civilistischen Untersuchung der Richtigkeit der Handlungsbücher unterscheiden

will (S. 85), nachdem er auf derselben Seite Hr. Hoffmann angewiesen hat, hierüber Sachverständige entscheiden zu lassen. Als wenn es zweierlei Arten von Unrichtigkeiten gäbe, und ein vor dem Criminalrichter nicht für richtig zu achtendes Buch vor dem Handelsgerichte dennoch als richtig anzuerkennen wäre! Davon aber, daß Fonk's Bücher nochmals vor Gericht auf das genauste geprüft und abermals richtig befunden worden sind, schweigt derselbe ganz. Hingegen kann er nicht in Abrede stellen, daß Fonk bei Schrödern bedeutend gut hatte. Aber konnte derselbe, fragt der Verf.; seinen Schuldner nicht zu einem noch größern Schuldner machen wollen? (S. IX) Wer so fragen kann, ist wahrlich einer Antwort nicht werth. Das aber wollen wir dem Verf. noch zu Gemüthe führen, daß Fonk bei der Voraussetzung, Cönen gehe auf Verschleifung der Sache aus, keinen andern Weg, zum erwünschten Abschlusse zu gelangen, übrig hatte, als den Weg Rechtens (S. 81).

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive.

VI.

Gleim und Johann Andreas Cramer.

(Beschluß aus No. 123.)

3. Funk an Gleim.

Magdeburg d. 25. Febr. 1771.

Liebster Herr Canonicus,

Sie haben Ihrer richtigen Kenntniß von unsers Cramer's Charakter gemäß geurtheilt, da Sie seinen Entschluß als unveränderlich angesehen, und dem zu Folge sich auch eben so bestimmt darüber gegen den Hrn. Minister von Zedlitz erklärt haben. Er thut, wie Sie wissen, in weit unwichtigern Fällen und gegen *geringe* Personen am liebsten gleich auf das erste Wort, was er thun zu können und zu müssen glaubt. Weil also Ihr lieber Brief meine Antwort nicht gleich in der ersten Stunde nothwendig machte; so ließ ich die gestrige Post nach Halberstadt abgehen, um erst seinen Brief zu erwarten, den ich nun auch erhalten habe. Er führt darinnen gleichfalls unter den andern Ursachen seine Unwissenheit in den preußischen Gesetzen an, die ihm zum Consistorialrath und Generalsuperintendenten fehle, nebst der Schwierigkeit, ein Institut nach einem *neuen Plane, den er noch gar nicht kenne*, einzurichten. Dieses letztere ist in der That, meiner Meinung nach, ein Grund; und bei Ihnen, der Sie seine Ehrlichkeit und Bescheidenheit kennen, muß ihm solche Gesinnung gewiß mehr Ehre machen, als wenn er mit der — — Dreistigkeit vieler andern, die fürwahr weder seinen Geist, noch seine Gelehrsamkeit und Arbeitsamkeit besitzen, sich rüstig entschlossen hätte, in den Tag hinein zu reformiren. Doch ich will nicht eifern.

Uebrigens muß freilich ein Vater einer so großen Familie sich schwerlich anders, als im größten Nothfalle, und bei der höchsten menschlichen Wahrscheinlichkeit einer sichern und beträchtlichen Verbesserung, zu einer so wichtigen Veränderung entschließen können. Und schon dieser Grund wird Sie geneigt machen, seinem Entschlusse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: Das Uebrige oder auch alles miteinander wird Ihr Herz thun. Daran zweifle ich nicht, daß der künftige Abt einen ziemlich bedenklichen Posten haben würde; und wenn das Kloster unter ihm, wie Sie wünschen, seine ehemaligen Vorzüge wieder erhalten soll, so darf er schwerlich ein Mann mit einer Familie seyn; da ein solcher sich nicht leicht (welches doch sehr dazu gehören mögte) über gewisse Dinge hinwegsetzen kann und wird. Sie haben das gütige Vertrauen, auch ich würde, in Vereinigung mit Cramer, das Meinige dazu beigetragen haben. Allein es würde wohl kaum möglich gewesen seyn, wenn ich es auch gewünscht hätte, eine Stelle da zu bekommen, wofern ich nicht wenigstens auf die Hälfte meiner jetzigen Einnahme hätte Verzicht thun wollen. Denn vermuthlich wird sich mit der Zeit ergeben, daß die Einkünfte des Klosters zu so kostbaren Anstalten, als anitzo zum Theile gemacht werden, nicht hinreichend sind.

Ich muß ehe ich in die Schule gehe, auch an unsern Cramer schreiben; also sage ich Ihnen nur noch, was Sie gleichwohl schon selbst wissen können, daß er voller Dankbarkeit gegen Sie ist ꝛc. Ihr Funk.

4. Cramer an Gleim.

Kopenhagen d. 19. März 1771.

Wie unwillig bin ich über die Belten! mir einen Brief von Ihnen, bereits den 24sten Febr. geschrieben, bis auf den 17ten März vorzuenthalten! da wäre die Elbe, wenn ich, um zu Ihnen zu fliegen, sie auch im Winter passiren müßte, viel freundschaftlicher, wie denn die Freundschaft selbst ganz gewiß deutschen Stammes und Blutes ist Sehe ich es nicht ganz deutlich aus Ihrem Briefe, lieber, süßer, heißer Gleim, ganz Gleim; denn wie soll ich Sie denn nennen, um ganz auszudrücken, was ich gegen Sie fühle! Ihr kleiner Unwille gegen mich würde mir das Herz verwunden, wenn ich glaubte ihn zu verdienen; aber ich verdiene ihn nicht; Sie müssen mich sogar um des Neins willen, das Sie fatal nennen, lieb haben; hätte ich es nicht gesagt: so möchten Sie künftig haben das Gegentheil thun müssen; denn wie kann ich mir zutrauen, daß ich das recht gemacht haben würde, was weder Teller noch besonders Büsching übernehmen wollen, von Spaldingen nicht zu reden? ist das wohl zu bescheiden? hätte ich das, was Sie von den Consistorialgeschäften melden, vor der Absendung meines Briefes gewußt: so würde ich vielleicht davon nichts gesagt haben; aber dies war nicht mein wichtigster Grund; ich sollte eine Laufbahn ganz verlassen, worinnen ich nicht ungeübt bin, diejenige, die mir am angemessensten ist, und eine neue antreten, die ich gar nicht kenne; zu der ich mir nicht die Art von Einsicht zutraue, die sie erfordert; auch sollte ich fünf bis sechs Schullehrer regieren, ich, der ich mich zum herrschen gar nicht schicke, und mir die Verweise lieber, als andern gäbe, die zu geben seyn möchten. Sie liebster Gleim, verdienen meine ganze Offenherzigkeit; ich konnte nicht, weil ich nichts übernehmen mag, wobei ich nicht vollkommen überzeugt bin, daß ich mir selbst genug thun werde; denn ich selbst muß erst mit mir zufrieden seyn, sonst würde mir selbst die Zufriedenheit Anderer mit mir keine Freude seyn können. Sagen Sie dies ihrem vortrefflichen Zedlitz, sagen Sie es Sulzern; dies ist die wichtigste Ursache meines Entschlusses. Das Aeußerliche hätte mich in meiner Situation, die sehr bedenklich ist, sehr reitzen können; aber davon mußte ich die Augen abwenden, denn ich sollte nur das thun, was ich für Recht halten mußte, was mir sonst auch für Schicksale und Veränderungen bevorstehen mögen. Der Himmel wollte Sie also nicht demüthigen, daß ich diesen Ruf nicht annehme; sondern ich sollte Ihnen Gelegenheit geben, mit Recht auf Ihren Cramer stolz zu seyn, wenn Sie das seyn wollen. Ich aber bin eben so dankbar gegen Sie, liebe Sie eben so sehr, als wenn Sie mich zum Abte gemacht hätten; denn hätte ich anders denken können, so wäre ich's, und durch Sie und Ihren vortrefflichen Minister! Wie verbunden, wie dankbar bin ich nicht gegen ihn für die Frage, die er an Sie gethan hat! Sagen Sie ihm alles, was Ihnen das gefühlvollste Herz in meinem Namen eingeben kann, weil ich Ihnen das nicht sagen kann, was Sie wollten, daß ich sagen sollte, meinen Entschluß nicht ändern, noch widerrufen kann. Lassen Sie mich nicht undankbar noch unempfindlich gehalten werden, weil ich mich nicht als den ansehen kann, der sich zu diesem Amte so schicke, als er selbst wünschen und verlangen muß.

Ich umarme Sie und bin ewig

Ihr ganz treuer gerührter und dankbarer Freund

Cramer.

am festesten gegründeten Thron zuletzt untergräbt, indem er geheime Gegenkämpfe erregt, die zu Empörungen aufwachsen und bei ihrer Verfolgung den Köpfen der Hydra ähnlich werden, mit denen sich am Ende sogar die französische Polizei, die nichts für unmöglich hielt, lieber verschwistern, als den weiteren Kampf wagen wollte." „Ein gar schlimmes Zeichen ist es allemal, wenn man in Zeiten des Friedens und der Ordnung eine gar zu große Regsamkeit und ungeregelte Thätigkeit der Polizei, die nahe daran ist, in Willkür auszuarten, wahrnimmt. Immer deutet es dahin, daß sich entweder die Regierung vor ihrem eigenen Volke fürchtet, oder daß sie nicht geneigt ist, die Bedürfnisse eines mündig gewordenen Volkes zu befriedigen."

VI. Ob wir durchaus gesetzlicher Vorschriften für Ackerbau und Bodencultur bedürfen?

Der Begriff der Freiheit muß im Staate nothwendigerweise seine Grenzen haben. „Der Mensch, in gesellschaftlichen Verband tretend, übernimmt auch gesellschaftliche Verpflichtungen. Von dem Augenblicke an ist er kein isolirtes Wesen. Er erwartet und genießt Vortheile durch diesen Verband, er muß sie auch erwidern." Die überaus große Wichtigkeit der Urproduction enthält die Nothwendigkeit ihrer Betreibung zum allgemeinen Besten. Auf der andren Seite bleibt es eine ausgemachte Sache, daß Industrie nicht zu erzwingen ist, und vielmehr aller Zwang Apathie und Indolenz erzeugt.

Hiernach wäre es eben so fehlerhaft, wenn die Regierung sich um die Landwirthschaftspolizei gar nicht kümmern, als wenn sie die Landcultur in Vormundschaft nehmen wollte. Am wirksamsten aber muß sie auch in diesem Zweige der Polizei auf negative Weise handeln, durch Entfernung aller Hindernisse des freien und zweckmäßigen Gebrauches der persönlichen und der Naturkräfte, durch Aufhebung der Schwierigkeiten, welche besonders Vorurtheile, Gewohnheiten und kurzsichtiger Egoismus in den Weg legen, aber auch durch Verhütung des Misbrauches jener Kräfte gegen den allgemeinen Zweck. Auf positive Weise kann sie nur durch Verbreitung von Kenntnissen und Erfahrungen, durch Anstellung von Versuchen und durch Unterstützung und Beförderung nützlicher und besonders gemeinnütziger Unternehmungen und Einrichtungen thätig seyn. Der Unterricht in landwirthschaftlichen Kenntnissen, nicht nach einer theoretischen, sondern empirischen Methode, könnte und sollte in allen Trivialschulen mehr gefördert werden. Ansiedelung von Colonisten aus Gegenden, wo die Landescultur schon weiter vorgeschritten ist, gewährt einen fruchtbaren Unterricht durch das Beispiel. Endlich ist noch die Erhöhung der politischen Achtung des Landbauers und die Verknüpfung staatsbürgerlicher Rechte mit dem Landbesitze ein kräftiges Beförderungsmittel der Landescultur.

VII. Haben wir Uebervölkerung zu befürchten?

Schon in einem geschlossenen Staate würde es unmöglich seyn, die Größe der Bevölkerung zu bestimmen, weil die Productionskraft des Bodens nicht zu berechnen ist. In jedem ungeschlossenen Lande ist Uebervölkerung ein Wort ohne Bedeutung, weil durch den Verkehr mit dem Auslande der Bedarf herbeizuschaffen ist. Die Einrichtung der Welt und die Bestimmung der Menschheit verbieten aber die Schließung irgend eines Landes, mithin jede Behinderung der Population. „Die Arbeit, die Nachfrage nach ihr und die Mittel, sie zu bezahlen, sind es daher einzig und allein, wornach sich die Bevölkerung richtet." Wenn aus der Bevölkerung Nachtheile erwachsen, so trägt nicht jene die Schuld von diesen, sondern die Ursache liegt im Mangel der Erwerbsthätigkeit, in Fehlern des Verkehres und in der Sorglosigkeit der Nahrungspolizei.

Die künstliche Vermehrung der Bevölkerung kann gefährlich und schädlich werden. „In dem natürlichen Gange der Dinge wirkt eine Erscheinung auf die andere. Vermehrung der Reichthümer schafft Vermehrung der Einkünfte. Aus dieser fließt wieder Vermehrung der Consumtion, daraus Vermehrung der productiven Arbeit und mit derselben der Bevölkerung. Endlich vermehrt diese neue Arbeit wieder den Reichthum. Sobald man aber durch unzeitige Maßregeln die eine oder die andre dieser Operationen erzwingen will, ohne daß sie aus den übrigen folgt, so bringt man das ganze System in Unordnung." Höchste Vervollkommnung des geistigen, und als Mittel dazu, auch des physischen Zustandes der Menschen ist ihre Bestimmung, folglich auch der letzte Zweck der Nationalökonomie. Darnach müssen sich alle Einrichtungen der Gesellschaft richten.

Ist die Besorgniß vor Uebervölkerung im ungestörten Gange der Natur ungegründet, so sind auch alle Maßregeln zur Verhinderung der Vermehrung der Menschen zweckwidrig. Sie sind überdem gottlos, weil sie den göttlichen Gesetzen in der Einrichtung seiner Schöpfung zuwider sind. „Der Herr und Vater der Welt bedarf im mindesten nicht unserer Hülfe zur Erhaltung der Welt."

VIII. Staatsschulden, Staatsanleihen, aus welchem Gesichtspuncte sie zu betrachten sind?

Es ist Täuschung, wenn man in Staatsanleihen und Schulden ein Mittel zur Vermehrung der Nationalcapitale und des Verlages im Nationalverkehre zu erkennen wähnt. Nur eine andre, als die natürliche, durch den Verkehr selbst erzeugte und auf ihn gegründete Vertheilung der Nationalcapitale wird dadurch hervorgebracht. „Staatsschulden sind und bleiben um so nachtheiliger, da sie zugleich Schulden aller einzelnen Staatsbürger werden," nach dem Verhältnisse seiner Beitragspflichtigkeit zu denselben. Es kann daher das Schuldenmachen nur ein Mittel zur Aufhebung derjenigen Verlegenheiten und Uebel seyn, welche die sofortige Berichtigung obhabender Verbindlichkeiten, und die Herausziehung der dazu nöthigen Summen aus dem Betriebscapitale, nach sich ziehen würden; niemals kann das Schuldenmachen auf positive Weise selbst ein Mittel zur Vermehrung des Reichthums seyn oder werden, wenn anders dabei redlicherweise verfahren wird. Nur der Betrüger, der auf einen künstlichen Banquerott ausgeht und seine Gläubiger hintergeht, kann durch Schuldenmachen positive Vortheile gewinnen. Ein Staatsbanquerott aber ist eine höchst gefährliche Krise, welche zu vermeiden jeder Staatsmann bei Zeiten sich vorsehen muß. Denn nicht nur, daß dadurch die Vermögensverhältnisse und das Lebensglück einer großen Anzahl von Familien zerstört wird; die innere Ruhe des ganzen Staats wird durch die dadurch aufgeregten Leidenschaften, durch die allgemeine Besorgniß vor gewaltsamen Nothmitteln, und durch die gleichzeitige Ohnmacht einer creditlosen Regierung im höchsten Grade gefährdet. Das größte Uebel aber, welches unvermeidlich folgt, ist die Vernichtung der öffentlichen Treue und Glaubens, worauf die Sicherheit alles Verkehrs und der Friede der menschlichen Gesellschaft gegründet ist.

Wenn das gesammte Nationalvermögen für die Staatsschulden verhaftet ist, so liegt es am Tage, daß jede Vermehrung der öffentlichen Schuld ein Eingriff in das Vermögen der Unterthanen, mithin an keine Eigenthumssicherheit da zu denken ist, wo es in der Willkür der Regierung steht, ohne Einwilligung der Bürger nach Belieben Schulden zu machen. „In der Sicherheit der Person und des Eigenthumes liegt jedoch das ganz große Geheimniß einer vernünftigen Staatsverwaltung."

„Staatsanleihen sind allemal Anticipationen, und diese die verderblichsten Finanzoperationen. Man kann sie nur als Verzehrung einer noch nicht vorhandenen Production be-

trachten. In dieser Lage lebt und zehrt der Staat nicht mehr von seinem jährlichen Ertrage, sondern vom Stamme seines Capitales." Er muß also nach dem Maße, in welchem er den Capitalstock angreift, sich selbst verzehren.

Die unausbleiblichen Folgen dieses Uebels sind zunächst, daß ein beträchtlicher Theil des Nationalcapitales aus producirenden Händen in consumirende und dadurch die Production in Abnahme gebracht wird. Nächstdem wird durch die vortheilhaften Bedingungen, welche allemal mit Staatsanleihen verbunden ist, die natürliche Circulation des Capitalvermögens gestört, große Summen davon in wenige Hände gebracht, dadurch eine Geldaristokratie auf der einen Seite und auf der andern drückende Noth bei der Mehrzahl des Volkes veranlaßt und der erste Keim innerer Gährungen gelegt. Endlich entwickelt die Staatsschuld den Stoff zur Erhaltung und Vermehrung dieser Krankheit aus sich selbst, durch fortgesetzte Vergrößerung der Schuld und bringt den Staatskörper dadurch zur Auszehrung oder wenigstens zur erwähnten gefährlichen Krise beim Staatsbanquerott.

IX. Manches aus Sullys Staatsweisheitslehre, auch für unsere Zeit brauchbar.

So interessant und lehrreich dieses Capitel ist, und so schätzenswerth überhaupt die Erinnerung an diesen großen Staatsmann, so muß es doch hier übergangen werden, da ein Auszug aus einem Auszuge ganz unstatthaft seyn würde, und nicht viel besser als ein Commentar über einen Commentar.

X. Welche Mittel sind vorzüglich wirksam, die Liebe zum Vaterlande zu wecken, zu nähren und zu befriedigen?

„Unter Nationalität ist nichts Andres zu verstehen, als die eigenthümliche Form des gesammten, höheren und niederen Lebens eines Volkes. Sie äußert sich im Denken und Handeln, im Fühlen und Wollen; sie begreift alle Eigenthümlichkeiten, welche in Sitte und Denkungsart, in Sprache und Gesinnung das Werk einer ungehinderten Bildung sind. Die Behauptung, daß ein Volk, welches nur seine Sprache und Literatur bewahrt, auch seine Nationalität nicht einbüße, hat keinen Grund. Der Geist entweicht von einem Volke, das aufhört selbständig zu seyn." Nur ein selbständiges Volk lebt für seine Ideen, jedes andre nur für den Leib. „Alle nicht selbständigen Völker werden feig durch die erhöhete Liebe zu einem Leben, das sie der Idee erhabenerer Güter nicht unterzuordnen wissen; sie werden unthätig durch den inneren Kampf zwischen Körper und Geist." Ohne Selbständigkeit erstarret das geistige Leben, und die Liebe zum Vaterlande verlöscht.

„Die Idee eines nationalen Daseyns bezeichnet den Zustand gesetzlicher Freiheit, der Beschränkung der Willkür und gerechter Ordnung im Staatsleben." Aus diesen Vorstellungen entspringt der Nationalsinn, der ohne das Gefühl dieses Zustandes nicht bestehen kann. Anerkennung der bürgerlichen Freiheit, Achtung vor den Rechten des Menschen, Auszeichnung und Ehre des Bürgers sind daher unentbehrliche Grundlagen der Vaterlandsliebe. Sie erstarkt in dem „Bewußtseyn des freien Daseyns und Wandelns in den Gefilden des Vaterlandes unter dem Schutze einer dem Volksgeiste zur behaglichen Wohnung eingerichteten Verfassung. Behaglich aber ist, was nach einem vernünftigen, d. h. freien Willen und Maximen eingerichtet ist."

„Wer geliebt seyn, sich geliebt sehen will, muß selbst liebenswürdig seyn." Jemehr die Regierungen sich beeifern, die Verfassung und Verwaltung des Landes dem Ideale der Vollkommenheit zu nähern und in ihnen die Form der Schönheit mit der Güte des Wesens zu vereinigen, desto mehr können sie auf die Vaterlandsliebe der Bürger rechnen.

Es muß die Liebe zum Vaterlande stören, wenn die Pflichten des Bürgers mit der Selbst- oder Eigenliebe in Collision gestellt werden. „Alle Einrichtungen im Staate müssen deshalb dahin gehen, daß das Daseyn und die Wohlfahrt aller Einzelnen an die Existenz und das Glück des Ganzen gekettet sind. Das Streben jedes Einzelnen muß zusammenfallen mit dem Streben der Gesammtheit, deren Theil er ist." Jeder Einzelne muß nicht blos Pflichten gegen den Staat, sondern auch Rechte im Staate haben, die ihn in seiner eigenen Achtung erheben, die vom Bestande des Staates abhängen, und zu deren Erhaltung seine Bürgerpflichten ihm obliegen. Das ist die Quelle des Gemeinsinnes, der Resignation und der Hingebung für das Vaterland.

Hülfsmittel von unermeßlicher Wichtigkeit hierzu sind: „Beförderung reeller Geistesbildung; allgemeine Verbreitung gesunder Begriffe und richtiger Einsichten über Staat und Bürgerthum, über Verfassung, Gesetze und öffentliche Verhältnisse; endlich frühe Belebung und Erhöhung religiöser Gefühle und Gesinnungen." „Die Jugend ist die Wiege der Vaterlandsliebe; in ihr bilden sich unsre Vorstellungen, Gewohnheiten, Bedürfnisse und Triebe. Das reifere Alter gibt dieser Anhänglichkeit nur deutlichere Bestimmungsgründe und größere Festigkeit durch die Einsichten des Verstandes, die es jenen Gefühlen an die Seite setzt."

Erziehung, Gesetzgebung, Geistesfreiheit, Bürgerrecht, Güter der Verfassung und Weisheit in der Verwaltung des Vaterlandes sind hiernach die Elemente der Liebe zum Vaterlande. Nicht keimt sie in der Anhänglichkeit an der Scholle. Die körperlichen Güter mögen den Geist nicht binden; nur sich selbst kann der Geist fesseln. „Nur die Herrschaft des Geistes ist die höchste Gewalt auf Erden; sie siegt nur im Märtyrertode. Nicht der ist der Gewaltige und Herrscher, der gesetzgebend Formen anordnen kann, sondern der, der dem Geiste gebietet."

XI. Fragmentarische Bemerkung über das Spiel, und Spielgesetze in sittlicher und polizeilicher Hinsicht.

Enthält einen Auszug aus, und Bemerkungen über Dusaulx Schrift: De la passion du jeu depuis les tems anciens jusqu'à nos jours, à Paris 1779, rücksichtlich deren die Erklärung unter Nr. IX. zu wiederholen ist.

Dieser Auszug aus dem Ganzen des Buches, von welchem so eben auch der zweite Theil erschienen, ist ausführlich genug, um Plan, Zweck und Geist desselben vollkommen erkennen zu lassen, und einen Jeden, der dafür Sinn hat, zu dessen Lesung einzuladen.

12.

Lady Morgan hat mit dem Buchhändler Colburn in London einen Contract zu einem Werke über Deutschland abgeschlossen, und wir werden daher die Ehre haben, diese berühmte Dame bald bei uns eintreffen zu sehen. —

Bei der Catalani letztem Aufenthalt in Edinburgh wurden ihr zu Ehren viele Diners und Soupers arrangirt, bei welchen sie in der Regel lange auf sich warten ließ. Ein ungeduldig oder hungrig werdender Witzbold parodirte bei einer solchen Gelegenheit Cicero's bekannte catilinarische Apostrophe, indem er ausrief: quosque tandem *Catalane* abutere patientia nostra? —

Wollt ihr wissen, wie das höllische Feuer brennt, so fragt einen weisen und edlen Mann, was er empfindet, wenn er sieht, daß Dummköpfe und Schurken die Menschheit ungestraft in den Koth treten dürfen. —

dieselben bleiben. Indem der Verf. seine Betrachtungen auf diese zurückführt, bringt er große practische Wahrheiten in Erinnerung, welche für Deutschland denselben Werth haben, als für Nordamerica.

„Der biedere, einfache und kluge Franklin, der vorzüglichste Gründer der nordamericanischen Verfassung ging zuerst von der Betrachtung aus: der größte Theil des menschlichen Elendes sey eine Wirkung des Unverstandes, entweder dessen, der es duldet, oder derer, die ihn nöthigen, es zu dulden. Darum wollte er, daß sowohl die Regierung, als die Regierten, möglichst aufgeklärt und unterrichtet seyn sollten, innigst überzeugt, ein aufgeklärtes Volk sey am leichtesten und sichersten zu regieren." Vor allen Dingen durfte deshalb der Regierung auf keine Weise gestattet seyn, der Gedankenmittheilung und der dadurch hervorgebrachten Gedankenentwickelung irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Jede Regierung, welche nicht die Wahrheit liebt, verdient wenigstens nicht den Namen einer christlichen. Denn Christus spricht: „So ihr bleiben werdet in meiner Rede, so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." Wer immer nur das Rechte und Gute will, wird nie die Wahrheit und die Oeffentlichkeit derselben scheuen. Das Volk durch Lug und Trug zu täuschen, vermag nur eine ganz elende Politik. Eine Regierung, welche keine Mittheilung hindert, kann nie in die gefährliche Lage kommen, die öffentliche Meinung gegen sich zu haben. Für sie gibt es nichts Furchtbareres, als dies. Alle ihre Schritte werden dadurch gelähmt, ihre Entwürfe vereitelt, und ihr Untergang bereitet. Das bestätiget die Geschichte; aber wer liebt die Geschichte, um aus ihr zu lernen, seine Gelüste zu bezähmen?

„Alle Handlungen der Regierungen müssen von der Gerechtigkeit geleitet werden. Selbst Strenge ist eine Tugend, wenn sie von jener geboten wird. Die Natur verlangt die Gerechtigkeit. Denn sie beruhiget das Gemüth, dagegen Ungerechtigkeit, wenn sie sich Jemandes Gemüth bemächtiget hat, unruhig ist. Die Gerechtigkeit gibt Freudigkeit; die Ungerechtigkeit schwebt immer in Furcht entdeckt zu werden."

Endlich hat der Verf. den Zweck des, der americanischen Verfassung zu Grunde gelegten, Repräsentativsystemes richtig aufgefaßt, wenn er sagt: „Diese Institution ist nicht sowohl dazu da, um der Regierung die positive Wirksamkeit für ihre, im Wesen des Staats liegenden, Zwecke zu erleichtern, als nur dazu, um zu verhindern, daß die Handlungsweise derselbe keine, diesen Zwecken widerstrebende, Richtung erhalte. Doch schafft sie auch Erleichterung der Thätigkeit der Regierung, weil sie die Theilnahme aller an den Angelegenheiten der Gesammtheit erweckt und belebt, richtige Einsichten darüber befördert, freiwilligen Gehorsam verschafft und die Vaterlandsliebe entflammt, der kein Opfer zu schwer fällt. Ihr wichtigster Vortheil aber besteht in der allgemeinen Aufsicht auf die Beamten der Regierung, in deren unvermeidlichen Verantwortlichkeit, und in der Unverbrüchlichkeit der gesetzlichen Vorschriften." „Wer einen öffentlichen Charakter hat, dessen Handlungen werden dadurch der strengsten Controle und Kritik unterworfen." Die Staatsbeamten können nie mehr vergessen, daß sie für die Bürger, die Bürger nicht für sie, vorhanden sind; und jeder Einwohner wird sich bewußt, daß er, gehorsam dem Gesetze des Staats und seiner Vernunft, keinen andern Willen sich unterwerfen dürfe. Den Zweck des Staates erfüllt zu sehen, muß in Aller Herzen ein freudiges und seliges Gefühl erregen. Denn der Staat kann keinen andern Zweck haben, als: „Freies Daseyn nach und unter Gesetzen, welche Jeden von oben bis unten das allgemeine Wohl zur eigenen Angelegenheit machen und jede dagegen verstoßende Willkür verschränken."

IV. Einige Ideen über Belohnung des Verdienstes in politischer Hinsicht.

„Das wahre Verdienst bedarf keiner besonderen Aufmunterung; auch unerkannt geht es seinen stillen Gang. Denn die pflichtmäßige Gesinnung, aus welcher es erzeugt wird, erkennt keinen andern Bewegungsgrund, als sich selbst. Die erste und wichtigste Sorge des Staats sollte deshalb dahin gerichtet seyn, durch Erziehung diesen reinen Bürgersinn, diese Vaterlandsliebe selbst zu wecken, wodurch alle andern Mittel entbehrlich gemacht werden. Hier liegt der fruchtbare Keim aller Tugenden, welche Menschen und Nationen unsterblich machen; der Keim zu jenem Hochgefühl von Gemeingeist und Bürgersinn, der unaufgefordert und gern eigene Opfer zum Wohle des Ganzen darbringt."

Da indessen nicht Alle dieses Geistes sind, und die Sinnlichkeit überhaupt ihren Theil am Menschen hat; so ist es klug, selbst diese für die Absichten des Staats ins Spiel zu ziehen. Die Aufgabe ist denn: es so einzurichten, daß der Egoismus selbst nach den Maximen der Vernunft und des Gemeingeistes handle, und entweder sich mit diesen verbinde, oder wohl gar sie ersetze. Die verschiedenen Mittel, die hierzu angewendet werden können, sind: Vorrecht, Belohnungen, Titel, Ehrenzeichen, Beförderung im Dienste.

Privilegien, das gewöhnlichste Mittel bei unsern Vorfahren, weil es ihnen noch an andern fehlte, sind durchaus schädlich. Es wird dadurch das Princip der Ausartung in die Belohnung selbst gelegt, indem sie nothwendigerweise geradezu zum Egoismus führen, und diesen gleichsam dinglich und stehend machen. „Der Egoismus aber erstickt alle wahre Größe; Vorrechte entbinden immer von allgemeinen Pflichten, und lähmen den Muth und die Kraft der Uebrigen. In dem Augenblicke, da dem Staatsbürger das unterscheidende Zeichen eines bevorrechteten aufgedrückt wird, leitet man seine ganze Seele auf ein besonderes Interesse; mehr oder minder verschließt sich sein Herz der Stimme des allgemeinen Wohles." Der Schaden der Privilegien wird verewigt, wenn die Erblichkeit damit verbunden wird. Dann ersticken sie in den nachkommenden Generationen noch das Gute, und richten das Verdienst zu Grunde, was damit hat belohnt werden sollen.

Minder schädlich zwar, weil sie vergänglicher sind, aber immer doch, mit seltenen Ausnahmen, in denen dem Bedürfnisse abgeholfen wird, verwerflich, sind Belohnungen in Geld oder Geldeswerth. Denn sie sprechen die Habsucht an und nähren sie; sie setzen die Tugend in Vergleichung mit dem Gelde, und erniedrigen eben dadurch das Verdienst, daß sie, es durch Genußmittel abfinden zu können oder es gar dazu zu gebrauchen, diese zu erlangen, den Gedanken erwecken.

Noch weniger nachtheilig, aber auch nur von geringem Werthe sind Titel ohne Amt. Denn es ist die Eitelkeit, welche dadurch befriediget wird. „Die befriedigte Eitelkeit aber verhindert die Erwerbung wahrhaft achtbarer Eigenschaften," und bettet die Tugend auf Lotterbetten. Mit den Titeln sind alle Ehrenzeichen von gleichem Gehalte, welche aus Gnaden und ohne den Nachweis der verdienstlichen Handlungen verliehen werden.

Eine schöne Erfindung aber sind die Orden, sobald sie nur dem wahren und erwiesenen Verdienste zu Theil werden. Dann sind sie fortdauernde Zeichen einer erworbenen Belobung. Lob und Tadel sind aber dem Menschen nicht gleichgültig; sollen es auch nicht seyn. Um deswillen sind ausdrückliche öffentliche Belobungen, nicht minder die symbolischen durch Ehrenzeichen, dem wahren Ehrgefühle entsprechend und zweckmäßig. Jedoch muß hierbei noch voraus gesetzt werden, daß 1) nicht sehr Vielen dergleichen Auszeichnungen zugestanden werden, weil außerdem der Nichtempfang das Gefühl einer Zurücksetzung erregt und den Neid aufruft; 2) daß die Auszeichnung des Verdienstes nicht einer kleinlichen Rangverschiedenheit untergeordnet, sondern gleiches Verdienst auch auf gleiche Weise geehrt werde; 3) daß nicht durch die Unterscheidung der Gelegenheiten, sich Verdienste zu erwerben, eine schädliche Trennung der Stände verursacht, vielmehr alle Arten des Verdienstes in Uebereinstimmung ge-

bracht werden, indem es dafür nur einerlei Ehrenzeichen gibt; endlich 4) daß es mehrere Grade und Abstufungen dieses einen Ordens gebe, um das größere und mehrfache Verdienst zu würdigen. Wahrlich, wenn alles, was Napoleon erschaffen hat, von der Zeit zerstört seyn wird, so wird die Gründung der Ehrenlegion noch sein größter Ruhm seyn.

Endlich ist die Beförderung des Verdienstes im Dienste des Staats, die Geschicklichkeit zur größeren Wirksamkeit vorausgesetzt, das angemessenste und fruchtbarste von allen angeführten Mitteln, indem der Belohnende dadurch noch mehr gewinnt, als der Belohnte.

Schließlich bringt der Verf. den sinnreichen Vorschlag des verstorbenen Gödike in Erinnerung: das Gepräge einer ansehnlichen Summe Geldes dazu zu benutzen, um einmal die höchste bürgerliche Ehre und Auszeichnung zu ertheilen, und zugleich sichere und untrügliche Monumente für die Geschichte zu schaffen. Diese Erweiterung dessen, was bisher nur durch Medaillen geschehen ist, empfiehlt sich in allem Betrachte. An sie schließen sich jedoch noch die Statüen, Inschriften und das Pantheon der Alten an. Alle diese Mittel kommen in dem Zwecke überein: das reine Andenken des Verdienstes zu verewigen. (Der Beschluß folgt.)

Zwei Briefe von Lichtenberg an W. G. Becker. *)

Göttingen den 26sten März 1781.

Ihr vortreffliches und sehr interessantes Leben von Waser, mein werthester Freund, habe ich mit großem Vergnügen gelesen und es soll ohne Aufschub in das 2te Stück von diesem Jahr eingerückt werden, denn in den ersten, das fast völlig abgedruckt ist, waren die Plätze, zumal die ersten, alle besetzt, und ein solcher Aufsatz verdient den ersten. Die Stellen, welche Schlözern betreffen, will ich herausschreiben und ihm zuschicken, allein mit einer solchen Einleitung, daß er die Einrückung wohl zulassen muß, allein befragen muß ich ihn aus collegialischer Freundschaft, auch ihm allenfalls erlauben, etwas dagegen zu sagen, wenn er etwas hat. Sie erlauben denn doch das auch?

Ueber die Verfügung im hiesigen Lande, dem Kindermord vorzubeugen, ist mir wenig oder gar nichts bekannt, und eben so von dem in England. Kirchenbußen gibt es hier nicht, und noch weniger in England. Auch ist der Kindermord hier in unserer Gegend und in Middlesex sehr selten. Ich bekomme schon seit Jahr und Tag die Trials at the old Bailey zugeschickt, ich kann mich aber keines einzigen Kindermords erinnern. Freilich mögen sie in den unermeßlichen London leichter verheimlicht werden können. Wie es in England in den kleinern Städten ist, wo das dicier hoc est mehr auf die Mädchen wirken muß, kann ich nicht sagen. Zu Hamburg hingegen, wo Pastor Göze die Menschen an den Haaren nach dem Himmel schleppt, ist der Kindermord sehr gemein. Ich erkundigte mich sehr gern über die Verfassung in den hiesigen Landen, allein man würde gleich denken, ich arbeite an einer Preisschrift, welches ich in mannichfaltiger Rücksicht nicht von mir geglaubt haben wollte.

Recht sehr bitte ich Sie um Ihre Reisebeschreibung, sie soll prompt honorirt werden.

Neues haben wir hier wenig. Der gelehrte Magister Bruns ist hier, und wird bis zu seiner weiteren Beförderung hier seine Bude aufschlagen. Er und Kennicot hätten sich nicht länger gut vertragen.

Heute vor 8 Tagen war der Herzog von Weimar incognito hier; er ritt, nachdem er einige Professoren und auch mich besucht hatte, zum Amtmann Bürger, und blieb einige Zeit bei ihn, nöthigte ihn mit nach Heiligenstadt und brachte da die Nacht mit ihm zu. Seit der Zeit will man sagen B. ginge auch nach Weimar, um die Zahl der dortigen Heiligen zu vermehren. Ich glaube, es aber nicht, wünschen wollt ich es indessen dem guten Manne, daß er im limbo eines schöngeisterischen Hofes zu seiner Ruhe käme; zum Amtmann ist er nicht geschaffen.

Unsere Clubgesellschaft empfiehlt sich Ihnen gehorsamst. Was sagen Sie zu Lessing's Tod? Mich schmerzt nur, daß Götze glauben wird, der Engel habe ihn geschlagen, der Sanheribs Heer schug. Leisewiz hat mir etwas über seinen Tod versprochen.

Ich habe die Ehre mit wahrer Hochachtung zu verharren

Ew. Wohlgeborn.

gehorsamster Diener und Freund.

G. C. Lichtenberg.

O! fast hätte ich etwas vergessen. Wollten Sie nicht ihrem Waserischen Leben eine kurze Schilderung seines Gesichts und Statur beifügen, es ist noch Zeit und ich will sie schon an den gehörigen Ort einschalten, das wird sehr viele Leute interessiren. Ich bitte Sie recht sehr darum.

Göttingen den 19ten April 1795.

Was Sie, verehrungswürdiger Mann, von mir denken müssen, das darf und muß ich mir nicht vorstellen, wenn ich nicht das Uebel, das der Grund meiner Vergehungen ist, sehr dadurch verschlimmern will. Es ist nicht Nachlässigkeit bei mir, wenn ich meine Versprechungen nicht erfülle, sondern, wenn ich einige muntere Stunden habe, rechne ich gleich zu viel auf künftige Kräfte, die mich am Ende täuschen. Ich war so ernstlich entschlossen, Ihnen diesesmal einen eben nicht sehr kleinen satyrischen Aufsatz zu schicken, daß ich wirklich einiges, das freilich noch sehr revidirt werden muß, davon fertig habe. Es ist ein Vorschlag und Plan zu einem komischen didactischen Gedicht: Die Bibliogenie oder die Entstehung der Bücherwelt. Das Thema ist, wie Sie bei dem ersten Blick übersehen werden, sehr reich. Ich gebe darin den Inhalt jedes Gesanges an, auch die Versarten. Es wird ferner vorgeschlagen, die Gesänge, damit das Ganze so geschwind als möglich fertig werde, und doch als National-Werk der Nation Ehre mache, unter die Dichter Deutschlands zu vertheilen. Damit aber niemand glaube, ich wolle blos commandiren: so übernehme ich selbst einen Gesang, und zwar einen der wichtigsten, nämlich: Das Maculatur und dessen Entstehung. Ich beweise, daß niemand dazu fähiger sey als ich, weil ich nun bereits 19 Jahr zwischen Maculatur wohnte und lehrte. (bei Herrn Dieterich) Ich habe ganze Gebirge davon über mir und unter mir. Wenn ich predige, so ist es my foot-stool and my sounding board. Der stärkste Beweis aber von meiner Vocation dazu ist, daß ich mir seit jeher eine große Fertigkeit erworben habe, welches zu schreiben. — So geht die Satyre durch alle Gesänge durch, obgleich nicht durch alle mit gleicher Umständlichkeit. — Gefällt Ihnen dieser Gedanke, so will ich bei gutem Augenblicke fortfahren, und sehen wie bald ich damit fertig werden kann.

Für Ew. Wohlgeborn. letztes Geschenk, sage ich Ihnen verbindlichsten Dank. Es hat mir sehr viele Freude gemacht; ich habe mich in Stunden daran gelabt, worin ich sonst zu nichts in der Welt aufgelegt war.

Werden Sie mir ja nicht böse; sonst schicke ich Ihnen einmal einen Beitrag zum Kalender, der wahres food for Critics, Recensenten Futter seyn und Sie gewiß bewegen soll, nie in Ihrem Leben wieder einen Maculaturisten um Beiträge anzusprechen.

Mit der größten Hochachtung ꝛc. verharre ich

Ew. Wohlgeborn.

gehorsamster Diener

G. C. Lichtenberg.

*) Von Hrn. M. Becker in Leipzig, dem wir auch die Mittheilung der Briefe von Lavater und Gleim über Waser verdanken, der Redaction mitgetheilt.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 140.

18. Juni 1822.

Fürst und Volk, nach Buchanan's und Milton's Lehre, von Dr. Troxler. Aarau 1821. 142 S.

Diese kleine Schrift verdient in mehr als einer Hinsicht die Aufmerksamkeit des Publicums. Sie ist, so viel wir wissen, die Veranlassung gewesen, daß der Verf. derselben von seinem Lehramt entlassen worden ist. Die Uebersetzung der Schriften B's und M's war nach dem Nachwort (Lucern im August 1821 datirt) in Zürich glücklich durch die Censur gekommen, bereits war auch die Vorrede gedruckt, als auf einmal von der Censur aus, der Specialbefehl erging, den Druck einzustellen, da die Schrift nicht erscheinen dürfe. Bei der Bemühung, der Sache ungestörten Fortgang zu verschaffen, zeigte es sich, daß die Censurbehörde höherem und selbst fremdem Einfluß unterworfen gewesen war. Der Verf. sah sich deshalb im Vaterlande nach einem der Freistaaten um, in denen die Presse noch frei geblieben.

Die Vorrede gibt über den wahrscheinlichen Zusammenhang einigen Aufschluß. Sie ist größtentheils gegen Herrn v. Haller gerichtet, „der an den liberalen Secten zum Märtyrer oder Ritter zu werden sich bemüht." Was der Verf. dann behauptet: „es bildeten sich hin und wieder in Deutschland Haller'sche Clubbs, Tugendbünde der Ultras und Servilen, von denen v. Haller's Restauration der Staatswissenschaft und die Constitution der spanischen Cortes, wie eine Art kanonischer oder symbolischer Bücher verehrt und verbreitet würden", kann wohl gegründet seyn, allein sein eignes Schicksal hätte ihn belehren können, wenn es auch nicht ohnedies schon kundig wäre, daß dieses sogenannte Hallerthum auch in seinem Vaterlande Wurzel geschlagen hat, oder vielmehr als ein Ast des uralten, über die ganze gebildete Welt verbreiteten Stammes, neue Augen ansetzt, und parasitisch fortkriecht. Nach unserer Ansicht erzeigt man dem Herrn v. Haller zu viel Ehre, wenn man ihn für das Haupt und den Führer einer Partei hält. Er selbst scheint vielmehr das Werkzeug in der Hand einer Partei, zu deren künstlich vielfach zusammengesetzten Apparat auch Schriftsteller gehören. Die Tendenz derselben ist allerdings verwerflich, sie will die Lichtseite aus der Geschichte verbannen, Vernunft und Philosophie sind ihr ein Gräuel, von deren Verbreitung sie Alles fürchten, aber auch unter der Partei der Freunde des constitutionellen Königthums und der gesetzlichen Freiheit der Völker, auf deren Beifall der Verf. rechnet, gibt es viele Falsche; — Freiheit, Menschheit, Glück der Völker sind der Köder, womit sie nach der Menge angeln, und zugleich die trügerische Maske, unter der sich ihre Selbstsucht und Tücke, so wie ihr unersättlicher Ehrgeiz verbirgt. Auch der Verf. selbst verräth an einigen Stellen der Vorrede einen gereizten Zustand, er bedient sich einiger Ausdrücke, die beleidigen mußten. So sagt er: „die Haller'sche Lehre wurde durch ihre reine Verzichtleistung auf alle Gedanken, ein genießbares Gericht für vornehme Herrn, die, allem Denken und aller Wissenschaft von Herzen feind, immer den Mund voll Erfahrung und Geschichte führen, gleich als ob diese außerhalb der Geisterwelt liegen könnten." Diesen Satz wird er gewiß bei ruhigem Nachdenken selbst misbilligen. Hier beleidiget die Allgemeinheit die Unwahrheit. Es gibt unter den vornehmen und vornehmsten Herrn gar manchen durch Geist und Bildung hoch hervorragenden, ächten Freund der Wahrheit, dem aber die Verhältnisse nicht immer gestatten, so zu wirken, wie es das Gemüth wünscht. In der Idee scheint freilich Alles leicht, harmonisch, und das Reale im Staate nur ein bildsamer Stoff in der Hand des Künstlers, geht man aber an die Verwirklichung, so zeigen sich Schwierigkeiten, von denen man vorher keine Ahndung hatte. Manches läßt sich gar nicht realisiren, Einiges nur höchst unvollkommen, unter großen Beschränkungen, für Anderes muß erst der Boden bereitet werden, auf dem es einst emporblühen kann; oft ist schon ein großes Verdienst die Negative, das Abwehren einer Gewalt, die Alles zerstören würde.

Die trübe Stimmung des Verf., welche überall eine Verwirrung der Dinge erblickt, wobei es keinen andern Rath noch „Heil gibt, als den Geist früherer Zeiten aufzurufen, daß er uns erleuchte und beistehen möge in unsern Irr- und Drangsalen" — können wir nicht theilen. Vom höchsten Standpunkte aus, wo man alle Sphären menschlicher Wirksamkeit, alle Formen der Menschheit, wie sie sich seit Jahrtausenden entwickelten, ins Auge faßt, erscheint Alles ganz anders. Wie Vieles gibt es da nicht, was unserer Zeit zum Trost, zur Erhebung und Ermunterung dienen kann. Zeigt nicht jedes Jahr die göttliche Idee, welche das Menschengeschlecht beherrscht, in reinerm Glanze? Ist nicht überall ein Kampf zwischen dem Lichtprincip und der dunkeln Macht? zwischen Vernunft, Wahrheit, den in jedes Menschen Herz geschriebenen Gesetzen und Rechten, und der Unvernunft, dem Aberglauben, den Vorurtheilen, dem alten Herkommen und Ansprüchen? Und eben daß

dieser Kampf so umfassend ist, daß er immer gewaltiger, heftiger wird, immer tiefer in alle Verhältnisse eingreift, — beweist dies nicht augenscheinlich, wie erstaunlich groß die Kräfte des menschlichen Geistes sind? wie rastlos er nach immer vollkommener, der Idee angemeßner Gestaltung des Daseyns ringt? Werden nicht immer mehrere Völker gesetzlich frei? werden nicht die Verfassungen immer zweckmäßiger? Dringt nicht das Licht immer mehr selbst in die niedrigsten Wohnungen und die Hütten des Landmanns? Stürzt nicht eine alte Form, eine Scheidewand und Schranke nach der andern zusammen? Aber, was Jahrhunderte zum vollen Wachsthum bedurfte, kann freilich nicht der erste Frühlingssturm umwerfen. Erst nach einer Reihe, zum Theil stiller Umwandelungen wird eine neue Welt dastehen.

In den beiden Schriften, die von dem Herrn Dr. Tr. hier wieder zu neuer Stärkung und Erhebung auszüglich übersetzt worden, hat er allerdings unsrer Zeit ein angenehmes Geschenk gemacht. Ueber das Geschichtliche nur Einiges. Salmasius, eigentlich Saumaise, ein geborner Franzose und später Professor in Leiden, berühmt als Philolog, schrieb auf Antrag Carls II., des flüchtigen Sohns des unglücklichen Carls I., defensionem regiam pro Carolo I ad Carolum II. Sie fand ihre ernstliche Widerlegung durch Milton, dem großen epischen Dichter, von dem wahrscheinlich nur sehr wenige unserer Leser wissen, daß er ein eifriger Freund der Freiheit war, selbst bis in sein Haus; denn er behauptete, man rufe vergebens: Freiheit, Freiheit, wenn der Mann unter dem Pantoffel seiner Frau seufze. Er wurde von dem Staatsrathe aufgefordert, auf jene Vertheidigung zu antworten, und that es in der: Defensio pro populo Anglicano contra Claudium anonymum, vulgo Salmasium. Sie sucht die Grundsätze des englischen Volks zu rechtfertigen; er erhielt dafür 1000 Pf. St. zur Belohnung, eine damals sehr bedeutende Summe, und seine Schrift wurde auch im Auslande überall mit großem Beifalle aufgenommen, nur in Frankreich nicht, wo sie vielmehr, als eine Apologie des Königsmords, durch Henkers Hand verbrannt wurde. Hätte jemand damals sagen können, was einst in Frankreich geschehen würde! — Eine solche Apologie ist sie aber keineswegs. Von zwölf Capiteln beziehen sich nur die drei letzten auf den unglücklichen Carl; sein Hauptzweck ist: Das Königsthum in seiner wahren Legitimität aufzustellen, und sowohl die Ausschweifungen des Herrscherthums als die unbestreitbaren Rechte des Volks ins Licht zu setzen. In der Uebersetzung ist sehr mit Recht blos dieses ausgehoben, Alles aber auf Carln und sein Schicksal sich Beziehendes weggelassen, so wie Alles, was den Geist einer vergangenen Zeit, eine ganz fremde Oertlichkeit oder rein Polemisches ausdrückt. Wir hätten aber auch so noch gewünscht, der Uebers. möchte, um allen Anstoß zu meiden, noch einiges gemildert haben; denn läugnen können wir es nicht, daß Milton von Leidenschaftlichkeit nicht frei war. Ruhiger und auch wohl schärfer in den Uebergängen ist das Gespräch von Buchanan. Es bezieht sich auf denselben Gegenstand und erschien 1576 unter dem Titel: De jure regni apud Scotos. Auch von diesem im Ganzen vortrefflichen Gespräch hat der Uebers. nur den Kern gegeben, was wir sehr loben, da im Original vieles breit und gedehnt ist. Möchte er aber doch selbst sich der verdienstlichen Arbeit unterziehen, aus den Schriften von Buchanan, Harrington, Milton, Sidney, Molyneux, Fletcher ꝛc. die Hauptideen übersetzen und aneinander reihen, und so gegen die Lehre des Hobbes, Burke, Salmasius, Mackenzie ꝛc. ein Gegengewicht aufstellen. Dann wird man sich überzeugen, daß die Lehren von der Beschränkung der höchsten Gewalt, von der Unterordnung des Fürstenthums unter das Gesetz, von dem natürlichen und urkundlichen Rechte des dritten Standes, als erster, eigentlich volksthümlicher zu gelten, — nicht ein Product der französischen Revolution sind, sondern von uralten Ahnen abstammen.

Wir wollen von beiden Schriften unsern Lesern Einiges, und zwar, zur Ersparung des Raums, in Form von Aphorismen mittheilen.

A) Aus dem Gespräch zwischen Buchanan und Metellan, über das Recht zu herrschen.

„In dem Worte König liegt ein geheimer Sinn, der das Höchste, Vortrefflichste bedeutet, die Erhabenheit der Natur eines uns befreundeten Wesens und dessen väterliche Liebe und Sorge für uns. Gott selbst stellen wir uns unter diesem Bilde vor. Er begreift alles Hohe und Gute. Darum mag ein König auch Vater, Hirt, Führer, Fürst, Regent ꝛc. heißen, — in allen diesen Bezeichnungen liegt etwas, das ihn nicht für sich stehen läßt, sondern seinem Volke einverleibt."

„Das Gemeinwesen ist ein großer Körper. Die verschiedenen Classen, Stände, Berufsarten und Corporationen würden durch ihre Kämpfe das Ganze bald zu Grunde richten, wenn nicht etwas da wäre, das, wie ein Arzt die Zerrüttungen stillend und im Ganzen eine gleichmäßige heilsame Temperatur unterhaltend, das Abgehende ersetzte, das Ausschweifende zügelte, und für alle einzelne Glieder gleich freundlich und wohlwollend sorgte, damit nicht die schwächern aus Mangel an Nahrung abzehrten, die stärkern dagegen nicht zu üppig auf Kosten des Ganzen wuchern möchten. Dieser Arzt ist der König, und was die Gesundheit in den organischen Leibern, das ist die Gerechtigkeit in dem Gemeinwesen."

„Die Kunst des Königs besteht nicht in der Kenntniß der Gesetze und Rechte, sondern in der Weisheit. Darin besteht die wahre Politik und Staatskunst. Weil aber der König nicht frei von Leidenschaften ist, die ihn vom Wahren und Rechten ablenken können, so muß ihm das Gesetz als ein mäßigendes Princip beigegeben werden. Die Gesetze sollen ihn vor Irrthümern und Fehlern bewahren. Das Gesetz fesselt sie nicht,

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 141.

19. Juni 1822.

Welche Bedeutung hat das Resultat der neuesten Deputirten-Wahlen in Frankreich, namentlich der Pariser? Und was ist, was will die gegenwärtige Opposition?

Bekanntlich gibt es in Frankreich, seit dem neuen Wahlgesetze von 1820, doppelte Wahlcollegien für die Ernennung der Mitglieder der Deputirten-Kammer. Die Bezirks-Wahlcollegien, in welchen nur solche Bürger zu den Wahlmännern gehören, die wenigstens 300 Fr. directe Steuern jährlich entrichten, ernennen zweihundert und acht und funfzig, und die Departements-Wahlcollegien, in welchen die Wahlmänner jährlich 1000 Fr. und darüber an directen Abgaben bezahlen, einhundert zwei und siebzig Deputirte. Jedes Departements-Wahlcollegium besteht aus dem vierten Theile aller Wähler, welche zusammen die verschiedenen Bezirks-Wahlcollegien ihres Departements bilden. Da nun die Wahlmänner des Departements-W. C. zugleich in ihren Bezirks-Wahlcollegien Wähler sind, so haben die am meisten besteuerten Wähler, also die reichsten Bürger, bei der Ernennung der Deputirten ihres Departements eine doppelte Stimme.

Nach einer Liste vom Mai 1820, gab es damals in Frankreich überhaupt 93,931 Wähler; davon bildeten 18,779 die Departements-Wahlcollegien; folglich haben ungefähr achtzehntausend der begütertsten und vermögendsten Bürger durch ihre doppelte Wahlstimme einen entscheidenden Einfluß auf die Wahl der von der Regierung und von den verschiedenen politischen Parteien empfohlenen Candidaten. Im Seine-Departement (Paris) allein betrug im Mai 1822 die Zahl aller Wahlmänner 9965 (also etwa $\frac{1}{9}$ aller Wahlmänner von ganz Frankreich), und der vierte Theil davon, oder 2492 (wieder $\frac{1}{4}$ aller) bildeten das Departements-Wahlcollegium. Es war also jeder Partei äußerst wichtig, die Mehrheit der pariser Wahlstimmen sowohl in den Bezirken als in dem Departement für ihre Candidaten zu erlangen, und um so mehr, als Paris für die später eintretenden Wahlen gewissermaßen den Ton angibt.

Das Ministerium, welches (vorzüglich Deserre) im Junius des Jahres 1820 die neue Wahlform durchgesetzt hatte, glaubte mittelst der doppelten Stimme der reichsten Departements-Wähler die Wahlen, leichter als vorher, auf solche Männer lenken zu können, welche der Opposition nicht angehörten, sondern in dem Sinne der Regierung stimmen würden. Je nachdem nun das System des Ministeriums mehr oder weniger liberal-constitutionell oder royalistisch-constitutionell war, wurden von demselben Liberale oder Royalisten zu Deputirten empfohlen. Jetzt hat sich die Bedeutung dieser Namen verändert. Seit nämlich die Männer der rechten Seite, welche sich zu den Grundsätzen der alten Ordnung (l'ancien régime) vor 1789 bekannt haben, in das Ministerium gekommen sind, nennen sich die Liberalen Constitutionelle und verstehen unter den Ultras oder Royalisten die Anhänger der alten Ordnung, welche die Partei der sogenannten Gegenrevolution ausmachen. Diese nun bestrebt sich, wie Guizot behauptet, mittelbar oder unmittelbar, offenbar oder versteckt, die Rückkehr zu dem Zustande der Dinge vor 1789 zu bewerkstelligen.

Wer Guizot's merkwürdige Schrift: Du gouvernement de la France depuis la restauration etc. (4te Auflage Paris 1821 *) gelesen hat, wird die gegenseitige Stellung der verschiednen politischen Parteien Frankreichs, die sich gegenwärtig neu gestalten, und das Verhältniß der Regierung zu denselben erkennen und würdigen. Wir erinnern daher hier nur an die Hauptmomente der nächsten Vergangenheit.

Als nach Decazes's Entfernung im Februar 1820 durch den Einfluß der alten Interessen ein neues Ministerium gebildet wurde, das die bis dahin von der Regierung befolgte liberal-constitutionelle Ansicht aufgab und die Gegner des bisherigen Systems mit sich verband, war die öffentliche Aufmerksamkeit gespannt, zu sehen, welchen Grad von Zustimmung in der öffentlichen Meinung, das nunmehrige, streng royalistische System des Ministeriums bei den einflußreichsten Wählern in den Bezirks- und in den Departements-Wahlcollegien finden, oder — was davon abhing, — ob es die Stimmen-Mehrheit in der Deputirten-Kammer für seine legislativen Maßregeln gewinnen, sodann aber, ob es sich gegen die neue Opposition halten würde. Beides hofften Pasquier und Deserre zu erlangen.

Die erste Erwartung ging in Erfüllung. Das neue Wahlsystem verschaffte der rechten Seite der Deputirten-Kammer, während der beiden letzten Ver-

*) Damit ist als Fortsetzung zu verbinden, die neueste Schrift desselben Verfs.: Des moyens du Gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France. (Sec. Ed. Par. Oct. 1821.) Von beiden Schriften ist schon in diesen Blättern ein umständlicher Bericht erstattet worden.

sammlungen (Sessions) das Uebergewicht über die linke Seite; oder nach Guizot's Bezeichnung: die Partei der Gegenrevolution, d. i. der Freunde und Anhänger der alten Zeit, so wie die Zahl der wahren monarchischen Männer wurde verstärkt. Die Liberalen konnten nämlich seit 1820 mit keinem ihrer Candidaten, auch in der Hauptstadt nicht, bei den Wahlen durchdringen. Allein die andre Erwartung, daß jene mächtige Partei das Ministerium in Allem unterstützen würde, traf nicht ein. Vielmehr geschah, was Guizot vorausgesagt hatte, die Minister selbst wurden von den Einflüssen dieser Partei beherrscht, und endlich, nach einer augenblicklichen Vereinigung der linken Seite mit der äußersten Rechten, am 12ten December 1821 gestürzt. Die Anhänger der sogenannten Gegenrevolution betrachteten nämlich das damalige Ministerium (Richelieu, Deserre, Pasquier, Latour-Maubourg, Simeon, Roy und Portal *)) nur als einen Nothbehelf oder als eine Stufe, um in ihrem Sinne weiter fortzuschreiten. Aber auch das jetzige Ministerium, welches einer der talentvollsten Männer von der rechten Seite, Herr von Villèle, gebildet hat, und das eben so viel Eintracht als Kraft, Talente und Erfahrung zu zeigen scheint, hat sich vergebens mit den Anhängern der alten Zeit verbunden, um auf die Dauer die Stimmen-Mehrheit in den Kammern zu behaupten. Denn eines Theils gehen die Ultra's in ihren Forderungen weiter, oder sie wollen rascher fortschreiten, als daß die Minister ganz in ihrem Sinne handeln könnten; andern Theils aber hat das von dem gegenwärtigen Ministerium befolgte System keineswegs den Beifall der großen Mehrzahl aus den gebildeten Classen der Nation.

Es bildet sich daher gegenwärtig eine neue Opposition gegen das Villèle'sche Ministerium, die mächtiger seyn wird, als die bisherige war.

Dies ist man berechtigt zu schließen aus dem Resultate der neuesten Deputirten-Wahlen, vorzüglich der Pariser.

Die bei den im Mai 1822 geendigten Wahlen zum ersten Male in Anwendung gekommene (in England schon seit hundert Jahren eingeführte) öffentliche Candidatur hatte die allgemeine Theilnahme an dem Erfolge der Wahlen so sehr erregt, daß jeder Franzose für oder wider die ministeriellen Candidaten Partei nahm und auf die bei den Wahlen selbst angeblich Statt gehabten Umtriebe (z. B. als Wähler verkleidete Gendarmen, Versetzung der Wähler in fremde Bezirks-Wahlcollegien u. s. w.) mehr als jemals Achtung gab. Dies alles machte es möglich, daß man bei dieser Gelegenheit tiefe Blicke in den Geist der öffentlichen Meinung thun konnte.

Vergebens bemühte sich die Regierung, — welche die Präsidenten und Vicepräsidenten bei den Wahlcollegien ernennt, worauf von denen Präsidenten die provisorischen Büreaux, d. h. die Secretäre und Scrutatoren (in jedem Büreau vier Scrutatoren, welche die Stimmzettel aus der Wahlurne nehmen und verlesen und ein Secretär) in demselben ministeriellen Geiste bestimmt werden, — die Wahlen von sich und einer ihr ergebenen Aristokratie des Reichthums oder des großen Güterbesitzes abhängig zu erhalten. Denn seit die Führer der rechten Seite durch den letzten Ministerwechsel an die Spitze der Geschäfte gelangt sind und die Ansprüche ihrer Partei weniger verschleiern, haben sich die Pairs und Deputirten des linken Centrums der linken Seite näher angeschlossen. Diese Vereinigung hat natürlich auch unter den Anhängern dieser beiden Absonderungen von Freisinnigen in der Nation eine Annäherung bewirkt. Alle constitutionell Gesinnte sahen nämlich bei den herannahenden neuen Wahlen die Nothwendigkeit ein, sich fest mit einander zu verbinden, um ihre Candidaten für die linke Seite und für das linke Centrum gemeinschaftlich durchzusetzen. So ist es geschehen, daß die Stimmen der Wähler selbst an Orten, wo man es nicht erwartete, sich auf die Seite des neuen Frankreichs hingewandt und dadurch u. a., um ein Beispiel statt mehrerer anzuführen, die Ernennung des liberal gesinnten Gilbert des Voisins bewirkt haben.

Am auffallendsten ist das Resultat der Wahlen in Paris gewesen. Denn nicht genug, daß die Constitutionellen die Bestätigung der provisorischen Bureaux bei den Bezirks-Wahlcollegien des Seine-Departements hintertrieben und neue Secretaire und Scrutatoren aus ihrer Mitte durchsetzten, sie trugen auch bei den Wahlen selbst den Sieg davon. Von acht Bezirks-W. C. haben nämlich sechs mit großer Stimmen-Mehrheit die liberalen Candidaten General Gerard, Lafitte, Casimir Perrier, Gevaudan, Benjamin Delessert und Salleron, von denen die ersten vier der linken Seite, die beiden letzten dem linken Centrum angehören, (das sich aber gänzlich an die linke Seite anschließen dürfte) zu Deputirten erwählt. In den beiden andern Bezirks W. C. erhielten die ministeriellen Candidaten Cäsar Lapanouse und Leroy, allerdings aber nur mit wenig Stimmen, über die liberalen Candidaten Ternaux und Gaspard Got die Oberhand. In dem Departements-W. C. der Seine aber, das man ganz im Sinne des Ministeriums zusammengesetzt glaubte, und das aus den reichsten Bürgern der Hauptstadt besteht, wurden am 16. Mai flgg. nicht nur die fünf provisorischen Wahlbüreaux, fast sämmtlich im Sinne der Constitutionellen, definitiv neu gebildet, sondern auch lauter constitutionellgesinnte Candidaten zu Deputirten ernannt, indem die vier vom Ministerium vorgeschlagenen, ausgetretenen Deputirten: Olivier, einer von den Regenten der Bank; Lebrun, einer der zwölf Maires von Paris; Bonnet, Moreau's Advocat, und der Notar Breton so wenig Stimmen erhielten, daß das Verhältniß der liberalen Wähler zu den royalistischen wie 3 zu 2 war.

*) Ueber das öffentliche Leben dieser Staatsmänner und Decazes, s. Zeitgenossen, Heft XIX.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 142.

20. Juni 1822.

Gesammelte Erzählungen von der Verfasserin der Maria Müller, der Erna u. s. w. 2 Bände Schleßwig im Taubstummen-Institut.

In unserm schreib- und leselustigen Zeitalter ist es eine so gewöhnliche Erscheinung, Frauen mit unter den Kämpen zu sehen, die auf der literarischen Rennbahn rüstig dem Ziel der Berühmtheit zueilen, daß man sich nicht mehr verwundert, Werke einer Schriftstellerin angezeigt zu finden. In den meisten von Frauen geschriebenen Büchern, mit wenigen Ausnahmen, spiegelt sich ein reges, tiefes und inniges Gefühl, ein scharfes und klares Auffassen von Einzelnheiten, ein richtiger Tact, reine, poetische und sittliche Idee ab; eine gute Schreibart, die durch Leichtigkeit, durch nachlässige Grazie gefällt, ist auch ein Vorzug, dessen sich die Mehrzahl der Schriftstellerinnen rühmt, und der besonders den Anspruchsloseren, die an ihrem Styl nicht zu viel künsteln, zu Theil wird. Dagegen vermißt man meistens den Flügelschlag der Phantasie, die Würze des Humors darin. Die Einbildungskraft der Frauen ist im Durchschnitt weniger schöpferisch, wie die der Männer, und besitzt auch einmal ein weibliches Individuum productives Vermögen im höhern Grad, so weiß es darum immer noch nicht zu gestalten, das in sich entstandene Bild zur klaren Anschauung zu bringen; ein dichterisches ideales Ganze ist selten noch aus einer weiblichen Feder geflossen, so sehr sie auch im einzelnen Ahnen und Empfinden des Erhabensten, wie des Schönsten, die Männer hinter sich zurücklassen.

Nach weiblicher Genialität wird man auch in obigen Erzählungen vergebens suchen, die Erfindung ist in den meisten dürftig, ein hübsches Talent für Darstellung spricht sich zwar darin aus, welches aber durch eine zu große Redseligkeit geschwächt wird, ein Fehler, den man ungern an der außerdem guten, natürlichen, und doch gewählten Schreibart der Verfasserin bemerkt. Da sie die Conversationssprache der höhern Stände mit Leichtigkeit und Geschmack zu handhaben weiß, aber nicht zu individualisiren versteht, weder, wo es gilt, die Sitten und Denkweise vergangener Jahrhunderte vorüber gehen zu lassen, noch phantastische Wesen und Volksthümlichkeit zu schildern, oder die Eigenthümlichkeit der niedern Stände, oder die ausgezeichneten Charaktere wieder zu geben, so gelingen ihr Vorzugsweise diejenigen Erzählungen, wo die Gesinnungen, Handlungen, die klugen und thörigten Ideen der feinen Welt, des eleganten gesellschaftlichen Lebens der Vorwurf sind; hier bedarfs keiner originellen Charakteristik, der gute Ton besteht ja eben in der negativen Tugend, glatt und ohne Auszeichnung sich darzustellen.

Jeder Band enthält neun Erzählungen. Den Anfang macht der Schiffer und seine Braut. Es ist dies die einfache Geschichte eines rein und innigliebenden Landmädchens, deren treuer Geliebter, der ehrliche wackere Heinrich, sich als Matrose verdingt, um sich so viel zu erwerben, daß er mit seiner genügsamen Margarethe in bescheidner Häuslichkeit leben, und auch deren kranke Mutter mit ernähren könne. Margarethe trotzt jeder Verführung, und erträgt gelassen bittern Hohn, nur um Kunde von dem Geliebten zu erhalten. Da die Umstände sich so vereinen, ihr die Gewißheit seines Todes aufzudringen, verzehrt sie sich in stiller Trauer, der rückkehrende Heinrich findet nur noch ihr Grab. — Hier und da ein etwas gesuchter Ausdruck, eine für die schlichte Erzählerin zu gekünstelte Wortfügung weg, oder verändert, und die Geschichte wäre unverbesserlich. Sie ergreift das Herz, und rührt durch wahre Empfindungen, die von mühsam heraufgepreßter Sentimentalität grundverschieden sind.

Das Liebhabertheater besitzt dieselbe Wahrheit der Empfindung, und dabei große Anmuth in der Darstellung. Ein schönes, geistreiches, liebenswürdiges, mit allem was das Leben schmückt und ziert, überreich von Natur und Glück ausgestattetes Mädchen, stockt bei ihrem ersten Auftreten auf der Bühne, weil es ihr unmöglich ist, eine andre zu scheinen als sie ist, so sehr sie auch den Dichter fühlt und versteht. Der Bräutigam ist blos skizzirt, das schadet hierbei nicht viel, indem es nur darauf ankam, die zarte Bedenklichkeit der holden Jungfrau, die zu wahrhaftig war, um Schauspielerin seyn zu können, abzuschildern.

Die Nymphe des Rheins ist das uralte, unzählig oft variirte Thema der Meerfeie, die einen schönen Jüngling liebt und diesem, weil er ihr untreu wird, den Tod gibt. Es gibt unstreitig bessere, aber auch schlechtere Modulationen dieses Accords, als die vor uns liegende Erzählung, die schnell und klar wie der Fluß strömt, aber auch etwas von seinem nicht kräftigen, nicht begeisterten Geschmack an sich trägt. Es ist doch sonderbar, daß just die Undinen von so eifersüchtiger Gemüthsart, so beständig in der Liebe sind, da man dem Element gemäß, das sie bewohnen, ihnen kaltes Blut und einen wandelbaren Sinn zutrauen sollte.

Diese sich unwillkürlich hier aufdringende Bemerkung verdiente wohl von einem unserer alles erforschenden, jedem Ding in seinen Ursachen und Wirkungen bis auf den Grund nachspähenden, und dem Publicum davon Rechenschaft gebenden Denker (wie sie sich gern nennen hören) umständlicher ausgeführt zu werden.

Edmunds Schicksale sind ein Stoff, den eine Frau wohl am besten zu behandeln vermag, denn nur sie kann das unnennbare Leiden fühlen, das ein weibliches Gemüth empfinden wird, welches sich nur um einen Schritt von der Bahn der Pflicht entfernte. Nicht immer straft die Nemesis so hart wie hier die unglückliche Amalie, die sich heimlich vermählte, aber ungerügt bleibt keine Verletzung der ersten, der natürlichsten aller Pflichten, das beweisen tausend Beispiele, und der innere Richter in der Brust jedes unverdorbenen weiblichen Geschöpfs. Edmund hätte durch eine schärfere Zeichnung gewonnen, er ist schlaff, wie die Helden von Frauenhand entworfen es meistens alle sind. Dieser Makel beeinträchtigt aber nur seine ideale Schönheit, nicht die Wahrhaftigkeit seiner Gestaltung, welcher man, und zwar nicht mit den gewöhnlichen Alltagsmenschen zu vermischenden jungen Männern, häufig begegnet.

Die Quelle Leuconia möchte das schwächste Stück in der Sammlung seyn. Diese Scene, welche die Fabel der Verwandlung einer Unglücklichen in eine Quelle enthält, ist im Geschmack mattherziger Idyllen, modern den Gedanken und der Gefühlsweise, der Opernmythologie und der poetischen Prosa nach, in der sie geschrieben ist, leidlich frei von Schwulst, durchaus züchtig, aber fad und leer.

Die Fußstapfen des Löwen sind eine glücklichere Nachahmung des orientalischen Metaphernstyls, als jene des Ovidischen. Untadelich kann man die auf morgenländischen Boden versetzte Geschichte auch nicht nennen, aber das Gute ist überwiegend darin.

Lohn des Verbrechens. Schrecklich, ja tragisch im tiefsten Sinne ist die darin aufgestellte Begebenheit, welche uns die barbarische Willkür der Gewaltigen im selten richtig gewürdigten, bald zu hoch gepriesenen bald zu arg geschmähten Mittelalter in einem furchtbaren Beispiel zeigt, und es augenscheinlich darstellt, wie in den rohen Gemüthern Rachgier entspringen mußte, die keine Aufopferungen und keine Waffen scheute, mit List oder Gewalt grausam das Gleiche mit Gleichem zu vergelten, ja zu überbieten suchte. Die Behandlung dieses Stoffs, der unter der Hand eines Meisters zu einem effectvollen Trauerspiel sich gestalten ließ, ist sehr zu loben, einfach, klar, anschaulich, wie es für eine wahre Geschichte, wie diese vermuthlich aus Chroniken gezogene es ist, sich geziemt.

Die heilige Athanasia kann den einfältig kindlichen, aber nicht kindischen, nicht tändelnden Ton der Legende, in der Herder uns ein noch nicht übertroffenes Beispiel gegeben, nicht finden, und läßt deswegen den Leser kalt.

Selbstverleugnung ist die öfters behandelte Thatsache, daß ein Mädchen den Besitz des Geliebten aufgibt, um ihre Freundin, die ihn heimlich liebt, so wie er diese auch in seinem Herzen trägt, zu beglücken. Die Einkleidung ist gut zu heißen, nur sprechen die biederben Ritter und minniglichen Fräulein zu sehr im Geschmack des 19ten Jahrhunderts, welches auch für die interessante Geschichte, die beiden Pilger, gilt, mit welcher der zweite Band beginnt. Mehr Gedrängtheit würde ihr, nebenbei gesagt, wohlthun.

Noch ausgesponnener ist der Faden in der folgenden, die Erscheinung. Die treuherzige altväterliche Weitschweifigkeit der Chroniken läßt man sich gefallen, sie entsteht aus einer Unbeholfenheit der Sprache, die durch die Zeit, in welcher die Chronikenschreiber lebten, entschuldigt wird, und die durch ihre kindliche Unbefangenheit einen Reiz gewinnt, der jenen Mangel übersehen läßt. Bei einem so gebildeten Styl, wie der der Frau Verfasserin, fällt aber ein Uebermaß von Worten unangenehm auf. Und doch ist nicht einmal die Sage beendigt, es fehlt die Entstehung des Dorfs Sattelstädt, die etymologische Ableitung des Namens dieses Orts und den des Hörselbergs, der erst, nachdem die fromme engelländische Königin ihren Gemahl aus dem Fegefeuer, das in diesem Berge seine Wohnung aufgeschlagen, losbetete, diese Benennung erhielt.

Das Kreuz von Granit, innig zart und tief gefühlt, ruht ungefähr auf demselben Grund, wie die Legende der Siebenschläfer, der Tochter des Commandanten von Großwardein und mancher andern; wie hier in der Höhle, im himmlischen Garten, vergeht dem lieblichen schwedischen Fischermädchen in der Grotte des Bergkönigs die Zeit reißend schnell, sie glaubt wenige Tage in seinem Gewahrsam gewesen zu seyn, und Jahrhunderte waren vorübergeschritten, als sie die Oberwelt wieder betrat. Das Kreuz von Granit, das der Bräutigam ihr auf dem Felsenklumpen, unter welchen er sie begraben glaubte, errichtete, war verwittert, aber noch betete jedes Brautpaar für das Seelenwohl der hier Ruhenden, so wollte es der liebende Fischer. Thrya entdeckt sich als eine noch Lebende, aber sie, die unter Unsterblichen geweilt, die alle Bande, die sie an die Heimat fesselten, gelöst, Verwandte und Jugendgenossen tod findet, kann das traurige Geschick der Vereinzelung nicht lange ertragen, bald schlummert das betrübte, sich nach den Vorangegangenen sehnende Mädchen unter dem Hügel, auf dem das Kreuz steht.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus Carlsruhe über den Badischen Landtag an den Herausgeber des Lit. Conv. Bl.

Zweiter Brief.

Die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg, d. h. die damit so innig verbundene v. Wessenberg'sche Sache, hat, wie ich in meinem früheren Briefe bemerkte, in

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 143.

21. Juni 1822.

Politische Literatur.

Nachlesen.

I.

Man ist sehr vergeßlich in Frankreich, hebt die Vorrede einer kleinen Sammlung von 51 historischen Documenten an (Pieces interessantes pour servir à l'histoire du XIX. Siecle. Paris 1821. 208 S. 8.), welche dazu bestimmt zu seyn scheint, jenem schwachen Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, den Franzosen die mannichfaltigen Wechsel ihrer Revolution wieder vor die Augen zu führen, nebenbei aber einem oder dem andern wehe zu thun, oder ihn vortheilhaft auszuzeichnen. Freilich sollte man, und nicht blos in Frankreich, entweder mehr oder weniger vergessen können. Aber nur die Leidenschaften, die Rachsucht, der Ehrgeiz, die Herrschbegierde, der Uebermuth, der Eigennutz haben ein unzerstörbares Gedächtniß; die Belehrungen der Vergangenheit sind immer für die Menschen verloren gewesen, und leider ist auch keine Hoffnung vorhanden, daß sie jemals mehr Eingang finden werden. Auch das vorliegende Buch ruft nur Schatten einer Vergangenheit hervor, welche ohne gewaltsame Erschütterungen nicht wieder zur Gegenwart werden wird. Die Erklärungen der Prinzen vom Jahr 1789, welche an die Prätensionen der sogenannten beiden höhern Stände erinnern sollen; die königliche Sitzung der Reichsstände vom 23sten Junius 1789, worin der König seinen Willen aussprach, aller Vorrechte und Prärogativen, welche mit Gütern, Lehen oder den Personen verknüpft seyen, als unverletzliches Eigenthum aufrecht zu halten, und ähnliche Dinge können nur an Ansprüche erinnern, welche gerade mit eben so vielem Rechte vernichtet, als in einer frühern Zeit begründet worden sind, und deren Wiederherstellung daher nicht weniger ungerecht seyn würde, als ihre Aufhebung. Wozu sollen denn ferner die Erinnerungen aus der Zeit dienen, wo das Volk, und wenn man richtiger sprechen will, der Pöbel von Paris seine unvermuthet erlangte Macht eben so sehr misbrauchte, als je ein roher Eroberer oder herrschsüchtige Vornehme die ihrige gemisbraucht haben? Dies sind Dinge, welche in Vergessenheit begraben werden müssen, wenn es irgend in einem Volke zu wahrem innern Frieden kommen soll. Wenn ein Mann von Gelehrsamkeit und Talent sich als eifrigen treuen Freund der Verfassung und des regierenden Hauses beweist, so ist es ein sehr zweideutiges Verdienst, aus einer frühern Zeit Fälle hervorzurufen, wo er sich vielleicht eben so redlich Erwartungen hingegeben hat, in denen er getäuscht wurde, oder wo er sich schwach bewiesen hat. So lange man aber in Frankreich nicht dahin gelangt ist, redliche Anhänglichkeit an König und Vaterland auf beiden Seiten für möglich zu halten; so lange man alle Mitglieder der Opposition Revolutionairs und alle Anhänger der unbeschränktern Regierungsgewalt Aristokraten schilt: so lange ist auch eine wahrhafte Beruhigung der innern Zuckungen, eine friedliche Stellung der Parteien nicht möglich. An welcher Seite die Reihe wäre, zuerst den Gegnern versöhnende Gesinnungen zu beweisen, kann keine Frage seyn; an derjenigen, welche sich im Besitz der Macht befindet, denn sie muß zuerst Bürgschaft dafür leisten, daß sie diese Gewalt nicht misbrauchen wolle. So boshaft manche Zusammenstellungen des Herausgebers seyn mögen, so wenig erreichen sie ihren Zweck bei denen, die des Nachdenkens fähig sind. Wenn denn auch Minister Siméon einen Vortrag über die Vermehrung der Bisthümer und Erzbisthümer hielt, und dies für eine Wiederherstellung der Kirche, oder gar der Religion selbst hielt, und wenn er dann fünf Tage später auf die Erbauung eines neuen Opernhauses antrug (nachdem das alte wegen Ermordung des Herzogs von Berry demolirt werden sollte), so liegt darin wohl kein größerer Widerspruch, als darin, daß überhaupt ein guter Christ auch in die Oper zu gehn sich verstattet. Daß ein anderer selbst zu der Zeit, als Napoleon's Stern im Culminationspuncte stand, sich nicht vor ihm beugte, ist für sich allein noch lange kein Beweis echter Anhänglichkeit an irgend einen Grundsatz. Das haben manche aus keinem andern Grunde gethan, als weil sie selbst sich von dem gewaltigen Manne nicht hoch genug geehrt fanden, oder weil sie wohl merkten, daß unter einem so kräftigen Geiste, ihnen doch nur die Ehre des Gehorsams übrig bleiben werde. Einer ist indessen doch auch in diesem Buche, den man überall als eifrigen Priester der Gerechtigkeit handeln sieht, und der auch unter der Herrschaft des Schreckens nicht in Furcht zu setzen war, Graf Lanjuinais, Frankreichs Cato.

II.

Noch schlimmere Erinnerungen (und es wäre gut, wenn sie nur Erinnerungen weckte) sucht eine andere Schrift aufzuregen: Histoire des revolutions des villes de Nismes et d'Uzès, suivie de toutes les pieces justificatives; par *Adolphe de Pontécoulant.*

Nismes 1820. 292 S. 8. Die angebliche Geschichte der beiden Städte ist nichts als Vorwand; es ist eine Anklage gegen die Protestanten im südlichen Frankreich, diese unglücklichen Schlachtopfer des Fanatismus. Man hat die Grausamkeiten, welche vom J. 1814 an gegen sie verübt worden, zu leugnen oder wenigstens in ein milderes Licht zu stellen versucht, aber die Wahrheit behauptet doch auch hier ihr Recht, und jene Greuelthaten haben noch neuerlich einen eignen Geschichtschreiber gefunden. (A History of the persecutions endured by the Protestants of the South of France and more especially of the Departement of the Gard during the Years 1814, 1815, 1816 etc. By *Mark Wilks*. London, 1821. 2 Vol. 8.*)). Die französische Regierung hat zu jener Zeit das Geständniß öffentlich abgelegt, daß es ihr in der jetzigen Criminalverfassung, und bei dem Einflusse, welchen die Volksparteien auf die Zusammensetzung und die Urtheile der Geschwornen-Gerichte ausüben, durchaus unmöglich gewesen sey, strenge Gerechtigkeit zu handhaben. (Siehe die Rede des Justiz-Ministers de Serre in der Deputirtenkammer am 20sten März 1819, in den: Merkwürdigen Urtheilen neuerer französischer Rechtsgelehrten über Geschwornen-Gerichte. Berlin, 1819, S. 129.) Hier tritt nun ein H. v. Pontécoulant mit der Anschuldigung auf, daß die Protestanten der angreifende Theil, und die Verfolgungen in den Jahren 1814 und 1815 nur eine kleine Erwiederung der Unthaten gewesen seyen, welche sie sich schon im 16ten Jahrhundert, im sogenannten Cevennen-Kriege, jener unglücklichen Nothwehr gegen die Dragonaden Ludwigs XIV. zu Anfang der Revolution und während der 100 Tage zu Schulden gemacht hätten. Die Kämpfe im 16ten Jahrhundert sind freilich kein Muster von Menschlichkeit, allein bekannt genug ist es, daß der Anfang des Blutvergießens nicht von den Protestanten, sondern von ihren Gegnern gemacht wurde, und die von der Regierung veranstaltete Bluthochzeit wiegt gewiß alles auf, was sie in dieser Hinsicht verschuldet hatten. Um die Erbitterung zu erklären, mit welcher die Protestanten zu Anfang des 18ten Jahrhunderts ihre Religion und ihr Leben gegen die gewaltsamen Dragoner-Bekehrungen vertheidigten, braucht man nur folgende Erzählung zu lesen, welche H. v. Pontécoulant selbst (S. 85) mittheilt. **) Es war dem Marschall Montreval angezeigt worden, daß eine Zahl Hugonotten sich am Palmsonntage in einer Mühle vor Nismes versammelt hätten. Er zog sogleich mit seinen Dragonern aus, die Mühle wurde umstellt, die Prediger, welche aus dem Fenster gesprungen waren und durch die Gärten zu entfliehen suchten, von den Dragonern erschossen. Die übrigen, meist Weiber, Kinder und Greise, 150 an der Zahl, wurden in die Mühle eingesperrt und diese angezündet. Alle verbrannten, nur ein einziges Mädchen von 17 Jahren wurde von einem Hausofficianten des Marschalls gerettet. Kaum wurde dies der Marschall gewahr, als er die Unglückliche auf der Stelle noch hinrichten ließ. Das Leben des mitleidigen Dieners wurde nur durch die Fürbitte der Barmherzigen Schwestern gerettet, und er nur aus dem Dienst gejagt. Seit jener Zeit lebten die wenigen in jener Gegend zurückgebliebenen Protestanten (denn auch die Auswanderung wurde ihnen verwehrt) in beständigem Druck; auf dem Predigen stand Todesstrafe, die noch unter Ludwig XV. mit Strenge vollzogen wurde. Erst die Revolution brachte ihnen volle Gewissensfreiheit und bürgerliche Rechte; wie kann man also verlangen, daß sie die alte Verfassung der jetzigen vorziehen sollen?! — Demungeachtet waren gerade die eifrigsten Revolutionairs, Vidal, Calvieres, Froment, Katholiken. Die Beschuldigung, daß sie unter der usurpirten Regierung Bonaparte's (in den 100 Tagen) die Katholiken tyrannisirt hätten, widerlegt der Verf. selbst durch die Angabe, daß 30,000 Katholiken sich unmöglich von 10,000 Protestanten hätten beherrschen lassen können. Diese Beschuldigung gehört zu den Mährchen, welche der Fanatismus so leicht erfindet und glaubt, und wovon noch mehr in diesem Buche vorkommen. Die unverschämtesten Lügen scheut der Parteigeist nicht, sobald es darauf ankommt, seine Zwecke zu erreichen, denn er weiß wohl, daß doch immer etwas geglaubt wird und daß für die einmal erhitzten Gemüther die Wahrheit keine Kraft mehr hat! Herr de Pontécoulant erzählt mit gewaltigem Pathos Mordgeschichten aus dem Jahr 1790 und gibt sogar ein Namenverzeichniß von 6 Geistlichen und 25 andern damals ermordeten Personen. Wenn auch die Ermordung wahr ist, woran man bei einem solchen Parteischriftsteller immer noch zweifeln möchte: so würde doch noch der Beweis zu führen seyn, daß die „barbarischen Protestanten" die Urheber gewesen wären, denn auch in andern Theilen Frankreichs sind die Geistlichen verfolgt und Menschen ermordet worden, ohne daß Protestanten dabei nur geholfen hätten, geschweige denn die Anstifter gewesen wären. Die Protestanten sollen in Nismes während der Revolution in Besitz aller Aemter und also der öffentlichen Macht gewesen seyn, die sie zu Unterdrückung der Katholiken gemißbraucht und durch jene Mordthaten erlangt hätten. Aber: das Revolutionstribunal zu Nismes bestand aus fünf Katholiken und einem Protestanten; unter den 138 Schlachtopfern desselben waren ein Jude, 46 Protestanten und 91 Katholiken, also diese gerade im Verhältnisse der Bevölkerung, wovon sie zwei Drittheile ausmachen. Unter den 546 öffentlichen Beamten, welche von 1793—1814 richterliche und Verwaltungsstellen bekleidet haben, sind 381 Katholiken und 165 Protestanten; unter den 43 Deputirten, welches das Departement in dieser Zeit zu

*) Ueber dies wichtige Buch haben wir unsern Lesern schon in Nr. 91 und 99 einiges mitgetheilt.

**) Zschokke hat daraus den Stoff zu seinem Alamontade genommen, einem Buche, welches seine jetzige Vergessenheit nicht verdient.

wählen hatte, waren 31 Katholiken und nur 12 Protestanten, besonders verdient bemerkt zu werden, daß gerade in der fanatischen Zeit der Revolution, der Einfluß der letztern am unbedeutendsten gewesen ist, denn unter den acht Conventions-Deputirten waren nur zwei Protestanten. Während Bonapartes Regierung waren alle Präfecten katholisch. Man hat gesagt, die Protestanten hätten die Rückkehr der Bourbons mit Mißvergnügen aufgenommen, und dagegen bei Bonapartes Usurpation freudige Theilnahme bewiesen. Für das erste ist allerdings ein vortreffliches Zeugniß des Präfecten Arbaud Jouques vorhanden, welches besagt, daß die Freude, welche die Protestanten bei der Restauration im J. 1814 an den Tag gelegt hätten, verstellt gewesen sey! Also die Freudensbezeigung wird eingestanden, und die Thatsache der Verstellung bleibt ohne Beweis. Die zweite Anschuldigung ist eben so falsch. Nismes war gerade die letzte Stadt in Languedoc, welche im J. 1815 die dreifarbige Fahne wieder aufsteckte.

Die Hauptsache, womit die nachherigen Gräuel, von aufgehetztem fanatischen Pöbel gegen die Protestanten unter den Augen der Beamten und in Gegenwart des Militairs verübt, entschuldigt werden sollten, war die Behauptung, daß die Freiwilligen, welche sich im März 1815 zur Armee des Herzogs von Angouleme gestellt hatten (lauter Katholiken, denn Protestanten wurden nicht angenommen) nach der Zersprengung und der Capitulation am Pont St. Esprit zu Arpaillargues von Protestanten angegriffen und niedergemacht worden seyen. Man hatte ihre Zahl auf 2—300 angegeben, und auch dieses Factum ist rein erdichtet. Zu Arpaillargues sind drei Freiwillige in einem Gefechte mit bonapartischen Soldaten geblieben, wobei von Protestanten nicht die Rede war, das übrige ist durchaus erdichtet. Nicht nur der damalige Präfect, d'Aunant, zwar Protestant aber anerkannter Royalist, sondern auch H. v. St. Aulaire, Deputirter des Departements, haben jene Erzählung öffentlich für eine Lüge erklärt, und es hat ihnen niemand zu wiedersprechen gewagt.

Ist es also für ausgemacht anzunehmen, daß, wie Hr. v. St. Aulaire sich bei jener Gelegenheit ausdrückte, die an den Protestanten verübten Verbrechen eben so schrecklich gewesen sind, als sie ohne Veranlassung von Seiten der Protestanten begangen wurden. Die Protestanten wurden zuerst in Nismes, dann im ganzen Departement angefallen, am hellen Tage ohne Unterschied des Alters und Geschlechts gemordet, nach dem Willen des Pöbels verhaftet, und aufs grausamste gemißhandelt. Hr. Madier de Montjau erzählt, daß er mit eignen Augen gesehen, wie man eine Frau, aller Bekleidung beraubt durch die Straßen führte, und von Zeit zu Zeit mit Schlägen mißhandelte. Verschont wurden nur diejenigen, welche sich loskaufen konnten. Das fürchterlichste ist, daß die Regierungsbeamten diese Greuel mehr anregten als verhinderten, ob sie gleich Mittel genug dazu hatten. Dem Präfecten standen 4000 Mann Linientruppen zu Gebote; die Nationalgarde war 2500 Mann stark. Die Entschuldigung, welche die damaligen Minister den Interessionen des Lord Castlereagh entgegensetzten, daß die öffentliche Gewalt zu schwach sey, jene Schandthaten zu verhindern, war demnach durchaus falsch. Die Mörder, Trüphemy, welcher am 2. August 1813 den Capitain Vourillon am hellen Tage vor dem Gerichtshause ermordet, und der schreckliche Jacques Dupont, welcher den Namen Trestaillons davon bekam, daß er seine Schlachtopfer gewöhnlich in drei Stücke schnitt, gingen unangefochten in Nismes öffentlich umher, der General Procurator Cavalier, welcher Criminal-Processe gegen sie einzuleiten drohte, sobald er Grund habe zu hoffen daß die Gerichte ihre Schuldigkeit thun konnten, wurde abgesetzt. In der Deputirtenkammer ließen die sogenannten Royalisten niemand zum Worte, welcher von jenen Verbrechen zu reden anfing und den Schleier zu lüften versuchte, welcher, dünn genug, ihre Ursachen verbarg. Erst als die Nationalgarde aufgelöst war, wurde es möglich, die Gerechtigkeit zu handhaben, und dieser Nationalgarde, dieser durch eine königliche Verordnung aufgelösten Nationalgarde ließ man im Namen des Grafen von Artois nachrufen: „Die Nationalgarde hat sich ihres Charakters durchaus würdig bewiesen. Es war von diesem trefflichen Corps nicht weniger zu erwarten. Die Erinnerung an den Ausruf des Schmerzens, womit sie auseinander ging (sie hatte sich ihrer Auflösung mit Gewalt zu widersetzen versucht) wird ewig in dem Herzen Sr. Königl. Hoheit lebendig bleiben, wie das Andenken an ihr glorreiches und bewunderungswürdiges Betragen im J. 1815.“ Nun wurden allerdings einige Versuche gemacht, die Verbrecher zu strafen, allein auch diese mißlangen, weil die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzte. Kein Zeuge wagte gegen die Verschwornen zu sprechen, und die Geschwornen waren in Voraus überzeugt, daß eine Verurtheilung sie in Lebensgefahr setzen werde. Dies sind nicht Behauptungen einer Partei, es sind die Worte des Ministers de Serre, welcher sich dadurch, so sehr er auch sonst der unbeschränkten Königsgewalt huldigt, doch den unversöhnlichen Haß der sogenannten Royalisten zugezogen hat. Die wichtigen Betrachtungen, zu welchen diese Vorfälle von Seiten der Criminalgesetzgebung Anlaß geben, ist der eine Punct, dessen weitere Beleuchtung wir auf eine andere Gelegenheit versparen. Der andere nicht weniger wichtige Gesichtspunct bezieht sich auf die Verfolgung der Protestanten als Wirkung des politischen Fanatismus und insbesondere als charakteristisches Merkmal dessen, was in Frankreich sich sehr unrichtig mit dem Namen des Royalismus brustet. In allen Epochen der Revolution hat diese Partei die Verbrechen zu Hülfe gerufen. Sie hat in den J. 1793—97 die Compagnies de Jesus und du Soleil gestiftet, deren Bestimmung war, die Posten zu berauben, weil mit diesen auch öffentliche Gelder verschickt wurden, und die Käufer der Nationalgüter zu morden, und die Oeffentlichkeit der Criminalprocesse hinderte damals, wie im J. 1816, die Thätigkeit der Gerichte. Sie hat im J. 1815 die Protestanten morden lassen, und sie kann sich also nicht beschweren, wenn man jetzt die Brandstiftungen, welche seit mehrern Wochen die Gegend von Paris in Schrecken setzen, wieder auf ihre Rechnung schreibt. Denn wenn einer ihrer eifrigsten Anhänger, der Herzog von Fitzjames, öffentlich erklärt, daß boshafte Menschen die Beschuldigung aufstellten, daß diese Brandstiftungen eine neue Verfolgung der Royalisten gegen die Nationalgüterkäufer seyen: so müssen sie doch hauptsächlich diese Classe betreffen, und der Schluß von frühern Handlungen auf die neuern ist wenigstens in der Natur der Sache gegründet, wenn er auch irrig seyn kann. Was aber das Ende von einem solchen schändlichen Unfuge seyn kann, ist leicht vorauszusehen.

49.

Travels into the Interior of Southern Africa. By William Burchell Burchell, Esq. Vol. I. 4. 582 S. London, 1822. Longman et Comp. (Mit einer ganz neuen Charte und vielen Kupferstichen.)

Kaum haben wir die Anzeige von Campbell's Reisen in den Innern des südlichen Africa vollendet, und eine zweite nicht minder wichtige und verdienstliche Reisebeschreibung durch denselben Landstrich, nimmt unsere Aufmerksamkeit in

Anspruch. Herr Campbell, als Missionair, war mit geistlichen Angelegenheiten auf seiner Revisionsreise beschäftigt und sein Stand und Amt bedingten auch mit den Gesichtskreis seiner Beobachtungen. Herr Burchell hingegen, als freier Mann, richtet seine Blicke unbeschränkter auf das ganze Reich der Natur, aus dem er, außer vielen neuen Entdeckungen und Berichtigungen, auch eine reiche Sammlung von Thieren und Pflanzen mit nach England zurückgebracht hat. Diese Sammlung enthält 63,000 naturgeschichtliche Objecte: darunter 80 vierfüßige Thiere, 265 Vögel und ein besonders volles Herbarium. Er hat diese Gegenstände in einem eigenen Museum aufgestellt und einige Doubletten dem brittischen Museum zum Geschenk gemacht.

Die Reise des Herrn Burchell umfaßt, die Seitenabschweifungen nicht gerechnet, eine Strecke von 4500 englischen Meilen. Im November 1819 kam er zu Kapstadt an, und sein Reiseplan war, von hieraus durch das Innere von Südafrica bis nach den Niederlassungen der Europäer auf der Westküste im südlichen Wendekreise zu dringen. Obgleich dieser Plan fehlschlug, so hat der Reisende doch in der Verfolgung desselben so viel gesehen, entdeckt und gesammelt, daß auch die unbeschränktesten Erwartungen des Lesers durch seine Beschreibung befriedigt werden müssen. Seine Erzählung ist schlicht und einfach und trägt das Gepräge einer gewissenhaften Wahrheit und Pünctlichkeit.

Ehe Herr Burchell seine Reise in das Innere des Landes antritt, macht er mehrere kleine Excursionen von Kapstadt aus, um sich mit den Sitten und Gebräuchen der Africaner vertraut zu machen und sich an die neue Lebensart allmählig zu gewöhnen. Erst im Junius 1811 war der Reisende mit allen Vorbereitungen zu seiner großen Expedition fertig. Dazu gehörte vorzüglich ein geräumiger Wagen, mit Ochsen, ihn zu ziehen, ferner hottentottische Ochsentreiber und Jäger, Mundvorrath, namentlich Brantwein, Tabak, und Glasperlenschnüre und andere Schmucksachen zu Geschenken und zum Tauschhandel mit den Eingeborenen. Der Wagen, ein ganzes Magazin, war 15 Fuß lang und nur 2 Fuß 9 Zoll breit, wo er auf den Axen ruhete. Er wurde gewöhnlich von 10 Ochsen gezogen, doch bei beschwerlichen Wegen wurden auch noch mehr angespannt. Späterhin reichte dieser Wagen für die naturgeschichtlichen Sammlungen nicht aus und es wurde dazu ein zweiter angeschafft. Kurz vor Herr Burchell's Abreise erschütterte ein Erdbeben die Gegend von Capstadt, wovon er eine lebendige Beschreibung gibt.

Wir wollen den Reisenden nicht auf den Wegen begleiten, die vor ihm schon von fast allen africanischen Reisenden zurückgelegt worden sind. Interessanter werden seine Bemerkungen über das Innere des Landes, indem er immer längs der Karro-Wüste hinzieht. In der Gegend des Flusses Gariep, im Gebiete der Buschmänner fanden sich viele Straußennester, deren Eier der Caravane ein leckeres Mahl gaben. Eines enthielt 26 Eier. Auch Elephanten und Löwen sind nicht selten in diesem Umkreise, und der Reisende weiß manche neue Beobachtung über diese Thiere mitzutheilen. Wenn die Löwen in der Nacht schrieen, so zitterten die Thiere, welche bei der Caravane waren und gaben noch merklichere Zeichen ihrer Angst. Die Ufer des Flusses Gariep sind die reizendsten Wildnisse, deren Schatten den Reisenden in Entzückung versetzten. Hier hätte ich Monate lang ruhen können, ruft er aus, und Hütten bauen in den frischen, kühlen Schatten! Der Rasen ist mit den buntesten Blumen bedeckt und Vögel flattern singend durch die Wälder. Die Hottentotten, Männer und Weiber, lagerten sich nackt auf den kühlen Boden; Andere sprangen in den Fluß hinab und die Hunde folgten den Schwimmern nach. Der Gariep ist zwar nicht einer der größten, aber gewiß der schönste Fluß in Africa. Nachdem man über diesen Fluß gesetzt war, ging die Reise in die Wüste hinein, die besonders dem mineralogischen Studium des Herrn Burchell ergiebig war. Drei und einen halben Monat nach der Abreise von Kapstadt erreicht die Caravane Klaarwater, 791 engl. Meilen von da entfernt. Hier erhalten wir characteristische Schilderungen von den Hottentotten — in denen Herr Burchell Barrow's Nachrichten auf das entschiedenste widerspricht. Der Raum verbietet uns, Auszüge dieser Schilderungen zu geben. Die Einförmigkeit der Reise durch die Wüste wird durch mancherlei seltsame Zufälle, Gefahren, Entdeckungen u. s. w. belebt und verändert. Unter andern werden ein Sturm und ein Gewitter beschrieben; auch fehlt es nicht an Begegnungen mit den wilden Stämmen, welche diese Sandeinöden durchziehen.

Da der größte und wichtigste Theil dieser Reisebeschreibung naturgeschichtliche Bemerkungen enthält, die sich zu einem Auszuge für ein Journal-Publicum nicht eignen, so wählen wir, um das Trockene unserer Anzeige zu würzen, als Probe des Werkes, die Nachricht von der Pflanzung und Bereitung des Constantia-Weines bei Kapstadt.

Herr Cloete, der Eigenthümer einer Weinpflanzung zu Constantia, hatte den Reisenden zur Besichtigung seiner Besitzung eingeladen. Der Wirth gab eine große Anzahl von Constantia-Weinen, als Proben seiner eigenen Pflanzung, zu kosten. Der rothe schmeckte dem Reisenden am besten; doch war jede Sorte trefflich zu nennen. Nach diesem praktischen Studium wurde der Reisende in den Keller geführt, welcher ein langes unterirdisches Gebäude ist, das zu beiden Seiten von Bäumen beschattet wird, damit der Boden nicht von den Sonnenstrahlen getroffen werde. Die Weinfässer liegen in zwei Reihen gelagert und sind, nach dem Werth und der Seltenheit des Weines, größer und kleiner. Der Weingarten, der alsdann besucht wurde, hat wenig Eigenthümliches. Die Stöcke werden sehr niederig gehalten, wie Zwergstöcke, und stehen reihenweise, eine Reihe gegen 6 Fuß von der andern getrennt. An vielen Stöcken hingen jetzt noch (im November) Trauben, die nicht eher abgenommen werden, bis sie einschrumpfen und ihr Saft syrupartig wird. Es ist bekannt, daß der Constantia-Wein von der ächten Sorte nur auf diesem Fleck der Colonie gedeihen soll. Mag nun diese Sage ein Vorurtheil seyn oder nicht, so gründet sich doch der Wohlstand des Besitzers und seiner Vorfahren auf dieselbe. Ein Monopol hat er übrigens nicht, und ein benachbarter Weinberg (Klein-Constantia genannt) soll ein Getränk liefern, das unbedeutend schlechter ist.

31.

— Es läßt sich in der That kaum etwas Sonderbares erdenken, was nicht schon von irgend einem Schriftsteller in allem Ernste behauptet worden wäre. Wie viele mögen nicht Kästner's Worte: „Und stirbt er auch an diesem Weh, so stirbt er doch methodice," für weiter nichts, als einen witzigen Einfall gehalten haben? Und doch ist dieses methodische Sterben wirklich angepriesen worden. Michael Angelus Blondus, ein römischer Arzt aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, war ein so abgesagter Feind der Empirie in der Medicin, daß er zu Anfang seiner Schrift de partibus ictu sectis citissime sanandis (gedruckt in den Scriptoribus de chirurgia. Tiguri, 1555, F.) ungescheut und mit klaren Worten versichert: Praestantius esse mori per methodicum, quam vivere per empiricum. Sein Geist scheint in Manchem unsrer heutigen — isten noch fortzuleben.

beiden Kammern der badischen Stände zu lebhaften und wichtigen Discussionen Anlaß gegeben. Dieselben wurden zwar in geheimen Sitzungen gepflogen, weil sie bei Gelegenheit der Berathung der an S. K. H. den Großherzog zu erlassenden Dankadresse statt fanden; allein die zweite Kammer hat nachmals beschlossen, das Protocoll ihrer geheimen Sitzungen drucken zu lassen, und in der ersten, welche das Gegentheil beschloß, hat der Hofr. v. Rotteck bei einer darauf folgenden öffentlichen Sitzung die Sache abermals zur Sprache und somit zur öffentlichen Kunde gebracht. Es ist allerdings von hohem Interesse, und für den Bisthumsverweser v. Wessenberg, wie für die Kammern, gleich ehrend, die Art und Weise, wie über seine Person und seine Sache die Vertreter des badischen Volks in beiden Kammern sich aussprachen, kennen zu lernen; obschon freilich dadurch die Betrübniß über den den Wünschen und Erwartungen Deutschlands so wenig zusagenden Ausgang nicht mag gehoben, auch den Kammern in Ansehung der Motive ihrer Beschlüsse die Vorwurfsfreiheit nicht mag genommen werden.

In der Sitzung vom 2ten April machte der freisinnige und kräftige Deputirte, v. Gleichenstein der zweiten Kammer den Antrag, in die Dankadresse an S. K. H. auch den Ausdruck des Wunsches aufzunehmen, daß der erzbischöfliche Stuhl in Freiburg mit keiner andern Person als mit jener des hochverehrten Hrn. v. Wessenberg möchte besetzt werden. Die Wünsche aller Guten unter den Laien in der katholischen Landeskirche seyen hierüber nicht minder einstimmig als — laut dem Resultat der bei allen Landdecanen gehaltenen Umfrage — jene der Geistlichkeit; und es werde wohl die hohe Regierung diese vereinigten Wünsche der Erhörung nicht unwerth finden. Dieser Antrag wurde von einer großen Anzahl katholischer Mitglieder der Kammer sogleich und mit Nachdruck unterstützt; aber die Hauptredner, Kern, Burg und Duttlinger, (von welchen der erste als wohlverdienter Präsident der vorigen Sitzung, der zweite als vieljähriger Freund und Geschäftsführer Wessenberg's, der dritte endlich als durch seinen für Wessenberg's Sache schon im J. 1819 bewiesenen Eifer ausgezeichnet, hier eine vorzüglich gewichtige Stimme führten;) verbanden ihr lautes Zeugniß für die Würdigkeit des gefeierten Bisthumsverwesers und für die Wünsche ihrer aufgeklärten Committenten, mit dem Ausdruck der Besorgniß, es möchte die Aufnahme solcher Wünsche in die Dankadresse unzart, unpolitisch und auch schon darum ungeeignet seyn, weil eine aus Mitgliedern von verschiedener Confession bestehende Versammlung nicht wohl einen Beschluß fassen könnte in Bezug auf die Besetzung einer nur der einen zugehörigen Kirchenstelle. Der Staatsrath Reinhard, als Regierungscommissair, setzte noch bei, daß, da es sich hier auch um die Zustimmung der übrigen betheiligten Höfe, um den Beifall des römischen Hofes und um die schnelle Realisirung der im Werke befindlichen katholischen Kircheneinrichtung in Deutschland handle, die Erklärung eines Wunsches von Seiten der Kammer nicht anders als vorgreifend und ein ungeeignetes Mistrauen andeutend seyn würde. Diese Vorstellungen überwogen die von dem minder bedächtlichen Theil der Deputirten, insbesondere von Höber, Knapp, v. Izstein u. a. ausgesprochenen, unumwundenen, das Ziel ohne Aengstlichkeit suchende Worte; und es nahm endlich selbst der Proponent v. Gleichenstein — zufrieden mit der laut erklärten einmüthigen Gesinnung aller katholischen und protestantischen Mitglieder, so wie der Regierungscommissaire, über die den Wunsch rechtfertigende Persönlichkeit v. Wessenberg's, und über das Vorhandenseyn des Wunsches — den Antrag zur Aufnahme solches Wunsches in die Dankadresse zurück. Ohne Zweifel wird das Publicum dem minder bedächtlichen Theil der Kammer seinen Beifall geben; es wird erkennen, daß — vorausgesetzt, daß die Regierung, wie versichert ward, in Ansehung der Persönlichkeit Wessenberg's gleiche Gesinnung wie die Kammer habe — das laute Aussprechen des Wunsches für jene niemals compromittirend, vielmehr nur rechtfertigend seyn konnte, und daß daraus eine nachdrückliche Unterstützung der auf den allseitig gewünschten Zweck zu richtenden Verhandlungen mit den deutschen Bundesfürsten sowohl als mit dem römischen Hof hervorgegangen wäre. Es wird erkennen, daß die wahre Zartheit der Stände darin bestehe, dem Landesvater alle Anliegen und Wünsche des Volkes vertrauensvoll und ohne Rückhalt vorzulegen, daß die Besorgniß, mit einem solchen, tiefgefühlten und die heiligsten Interessen umfassenden Wunsche anzustoßen oder Misfallen zu erregen, wahrhaft beleidigend für die Regierung, weit schlimmern Verdacht verrathend, sey, endlich auch daß, wenn ein kirchlicher Gegenstand nicht dürfte vor eine der Confession noch gemischte Versammlung gebracht werden, man auch 1819 über denselben Gegenstand und in derselben Versammlung nicht hätte sprechen dürfen.

Noch einen Tag früher als in der zweiten Kammer, nämlich am 1sten April, ward eben dieser Gegenstand in der ersten zur Sprache gebracht. Es ließ sich wohl vermuthen, daß der Abgeordnete der katholischen Landesuniversität Freiburg, v. Rotteck, und welcher schon 1819 durch seine Motion auf Erlassung einer Dankadresse an S. K. H., wegen der bis damals stattgefundenen Vertheidigung der Freiheit der Landeskirche, seinen Eifer für die Sache Wessenberg's, oder vielmehr für die Sache der katholischen Kirchenfreiheit bewährt hatte, im Augenblick der höchsten Gefahr für die Erhaltung dieses kostbaren Princips sich nicht leidend verhalten würde. Auch hat er wirklich, wie wir vernehmen, der ersten Kammer den Antrag gemacht, in die Dankadresse an S. K. H. den Ausdruck der Beängstigung aufzunehmen, welche die Katholiken durchdringe, da sie eine neu aufsteigende Gefahr erblicken, den Oberhirten zu verlieren, dessen ehrwürdiger Name längst als das Losungswort der Guten durch die kirchlichen Provinzen unsers deutschen Vaterlandes schalle, und der als Standarte und Symbol der gesetzlichen Kirchenfreiheit, als Bürgschaft der Festigkeit und des gesicherten Fortbestandes aller im Geist der Zeit bereits geregelten oder noch künftig zu regelnden katholischen Kircheneinrichtungen erscheine. — Aehnliche Gründe, wie die, welche des Tages darauf in der zweiten Kammer vorgebracht wurden, machten den Antrag scheitern; doch sollen allseitig Gefühle und Ansichten ausgesprochen worden seyn, die mit jenen des Proponenten im vollkommensten Einklang stunden. Eine allzu ängstliche Politik bewog jedoch die Mehrheit, das Gefühl des Schmerzens zu unterdrücken, und daher auch das Protocoll der Sitzung geheim zu halten. Da trat nun in der nächsten öffentlichen Sitzung v. Rotteck mit der nämlichen Sache, nur in veränderter Form, auf, und erklärte, daß er es nicht nur seiner eigenen Ehre, sondern auch der Ehre desjenigen Körpers (der katholischen Landesuniversität), in dessen Namen er hier allernächst spreche, und des katholischen Religionstheils, welchem er angehöre, schuldig zu seyn glaube, eine laute Stimme derjenigen Empfindung zu geben, welche bei Betrachtung der gegenwärtigen Lage der Dinge die Brust der guten Katholiken durchdringe; — nicht um eine der Kammern nicht zustehende bestimmende Theilnahme an der Besetzung des Erzbisthums anzusprechen, sondern blos um vertrauend die innigsten Wünsche und schmerzlichsten Besorgnisse des katholischen Landes zur Kunde des Landesvaters zu bringen, einzig seiner Weisheit und Gnade ehrfurchtsvoll die Gewährung und Beruhigung anheimstellend. Er erklärte demnach weiter, daß die dem Licht zugewendeten Katholiken in dem Verlust Wessenberg's den Todesstoß für die Freiheiten ihrer Nationalkirche erblicken würden, und den entschiedenen Triumpf der im Finstern schleichenden und nur Finsterniß liebenden Römlinge, —

„dieser unwürdigen Genossen einer Zeit, wie die heutige, und welche so gerne uns zurückführen möchten in diejenige alte, von welcher wir sie als theils beklagenswerthe, theils verächtliche Ueberreste erkennen.“ — Neu gestärkt durch so glänzenden Triumpf würden sie nimmer ablassen von Anfeindung des guten Princips, bis sie es völlig erstickt hätten, bis alles in seinem Dienst Errichtete, alle liberalen Einsetzungen und Formen zernichtet oder um ihre Wirksamkeit gebracht wären.

„Der tiefe Kummer, den wir empfinden — so fuhr der Redner fort — der Schmerzensruf, der beim Anblick solcher Gefahr durch unsere katholischen Gemeinden tönt, darf nicht verborgen, nicht erstickt werden. Es ist der Regierung selbst zuviel daran gelegen, zu wissen, daß der Geist ihrer katholischen Unterthanen ein dem Licht und dem Recht befreundeter ist. Sie wird in solcher Erkenntniß ein starkes Motiv finden, denjenigen Weg standhaft und entschlossen zu verfolgen, welchen sie bis jetzt zur Freude der Wohlgesinnten gewandelt ist, und welchen nicht zu verlassen die höchsten Interessen sie auffordern. Welche tiefe Wunden durch ein solches Verlassen unausbleiblich der moralischen Kraft unseres Volkes — diesem kostbarsten Lebensprincip, dieser unentbehrlichen Aegide kleinerer Staaten — würden geschlagen werden, welche düstere Schatten sofort über dem Gebiet der Erkenntniß und Gesittung sich lagern würden, das darf den erleuchteten Mitgliedern dieser hohen Kammer nicht erst erwiesen werden. Auch auf den Punct der Ehre wird es genügen mit einem einzigen Worte hinzudeuten. Baden — Regierung und Volk — gewohnt, in allen Bahnen des edlen Ruhmes freudig voranzuschreiten, kann gegen die Stimme der aufgeklärten Zeitgenossen und gegen jene der streng richtenden Geschichte nicht gleichgültig seyn. Was würde aber, nach allem, was in der besprochenen Sache bereits geschah, nach allen den glorwürdigen, standhaften, des innigsten Dankes werthen Maßregeln der Regierung in derselben die öffentliche Meinung jetzt und in der Zukunft von unserem katholischen Volke, von den Kammern, von der Regierung sagen, wenn — ohne Gegenbestrebung und Klage — der Verfechter der katholischen Kirchenfreiheit, der weithin von allen Wohlgesinnten gefeierte Wessenberg dem Machtspruch der Kurie geopfert würde? Endlich wird auch kein guter Bürger des Landes, welcher Confession immer er angehöre, anders als mit Entrüstung und Grauen an die Möglichkeit denken, daß im Gefolge ultramontanischer Principien leicht auch Intoleranz, Entzweiung und Ketzerhaß ihre Einkehr wieder halten möchten in unserem jetzt so brüderlich vereinten, von ungetrübter Liebe für Vaterland und Fürst durchglühten Volke.“ —

Noch ehe dieser Vortrag geendet war, fielen mehrere Mitglieder dem Redner mit Ungestüm ins Wort, und erklärten es für ordnungswidrig, einen in der geheimen Sitzung besprochenen Gegenstand, mit Berufung auf dessen frühere Verhandlung, in der öffentlichen zu Sprache zu bringen. Ja, sie verlangten, daß, obschon der Vortrag, als denn doch wirklich gehalten, ins Protocoll zu nehmen sey, derselbe gleichwohl ungedruckt bleibe. Vergebens wurde dagegen bemerkt, daß ein an und für sich zur Publicität geeigneter Gegenstand darum, weil davon schon gelegenheitlich in einer geheimen Sitzung gesprochen worden, nicht zur ewigen Verschweigung könne verdammt seyn, und daß alle öffentliche Reden der Mitglieder, die getadelten wie die nicht getadelten, dem Publicum vermöge constitutionellen Rechtes angehörten. Die Majorität beschloß, daß der misfällige Vortrag aus dem gedruckten Protocolle wegbleiben und nur ins geschriebene kommen sollte.

Noch einen Versuch machte v. Rotteck, um die Kammer zu einem mit ihren früheren Uebungen harmonirenderen Schlusse zu bewegen. Er stellte ihr in einer der folgenden Sitzungen vor, daß inzwischen die zweite Kammer den Druck ihres Protocolls über die Berathung der Dankadresse verordnet hätte. Wenn nun die erste nicht ein gleiches thue, so müsse das Publicum meinen, es sey entweder in der geheimen Sitzung der ersten Kammer wirklich Unziemliches oder Unzartes gesprochen worden — was doch nicht geschehen — oder es habe die Kammer eine Geneigtheit, auch dasjenige zu verheimlichen, was keiner Verheimlichung bedarf. Auch sey es wirklich ein Unglück für die Sache, wenn die für Hrn. v. Wessenberg so äußerst ruhmvollen Erklärungen aller Mitglieder nicht zur Kenntniß des Publicums gelangten, und wenn zumal auch die eigene Erklärung dieses ehrwürdigen Prälaten, welche den Adel seiner Seele und den wohlbegründeten Stolz seines Bewußtseyns so kräftig ausspreche, mit allem übrigen in ganz unnöthiges Geheimniß begraben würde. Vergebens! Die Kammer — weil nicht nothwendig sey, daß eine Kammer thue was die andere — verwarf abermal den Antrag des Drucks.

Indessen gelang es Rotteck dennoch, bei einer bald darauf sich ergebenen Gelegenheit, einen Laut des Schmerzens über die gescheiterten Hoffnungen der Katholiken in ein dem Druck nicht zu entziehendes Actenstück zu bringen. Als er nämlich als Commissionsberichtserstatter über den, von der Regierung vorgelegten Gesetzesentwurf, welcher die volle Studienfreiheit verkündet, sprach, schloß er seinen Bericht mit folgenden Worten:

„Die Studienfreiheit, welche uns in diesem Gesetzesentwurf dargeboten wird, ist nur eine äußere, — eine andere kann auch der Staat auf directem Wege nicht herstellen, — und dabei blos eine Lern-Freiheit, welche freilich nur in dem Maße segensreich wirket, als auch jene der Lehre herrscht. Doch dem Princip dieser letzten hat unsere erleuchtete Regierung von jeher durch die liberalsten Gesetze, und noch erst in der allerjüngsten Zeit durch Zurücknahme der, im Drang außerordentlicher Verhältnisse verordneten außerordentlichen Beschränkungen gehuldigt. Sie wird auch fürder niemals eine größere Beschränkung einführen oder dulden, als der Zusammenhang der großen Verhältnisse Deutschlands und Europas ihr als unabweisliches Gesetz aufdringt. Aber auch die innere Freiheit des Lehrens und Lernens, d. h. die Befreiung des Geistes auch vom geistigen Zwang, die Pflege des Willens, geistig frei zu seyn, die Abhaltung vergiftender Influenzen auf die eingeborne Kraft des Geistes — ist wenigstens der indirecten Einwirkung der Staatsgewalt mit nichten entzogen. Was würde die äußere Erlaubniß zu lernen und zu lehren, die Aufhebung des bürgerlichen oder polizeilichen Zwanges nützen, wenn etwa eine die Gemüther und das Gewissen unmittelbar beherrschende Macht die Geister dahin brächte, das sie lichtscheu würden, ja bald, durch künstlich gepflegte Dunkelheit kränkelnd geworden, das Licht nicht mehr zu ertragen vermöchten?? — Ich sage nichts weiter. Aber wer wird verkennen, daß es Lagen der Kirche wie des Staates geben mag, worin die Bewahrung des Princips der Freiheit für mehr als ein nachkommendes Geschlecht, worin der dauernde Sieg oder Fall der guten Sache von der Behauptung oder Verlassung einer früher genommenen Stellung, eines früher verkündeten Grundsatzes abhängen kann, und daß der Zusammenhang der Umstände — wie wir so eben in Ansehung der katholischen Landeskirche mit banger Empfindung uns sagen — leicht selbst eine Persönlichkeit, einen ehrwürdigen Namen, um welchen nun einmal die Freunde des Lichts vertrauend und liebend sich gesammelt haben, als wahres Palladium der gesicherten Geistesfreiheit erscheinen läßt?“ —

Hiermit schloß sich die Verhandlung der Wessenberg'schen Sache in den badischen Kammern, doch wohl jene im Publicum nicht.

Dieses Ereigniß wird höchst wahrscheinlich große Folgen haben und Guizot's Bemerkung bestätigen, daß nur ein nationales Ministerium Frankreich und Europa die nöthige Gewähr leisten könne.

Es ist daher interessant zu hören, wie ein geistvoller Schriftsteller, der ehemalige Deputirte Keratry, sich über die von dem Departements-Wahlcollegium der Seine am 18ten Mai d. J. vollzogene Wahl der H. H. Ternaux, Gaspard Got, Tripier und Alexandre de la Borde zu Deputirten in einer französischen Zeitschrift erklärt hat. Wenn wir auch seinem Urtheile nicht ganz beistimmen, so glauben wir doch, daß es Aufmerksamkeit verdient, weil es die Ansicht eines großen Theils der gebildeten Pariser ausdrückt. *)

„Die Wahlen der Herren Ternaux, Gaspar Got, Tripier und Alexandre la Borde," sagt Hr. Keratry, „ist das merkwürdigste Ereigniß, welches Frankreich erlebt hat, seit es Wahlregister gibt für die repräsentative Verfassung. Vor vier Jahren noch würde das Ministerium selbst die Herren Ternaux, Gaspar Got, Tripier und Alexandre la Borde, die es jetzt zurückgewiesen, zu Deputirten verlangt haben; dieselbe Opposition aber, welche damals lieber jeden Andern, nur nicht sie, zu Stellvertretern gewählt hätte, hat sie jetzt verlangt und erhalten. So weit sind beide Theile, jeder im entgegengesetzten Sinne, fortgeschritten! Eine seltsame Erscheinung, die erklärt werden muß, und deren wahrscheinliche Folgen reifliche Erwägung verdienen.

„Der Vortheil, den die Opposition errungen hat, da sie, im Kampfe mit der Macht, die Wahlen von Paris nach ihrem Willen entschied, ist nicht zu berechnen; gleichwohl handelte sich's hier keineswegs um die Zahl; denn da die Opposition nur aus etwa 130 Mitgliedern besteht, ihre Gegner aber, fast 300 an der Zahl, im Besitz der Stimmen-Mehrheit bei der Gesetzgebung sind, so kann sie nicht erwarten, sich numerisch zu verstärken, so lange jenes Wahlsystem vom Junius 1820 fortdauert, das wahrhaft eine Züchtigung ist, welche die Nation für ein Verbrechen leidet, an dem sie unschuldig war (des Herz. v. Berrys Ermordung durch Louvel).

„Doch nicht einmal von Opposition kann hier die Rede seyn; denn nur in einer verfassungsmäßig eingerichteten Regierung gibt es eine Opposition; nun beweist aber alles, und selbst die Opposition, welche ihren eigentlichen Charakter nicht hat, daß uns eine solche Regierung noch fehlt. Die wahre Opposition strebt nämlich darnach, den Staat nach einem gegebenen und von Allen angenommenen System zu regieren; in dieser Absicht bemüht sie sich zu erweisen, daß sie, jenem System treu, am geeignetsten sey, daraus die möglich besten Früchte für das Ganze zu erzielen. Darum sucht sie aus der Minderzahl zur Mehrheit sich zu erheben; jeder Vortheil führt sie weiter dahin; bleibt sie aber im Nachtheil, so muß sie den Platz geschickteren Männern überlassen. Bei uns ist kein solches Streben; man will nicht Plätze haben, noch die Art der Verwaltung ändern: es handelt sich um eine weit größere Sache. Sonst folgte die Opposition gewöhnlich der Fahne einiger Männer; jetzt hat sie Niemanden an ihrer Spitze. Sie will nicht den oder jenen zum Minister ernannt sehen, ja sie macht nicht einmal eine Partei aus. Zusammengesetzt aus einer zahllosen Menge von Rechtsgelehrten, Eigenthümern, Kaufleuten, Gelehrten und Capitalisten, die nirgends in die Gefahren einer Volksbewegung sich zu stürzen den Trieb fühlen, ist sie unendlich mehr als eine Opposition. Nun ist aber keine Regierung, der solch' ein Wesen gegenübersteht, im Stande, fortzuschreiten; denn im Grunde ist jenes Wesen die Nation selbst, und schon die Thatsache, daß es so colossal und formlos sich zeigt, beweist, daß die bürgerliche Gesellschaft bei uns noch nicht geordnet, oder, was eben so viel bedeutet, daß sie es nur im verkehrten Sinne ist.

„Freilich wäre die Aufgabe vor acht Jahren viel einfacher gewesen, wenn die hervorragende Classe der alten Gesellschaft, ihrer Stellung sich bewußt, an die Spitze der Nationalfreiheit, wohin alles sie wies, damals sich gestellt hätte. Dieser Platz war vielleicht, nach Napoleons Sturze, der einzig offene; denn die obersten Stufen der andern National-Interessen waren bereits besetzt; den Ruhm nach außen behaupteten, in frischer Erinnerung noch, die französischen Waffen, und im Innern die großen Erfolge unsers Kunst- und Gewerbfleißes.

„Glücklicherweise begriff man nicht instinctmäßig den Vortheil dieser Lage; außerdem würden wir jetzt die Machtstufen einer festgegründeten, bleibenden, und eben darum auch gestrengen Aristokratie über uns erblicken, statt jener gefälligen Oberen, die ohne Anspruch auf Dauer aus einer Demokratie genommen worden, deren Gipfel beweglich und veränderlich sind.

„So hat der Adel selbst den Besitz aufgegeben. Indeß läßt er sein reinpersönliches Verlangen nach Herrschaft durchblicken, ohne es jedoch mit irgend einem Schimmer von Legitimität zu umgeben; er will den Thron beschützen, indem er eigentlich selbst unter ihm nichts als Schutz sucht; das natürliche Obdach für Alle aber, der Thron, ist durch die großen Fehler der Ministerien nichts als die Bastion einiger Wenigen geworden.

„Unleugbar sind die vier Candidaten, welche die Regierung dem Wahlcollegium des Seine-Departements vorgeschlagen hat, achtungswerthe Bürger; vorzüglich kann man von den Herren Breton und Bonnet sagen, daß sie ganz die alte Rechtlichkeit der pariser Bürger haben. Aber sie sind es nicht, die ganz Paris zurückstößt; nur die mag man nicht, von welchen sie empfohlen werden. In ihrer Person stößt man die Gegenrevolution zurück. Man weiß, was ihre Freunde beabsichtigen; man weiß, was sie überall, wo sie nur einige Macht erhalten, bewirken: dies und nur dies hat die Wahlurne mit den Namen Ternaux, Gaspard Got, Tripier und Laborde angefüllt. Die Frage der Wahl ist für Alle die Frage des Daseyns geworden.

„Darum sind aber die erwählten Deputirten keineswegs gegen die Monarchie feindlich gesinnt. Sie haben das Gegentheil bewiesen; nur wollen sie nicht eine solche Monarchie, wie die vier von denselben Wählern vor kaum einem Jahre ernannten Deputirten. *) Die öffentliche Meinung hat sich von denselben abgewendet; sie hat den Verführungen und Drohungen widerstanden; denn sie hat wahrgenommen, daß man sie dahin führte, wohin sie nicht gehen wollte, nämlich zur Gegenrevolution, und sie hat sich ganz natürlich darüber mit einer Bestimmtheit ausgesprochen, welche offenbar die alte Regierung auf das eine Ufer hinstellt, und die Nation auf das andre.

*) Herr Ternaux ist bekanntlich der Chef eines der ersten und reichsten Handelshäuser Frankreichs, der die ansehnlichsten Wechselgeschäfte und die bedeutendsten Manufacturen in feinen Tüchern und Shawls leitet und, wie man sagt, 20,000 Familien ernährt; auch hat er sich durch die Einführung der Cachemir-Ziege um Frankreich verdient gemacht. Gaspard Got ist Präsident des pariser Handelsgerichts. Beide bekennen sich, so wie der vielseitig gebildete Gelehrte Alexandre Laborde und Hr Tripier, einer der ausgezeichnetsten pariser Advocaten zu den politischen Principien des linken Centrums, das jetzt mit der linken Seite vereinigt scheint.

*) Die Herren Ollivier, Lebrun, Breton und Bonnet.

„Hr. Ternaux hat nicht mehr als 100 Stimmen von der Gegenrevolution erhalten, indem die ehrenvolle Mehrheit von 1400 Stimmen für seine Wahl nur um jene kleine Zahl die der Wahl des Hrn. Gaspard Got überstieg. Vor vier Jahren *) verschwendete die Aristokratie ihre Stimmen für ihn, um dadurch einen andern Candidaten zu entfernen; jetzt mag sie ihn nicht mehr. Warum? Weil sie jetzt, durch ein ihr ergebenes Ministerium kühner geworden, etwas Anderes will, als was sie vor vier Jahren wollte.

„Gleichwohl hat Hr. Ternaux, rechtlich wie er ist, seine monarchischen Gesinnungen nicht geändert; indeß konnte ihn diese Anhänglichkeit an den Thron, die er in der letzten Sitzung der Kammer noch deutlicher aussprach, nicht wieder zu Gnaden bringen. Die Vorstadt St. Germain hat ihm nicht verziehen, daß er seinen schönen Ruf im Handel und Gewerbe einem Adel von ein paar Tagen vorzog, zu einer Zeit, wo man mit dieser Staatsmünze die Meinungen der Leute bezahlt, nicht ihre Dienste.

„Die Erneurung der zehn Deputirten des Seine-Departements, und vorzüglich die der vier Deputirten des größeren Wahlcollegiums, ist der ernsthafteste Rath, den die öffentliche Meinung der Regierung geben konnte; sie zeigt ihr das Gefährliche, etwas allein zu wollen, was kein Anderer will, das Widersinnige, sich selbst bis zu einer Partei im Staate und überdies noch zu der schwächsten von allen herabzusetzen, während man sich auf die Masse Aller stützen kann; sie enthüllt ihr endlich, was man allgemein von einem Ministerium denkt, in welchem jedes Mitglied, ausschließlich in den von ihm ausgesprochenen Ansichten, der Gegenrevolution das Wort gegeben hat, und das nur darum mit sich selbst nicht ganz einig zu seyn scheint, weil es über die Art, sie herbeizuführen, nicht einverstanden ist. Einer z. B. will einen Tropfen Oel für das Getriebe, der Andre will, man soll die Kurbel mit ganzer Gewalt drehen. Die Grundsätze sind dieselben; nur über die Art zu verfahren denkt man verschieden. Zum Beweise dient schon die Art des Einflusses, welchen das Ministerium auf die letzten Wahlversammlungen ausgeübt zu haben, allgemein beschuldigt wird. Diese Gerüchte sind entweder so verleumderisch, oder sie enthalten so schwere Anklagen, daß die Kammer, wenn sie nur einige Achtung für sich selbst hat, dem Beschlusse eine Untersuchung deshalb anzustellen, worauf mehrere Deputirte antragen werden, sich nicht wird entziehen können.

„Alle die Männer, welche die Regierung nach dem System derer, die jetzt die Stellen der Macht inne haben, zurückweist, sind die aufrichtigsten und die aufgeklärtesten Freunde der Monarchie. Man erblickt unter ihnen alle diejenigen, welche sie zugleich mit der Sicherstellung der öffentlichen Freiheit verlangten; alle diejenigen, welche verlangten, daß die französische Nation geachtet würde in ihrem nun bürgerlichen, kriegerischen, moralischen und industriellen Daseyn der letzten dreißig Jahre, wo das Verbrechen, wenn es sich zeigte, nur Wenigen zur Last fiel, der Ruhm großer Gesinnungen aber ein reicher Bestandtheil des Nationalguts wurde.

„Was jetzt seit vierzehn Tagen (in der ersten Hälfte des Mai) in Paris geschehen ist, beweist die klugen Berechnungen der Opposition, als sie sich auf einige Augenblicke mit der rechten Seite verband, um das alte Ministerium zu entfernen. Hätte dieses sich erhalten, so würden wir jetzt nicht wissen (wegen Fortdauer der Censur, welche das alte Ministerium vorgeschlagen hatte, fortdauern zu lassen), welch' ein trefflicher Geist die öffentliche Meinung beseelt, die sich in diesen Tagen so nachdrücklich bei den Wahlen ausgesprochen hat. Man hätte abermals die Candidaten einer feindlich gesinnten Aristokratie sich gefallen lassen; denn die allmählige Steigerung in dem Verfahren der Macht bewirkt, daß der große Haufe nichts sieht; so gleitet man bis an den Abgrund, ohne es zu ahnen, und man sinkt so allmählig in die Tiefe, daß man mitten im Schooße der Tyrannei sich befindet, während man noch an Mäßigung glaubt. Hat man doch von einem sehr listigen Staatsmanne gesagt, daß er ein großer Einschläferer sey.

„Die vorigen Minister gaben uns Opium in ziemlich starken Dosen. Doch sie gehören jetzt der Geschichte an; diese wird sie richten. Eine repräsentative Regierung hat den Vortheil vor der absoluten Monarchie voraus, daß in der letzten ein in Ungnade gefallener Minister fast immer ein verlorner Mann ist, wie der Surintendant Fouquet, oder er stirbt vor Gram wie Arnauld de Pomponne. In der constitutionellen Verfassung dagegen verstößt man die Grundsätze; man tadelt sie; das System wird geändert; Einer macht dem Andern Platz, und der durch eine Meinung entfernte Minister findet noch immer Achtung, wenn er sie verdient. —"

Hr. Keratry glaubt, daß die Auflösung des vorigen Ministeriums, dessen ganzes Gewicht Hr. Pasquier, wie ein zweiter Atlas, auf sich trug, eine Begebenheit gewesen sey, zu der sich Frankreich Glück wünschen müsse, weil sie die Sachen ins Klare gebracht habe. Ohne es selbst zu wissen, handelte diese Verwaltung weit mehr dem Interesse der Aristokratie gemäß als die Inhaber der gegenwärtigen. Nunmehr ist die Frage: Seyn oder Nichtseyn. Der offene Kampf läßt keine Verzugsmittel zu. Durch den Tod des Herzogs von Richelieu hat man vielleicht einen von denjenigen Staatsmännern verloren, die man aufhob, um die Gemüther, wenn sie über Erwarten gereizt seyn sollten, wieder zu beruhigen. Es gibt nun einen ehrlichen Mann weniger, aber auch unter den denkbaren schlechten Ministerien eins weniger. Freunde, die seinen Werth schätzten, können um ihn als Privatmann trauern; die Bürger haben dazu keinen Grund. Denn wie die gefürchteten Verhältnisse abnehmen, so nehmen die gehofften zu. Man darf viel von einem Lande erwarten, wo eine Hauptstadt von fast 800,000 Seelen Patriotismus zeigt, im Angesicht des ganzen Zaubers der Macht. „Hat Paris Vaterlandsgeist, — mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Bemerkungen, — so kann Frankreich nicht untergehn, weder als Nation, noch als Monarchie!"

Zur Erläuterung einer Stelle des vorstehenden Aufsatzes, wo Keratry sagt, daß Hr. Ternaux seinen Handelsruf dem Adel von einem Paar Tage vorgezogen habe, führen wir Folgendes an. Hr. Ternaux hatte im December 1819 den Baronentitel und den Adel in Rücksicht auf seine Handelsgeschäfte erhalten, in der Folge aber erfahren, daß der Justizminister Deserre im Januar des J. 1820 eine königliche Verordnung unterzeichnet habe, worin einem gewissen Charrin auf sein Gesuch der Adel wieder erneuert wird, den seine Voreltern, weil sie Handel trieben, hätten eingehen lassen. Solche seit der Revolution völlig neue Verordnungen werden mit dem sonderbaren Namen Lettres de relief bezeichnet, weil sie die ausdrückliche Erklärung enthalten, daß dem wieder hergestellten Edelmanne der von seinem Vater, oder Vorfahren getriebene Handel auf keine Art zum Nachtheil gereichen solle, indem der dadurch in Verfall gerathene Adel ganz wieder in den früheren Zustand erhoben werde. Herr Ternaux war mit allem Recht über diese mit der Handelslehre und den durch die Revolution angenommenen National-Grundsätzen im Widerspruche stehenden Lettres de relief empfindlich; er erklärte daher in der Deputirtenkammer im Julius 1821, daß er, und warum er von dem ihm verliehenen Adel keinen Gebrauch habe machen wollen; auch machte er dies in einem gedruckten Briefe seinen Correspondenten bekannt. (S. Beil. zum lit. Conv. Bl. No. 248, Jahrg. 1821.)

*) Dies geschah im J. 1818 unter dem Ministerium Richelieu-Laîné, wo er Benjamin Constant zum Mitbewerber hatte.

sondern zieht nur um ihre Herrschaft die natürlichen Schranken."

„Das Gesetz ist gewöhnlich nur auf das Vergangene, die gemachten Erfahrungen gebaut, und darum gewissermaßen todt und starr, eisern, taub, unerbittlich. Die Jugend eines Jünglings, die Schwäche des Weibes, drückende Armuth ꝛc. was geht dies Alles das Gesetz an? Es entscheidet: Geh, Gerichtsdiener, binde die Hände, verhüll das Gesicht und haue zu! In dem Busen eines Königs aber schlägt ein lebendiges Herz, bei diesem findet die Schwäche Nachsicht, der Irrthum Gnade."

„Auserwählte aus allen Volksclassen sollen zur Berathschlagung mit dem Könige abgesandt werden. Viele sehen und wissen mehr zusammen als jeder Einzelne. Der Abgesandte bringt die Wünsche und Bedürfnisse des Volks zum Könige."

„Den König sollen Freunde und gute Minister umgeben, nicht aber sich von allen Seiten herandrängende Taugenichtse, die ihn für sich bearbeiten und machen, daß er den Seinen fern und furchtbar bleibt. Das Wohlwollen, nicht das Schrecken der Bürger, soll ihn umgeben. Nur diese Waffe macht den Fürsten unüberwindlich. Dann steht er da, wie die eherne Schlange, die Moses in der Wüste aufrichtete. Durch ihren Anblick allein heilt sie die Wunde der Leiber nicht nur, sondern auch die Geschwüre der Gemüther, welche so vielen Menschenkindern durch die Stiche und Bisse anderer Schlangen sind zugefügt worden und schmerzhafte Entzündungen und Eiterungen verursacht haben."

„Väter sollen die Fürsten seyn in der Liebe, Hirten in ihrer Treue und ihrem Eifer, Führer in ihrer Weisheit, Häupter im Glanz ihrer Tugenden."

„Siehst du aber einen, der König heißt und nichts Königliches hat, der nicht durch die geringste edle Eigenschaft aus der Menge hervorragt, sondern Tausenden nachsteht, der sein Volk nicht liebt, nicht ehrt und pflegt und beglückt, der nur sich und die Seinen, nur stolzes unbeschränktes Herrscherthum, nur seine Lüste, Gedanken, Launen, Eitelkeit und Willkür will — und er hätte die Schätze eines Crösus und stammte von Carl dem Großen oder Alfred dem noch größern, zu seinen Füßen lägen sieben Reiche, er hätte siegreiche Heere, mächtige Flotten, um ihn drehte sich in wunderbaren Wirbeln ein glänzender Hofstaat, Minister, Generale, Geistliche, Gelehrte, schöne Damen, unter Spielen und Festen — es ist Alles nichts, sieht aus wie ein König, ist's aber nicht."

B. Aus Milton's Schutzrede für das englische Volk.

„Die Lehre, der zu Folge die Fürsten über alle Macht erhaben seyn sollen, ist eine vergifteteGabe, die sie selbst zu Grunde richtet."

„Wenn die Fürsten mich hören und sich dem Gesetz unterwerfen, so werden sie, statt einer schwachen, unsichern, stürmischen, durch Sorge und Furcht getrübten Herrschaft, eine ruhige, feste, friedliche und dauerhafte erlangen."

„Dir ist Volk nur eine blinde, dumme Masse, unfähig zu gehorchen und zu herrschen, wetterwendisch, eitel, windig und leicht. Wir dagegen verstehen unter Volk alle Volksclassen, alle Stände und Ordnungen der Bürger. Und das Volk bleibt immer Volk, lebte es auch auf dem Felde oder in Wäldern."

„Es kommt mir vor, als sehe ich dich, o Freiheit, dich, seit so langer Zeit aus dem ganzen Bereiche der Welt vertriebene und in's Elend verstoßene, wieder zurückkehren und einziehen unter alle Völker deiner Heimath, und mir ward auferlegt, wie Triptolemus einst, doch eine weit edlere Saat, als nur des Getreides, von meinem Lande aus unter die Völker zu verpflanzen, auszusäen den Keim des zur Bildung und Freiheit wieder aufgewachten Lebens durch die Städte, die Reiche und die Nationen."

99.

Aus Italien.

Das Werk über die Stadt Acre im Val di Noto auf Sicilien, welche der Baron Judica wieder an's Tageslicht rief, ist, längst versprochen, endlich erschienen. (Le antichità di Acre scoperte, descritte ed illustrate dal bar. Gabriele Judica, regio custode delle antichità del distretto di Noto. Messina 1819. fol. 34 Kupfert.) Die frühere Jahrzahl ist wie auf manchem italienischen Werke zu erklären. Nachgrabungen im Jahr 1809, die nicht ohne Erfolg waren, bestimmten, die Stadt, welche man durch Erwähnungen alter Schriftsteller und aus Münzen kannte, ferner aufsuchen zu lassen. Ein Basrelief in den Felsen gehauen, ganz nahe der Stelle, wo man diese ersten Spuren fand, bei Colle orbo unweit Palazzolo, hat schon Houel erwähnt. Wahrscheinlich ging die Stadt erst durch die Zerstörungen der Saracenen unter, und Regen, wie sie in südlichen Ländern häufig sind, bedeckten mehr oder minder ihre Reste. Griechische Inschriften, Gräber mit regelmäßig beigesetzten Skeletten und dem Hausrathe, der den Lebenden diente, der Untersatz einer Bildsäule des Verres, wie der Verf., nach der Angabe des Cicero (Verr. II, 21.), annimmt, weil C. VER und XXX darüber stand, viel christliche Ueberreste, zerstörte Münzen des V. und VI. Jahrh., Thongefäße aller Art fanden sich in den verschiednen Lagen. Der bisher erschienene Band, in welchem die griechisch sicilischen Thongefäße allein 16 Kupfertafeln einnehmen, erzählt nur die Entdeckungen bis 1818 auf eine etwas unbequeme Art, indem der Text in Tagebuchform abgefaßt ist, folglich sehr oft auf dasselbe zurückkehrt. —

Zugestanden, daß es historische Romane geben dürfe, so wäre sicher kein passenderer Held für einen Schriftsteller aufzufinden, dem freilich viel zu Gebote stehen müßte, als Francesco Petrarca. Wer sich aber nicht bewußt ist, alle Untreuen an der Geschichte durch Vorzüge vergessen zu machen, wie die sind, wodurch der Verf. des Ivanhoe doch nicht einmal die strengen Richter ganz besticht, der lasse die Hand von der Tafel. Billig rufen das die italienischen Prabeuten einem Prof. Levati zu, der seine Versündigung an Petrarca nur durch ferneres Schweigen oder Vielbessermachen sühnen kann. In 5 Bänden gab er Viaggi di Fr. Petrarca, in Germania ed in Italia (Milano 1820, 8.), die des Dichters Wirken, sein Lieben und Leiden von dem Augenblicke an darstellen sollten, wo sein Leben öffentlich wurde, bis zu seinem Tode in Arquà. Nach der Meinung der Italiener fehlt noch ein Leben Petrarca's, das die Ansprüche, die man daran machen darf, genügend erfülle. Die Aufgabe ist nicht leicht, denn bei der genauesten Kenntniß mit der Zeit und den Umständen, in denen sich P. bewegte, müßte der Verf. ihn trotz der mannichfachsten Beziehungen, die auf ihn einwirkten, doch unter dem fortwährenden Einflusse der Einen Leidenschaft zeigen, ohne deren Erkenntniß ein großer Theil der Erscheinungen seines Lebens sich kaum erklären läßt.

Für die Historiker liegt da die Klippe der Systemsucht. Doch für den Dichter wird ohne diesen rothen Faden sich eine Verwirrung von Ereignissen und Thatsachen darbieten, die kaum auf einen und denselben zu beziehen schienen. Wie entschieden schrieb er nicht oft, und wie noch verschiedner von dem, was er schrieb, handelte er noch öfter! War Ehrgeiz oder Liebe das magische Wort, das diese Räthsel löst, ist für den Geschichtschreiber eine Frage; für den Dichter ist sie ohne Bedenken entschieden. „Es scheint natürlich, daß er uns Petrarca mit jener unvertilgbaren Neigung gezeigt hätte, im ewigen Kampfe zwischen Hoffnung und Furcht, erregt

und gebeugt durch wohlwollende Näherung und kaltes Uebersehen; wie er ferne Gegenden aufsucht, doch immer verfolgt von der stets frischen Erinnerung; wie er den Lorbeer empfängt, doch nur darum in diesem Schmucke sich gefällt, weil er den Namen seiner Geliebten ihm zurückruft; wie er in's Feld zieht, mit dem gefährlichsten Feinde im eignen Busen, und in den Residenzen der Päpste, an den Hoflagern der Fürsten dem Gedanken zu entfliehen sucht, der überall hin ihn begleitet. Vielleicht fände er Linderung seines Schmerzes, wenn Italien wieder zu seinem alten Glanze käme; er fleht und strebt und setzt das Aeußerste dran, um diesen Gedanken zu verwirklichen; vielleicht gäbe der Glanz seines Namens ihm Tröstung; er arbeitet seine unsterblichen Werke aus, um jenem so innigempfundnen Schmerz sich zu entziehen; aber weder der Lorbeer des Capitols, noch die Gunst der Großen, noch der Ruhm, der ihm zufällt, bringen jene reizenden Züge ihm aus dem Sinne, die stets ihm so nahe und doch immer so fern sind, bis endlich er müde des Lebens nach Arquà flüchtet. Denn nicht in den Prunksälen der Fürsten, nicht in den Versammlungen der Gelehrten, sondern dort, wo der Himmel heitrer lächelt,

Ove l'aura si sente
D'un fresco ed odorifero laureto,

steht endlich das Herz still, dem selbst die Jahre keine Beruhigung brachten."

Eine Darstellung der Art, und wäre sie auch nicht in allen Theilen gelungen, könnte doch niemals ganz ihre Wirkung verfehlen; sie malte das mächtigste aller Gefühle, das sicher ist, bei Hörern jedes Alters Aufmerksamkeit zu erregen. Aber wo hat Hr. Levati Zeichnen gelernt, und wer lieh ihm die Farben? Die Beurtheiler in der Bibl. Ital., die bekanntlich Petrarca's Kopf als Vignette führt, haben, wie sich's gebührt, den Sänger Laura's vor der unziemenden Beurtheilung in Schutz genommen, die Hr. Levati's unzeitige Gelehrsamkeit ihm zudachte, und vor den noch viel ungeschickteren Lobsprüchen. Der Kranz ist also noch zu erlangen. —

Die Raccolta d'antichità greche e romane ad uso degli artisti disegnate ed incise da Giov. Bignoli hat ihren Fortgang (Mailand bei Destefanis); das zweite Heft mit 6 gutgezeichneten Kupfern gibt Denkmäler des Alterthums nach guten Mustern zu Preisen, wie wir sie in Deutschland noch nicht sobald erwarten dürfen, weil die Vornehmthuerei unsrer jungen Künstler Fertigkeit dieser Art unter der Würde hält. Zunächst hat Hr. Bignoli geschmackvoll gewählte Verzierung im Auge, und Wahl und Ausführung machen ihm Ehre.

44.

Aus Paris.

(Beschluß aus No. 137.)

Ueber den berühmten Thierkreis von Denderah habe ich noch Einiges einem meiner früheren Briefe hinzuzufügen. Des Akademikers Saint Martin Denkschrift erzählt die Geschichte der Versetzung jenes Thierkreises nach Paris. Diese wahrhaft erscheinende Erzählung gibt der gelehrten Eifersucht der Britten und Franzosen in Aegypten neuen Stoff. Die Consuls Salt und Drovetti, von beiden Nationen, stehen beim Pascha in Aegypten in Gnaden und haben, wie in einer eroberten Provinz, den Boden zur Aufsuchung der Alterthümer unter sich getheilt. Jeder, der jetzt dort auf Alterthümer Jagd macht, wird entweder von Herrn Salt's oder Herrn Drovetti's Spürern gestört; beide berufen sich auf ihre Instructionen und ihr Ausschließungsrecht. Der Pascha bekümmert sich aber selten viel um diese diplomatische Zänkerei und gibt jedem Fremden, der darum anhält, die Erlaubniß zum Nachgraben. Dies war beim Herrn Le Lorrain der Fall, welcher von einer speculirenden Gesellschaft in Paris zur Wegführung des Thierkreises von Denderah beauftragt war. Ungeachtet jener Erlaubniß vom Pascha, den Thierkreis wegzuführen, wäre durch des engl Consuls Salt Leute Le Lorrain fast aus Denderah vertrieben und nach Einschiffung des Thierkreises ihm von ihnen der Besitz des Zodiaks noch streitig gemacht worden. Aber Le Lorrain zog sich durch folgenden Einfall aus der Schlinge: er steckte ein weißes Tuch auf eine Stange und verlangte Achtung für die franz. Flagge, und der zur Arrestation aufgeforderte Ortsrichter (Cadi) gab ihm nun Schutz. Die Franzosen in Aegypten glauben dadurch einen großen Triumph über den englischen Consul behauptet zu haben. Die Gesellschaft, welche den Thierkreis nach Frankreich brachte, will ihn für 300,000 Francs verkaufen.

Die gedruckten Denkwürdigkeiten des Herzogs von Lauzún haben guten Absatz, wie das von einem Buche voller Scandale zu erwarten war, welche das französische und besonders das pariser Publicum gerne liest. In diesem Fache gleichen sich, nach einer Wahrnehmung des witzigen La Rochefoucault, alle große Städte darin, daß ihren Bewohnern aus einer gewissen Schadenfreude das Unglück Anderer nicht ganz misfällt. Obgleich daher Jeder des Herzogs Denkwürdigkeiten für ein ehrenrühriges Buch erklärte, so war doch die erste Auflage schnell vergriffen und eine zweite folgte rasch. In Hinsicht des Originalmanuscripts ist bekannt, daß vor einigen Jahren zwei bis drei Exemplare davon vorhanden waren, namentlich eins im Polizeiarchiv und eins in den Händen des Fürsten Talleyrand. Man erzählt darüber folgendes: Eine Dame, die sich auch unter die Schlachtopfer der Intriguen des Herzogs von Lauzún zählte, ersuchte jenen Fürsten, ihr sein Manuscript nur auf 24 Stunden zu leihen. Er hatte die Gefälligkeit, sie nahm die sie betreffende Stelle heraus und lieferte das verstümmelte Exemplar zurück. Einige Zeit hernach bat sie wieder um Mittheilung desselben und fand es zu ihrem Schrecken wieder vollständig; sie lieferte es zurück, nachdem sie abermals die sie betreffende Stelle zurückbehalten. Als sie zum drittenmal um Mittheilung bat, erwiderte Talleyrand, ich bedaure, Madame, ihren Wunsch abschlagen zu müssen, da ich unglücklicher Weise nur drei Exemplare besitze. Obgleich Viele des Herzogs von Lauzún Charakter sehr tadeln, so wagen doch Andere, ihn zu entschuldigen. Einer der letzteren hatte einige Charakterzüge dieses Herzogs gesammelt, der, nach seiner Versicherung, selbst gegen seine Feinde sehr gerecht und großmüthig war. Man führt folgenden an: Im Anfange der Revolution hielt es ein Marquis seiner Verwandtschaft mit der Hofpartei, indeß sich Lauzún, sonst Biron genannt, laut für die constitutionellen Grundsätze erklärte. Eines Tages sagte Lauzún zu diesem Verwandten: Ich hasse die absoluten Regierungen, aber meine Parteimeinung hat auf meine Gesinnungen keinen Einfluß. Bis zum letzten Athemzuge will ich Ihr Freund seyn und bleiben. Vor einiger Zeit gab ich mir Mühe, Sie zu der ihrigen über die Grenze zu bringen, jetzt denke ich anders, jetzt sehe ich Sie dort ungerne. Wir Gegner werden beide als Opfer der Revolution fallen. Ränke und falsche Freunde der Freiheit umgeben uns; aber einen Vorzug werden Sie vor mir behaupten: Sie haben niemals die Partei ihrer Geburtsgenossen aufgegeben. Sein Freund versetzte: aber warum treten Sie dann nicht auf unsere Seite über? Lauzún erwiderte: Das erlauben mir Grundsätze und Ehre nicht. Mein theurer Freund, wenn ein Biron einen Schritt vorwärts gethan hat, so kann er nie wieder umkehren. Ich will treu meiner Partei sterben; bleiben Sie der ihrigen eben so treu. Beide thaten das und Beide fielen unter der Guillotine.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 144.

22. Juni 1822.

Expectorationen über den Weidmann'schen Ostermeßkatalog 1822.

Alle Gegenstände des Commerzes zerfallen in mannichfache große Abtheilungen, als da sind Naturproducte und Fabricate, Material- und Schnittwaren, trockne und nasse, lebendige und leblose, mobile und immobile, einheimische und fremde, erlaubte und verbotene, gestempelte und ungestempelte, accisbare und zollfreie, feine und grobe, Patent- und Schofel- und mittelmäßige Artikel — und um die Unter- und Unter — unter-Abtheilungen mit vollständiger Nomenclatur darzustellen, würde man ein corpulentes Buch schreiben und solches wieder als Waare auf den Markt bringen können. Solches geschieht auch zur Leipziger Messe, jedoch nur mit einer einzigen Gattung Waare — nämlich den Artikeln des Buchhandels und sogar verschiedentlich, jedoch hauptsächlich und vorläufig durch den Weidmannischen Katalog, welcher übrigens aber aus bekannten Gründen mit sorgfältigem Abtheilen bisher sich nicht sonderlich bemüht hat.

Kein Commerz der Welt hat eine so sinnige und nützliche Einrichtung aufzuweisen und das Edle und Geistige des Verkehrs, so wie ein löblicher Gemeingeist der Verkäufer spricht sich in dieser verständigen Organisation so gewiß aus, als allen Hrn. Buchhändlern daran gelegen seyn sollte, das Verzeichniß immer zweckmäßiger zu Tage zu fördern.

Frägt man sich „warum andere Meßfieranten, welche von mancher Gattung vielleicht zahlreicher zu Markte ziehn, diese Einrichtung nicht nachahmen?" so ist zwar der Zweifel, ob solches angehen oder gedeihen werde — noch durch keinen mißlungenen Versuch gerechtfertigt, allein Buchwaaren und Buchhandel, zumal wie sie in Deutschland organisirt sind, haben solche Eigenheiten, daß bei keinem andern Geschäft das Verzeichniß neuer fertiger und noch in der Fabrication befindlichen Waaren, so großes Interesse und Nutzen haben kann.

Das Reich der Wissenschaften und Künste, ist in seinen Producten wie Fabricaten, so unerschöpflich und unermeßlich, als die Bedürfnisse und Gelüste des menschlichen Geistes, wofür Schriftsteller und Buchhändler zu sorgen haben, unergründlich und unersättlich. Von keiner andern Waare können daher so viele und wahrhaft neue Artikel auf den Markt gebracht werden, als von Druckschriften, bei keiner Waare ist man so interessirt, sich in Kenntniß aller Neuigkeiten mit Einem Ueberblick zu setzen, und bei keiner Waare geht das so leicht an. Schon die einfache Notiz vom Daseyn oder Werden eines interessanten Buchs ist prägnant, schon Namen und Titel mancher Schriften bekunden Vor- oder Rückschritte in gewissen Fächern, — und nirgends deutlicher, als in Bücher-Meßkatalogen veroffenbaren sich die Zeichen der Zeit. Die Schriftsteller einer Nation — berufen oder unberufen — jeglichen Gelichters sind die Sprecher in der Nationalversammlung der Musen — und woran kann dem literarischen Volke (Senatoren, Ritter und Plebejer machen ein großes Lesepublicum aus) mehr gelegen seyn, als zu wissen, wer sich über die oder jene zur Tagesordnung gediehene Materie habe zum Redner einschreiben lassen? noch mehr sind hierbei die Parteigänger aller Classen, besonders die Büreaukraten und unter diesen vor allen diejenigen interessirt, deren Geschäft es ist, zu verhüten, daß von den zahllosen Reden der Schriftgelehrten eine, höhern Orts mißfällige Sylbe unter das Volk kommen möge. Dieses üble Geschäft, womit nur Undank der Mitwelt und Nachwelt verdient wird, und welches zu benennen, man das Andenken der römischen Censoren hervorgerufen hat, findet seine hauptsächlichen, ja unbezwinglichen Schwierigkeiten in der Universalität und Beweglichkeit des Buchhandels, welcher gedachte Reden weiter bringt. Der Meßkatalog, als ein überall gesehener und verstandener Telegraph, gibt wenigstens das Thema der Oration und den Namen des Redners, und beiläufig auch zu erkennen, wo und wenn man das Ganze vernehmen könne — und darum ist es mir nicht recht begreiflich, daß dieses schädlichste und gefährlichste aller Bücher — im schwarzen Register nicht oben an steht. Müßte man die Vorsteher eines Pädagogiums nicht bitter tadeln, wenn sie zugäben, daß Listen von Coventgarden-Ladies unter ihren Alumnen circulirten? — Verstößt es nicht wider alle Regeln der edlen Falconirkunst, den in der Zucht befindlichen Edelfalken einzelne Lichtstralen durch die Kappe zukommen zu lassen? — Ueberhaupt! warum läßt man den ganzen literarischen Verkehr des Büchermarkts zu Leipzig, wovon gedachter Katalog doch nur eine trockne Skiographie ist, so gutmüthig zu; warum trifft man wenigstens keine Anstalt, das dortige Treiben und Thun der Literatoren und ihre Helfer und Helfershelfer, unter zweckdienliche Aufsicht zu stellen! Vorausgesetzt, daß eine große Pulverschwörung existirt (daß die Voraussetzung wenigstens existire, wird niemand absprechen) eine Pulverschwörung nämlich, um beiläufig die alt europäische Rechtgläubigkeit sammt allen ihren Anhängseln in die Luft zu sprengen, so ist der Leipziger Büchermarkt, zumal die Ostermesse — gewiß ein Hauptlaboratorium, wo man unter dem Vorwande nützliches Gas zu bereiten, die über kurz oder lang zum Ausbruch kommende Explosion unfehlbar präparirt. Man bedenke nur den alljährlichen regelmäßigen Zusammenfluß von Gelehrten und Buchhändlern und andern Leuten, denen niemand vorwerfen kann, daß sie das Pulver nicht erfunden hätten, man bedenke die gefährliche Sphäre der Meßfreiheit, welche durch ihre geistige Gluth und Reibung die schlafenden Keime liberaler Ideen wekt und zeitigt! man bedenke, daß abgemergelte Individuen von Autoren und Buchhändlern, welche durch die künstliche Zusammendrückung ihrer Verhältnisse in die Formen serviler Marionetten schier eingepreßt waren, dort von radikalen Freunden durch allerhand Mittheilungen und durch Anstreichen mit der magischen Goldtinctur restaurirt werden! — und man wird mir beistimmen müssen, wenn ich im nächsten Verein gewisser Potenzen meine Vota jederzeit mit den Worten schließe „praeterea censeo Philyream esse delendam" und jedesmal meine Sentenz durch frische Geistesfrüchte aus dem neuesten Meßkatalog unterstütze. Noch gefährlicher wird die Lindenstadt werden, wenn etwa die Gelehrten mehrerer Fächer auf den Gedanken kommen, dort zur Meßzeit unter der Maske forschender Gesellschaften, regelmäßige Convente zu halten und so ihren vereinzelten schädlichen Kräften einen Stütz- und Vereinigungspunct zu geben, weshalb man es denn für

ein wahres Glück halten mag, daß der von den Naturforschern desfalls gemachte Versuch, durch die vom Oberpriester der Isis ausgegangene Mystification vor der Hand gescheitert ist; — aber wer kann für die Folge stehen? — Meines Bedünkens ist diesen literarischen Umtrieben nur durch eine feine Controlle und Contre-Mine zu steuern — und diese anzulegen hält zur großen Marktzeit nicht schwer. Vorerst, da man es mit genialen Gegnern zu thun hat, so findet man natürliche Alliirte an den Bankiers, nämlich den Hofjuden des Königs Pharao, und an den Hetären aller Classen, theils um die Genies zu enerviren, theils um sie zu observiren, — denn bei den Orgien der genannten Bundesgenossen, wo oft die streitenden Meinungen an einer Gennßtafel im Rausche nobler Passionen sich vereinigen, wird manches Geheimniß verplaudert. Sodann, um alle Koryphäen des literarischen Freistaats, die Nüchternen, wie die lustigen Fliegen, unfehlbar zu umgarnen, wäre es dienlich, zu jeder Messe ein paar gute Handelshäuser ins Interesse zu ziehen und mit gehörigen Tafelgeldern zu versehen, um bei schicklich angeordneten Convivien und Symposien hinter alles zu kommen, was die Gelehrten und Buchhändler im Schilde führen. Ließen sich nun etwa hierzu gar die Raggionen edler Nabobs und Bayaderen mißbrauchen, so würde man die Feinde durch ihre besten Gönner und Freunde zum Verrath ihrer geheimen Praktiken verführen: — denn es gibt geniale Trotzköpfe, denen weder mit der Folter ein Laut zu erpressen, noch mit Lockungen des Golds und der Ehre eine Sylbe abzukaufen wäre, — und welche doch ein freundlicher Amphitruo mit gutem Desertwein, eine schlaue Aspasia mit seinem Weihrauch nach Belieben geschmeidig und geschwätzig macht — und welche vollends bei einem Souper kn nach dem Theater, gegen die Prima Donna das Herz ganz und gar auf der Zunge haben. So würde man zu jeder Messe eine reiche Sammlung verfänglicher Tischreden einhaschen, und Dingen auf die Spur kommen, an deren Erforschung die Klugheit der bewährtesten Inquisitoren gescheitert ist, ja man würde, ohne anderweitige große Kosten, sich felsenfest davon überzeugen, daß nachdem man Herzen und Nieren aller verdächtigen Literatoren und Sosier aufs sorgfältigste geprüft, darinnen wohl allerlei muthwillige Poltergeister und auch unhöfliche Kobolde, aber auch nicht Einen der schwarzen Dämonen gefunden, welche als Hauptfiguren in der diplomatischen Laterna Magica, den Weltfrieden zu stören verdächtig sind. —

Im ganzen vorliegenden Oster-Meßkatologe findet meines Erachtens sich nicht Eine Schrift, welche das kleinste Rädchen der großen politischen Maschine Europa's stören könnte, wenn es auch die Absicht des Autors seyn sollte, — denn jede enthält Agentien oder Reagentien für den großen Aufklärungsproceß der Menschheit, dessen Vehikel jene Maschine selbst ist in der Hand des Herrn der Heerschaaren. Dieser größte aller Diplomaten aber, welcher den Tropfen am Eimer und Ali's Kopf, einen jeden zu seiner Zeit fallen läßt; der die Aleuten auf Unalaschka durch einen nachbarlichen Vulkan aus der Sclavenlethargie und die Bewohner Londons durch Explosion eines Gasbehälters aus ihren Freiheitstaumel nicht ohne Ursache schreckt, der die Wuth des Muselmans zur Tollheit steigert, um den Triumpf christlicher Milde herbeizuführen, — der kann, wenn er seine täglich und gedeihenden Weltschöpfungen ansieht, jedesmal sagen — es ist gut! Die Geschichte aller Zeiten predigt diesen Optimismus deutlich genug, aber dennoch wird er uns zu einer allgemeinen christlichen Preßfreiheit so wenig helfen, als das Dogma des Fatalismus den Divan geneigt machen wird, die Griechen von freien Stücken zu emancipiren: denn bei den Ultras aller Parteien reichen selbst die Zügel der Weltregierung, zur Bezahlung der Leidenschaften nicht hin, und wenn trotz allem verkehrten Treiben und Thun der Menschen, aus Chaos und Sündfluth durch die Gnade Gottes neue herrliche Schöpfungen hervorgehen, so brüsten sich die geretteten Factionen damit, als hätten sie die Werke des Heils und der Wiedergeburt vollbracht und begehren unmäßigen Lohn für Dienste, welche sie mehr sich, als dem Ganzen leisten wollten. Schriftsteller und Buchhändler — insofern sie Factionsmänner sind — thun dergleichen und kennen überhaupt, was Ehrensold und Verlagspreise betrifft, keine Grenzen; ja sie sind stolze Bürger des literarischen Freistaats, welche des Leibes Nahrung und Nothdurft aus dem Verkehr beziehend, den Erwerb ihrer Industrie für einen Tribut untergeordneter Volksclassen anzusehen geneigt, und daher auch schwerlich damit zufrieden sind, daß sie zeither in diesen Blättern wie andre Meßsieranten, sammt ihren Artikeln gezählt worden sind. Inzwischen hat diese Zählung keine Pestilenz zur Folge gehabt, und ich stehe daher nicht an, aus dem vorliegenden Kataloge, folgende vergleichende Tabelle zu ziehen.

Vergleichende Tabelle über die Ostermeß-Kataloge der Weidmann'schen Buchhandlung 1821 und 1822.

Ostern 1822	Ostern 1821	Differenz	A. Als fertig angezeigte Schriften
3117	3450	— 333	nämlich
2590	2853	— 263	in deutscher, lateinischer, griechischer Sprache, aus allen Facultäten, Künsten und Wissenschaften,
164	155	+ 9	Romane,
60	78	— 18	dramatische Werke,
303	348	— 45	in ausländischer Sprache, als:
99	135	— 36	französische,
60	98	— 38	dänische,
36	38	— 2	polnische,
36	26	+ 10	italienische,
33	20	+ 13	englische,
24	12	+ 12	holländische,
7	—	+ 7	schwedische,
4	12	— 8	böhmische,
1	6	— 5	spanische,
1	1	—	ungarische,
1	—	+ 1	portugiesisches,
1	—	+ 1	neugriechisch-albanesisch-türkisches.
			B. Künftig herauskommende,
367	381	— 14	welche zusammen die Totalzahl von
3484	3831	— 347	Nummern ergeben.
			Die fertigen Bücher haben unter sich:
348	414	— 66	Neue Auflagen und
500	509	— 9	Fortsetzungen und haben
1934	2266	— 332	genannte Autoren und Redactoren ꝛc. worunter sich befinden
153	170	— 17	adliche und fürstliche — und wurde von
364	390	— 26	Buchhändlern zu Markte geführt.
			Unter den als fertig angezeigten Schriften kommen vor:
446	470	— 24	theologische,
141	140	+ 1	juridische,
172	225	— 53	medicinische,
254	223	+ 31	philologische,
390	313	+ 77	pädagogische,
170	155	+ 15	historische,
147	168	— 21	naturwissenschaftliche, worunter:
30	17	+ 13	chemische,

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 145.

24. Juni 1822.

Expectorationen über den Weidmann'schen Ostermeß-katalog 1822.

(Beschluß aus No. 144.)

Die Juristen bethätigen durch ihren mäßigen Verkehr auf dem Buchmarkte, daß sie zur Druckschriftstellerei weniger Lust und Zeit haben, als die andern Herren von der Feder. Lehrbücher und Erörterungen localer Rechtsverhältnisse und Gesetze machen die Mehrzahl der juridischen Nummern im Katalog aus und ohne die Anregungen, welche die constitutionelle Entwickelung mehreren deutschen Bundesstaaten gegeben, würden die wenigen rechtsphilosophischen Discussionen schwerlich zum Druck gekommen seyn. Die tüchtigsten Werkleute bei diesen Bauten, sey es, daß man von Grund aus neu bauen oder nur ausbessern will, sind und bleiben doch die braven Juristen, zumal Richter und Advocaten, welche nicht von Amts- und Berufswegen eine fixe Meinung aussprechen. Ja! ob auch zur Entwerfung der Risse die höhere Architektonik — die wahre königliche Kunst — in Anspruch genommen werden muß, — zur Prüfung der Materialien und Revision der Anschläge, sind doch die praktischen Rechtsgelehrten die Geschicktesten und vollends bei Aufführung der Gebäude so unentbehrlich als — Polirer. Man lasse Cleriker, Aerzte, Philosophen, Kaufleute, Bürger und Bauern mit bestem Willen und Genie die besten Materialien — aber ohne Mitwirkung der Männer der Rechtskunde bearbeiten — und es wird über kurz oder lang ein Ende nehmen wie der Thurmbau zu Babel! — Haben sich nun aber alle deutsche Staaten constitutionell entwickelt, was, so lang es auch dauere, zufolge des vom Zeitgeist einmal gegebenen schöpferischen Allmachtsstoßes mit der Zeit durchgehends geschehen möchte, so werden auch die Wege der Rechtsfindung helle Tagbeleuchtung haben und der juridischen Druckschriften werden auch weniger werden. Gerade die größten nicht constitutionellen deutschen Staatsgebäude, haben vermöge ihrer klaren neuen Gesetztafeln helle Rechtswege und geben deshalb der Presse weniger juridischen Stoff und für juristische Bücher weniger Debit, als manche kleine Staatsbuden, wo via juris der dunkelste Theil der Hütte ist und bleiben wird, so lange man sich an der Beleuchtung mit altrömischen Lampen und altdeutschen Grubenlichtern begnügt und nur dann und wann die Dämmerung durch das Wetterleuchten der Cabinetsjustiz erhellt. Bei Klarheit und Oeffentlichkeit der Rechtsquellen und Rechtspflege muß das Jus controversum benebst einem großen Theile der Cautelar-Jurisprudenz wegfallen, aber die Einführung der Geschwornen-Gerichte, wodurch jeglicher Mann bei der Stadt zur theilweisen Ehre richterlicher Function gelangen kann, wird es nöthig machen, daß man, um vollwichtiger Staatsbürger zu seyn, einige Rechtskenntnisse erwerbe. Sonach wird dann das juridische Studium in der encyklopädischen Volksbildung sein gebührliches Fach bekommen und das Volk wird überhaupt in soweit rechtskundig werden, daß Rabulisten und sogenannte Koberadvocaten bei der Menge nicht mehr ihre Rechnung, die wackern Juristen aber ihre feste Ehrenstelle in der öffentlichen Meinung finden werden.

Die ausländische Literatur des Katalogs hat nur 4, aber das Verzeichniß künftiger Bücher 21 juridische Nummern.

Von den Medicinern läßt sich besage des Katalogs schier nur guter Leumund machen. Sie verhandeln ihre Sachen in 21 gangbaren Zeitschriften und geben selbst in ihren Büchertiteln zu erkennen, wie innig sie sich mit Naturforschen und Philosophie verbündet haben, und arbeiten auch als fleißige Comvoissesoren im Felde der medicina forensis. Sie haben ferner die mehrsten lateinischen Schriften geliefert und ob auch gutes Latein unter den Priestern des Aeskulap selten zu finden ist, so sollten sie doch ihre die gesammte Menschheit angehende Weisheit immer in der allgemeinen Sprache der Literatur predigen. Freilich möchte das denen Aerzten nicht zusagen, welche ihre Carriere mit dem Scheersack begannen und als es galt den Doctorhut aufzusetzen, sich mit dem geschwinden Lateiner marterten, um die gekaufte Dissertation zu vertheidigen; aber diese Empiriker halten ohnedem wenig auf das wissenschaftliche Studium und übersehen im Besitze goldner Praxis, ihre Wenigkeit doch geborgen glaubend, daß gerade die Mediciner es sehr nöthig haben, den sinkenden Credit ihrer Wissenschaft durch classische Bildung zu heben. Doch gebe ich gern zu, daß der geniale Arzt mehr Zutrauen verdiene, als der gelehrte und daß stille praktische Verdienste die literarischen überwiegen, zumal jetzt, wo das glorreiche Manövre der Vaccination just keine Erudition erfordert und doch über kurz oder lang einen furchtbaren Dämon aus dem civilisirten Staate verdrängen wird. Der stille Dank der Menschheit muß dem Arzte für diese segensreiche Operation genügen, denn die öffentliche Meinung, so lange es keine Epidemien gibt, macht wie die gesunden Menschen nicht viel aus den Doctoren; doch der neue Würgengel in Süden, der eben in Barcellona ausgetobt hat und das alte Ungeheuer in Osten, welches vielleicht nur auf den Umsturz seines Erbreichs lauert, um alle Contumazen zu sprengen, — können den Anwerth der Mediciner und der Pestilenzprediger wiederum furchtbar steigern, — und wer weiß, wer weiß, ob nicht nach einer Pause von 500 Jahren, seitdem der schwarze Tod Europa durchzog, die Welt mit ihren Sünden wieder einen schrecklichen CVCVLLVM verdient hat! Sollte das noch im Jahre 1822 anheben, so wäre das Chronostichon ReDIVIt CVCVLLVM mit zwei Worten leichter gefunden als mit dem einen Worte für das Jahr 1315.

Philologen und Pädagogen fahren in ihrem Fleiße fort — ein Beweis von den Segnungen des Friedens oder vielmehr von Minderung der Haushaltungsspesen, denn wenn der Mittelstand nicht wiederum an Schulbücher und Privatbibliotheken etwas wenden könnte, so würden die Verleger bei philologischen und pädagogischen Artikeln nicht ihre Rechnung, folglich die Pedanten keinen Verleger finden, wozu noch kommt, daß mit eintretender Waffenruhe das Interesse der politischen Schriften zurück, die Lust zu classischen Studien und Eifer für die Bildung der Jugend aber wieder in's Privatleben tritt. Dies ist so wahr, als Pedantismus von der Philologie und Pädagogik unzertrennlich — und darum nur eine Erbsünde, und darum auch — in meine Feder keine Injurie

gegen die so ehrenwerthe Classe von Gelehrten, welche — die Eine des Alterthums Schätze bewahrt und säubert, die Andere der lieben Jugend vorwärts hilft, beide aber durch Bücher- und Schulstaub vieles Ungemach erleiden. Beide Classen, wenigstens die tüchtige und thätige unter ihnen, sind trotz des Erbfehlers der Pedanterei nolentes volentes eifrige und wirksame Liberale und halten den Ultra und Obscuranten um so furchtbarern Widerpart, als ihre Kräfte von den Gegnern selten erkannt, ja oft verachtet werden. Die alten Classiker sind geschworne und unvertilgbare Feinde alles servilen Wesens und über Censur und Exceptionsmaßregeln erhaben und während man den mündlichen Unterricht in hohen und niedern öffentlichen Schulen wie Taxushecken im Schnitt zu halten sucht, läßt der Geist der Zeit durch Schriftsteller und Buchhändler pädagogische Wälder entstehen, welche frei himmelan treiben — — —

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 146.

25. Juni 1822.

Mémoires du Duc de Lauzun. Paris 1822.

Es muß eine pikante Speise seyn, welche noch reizen kann, wenn man gesättigt von leckerer Tafel kommt; denn von geringerer Kost wendet man sich gleichgültig, von schlechter, unwillig ab. So geht es Ref.; und wahrscheinlich wird jeder dasselbe erfahren, der Casanova's Memoiren gelesen, und ihm fallen nun diese herzoglichen in die Hände, deren Aechtheit Ref. übrigens gegen die Erklärung der Familie des Verfassers in Schutz nehmen möchte, obgleich er der Meinung ist, das sie gänzlichem Vergessen eben so wenig in der Literatur entgehen werden, als der Duc de Lauzun einem solchen in der Geschichte, — ein Schicksal, das Casanova's Memoiren nicht begegnen kann.

Ohne beide Männer, oder ihre Begebenheiten vergleichen zu wollen, was sich mit Individuen von Charakter, könnte man sie auch persönlich neben einander stellen, selten mit Vortheil thun läßt, muß man doch zugeben, daß die Zeit in welcher Casanova (1725 — 1797) und Lauzun (1746 — 1794; so muß man es wenigstens vermuthen, da der 4te Februar 1766 als sein Vermählungstag angegeben ist, obgleich in jugendlichen Alter, da er im 15ten Jahre, noch halb Kind, von der Marquise Pompadour gern gesehen seyn will, welche aber nach langer Krankheit schon 1764 starb) lebten, auf beide gleichen Einfluß übte, der nur durch die Verschiedenheit der Stände, Verhältnisse und Glücks-Umstände variirte; aber die Ergebnisse dieses Einflusses im Leben entfernen sich wieder nach Maßgabe der Eigenthümlichkeiten beider.

Ein schätzbarer Kritiker hat in No. 5 dieser Blätter bereits den Standpunct so glücklich angegeben, aus welchen Casanova's Memoiren beurtheilt und gewürdigt werden können, daß es hier nicht die Absicht seyn kann auf sie zurückzukommen, sondern höchstens ihre etwanige Verwandschaft mit den vorliegenden anzudeuten.

Lauzun und Casanova, beide sind Aventuriers. Wir wählen absichtlich das französische Wort, da uns das deutsche, „Abenteurer" einen andern — vielleicht edlern Sinn auszudrücken scheint. Wenn nun der Begriff eines Aventuriers sich vielfach modificiren kann, und nicht immer von Aventuren abzuleiten wäre, in welcher Beziehung wir eine nähere Verwandschaft mit unsern „Abenteuern" finden, so möchten wir diese bessere Bedeutung auf Casanova anwenden, denn er steht gewiß poetisch ungleich bedeutender da, als der Held manches romantischen Epos, trotz der prosaischen Welt die ihn umgibt. Lauzun hingegen von allem poetischen Gehalt fern, ist ganz nach damaliger Adels-Façon gemodelt, und nur in sofern er aus übergroßer Eitelkeit, aus Leichtsinn, und etwas von dem, was man Genie zu nennen pflegt, die Grenzen des Gewöhnlichen überschreitet, wird er zum Aventurier, mit allen Erfordernissen einer wohl conditionirten Legitimität, den wir am Besten zu bezeichnen glauben, wenn wir hinzufügen, daß völliger Mangel an allem Positiven des inneren Menschen, und gänzliche Hingebung an jeglichen Schein, wenn er nur blendet, die vorzüglichsten Elemente seines Wesens sind.

Wie nun Frankreich, unter Ludwigs XV. Regierung, in sittlicher Entartung das italienische Volksleben übertraf; wie groß der Abstand in den Sitten jenes damals noch einflußreichen Hofes und des Adels jener Zeit, wo Siege über Frauen beinah zu einem großen Ruf, im Duell geritzt zu seyn, zum Ruhm, und einige gewonnene Preise im Pferderennen genügten, der Held des Tages zu seyn, von dem gesündern Stoff des Mittelstandes überhaupt, und besonders in Italien war: eben so entfernt ist der Charakter des an interessanten Begebenheiten armen Lebens des Duc de Lauzun, von dem an seltsamen Schicksalen so reichen Casanova's. Braucht man doch nur zu sehen, wie sich der erste Keim ihrer Jugend entwickelte, um zu begreifen, wie der Baum des Lebens beider sich verschieden ausbilden mußten. Wir können sagen, auf dem Schoos der Marquise Pompadour, die an dem hübschen Knaben Vergnügen fand, lernte Lauzun, wenn nicht denken — doch empfinden; für das andere sorgten beiläufig ein Vater, auf dessen originelle Charakteristik (sie kann zum Schema eines vollendeten Hofmanns dienen) wir zurückkommen werden, ein roher aber nicht unvernünftiger Bedienter, in der Qualität als Hofmeister, der jedoch Schreiben und Lesen wohl verstand, und endlich am wirksamsten die Aussicht auf ein großes Vermögen, und selbst der frühe Besitz desselben, dessen Ueberreste, als er sie nach der ersten Periode seines Jugend-Rausches zweckmäßig genug zusammen nahm und sich nach ihren Umfang einschränkte, noch bedeutend waren. — Casanova, Sohn eines Schauspielers, wird von seiner treflichen Großmutter, einer Schuhmachersfrau, von gebieterischen Umständen, von Lehrern, deren Sitten ihren Kenntnissen vorzuziehen waren, in Dürftigkeit erzogen, und früh gewöhnt, daß er nur Alles von sich zu erwarten habe.

Aus dem bisher gesagten, wird sich ergeben was von diesem Buche zu erwarten ist. Indessen wollen wir ihm nicht absprechen, daß es für den Historiker, zumal als Sittengemälde jener trostlosen Zeit, wenn auch nichts Neues, doch manches Bemerkenswerthe enthält. Lauzun war einer der Koryphäen derselben, und gewiß einer der liebenswürdigsten. Indessen sind auch in ihm Keime des Besseren nicht zu verkennen, welche nur von der allgemeinen Verdorbenheit erstickt wurden, — ein Sündenfall dieses Geschlechts, welcher durch die Revolution hart bestraft worden. In der französischen Geschichts-Literatur nehmen außerdem die Memoiren einen bedeutenden und interessanten Platz ein. Wenn ein solcher Monograph nun immer ein Product seiner Zeit seyn muß, darf der Kritiker es nicht mit allen gleich genau nehmen. Nicht alle sind gleiche Arbeiter im Tagwerke des Lebens; mannnichfaltig sind die Kräfte, wie die Stunden, welche sie fördern; das dürftige Korn unterm Unkraut versteckt, behält doch seinen Werth. So darf der Historiker selbst geringe Notizen nicht verschmähen. Die Schilderungen des Duc de Lauzun sind übrigens ganz oberflächlich; nur mit sich beschäftigt, kommen dem Leser die Begebenheiten, in deren Mitte er lebte, selbst die, welche er geleitet, nicht einmal recht zur Anschauung. Wenig bekannte Gegenstände, wie der corsische Feldzug, den er als Aide de Camp des General Chauvelin mitmachte, und die Expedition nach dem Senegal, im Jahr 1779, an deren Spitze er stand, hätten ihm Gelegenheit geben können, etwas Interessantes zu sagen; aber zufällige Blicke auf Personen, mit welchen er zu thun gehabt, ist alles, was aus diesem monotonen Gewirre aufblitzt; nur dieses natürlich da bemerkenswerther, wo sie sich mit Individuen beschäftigen, welche irgend ein geschichtliches Interesse haben. Vorzüglich auf die Zeit von 1775—80 dürfte dieses anzuwenden seyn, wo die erste französische Expedition nach America fällt, die Lauzun mitmachte; und wenn er auch hier nicht minder flach sich zeigt, so sind doch einzelne Pinselstriche scharf und originell — ja man wird lebhaft von der Schwäche und Verkehrtheit des damaligen französischen Ministeriums geärgert.

Werfen wir jetzt noch einige Blicke auf den Menschen und den Biographen: Unsere Theilnahme gewinnt er durch seine Bekenntnisse, oder vielmehr seine Beichte nicht, und etwas anderes sind seine Memoiren nicht. Wir lassen ihn dem Leser sich selbst bekannt machen, und zwar in der Originalsprache, weil die Uebersetzung die geringe Originalität des Verfassers zu leicht verwischen könnte.

Ma vie a été semée d'événemens si bizarres (wir können es nicht finden); j'ai dès mes premières années été témoin de faits si importans, que j'ai cru pouvoir laisser ces mémoires après moi, aux gens qui me sont chers. Ils ne sont écrits que pour eux, et il me serait bien difficile d'y mettre l'ordre nécessaire à un ouvrage destiné à être jugé par le public. Je ne me piquerai que de vérité; je reviendrai souvent sur mes pas; ma narration n'aura guère plus de suite que ma conduite n'en avait autrefois, (er hat Wort gehalten) et l'on me verra successivement galant, joueur, politique, militaire, chasseur, philosophe, et souvent plus d'une chose à la fois. (Wenn wir ihn den Politiker und Soldaten hingehen lassen, da die zu allen leicht geschickte Lebhaftigkeit des Franzosen das ihrige that, so müssen wir doch den Philosophen ganz in Abrede stellen.)

Je dois parler à ceux, qui me liront, du caractère de mon père. M. le Duc de Gontaud; mon père était un très parfait honnête homme (diese Bedeutung ist sehr schwierig deutsch wieder zu geben) d'un coeur compatissant et charitable, d'une dévotion franche et qui ne s'étendait pas plus loin *que lui même*. (Aehnliches wäre jetzt manchmal zu wünschen.) Il n'avait pas infiniment d'esprit, et moins encore d'instruction; (so naiv dies Geständniß ist, so sagt doch die Phrase im Französischen weniger, als dieselben Worte im Deutschen) mais un sens juste et droit, un prodigieux usage du monde et de la cour; un très-bon ton, une manière noble et agréable de s'exprimer, une grande gaieté naturelle, beaucoup d'éloignement pour l'intrigue, et une ambition mesurée en avaient fait un homme aimable et recherché. Une blessure considérable, qu'il reçut à la bataille d'Ettlingen, lui fut un pretexte honnête de quitter le service. Lieutenant général il se fixa à la cour, devint ami intime de Mde. de Chateauroux, et par conséquent admis dans la familiarité du Roi. Les soins assidus qu'il lui rendit pendant la maladie, dont elle est morte, augmentèrent encore sa faveur; et bientôt après celle de Mde. de Pompadour: il fut aussi bien avec elle qu' avec la précédente. (Ein gleiches war später mit der Gräfin Dubarry der Fall. Heißt das nicht mehr — als dreien Monarchen mit Ruhm dienen?) L'usage bienfaisant qu'il fit de son crédit le fit généralement aimer, et je n' ai guère vu d'hommes qui eussent moins d'ennemis. (Dennoch scheint er niemals recht in die Ideen des Sohnes eingegangen zu seyn, vielmehr meist, und so lange es Zeit war, seinen Willen gegen ihn durchgesetzt zu haben.)

Hieraus würden wir wenigstens die wichtige Entschuldigung für Lauzun nehmen, daß er seine Memoiren nicht für den Druck bestimmte, für welchen Zweck sie denn auch in der That durchaus nicht geeignet sind, und mit Recht hat man in Frankreich ein Aergerniß an ihnen genommen, sowohl in Rücksicht auf den Verf., als vorzüglich wegen der vielen darin erwähnten Personen, die meist nicht eben ehrbar auftreten, und selbst zum Theil noch leben, oder wenigstens ihre nächsten Anverwandten und Ehegenossen. Indessen auch von allem Persönlichen abgesehen, verdient die sehr eitle Zergliederung eines sittenlosen Lebens, in welchem allein der

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 147.

26. Juni 1822.

Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von Joh. Friedr. Euseb. Lotz, herz. sächs. kob. Reg. Rathe zu Koburg. Erster Band. Erlangen, 1821. XXIV Vorr. und 560 S. in gr. 8.

Der Regierungsrath Lotz zu Koburg, der bekanntlich zu denjenigen Trägern der neuern Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums gehört, die um diese Untersuchungen selbst die letzten großen Verdienste sich erworben, beschenkt hier das Publicum mit einer Staatswirthschaftslehre. Das hier begonnene Werk ist, nach der Vorrede, auf 3 Bände berechnet, von denen der erste, die reine Staatswirthschaftslehre beschließend, vorliegt, die übrigen beiden aber die angewandte Staatswirthschaftslehre enthalten und beziehungsweise zu Ostern 1822 und 1823 erscheinen sollen.

Der Punct, um welchen sich alle jene Untersuchungen immer nur drehen möchten, könne, meint der Verf. in der Vorrede, kein anderer seyn, als die Ausmittelung der Grundgesetze der menschlichen Betriebsamkeit, insofern solche auf Gütererwerb, Besitz und Gebrauch gerichtet ist, aus dem Wesen des menschlichen Eigennutzes. Nicht sowohl konnte daher zur Frage stehen, wie die einzelnen Güter des Menschen durch einseitiges oder zusammengreifendes Wirken der Kräfte der Natur und des menschlichen Geistes auf physischem oder technischem Wege hervorgebracht werden mögen — eine Subsumtion, die sich mehrere Lehrer dieser Wissenschaft erlaubt, und die nur durch die vage Bezeichnung der ökonomischen und Cameral-Wissenschaften zu entschuldigen — sondern blos darauf können jene Untersuchungen einzig hingehen, warum der Mensch solche Schöpfungen zu Gütern erhebt, auf welche Weise er diese Erhebung bewirkt, welche Zwecke er dabei verfolgt und zu erstreben sucht, und wie ihm die Erreichung dieser Zwecke überall am leichtesten, sichersten und vollständigsten möglich seyn werde. Der Mensch muß also blos von der geistigen Seite her erfaßt werden, so wie sich in dieser und durch diese seine Betriebsamkeit gestaltet, offenbart und bewegt, und wie ihn bei seinen, auf Gütererwerb, Besitz und Gebrauch gerichteten Strebungen sein verständiger Eigennutz überall leitet.

Der nächste Zweck des Verfassers war also der, eine den eigentlichen und natürlichen Verhältnissen des Menschen zur Güterwelt entsprechende, neue, umfassende Bearbeitung dieses wissenschaftlichen Zweiges zu liefern; ein entfernterer der, diese Lehren in einer solchen Gestalt darzustellen, zu begründen und zu entwickeln, daß ihr Studium dem Geschäftsmanne möglichst erleichtert, und auf diese Weise die Einführung der Lehren selbst in's wirkliche Leben möglichst befördert werden möge. Dieser secundaire Zweck des Verf. scheint uns in der Darstellung selbst verfehlt zu seyn, und der Gewinn, den dieser Zweck hier, wie überall, gewährt, reducirt sich auf eine höchst unerquickliche Breite. Der Hauptzweck des Verf. ist dagegen als durchaus gelungen anzusehen. — Wenn nun aber dieser Zweck, den Menschen über die Grundgesetze seiner Betriebsamkeit und die richtigen und natürlichen Strebepuncte seines verständigen Eigennutzes aufzuklären, den Menschen überall nur als Menschen zu erfassen gebot, als ein vom Staate oder dem bürgerlichen Wesen völlig Unabhängiges; wenn vom Verf. selbst die Subsumtion der hier behandelten Wissenschaft unter die Staatswissenschaften um deswillen abgelehnt werden mußte, weil ihre Tendenz wesentlich kosmopolitisch ist, so scheint es allerdings, als ob die Bezeichnung dieser Wissenschaft als Staatswirthschaftslehre nicht zu rechtfertigen stehe. Damit, daß der Usus diese Bezeichnung einmal eingebürgert, ist mindestens ein Moment der Rechtfertigung überall nicht gegeben; auf einem so lederuen Philisterpferde ist in unsern Tagen nicht wohl weiter zu kommen. Allein der Staat ist wesentlich weiter nichts, als die Erscheinung des politischen Lebens einer Nation, die Nation aber, deren politisches Leben eben im Staate zur Erscheinung gelangt, ein Aggregat von Individuen, in denen die Humanität diejenige eigenthümliche Form und Gestaltung angenommen, die wir Nationalität nennen. Die Nationalität kommt daher nur als wandelbares Moment der Aeußerlichkeit der Humanität in Betracht. So wie aber das Leben selbst nichts Abgeschlossenes und Stillstehendes, sondern eine stete Entwickelung aller seiner Einzel-Verhältnisse begreift, so ist auch der Staat an und für sich nichts Stätiges. Die Bezeichnung „Staat" hat daher nur Bedeutung in ihrer Beziehung auf den Boden. In diesem Sinne sind Staatswirthschaft und Nationalwirthschaft identische Begriffe, denn auch die letztere kann von einer Beziehung auf das Räumliche, auf den Grund und Boden, nicht abstrahiren. Beide Begriffe enthalten solchergestalt, und unbeschadet ihrer weltbürgerlichen Tendenz, nur eine Bezeichnung der Form, in welcher der Verkehr menschlicher Individuen

beschlossen ist. Aus dieser — meist unverstandenen — Bedeutung des Staats möchte daher nach unserer Ansicht allerdings die Rechtfertigung für jene Bezeichnung wohl zu entnehmen seyn, sofern nämlich dieser Bezeichnung eine Beziehung auf die Form des Verkehrs Noth thäte, wie wir allerdings dafür halten. Soll aber nichtsdestoweniger die Bezeichnung Staatswirthschaftslehre ausgemerzt werden, so würden wir bei der schon früher, z. B. von dem Prof. Seeger in Heidelberg gewählten Wirthschaftslehre stehen bleiben. Ref. glaubt, daß diese Bezeichnung weit weniger leicht zu einer Subsumtion der eigentlichen Gewerbswissenschaften unter dieselbe Veranlassung darbiete, als die von dem Verf. (§. 7) vorgeschlagene Betriebsamkeitslehre.

Die Entwickelungen und Ausführungen des Werkes selbst in materieller Hinsicht haben wir weiter oben als durchaus gelungen anerkannt. Wenn es daher im Sinne dieser Blätter auch an einer Veranlassung fehlen dürfte, auf den Inhalt selbst hier näher prüfend einzugehen, so hindert dies doch nicht, im Allgemeinen und von Neuem zu bedauern, daß es noch zu wenig gelingen will, in gewisse Grundanschauungen in der neuen Wissenschaft Einheit zu bringen. So z. B. fällt es auf, daß der Verf. über den Begriff des Producirens seine eigenen Ansichten verfolgt; schwerlich möchte doch der Verf. die Herrn Murhard, Say, Simonde, Soden, ferner Eschenmayer, Lüder, wenn diese noch lebten, durch das hier Beigebrachte von ihrer Ansicht über die Productivität des Commerzes, welche der Verf. leugnet, zurückgebracht haben.

Als Probe der Diction des Verf., zugleich aber als leuchtender Beweis, wie innig die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Staatswirthschaftslehre sich — dem Himmel sey's gedankt! — an Smith's Ideen immer wieder anschließen, stehe hier des Verf. Meinung von der Gewerbefreiheit, die man mit der Zeit als das Schiboleth der ächten Jünger des Industriesystems wird betrachten können.

„Gewährt man," sagt der Verf. wörtlich (§. 47), „dem Menschen bei der Wahl und bei dem Betrieb seiner gewählten Gewerbe nicht die möglichst unbeschränkteste Freiheit, so sind für das Menschengeschlecht oft die herrlichsten Anlagen verloren. An eine völlige Ausbildung und Entwickelung der hervorbringenden Kraft des Menschen ist unter solchen Verhältnissen nie zu denken. Weder die ergiebigsten Naturfonds, noch die köstlichsten Capitale können ein Volk wohlhabend und reich machen, dem Kastengeist und Gewerbszwang freie Benutzung und möglichst freien Gebrauch der dem Menschen inwohnenden Kraft versagt. Erhebt sich manches Volk nicht zu dem Grade von Wohlstand und Reichthum, den es nach der Stufe seiner intellectuellen Cultur, nach dem Stande der Ergiebigkeit seiner Naturfonds und nach dem Umfange der ihm zu Gebote stehenden Capitale mit Recht ansprechen könnte, so liegt zuverlässig nur darin der Grund jenes Zurückbleibens, daß man den Einzelnen das Recht versagt, die ihnen inwohnende schaffende Kraft mit möglichster Unbeschränktheit üben und benutzen zu können. Ohne diese Freiheit verliert das letzte und wirksamste Element, das menschliche Betriebsamkeit weckt, leitet und fördert, der menschliche Eigennutz, seine wirkende Kraft; und ist dieses Element in seinen Wirkungen gelähmt, wie kann das Streben des Menschen nach Wohlstand und Reichthum je gedeihen? Der Monopoliengeist der Städte des Mittelalters hielt den Wohlstand des Landmanns zurück, und dadurch, daß dieser zurückgehalten wurde, litt auch selbst der Städter. So rächt sich das Unrecht immer an seinem Urheber."

„Wirklich enthält auch jede Beschränkung der möglichsten Gewerbfreiheit das offenbarste Unrecht. Das Eigenthum, das jeder Mensch in seiner Arbeitsfähigkeit hat, ist der Grund von allem andern Eigenthum und eines seiner wichtigsten Urrechte. In der hervorbringenden Kraft seines Geistes und in seiner Arbeitsfähigkeit besteht der ganze Reichthum eines armen Mannes; und ihn hindern, daß er diese Kraft und Fähigkeit nach seinem Willen, ohne Beleidigung seines Nebenmenschen, gebraucht, ist eine klare Verletzung seiner heiligsten Rechte und zugleich nicht nur ein offenbarer Eingriff in die natürliche Freiheit aller derer, welche einen solchen Menschen brauchen wollen, sondern allerdings auch eine Versündigung an dem ganzen Menschengeschlechte, dem man die Erzeugnisse raubt, welche der Fleiß des Arbeiters, nicht etwa blos nur für sich, sondern für Alle hätte schaffen können bei Gewähr der ihm nöthigen Freiheit." (Rec. verweist hier auf Smith, I, 195, 196, der Garveschen Uebersetzung, neuesten Ausgabe.)

„Zwar mag man meinen, fährt der Verf. fort, eine Beschränkung des dem Menschen angeborenen Rechtes auf möglichste Gewerbsfreiheit lasse sich dadurch rechtfertigen, daß jeder von dem Andern fordern kann, in seiner Gewerbsthätigkeit von Niemanden beeinträchtigt zu werden. Man hält eine völlige Gewerbsfreiheit in staatswirthschaftlicher Beziehung um deswillen für unzulässig, weil dabei Niemand des vortheilhaften Fortbetriebs des von ihm bisher betriebenen Gewerbszweiges sicher seyn könne. Indeß, es bedarf nur eines geringen Nachdenkens, um sich von der Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit dieses Räsonnements zu überzeugen. Wohl mag jeder ein unbestrittenes Recht haben, daß ihn kein Anderer in dem Besitze und Gebrauche der Gütermasse störe oder beeinträchtige, die er einmal durch seine Betriebsamkeit erworben und sich angeeignet hat. Aber das Recht auf Sicherheit des Besitzes und Genusses erworbener Gütermassen, und das Recht auf Gütererwerb überhaupt, sind weder gleiche Rechte, noch gründen sie sich auf dieselben Bedingungen. Das Recht, sich durch seine Betriebsamkeit Güter zu erwerben, ruht

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 148.

27. Juni 1822.

Zwei Worte über Regnard.

Jean François Regnard (geb. zu Paris 1656, gest. 1710) gilt bekanntlich allgemein für den zweiten classischen Lustspieldichter der Franzosen, und in der That werden wir ihm ein sehr bedeutendes und glänzendes Talent zuerkennen müssen. Er ist vortrefflich in der Anordnung des Stoffes, in der Vorbereitung der Katastrophe, in der Zeichnung einzelner komischer Charaktere, in der Ausmalung wirkungsvoller Züge, in der Vertheilung des individuellen Witzes u. s. w. Aber eben weil er in mancher Hinsicht so bedeutend und so allgemein berühmt ist, mögen seine Fehler denen zur Warnung dienen, die etwa straucheln könnten, wie er.

Man darf ihn anklagen, es fehle ihm als Schriftsteller zuförderst an einer rein ausgesprochenen, oder auch ohne Worte aus dem Ganzen klar hervorgehenden würdigen Gesinnung, die, wie sich von selbst versteht, auch dem muthwilligsten Lustspiel und der Posse durchaus nicht fehlen darf. Daher kommt es, daß er, der den Stoff so gut zu ordnen versteht, doch so häufig unglücklich ist in der Wahl desselben, daß sein Ernst meistens flach und gehaltlos ist, daß er sich in mancher Hinsicht zu keiner andern Lebensansicht verstehen kann, als zu der, die von dem größten Theil der sogenannten vornehmen pariser Welt seiner Zeit beliebt wurde u. s. w. Solche Anklagen fordern Beweise; hier sind einige, die leicht vermehrt werden könnten.

In seinem Lustspiel „Demokrit" ist der Held, über den R. doch so leicht hätte Belehrung einziehen können, ein uninteressanter Schwätzer, von dem sich nicht absehen läßt, wie er zu seinem vornehmen Namen gekommen. Er wirft mit den gewöhnlichen pseudophilosophischen Redensarten um sich, schilt auf die Schwachheit der menschlichen Natur, versichert, er lache über alles u. s. w. — Ist es möglich, einen alten, beziehungsreich höchst interessanten Philosophen so flach zu nehmen? — Es ist Alles möglich, so bald man bemüht ist, zuweilen auch dem Flachen zu gefallen. Es ist lächerlich, aber gar nicht in dem Sinne, wie es der Verfasser haben will, daß Demokrit sich auch verliebt, und zwar, wie billig, unglücklich; es ist lächerlich, aber nur weil er sich dieser Empfindnng schämt, von der allein sein eigentliches Leben und seine eigentliche Philosophie hätte beginnen sollen. Er gesteht sein Gefühl, insoweit er fühlen kann, und flieht dann zurück in die Wälder, um nun auch über sich selbst zu lachen, was er billig hätte früher thun sollen. Ueberhaupt ist es seltsam und betrübt, daß so manchen französischen Dichtern die Liebe wie eine bloße angenehme Schwachheit erscheint, welche man den Jünglingen wohl verzeihen kann, die aber das männliche Alter nicht kleidet. Ein Philosoph vollends darf gar nicht lieben. An wahrhafte Ironie ist deshalb in dieser Hinsicht auch bei R. eben so wenig zu denken, als bei der Schilderung des Hofes des Königs von Athen, der mit den gewöhnlichen Lustspielfarben entworfen wird. Mehr als ein ganz gelindes Halblächeln glaubte Regnard nicht erregen zu dürfen, denn es waren ohne Zweifel manche Hofleute bei der Vorstellung des Stücks, mit denen nicht sonderlich zu scherzen seyn mochte.

Trefflich ist dagegen Strabon, der Diener des Demokrit, und Thaler, der Bauer; denn sobald Regnard eine von aller Moral abgelöste Pfiffigkeit oder behaglich dickhäutige Rohheit zu schildern hat, ist er ganz in seiner Sphäre und voll unerschöpflicher Laune. Doch auch das rein-drollige, flatternd-scherzende gelingt ihm wohl.

Es ist vorhin gesagt worden, daß der Dichter einen Stoff wohl zu ordnen verstehe; leider aber sind seine Erfindungen nicht selten höchst mangelhaft, ja sogar dem eigentlichen Lustspiele entgegen arbeitend, z. B. in dem Légataire universel. Wir sehen hier einen acht und sechzigjährigen, thörigten, kranken Mann, auf dessen Tod fünf Menschen lauern, welches sie sich auch unter einander eingestehen, und den man zu befördern auf alle Art beflissen ist. Möge uns der Dichter noch so häufig erzählen, daß dieser alte Geronte ein widerwärtiger Harpagon sey; so schlecht als der heuchelnde Eraste und seine beiden Helfershelfer Crispin und Lisette, ja selbst als Madame Argante und ihre schöne Tochter Isabelle, die sich doch wenigstens dem ihnen wohlbekannten Mordplane nicht widersetzen, so schlecht wie diese fünf Menschen kann er nicht seyn. Schon der bloße Gedanke, daß sich hier fünf frische und gesunde Personen gegen einen kranken und geistig beschränkten Greis verschwören, hat etwas so sehr Empörendes, daß wir wohl alle den armen Alten aus den Klauen dieser Geier reißen möchten und weit entfernt sind, den Gegnern Glück zu wünschen, wenn sie am Ende siegen.

Aber Regnard scheint von diesen Gedanken weit

entfernt und mag etwa also reflectirt haben: Geronte ist ein alter Geizhals, krank und doch ein wenig verliebt; seinem Neffen theilt er nichts mit, und dieser kann, so lange er arm bleibt, die schöne Isabelle nicht heirathen. Was also thun? der Neffe muß wünschen, daß der Onkel stirbt; und da aus bloßem Wünschen nichts herauskommt, so muß er auch ein wenig dazu thun. Was ist das nun mehr? alte Leute müssen sterben, junge leben und heirathen. Zum Ueberflusse kann man ja dem jungen Manne noch in den Mund legen, am Gelde liege ihm wenig, aber die Hand seiner angebeteten Isabelle — nach der strebe er allein. — An prunkenden und doch sehr wohlfeilen Redensarten fehlt es ihm nicht.

Noch mehr. Am Ende des dritten Acts fällt Geronte in eine Ohnmacht, die völlig aussieht wie der Tod selbst. Alle glauben, er sey wirklich gestorben, gerathen in Verzweiflung, daß er das gewünschte Testament noch nicht gemacht, und der zarte Jüngling Eraste — stiehlt dem Scheintodten die Schreibtafel aus der Tasche. Er findet in derselben vierzigtausend Thaler in Wechselbriefen, die er in der ersten Scene des vierten Acts aufzeigt:

Quarante mille écus, que je tiens dans mes mains,
Triste et fatal débris d'un malheureux naufrage,
Seront mis, si je veux, à l'abri de l'orage.
Voilà tous bons billets que j'ai trouvés sur lui.

Also auch davor scheute sich Regnard nicht, denn er dachte vielleicht, man werde auch das dem Eraste verzeihen können; wir aber meinen, einen Todten bestehlen, sey unter allen Abscheulichkeiten eine der aller abscheulichsten, und gestehen, daß wir diesen Eraste, seitdem er also gesprochen und uns seine Schuldscheine gezeigt hat, gar nicht mehr anzusehen im Stande sind. Vielleicht möchte hier jemand erwidern, daß ja auch Söller in Göthes „Mitschuldigen" einen Diebstahl begeht. Allein für Regnard ist dadurch nichts gewonnen, denn die Sache ist eine ganz andere. Dieser Söller ist, nach des Dichters deutlich ausgesprochenem Willen, vom Scheitel bis zur Ferse ein Taugenichts, den wir auch für nichts in der Welt weiter halten sollen als für einen solchen; den Eraste aber will uns Regnard als einen erträglich liebenswürdigen Jüngling einschwärzen, und in diesem Umstande liegt das Entscheidende. Welch eine köstliche Gallerie von geist- und witzreichen Taugenichtsen hat unser herrlicher Vater Shakspeare vor uns ausgearbeitet; aber verhehlt er es wohl jemals, daß die Krone aller witzigen Sünder, Falstaff, durch und durch und in allen Wurzeln und Adern sündhaft sey? Wir können uns sogar recht wohl denken, daß ein Dichter uns ein treffliches Lustspiel gebe, dessen Personen lauter Taugenichtse wären, sobald nur die Idee des Guten und Schönen selbst im Hintergrunde steht. Solche aber fehlt bei Regnard, und um deswillen trifft ihn der gerechteste Tadel.

Dieses — freilich überaus wichtige — abgerechnet verdient R. ausgezeichneten Beifall für die einzelnen Charakteristiken und Situationen. Sobald wir sie als Einzelnheiten genießen, oder wenn wir sie uns in anderer Verbindung und mit einem andern Hintergrunde denken, sind sie vortrefflich. Durch alle seine Stücke gehen, wie muthig sich schlängelnde Schlangen, der pfiffige Crispin und die noch pfiffigere und behaglichere Lisette, welche die Handlung machen und glücklich zu Ende führen. Man möchte glauben, das müsse zuletzt ermüden; aber es ist nicht der Fall, denn der Dichter ist unerschöpflich in neuen, pikanten und fast immer wahren Zügen; ja selbst nach Molière's köstlichen Caricaturen von Aerzten und Apothekern, ist sein kleiner hitziger Clistorel in dem Légataire völlig neu und ergötzlich, so wie auch den Masken seiner Marquis, die, wie bei Molière, durch manche seiner Komödien hüpfen, ein stets neuer Ausdruck gegeben worden ist. Nur, wie gesagt, mit den nobeln Liebhabern und Liebhaberinnen hat er arges Unglück, denn sie schlagen ihm fast immer in der Arbeit um zu hohlen und physiognomielosen oder gar verächtlichen Personen. Um wenigstens einige derselben zu genießen, habe ich mir zuweilen mit Gewalt vorgespiegelt, der Dichter sey gerade bei diesen Schilderungen der allerirenischste Schalk gewesen; doch ist dies keineswegs bei ihm der Fall, und man muß den gewaltsam aufgerafften Gedanken bald wieder fahren lassen.

Endlich noch eine Bemerkung oder vielmehr eine Frage: Wie war es möglich, daß sich die Mehrheit des pariser Publicums jene gerügten Unsittlichkeiten bei der Aufführung gefallen ließ? Wie war es möglich, daß man außerdem noch die Anstandswidrigkeiten ertrug, unter denen hier einige fast den höchsten Gipfel des Cynismus erreichen? Ich will nur eine einzige Probe geben: Wir sind im Anfange des ersten Acts theils von Geronte, theils von seinen Umgebungen genugsam unterrichtet, daß er krank sey und nur fast noch durch Medicin lebe. Er erklärt sodann seine Verliebtheit, wird von Lisette gescholten, von dem heuchlerischen Eraste gelobt und empfängt die Nachricht, daß Madame Argante und die schöne Isabelle im Vorzimmer sind; um ihm einen Morgenbesuch abzustatten. Er läßt sich Hut und Perüque reichen und sagt in der Todesangst zu Lisetten:

Ne va pas leur parler, je te prie,
Ni de mon lavement, ni de ma léthargie,

empfängt aber die schmerzliche Antwort:

Elles ont toutes deux bon nez; dans un moment
Elles le sentiront de reste assurément.

Jetzt kommt die Liebesscene, bei der sich Geronte eine geraume Zeit mit gutem Muth und leidlicher Gelassenheit benimmt, bis er endlich durch die hoffährtige Behauptung, er hoffe noch mehrere Kinder zu erzielen, die komische Nemesis reizt. Lisette bezweifelt solche übermüthige Hoffnungen laut, und alsbald wendet er sich mit leiser Stimme an Lisetten — was ihm Ehre macht: immer an die, welche ihn am meisten schilt — mit der ängstlichen Nachricht:

Lisette, le remede agit à certain point....

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 149.

28. Juni 1822.

Geschichte von Paris, von den ersten Zeiten an bis auf unsere Tage, von J. A. Dulaure. *)

Der Verf. dieses Werkes hat bereits durch frühere historische Arbeiten seinen Beruf, die umfassende Geschichte einer so merkwürdigen Stadt, wie Paris, zu liefern, ehrenvoll bewährt, und so vielfach die Begebenheiten von Frankreichs Hauptstadt auch schon häufig in schwerfälligen und dickleibigen Compilationen, oder in Hinsicht des Styls, eben so ungelenken Dissertationen geschildert worden sind, so wenig überflüssig ist doch vorliegende Arbeit des Verf., da sie — was jenen früheren Werken meist abgeht — Richtigkeit des Plans mit klarer Auffassung der zu gebenden Thatsachen verbindet, und, was schon gewissermaßen durch das Ganze bedingt ist, wenn es seinem Zweck entsprechen soll, zugleich eine Geschichte des ganzen Reichs gibt, als dessen bewegender Puls bekanntlich Paris, fast von Anfang an, dasteht.

Mit einer örtlichen Statistik der Hauptstadt und ihrer Umgebung beginnt Herr D. passend seine Arbeit, da der Boden, auf welchem Paris ruht, in mehrfacher Hinsicht die Aufmerksamkeit des Geologen und Naturforschers in Anspruch nimmt. Cuvier's interessante, dem Publicum mitgetheilte Beobachtungen sind hier zum Grunde gelegt, doch wollen wir nicht verhehlen, daß der Verf. wohl hin und wieder eben jenes Forschers Aufstellungen, unbeschadet des Interesses für die Mehrzahl der Leser, mehr noch hätte benutzen können, da geologische Untersuchungen heut zu Tage keineswegs für die abstoßend sind, deren Beruf es eigentlich nicht ist, die Natur in ihrer Werkstatt gleichsam zu erforschen. Dann zu der Etymologie des Wortes Paris übergehend, beseitigt Herr D. die vielfachen Fabeln und Trugschlüsse, welche man über die Entstehung des Namens der Hauptstadt vorgebracht hat, und zeigt, daß Paris weder seinen Namen vom trojanischen Prinzen Paris, noch, wie andere wollen, vom einst dort herrschenden Isisdienst (was ungegründet ist) hat, sondern daß, wie sich zum Theil geschichtlich darthun läßt, die Sennonen, welche zuerst von Belgien aus die heutigen Gegenden von Sens und Auxerre in Besitz nahmen, später den Namen Parisii oder Barisii sich zulegten, welches nichts anders als Bewohner der Grenze bedeutet, eine Ableitung, die freilich manchem eitlen Pariser nicht so pomphaft vorkommen mag, wie die erst erwähnten. Uebrigens setzt Herr D. die Einwanderung dieser belgischen Sennonen ungefähr 50 Jahre vor Cäsars Einfall in Gallien und stützt seine Hypothese von dem Ursprung des Namens Paris mit einer Stelle aus Cäsars Commentaren, wo es heißt: „Confines erant hi (Parisii) Senonibus, civitatemque, patrum memoria, conjunxerant;“ was indeß, bei der Verschiedenheit der Auslegungen dieser Stelle, gegen das Für immer noch manches Wider zuläßt. Aus allem erhellt aber, daß eigentlich von einer wirklichen Geschichte von Paris, nur von dem Zeitpunct an gesprochen werden kann, wo die Römer Gallien eroberten, da Cäsar der erste Auctor ist, welcher der Pariser gedenkt, selbst damals aber noch dieses Volk (wenn man einen Haufen von einigen tausend Köpfen so nennen darf) eine sehr untergeordnete Rolle auf dem großen Schauplatz der Begebenheit jener Zeit spielte.

Ueber die Entstehung der Stadt lesen wir folgendes: die Seine, welche das Gebiet der Parisier durchströmte, bildete auf dem Punct, wo heut zu Tage Frankreichs Hauptstadt glänzt, fünf kleine Inseln. Die größte dieser Inseln erwählten sich die Parisier zu ihrem, nach ihrer Art wahrscheinlich befestigten, Waffenplatz, und der Name desselben, Lutetia, oder richtiger Lucotetia, ging nach und nach in den allgemeinen, „Stadt“ (Cité), bei ihnen über, den dieses älteste Quartier des jetzigen Paris auch noch führt. Die Insel war übrigens damals noch kleiner wie jetzt, da sie seitdem durch Kunst mit ein Paar andern nebenliegenden verbunden worden ist, und daß Lutetia zu jener Zeit überhaupt mehr ein Haufe von Hütten war, als eine Stadt, läßt sich denken. Spätere Jahrhunderte gaben diesem Ort erst seine Weltberühmtheit und Größe, und da wo jetzt das Louvre stolz sich erhebt und mancher schöne Platz und Palast die Augen auf sich zieht, war einst, in den Tagen, in welchen die Geschichte zuerst dieser menschlichen Niederlassung gedenkt, theils Wald, theils Sumpf.

Erst durch die Römer kam, nach Unterwerfung des Landes, Kunst und Gesittigung in diese Wildnisse. Das ärmliche und schmutzige Lutetia erweiterte und verschönte sich; Bäder und Villen fingen an die Umgegend zu zieren, und dieser Glanz nahm um so mehr zu, da mehrere der späteren Kaiser, z. B. Constantin

*) Histoire physique et morale de Paris, etc. par J. A. Dulaure. Paris chez Guillaume et Comp. 6 volumes (von denen bis jetzt 4 erschienen).

Chlorus, oft für lange Zeit den Ort sich zu ihrem Aufenthalte wählten. (Daß der geniale Julian Paris besonders liebte und es immer nur sein liebes Lutetia nannte, auch viel für dessen Verschönerung that, ist bekannt; dennoch glaubt Herr D. die Gründung des Palastes der Thermen — von dem man noch großartige Ueberreste findet — nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, diesem Kaiser, sondern dem früheren Constantin Chlorus zuschreiben zu müssen.) Ohne Zweifel würde dieser beginnende Glanz des heutigen Paris noch manches Jahrhundert in einem fortdauerndem Wachsthum geblieben seyn, wäre nicht durch die eintretende Schwäche und den späteren Umsturz des abendländischen Römerreichs eine hemmende Periode eingetreten. Mit dem Beginn des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erhob sich jener Sturm von Barbaren, der alle entlegenen Provinzen des alternden Colosses überzog und ihren Wohlstand und ihre Cultur auf lange Zeit vernichtete. Auch Gallien entging diesem Schicksale nicht. Vielfach verheert durch die eindringenden Völker des Nordens, ward endlich auch Paris ihre Beute. 588 Jahre nach Christi Geburt nahmen die Franken Besitz davon. Von diesem Zeitpuncte an schreiben sich eine Menge Unfälle her, die Gallien und besonders Paris erlitt. Schon durch den, mehrere Menschenalter durchdauernden Kampf der Gallo-Römer, die für ihre Unabhängigkeit stritten, mit den andringenden germanischen Völkerschaften, waren Wohlstand und Sitten verfallen und beide gingen gänzlich unter, als endlich die Franken für immer festen Fuß faßten. Die Eingebornen erlagen fast unter dem Eisenjoch, welches ihnen ihre rohen Ueberwinder auflegten. Roms Gesetze verschwanden gegen die Ausgeburten unterdrückender Feudalsatzungen; in ganz Gallien gab es keinen Senat, keine Municipalität mehr. Heerführer unter dem Namen von Herzogen und Grafen, ersetzten ihre Stelle und strebten bald, sich aus Dienern willkürlicher Macht in unabhängige Zwingherren zu verwandeln, immer nur in dem einen Punct einverstanden, das Volk zu unterdrücken.

Welche Art von Regierung, oder eigentlicher zu reden, von Anarchie, sich so bildete, wie unter dem, durch ihren König Cloris zum Christenthume bekehrten Franken, eine mächtige und herrschsüchtige Geistlichkeit sich erhob, wie auch diese in Verbindung mit dem herrschend gewordenen Feudal-Systeme nur neue Lasten auf das Volk warf, dies und den ganzen übrigen Zustand des neuen Frankreichs schildert der Verf. eben so lebendig als wahr, und wir heben hier nur aus, was in näherer Beziehung auf Paris von ihm gesagt wird. Unter der Herrschaft der ersten fränkischen Könige fing Paris an, sich mit zahllosen Kirchen und Klöstern zu bedecken; aber so sehr auch das Christenthum von den Eroberern mit heiliger Inbrunst umfaßt wurde, so wenig vermochte es doch in seiner damaligen Gestalt, die wilden und rohen Leidenschaften dieser Menschen zu zügeln, und während auf solche Art Greuelthaten ohne Maß verübt wurden, benutzte die ehr- und habsüchtige Geistlichkeit die zuweilen bei den erhabenen Sündern eintretenden Momente besorgender Reue nur dazu, ihre Macht und ihre Reichthümer zu vermehren. Absolution für begangene Verbrechen ward den gläubigen Gemüthern nur gegen Erlegung reicher Spenden an Kirchen und Klöster bewilligt. Mit Recht fürchtet der Verf., der der Geschichte nicht kundige Leser werde die Abscheulichkeiten und wahrhaft ungeheuren Laster des ersten allerchristlichsten Königs (Clodwig) und seiner nächsten Nachfolger, die Mordthaten und Lüderlichkeiten einer Brunhilde, Fredegunde und wie jene Ungetüme weiter heißen, die das erzürnte Geschick den Völkern zur Strafe auf den Thron setzte, so wie überhaupt das ganze Gemälde von Elend und Entwürdigung, unter welchen die Nation erlag, für übertrieben halten, indeß ist doch nichts wahrer als eben dies, und neuer Beweis dadurch gegeben, welche Masse von Unglück durch Aberglauben und Willkür auf die Erde gekommen ist.

Bald traf aber die Nemesis dieses unwürdige Königsgeschlecht. Die Hausmeyer, ihrer Würdenträger Erste, griffen nach dem Scepter, den sie beschützen sollten; Pippin von Herstal bahnte schon seinem Sohne Carl Martell den Weg zur höchsten Macht, und Pippin der Kurze, noch einen Schritt weiter gehend, bestieg den Thron und ward Stifter jener Dynastie, deren Glanzpunct in Carl dem Großen sich zeigte und wieder mit ihm verlosch.

Bemerken müssen wir hierbei, daß unserer Ansicht nach, der Verf. Carl dem Großen, trotz dem, daß er in ihm den Wiedergebärer des bürgerlichen und moralischen Zustandes der Nation anerkennt, doch in manchen Dingen Unrecht thut. Carl gehört unstreitig wohl zu den größten Fürsten mit, die die Geschichte neuerer Zeiten kennt. Er gab Gesetze, deren Trefflichkeit wir noch heut zu Tage anerkennen müssen, er verbreitete Wohlstand und Licht in seinem weiten Reiche nach Kräften; Künste und Wissenschaften trieben, begünstigt und beschützt von ihm, ihre ersten, schwachen Keime wieder. Daß er nicht that, was den Fürsten, die ein Jahrtausend nach ihm auf dem Throne sitzen, nicht oder nur halb gelingen will, daß er der Hyder, einer herrschsüchtigen Aristokratie, nicht den Kopf zertrat, dies ihm als Fehler anrechnen, scheint uns eine Unbilligkeit zu seyn. Hätten nur alle seine Nachfolger, so wie er, dieses ewig feindliche Princip gezügelt, wahrlich, die Greuel, die bald nach seinem Hinscheiden sein zerfallendes Reich diesseits und jenseits des Rheins verwüsteten und die in furchtbarer Folge sich durch alle nachkommenden Jahrhunderte bis auf uns herabschlangen, wären nicht geschehen. Da aber seine schwachen Nachfolger so gänzlich und in jeder Art den Pfad verließen, den er glorreich betreten, so mußte kommen, was kam, und die von ihm über Frankreich und Deutschland mühsam heraufgeführte Morgenröthe eines geistigen Erwachens, neuerdings jener Nacht der Barbarei und des Wahnes weichen, die die Geschichte des sogenannten Mittelalters schändet.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 150.

29. Juni 1822.

Zerstreute Blätter aus dem letzten Zehntheile des abgeschiedenen Jahrhunderts von Susanne von Bandemer, geborene von Franklin. Coblenz, 1821.

Nicht um die Achtung für diese Dichterin zu vermehren, machen wir auf diese Sammlung aufmerksam: sie ist hinreichend bekannt und gewürdigt, und hier gibt sie einige Reise-Bruchstücke, Gedichte und Erzählungen, welche ihren Freunden sehr willkommen seyn werden. Aber uns ist vor allen ein Aufsatz bemerkenswerth erschienen: An meinen Sohn: Ueber Menschenrechte und Freiheit. Bei Gelegenheit der Revolution in Frankreich, im Jahr 1790. Der gesunde schlichte Sinn, in dem schon damals unsere Dichterin urtheilte, verdient verbreitet zu werden, und darum theilen wir folgende Stellen auszugsweise mit.

„Auch dich, mein Lieber, scheint die Gewalt der schimmerndern Außenseite zu blenden. Deine Augen flammen, dein Herz klopft stärker bei den schauderhaften Scenen jener großen Freiheitskämpfer; aber glaube mir, mein Sohn, der Rausch der Einbildungskraft ist oft gefährlicher als der physische Rausch; es kommt eine Zeit, wo die Betäubung aufhört, und wo unser Erwachen eben so schrecklich für uns ist, als für den mitleidenswürdigen Mörder, der im Taumel der Trunkenheit seinen Freund erschlagen hat. Ruhige Prüfung und kalte Vernunft sind ein vortreffliches Mittel, die Fieberhitze unserer Einbildungskraft bis zu einer gesunden Wärme zu temperiren; und zu diesem Endzweck will ich es wagen, dir über diese wichtige Materie, in Rücksicht auf jene vortrefflichen Schriften, die du mir mitgetheilt hast, meine Meinung zu sagen."

„Wenn von einem Rechte der Menschheit die Rede ist, so versteht sichs von selbst, daß ich davon mit reden darf. Nicht als eine gesetz- und staatskundige Gelehrte, oder als eine tiefdenkende Philosophin; nein, ich denke und rede als Mensch, als ein Individuum der bürgerlichen Gesellschaft; und in dieser Eigenschaft habe ich wenigstens das Recht, dir meine Gedanken freimüthig mitzutheilen."

„Gibt es wohl ein allgemeines Recht der Menschheit? Beinahe sollte ich glauben, das Daseyn dieses Rechtes widerlegte sich aus dem simpelsten Grunde von der Welt, denn sonst müßte der rohe Kamtschadale und der ausgebildete Bewohner unserer Königsstadt einerlei Begriffe von diesem gerühmten Rechte haben, weil das, was in der Natur gegründet ist, beiden verständlich seyn muß."

„Mutterliebe, oder Liebe der Kinder für die Aeltern ist allen gesitteten Völkern heilig; aber kann man wohl sagen: der Menschheit? Gibt uns nicht die Völkergeschichte tausend Beispiele, wo man entweder die Kinder aussetzte, gleich dem Viehe verkaufte, oder, wie die Völker an den Ufern des Ganges, aus den unbedeutendsten Ursachen in den Fluthen dieses Flusses ersäufte? — Tödten nicht so viele Völker die ersten Urheber ihres Lebens, sobald sie für Alter unfähig sind, sich selbst zu ernähren? Diese für uns so süße und heilige Bande des Blutes, deren gewaltige Stimme sich so laut in unserem Busen hören läßt, sind selbst bei dieser ehrwürdigen Außenseite nichts weniger als Stimme der Natur oder Recht der Menschheit. Nur den feinern Sitten, den weisen, auf Güte und Menschenliebe sich gründenden Gesetzen und den gereinigtern Religions-Begriffen danken wir diese süßen Gefühle, welche die Macht der Gewohnheit in unsern Busen pflanzte. Und sollte uns diese minder heilig seyn, da wir uns von der Wahrheit überzeugen: nicht ein bloßer Instinkt, sondern ein für das Wohl der Menschen, für den Wachsthum der Staaten zuträglicher Begriff gründete dieses heilsame Gesetz, welches mein mütterliches Gefühl mit einer unauflöslichen Zuneigung an dich, mein Sohn, und an deine Geschwister knüpfte." —

„Sollte in dem Rechte der Menschheit das Gesetz gegründet seyn, welches das Mein und Dein in gewisse Grenzen beschränkte und für die Erhaltung desselben bürgte? Ich bezweifle solches mit Recht, weil uns die Geschichte, selbst zu der Zeit, da die Welt noch in der Wiege war, schreckliche Beispiele aufstellt, wo jeder, der sich durch Faust oder Kopf stärker und seinem Nachbar überlegen fühlte, Gewalt brauchte und sich zum Besitzer eines ihm beliebigen fremden Gutes machte. Wo sollen wir also die Schutzwehr hernehmen, unser Eigenthum, die Frucht unserer Arbeit, unseres Schweißes zu sichern? — Ich finde sie nur dort, wo weise Gesetze, durch die Macht unterstützt, die Ruhe und den Wohlstand des Bürgers beschützen. — Bei diesem Gedanken fällt mir der Umstand bei, daß in jeder Staatsrevolution, wo man unter der Fahne der Freiheit sich gegen die gesetzgebende Macht empörte und

eine Art von Anarchie errichtete, gemeiniglich diejenigen Menschen die Fackel des Aufruhrs anzündeten, die nichts in der Welt, außer ihrem Leben, zu verlieren hatten. Selbst bei der so hoch gepriesenen französischen Revolution waren die Hefen des Volks die Zerstörer des Despotismus; der Hunger allein weckte in ihnen das Recht der Menschheit, um für ihre Selbsterhaltung die Waffen zu ergreifen."

„Wenn aber von einer Gleichheit der Stände die Rede ist, so müssen wir nothwendig zu dem rohesten Stande der Natur zurückkehren, wo wir alsdann das Glück genießen werden, selbst mit dem Urang-Utang in einer beneidenswürdigen Gleichheit zu leben; und doch war kein einziger Umstand für die Franken so empörend, als der, daß man sie zum Heufressen verdammen wollte. Ist aber von einer Auszeichnung die Rede, wo der vornehme Bösewicht, nur weil er vornehm ist, von dem Bösewicht in Lumpen gekleidet durch eine mildere Strafe ausgezeichnet werden soll, so finde ich diesen Vorzug, wenigstens für meine Begriffe, empörend, weil das Laster in jedem Stande Laster ist und bleibt, und eine höhere Geburt auch eine bessere Erziehung, edlere Gesinnungen und eine nähere Kenntniß unserer Pflichten voraussetzt, als in den niedern Classen der Menschen, wo diese sittliche Bildung oft ganz wegfällt und den Menschen zum Thiere herabwürdiget. Aus diesem Grunde ist der vornehme Bösewicht in meinen Augen viel strafwürdiger als der geringe, und muß wenigstens mit eben der Schärfe behandelt werden, wenn gleich die Strafe an und für sich nicht eben dieselbe seyn darf, mit der man den Bettler belegt, weil selbst durch die Art der Strafe noch gewisse Endzwecke erreicht werden können, die zum Besten des Ganzen mitwirken müssen."

„Auch scheint es mir nicht Recht der Menschheit zu seyn, welches den Sieger verbindet, seines überwundenen Feindes zu schonen; der Kanibale ist Mensch und frißt seine gefangenen Feinde mit eben der wilden Freude, womit der auf Recht der Menschheit stolze und freie Franke seinem niedergeschmetterten Feinde das Herz ausreißt, in den Eingeweiden desselben wühlt, und sich an dem Anblick eines aufgespießten Kopfes weidet, welcher seiner Hochthat zur Trophäe dient. — Gott und Menschen mögen den Mann ehren, der uns ohne Vorurtheile, ohne Nebenabsichten, ohne täuschende Folgerungen klar und deutlich beweist, daß es ein Recht der Menschheit gebe, und daß sich auf dieses Recht die Glückseligkeit der Menschen gründe. Läßt sich aber die Folge nicht damit vereinigen, so lasse man uns in unserer glücklichen Unwissenheit, bei der wir uns insofern wohlbefinden, als unsere Ruhe und Sicherheit und alles, was zu unserer Selbsterhaltung gehört, ungekränkt bleibt. Sobald aber dieses sogenannte Recht der Menschheit in den Gedanken ausartet: „kein Mensch ist berechtiget, mir als Mensch zu gebieten; die Natur schuf mich frei, und alle Verhältnisse der gesetzgebenden Macht sind Fesseln der Knechtschaft, gegen die sich ein jeder sträubt, der das Recht der Menschheit in seinem Busen fühlt:" — o dann sey uns der Himmel gnädig! Stolz, Eigensinn und Ehrsucht werden überall eine Ursache finden, gegen die Oberherrschaft zu declamiren; wilde Empörung wird das Resultat dieser schimmernden Hypothese seyn und den zügellosesten Ausschweifungen ungezähmter Begierden den Weg bahnen. Ist aber dieses Recht in der Natur des Menschen wirklich gegründet, so würde ich ja auch, so gut als ein anderer Mensch, ihre heilige Stimme in mir hören; diese Stimme würde überall in jedem denkenden, aller seiner Sinne sich bewußten, wohl organisirten Menschen hörbar seyn und ihn aufmuntern, jedes zwangvolle Gesetz mit Füßen zu treten und ganz unabhängig frei zu handeln."

„Hier liegt der Centralpunct, in dem sich der ganze Strudel unserer neuesten, zur Mode werdenden Begriffe von einem á la françois geformten Freiheitssystem vereinigt: Alles redet mit Entzücken von den freien Franken; man nennt sie das erste Volk der Welt, und ihr Name ist das Losungswort der Menschheit. *) — Erlaube mir, Lieber, daß ich als Mutter etwas bedachtsamer, kaltblütiger und mißtrauischer urtheilen darf wie der feurige Jüngling, der in seinem Kopf jedes Ideal realisirt, welches durch ein schimmerndes Colorit, oder durch den Reiz der Neuheit den Werth, das Interesse gewinnt. Wäre bereits ein halbes Jahrhundert nach der großen Revolution vergangen, dann würde ich vielleicht deiner Meinung ganz beistimmen und den durch bloßen Zufall erthürmten Koloß voller Bewunderung und Beifall anstaunen, dessen Fundament mir vor der Hand äußerst schwankend scheint, weil die Basis ihrer neuen Gesetze auf einem idealischen Rechte ruhet, welches bis jetzt noch immer Hypothese ist. So lange dieses Mißtrauen in meiner Seele ist, kann ich meine Stimme nicht mit den Tausenden vereinigen, die dem zur Glückseligkeit des Volkes gegründeten Freiheitstempel zu jauchzen. Sehe ich nicht statt Eines Despoten hundert, deren Meinungen eben so vielfach sind? ist nicht Bürgerblut, Eigenthum und väterliches Erbe nebst den ererbten Vorzügen der Geburt der Willkür des Ersten preis gegeben, der sich einfallen läßt, dagegen zu haranquiren? und dieses nennt man Freiheit? O ich schaudre vor den Scenen, welche der blutige Riesengeist der Zukunft unsern Augen verschleiert." —

„Nach meinem Vorstellungs-Vermögen ist die wahre Freiheit die Macht, alles das Gute zu thun, was wir nach unsern Kräften ausüben wollen; und das Gesetz ist die Macht, alles das Böse zu hindern, was wir etwa thun könnten. In dieser letzten Rücksicht sind mir die Gesetze über alles heilig, weil ich den Satz an-

*) Man vergesse ja nicht, daß dieses alles 1790 geschrieben wurde.

nehme, daß die rohe Natur, sowohl physisch als moralisch, weit mehr Unkraut als edle Pflanzen erzeugt. Daß die Erziehung den Menschen zum wahrhaften Menschen in jedem edlen Sinne des Wortes bildet, ist durch die Erfahrung hinlänglich erwiesen; und wenn diese Erziehung den tumultuarischen Leidenschaften des zu feurigen Knaben und Jünglings Schranken setzt, seine ausgelassene Freiheit begrenzt und ihn, wenn auch nicht aus natürlicher Neigung, sondern durch die Fesseln der Gewohnheit, edel, rechtschaffen und tugendhaft handeln lehrt, so ist der Gewinn eines so lobenswürdigen Zwanges ganz natürlich auf der Seite des Jünglings und zum Vortheil des Ganzen. In allen diesen Rücksichten, sie mögen sich auf ein Individuum oder auf eine ganze bürgerliche Gesellschaft erstrecken, schätze ich den kleinen Zwang, aus dem etwas Gutes entsteht, unendlich mehr als eine zügellose Freiheit, aus der etwas Böses entstehen könnte. Und doch bin ich weit davon entfernt, eine sclavische Neigung in meiner Brust zu nähren. Nein, alles empört sich in meiner Seele, wenn ich von der Ausübung einer vorsätzlichen Unterdrückung höre, wenn ein Mensch den andern durch ungerechte Gewalt in den Staub beugt: aber eben diese Gewaltthätigkeiten werden in jenen unglücklichen Staaten am meisten ausgeübt, die sich aus eigner Wahl eine Menge Selbstherrscher zu Gebietern geben; und wie wahr ist die Bemerkung Rousseau's: daß nur ein Volk aus Göttern demokratisch regiert werden könnte, indessen die Unvollkommenheit der Menschen solches unmöglich machte."

„Wenn also jenes halb verschmachtete und mißhandelte Volk an den Ufern der Seine der Stimme der Selbsterhaltung Gehör gab und sich gegen seine unmenschlichen Unterdrücker und seine Usurpationen empörte, so war diese Handlung eine natürliche Folge des großen allgemeinen Gesetzes der Natur. Sie dachten an keine Staatsreform, sondern an das Bedürfniß zu essen; sie dachten nicht an die Gründung besserer Gesetze, sondern an ihre Sättigung; sie hatten keine patriotischen Absichten; nein! der Grund dieser großen Revolution lag nicht in ihren Köpfen, sondern in einem leeren Magen; dieser spornte sie an, ein Werk zu unternehmen, welches den Glanz der Bourbonen in einen ewigen Nebel verhüllt."

„Aber um so mehr sollte man sich hüten, aus Schwärmerei oder Nachahmungssucht alles Sclavenjoch zu nennen, was weise Gesetze und gute Regenten zum Besten des Staates geordnet haben. Wollten wir unsere eigenen Gesetzgeber seyn, wie oft würden wir eben so thörige Eintheilungen in unsern bürgerlichen Verhältnissen machen, als der Mann in der Fabel, der den Schöpfer tadelte, daß er nicht den Kürbis an den Eichbaum und die Eichel an die Kürbisstaude gesetzt hatte."

„O, mein Sohn! nur das Volk ist wahrhaft glücklich, wo nur Einer herrscht, wo dieser Eine der Vater seines Volkes ist, wo die Gesetze über alles heilig sind, wo Recht und Gerechtigkeit — ohne Ansehen der Person — das Urtheil des Richters bestimmen, wo der Monarch edel fühlt und denkt, um als ein guter Mensch und König zu handeln; wo man vor keinem unweisen Despoten zittert, und der Größte wie der Kleinste nur die Oberherrschaft der Gesetze anerkennt; wo der erste Bürger im Staate die Krone trägt, um, gleich einer guten Gottheit, für das allgemeine Beste derjenigen zu sorgen, deren Wohlstand das edle Ziel seiner Wünsche und das Werk seiner Hände ist."

Wir denken, dieses alles wird Vielen sehr mundrecht seyn. Ob zwar Schreiber dieses nicht zu diesen Vielen sich rechnet, so gesteht er doch frei, daß er dem hier Gesagten von Herzen beistimmt, ohne besondere Anwendung, Auslegung und relativer Misdeutung einzelner Stellen. Die treffliche Frau will im Staate nur das Producí der Gerechtigkeit sehen; und, so lange er dieses ist, Heil jeder Regierungsform und jeder Verfassung, welcher Art sie sey, denn sie ist heilig, weil sie das Wohl eines ganzen Volkes begründet und erhält! Eine solche vergißt nicht, daß sie der Tausenden wegen da ist, welche sie mit Vaterliebe beschützen soll. Aber heut zu Tage will man den Grundsatz gern geltend machen, daß die Regierung alles ist, und die Regierten nur da sind, um sich — regieren zu lassen. Oft ist es Noth, vor argwöhnischen Menschen mit ihren eigenen Worten zu sprechen, damit sie sich überzeugen, daß man im Grunde nichts anders will, als was sie selbst nie entbehren möchten, sobald sie in den Fall kommen sollten, es zu bedürfen. Wir wünschen, daß es diesmal seinen Nutzen habe.

20.

Geschichte von Paris, von den ersten Zeiten an bis auf unsere Tage, von J. A. Dulaure.

(Beschluß aus No. 149.)

In diesem ihm vorgeworfenen Geist einer ketzerisch-politischen Ansicht hat nun auch der Verf., unserer Ueberzeugung nach, jedoch mit Wahrheit, die für Frankreich und Paris so traurige Periode geschildert, welche theils der Ligue voranging, theils während dieser das Reich verwüstete. Indem er den Ursprung, die Fortschritte und Resultate dieser Verbindung mit großer Genauigkeit zeigt, macht er bemerklich, wie einer Seits die von Rom ausgehende Intoleranz nicht aufhörte, die der Hierarchie so verhaßten Protestanten zu verfolgen, ja (bis auf unsere Tage) unermüdet fortfährt, sie wo möglich zu vertilgen (und dazu ohne Unterlaß jedes Mittel anwendet, Gewalt, List, Trug, Ueberredung, und was gerade thunlich ist,); von der andern Seite aber der wilde Ehrgeiz der nach dem Throne lüsterner Guisen, durch Spaniens Haß gegen die gesunkenen Valois unterstützt, und wie aus diesen beiden Quellen die Unfälle strömten, die die Hauptstadt und das Reich niederbeugten. Um den Brand, welcher damals Frankreich in seinem tiefsten Innern verzehrte, stets neue Nahrung zu geben, verschleuderte Spanien sein Gold, und das listige Rom setzte seine alte Armee, die Schaaren von Mönchen und Pfaffen, von Betrügern und Betrogenen in Bewegung. Missionen, Processionen und fanatische Controvers-Predigten überschwemmten das damalige Frankreich, wie das heutige, und an den Stufen der Altäre des Gottes der Liebe und des Erbarmens, wurden von neuen Seiden die meuchelmörderischen Dolche geschliffen; an den Stufen dieser Altäre wurde im wüthenden Wahnsinn der Glaubenswuth das Blut der unglücklichen Protestanten vergossen, und dennoch — mitten unter diesen Gräueln, mitten unter diesen blutigen Verfolgungen mehrte sich, zum Hohn und Schrecken Roms, täglich die Zahl der Protestanten, zeigte sich aufs neue, wie alle Gewalt nie gegen Wahrheit und Recht, sey's in Kirche, sey's im Staat, dauernd etwas ausrichtet. Endlich kam die schreckliche St. Barthelemy, jene Nacht des Unglücks, der Bosheit und der Hölle, deren Gedächtniß die Geschichte der Höfe von Frankreich und Rom mit ewiger Schmach bedeckt. Mehr wie 10,000 Menschen fielen innerhalb drei Tagen allein in Paris unter Mörderhand. Die Seine war bedeckt mit Leichen, ihre Wellen roth vom Blut der edelsten Bürger, und das weibliche Ungeheuer Catharina von Medicis und ihr elender Sohn Karl IX. sa-

hen mit Entzücken der Hinmordung von Tausenden und Tausenden zu,*) der Papst aber, dieser sogenannte Statthalter Christi, ließ, nach Empfang der Nachricht von der wohlgelungenen Höllenthat, ein Jubiläum feiern, die Kirchen schmücken, und Gott, den er schändete, Lobgesänge singen; ja, noch weiter gehend, damit seiner Kirche Schande verewigt werde, ließ er Medaillen zum Andenken des Mordes schlagen, die auf einer Seite die Umschrift: „Ugonotorum strages 1572." auf der andern: „Gregorius XIII. Pont. Max. an. I," tragen. Cardinäle, Fürsten, Pfaffen und Adlige folgten aber diesem schönen Beispiele welches ihr würdiges geistliches Oberhaupt gab, und überall sah das entsetzte Auge nach einer der greulvollsten Scenen, welche die Geschichte kennt, Freudenfeste zum Preis des Bubenstückes. — (So benahm sich Rom und der Papismus im 16ten Jahrhundert, und daß man im 19ten noch — freilich nicht mehr so offen, weil man nicht kann — denselben Gesinnungen huldigt, beweisen hinreichend, die an allen Orten versuchten Umtriebe gegen die Protestanten, die erneuerten Massacern im südlichen Frankreich, gleich nach der Restauration der Bourbons, und manche andere Ereignisse noch).

Und welches waren nun die Früchte, die Frankreichs verblendeter Hof von solch ungeheurer Schändlichkeit zog? Karl IX. starb bald darauf, zermartert von Gewissensbissen, einen elenden Tod; Heinrich III. fiel durch Mörderhand; ein zwanzigjähriger Bürgerkrieg zerriß und verwüstete das Land, die entarteten Valois gingen unter, und unauslöschliche Schande und Verachtung ruhte durch alle Zeiten auf den liederlichen Höfen der letzten Könige dieses Stammes.

Erst mit Heinrich IV. diesem edlen Fürsten, begann für das unglückliche Land und dessen Hauptstadt eine bessere Aera; aber, es ist betrübt, es sagen zu müssen, abermals mußte Schlechtigkeit ins Spiel gezogen werden, um dem Reiche die Wohlthat eines guten Regenten zu erkaufen. Nicht allein die Waffen des Rechts und der Ehre waren vermögend, den guten Heinrich auf den Thron zu bringen; in Sülly's Memoiren findet man noch die Summen angegeben, für welche Frankreichs Adel die ihm anvertrauten Vesten übergab, und die gepriesenen und stolzen Namen Villeroy, Villars, la Charträ, stehen auf dieser Liste der Schande. Ein Graf Belin übergab Paris für 1 Million 695400 Livres. — — — So sehr wie Hr. D. mit Recht auch Heinrich IV. lobt, so wenig bemäntelt er dessen tadelnswerthe Schwächen und Fehler. Spiel, Jagd und Weiber, dies waren die schwachen Seiten dieses übrigens musterhaften Fürsten, und die im Werke mitgetheilte Liste der bekannten Geliebten Heinrichs übersteigt an Zahl fast das Glaubliche. Von der berühmten Gabriele entwirft der Verf. kein sonderlich schmeichelhaftes Bild. Ihr großer Liebhaber war ungefähr der Neunte oder Zehnte in der Reihe der sich der Gunst dieser schönen Nicht-Lucretia freute, und Gabriele hatte, nachdem sie schon eine Zeitlang Heinrich III. Lager getheilt, einen ziemlichen Cursus unter den Cardinälen, reichen Financiers und Hofleuten gemacht, ehe der Vierte Heinrich sie endlich aus den Händen des Düc de Bellegarde empfing. Nicht minder streng ist das Gemälde, welches von dem Hofe und der Regierung des gefeierten Ludwig XIV. dieses Stolzes und ewigen Berufungspunctes der heutigen Ultra's in Frankreich, hier gegeben wird, was denn auch wohl besonders Ursache mit seyn mag, daß die Loyalen (wie sich bekanntlich jetzt die Anhänger der guten alten Zeit selbst nennen) Hrn. Dülaure so sehr verketzern, und in ihm nichts als einen wüthenden Demokraten sehen. Niemand von gesundem Sinn wird aber Hrn. D. abpflichten, wenn er behauptet, daß dieses gefeierten Ludwigs Regierung, namentlich gegen das Ende hin, höchst unglücklich und schmachvoll war. Durch Frömmelei und Entnervung zum Sclaven eines frömmelnden Weibes herabsinkend, deren Stärke Tugend nicht war, verschwenderisch, eitel, herrschsüchtig, despotisirte er sein Land und jene fade Courtoisie, jene alberne Prahlsucht und moralische Verderbtheit, die das Ausland in spätern Jahren Gelegenheit erhielt, durch die zahlreichen Herren Emigrés persönlich kennen zu lernen, und die in Frankreich selbst erst durch das ernste Prüfungsfeuer der Revolution aus der Nation wieder weggebracht wurden, fanden unter ihm durch sein und seines Hofes Beispiel ihre Entstehung. Daß Ludwig trotz dem etwas Großartiges hatte, (was man haben kann, ohne groß zu seyn) daß er Künste und Wissenschaften beschützte und förderte, seine Hauptstadt schmückte und, in früheren Tagen namentlich, manches that, was nicht unrühmlich ist, ist übrigens gleichfalls gewiß und wird auch durch den Verf. nicht verschwiegen.

Mit dieses Fürsten Regierung schließt der 4te bis jetzt erschienene Band dieses geistreichen Werkes, dessen beide noch folgende die inhaltreiche Periode der Regentschaft, der Regierungen Ludwigs XV und XVI. und der Revolution umfassen werden, in welcher ganzen Zeit Paris als Mittel- und Brennpunct so vieler wichtigen Ereignisse, eine große Rolle spielte, und unendlich viel in dessen innerer und äußerer Gestalt sich änderte.

77.

*) Unter dem Fenster, an welchem Karl stand, während man seine Unterthanen mordete, ward während der Revolution eine, diese Thatsache und dieses Königs Abscheulichkeit bezeugende Inschrift angebracht. Bonaparte ließ sie später wegnehmen.

Der Maltheser von C. F. van der Velde. Dresden. 1822.

Die besonders glückliche Gabe dieses Dichters, die Eigenheiten der Zeit und Gegend, aus denen seine Darstellungen genommen sind, dem Leser recht klar und vollständig erscheinen zu lassen, führen leicht zu einer Vergleichung zwischen ihm und dem berühmten Walter Scott. Wenn in des Letztern bewunderten Gebilden der alterthümliche Geist das Ganze noch wärmer und inniger zusammenhält und die Charaktere des Britten, ihrer Tiefe halber, Vorzüge vor den des van der Velde besitzen, so ist diesem dagegen eine weit größere Lebendigkeit und Frische in der Darstellung eigen; woran es den Scottischen Dichtungen, wegen der doch wohl zuweilen allzuweitläufigen Ausführung, auch der Nebenpersonen, mitunter etwas gebrechen dürfte.

Der Maltheser scheint uns zu des Verfassers gelungensten Schöpfungen zu gehören; besonders in der ersten Hälfte. In der letzten sind die Abenteuer vielleicht allzusehr gehäuft. Auch durfte man bei des Helden außerordentlicher Liebe zu der Johanniterin Cölestina, an seinem baldigen Uebergange nach dem Tode derselben zu der Griechin Dione doch wohl einen gegründeten Anstoß nehmen. Wenigstens läßt sich daraus schließen, daß, wenn die Griechin ebenfalls späterhin gestorben wäre, nur allzubald die Reize einer Dritten eine gleiche Gluth in dem so gar leicht entzündbaren Herzen erregt haben würde. Daher ist es denn auch sehr zu loben, daß, zu Verhütung ähnlicher Schwächen, wie die des Großmeisters, seines heimlichen Vaters, sind, der Papst unsern Maltheser von dem Ordensgelübde dispensirt.

17.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

Zur Vermehrung der Unfälle, welche Frankreich trafen, kamen nun noch die Einfälle der Normänner und Dänen hinzu. Fast ein Jahrhundert lang verheerten diese, jetzt von Vielen als Muster ritterlicher Tugenden gepriesenen Räuber, das unglückliche Land, und die Seine mit ihren leichten Barken hinauffahrend, verwüsteten und plünderten sie Alles, was sie trafen; Paris selbst entging ihrer Raubsucht nicht. Im 9ten Jahrhundert belagerten sie diese Stadt, und Abbon, Mönch von St. Germain-de-Pres, erzählt in einem lateinischen Gedicht die schauderhaften Grausamkeiten, welche diese nordischen Tugendspiegel hierbei ausübten. Erst mit Abtretung der später nach ihnen genannten fruchtbaren Provinz des Reichs, endeten die durch sie herbeigeführten Unfälle. Wie sehr der kaum wieder keimende Wohlstand von Paris, die kaum sich hebende geistige Cultur durch diese Ereignisse litt, läßt sich denken. Adel wie Clerus überließen sich in diesen Tagen der Rohheit und Gewalt, jeder Ausschweifung, jeder Grausamkeit, und unter ihrem unbeschreiblichen Druck versank Volk und Land auf's Neue in das tiefste Elend. Wie in Deutschland trieben die sogenannten Thronstützen und Blüthen der Nation, Straßenraub, und vor ihren Wegelagerungen verschwand die letzte Spur des Handels und Verkehrs, nützlicherer Menschen denn sie. Dummheit und Unwissenheit gingen diesen adlichen Bestrebungen passend zur Seite. Der lüderliche und faule Clerus konnte größtentheils weder lesen noch schreiben, und die brutale Rohheit des Schwertgewandten Richters, erhob die Entscheidung der Klinge in wilden Zweikämpfen auf Tod und Leben, gotteslästerlich zu Urtheilen einer gerechten Gottheit. Erst dem dritten, auf Frankreichs Königsthron sich niedersetzenden Geschlecht, gelang es nach und nach einiges Licht und Recht in diese abscheuliche verworrene Masse von Barbarei und Stumpfsinn zu bringen, sich selbst nach und nach von den Fesseln zu befreien, welche ein übermüthiger Adel, und eine gleich nichtsnutzige Geistlichkeit ihren Vorgängern aufgelegt hatte. Hugo Capet, Graf von Paris, Schirmherr zu St. Denys, zu St. Germain de Pres, zu St. Martin de Tours u. s. w. bestieg in Folge einer glücklichen Revolution, den Königsstuhl, aber er, wie sein Sohn und Nachfolger Robert, mußten manchen blutigen Kampf bestehen, eh' der damals schwache Schimmer königlicher Gewalt, ihnen unbestritten ward. Hugo Capet hatte als Graf von Paris in dieser Stadt residirt; er that es auch als König, und von hier an kann man erst Paris als die Hauptstadt Frankreichs betrachten.

Daß übrigens diese dritte Dynastie, nicht gleich den früheren wieder unterging, sondern den einmal gewonneuen Thron behauptete, schreibt Hr. D. mit Recht größtentheils der weisen Maßregel zu, daß sie nicht wie ihre Vorgänger, das Reich theilten, sondern die Krone von nun an, stets dem Erstgebornen ausschließlich anheim fiel, obschon auch — wie nicht zu verhehlen — von ihnen das Ganze in so fern öfters zerstückelt ward, daß sie jüngeren Söhnen und Verwandten, Herzogthümer zum fast souverainen Besitz verliehen, und somit ihnen die oft benutzte Gelegenheit gaben, sich gegen die Krone zu empören.

Wie groß auch in Frankreich damals die Macht der Päpste war, erhellt aus den Excommunicationen, welchen zwei nicht üble Könige dieses Landes, Robert und Philipp I. um geringer Ursachen unterlagen, und merkwürdig ist, daß als Ludwig der Dicke einer großen Anzahl von Städten seines Reichs, das Recht Communen zu bilden verlieh, oder vielmehr erkaufte, Paris fast allein es nicht gewann, und lange nachher erst in Besitz dieses Privilegiums kam. Dem Könige Philipp August verdankt dagegen die Hauptstadt einen großen Theil ihres Aufblühens. Dieser Fürst, der mit starker Hand das ungeheure Feudalwesen zu bändigen anfing, und dadurch sich und dem Volke einen Theil der Rechte wiedergab, die beiden zukommen, verschönerte auch seine Hauptstadt unablässig. Er ließ zuerst die engen und schmutzigen Gassen von Paris pflastern, Brunnen graben, und manches noch heut zu Tage angestaunte Monument kühner Baukunst gründen. (Außerdem, was der Verf. nicht berührt, machte sich Philipp August auch, um die gesunkenen Wissenschaften wieder zu beleben verdient, wie mehrere sich noch in den Bibliotheken findende, unter seiner Regierung verfaßte Manuspripte verschiedener Art, bezeugen, die, trotz ihres mehrentheils noch barbarischen Styls doch darthun, daß unter ihm der Sinn für Literatur wieder allgemeiner ward.) Gleichen Ruhm und gleiches Verdienst wie Philipp August, erwarb sich auch Ludwig IX. (der Heilige) um Paris und Frankreich, und wenn man ihn auch gerechtermaßen nicht von dem Fehler freisprechen kann, durch seine übertriebene Frömmigkeit verleitet worden, zu seyn, Frankreich mit ganzen Schwärmen fauler und unnützer Mönche und Nonnen zu bedecken, so muß man doch stets mit Ehrfurcht einen König betrachten, der weise, mildthätig und gerecht genug war, seinem Lande viele gute und neue Rechts-Institutionen, Schulen und Hospitäler zu verleihen und zu begründen. Mit Abscheu wendet sich dagegen der Blik von jenem heuchlerischen Philipp dem Schönen, der ein Falschmünzer, sein Volk betrog, von jenem Karl VI. und VIII., jenem Ludwig XI. die theils als schwache und elende Tyrannen, theils als blutdürstige Ungeheuer, den Thron und ihren Namen zugleich schändeten, und die zu entschuldigen umsonst heut zu Tage befangene Ansicht sich müht. Dagegen freut man sich, nach so Unwürdigen, auf einen Ludwig XII. zu stoßen, der ein echter Vater seines Volks, ein edler, erhabener Fürst war. Sichtbar blühte unter ihm das Land und die Hauptstadt auf, Nacht und Finsterniß fingen an, vor dem großen Feinde der Unwissenheit und Barbarei, der Buchdruckerpresse, zu schwinden, und vermehrte Schulen und Kunstinstitute begannen die Hauptstadt zu schmücken. Auch Franz I. erwarb sich einige Verdienste um die fortschreitende Aufklärung seines Volks und den Glanz der Hauptstadt. Er stiftete das Collège de France, liebte und beschützte (freilich nach seiner, nicht immer löblichen Art) die Künste und Wissenschaften, verschönerte Fontainebleau, gründete das Hôtel de ville, und machte so, wenigstens in einer Art, den Ausspruch seines Vorgängers, unwahr, der einst von ihm sagte: „Ce gros garçon gâtera tout.“ Daß er durch unüberlegte Kriege Reich und Thron in die größte Gefahr brachte, nicht selten als Tyraun sich zeigte wo er den Beschützer spielte, daß unter seiner Regierung die grausamen Glaubensverfolgungen anfingen, welche später Frankreich zerrütteten, und die abscheuliche Ligue hervorbrachten, und daß er überhaupt in vielen Dingen, trotz gerühmter Ritterlichkeit, ein König war, wie Könige nicht seyn sollen, ist übrigens gleichfalls wahr und von Hr. Dülaure nicht vergessen, den, nebenbei bemerkt, die heutigen Verehrer der guten alten Zeiten in Frankreich, als einen argen politischen Ketzer verschreien, weil er, wie viele Verständige, die Schönheit der guten alten Zeiten nicht finden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bücherfreunde in Italien.

Ueber die italienischen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst hat in neuerer Zeit ein besonderer Unstern gewaltet. Die alte Herrlichkeit des einst so blühenden Landes ist vorübergegangen, das Unglück der Zeiten hat schwer auf seinen Bewohnern gelastet, und unter einer trüben Gegenwart oft kleinlicher Sorgen hat dem gemeinsten und alltäglichsten Bedürfnisse vieles Hohe und Schöne weichen müssen, was jener glanz- und thatenreichen Periode seinen Ursprung

verdankte, wo Venedig die Beherrscherin der Meere, Rom die des Festlands war. Italiens reichste Sammlungen sind jetzt der Stolz des Auslandes; und wer mag die Größe der erlittenen Verluste berechnen, seitdem selbst Raphael's Madonna und Correggio's Nacht die classische Heimath verlassen mußten! Wußte man aber selbst für die höchsten und einzigen Perlen einen Preis auszumitteln, wie viel mehr war dies nicht in Hinsicht weniger seltener Gegenstände der Literatur zu erwarten? Und wirklich bedarf es nur einer Erinnerung an die neuesten Zeiten, um die schmerzliche Bestätigung davon zu finden. Pinelli's köstliche Bibliothek und Borromeo's in ihrer Art einzige Novellensammlung wurden die Beute englischer Händler; des Herzogs von Cassano-Serra in Neapel reiche und vorzüglich im Fache der alten Drucke ausgezeichnete Sammlung wurde ein Eigenthum des Lord Spencer, und die nicht minder kostbare Sammlung des Grafen Melzi in Mailand hat ebenfalls in neuester Zeit dem Golde eines englischen Bibliomanen weichen müssen, und so sind allein in neuerer Zeit vier der ersten Zierden der italienischen Sammlungen in ein Land abgeführt worden, bei welchem uns unwillkürlich das Catullische: Panditur ad nullas janua nigra preces, einfällt. Von allen in neuerer Zeit in Italien zum Kauf ausgebotenen Sammlungen wissen wir nur zwei, welche durch Ankauf im Ganzen der Heimath erhalten worden sind: die Riccardische in Florenz, welche ein Eigenthum der Crusca wurde, und die des berühmten Orientalisten de' Rossi, welche in die großherzogliche Bibliothek zu Parma gekauft worden ist. Des Malers Bossi in Mailand ausgezeichnete Sammlung, in welcher vorzüglich eine herrliche Folge von Ausgaben des Dante merkwürdig war, ist durch einzelnen Verkauf zerstreut worden.

Bei der großen Anzahl der auf diese Art für Italien auf immer verlorenen Schätze, gehört immer ein gewisser Muth dazu, neue Sammlungen anzulegen, und die meisten Sammler beschränken sich daher nur auf sehr specielle Gegenstände, z. B. auf die Ausgaben der testi di lingua (von welchen Bartolommeo Gamba zu Mailand, dem wir auch ein sehr fleißiges bibliographisches Werk über dieselben verdanken, eine ausgezeichnete Sammlung besitzt), auf Aldinen u. s. w. Eine andere sehr bedeutende Sammlung dieser Art ist kürzlich zu genauerer Kunde gekommen durch den Catalogo ragionato dei libri d'arte et antichità posseduti dal Conte Cicognara (Pisa, Capurro, 1821) gr. 8. 2 Bände, welcher in mehrfacher Beziehung von einem ausgezeichneten Interesse ist. Der durch seine meisterhafte, und über die Ausstellungen des Compilators Fiorillo erhabene, storia della scultura hochverdiente Besitzer, Präsident der Kunstakademie von Venedig, fand theils in seinen literarischen Arbeiten, theils, wie es die Vorrede andeutet, in dem Wunsche, die trüben Einflüsse der neuern Zeitbegebenheiten zu vergessen, Veranlassung, eine Sammlung anzulegen, in welcher alles, was über alte und neue Kunst vorhanden ist, in möglichster Vollständigkeit vereinigt werden sollte; ein Plan, welchen er auch wenigstens in Hinsicht der italienischen Literatur mit solchem Glücke erreicht hat, daß dieser Katalog jedem, der sich für Kunst und deren Geschichte interessirt, als ein unentbehrliches literarisches Repertorium zu empfehlen ist. Ein besonderes Interesse gewähren die den Büchern beigesetzten und überall von tiefer Kennerschaft zeugenden Urtheile, welche bald den Inhalt derselben betreffen, bald auch einzelne bibliographische Notizen enthalten. Von einer Sammlung, welche ein in sich so trefflich abgeschlossenes Ganze bildet, läßt sich nicht wohl Einzelnes herausheben, und wir machen daher nur auf eine ganz vollständige Reihe alter Ausgaben und Uebersetzungen des Vitruvius aufmerksam, welche auch zwei pergamentne Handschriften desselben aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert enthält (Th. I. S. 126 ff.). Die Sammlung enthält 4800 Nummern, und gute Register erhöhen die Brauchbarkeit des Katalogs, dessen innere Anordnung, in 40 Classen, indessen nicht immer die bequemste ist. Leid thut es uns aber, daß der Katalog in Namen und Zahlen so incorrect gedruckt ist, daß man sich seiner in den eigentlichen bibliographischen Angaben mit der höchsten Behutsamkeit bedienen muß. Wir wünschen, daß diese Erinnerung von denen, welche sich desselben bei ihren literarischen Arbeiten bedienen, nicht übersehen werden möge.

Von den umfassendern und größern Privatsammlungen in Italien zeichnen sich jetzt zwei vorzüglich aus. Die erste ist die Privatbibliothek des jetzt regierenden Großherzogs von Toscana, welche gegen 45,000 Bände enthält. Sie entstand durch die berühmten Sammlungen von Neiwiczky und Gartano Poggiali und ist in 22 Zimmern des ehemaligen Palasts Pitti aufgestellt. Die Suite der Ausgaben cum notis variorum in den drei verschiedenen Formaten ist vollständig, und fast alle Exemplare derselben sind doppelt, einmal auf gewöhnlichem und dann auf großem Papier. (Bekanntlich kaufte der Großherzog fast alle Großpapiere, welche in der Mac-Carthyschen Auction befindlich waren.) Die Suite in usum Delphini ist ebenfalls doppelt und ganz vollständig. Die Elzevir'sche Suite in Duodez ist vollständig, enthält viele bisher unbekannte Stücke und viele Exemplare auf verschiedenen Arten von Papier. Die Reihe der von der Crusca citirten Ausgaben ist beinahe vollständig, und die Aldinensammlung ist, seit dem Ankauf der ganzen Sammlung des Ritters Elci, eine der ersten ihrer Art. Von neuen Büchern werden nur Exemplare auf dem besten Papier, und von Kupferwerken Exemplare avant la lettre und mit den radirten Blättern (eaux-forts) angeschafft. Vorzüglich reich sind, außer den alten und den italienischen Classikern, die Fächer der Geographie, Reisen und Naturgeschichte. Aus Millin's Auction wurde eine vom Abbate Marini zu Rom zusammengebrachte köstliche Sammlung von kleinen Schriften über Kunst und Archäologie in 326 Bänden, deren jeder 20 — 30 Schriften enthielt, für den Preis von 4501 Franken gekauft. Außerdem enthält diese Bibliothek gegen 2000 Bände Handschriften, alle in italienischer Sprache. Darunter sind viele eigenhändige von Galilei, nebst allen gegen ihn während seines Lebens erschienenen und von ihm mit eigenhändigen Anmerkungen versehenen Schriften, so wie 15 Bände eigenhändige Briefe verschiedener Gelehrten an Galilei; eine eigenhändige Handschrift des Torquato Tasso von 101 Seiten, Concepte verschiedener seiner schon gedruckten Gedichte enthaltend; eigenhändige Manuscripte von Viviani und Toricelli u. s. w. Die Einbände der Bücher sind von den berühmtesten Künstlern zu Paris, London, Wien und Florenz gearbeitet. Zwei andere Zimmer, außer jenen 22, enthalten gedruckte nnd geschriebene Musikalien. Ohne besondere Erlaubniß kann die Bibliothek, von welcher ein kritischer Katalog erscheinen wird, nicht gesehen werden.

Die zweite Sammlung ist die des Grafen Trivulzio in Mailand, von welcher bereits in Millin's annales encyclopédiques, 1817, T. VI, S. 254 — 273, eine ausführliche Nachricht gegeben worden ist. Wir begnügen uns daher hier mit der Notiz, daß sie eben so durch innern Werth als durch äußern Glanz ausgezeichnet ist, treffliche Handschriften, Pergamentdrucke, Großpapiere (an denen sie selbst den Lord Spencer übertrifft), viele Exemplare aus den ehemaligen Bibliotheken von Grolier und de Thou und andere Kostbarkeiten in Menge enthält, und vorzüglich sich durch eine gute Aldinensammlung und eine fast vollständige Reihe der citirten Ausgaben der Sprachtexte empfiehlt.

worauf die Vertraute (hoffentlich leise) erwidert:

En dussiez vous crever, ne le témoignez point.

aber der weit schlimmere Ernst bringt die Sache öffentlich zur Sprache, indem er fragt:

Mon oncle, qu'avez vous? vous changez de visage.

Geronte.

Mon neveu, je n'y puis résister davantage.
Ah! Ah! ... Madame, il faut que je vous dise adieu.
Certain devoir pressant m'appelle en certain lieu.

Noch nicht befriedigt, läßt der Dichter dann sogar noch Lisetten der schönen Geliebten ein Compliment abstatten über die ausgezeichneten Wirkungen ihrer Reize.

Ich habe bereits oben diese Scene für einen Gipfel der Anstandswidrigkeit erklärt; doch verhehle ich nicht, daß, da sie doch nur die Sinne revoltirt, sie mir immer noch weit besser erscheint als jene, in welcher Ernst mit den Wechselbriefen auftritt. Dennoch drängt sich hier die Bemerkung auf: wie oft haben französische Kritiker den Deutschen Mangel an Feinheit vorgeworfen; wann aber hat jemals ein deutscher Lustspieldichter das gewagt, was Regnard hier dem Publicum zu ertragen zumuthete? Er mußte denn doch die damaligen Theaterbesucher kennen und kannte sie längst, denn jenes Lustspiel ist vielleicht sein allerspätestes, da es erst zwei Jahre vor seinem Tode (1708) zum erstenmale gegeben wurde, und zwar mit dem größesten Beifalle, der häufige Wiederholungen veranlaßte. Und hielt man es nicht damals, sowohl in Deutschland als in Frankreich, fast für einen ästhetischen Hochverrath, an der höchsten Geschmacksfeinheit der französischen Classiker auch nur leise zu zweifeln?

Indem ich hier die kleinen Bemerkungen über Einzelnes in einigen Werken Regnards schließe (mit der Aussicht, vielleicht ein andermal über seine anderen Lustspiele oder gar über sein Trauerspiel „Sapor" zu reden) möge hier noch erwähnt werden, was auch nicht unbekannt ist, daß Regnard vielleicht unter allen französischen Dichtern die weitesten Reisen gemacht und die seltsamsten Abenteuer erlebt hat. Er war einige Zeit gefangen in Algier, wurde losgekauft, durchreiste Italien, Deutschland, Ungarn, Polen, Preußen, Schweden und verweilte besonders in Lappland, in welches er tiefer drang, als vor ihm irgend ein Fremder. Er hat uns von fast allen diesen Ländern manche gute Nachrichten gegeben; aber die magersten sind die von Deutschland. Zu dem wenigen Merkwürdigen, was uns hier begegnet, gehört seine Freude an Hamburg, wo er die Frauen, wie billig, sehr schön findet, wobei er nur bedauert, daß sie sich meistens das Gesicht auf spanische Weise verhüllten. Die Oper (bekanntlich in ganz Deutschland am frühesten in Hamburg blühend) fand er, was für einen Franzosen seiner Zeit (1681) schon etwas sagen will, nicht übel dargestellt, die Oper Alceste sogar „sehr schön." *) — Ueber manches politische Verhältniß des damaligen Deutschlands weiß er ziemlich gut Bescheid, in manchem andern aber ist er höchst ergötzlich unwissend. So spricht er z. B. von einem „Marquis von Brandenburg," eine Benennung, über die wir uns indessen nur mäßig wundern werden, wenn wir erwägen, daß, laut der Berliner Monatsschrift vom J. 1786, selbst Friedrich der Große, fast bis an das Ende seiner Regierung im römischen Staatskalender mit diesem Titel prangte. Indessen weiß Regnard, daß dieser Marquis doch auch ein Kurfürst ist; nur leider den Namen Friedrich Wilhelms des Großen, der damals bekanntlich schon ein und vierzig Jahre regiert hatte, weiß er nicht! sondern bezeichnet ihn mit vier Puncten, vermuthlich um diese gelegentlich durch irgend einen großen Geschichtskenner ausfüllen zu lassen. Es muß ihm aber kein solcher aufgestoßen seyn, denn die Puncte sind geblieben und stehen noch so in der letzten Stereotyp-Ausgabe von Regnard's Werken (Paris 1801. Th. V. S. 50). — Seltsam! den Namen hätte er auch wohl in Frankreich erfahren können, und zwar am besten durch seinen eigenen König Ludwig den Vierzehnten. Der kannte nicht blos den Namen, sondern den Fürsten, den Staatsmann, den Krieger, den edlen Gegner sehr wohl. 69.

*) Ueber die damaligen und etwas spätern Alcesten hat Wieland, bei Gelegenheit seiner eigenen Oper, die diesen Namen führt, einiges mitgetheilt; über den höchst fruchtbaren Componisten Kaiser enthält Gerber's musikalisches Lexicon manche gute Notiz, so wie über die Hamburgische Oper im Allgemeinen einiges in Lessing's Nachlaß (von Eschenburg herausgegeben) zu finden ist; doch bleibt ohne Zweifel noch viel Interessantes aufzudecken, was indessen am besten an Ort und Stelle geschehen könnte.

Eine neue Ansicht der Werke Shakspeare's.

Zu einer Zeit, in welcher selbst die Franzosen sich vor Shakspeare's Genius beugen, findet der große Dichter unter seinen Landsleuten noch immer standhafte Widersacher. Nirgends überhaupt haben vielleicht die dramatischen Grundsätze der Franzosen noch so eifrige Anhänger, als unter den Engländern, so wie auch die Nation selbst, trotz der langjährigen Erbfeindschaft nirgends wärmere Freunde hat. Ein Aufsatz, in einer beliebten englischen Zeitschrift, der den Titel führt: „Französische und englische Tragödie" gibt einen neuen Beleg dazu. Der Verfasser sucht zu erklären, warum seine Landsleute in der Vervollkommnung der Tragödie so weit hinter den Franzosen zurückgeblieben seyen. Zuförderst theilt er die Gegner der Letztern in drei Classen: „in die verliebten Bewundrer der deutschen Tollhaus-Bühne," in die Feinde der Gegenwart, die aus Paradoxie, alles Heil der Literatur auf dem Wege suchen, den ihre Vorfahren eingeschlagen; endlich die Wenigen, die, mit hellerem Urtheil, den französischen Dichtern Weichlichkeit und Manier vorwerfen, und den frühern Dramatikern, um ihrer Kraft, Großheit und treuer Natur willen, ihre Rohheit und Regellosigkeit gern nachsehen. Sie bedenken nicht, setzt der Verfasser hinzu, daß sie mit Racine, Virgil, mit Voltaire, Sophocles Aristoteles und Horaz verdammen. Was er ferner, sie zu widerlegen, anführt, und zu dem Behufe über die ältern dramatischen Versuche beider Nationen sagt, übergehn wir, weil es weder neu noch befriedigend ist. Sein Urtheil über Shakspeare aber ist wenigstens das Erstre. Bis jetzt haben wir wohl Shakspeare's Gebrechen aus dem Einflusse seines Zeitalters erklären hören, unsers Wissens aber hat noch nie jemand versucht, die andern, preiswürdigen Eigenthümlichkeiten seiner Poesie aus seiner Gesinnung herzuleiten. Wir erfahren nämlich, daß Shakspeare's Muse eigentlich die Habsucht gewesen sey. Aber der Vers. mag selbst reden:

„Das Zeitalter der Elisabeth wird von Vielen, und vielleicht nicht ohne Grund, als das Augustinische Zeitalter der englischen Literatur angesehen. Wie kann es demohnerachtet wiederum roh genannt werden? (wie oben geschehen) Es kommt hierbei, wie bei den meisten streitigen Gegenständen nur auf richtige Unterscheidung an. Es ist wahr, es herrschte in jener Zeit eine Aristokratie des Talentes und der Gelehrsamkeit, glänzend und vielleicht ohne Gleichen; doch die philosophischen und dichterischen Erzeugnisse dieser geistigen Aristokraten wirkten nur in einem engen Kreise. Die große Masse des Volks wußte in ihrer rohen Unwissenheit, nichts von den Sternen die an den literärischen Himmel über ihr glänzten, und die ihr eigenthümliche Barbarei hatte daher keinen Einfluß auf jene Erscheinungen. Dennoch besitzen diejenigen Schriftsteller, die blos schreiben, um gelesen zu werden, den ganzen Adel des Genius und keine Spur der frühern Zeit, als die Einfachheit. Wenn aber die nämlichen

Männer für die Bühne arbeiteten, das heißt, für eine rohe, tief unter ihnen stehende Volksclasse, mußten sie sich zu ihren groben Begierden erniedrigen und sich ihrem stumpfen Begriffsvermögen anschmiegen — sie durften den angebornen Adel ihres Genius nicht länger die Einfachheit des Alterthums zugesellen, sondern die Unwissenheit, die Wildheit, und den moralisch und geistig unreinen Geschmack eines rohen Pöbels."

„Fällt uns dieß nicht bei all unsern ältern Dramatikern auf, und ganz besonders beim Shakspeare, der in seinem ungebundnen und regellosen Flug höher stieg und tiefer sank, als irgend Einer? Der Geschmack seiner Vorgänger, seiner Zeitgenossen, und seiner unmittelbaren Nachfolger war durch eine akademische Erziehung und durch die Bekanntschaft mit den Alten ausgebildet und ihr Ehrgeiz dadurch angeregt. Aber Shakspeare war so ohne allen Ehrgeiz, daß er sich seiner eigner Kraft nicht einmal bewußt zu seyn schien. Seine unselige Nachlässigkeit, nicht allein im Verbessern seiner Stücke, sondern auch in der Aufbewahrung derselben, und der Umstand, daß er das Feld der Schriftstellerei verließ, als sein Geist noch in voller Blüthe stand, sind starke Gründe, anzunehmen, daß er nur um des unmittelbaren Gewinns, und um der Unabhängigkeit willen, arbeitete. Ohne etwas von der Gottheit in ihm, und trotz ihrer Gebrechen und Auswüchse — in mehrern seiner Dichtungen zu ahnden, unbekannt mit den vorzüglichern poetischen Erzeugnissen früherer Zeiten, die einen bessern Geschmack und den Ehrgeiz, Aehnliches hervorzubringen, in ihm hätte erwecken können, wirkte nichts in ihm, als der unedle Trieb einer weltlichen Klugheit, (eine Eigenschaft, die er im höchsten Grade besaß), und nachdem er sich ein gewisses Vermögen erworben, brachte er die letzten Jahre seines Lebens in Ueberfluß und Müssiggang zu. Wenn sein Geist einmal diese Erde wieder besuchen könnte, würde er vielleicht mit der größten Ueberraschung seinen eignen Ruhm bemerken. Vielleicht würde er auch jene Classe von Bewunderern beschämt zurück weisen, die mit seinem Genius die geschmacktödenden Schändlichkeiten verehren, bei denen er sein besseres Urtheil seinen rohen und pöbelhaften Zuhörern opferte, denen das in ihm ein Gegenstand des Entzückens ist, was alle Andre mit Ekel erfüllt; und deren Neigungen denen jenes Liebenden in dem römischen Dichter gleichen, den sogar der Polyp in seiner Geliebten Nase bezauberte. Die Stelle ist lehrreich und mag hier stehen:

Turpia decipiunt caecum vitia, aut etiam ipsae haec
Delectant; veluti Balbinum polypus Hagnae,

„Um das Bild weiter auszumalen: wenn sein Geist über irgend einer von unsern großen Bühnen schwebte, so würde ihn eine Menge von rüstigen Shakspearianern besonders überraschen, die „den Dichter ohne Gleichen" in Thomson's Mittelmäßigkeit oder in Cibber's und Tate's Erbärmlichkeit tapfer beklatschen. Wirklich, einige von Shakspeare's Landsleuten gehen in ihrem enthusiastischen Eifer, ihn gegen die Geringschätzung der Fremden zu rechtfertigen, so weit, daß sie nicht allein das in ihm anbeten, was göttlich ist, sondern das in ihm vergöttern, was thierisch ist ꝛc. . . ."

Der Verfasser fährt fort gegen Shakspeare und seine Zeit zu eifern, die er schon darum für unfähig hält, etwas vortreffliches Dramatisches zu produciren, weil dieses, wie Voltaire sagt, nur chef-d'oeuvre de la société seyn könne. Demzufolge theilt er endlich unter den Engländern Dryden den Preis zu, weil von allen englischen Dichtern er doch noch dem großen Corneille am nächsten käme. Wie er von uns armen Deutschen denkt, beweist schon das obenangeführte Prädicat unsrer Bühne. 56.

Das häusliche Leben in seiner Liebenswürdigkeit.

Jemehr in unsern Tagen das Leben den Menschen, von außen her und nach außen hin, in Anspruch nimmt, sey es von Seiten des politischen oder ökonomischen Interesse, oder von Seiten der Kunst, der Wissenschaft oder der äußeren geselligen Verhältnisse, desto mehr muß auch von Zeit zu Zeit darauf hingewirkt werden, daß der Mensch nicht verlerne sich daheim und im Kreise der Seinen wohl zu befinden, ja sich hier einen Ersatz zu suchen für vieles, was ihm das nach außen gerichtete oder geworfene Leben nicht gibt oder entzieht. Die eigentliche, echte Zufriedenheit und Heiterkeit des Lebens finden wir am Ende immer bei uns zu Hause, im engen Kreise der Häuslichkeit, wenn wir uns mit den Unsrigen wohl zu verstehen wissen. Es ist nichts anziehender und angenehmer, als am Abende, nach einem löblich verbrachten Tage, den Hausvater mit den Seinigen und seinen Freunden, im Winter um den freundlichen Camin, im Sommer in der Laube seines Gartens, beim traulichen, heiteren, belehrenden und ergötzenden Gespräch versammelt zu sehen, wo die Aeltern ihre Erfahrungen und Ansichten des Lebens mittheilen, die Jüngeren diesen Mittheilungen ein aufmerksames Ohr schenken, wißbegierig fragen, freundlich und liebevoll befriedigt werden, kurz, wo die herzlichste und offenste Unterhaltung die Seele des Beisammenseyns ist. Es ist dies eine Rückkehr des alten patriarchalischen Verhältnisses, in dem sich der Mensch so glücklich findet, und nach welchem man sich im Geräusch der Welt so oft, und so vergeblich zurücksehnt. Jenes idyllische Stilleben im Familienkreise, dessen wir uns aus unserer Jugend noch so lebhaft, ja oft mit Wehmuth erinnern, welches das Glück unserer früheren Tage ausmachte, es gleicht ganz dem Stilleben der niederländischen Gemälde, wo ein Sonnenstrahl durch das hohe Fenster in das einfach aber sauber geschmückte Zimmer bricht, auf die Gegenstände die Heiterkeit einer sonntäglichen Ruhe wirft, die auf dem sinnenden Angesicht einer einsamen Leserin widerglänzt, und uns, während wir durch die Betrachtung an das Bild gefesselt sind, in dieselbe friedlichheitere Stimmung versetzt, die der Genius des Künstlers auf die Leinwand zauberte, indem er den Frieden seiner Brust und die Heiterkeit seiner Phantasie in die Formen und Farben seines Gemäldes ergoß. Ein solches Gemälde finden wir in hier bezeichneter Schrift, deren erster Theil in diesen Blättern zu seiner Zeit angezeigt worden.

Die Feierabende in Mainau. Von Friedrich Jacobs. Zweiter Theil. Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung. 1821. 8. 367 S.

Derselbe Kreis harmloser, lebensfroher, aufgeweckter Menschen, welcher gewiß viele Leser des ersten Theils in die Stimmung versetzte, die Ref. hier geschildert, und den Wunsch nach fortgesetzten Mittheilungen ähnlicher Art erweckte, unterhält uns hier wieder auf dieselbe heitere, gemüthvolle Weise, und kann Demjenigen, dem solcher Genuß im Leben abgeht, in der Phantasie einen Ersatz für ein frühgewohntes freundliches Daseyn geben, den Glücklichen aber, die in diesem schönen Elemente leben, ihr eigenes Verhältniß im angenehmen Gegenbilde darstellen, und eine Quelle erfreulicher Unterhaltung in ihren eigenen Feierstunden seyn.

109.

— In der literargeschichtlichen Notiz No. 54 des Lit. Conv. Bl. S. 216, den Hrn. Professor Schottky in Posen betreffend, berichtigen wir die Mittheilung unsers Correspondenten in folgenden Umständen: der H. Professor S. hat nämlich, nur die Handschrift, aber nicht den Abdruck seiner Beschreibung des kaiserlichen Lustschlosses Laxenburg dem Kaiser von Oesterreich überreicht. Auch sind die Blüten aus dem Dichterhain des dreizehnten Jahrhunderts von diesem Verfasser noch nicht im Druck erschienen. Scherzend fügte der Einsender dieser Berichtigung hinzu: „Deutschland habe bereits so viele Blüten gesehen, daß man weniger nach ihnen selbst, als endlich nach den Früchten derselben verlange."

auf und in dem Menschen selbst; es ist ihm angeboren, und Niemand hat die Befugniß, Jemanden dessen Uebung zu versagen; sollte er auch sich in Gefahr glauben, durch die Concurrenz des Andern in seiner eignen Gewerbsfähigkeit und in der Einträglichkeit des bisher von ihm mit Glück betriebenen Gewerbszweiges etwas beschränkt zu werden. War er bisher der Alleinige, der ein Gewerbe betrieb, und fand er sich in diesem alleinigen Gewerbsbetriebe in einer günstigern Lage, als ihm die Concurrenz des Andern verspricht, so waren diese Verhältnisse und die hieraus hervorgegangenen Vortheile nichts, als ein Werk des Zufalls, dessen Fortdauer er mit keinem Rechte ansprechen kann. Auch, erhöhet er seinen Fleiß, wozu er in den günstigen Verhältnissen, die ihm bisher zu Theil geworden sind, die trefflichste Gelegenheit hat, so hat er wohl äußerst wenig von der Theilnahme des neu aufgetretenen Mitbewerbers zu fürchten. Kann der ältere Gewerbsmann die Concurrenz des neuen Unternehmers nicht aushalten, so liegt wohl hierin der klarste Beweis, wie wenig er seinem Gewerbe eigentlich gewachsen ist, und wie wenig er die Begünstigung verdient, die ihn bisher der Zufall genießen ließ. Minder geschickte Arbeiter mit geschickten zu vertauschen, sagt doch wohl dem Streben des Menschen nach allgemeinem Wohlstande bei weitem mehr zu als das Gegentheil. Nicht daß nur Einer oder der Andere durch Uebung seiner productiven Kraft wohlhabend und reich werde, ist der Zweck der menschlichen Betriebsamkeit und der Untersuchungen über deren Gesetze, mit welchen die Staatswirthschaftslehre zu thun hat; sondern die Aufgabe dieser Wissenschaft ist es, zu zeigen, wie Alle zum möglichst höchsten Wohlstande und Reichthum gelangen mögen. Natürlicher Weise kann sie also keinen Institutionen das Wort reden, welche nur darauf abzwecken, den Wohlstand des Einen zu gründen auf widernatürlichen Druck des Andern. Eine staatswirthschaftliche Theorie, die Jeden gegen alle mögliche Gefahren sichern wollte, die dieser von der Concurrenz des Andern zu befürchten haben mag, würde mit sich selbst in Widerspruch kommen. Ihre Anwendung würde damit enden, Alle arm zu machen, während man Alle wenigstens zur Nothdurft wohlhabend und reich machen will. Aber die Widernatürlichkeit eines solchen Beginnens bringt sich von selbst auf Die Natur entzieht nicht dem kräftigen Baume ihre Nahrung, damit der neben ihm stehende kränkelnde nothdürftig fortvegetire. Und hat das Schicksal einem Menschen vorzügliches Talent für irgend einen Arbeitszweig gegeben, so erfordert es das allgemeine Wohl, daß man dieses Talent sich möglichst frei ausbilden und entwickeln lasse. Nur dadurch erreicht die menschliche Production ihre möglichste Lebendigkeit, und nur dadurch wird das allgemeine Wohl wahrhaft gepflegt und gefördert. Nicht durch Beschränkungen der Gewerbsfreiheit des Einen, zum Vortheil des Andern, sondern nur dadurch, daß man den Reibungen des betriebsamen Volkes unter sich möglichst freies Spiel läßt — nur dadurch entsteht die möglichste Gleichheit im Vermögenserwerb, Besitz und Gebrauch, welche man durch jene Widernatürlichkeit erzeugen will; denn nur diese Reibungen sind es, die den Menschen dahin bringen, daß er die ihm innwohnende Kraft mit Sorgfalt aufsucht und mit Treue und Fleiß bewahrt, pflegt und zu üben strebt; und die Opfer, die aus diesen Reibungen hervorgehen, sind viel gewinnbringender als jede andere Aufopferung. Wer aus dem Stahl Funken ziehen will, ohne dabei etwas vom Stahl abzureiben, wird stets in Dunkelheit sitzen." —

87.

Was ist Freimaurerei? erörtert vom Professor Laffert.

Clara und Bertha, zwei Frauen in N . . . . ., lebten beide auf gleiche Weise und waren in ihrer ganzen Denk- und Handlungsart so durchaus übereinstimmend, daß auf Erden keine größere Aehnlichkeit mehr gefunden wird. Beide vermieden sorgfältig alles öffentliche Erscheinen, beide bemühten sich dagegen im Stillen unablässig, an ihrer eignen Vervollkommung zuzunehmen, und dies besonders dadurch, daß sie sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen ließen, wo sie ihren Mitmenschen nützlich zu werden vermochten. Ihre liebevolle Vorsorge dehnten sie so weit aus, als ihre Kräfte reichten; wenn aber diese nicht zulangen wollten, allen denen zu helfen, die ihrer Hülfe bedürftig waren, so waren wenigstens ihre näheren Bekannten und Freunde ihrer sorgfältigen Aufmersamkeit und Zuvorkommenheit stete Zeugen. Ob Clara oder Bertha es in der eifrigen Vollbringung dieses Lebensplanes der andern zuvor thue, würde schwer auszumachen gewesen seyn. Dennoch war ihr Schicksal überaus verschieden. Reinhold, von Clara's Güte und Wohlthätigkeit gegen ihn erfüllt, glaubte bei der Wärme seines Temperaments seinen Dankgefühlen den freiesten Lauf verstatten zu müssen, um in dem Ruhme seiner Freundin sich selbst zu ehren. Da war kein Ort, an dem er nicht von ihr zu sprechen die Gelegenheit gesucht, nicht die Güte und Milde ihres Herzens, die Anmuth und Schönheit ihres Umganges, die Vortrefflichkeit und den Reichthum ihres Geistes gerühmt und sie für die erste unter allen Frauen N . . . . . erklärt hätte, der keine gleich zu stellen wäre. Der Eifer, womit Reinhold sein Lob verkündete, und die öftere Wiederhohlung desselben mußte bald einen Stachel in den Herzen aller derer zurücklassen, welche doch auch einer preisenden Erwähnung nicht unwürdig zu seyn glaubten, besonders aber derer, welche es nicht ungern gesehen hätten, daß Reinhold an ihnen das Rühmliche entdecke, das sie zu besitzen vermeinten. Man fing an, die Köpfe zusammenzustecken, Vermuthungen zu wagen, Begebenheiten und Vermuthungen zu verbinden, die Ursachen aufzusuchen und die ersonnenen für zuverlässig auszugeben; mit Einem Worte, nach wenigen Wochen waren das Lob und die Gelobte in allen Cirkeln höchst verdächtig geworden, und die Lästerung scheute sich nicht mehr, mit dem Ruhme den offenen Kampf anzubinden. Reinhold, hiervon unterrichtet, wurde dadurch noch mehr angespornt, Clara's Vertheidigung zu übernehmen und, der Verleumdung den Mund schließend, die allgemeine Anerkennung des hohen Werthes seiner Gepriesenen zu erzwingen. Viele höchst unangenehme Auftritte und Händel wurden dadurch herbeigeführt, die am Ende es zu Wege brachten, daß durch das Uebergewicht seiner Gegner an Zahl und an Verbindungen Reinhold aus allen Gesellschaften verdrängt wurde. Aber auch die gute Clara wurde nun ungehindert das Ziel der Verleumdung und des Hasses aller derer, welche Reinhold gegen sie aufgebracht hatte, und welche darin einen Ersatz fanden, sie noch weit tiefer herabzuwürdigen, als sie selbst ihr hatten nachstehen sollen. Von Manchen bedauert, von den Meisten zurückgestoßen, erkrankte ihr gefühlvolles Herz in dem bittern Gefühle der Verspottung und Lästerung, noch mehr über die damit verbundene Verengung ihrer sonstigen Wirksamkeit. Bertha, die so glücklich gewesen war, keinen Lobredner, wie Reinhold, zu finden, lebte in ihrer stillen Verborgenheit ungestört fort, hatte sich über keine Anfeindung zu betrüben und über keine Hemmung ihrer segenreichen Thätigkeit zu beklagen. Die Guten verbanden sich gern mit ihr, weil sie keine Ursache hatten, sie zu vermeiden; und wenn ein Nichtswürdiger sie verleumden wollte, so fehlte es nicht an Frennden, die ihn zu Recht wiesen. Sie lebte glücklich und beglückend!

Die Anwendung ist leicht. Gewiß hätte Hr. Laffert das Bessere gewählt, wenn er sein unterlassen hätte, seine Erklärung von sich zu geben. Nur gegen bestimmte Angriffe auf die Freimaurerei ist es gestattet, sie vertheidigend, von ihr öffentlich zu reden und ihr Lob zu verbreiten. Was Hr. Laffert von ihr gesagt hat, kann nur Hohn zu Wege bringen. Durch Auszeichnung der Schrift sind die beiden Sätze

herausgehoben worden: „Liebe zum Wohlthun, eine Auszeichnung der Freimaurer; und der gute Mensch ist das Werk Gottes, und er schuf ihn nach seinem Ebenbilde.“ Wie daraus ersichtlich werden solle: was die Freimaurerei ist? dürfte eine dunklere Hyeroglyphe seyn, als eine von denen, die in der Freimaurerei selbst etwa vorkommen.

12.

Correspondenznachricht aus Stockholm.

Ich sollte Ihnen eigentlich viel von Stockholm berichten, denn nun bin ich über sechs Wochen in der Hauptstadt Skandinaviens; man kann von mir verlangen, daß ich die Stadt und ihre Bewohner nach dem, was sie Merkwürdiges und Eigenthümliches an sich tragen, wenigstens etwas kennen lernte. Wenn Sie dies Etwas im mäßigsten Sinne nehmen, so kann ich das Examen vielleicht bestehen; außerdem auf keinen Fall. Die Familien, deren Repräsentanten ich bei meiner Ankunft besuchte, haben sich meist unzugänglich gezeigt, viele Verhältnisse des hiesigen gesellschaftlichen Lebens kenne ich daher gar nicht; allein insofern ich sie kennen zu lernen Gelegenheit habe, finde ich den Ton derselben übereinstimmend mit dem andrer großer Städte und ihm auf die langweiligste Art, in Hinsicht auf Convenienz und Etikette, auf Mode und Koketterie, auf Eitelkeit und Prunksucht ähnlich. Nimmt nun der Fremde seine Zuflucht zu den Hotels und Kaffeehäusern, so findet er da freilich Menschen, aber jeder von ihnen verrichtet ganz stumm seine Geschäfte, wenn er nicht schon einen Begleiter mitbrachte oder einen Bekannten findet, und man würde anstoßen, wenn man mit einem fremden Nachbar ein Gespräch anzuknüpfen versuchte. Ich ward Mitglied in der Stora Sällsnup. Ja, du guter Gott! da sitzt alles vollends wie angenagelt und studirt Zeitungen, so daß einem bei der Todtenstille so bänglich zu Muthe wird, wie etwa im leipziger Schachklub. — — Den König zu sehen, ist mir endlich geglückt, denn da er fast nie ins Theater kommt, so hat man fast nur auf der Sonntagsparade im innern Schloßhof Gelegenheit, den von seinem Volk angebeteten Monarchen zu schauen; — da gab es ein wogendes Menschengedränge, durch Husaren-Patrouillen bis zum Ersticken zusammen gepreßt; es war gerade an dem Tage, als der Kronprinz dem Grafen Brahe das Commando über sein Husarenregiment übergab, weil er selbst jetzt Chef der gesammten Artillerie geworden ist. Mit vieler Mühe arbeitete ich mich bis an die Fronte des Menschengewühls vor, hatte dann aber auch Gelegenheit, den König recht lange und ganz nahe beobachten zu können. Er ging zu Fuß, in reicher Uniform, alle Truppenabtheilungen langsam durch, mit hoher königlicher Würde und doch freundlich väterlicher Milde jeden Einzelnen begrüßend und jedem Hurra! mit abgezognem Hute dankend. Er selbst winkte manchmal dem mit unsinnigem Ungestüm gegen die Schranken tobendem Volk kopfschüttelnd und lächelnd zu und sagte: o zurück, meine Herren — Sie sehen ja, die Artillerie soll hier passiren. — Prinz Oskar ist ein bildschöner Mann; aber er ist auch ein wahres Universalgenie, und unglaublich ist es, was er alles leistet. Er arbeitet mit im Staatsrath, er leitet das ganze Artilleriewesen und die Militairschulen, und ich habe selbst von mir bekannten tüchtigen Artillericofficieren gehört, mit welcher umfassenden Sachkenntniß, mit welchem tiefen Scharfblick der 22 jährige Chef die jungen Officiere in der Artillerieschule examinirt. Dabei interessirt er sich für alle Wissenschaften und Berzelius liest ihm jetzt zum drittenmale einen Cursus der Chemie. — Man ist hier sehr begierig auf die Resultate der Reise nach Deutschland, welche der Kronprinz nächstens unternehmen wird. Allgemein sagt man, daß die Vermählung mit einer Fürstin von Leuchtenberg der Hauptzweck derselben sey. —

In ganz Stockholm hat mich nichts mehr entzückt, als Byströms Kunstwerkstatt. Das ist bei Gott ein gewaltiger Meister und der erste in Schweden, denn Goethe steht weit hinter ihm, und hat sich dieser sogar durch seinen Karl XIII. wie viele Kenner und Nichtkenner behaupten, ein unrühmliches Denkmal gesetzt. Ich habe nie gelernt nach Regeln zu sehen und zu fühlen, auch kann ich mein Gefühl bei Kunstanschauungen nicht in hochtönenden Formeln aussprechen; aber deshalb bin ich nicht ohne Sinn für das Göttliche und Herrliche der Kunst. Das Modell der Hero, an welchem Byström jetzt arbeitet, hat mich den allgewaltigen Zauber plastischer Darstellung tief und klar fühlen lassen. Dieses edle Antlitz, in dem der Schmerz mit der idealen Schönheit ringt, so daß die letztre doch sieghaft hervortritt, und in dem besonders der Mund diesen Kampf so schön und zart ausdrückt; diese bang suchende Ahnung, dieser feierliche Ernst und dann die sinnvoll mystische Stellung der herrlichen Gestalt, in der Rechten hoch eine Fackel tragend, die Linke über die Stirne haltend, um das verweinte Auge vor dem Fackelschein zu schirmen. — Ein Amor sitzt weinend neben der suchenden Hero und zerrupft eine Rose. — Byström wird dies Werk in Rom ausarbeiten; indeß ist es in nordischer Luft geschaffen, und es bedarf keiner idealischen oder allein seligmachenden Atmosphäre, um die Idee zu Meisterwerken zu fassen, welche mit den vollendetesten Kunstwerken des Alterthums wetteifern. Ich gehe oft in das Atelier und jedesmal fühle ich mich stärker hingezogen; ich kann mich nicht entsinnen, daß jemals Kunstwerke mich tiefer ergriffen hätten. So hat er eine Ariadne, eine Bachantin, eine Hermonie, vor denen man sich stundenlang stumm und bewundernd gefesselt fühlt.

Die hiesigen Gelehrten scheinen einen vorzüglichen Werth auf das Studium von Natur- und Militair-Wissenschaften zu legen. Ihr Thun und Streben wird aber hier weniger bemerkt und beredet als in andern großen Städten, da es hier kein besondres Blatt für artistische Kritik und belletristischen Kram gibt, worin ja bei uns alles fliegt und flattert, was nur die Feder zu führen vermag. Auf Upsala bin ich sehr begierig, zumal auf die dort lebenden Repräsentanten der heutigen schwedischen Literatur, als da sind: Atterbom, Geyer, Grubbe u. s. w. Das nächstemal schreibe ich Ihnen wohl von dort.

Merkwürdige Druckfehler.

In der von Fil. Inghirami herausgegebenen nuova collezione di opuscoli e notizie (T. I. Badia Fiesolana, 1820. 8. S. 480) ist zu lesen, daß der Professor der Mineralogie und Zoologie Camillo Panzani zu Bologna eine Introduzione generale alla *Teologia* herausgegeben habe, in deren zwei ersten Bänden von den Säugthieren gehandelt werde. Ließe nicht der Amtstitel des Verfassers gleich auf einen argen Mißgriff des Setzers rathen, so möchte man fast vermuthen, daß der physiko-theologische Beweis hier sehr umständlich geführt worden sey.. Noch tiefern Sinn hat indessen ein andrer, hoffentlich auf gleiche Art veranlaßter Zufall, durch welchen es geschehen ist, daß unter den Gegenständen, das auf einer nicht unbekannten deutschen Hochschule im Laufe dieses Jahres zu ertheilenden Unterrichts auch Vorträge über das Denk-, Gefühls- und Entbehrungsvermögen angekündigt worden. Es ist uns Deutschen oft genug von den Ausländern vorgeworfen worden, daß sich bei uns gleich Alles zu einer Wissenschaft gestalten müsse; wehe uns, wenn nun endlich gar das Entbehren in formam artis gebracht und von den Lehrstühlen herab methodisch gelehrt werden sollte!

Verführung des Geschlechts Kronen zu Theil werden — eine Warnungstafel für alle unbefangene — besonders weibliche Leser. Uebrigens ist, so wie die Zeichnung flüchtig, die Erzählung aphoristisch, ähnlich durcheinander geworfenen Blättern eines Tagebuchs, und wenn man sie trotz der Nachlässigkeit zuweilen geistreich nennen könnte, so ermüden doch wieder lange Briefe und Tiraden aus Gesprächen, nicht ohne dem Leser den Verdacht gegen die Wahrheitsliebe des Verf. zu überlassen.

Man kann von Lauzun sagen: er war geboren, liebte und starb; wobei man nur das Wort Liebe auf seine Weise erklären müßte. Sein ganzes Thun und Lassen, sein Denken und Empfinden windet sich allein um Frauen. Aus einem ermüdeten Irrsal von Intriguen interessiren nur die mit einer Engländerin (Lady Sarah) und mit der Fürstin Czartoriska, derselben, welche zur Zeit der Gesandtschaft des Fürsten Repnin in Warschau eine nicht unbedeutende Rolle spielte, deren Gemahl, ein nun bald neunzigjähriger Greis, österreichscher Feldmarschall ist, und, so viel Ref. bekannt, noch lebt. Diese Dame hat letzterer selbst gekannt, wenn gleich nur in ihrem hohen Alter, aber auch damals noch ungewöhnliche Eigenschaften an ihr wahrgenommen.

Wir haben es also blos mit einem liebenswürdigen Wüstling jener Zeit (aimable roué) zu thun, und daß er es war, bestätigen heute noch Personen, welche ihn gekannt haben; auch muß man gestehen, daß im Sinne der vornehmen Welt hier ein Musterbild angetroffen wird; sey's, daß Philosophen und Dichter mit Widerwillen sich davon abwenden, ohne deshalb sittlicher Koketterie beschuldigt werden zu können. Jedoch müssen wir zu seinem Lobe sagen, daß durch alle seine Galanterien, um es recht französisch zu nennen, ein chevalereskер Sinn sich beurkundet. Es ist kein schlechter Zug darin, er beweiset sich edler Gefühle fähig; Stolz und Würde, Geschmack und Delicatesse, Aufopferung und Nachsicht sind ihm nicht fremd (daß er z. B. den Duc de Choiseul, als er in Ungnade war und im Exil lebte, öffentlich vertrat, vertheidigte, und ihn nicht aufhörte zu sehen, obgleich Lauzun zum Hofe gehörte, ist wahrlich auch in besserer Zeit — viel!) selbst gewisse Redlichkeit und Dauer in seinen Neigungen lassen sich nicht ableugnen, und ungeachtet der Mannichfaltigkeit seiner Abenteuer, kann man ihm gewöhnliche Unbeständigkeit nicht vorwerfen; zu diesen vortheilhaften Eigenschaften müssen wir ein gewinnendes Aeußere und einen leichten, Vertrauen erweckenden Ton des Umgangs zählen, welches sich in mehreren Fällen zeigt, wo er als Privatmann von großen Monarchen persönliche Achtungsbeweise empfängt. Alles dieses Schätzbare wird dagegen von unbegrenzter Eitelkeit, von naturalistischen Grundsätzen bis zur ruchlosesten Tiefe des Materialismus, und eine solche sinnliche oder physische Schwäche, daß er in seinen Fieberparorismen öfters in Ohnmacht fällt, beinah neutralisirt. Er spricht immer nur von sich und auch über andere nur in der Beziehung auf sich; er kennt nichts Höheres. Von Religion zeigt er nie eine Spur, sein Ehrgeiz ist dürftig, seine Dienstverhältnisse schildert er selbst so locker, daß man von seinen Verdiensten keine sonderliche Vorstellung erlangt; bei seinem Regiment ist er so wenig, daß man die Ordnung nicht begreift, welche er ihm nachrühmt. Auch wird er von ministerieller Willkür und Intrigue, wobei nicht erfüllte Versprechungen, wie in unseren Tagen immer wiederkehren, unverantwortlich umhergeworfen; man spielt mit ihm und seinem Regiment, das er aller Augenblicke wechseln muß, wie die Katze mit der Maus; weil er endlich aus spätern Wirkungskreisen selbst leichtsinnig heraustritt, so verlieren auch seine ernsten Jahre allen Charakter, und sein Leben verrinnt im Sande, ohne es durch dieses Gleichniß mit dem Rheine vergleichen zu wollen.

Seine erste Thätigkeit ist im corsischen Feldzug; hier umflattern ihn alle bunte, reizende Schwingen der Jugend. Nach seiner Erzählung verdiente sein Betragen Achtung und berechtigte zu Erwartungen; ihn ziert noch ein reicher Ueberrest französischer Ritterſitte, davon jener Adel lange einen äußern Anstrich bewahrte. Bei seiner Rückkehr empfängt er das Ludwigskreuz für die Nachricht des glücklichen Feldzugs, und sagt davon bescheiden genug: „cette grace flatteuse à mon age ne faisait tort à personne, et me fit grand plaisir.“ Heut zu Tage, wo jährlich Orden ausgetheilt werden und man in ihren verschiedenen Classen förmlich avanciren kann, würde man für eine Siegesbotschaft einen Orden beinah als ein Recht in Anspruch zu nehmen haben.

Nun geräth er mitten in die Intriguen der Gräfin Dubarry (unser Herzog gehörte zu ihren Kunden vor dem Krieg, als sie noch der *Ange* war) gegen Choiseul. Das Talent, mit den Maitressen des Königs gut zu stehen, scheint Lauzun von seinem Vater geerbt zu haben; er bleibt im besten Vernehmen mit der Dubarry, obgleich er sich so lebhaft für Choiseul verwendet. Aber er hat keine Ruhe; seine Amours jagen ihn beständig zwischen Paris und London umher, bald wird er mit englischem Boden und englischer Sprache bekannt, und er ist dort wie in Paris zu Hause.

Endlich erreicht er einen Wendepunct seines Leichtsinns durch seine Leidenschaft für die Fürstin Czartoriska, geb. Gräfin Flemming; obgleich sie durch ein späteres Gefühl — das einzige, was er mit übermäßiger Schonung behandelt — noch übertroffen wird. Dieser Roman ist, im Verhältniß zu den übrigen, sehr weitläuftig behandelt, und man kann nicht umhin, an der Autenticität mancher Details zu zweifeln, zumal wir Unterschriften lesen, wie „Petrowitz Repnin“, die gar nicht russisch ist, weil man sich niemals der Formel des Witsch, welches so viel bedeutet, als Sohn des ...., bedient, wenn man seinen Familiennamen hinzufügt. Die Unterschrift könnte höchstens heißen: Pierre Prince Repnin, wenn der Fürst wirklich Peter getauft war, was Ref. nicht gegenwärtig ist.

Nachdem diese Liebeswuth ausgeraſt, trifft er aus Polen, wo er unvermerkt über die Theilungsprojecte dieses Reichs in die Politik geräth und sogar in directe Verbindungen mit der Kaiserin Catharina — deren Diensten er sich später mehrmals anträgt, aber, trotz der zuvorkommendsten Bereitwilligkeit, nie hingeht —, in Frankreich 1775 ein, und unmittelbar beginnt die Periode seiner Gunst bei der jungen Königin, Gemahlin Ludwigs XVI. Verdient die Relation des Herzogs Glauben, so ist sein Betragen in diesem Verhältniß ehrenvoll und würdig zu nennen. Er zieht nie von der Gnade dieser Fürstin einen Vortheil, weder für sich, noch für andere; er bleibt in den Schranken zuweilen auffallend kalter Entfernung; er gibt der Königin mehr Wahrheit als Schmeichelei; er sucht ihre Vorliebe für ihn zu schwächen, ja zu untergraben, und es gelingt ihm auch, daß sie, wie alles Frivole, endlich vorübergeht. Das Betragen des Königs wird überaus zart geschildert. Wieviel der Duc in diesem Verhältniß auch von seiner Eitelkeit geblendet wird, wird sein Betragen immer lobenswerth seyn. Auffallend ist, daß die Gunst der Königin nicht hindert, ihn fortdauernd den Spielball ministerieller Willkür seyn zu lassen. Um ihn für vielfache Versprechungen schadlos zu halten, wird er nach dem Senegal geschickt; er zeigt dort Muth, Entschlossenheit, Einsicht und Gegenwart des Geistes, erfährt aber um so mehr die Wirkungen der kraftlosen Regierung, als er selbst in bestimmte Beziehung zu ihr geräth. Nach seiner Rückkehr verwickeln sich die Minister aufs neue in streitende Versprechungen, bis er unter allerlei quälenden Bemühungen endlich dem General Rochambeau für den americanischen Feldzug zugetheilt wird. In diesem ist die Zufriedenheit und das Wohlwollen Washington's die einzige Frucht, welche er erlangt; er hat das eigene Schicksal, fast immer mit ungeschickten und neidischen Obern zu thun zu haben, dergestalt, daß das wiederholte Fehlschlagen seiner, wie es uns erschien, meist recht ver-

nünftigen und zweckmäßigen Einsicht, lebhaft an die immer sich erneuende Erfahrung dieser Art mahnt, wo nur zu oft das Allerunvernünftigste geschieht, den Interessen des Vaterlandes und dem gesunden Menschenverstande am meisten zuwider. In diesem Verhältniß zeigt sich der Charakter des Duc de Lauzun, wie gewöhnlich der leichtsinnigen Menschen, wohlwollend, ohne Rachsucht und leicht Undank wie Beleidigung vergebend. Dieses scheint auch unsere Meinung zu begründen, daß seine oft so faden als ekel-eiteln Urtheile, zuweilen über Personen des höchsten Ranges, mehr aus seiner Fatuité hervorgehen, als aus boshafter oder unschicklicher Gesinnung. Verdient das ganze Buch wenig Beachtung, gebührt diesen Stellen völlige Verachtung.

Haben wir bisher weniger mit dem Duc de Lauzun über seine Gebrechen rechten wollen, als mit der Zeit, welche ihn bildete, so müssen wir schließlich doch über die jetzige Herausgabe unsern Unwillen aussprechen. Es gehört eine gewissenlose Frechheit dazu, Frauen — lebend und sey's auch nach dem Tode — so preiszugeben; wenn man gleich zugeben muß, daß wir Deutschen in diesem Punct strenger sind, und daß damals den Damen nicht viel darum zu thun war, ihre Amants zu verschweigen. Man kann kaum glauben, daß Speculation allein dies Buch ans Licht gebracht, und wird versucht, irgend eine Parteiabsicht zu vermuthen. Indessen dürften wohl alle Parteien darüber einig seyn, daß die Zeit Lauzun's eben so kläglich, als die heutige Aufdeckung solcher individuellen Details derselben verächtlich ist.

Es sey Ref. erlaubt, hier mit den Worten des französischen Kritikers im Miroir zu schließen: L'homme qui, pendant un combat, ordonna que, s'il était tué, on le jetât tout habillé à la mer, afin qu'on ne trouvât pas sur lui les lettres et le portrait d'une de ses maîtresses *), était incapable de livrer le nom des autres au public, et doit être absous du scandale produit par l'impression d'un ouvrage écrit probablement dans sa jeunesse, et qu'une mort aussi imprévue que terrible ne lui a pas laissé le temps de détruire.

Da die Memoiren nur bis zum americanischen Frieden 1783 gehen, so hat der Herausgeber einige Notizen über die letzten Lebensjahre Lauzun's beigefügt. Er war in der Revolution eifrig und thätig, diente mit Aufopferung seines Ranges unter Rochambeau, Luckner und Custine, nachdem er in den Generalstaaten gesessen und mit Talleyrand und Chauvelin eine diplomatische Mission in London 1792 getheilt hatte. Seit 1788 trug er den Titel seines Oheims, Duc de Biron. Darauf commandirte er die Armee der Seealpen; die Eroberung der Grafschaft Nizza war zum Theil sein Werk, aber hier rief ihn ungegründeter Argwohn ab und zum Commando gegen die Vendée. In dieser Beziehung lesen wir hier Bruchstücke aus noch handschriftlichen Memoiren, welche uns zeigen, daß Lauzun zwar den besten Willen, aber die schlechtesten Mittel in Händen hatte. Mit diesen und den damaligen demagogischen Denunciationen kämpfend, rettet ihn auf kurze Zeit eine billige Einsicht des Comité du Salut public, aber bald wird er das Opfer einer lügenhaften Anklage und 1794 guillotinirt. 20.

*) Seite 390. Während er krank auf einer Fregatte nach America überschiffte, wurde diese von einem englischen Kriegsschiff von 74 Kanonen angegriffen und hatte einen schweren Kampf zu bestehen.

Bibliographische Neuigkeiten aus England.

Endlich haben wir über den Kauf der Bibliothek des Grafen Melzi in Mailand das Nähere erfahren. Den ersten Kauf machte die Londner Handlung Payne und Foß, welche sodann die Sammlung im Ganzen wieder an einen bisher noch unbekannten Bücherfreund, Herrn Frank Hall Standish, überließ. Herr Standish, der dadurch auf einmal die freundlichsten Blicke seiner bibliomanischen Landsleute auf sich gerichtet hat, wird als ein junger Mann von Kenntnissen, großem Eifer und (was nun freilich wohl den meisten Nachdruck gibt) bedeutendem Vermögen geschildert. Die Bibliothek wird in Hinsicht ihrer Auswahl als die außerordentlichste Sammlung gerühmt, welche jemals vom Continente aus nach England gekommen sey. Unter den Schätzen aus dem funfzehnten Jahrhunderte, welche sie enthält, befinden sich die erste Ausgabe des Lucretius (zu Brescia um 1473 gedruckt), die erste Ausgabe des Virgilius (bei Sweynheym und Pannartz um 1469), ein Pergamentexemplar des von Spira gedruckten Livius von 1470, die vollständige Reihe der sechs zu Florenz mit Capitälchen gedruckten griechischen Schriftsteller in unbeschnittnen Exemplaren, ein Pergamentdruck des Aldin'schen Virgilius von 1505 und mehreres Andre. —

Die öffentliche Bibliothek zu Augsburg macht, wie uns englische Blätter berichten, fortwährend gute Geschäfte mit englischen Aufkäufern. Welche Schätze Herr Dibdin dort erbeutet zu haben sich rühmt, ist aus seiner Tour bekannt, und eben lesen wir, daß ein Jahr darauf Herr John Payne ebendaselbst die zweite Ausgabe des Shakspeare kaufte. Es wäre nicht uninteressant, über diese Käufe und über die künftige Bestimmung jener Bibliothek etwas Näheres zu erfahren. —

Herr Richard Watson, der durch seinen Kauf der Stuart'schen Handschriften zu Rom bekannt wurde, besitzt unter seinen Sammlungen die berühmte hebräische Handschrift der Bibel, welche lange Zeit eine Zierde der Bibliothek zu Constantinopel war und nachher zu Wien in der Privatsammlung des Kaisers verwahrt wurde. Sie ist sehr schön auf Pergament geschrieben, und angeblich ein Werk des fünften (?) Jahrhunderts. Während der Besetzung Wiens durch die französischen Truppen gerieth die Handschrift in die Hände eines französischen Stabsofficiers, der sie nach Paris brachte, und, weil er ihren Werth nicht kannte, an den jetzigen Besitzer verkaufte. Auch besitzt Herr Watson das Original von Raphael's herrlichem Gemälde, Johannes in der Wüste. —

Am 14ten Februar ließ Herr Dibdin die Originalzeichnungen zu seiner bibliographical, antiquarian and picturesque tour durch den berühmten Auctionator Evans in Pall-Mall öffentlich versteigern. Sie waren theils von Hrn. Lewis, theils von mehrern ausgezeichneten ausländischen Künstlern, und brachten gegen fünfhundert Guineen. —

Der bekannte Typograph Herr Bulmer, Besitzer der sogenannten Shakspeare Press, hat sein Geschäft aufgegeben, um sein Leben in Ruhe zu genießen. Der Käufer seiner Officin ist Herr Nicol der jüngere. —

Ein sehr beachtungswerther Katalog neuerer englischer Werke ist der, welchen Herr Bohte, königlicher auswärtiger Buchhändler zu London, zur diesjährigen Leipziger Jubilatemesse ausgab: Catalogue of books in english literature, offered at greatly reduced prices, for ready money, by J. H. Bothe. London, 1822, 8. 106 S. (mit einem rothen Umschlage, das treue Facsimile seines Comptoirs enthaltend). Er ist nur zu 500 Exemplaren abgedruckt und daher bereits selten geworden. Er enthält ein sehr auserlesenes Sortiment neuerer englischer Werke, und ist mit einer Genauigkeit abgefaßt, welche man in der Regel in englischen Katalogen nicht findet. Besonders aber sind die Preise von einer solchen Billigkeit, daß es fast scheinen dürfte, als mache Herr Bohte seinem Collegen Lackington das Prädicat des cheapest bookseller in the (english) world streitig, und sein Katalog ist daher auch in dieser Hinsicht unsern armfundirten deutschen Bibliotheken bestens zu empfehlen. Von mehrern unsrer angesehensten öffentlichen Bibliotheken besorgt Herr Bohte seit längerer Zeit und zu allgemeiner Zufriedenheit die Geschäfte.

muß der blutige Sarkasmus neboise! christlichen Streitern den Muth der Verzweiflung einflößen und Glaube und Mitleid werden jede Regimentsfahne zum Labarum weihen.

Noch wäre von Romanen und Schauspielen zu reden, welche hinter dem Heere wie Marketender und andern für die Unterhaltung sorgenden Troß herziehen. Es fehlt darunter an beliebten Virtuosen so wenig, als an berüchtigten Stümpern — und an Musen, welche als Harfenmädchen zur Messe gekommen. Gegen 40 Räuber, Ritter und Gespenster sind darunter, 8 haben den hellenischen Rummel mitgemacht und 12 hat der reiche W. Scott ausstaffirt. Unter den dramatischen Musen gibt es 15 Compagnien und übrigens in ziemlich gleichen Zahlen einzelne Melpomenen, Euterpen und Thalien: — doch getraue ich mir nirgends im voraus einen Preis auszusprechen. Von einem deutschen Volksromane ist auch schon den Titeln und Autoren nach so wenig die Rede, als von einem in's Volksthum eingreifenden dramatischen Werke, — aus dem bekannten Grunde.

Was endlich die ausländischen Gäste des Buchmarkts anbelangt, so sind bemerkte unter den französischen — über 20 Sprachlehrbücher und übrigens Unterhaltungs- und naturwissenschaftliche Werke als Mehrzahl, welche bei den englischen in W. Scott'schen Romanen, bei den holländischen in historischen und geographischen Schriften besteht. Die Dänen haben viel pädagogische Bücher und Uebersetzungen gebracht, die Polen desgleichen (unter andern Krug's Osterprogramm) und die Schweden blos historische Schriften.

Die dem Kataloge angefügten Buchhändler-Nachrichten — zunächst nur von mercantilem Interesse — enthalten gleichviel Bitten um Verschonung und um Versorgung mit Neuigkeiten, je nachdem Einen oder dem Andern der Herrn das Sortimentsgeschäft zusagt oder nicht — oder die Hände frei oder gebunden sind. Ich meines Orte gönne hierinnen jedem eine größere Freiheit des Verkehrs, als irgendwo im Bereiche der deutschen Bundesstaaten jetzt statt findet: aber was Handel und Wandel mit eignen Verlagsartikeln anlangt, so bringen mich die vielen Nachrichten von Veräußerungen auf den Zweifel: „Ob dem Verleger erlaubt sey ohne Einwilligung des Autors das Verlagsrecht zu verkaufen?"

Autor und Verleger — zumal wenn das Geisteskind aus einer freundlichen Begegnung und Vermählung der Ideen entsprungen und durch gemeinsame Pflege zur Reife gekommen — gerathen in ein Verhältniß, welches wechselseitiges individuelles Vertrauen voraus setzt und nach sich zieht. Demnächst ist der literarische Ruf und der financielle Credit der Buchhändler so verschieden, daß dem Schriftsteller es allerdings von geschäftlichem Interesse seyn kann (sey es auch nur wegen der neuen Auflage), wer das Buch anderweit in Verlag bekomme? — Sollte nicht dem Verfasser wenigstens eine Art von Retractsrecht zustehen? — Wenn mir auch kein Jurist Recht gibt — der Autor bleibt doch immer Vater des Geisteskinds und kann unmöglich Freude daran haben, wenn die Sosier solches einander als Wechselbalg zuschieben oder gar — — — — — — es wäre denn, daß es in bessere Hände käme.

13.

Nordamericanische Journalistik.

The North American Review Oct. 1821.

(Fortsetzung aus No. 118.)

Der III. Artikel ist dagegen ganz Americanisch, und betrifft den Anspruch welchen die ältern östlichen Staaten an den Congreß machen, daß für ihre Schul-Anstalten eben die Unterstützung verwilliget werden müsse, welche die neu gegründeten Staaten erhalten. Bekanntlich werden die noch unangebauten Ländereien in den westlichen Gegenden auf Rechnung der ganzen Föderation verkauft (zu 2 Dollars der Morgen) und sie sind zu dem Ende in Gemeinheiten (Townships) eingetheilt, deren jede ein regelmäßiges Viereck von 36 englischen Quadratmeilen 23,040 Morgen Land enthält. Die Gemeinheit zerfällt wieder in 36 kleinere Vierecke, Sectionen, jedes von einer englischen Quadratmeile oder 640 Morgen, bei dem Verkauf aber wird immer eine dieser Sectionen, die ziemlich in der Mitte liegt, für die Schul-Anstalten der Gemeinde bestimmt, und drei andere Sectionen werden vom Congreß für künftige Fälle aufbewahrt. So wird freilich für das Schulwesen der neuen Staaten außerordentlich gut gesorgt, und in dem Maße als Dichtigkeit der Bevölkerung und die Land-Cultur in denselben zunimmt, muß auch der Werth des Schulfonds steigen. *) Für die ältern Staaten ist in ihrer ersten Gründung nichts dergleichen geschehen; diese haben ihre Schulanstalten aus ihren besondern Mitteln errichten müssen, und sich dabei nicht eben allzufreigebig erwiesen. Sie behaupten aber nun, daß jene unangebauten Ländereien Eigenthum des ganzen Staatenvereins seyen, und daß sie auf dieselben Begünstigungen für ihre Schulen Anspruch zu machen haben, welche jenen zu Theil geworden sind. Bis jetzt scheint nur Maryland deshalb ernstliche Schritte gethan zu haben, der Congreß hat aber dem Verlangen noch nicht entsprochen. Die Sache geht in ältere Staatenverhältnisse zurück, indem einige ältere Staaten Virginia, Connecticut, Massachusets und Georgia in ihren ursprünglichen Verleihungen von der englischen Regierung alles Land erhielten was westlich bis an den indischen Ocean gelegen sey. Man glaubte nehmlich zu jener Zeit, daß der Continent von America durchaus nicht viel breiter sey, als bei der Landenge von Darien, oder höchstens in der Gegend von Vera Cruz. Alle diese Ansprüche auf die unermeßlichen Ländereien im Westen sind jedoch durch spätere Verleihungen und Verträge theils zurückgenommen, theils abgefunden worden, so daß gegenwärtig in Nordamerica für ausgemacht angenommen wird, daß sie ein Eigenthum der Gesammtheit, des ganzen Staatenvereins seyen. (Daß aber in jenen Ländern doch schon Völker wohnen, welchen ein früheres Recht darauf nicht abgeläugnet werden kann, und daß daher selbst den frühesten Verleihungen von Seiten der englischen Regierung noch bedeutende Zweifel entgegengesetzt werden könnten, daran scheint man gar nicht zu denken.) Einige Staaten haben schon damals diese Abfindungen zum Schulfonds bestimmt. Connecticut bekam ansehnliche Strecken an der Südküste des Erie-Sees, welche dazu verwandt wurden. Die Hale-Stiftsschule zu New-Haven in Connecticut gehört zu den wichtigsten in den vereinigten Staaten, und steht nur dem Harvardstift zu Cambridge in Massachusets nach, welches eine fast academische Einrichtung hat (13 Professoren und 400 Schüler, das Halestift hat 300 Schüler). Maryland hat aus eigenen Mitteln schon viel für das Schulwesen gethan. Es hat in jedem District eine Elementarschule und mehrere Gymnasien oder Stiftsschulen. Im J. 1782 wurden die Stiftsschulen zu Chester und Annapolis zu einer Universität vereinigt, welche aber keinen Fortgang hatte, und daher 1805 vom Staate wieder ganz aufgegeben wurde. Dagegen ist seit 1807 in Baltimore der Grund zu einer neuen Universität gelegt worden, indem eine medicinische Facultät gestiftet wurde, zu welcher 1812 die drei andern, Theologie,

*) Für die Gebiete auf der Ostseite des Mississippi beträgt dieser Schulfonds schon nach dem jetzigen Preise wüster Länderei beinahe 16 Millionen Dollars, für Louisiana 13 Millionen.

Jurisprudenz und Philosophie (in unserm academischen Sprachgebrauche) hinzugekommen sind. Die Fonds sind durch eine Lotterie zusammengebracht worden. Aber bis jetzt ist nur die medicinische Facultät in voller Thätigkeit; sie hat ein schönes Collegien-Haus, und einen vorzuglichen chemischen Apparat. Der Professor der Theologie Dr. Wyatt hat noch keine regelmäßigen Vorlesungen in Gang bringen können, und nicht besser scheint es dem juristischen Professor Hoffmann ergangen zu seyn. Die academischen Würden werden seit 1805 auch von der Maria-Stiftsschule zu Baltimore ertheilt, welche von katholischen Lehrern dirigirt wird. Die in diesem Artikel angezeigten Schriften sind 1) ein Bericht der Schul-Commission in Maryland (von deren Vorsteher V. Marey) an die Legislatur vom 30. Januar 1821 nebst den darauf ergangenen Resolutionen; 2) ein über das Gesuch von Maryland an den Congreß-Senat erstatteter Bericht vom 9ten Februar, und 3) ein Bericht der Schulcommission des Staats Neu-York, von deren Vorsteher C. G. Verplank an die Legislatur vom 30sten März. Der letzte Bericht ist eben so sehr gegen das Verlangen als der an den Senat erstattete.

Der IV. Artikel beschäftigt sich mit Cottü's bekannter Schrift über die Criminal-Verfassung Englands. Es war davon eine americanische Ausgabe angekündigt worden, welche aber nicht erschienen ist. Im Ganzen wird der Schrift auch großer Beifall gezollt, wie nicht anders seyn kann, da sie mit den National-Ansichten, und wenn es erlaubt ist, auch manchen National-Vorurtheilen Americas eben so sehr übereinstimmt, als mit denen, welche diesseits des atlandischen Meeres herrschen. Doch werden auch Cottü's vielfache Irrthümer nicht unbemerkt gelassen, z. B. wenn er die peine (vielmehr prison) forte et dure gegen Deculpaten, die alle Antwort verweigern, für eine noch bestehende Sache hält, da doch diese schreckliche Art von Tortur den Gefangenen auf die Erde auszustrecken, Leib und Glieder mit Steinen zu belasten, und ihm bis er stirbt nur einen Tag verschimmeltes Brod, den andern Wasser aus der nächsten Pfütze zu reichen, längst, nehmlich schon durch Capitel 20 der Parlements-Schlüsse von 1772 abgeschafft ist, oder wenn er selbst in den auffallendsten Mängeln der Verfassung, in dem Repräsentations-Recht der verödeten Marktflecken große Weisheit findet; seine irrigen Ansichten von der Wahlverfassung mancher Städte, und der Grafschaften überhaupt; die schiefen Vorstellungen von der Gerichtsverfassung in Civilsachen, und vieles andere. In der That, sagt unser americanischer Kritiker mit dem vollesten Recht, ist es höchst auffallend, wie wenig noch die Englische Verfassung, welche seit Jahrhunderten vor aller Welt Augen dasteht, außerhalb England bekannt ist, und wie viel grundfalsche Behauptungen über dieselbe in Umlauf sind. Indessen sollte man sich über diese Erscheinung doch eigentlich nicht sehr verwundern, wenn man nur bedenken will, daß alle diese Irrthümer doch eigentlich von England selbst aus durch das übrige Europa verbreitet worden sind. Man hat ein reiches blühendes Volksleben, große Freiheit der Meinung und Rede, bei großen Kraftentwickelungen das Staats, hohe Sicherheit des Rechts, und der Wahrheit, Reichthum und Wohlhabenheit selbst unter den untern Ständen, Bürgersinn und Gemeingeist selbst unter den Höhern wahrgenommen, und nach den Ursachen dieser erfreuenden Erscheinungen forschend, vorzüglich auf das Urtheil derer hören müssen, welche mit ihrem eigenen Lande doch am genauesten bekannt seyn mußten. Daher sind die Lobreden auf so manche Einrichtungen gekommen, welche bei genauerer Betrachtung wohl eher als Unvollkommenheiten erscheinen konnten, welche wenigstens nicht von allgemeiner Anwendbarkeit, sondern nur als Milderung anderer Uebel von wirklichem großen Nutzen sind. Unter diesem letztern Gesichtspunete läßt sich denn allerdings auch sehr viel zum Lobe selbst der rotten boroughs sagen, was sich hören läßt, und die ganze Criminal-Verfassung selbst möchte wohl am wichtigsten unter denselben zu stellen seyn. Hat man doch schon die Preßfreiheit, diese große Bedingung der sittlichen Würde des Staats darunter zu bringen gemeint. So nimmt es sich auf dem Papiere, auch in Herrn Cottü's Schrift recht wohl aus, daß ein jeder Freilehnbesitzer wenn sein Grundstück nur 40 Schilling jährlich (nach einer alten Abschätzung, jetzt etwa 20 Pfund) abwirft, an der Wahl der Grafschafts-Deputirten zum Parlament Theil nimmt. Wenn man aber, was auch unser Americaner nicht unbemerkt läßt, die Sache genauer ansieht, und findet, daß das ganze Land in den meisten Grafschaften Englands und nun gar in Schottland noch in viel höherem Grade, unter sehr wenige große Eigenthümer vertheilt ist; daß fast kein Landwirth Eigenthümer seines Bodens ist, sondern es höchstens in Erbpacht auf bestimmte Jahre besitzt, und daß ein solcher Zeitpacht, wäre er auch auf 1000 Jahre geschlossen, keineswegs zur Wahlstimme berechtigt: so bekommt sie freilich ein ganz anderes Ansehen. In den meisten Grafschaften sind immer nur wenige Hundert großer Grundbesitzer zur Wahl berechtigt, in Schottland gehören ganze Grafschaften einem einzigen Herrn. Die unabhängigste Grafschaft in England, weil in ihr noch die meiste Vertheilung des Grundeigenthums statt findet und zugleich die größte ist York. Sie enthält 3,689387 Morgen Land, eine Bevölkerung von nahe an 1. Million, und doch nur 20,000 Freilehnbesitzer, Freeholders. Daher sind auch in ihr die Wahlen am kostbarsten, um die Stimmen zu gewinnen; im J. 1807 wurden von den H. H. Wilberforce, Lord Milton und Caseelles über 500000 Pf. St. dabei verschwendet. (Vielleicht fände man auch diese Gesetzwidrigkeit aus dem Grunde lebenswerth, daß sie einen Theil des zusammengehäuften Reichthums wieder unter die weniger Reichen zerstreut, wenn nicht doch für die einen die Verschwendung zu groß, für die andern der Gewinn zu klein wäre). Zuletzt stimmen die Americaner dem Hrn. Cottü noch in dem bei, wo er vielleicht am wenigsten Beifall verdient, in der Anwendung auf Frankreich, dessen Heil er von der neuen Begründung einer stark befestigten, einflußreichen Aristokratie erwartet. Was kann je in der Welt von einer solchen Geldherrschaft, wie man jetzt in der Aristocratie theils zu stiften theils zu behaupten vermeint, anders kommen als Bedrückung der Armen, Verdrängung derselben von dem eignen Rechte an der Mutter Erde, und dafür Haß der Reichen und am Ende gewaltsame Zerstörung? Wahrhaftig diese verderbliche Richtung wird, wenn nur irgend den Reichen der Weg dazu geöffnet wird, so schnell gefunden, und der Strudel ist so reißend, daß die schlimmsten Folgen geschwinder eintreten, als man kaum den Anfang gemacht zu haben scheint.

Im V. Artikel ist von einigen mathematischen Werken die Rede, welche zum Behuf der Vorlesungen im vorerwähnten Harvardstift zu Cambridge (im Staat Massachusets) nun die Universität Cambridge genannt, ins Englische übersetzt worden sind. Es sind die Arithmetik und Algebra von Lacroix, die Algebra von Euler, und die Geometrie von Legendre, welche in den J. 1818—20 in Cambridge gedruckt wurden. Es wird davon eine ziemlich ausführliche Rechenschaft gegeben, von welcher aber unsere Leser uns ausführlichere Mittheilungen gern erlassen werden.

Der Universität Cambridge gehört auch gewissermaßen der VI. Artikel an, eine kleine zu Cambridge gedruckte Sammlung Gedichte von William Culler Briant, von nur 44 Seiten. Sie werden gelobt, und die wenigen mitgetheilten Proben scheinen das Lob zu rechtfertigen, wenn man einmal jene beschreibende Poesie liebt, welche in England noch immer ihr Glück macht.

(Der Beschluß folgt.)

Ostern 1822	Ostern 1821	Differenz	
241	191	+ 50	geographische und statistische, worunter:
108	97	+ 11	Landcharten und Plane,
170	101	+ 69	politische und publicistische
81	58	+ 23	technologische,
93	76	+ 17	ökonomische,
89	60	+ 29	poetische und belletristische,
58	40	+ 18	Unterhaltungsschriften,
38	50	— 12	mathematische,
47	28	+ 19	philosophische,
32	9	+ 23	militairische,
47	53	— 6	artistische,
9	28	— 19	mercantilische,
6	5	+ 1	maurerische,
22	16	+ 6	Musikbücher,
164	172	— 8	Zeitschriften, worunter:
22	17	+ 5	theologische,
4	6	— 2	juridische,
21	15	+ 6	medicinische,
24	26	— 2	literarische und philologische,
3	6	— 3	pädagogische,
5	13	— 8	historische,
16	26	— 10	politische,
13	14	— 1	naturwissenschaftliche, worunter:
3	2	+ 1	chemische,
14	11	+ 3	ökonomische,
4	5	— 1	technologische,
3	13	— 10	geographisch-statistische,
46	54	— 8	Unterhaltungsblätter,
4	6	— 2	militairische,
3	8	— 5	artistische,
1	2	— 1	philosophische,
1	2	— 1	mercantilische,
2	3	— 1	dramatische,
1	2	— 1	musicalische,
1	2	— 1	für Poesie.

Ich überlasse es jedem, nachzurechnen, so wie über die numerischen Resultate der Tabelle, namentlich über die Differenzen zu glossiren, und enthalte mich auch streng aller Bemerkungen über einzelne Schriftsteller und Artikel, weil man mit allem Aufwande von Witz und Belesenheit, doch dem Vorwurfe literarischer Medisance nicht entgeht und schlechterdings nicht soviel auf die Maskenfreiheit rechnen kann, daß die Geneckten Spaß verständen. Wer versteht überhaupt jetzt literarischen Scherz? Die großen Herrn nicht — und noch weniger die kleinen Herren! — Meine Vorgänger im Expectoriren über den Meßkatalog werden davon, und namentlich das zu erzählen wissen: wie manchen Orts die Kritik über sie aus dem Zeichen des Schützen in das des Skorpions getreten, als welcher Art der Verwundung ein schwaches, gebrechliches Menschenkind, welches den Bogen des Vaters nicht zu spannen vermag, sich mit schlechten Consorten gern erniedrigt. Sapienti Sat! — mir genügen folgende allgemeine Bemerkungen.

Beim ersten Ueberblick des Katalogs läßt sich der vorherrschende solide Charakter der deutschen Literatur nicht verkennen. Die Tendenzen der Erbauung und Belehrung gelten denen der Unterhaltung und Belustigung weit, weit vor, und die Aeußerungen des Parteigeistes sind so selten, daß man aus den Büchertiteln wenigstens auf vollkommene bürgerliche Ruhe der gelehrten deutschen Welt schließen kann.

Freilich nach 1813 ꝛc. ging es wie auf andern Märkten, auch auf dem Büchermarkte etwas freier und lärmender her, und auch jetzt würde es da lebhafter seyn, wenn man es nicht für gut befunden hätte, die lautgewordenen Umgebungen durch den Ruf „die Könige sind zu Hause!" zu dämpfen: allein es würde auch vielleicht von selbst ruhiger geworden seyn, so wie es die Zeit mit sich bringen muß, daß neue Anregungen geräuschvolleres Verkehr erzeugen. Vor der Hand aber bei fortwährenden inneren Ruhestande wird es noch gewahrsamer werden, wenn die deutschen Bundesstaaten eines Theils in die neuen und geänderten Constitutionen mehr eingewohnen, andern Theils der Druck alter Formen durch die Segnungen des Friedens gemildert wird, bei allen aber die Nachwehen der großen Sündfluth immer mehr und mehr verschmerzt seyn werden. Mit den Steuern und Zöllen werden die Nothschreie der Bauern und Kaufleute abnehmen, die Rentner und Beamten werden besser auskommen und weniger schriftstellern und alle Autoren und Buchhändler werden in der Verminderung der Haushaltungsspesen einen Grund mehr finden, sich verwegener Buchfabricationen zu enthalten. Die öffentliche Meinung wird sich dann immer leiser und unmaßgeblicher und höflicher — vielleicht auch höfischer — vernehmen lassen und weil indeß in andern Welttheilen und unter andern Nationen die Katastrophen sich häufen und zeitigen werden, so werden auch die schöpferischen Ideen deutscher Schrift-Steller und -Händler die emigrirende Masse vermehren, um ausländische Stoffe für Bedarf und Gelüste inländischer Geiste zu verarbeiten.

Was nun die theolog. Facultät anbetrifft, zu welcher wir alle Arbeiter im Weinberge und folglich auch diejenigen rechnen müssen, welche ihr Tagewerk blos mit Wachen und Beten abgethan zu haben meinen, so hat sie auch diesmal ihren schriftlichen Fleiß bewährt. Interessant ist es zu bemerken, wie der katholische Clerus immer mehr und mehr Muth bekömmt, seine Erbauungsschriften auf dem protestantischen Buchmarkte feil zu halten: zum Beweise, daß nicht nur die Toleranz im nördlichen Deutschland die Zahl katholischer Einwohner und folglich den Debit ascetischer Buchwaaren vermehrt habe, sondern daß auch die frommen warmen Poesien der allein seligmachenden Kirche, jetzt mehr als je vorm kalten Hohne akatholischer Kritik sicher sind. Die Säcularisation der geistlichen Staaten, und die Vermehrung katholischer Unterthanen protestantischer Landesherren, hat in den deutschen Bundesstaaten dem Geiste der Zeit die volksthümliche Versöhnung der Religionsparteien sehr erleichtert und jeglicher Ungebühr der Hierarchie gesteuert, aber auch unter den Evangelischen geht man damit um, den Unfug der Juristen in der Kirche und der Zwingherrschaft der Consistorien durch Presbyterien zu beschränken, — eine Verfassung, welche gehörig geordnet und verstanden das Urchristenthum herstellen kann. Wenn fernerhin die deutschen Christianer also verträglich bei einander wohnen und die unfruchtbaren Dogmen zusammt den Superfötationen des Mysticismus an ihren Ort gestellt, destomehr aber sich angelegen seyn lassen, im Geist und der Wahrheit auf der Bahn des Lichts fort zu wandeln, so kann es nicht fehlen, daß unter dem deutschen Volke sich eine Religionspartei bildet, welche nur sich selbst angehörend und keine Partei störend, frei und unabhängig in ihrem Verbande (wie echte Freimaurer) die primitive Christusreligion herstellen, gleich dieser allen Aberglauben verdrängen, über alle Feinde siegen — kurz die Wiedergeburt des wahren Christenthums zu seiner Zeit, bewirken wird. — So hochwürdige Namen, so edle Bücher-Titel ich im Cataloge finde, so wenig wird damit für's reine Christenthum geschafft, wie denn durch alles theologische Schriftstellern die moralische Veredlung der Kirchkinder nicht stark gefördert wird. Den Lehrern der Hochschulen und großen Kirchenlichtern gebührt es zwar, ihren hellen Schein durch Schrift zu verbreiten, aber Seelsorger einzelner Gemeinden haben wahrlich keine Zeit neben ihrem praktischen Berufe, viel mit der Theorie sich zu befassen. Nicht Schriftstellerei, sondern treue Seelensorge erwirbt den Pfar-

rern die Krone der Ehren, und wenn sie Muster finden wollen, so mögen sie im hohen Norden suchen, z. B. an der Labradorküste und in Grönland, wo das Pfarramt ein perennirendes Märtyrerthum ist oder in Island, wo der Prediger als wahrer Familienvater unter seinen Kirchkindern waltet. Prahlende Gelehrsamkeit, wie Macht und Reichthum sind Klippen der geistlichen Würde und christlichen Demuth und nur apostolische Einfalt und Freimüthigkeit zieren als Cardinaltugenden die Beamten einer Gesellschaft, welche die gleichste der Welt ist und weder Oberhaupt noch Adel kennt. — Das viele theologische Schriftwesen irrt mich nicht in diesen Principien, doch gebe ich der ganzen Masse deutscher geistlicher Scribenten die Ehre, sie für ein permanentes Concilium zu erklären, in welchem manche wichtige Frage verständig erörtert wird — und welches sich weder durch die Thaumaturgen, noch durch die Supernaturalisten und Pietisten vom rechten Wege abbringen läßt, wenn auch der Feudalismus und die Büreaukratie noch stärker diesen Verirrungen der Vernunft gewogen wäre.

Zu bemerken ist noch, daß die theologischen Schriften in ausländischen Sprachen kaum 7 Nummern, die künftigen Bücher aber 50 enthalten, woraus sich ergibt, daß auch die neuen Propheten außer ihrem Vaterlande wenig zu gelten hoffen, — und daß die theologische Buchfabricatur auch für die nächste Messe in Schwung ist.

(Der Beschluß folgt.)

Gesammelte Erzählungen von der Verfasserin der Maria Müller, der Erna ꝛc.

(Beschluß aus No. 142.)

Die Familie Lohberg wäre recht gut, wenn der Held Alexander nur mehr taugte. Es geschieht wohl in der wirklichen Welt, daß gerade die bedeutungslosesten Männer die Herzen der edelsten Frauen rühren und brechen, aber im Romane sollte das doch anders, idealischer seyn. Dieser Alexander ist's wahrlich nicht werth, daß zwei reizende Frauen um seinetwillen sich grämen und ihn lieben.

Liebe und kindliche Pflicht ist reicher an Begebenheiten, als die meisten übrigen Erzählungen, der tragische Schluß, aus der Geschichte selbst erwachsen, ist keine bloße Willkür. Gegen das Kostüm des Ritterthums möchten einige Verstöße vorzurechnen seyn.

Adelaide St. Alban hat etwas empörendes, trotz den beschwichtigenden Scheingründen, die irgend ein grübelnder und philosophirender Kopf darüber aussprechen könnte, mag man auch immerhin sagen, daß das Verbot der Ehe zwischen Geschwister nur Menschensatzung, von der die ersten Menschen und die ältesten Völker nichts wußten; der Abscheu davor ist tief begründet, und auch hier soll das Entsetzliche der Blutschande nicht gemildert werden. Victor, verweichlicht und gewöhnt, nie widersprochen, nie in seinen Willen gehindert zu werden, entbrennt für die Schwester, die von der, ihn allein vorziehenden, Mutter in früher Kindheit ins Kloster verwiesen wurde, und vermählt sich mit ihr unter einen fremden Namen, wobei manche Unwahrscheinlichkeiten mit unterlaufen. Die Mutter endet in Verzweiflung, als sie die Unthat vernimmt; Victor, der Einsamkeit und auch Adelaidens überdrüssig, entdeckt dieser, als er von einem Streifzug heimkehrt und sie an den Särgen ihrer Kinder trostlos weinen sieht, den verbotenen Grad der Verwandtschaft; nach langen Umherirren und tödlichen Erkranken in der Fremde gewährt ein Kloster ihr Freistatt, kein Vergessen, aber Linderung ihrer Leiden; er, von Gewissensbissen gepeinigt, endigt sein Schuld belastetes Leben in einer Schlacht.

Rufaldino ist in seiner grundlosen Verderbtheit und gemeinen Schändlichkeit, die auch nicht durch einen einzigen menschlichen Zug erträglich oder dämonisch groß wird, so höchst widrig, daß es unbegreiflich bleibt, wie eine fein gebildete Frau, sich einen solchen Gegenstand wählen konnte, denn man nicht einmal, seiner Erbärmlichkeit wegen, für ein moralisches Ungeheuer ansehen kann.

Der treue Hund erinnert an den viel besprochenen, auf namhaften Bühnen rumorenden Hund des Aubry; nur ist die Geschichte von jenem einfacher und anziehender, als das Melodrama, in welchem der vierfüßige Debütant sich sehen ließ.

Die Königstochter aus der Fremde. Es schaudert einen wohl bei dieser satanischen Erscheinung, die den frommen Bischof zu verlocken sucht und in die Enge treibt; sie ist wahrhaft im Ausdruck, leitet nicht auf leichtfertige Gedanken (wie denn solche Versuchungsgeschichten häufig humoristisch behandelt wurden, was jedoch, ohne Aergerniß zu geben, nur der Malerei gelingen kann, wie es denn recht ergötzlich gemalte Versuchungen des heiligen Antonius u. s. w., giebt), aber eine musterhaft erzählte Legende ist es doch nicht, wie diese überhaupt die Gattung nicht zu seyn scheint, in der die Verfasserin sich auszeichnet, die jedoch in ihrem reich angebautem Geist Mittel findet, auch das Gewöhnliche zu veredlen und das Verfehlte doch so zu gestalten, daß man nicht, ohne einigen Antheil daran zu nehmen, es liest; das Heilige und das Phantastische ist nun aber dennoch das Feld nicht, das sie bearbeiten sollte, wer auf einen andern erquickliche Früchte bauen kann, wolle es doch nicht erzwingen, blos durch emsige Cultur ein Gewächs hervortreiben, dem das Mark, Saft und Kraft doch immer fehlen wird.

19.

— Es gibt eben so gut Handwerkstheologen, Handwerksphilologen, Handwerksphilosophen, Handwerksjuristen, Handwerksmediciner, Handswerkspoeten, Handwerksrecensenten, Handwerkspolitiker, Handwerksgeschichtschreiber und Handwerkssoldaten, als andere Handwerksleute, und diese schneiden, schlagen, hobeln, sägen, feilen, raspeln, hämmern, ziehen, zupfen, zerren, zwacken und fördern ihre Tagewerke mit der nämlichen Seelenruhe und Selbstzufriedenheit an das Licht, wie alle übrigen Handwerker! —

— Ein französischer Emigrant behauptete: die ganze Revolution sey weiter nichts, als daß die Leute der Antichambre in den Salon wollten!

— Nur die armen Schlucker an Geiste führen über ihre Ideen und witzigen Einfälle immer Buch und Rechnung!

— Lichte, welche an beiden Enden angezündet werden, und der Einfluß zweizüngiger Menschen dauern nicht lange!

— Die Weltkomödie ist eben so sehr über die Komödie in den Schauspielhäusern erhaben, als die Natur über die Mahlerei. Aber es geht darin den meisten Menschen wie den Bauern im Schauspielhause. Sie verstehen die Schauspieler nicht, wählen sich als Zuschauer keinen guten Platz, und halten die Dichtung für Wahrheit! —

— Das Bettelvolk, welches sich an dem Parnaß lagert, und mit den weggeworfenen Brocken der Genialität jubelnd nach Hause zieht, ist im Gebiete des Geistes nicht achtungswürdiger, als das andere Bettelvolk!

W. u. Z.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 13. Juni 14.

Literarische Notizen aus Wien.

Im Mai.

Bei J. B. Wallishausser ist nun im Druck erschienen: Das goldne Vlies, dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen, von Fr. Grillparzer. Den Anfang macht Der Gastfreund, Trauerspiel in einem Act; dann folgt: Die Argonauten, Trauerspiel in vier, zuletzt Medea, in fünf Acten. Diese Folgenreihe ist in einem Band von neunzehn Druckbogen, gr. 8. enthalten, und die typographische Ausstattung, ohne luxuriös zu seyn, elegant und einladend. Der Dichter hat sein Werk ohne Vor- und Nachwort, selbst ohne Dedication in die Welt geschickt, und dem literarischen Publicum, wie der unbefangenen Kritik, liegt es offen da, um die früher gefällten Urtheile, zur Zeit als es nur noch auf der Bühne erschienen war, das allzu süße Lob, oder den allzu bittern Tadel, mildern und berichtigen zu können. Alle werden darin sicher übereinstimmen, daß wenn auch die Idee, diesen Stoff neuerdings zu bearbeiten, keine glückliche genannt werden kann, der Dichter doch sein Kunstgebild mit Lust und Liebe ausgeführt, mit dem Feuer der Leidenschaft und dichterischem Geist beseelt hat. Manche Autoren würden, gleich der kritisch gackernden Henne des Asmus, einen Schwall von selbsteigenen Lobpreisungen unaufhörlich nachsenden, um ihre Schöpfung, je schneller sie sich in dem Angedenken der Gegenwart dem Untergang entgegen neigt, desto eifriger der Nachwelt anzupreisen; dieser undankbaren Mühe, wenn es deren bedürfte, wird sich der Dichter des goldnen Vliefes schwerlich unterziehen. Er arbeitet vielmehr rüstig wieder an verschiedenen neuen Stoffen, und wir dürfen die erfreuliche Hoffnung hegen, daß wenigstens ein ganz gelungenes aus seinem Attelier hervorgehen werde. Schade wär es in der That, wenn das goldne Vlies auch fernerhin nicht heimisch werden sollte, schon darum, weil der Charakter der Heldin, besonders in der dritten Abtheilung, einer glücklich begabten tragischen Künstlerin glänzende Gelegenheit darbietet, ihre schöpferische Kraft zu entfalten. Die Schröder, als Medea in Korinth, hat hier wieder eine ruhmvolle Bahn betreten; zarte weibliche Naturen, Liebe, rührende Leiden und Frauenwürde zu schildern, das will ihr nicht gelingen: ihr eignes Wesen scheint dagegen sich zu sträuben; aber im höchsten Sturm der Leidenschaft, im Flammen sprühenden Fackeltanz der Furien, große Momente hinzustellen, aus der tiefsten Brust die geheimsten Regungen des empörten Gemüths, in den frappantesten Abstufungen hervor zu ziehen und zur Anschaulichkeit zu bringen: darin wird sie es jeder Nebenbuhlerin auf der Bühne schwer genug machen, ihr die Palme zu entreißen.

Die obengenannte Verlagshandlung bringt uns außerdem auch das vierte Bändchen der poetischen Kleinigkeiten von J. F. Castelli zum Ostermeß-Geschenke dar. In diesen Kleinigkeiten athmet Scherz und Leichtigkeit; wer wollte streng mit ihnen rechten? Der Leser eilt von einer zur andern, und möchte sich selbst einbilden, eine Art von Dichtertalent zu besitzen, weil Alles so leicht darin von Statten geht, und sogar die Nachlässigkeiten vermag er mit geringer Mühe zu verbessern. Uebrigens wird hier zugleich eine soche Mannichfaltigkeit und Abwechselung gereicht, daß ein Wandrer, mit diesem Büchlein in der Tasche, sich aufs angenehmste und bequemste Tagelang im Freien unterhalten kann. Auf 306 Seiten findet er 126 größere und kleinere Gedichte, — Lieder, Romanzen, Charaden, Legenden, Gedanken, Epigramme, Anekdoten, Einfälle u. s. w. theils Originale, theils Nachbildungen und Uebersetzungen. Manches hat einen so französischen Charakter, daß man es für eines der zweiten oder letzten Gattung halten möchte, wenn nicht der ausdrückliche Beisatz eines folgenden das Gegentheil zu zeigen schiene. Manches steht nur wie ein Lückenbüßer da, oder wie ein Ausfüllsel auf der letzten Seite eines Tageblatts; — aber was habt ihr gegen diese anspruchlosen Kleinigkeiten einzuwenden? — Zu den bedeutenderen gehören: „Die Romanzen von der Königin Johanna" in drei Gesängen und verschiedenen Abschnitten, mit wechselndem Sylbenmaß. Die Legende, deren Ueberschrift: „Und dann?" lautet, glauben wir in prosaischer Gestalt schon anderwärts gefunden zu haben, und zwar in der hiesigen Zeitschrift: Die Oelzweige. Nun, und dann? — angenehme Rückerinnerung. — Die Glöckchen (das erste dieser Sammlung) waren mit des Verfassers Namen früher in dem Taschenbuch Aglaja abgedruckt, wenn wir uns recht entsinnen. Kann man das Bild eines reizenden Mädchens mit leichtern Zügen entwerfen? —

„Zwei Rosen auf den Wangen glühn,
Zwei Veilchen in den Augen blühn!
Zwei Lilien auf den Händen,
Zwei — doch vergebliches Bemühn,
Den Garten zu vollenden."

Braucht ein junges Herrchen sich wohl den Kopf zu zerbrechen, um folgende Zeilen auswendig zu lernen, und noch am nämlichen Abend im Theater anzuwenden? —

Als Amanda ihr Fernglas begehrte.

Ein Fernglas, Du?
O sprich, wozu?
Da Deine Reize ohnehin
Dir alles Ferne näher ziehn.

Muß nicht ein andres Herrchen, das selbst ein Fernglas auf der Nase trägt, sich einbilden, nachstehendes Verschen aus eigner Phantasie geschöpft zu haben? —

„Der Nachbar Saurig
Ist immer traurig;
Ihr glaubt, er sey's ob eigner Leiden?
O nein, er ist's ob fremder Freuden."

Was diese Kleinigkeiten besonders auszeichnet, ist der überall sich ankündigende Ton der Gutmüthigkeit. Hier zeigt sich nirgend ein mit der Welt entzweites Gemüth, keine persönliche Feindseligkeit. Frohsinn aber, heitre Ironie, leichte Satyre im Allgemeinen, und selbst der Ernst hat Mühe genug, das Lachen zu verbeißen. Aus diesem Grunde verdient Hr. C. auch in allem Ernst den Beinamen eines Lebedichters, mit dem ein gewisser sonst nur hämischer Kritiker, ihn glücklich getauft hat. Alles was wir unserm Dichter schließlich wünschen, ist, daß er nicht viele Panegyristen finden möge, wie jener rüstige Almanachs-Recensent, der seine Windeier in der Theaterzeitung legt, so häufig, daß sie vor der Zeit wurmstichig wird; er bedarf deren nicht, und es ist nicht gleichgültig, von welcher Hand demjenigen Lob gespendet wird, der des Lobes werth ist. Das gut gezeichnete und besonders charakteristische Bild des Dichters ist seinen Freunden eine angenehme Zugabe.

Bei Tendler und Manstein sind „Humoristische Scenen der Vergangenheit" ausgestellt, nach wahren Ereignissen des Lebens gezeichnet, von D. Franz Rittler. In der That sind es nur Scenen und Fragmente, keine Geschichten, wenigstens haben diese Erzählungen, sechs an der Zahl, nur einen Anfang, aber kein Ende. Warum Scenen

der Vergangenheit, das läßt sich aus dem beigefügten: „Nach wahren Ereignissen" u. s. w. erklären. Offenbarungen erwartet man schon nach Ansicht der ersten Schilderung hier ohnehin nicht. Der Verfasser äußert sich selbst, man werde leicht bemerken, daß er in die Fußstapfen einiger Lieblingsschriftsteller der deutschen Lesewelt zu treten wünschte. Wir möchten dieses doch näher bestimmen und sogar denjenigen beliebten pseudonymen Erzähler andeuten, dem er am eifrigsten nachzueifern scheint, wenn wir nicht zugleich seine eignen Worte wiederholen müßten: „daß er in diesem Versuch bei weitem nicht so glücklich gewesen, als er sich geschmeichelt." — Humor bewegt sich allerdings auf und ab darin, aber mehr in Worten und Gleichnissen, als im Sinn und Charakter; er ist überhaupt zu trocken und materiell. Der Ton steht meistentheils zu niedrig, und diese Begebenheiten sind so sehr von aller Fiction entblößt, ohne deshalb wahrscheinlicher zu seyn, daß man wünschen möchte, der Verfasser hätte sich weniger an die Wahrheit gehalten. Die Mehrzahl der Lesewelt, die sich am liebsten in der Wirklichkeit wieder findet und nicht gern im mystisch-phantastischen Romanennebel wandelt, hat indessen ein Buch zur leichten Unterhaltung für einige Stunden mehr gewonnen, welches zur Aufmunterung des Verfassers um so eher empfohlen werden darf, weil er die Fähigkeit, etwas Bedeutenderes zu leisten, besitzt, und ohne Zweifel in bessern Verhältnissen auch das Bessere leisten würde.

In der nämlichen Verlagshandlung ist zu finden: Geschichte der Päpste von Errichtung des heiligen Stuhls bis auf unsre neuste Zeit. Von Fr. S. Heyne. Im verflossenen Jahrhundert hat dieser Gegenstand mehrere Bearbeiter gefunden; die gegenwärtige Bearbeitung, die sich auf einen einzigen Band beschränkt, zeichnet sich nebst andern Vorzügen auch durch Kürze und Klarheit der Darstellung aus. Die Leser gewinnen eine leicht faßliche Uebersicht der den Papst und die Kirche betreffenden Hauptbegebenheiten, und das Werk muß denen besonders willkommen seyn, die vorzugsweise Religions- und Kirchenangelegenheiten mit historischem Interesse betrachten. Den Hauptwerth erhält dieses Buch jedoch durch die beigefügten Tabellen, die, in sechs Rubriken getheilt, das Gleichzeitige eines jeden Jahrhunderts von der Gründung unserer Religion bis auf die neuste Zeit, die Namen und Reihenfolge der Päpste und Kaiser, die wichtigsten Begebenheiten aus der Weltgeschichte, die Streitigkeiten in Glaubens- und Religionssachen, fanatischen Verirrungen, die Namen der Ketzer, Irrlehrer, durch welche letztere veranlaßt wurden, in anschaulichem Verein zusammenstellen.

Noch erschien: „Taschenbuch für Alle, die sich mit dem Feldbau beschäftigen." — Der Landwirth kann durch die belehrenden Erfahrungen, die in diesem Büchlein aufbewahrt sind, in den Stand gesetzt werden, den Anbau seiner Getreidesamen, ohne besondere Vorrichtung des gewöhnlichen Ackerpfluges, nach den Grundsätzen der Cultur zweckmäßiger zu besorgen und dadurch wenigstens den dritten Theil des gewöhnlichen Bedarfs für seinen Haushalt zu erübrigen.

Nach Art der bekannten Uebersetzung des Moses Mendelssohn, hat ein Exprofessor des Gymnasiums zu Görz zum Gebrauch der israelitischen Jugend in Italien eine Uebersetzung der heiligen Bücher des alten Bundes in italienischer Sprache geliefert. Das Original, nebst einem Commentar in der Ursprache, ist beigefügt, wodurch manche Stellen erklärt werden. Den ersten fünf Büchern, den Pentateuchus enthaltend, wird das übrige bald nachfolgen, und alles zusammen aus 150 Bogen bestehen.

Erschienen ist auch die 25ste Lieferung der Zerr-Bilder menschlicher Thorheit und Schwächen, erfunden und gezeichnet von Loder, gestochen von Stöber, mit epigrammatischem Text begleitet. (Anfangs von Castelli, jetzt von dem Volkstheater-Dichter C. Meisl.)

Als literarisches Frühlingsgeschenk haben wir ein Lehrgedicht in drei Gesängen, von M. Enk erhalten, betitelt: Die Blumen. Als Lehrgedicht neuerer Zeit eine seltene Erscheinung. Probestücke lieferte schon die hiesige, von dem Kaumann Schikh herausgegebene und redigirte Modenzeitschrift im April des verflossenen Jahres. Liebhaber der Flora erhalten hier wenigstens eine metrische Anweisung, ihre Gärten auszuschmücken. Ob sie durch diese poetisch eingekleidete Theorie gute Praktiker werden, steht dahin. Im entgegen gesetzten Fall mögen sie die Winterabende hindurch wie an reizenden Blumerstücken sich daran erfreuen. Die Versification ist eben nicht von Frühlingshauch durchdrungen, und der Rhythmus zuweilen etwas starr. Fünffüßige, ungereimte Jamben wechseln mit vier- und sechsfüßigen, dann und wann auch mit kürzeren Zeilen ab. Hier ein Paar Pröbchen: (aus dem I. Gesang) —

Noch Vieles fehlt, mein Freund, wofern dein Garten
Verdienen soll des schönen Thales Namen,
Worin Latonens goldgelockter Sohn
Der flücht'gen Spur der schönen Nymphe folgte.
— — Mit sanften Murmeln floß
Ein klarer Bach hier über Kieseln hin,
Entsprudelte dort frisch bemoosten Felsen
Die Silberquelle. Hier winkt' unter Pappeln
Ein Rosensitz den Wandelnden ꝛc.

Ferner: (aus dem II. Gesang) —

Mit weis'rer Liebe wähl' ich Himmelsthau,
Lavenoel, Isop, schön gesprenkelte
Marienblumen mir: am allerliebsten
Vergißmeinnicht, das holde Zeichen
Von holder Wünsche Inbegriff.
Ihr fragt wohl, was zuerst der zarten Blume
Den Namen gab? So hört: Vor grauen Zeiten lebte ꝛc.

In einem poetischen Blumengarten kann uns die Langeweile noch leichter befallen, als in einem natürlichen.

Wenden wir uns, der Abwechselung wegen, ein wenig zur italienischen Oper und stotten einen Besuch im Theater ab, wo das neueste musikalische Drama von Rossini binnen kürzer Zeit schon zum zehnten Mal bei vollem Haus gegeben wurde. Was für ein ungeheurer Applaus, welch ein jauchzendes Bravorufen schallt uns entgegen! und mitten durch ergießt sich ein Strom von oscillirenden Trillern, Rouladen, Passagen und Cadenzen; immer lauter und stürmischer wird der Jubel. — Wer ist der junge Mann dort auf der Scene, der sich so kräftig und gewandt im griechischen Costüm bewegt? Er scheint ein Held — Das ist der Sänger David (Prinz Ilo von Troja, Zelmirens Gemahl). Ein wirklicher Held unter den Sängern; er würde einen Riesen mit seiner Stimme schlagen, oder besser gesagt, mit seinem Gesang. Kraft und Umfang der Stimme sind merkwürdig, der Ton selbst ist es in andrer Hinsicht auch, denn er klingt in einigen Tonlagen grell, zuweilen widrig; es ist ein Mittelding von Sopran und Tenor. Mancher würde sich mit dieser Stimme gerade nicht empfehlen. Aber solche Gewalt, wie Signor D. über die seinige besitzt, der Geist des Ausdrucks, die Begeisterung mit der er singt, die unerhörte Volubilität, die declamatorische Wahrheit und melodische Darstellungskraft (ich kann es nicht anders nennen), die ihm eigen sind, verleihen seiner Stimme einen unwiderstehlichen Zauber und machen ihn zu einem Gegenstand seltener Bewunderung. Er macht was er will und Alles gelingt; aber man merkt es ihm an, daß er durch die französische Schule gegangen ist, und zwar zu seinem Glück. Die Zahmheit der deutschen Sänger, und oft noch etwas Schlimmeres, spielt eine verlegene Figur neben ihm. So lange er singt, begleitet ihn der Beifall immerfort, nur durch kleine Pausen unterbrochen. So oft er abgeht, wird er zurückgerufen, so oft er wieder

auftritt, rauscht ein Sturm von klatschendem Willkommen ihm entgegen.

Der primo Basso, Sigr. Ambrogi, (il Rè di Lesbo) ist ein Mann, wie er seyn soll. Er besitzt in der Tiefe einen vollen metallreichen Ton, bedeutenden Umfang und gleiche Stärke in allen Corden, dabei zugleich einen einfachedlen und ergreifenden Vortrag. Man behauptet, seit dem berühmten Maurer keinen bessern hier gehört zu haben. — Sgr. Botticelli singt den zweiten Baß mit großer Stärke, und würde auf vielen Bühnen für einen guten Bassisten vom ersten Range gelten.

Jene Dame, die mit ihrer Vertrauten auftritt, ist Signora Rossini, vor kurzem noch unter dem Namen Colbran als eine der vorzüglichsten Sängerinnen Italiens jetziger Zeit bekannt. Ihr Part ist die Prinzessin Zelmira, und wie sich leicht denken läßt, ihrer Stimme ganz angemessen. Diese hat die jugendliche Frische zwar verloren, aber selbst in der höheren Region, wo sich der Ton zuweilen bricht, bewegt sie das Gemuth des Zuhörers, und der von hoher Bildung und reinem Kunstgeschmack zeugende Vortrag verwischt sogar die häufig bemerkten Ungleichheiten. Ihr Benehmen ist anständig, einfach und bestimmt. — Jene jugendliche, anspruchlos edle Gestalt neben ihr, ist Sgra. Ekerlin, eine Deutsche, von ihrer Kindheit an im Conservatorio zu Mailand gebildet. Sie werden finden, daß sie den Meistern dieses Instituts Ehre macht. Hören Sie den vollen, immer gleichen Ton, der aus den schönen Altorgan hervorgeht! Betrachten Sie die Oekonomie des Ausdrucks, die regelrechte, zweckmäßige Verzierung, diese glückliche Steigerung der Energie, und sie werden Zeuge seyn von dem großen Eindruck, den die einfach und dennoch künstlerisch vorgetragene, hier erst für diese angenehme Sängerin von dem Meister componirte, Arie im zweiten Act hervorbringt.

Beinahe hätt' ich Sgr. Nozzari, der die Rolle des Tyrannen in diesem Drama spielt, vergessen, und niemand würde mir das verziehen haben. Auch seine Stimme ist auf ihrer Rückkehr, aber wenn sie in Gang kommt, möchte ich sagen, so macht der bedeutende Umfang, die große Biegsamkeit und die mit charakteristischer Kraft wechselnde Anmuth das schnell vergessen. — Die harmonische Zusammenwirkung dieses ausgezeichneten Personals ist bewundernswürdig, wie Sie im ersten Final und in einem Quintett des zweiten Acts bemerken werden. Die Gesellschaft gehört unstreitig zu den besten Italiens, und Jeder, so weit er sich erinnern kann, gibt ihr unter allen früher hier gewesenen den Vorzug. Wir werden nun auch, sobald zum ersten Mal der Vorhang fällt, den berühmten Meister erscheinen sehen. Er wird jedes Mal herausgeklatscht, und bringt gewöhnlich die prima und seconda Donna, sammt dem Helden David mit. Am Schlusse des Dramas eben so; zuletzt mußte bis jetzt immer auch die Ekerlin, wenn sie nicht mit den Andern kam, Solo noch erscheinen. Mit solcher Unbefangenheit ehrt man Kunst und Künstler hier in Wien, und vergißt über die Fremden keineswegs die Heimischen.

Die zweite italienische Oper: Corradino, ossia Bellezza e cuor di ferro, Dramma Semi-Serio, composto del Signor Gioacchino Rossini, hat weniger gefallen, ja das erste Mal sogar misfallen, hauptsächlich deswegen, weil es viel zu lang war, und auch darum, weil die Sänger etwas indisponirt waren. Nach einigen Tagen wurde es wieder mit Abkürzungen angekündigt, und machte großen Effect. Die Musik ist wirklich voller Glut und Lieblichkeit, Kraft und Leben. Einzelne Gesangstücke sind auch jetzt noch etwas mehr als zweckmäßig lang; aber es gibt wieder welche, die besonders schön gearbeitet sind, obgleich diese Oper unter des Componisten ältere Werke zu rechnen ist. Das Stück läßt sich unter die langweiligen rechnen. Wir lernten hier zwei neue Mitglieder kennen: Signora Mombelli, und den Buffo cantante, Bassi. Die erstgenannte verdient wohl die Benennung einer prima Donna in der komischen, oder wie es auf der hier erwähnten Ankündigung ungefähr lautet, der ernsthaft-komischen Oper. Ihre Stimme ist klein, sinkt oft etwas unter den Ton, sonst aber besitzt sie Klang sowohl als Geläufigkeit, und gewinnt durch einen netten Vortrag. Das Spiel der Sängerin unterstützt ihren Gesang durch mimische Gewandtheit. Schade nur, daß ihre Gestalt sich eher für das Fach interessanter Vertrauten, als der prima Donna eignet. — Bassi ist nicht nur ein Buffo, sondern ein Darsteller von so reichhaltiger und lebendiger Mimik, daß man ihn unter die Künstler im strengsten Sinn des Worts rechnen kann. Die Stimme darf weniger in Anschlag kommen, aber die Deutlichkeit der Aussprache nnd die natürliche Accentuation des Recitativs sind dagegen auszuzeichnen. — Die Ekerlin nimmt sich als junger Ritter vortrefflich aus, und David zeigte sich hier wieder als ein ganz neuer Schöpfer der Töne. Dessen ungeachtet wird dieser Cuor di ferro vergänglicher, als die zarte, liebliche Zelmira seyn.

Unter den deutschen Productionen ist uns eigentlich nichts Neues aufgestellt worden, wenn wir ein kleines Stückchen: Hanns am Scheideweg, eine ländliche Scene, (auf dem Burgtheater gegeben) ausnehmen. Für eine Scene viel zu breit, der Anlage nach wenig interessant, aber wirksam in der Ausführung. Hanns besinnt sich nämlich, ob er lieber ein Amt in der Stadt, oder eine Frau auf dem Lande wählen soll. Ein Rival macht ihn eifersüchtig und entscheidet über seine Wahl. Außerdem gab man uns hier nur ein altes, neu in die Scene gesetztes Schauspiel, das, ich weiß nicht wie lange schon, gefeiert hatte: Octavia, von Kotzebue. Der Schröder war die Hauptrolle zugetheilt; Darstellung wie immer, normal und trefflich — vortrefflich! — Versteht sich von selbst. — Auf dem ersten Vorstadt-Theater sahen wir ebenfalls eine alte Neuigkeit: „Abenteuer aus Liebe, und Liebe zu Abenteuern." (Wozu denn der affectirte Gegensatz?) Lustspiel in vier Aufzügen, nach dem Englischen des Cibbers, bearbeitet von Vogel. Ist schon früher bearbeitet, nämlich von Schröder und einem Andern; könnte also auch heißen: Bearbeitet nach Bearbeitungen. Eine Abenteurerin verkleidet sich als Mann, foppt ihren Liebhaber, den sie früher verschmähte, legt seiner Heirath Hindernisse in den Weg und bewirkt endlich ein glückliches Ende. Ein altes Komödienstück, das mehrere recht kräftige komische Scenen enthält und Beifall erhielt. — Uebrigens haben die Gastspiele reisender Schauspieler schon im vorigen Monat begonnen, und zwei Reihenfolgen sind vorüber, jedoch ohne besondere Sensation zu hinterlassen. Am wenigsten hat der Schauspieler Becker aus Frankfurt am Main, seines Rufes ungeachtet, imponiren oder interessiren wollen.

53.

A Second Journey into the Interior of Africa, undertaken at the request of the London Missionary Society. By the Rev. John Campbell.

(Beschluß aus No. 137.)

Die größte Apathie herrscht wohl unter dem Stamme der Coranna's. Man frägt Einen, wie viel Kinder er hat. Der Coranna besinnt sich eine Weile und guckt bald den Frager, bald den Boden an. Dann hebt er die Hand auf und scheint an den Fingern zu zählen. Endlich ruft er Andere herbei, um ihn in seinem Nachdenken zu unterstützen. Dann guckt er den Frager in's Gesicht und sagt: Drei! Herr Campbell versichert, daß hiebei keine spaßhafte Uebertreibung sey. Die Coranna's sind eben so faul an

Körper, als an Geist. Sie melken z. B. ihre Kühe des Morgens blos deswegen nicht, um nicht zu früh aufstehn zu müssen. In der heißesten Zeit schlafen sie Tage und Nächte lang, und im Sonnenschein schleppen sie sich auf allen Vieren von einem Baumschatten zu dem andern, um zu schlafen. Wenn sie nichts zu essen haben und sehr hungrig sind, so binden sie sich einen ledernen Riemen um den Leib, und schnüren sich damit immer enger und enger zusammen, je mehr sie vom Hunger gepeinigt werden.

Unter den sonderbaren Gebräuchen, welche bei diesem Volke herrschen, verdient folgende eine besondere Erklärung. Der älteste Sohn eines Häuptlings wird in seines Vaters Hause auf das sorgfältigste mit Milch genährt. Man erlaubt ihm keine Anstrengung, läßt ihn kaum ausgehen, und thut alles Mögliche, um den Knaben zu einem starken und gesunden Jünglinge aufzufüttern. Wenn er zur Mannbarkeit gelangt ist, so bringt der Vater zwei Kiris, d. h. kurze, starke Stäbe mit Bleikugeln an den Spitzen; einen Stab behält er selbst, den andern gibt er seinem Sohne. Damit fechten Vater und Sohn, und wenn der Jüngling den Vater zu Boden stößt, so springt der Besiegte alsbald wieder auf und ruft seinen Sohn als seinen Nachfolger zum Häuptling aus.

Wie die Buschmänner, so setzen auch die Corannas ihre Alten aus, um von wilden Thieren zerrissen zu werden, indem sie meinen, solche Leute wären zu nichts zu gebrauchen, als Nahrung zu verzehren, die Andre mit Mühe anschaffen müßten.

Sie thun nichts für ihren Lebensunterhalt, als ihre Kühe zu melken. Was sie sonst brauchen, das tauschen sie für Kälber und Kühe von benachbarten Stämmen ein. Sie sind selbst zu träge, um den rothen Oker, womit sie sich bemalen, aus der Erde zu holen, sondern kaufen ihn lieber für Kühe oder Schafe von den Griqua's.

Die afrikanischen Völkerschaften haben eine Menge abergläubischer Gebräuche und Meinungen, von denen wir einige erwähnen wollen.

Ein Sohn des Königs der Maroozee's hatte die Tochter eines benachbarten Häuptlings geheirathet. Kurz nach der Heirath besuchte er die Verwandten seiner Frau, und einer derselben schenkte ihm einen Ring. Zwei Tage nach diesem Besuche starb der Königssohn, und die Maroozee's schrieben den Todesfall dem verderblichen Einfluß des Ringes zu. Sogleich wurde Krieg gegen den Stamm, von dem der Ring herkam, beschlossen, und man raubte ihm eine große Menge Vieh.

Alles Glück und allen Segen, den die Buschmänner in ihrem Lande genießen, schreiben sie den Regen-Machern zu, hingegen alles Uebel und Unglück einem höhern Wesen, das die Menschen haßt und sich an ihren Leiden ergötzt.

Kein Elephant darf bei wachsendem Monde getödtet, und kein Zahn von diesem Thiere berührt werden, bis nicht eine bestimmte Masse Regen gefallen ist.

Eines Morgens bat Hr. Campbell auf dem Wege nach Kurreechane einige Eingeborne, ihm ihre Geschichten zu erzählen; sie schlugen es aber mit Entsetzen ab, und sagten, wenn sie das vor Sonnenuntergang thäten, so würden die Wolken vom Himmel auf ihre Köpfe fallen.

Wenn eine Frau der Buschmänner Zwillinge zur Welt bringt, so wird eins von den Kindern getödtet. Dasselbe geschieht mit den Kälbern. Entweder tödtet man das eine, oder man treibt es weg.

Die Südafricaner haben eine eigene Art von militairischen Ehrenzeichen. Für jeden Mann, den ein Krieger tödtet, wird ihm ein Schnitt mit einem Messer in die Haut gemacht. Ein solcher rother Strich ersetzt ein Ordensband. Bei den Weibern haben diese Striche aber eine böse Bedeutung: sie bezeichnen ehebrecherische Vergehungen.

In Mobatee, einer Stadt der Corannas, fand Herr Campbell einen Missionair, Namens Cupido, der ein Eingeborner des Landes war, aber wenig unter seinen Landsleuten zur Verbreitung des Christenthums gewirkt zu haben schien. Doch verdankt ihm der Reisende manche wichtige Nachricht über sein Volk. Mit vielen Afrikanern machte Hr. Campbell so genaue Bekanntschaft, daß sie ihm die Geschichten ihres Lebens erzählten, von denen er einige mittheilt. Sie enthalten wenig mehr, als Raub und Jagd. Interessanter sind die Meinungen der Africaner über Schöpfung, Weltregierung und Tod, von denen sich Hr. Campbell auf das eifrigste zu unterrichten bemühte.

Einer von den Einwohnern von Mashow wurde von dem Reisenden gefragt, was seine Landsleute über den Ursprung der Menschen dächten. Er antwortete, es gäbe im Lande der Maroozee's eine große Höhle in einem Berge, woraus die ersten Menschen hervorgekommen wären, und man konnte ihre Fußtapfen dort noch sehen. Auch die Thiere sind aus dieser Höhle entsprungen, und man sieht ihre herausgehenden Fußtapfen neben den menschlichen. Nur eine Spur geht in die Höhle zurück; und diese rührt von Gott her.

Ein Häuptling der wilden Buschmänner gab dem Reisenden auf die Frage, was für eine Vorstellung er von seinem Zustande nach dem Tode habe, die Antwort: Er wisse nicht, welch ein Schicksal die übrigen Buschmänner nach dem Tode erwarte; aber für seine Person sey er überzeugt, daß ein Wolf ihn gleich nach seinem Erwachen auffressen werde. Dieser Mann konnte nie den Unterschied zwischen einem Menschen und einem Thiere begreifen, und wunderte sich, warum nicht die Büffel mit Flinten auf die Menschen feuern sollten, wenn sie nur Gewehre, Pulver und Kugeln hätten.

31.

Gerechter oder ungerechter Tadel eines großen Dichters oder seines Verlegers?

Es scheint, daß tadelnde Bemerkungen über Göthe's Schriften jetzt zur Tagesordnung gehören. Wenn zu weit darin gegangen wird, so mag die Schuld davon großentheils an den übertriebenen Lobpreisungen liegen, welche allzueifrige Liebhaber, die jetzt nicht mehr jung sind, vor einer Reihe von Jahren in die Welt schickten. Diese Lobpreisungen waren vermischt mit den bittersten Kritiken anderer Dichter. Um Göthe zu feiern, ward Wieland herabgesetzt; wenn man jetzt Göthe herabziehen will, wen will man an seine Stelle setzen? — Aber wo Göthe's Schriften anstoßen gegen die edelsten Güter der Menschheit, da müssen sie freilich getadelt werden, und je höher wir sein Talent schätzen, desto unzufriedener dürfen und müssen wir seyn, wenn wir es misbraucht sehen. Unter den Gedichten Göthe's befindet sich eine Anweisung zum Uebel. Die Maske „Weissagungen" ist leicht durchblickt. Es ist ein Fleck für Deutschland, daß ein Werk fortwährend abgedruckt wird, um in die Hände aller jungen Leute zu kommen, welches solches Gift enthält. Wie ist es möglich, daß nicht längst ein Geistlicher darüber öffentlich geklagt hat? Jene Anweisung ist schlimmer als irgend eine erotische Poesie der Franzosen oder Engländer. In Frankreich hätte es nicht so viel Jahre dauern können bis aus einem Buche, welches Hausgenosse aller Gebildeten, auch der Jungfrauen ist, solcher giftiger Fleck ausgemerzt wäre. Ich wünsche, daß bei der nächsten Auflage der Verleger Respect genug vor der deutschen Jugend habe, um die Weissagungen des B. wegzulassen.

5.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 14. Juni 29.

Dresden.

Auch wir waren in Arkadien. Ja, Dresden hat mit Leipzig den Genuß der Wolf'schen Gastspiele getheilt; ich darf wohl sagen: es waren schöne Tage für alle unbefangene Kunst- und Theater-Freunde, denn jetzt wird es immer seltener, Leistungen, wie die Wolf'schen, zu sehen. Diese Wolfs sind wahrhafte Künstler! — Nicht im Modesinn des Worts, daß wenn einer den Fuß auf die Bretter setzt, oder den Pinsel mit Farben näßt, er schon ein Künstler heißt, nein, in der vollen Bedeutung des edlen Berufs. Es ist mir übrigens einerlei, ob dieser oder jener zu viel oder zu wenig in ihren Darstellungen gefunden; es ist nichts neues, daß die Kritik mehr Verdienst entdeckt, als der Künstler sich bewußt ist — und dieses bewährt mit das Genie; ich will mich auch gar nicht darüber auslassen, ob die Auffassungen in dem Wolf'schen Rollenspiel immer mit meinen Vorstellungen und Vergnügungen, oder auch mit denen competenter Richter übereinstimmen — — ich sage nur: Beide sind Künstler — große Künstler, und was sie schaffen sind Kunstwerke. Sie dringen mit dichterischem Gefühl in das Wesen des Gedichts, und bemächtigen sich einer Rolle, als Charakter, mit künstlerisch schöpferischer Freiheit, und wie sie diesen aufgefaßt, so stellen sie ihn dar, so lebendig, wahr, fest und gediegen, daß es eben das Höchste immer ist, was es seyn kann und soll — die Wirklichkeit, — ja, dem Proteus gleich, spielen sie mit diesen oft selbst geschaffenen Prometheischen Gestalten und zeigen sie uns bei Wiederholungen in ganz andern, aber nicht minder wahren Eigenthümlichkeiten. Ein Beispiel lieferte hierzu Wolf, Rath Uhlen in Kotzebue's eifersüchtiger Frau; er gab das zweite Mal einen ganz andern Menschen, der wie natürlich, da der neueste Eindruck immer der lebhafteste, noch mehr anzusprechen schien als der erste; hierbei erinnere ich mich eines curiosen Kritikers, der sich in einem hiesigen Blatte mit allerlei Curiosis vernehmen lassen; vor lauter Scharfsichtigkeit wurde er übersichtig und sah nicht, was ich eben bemerkte —; doch ich erzähle später wie sein Blick beschaffen ist. Uebrigens haben Sie auch einen Leipziger Kritiker in diesen Blättern gelesen, welcher sich sehr weitläuftig darüber auslieb, daß die Direction Ihres Theaters zu viel Trauerspiele gäbe — also mit andern Worten zu poetisch sey.

Doch zu Wolfs zurück. Wenn ich oben sagte, daß sie alle Vorzüge besitzen, welche den Künstler bezeichnen, wenn wir uns an der Entfaltung derselben lebhaft zu ergötzen Gelegenheit hatten, so sage ich hiervon, da man mir doch dergleichen entgegnen könnte, daß ich zwar eine gewisse Beschränkung in ihren physischen Mitteln eingestehen will, aber der Meinung bin, sie kommen bei solchen Darstellungen gar nicht mehr zur Sprache. Das zeigt weder Künstlerwerth, noch können wir da alle Erfordernisse eines Kunstwerks anerkennen, welches in sich doch als menschlich vollkommen vorausgesetzt wird, wenn der Zuhörer sich bei persönlichen Mängeln aufhalten kann. Einem jeden, selbst den auffallendsten Mangel, muß ein gutes Spiel vergessen machen. Wolfs haben jetzt diese Kunststufe erreicht —; die geringern Mängel in ihren Mitteln erscheinen nicht mehr; was sie besitzen, vereinigen sie zu einem Zwecke in schönster Harmonie —, ein Ton anders, und diese wäre gestört. Ja Deutschland mag sich freuen, wieder mit Künstlern auftreten zu können, die — einem Talma, einer Düchenois die Wage halten —, und wohl erwogen und richtig verstanden — sie übertreffen — indessen jedem das Seine! — Doch diesem Vergnügen geht ein wehmüthiges Bedauern zur Seite, dieses Künstlerpaar nicht auf dem Boden zu sehen, der für solche Saat, als beide ausstreuen könnten und sollten, Gedeihen verspricht. Gerade Wolfs mit ihrer milden und befruchtenden Gemüthlichkeit wären vor Vielen geeignet, junge Talente auf die rechte Bahn zu führen. Aber das jetzige Theater in Deutschland ist zu verworren, und aller Verworrenheit Gipfel ist das Theater einer gewissen deutschen Hauptstadt; man erfreut sich dort nicht an gediehenen Werken irgend einer Fähigkeit selbst des Genies —; alles will und muß brilliren; aufs Aeußere gerichtet soll alles seyn; — ums Innere kümmert man sich nicht. Nichts als Bocksprünge will man sehen, entweder eines plumpen unlustigen Satyrs, oder tanzende, oder musikalische; Hören und Sehen muß vergehen, um entzückt zu werden. Vielleicht, wenn die hohe Melpomene, die, gleich Grazien, reizende Thalia sich entschlösse, tanzend oder trillernd aufzutreten — vielleicht dann finden sie Gnade und Duldung. Indessen, beinahe sollte man es fürchtend hoffen können, nach einer Ahnfrau, einer Albaneserin, einem Bilde! — Doch um beim Uebel den Trost zu finden, wir sahen im letzten Stück den Maler und die Camilla hier von Wolfs so dargestellt, daß wir tief davon ergriffen waren. Wolf schuf sich einen Spinarosa selbst, und bethätigte die alte Erfahrung: der wahre Schauspieler vermag die wildeste und matteste Ausgeburt dichterischer Phantasie zu einem so liebevollen Gemälde umzuschaffen, daß ein ganz neues Stück daraus entsteht.

Dies scheinen, vielleicht Paradoxa: so tief ist die Darstellungskunst gesunken, und mit ihr die Empfänglichkeit des Publicums für das Wahre und Aechte. Nichts ist leichter, als das Letztere zu verbilden oder zu verwöhnen. Der Mensch muß zum Schönen erzogen werden; der ist im Irrthum, welcher glaubt, es aus Naturtrieben zu erkennen; zuweilen kann es geschehen, aber man wird sich selten Rechenschaft seines Gefühls geben können. Durch die Ephemeren der Tagesordnung (noch gut wenn sie das sind) ist der Sinn fürs Großartige und Schöne erschlafft, die Fähigkeit, es darzustellen, bei den Schauspielern untergegangen. Täglich erlebe ich, junge Talente, die, richtig gelenkt, Hoffnungen geben, so in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet zu seyn. Ja, schon hat man bei einer neuerlichen Vorstellung des Lear in Wien über den Barbarismus dieses Stücks laut geklagt! — Freilich, wie mag es gegeben worden seyn? Aber was ist barbarischer als die Ahnfrau — als vollends — die Albaneserin? Shakspeare's fürchterlicher Titus Andronikus ist dagegen ein harmonisches Flöten-Concert. Viel thut — und alles, daß die Schauspieler, durch Kotzebue's Erbärmlichkeiten erschlafft, und durch Schillers und seiner beklagenswerthen Nachtreter Wortprunk in einen falschen Pathos gerathen sind, für den Müllner, Grillparzer, Houwald und viele Andere so brauchbare Nahrung geboten haben, daß sie sich nicht einmal in Iffland oder Schröder zurückversetzen können, welche das alte Charakterspiel so unbedingt fordern, geschweige zu Shakspeare's tragischer Höhe sich zu erheben vermögen: sie könnten ihn nicht mehr in den Schröderschen Bearbeitungen darstellen, geschweige in den treuen metrischen Uebersetzungen; sie vermeinen alles gethan zu haben, wenn sie es in der Versrecitation — die leider nicht allein ganz verkehrt ausgeführt wird, sondern selbst von Schauspielern, die großen Ruf haben, ungrammatikalich —, bis zum Beifall des Publicums gebracht haben. Was aus solchen Recitatoren nach einigen Jahren wird, davon liefert jedes Theater beinah die traurigsten Beispiele. An den Geist einer Rolle, selbst die leichtfaßlichste, klammern sie sich von außen an, wie ein müder Fußgänger an einen schnellhinrollenden Wagen, und werden keuchend mit fortgeschleppt. Ein

solcher Zustand ist für junge Talente wahres Verderben; sie glauben, sich auszubilden, und verbilden sich, glauben was zu lernen, und wenn sie schon eitel auf ihr Wissen und Vermögen herstolzieren — wissen sie weniger, als da sie noch nichts von der Sache wußten, weil sie nur Verkehrtes in sich aufnahmen. Bis die besseren sich nur durcharbeiten zu der Ueberzeugung, daß sie auf völlig falscher Bahn sind, ist die gute Zeit und die bessere Kraft vergeudet. Dergleichen zu sehen, erfüllt den Kunst- und Menschenfreund mit Wehmuth. Vieles kommt dazu, die Verflachung zu befördern, denn die allgemeine Auflösung aller Stücke, ja das allmählige Verschwinden des Unterschieds zwischen den Nationen verwischt nicht minder die mannichfaltigen Eigenthümlichkeiten der Individuen. Wahrlich man könnte jetzt durch einen Zauberschlag von Petersburg nach Lissabon versetzt werden, ohne auf den ersten Augenblick die Veränderung des Ortes zu bemerken. Um so mehr wird aber der Genius des Künstlers in Thätigkeit seyn müssen, so vieles zu ersetzen: Der wahre ist immer ein Dichter, und ein Freischaffender.

Am Schluß noch ein Wort von dem unbekannten Kritiker in einem hiesigen Blatte. Er hatte einen Unfall, der viel zu possirlich ist, um nicht zur Lust des Lesers bekannter zu werden, als das Blatt ihn machen kann. Er fing — was man so sagt von Adam an, um über das Wolf'sche Gastspiel recht gründlich zu seyn, und das Nonum prematur in annum bei weitem übertreffend, waren seine Beobachtungen und Ansichten auf 24 jährige Bekanntschaft mit diesen Künstlern gebaut; er versicherte, die Bemerkungen, welche er damals über sie gemacht, da sie, eben vor 24 Jahren, als Mitglieder einer Medoxischen Gesellschaft auf dem hiesigen Theater am Linkeschen Bade gespielt hätten, sollten zur Grundlage seiner jetzigen dienen. Und siehe, da fand sich ein Berichtiger (Graf Friedrich Kalckreuth) und bewies ihm: seine Medoxischen 24 jährigen Wolffschen Künstler wären ganz andere Personen. Der Kritiker in der Klemme, that, wie ein solcher zu thun pflegt, er gestand, daß er sich geirrt, und erbat sich nun von einem Unterrichteten biographische Notizen über die jetzigen Wolfs. Was sagen Sie dazu? er hatte Ihr Conversations-Lexicon vergessen! welche Sünde für einen Kritiker! Aber der erste Berichtiger übernahm die zweite Mühe, ihn mit Bemerkung der Seitenzahl, auf den Artikel Pius Alexander Wolff zu verweisen. Schade ist es, daß ich hier nicht in das Detail des Raisonnements dieses Kritikers eingehen kann. Sein Höchstes ist das Seconda'sche Theater zu Opitz Zeit, von welcher Blüthen-Periode wir hier in Dresden noch allerhand merkwürdige Trümmer besitzen, die schwerlich alterthümlichen Werth, es sey denn der Warnung, erlangen dürften, — — doch — jam satis! wie konnten diesem gründlichen Beobachter Wolfs gefallen!

Da ich einmal von Künstlern spreche, so darf ich die längst bekannte und geachtete Maaß nicht übergehen, welche hier drei Gastrollen gab. Donna Diana, Stille Wasser sind tief, und Das letzte Mittel. Aus einer Schule mit Wolfs hervorgegangen, steht sie mit ihnen wesentlich wohl auf Einer Kunsthöhe, wenn ihr Talent und ihre Ausbildung sie gleich sehr bedeutend und eigenthümlich von jenen unterscheidet. Eine mehr denkende und mehr bedächtige Künstlerin habe ich nie gesehn. Sie geht einen so ruhigen und festen Gang, daß diese Sicherheit dem beifälligen Zuschauer wohl thut und den etwanigen Unwillen des Mißfälligen langsam überwindet und zum lautesten Enthusiasmus umwandelt. Man hat in vielen Blättern von ihr gesagt, sie habe die französische Manier angenommen und wolle sie durch ihre Darstellungen verbessern. Es ist keineswegs der Fall; Nicht daß sie nicht manches von den Franzosen gelernt haben kann (schon in sicherm Memoriren haben sie viel voraus); aber das eigentliche Wesen des französischen Theaters beruht auf lauter Convention — und muß deshalb von uns, die wir Wahrheit fordern, himmelweit verschieden bleiben; und dies hat Mlle. Maaß ohne Zweifel eingesehen. Diese Künstlerin besaß, und besitzt zum Theil noch jetzt ein Organ, dessen Lieblichkeit nicht zu übertreffen war; sie vermochte damit alle Accorde des Gemüthes anzuschlagen. Sie wirkte damit wieder, und als sie in ihrem wohlbenehmenden Spiele aus der ihr eignen Ruhe allmählig von der Handlung zu größerer Lebendigkeit angeregt wurde, so war das kalte Publicum unvermerkt, und vielleicht überrascht, bis zum Enthusiasmus fortgerissen. Ihre Darstellungen waren immer höchst consequent und in sich wahr und geschlossen; in der Donna Diana aber hatte sie Momente, welche wie mit elektrischen Schlägen das Entzücken hervorriefen. Man vernimmt mit Vergnügen, daß diese Künstlerin nach mehrjährigem Ruhme und fortdaurendem Gastspiele in Deutschland, sich neuerlich für ein Engagement nach Darmstadt entschlossen habe; für jede Bühne, welcher Kunst das Höchste ist, muß sie von hohem Werth seyn. Leben sie wohl!

20.

Nordamericanische Journalistik.

The North American Review Oct. 1821.

(Beschluß aus No. 145.)

Ein originales americanisches philosophisches Werk: An Essay concerning the Free Agency of Man, or the Powers and Faculties of the Human Mind, the Decrees of God, Moral Obligation, Natural Law, and Morality. Montpellier (in Vermont) 1820. 215 S. 12. wird (Art. VII.) so kurz abgefertigt, daß wir unsern Lesern von dem Stande des philosophischen Studiums in America daraus wenig berichten können.

Ein Roman (Valerius, a Roman Story. Edinburgh 1821. III. 12.) welcher den Stoff des folgenden Artikels ausmacht, ist, wenn wir nicht irren, auch in Deutschland schon bekannt. Die Kritiker ereifern sich bei dieser Gelegenheit etwas über die neue Gattung historischer Romane, welche Walter Scott (oder Jonathan Scott) auch bei uns so beliebt gemacht hat, und zu denen auch Valerius gehört. Anfang und Ende der Geschichte sind nach Britannien verlegt. Valerius ist der Sohn eines Römers, der eine Brittin geheirathet hat; er erlebt mancherlei Abenteuer in Rom zu den Zeiten des Kaisers Trajan und rettet sich endlich mit einer geliebten Römerin wieder nach Britannien. Schilderung der römischen Sitten jener Zeiten und mancherlei historische Züge machen den Grundstoff des Romans aus; ob aber der eigentliche Zauber der Scottischen Dichtungen, die große Wahrheit aller Theile des Gemähldes sowohl der Naturschilderungen, als der Sitten und Charakterzeichnungen in gleichem Maße in ihm wohnt — das läßt sich freilich aus einer bloßen Anzeige und aus ein Paar ausgehobenen Stellen nicht erkennen. Doch ist uns vorgekommen, als wenn die arme Betrügerin Pona, eine römische Zauberin, nur ein sehr schwaches Nachbild der furchtbaren Norna aus dem Piraten sey. Mit der historischen Grundlage der Romane dürfte es übrigens fast eben so gehen, als mit dem Costüm und den Decorationen der Theater. Auch in der Dichtung soll Wahrheit seyn, und der Geschmack wird auch in diesen Nebendingen immer strenger. Leben und Harmonie des Romans fordert einen bestimmten Boden, bestimmte Zeiten und Uebereinstimmung der handelnden Charaktere mit ihrer Umgebungen, wozu die Geschichte den reichsten Stoff liefert.

Der Uebergang von diesen Gefilden der Dichtung zu den rauhen Steppen der Criminaljustiz ist freilich etwas grell,

obwohl im Valerius Gerichtshöfe und Strafen auch eine wichtige Stelle einnehmen. Hier werden wir, bei Gelegenheit einer kleinen Schrift über die Besserungs- und Straf-Anstalten in Massachusets: (State Prisons and the Penitentiary System vindicated with observations on managing and conducting these institutions drawn principally from experience. Also some particular remarks and documents relating to the Massachusets State prison, by an officer of this establishment at Charlestown. Charlestown 1821. 63 S.) zu einem der Puncte geführt, in welchem die Gesetzgebung Americas am meisten von der Englischen abweicht. Es ist bekannt, welche übertriebene Härte die englischen Criminalgesetze auszeichnet, wie viel geringe Vergehen mit dem Tode bestraft werden, und wie unvollkommen diese Grausamkeit der Gesetze durch die Verwaltung, durch Unterlassung der Anzeigen, durch gesetzwidrige Lossprechungen der Geschwornen, und endlich durch das Begnadigungsrecht des Königs gemildert wird. Es ist immer keine Gerechtigkeit darin, wenn von 10, die sich des Ausgebens falscher Banknoten schuldig gemacht haben, vielleicht 6 durch die Begünstigung der Bankdirectoren mit einer geringern Anklage (auf den Besitz falscher Noten, worauf nur Transportation steht) durchkommen, 4 aber zum Tode verurtheilt und davon wieder nur 1 hingerichtet, 3 aber mit Transportation begnadigt werden. Es ist ein arger Mißbrauch, wenn harte Gesetze, wie das, welches die Todesstrafe auf das Abhauen eines Baumes setzt, Generationen hindurch außer Gebrauch sind, weil entweder Niemand darauf eine Anklage gründet, oder die Geschwornen stets freisprechen, oder der König begnadigt, und dann plötzlich, wenn andere (politische) Gründe hinzukommen, zum großen Schrecken der Ankläger und Geschwornen auf das strengste vollzogen werden. Alle Bemühungen der ausgezeichnetesten Rechtsgelehrten, hauptsächlich des berühmten Sir Sam. Romilly, haben nur einen sehr kleinen Anfang zu einer so höchst nothwendigen Reform bewirken können, und in der neuesten Zeit ist noch weniger zu hoffen, weil man glaubt, jene Schrecken gegen das aufgeregte Volk nicht entbehren zu können. Ein angesehener Gelehrter, Friedensrichter in Middlesex und Westminster, und J. T. Barber Beaumont hat sogar kürzlich eine Schrift geschrieben, um die Nothwendigkeit härterer Strafen darzuthun. Er will bei verschiedenen Verbrechen die Todesstrafe durch vorangehende Entmannung und Abhauen der Hand bestraft wissen, vorzügliche Liebhaberei aber hat er dem Brandmarken gewidmet, welche er fast in allen Straffällen anwenden möchte.

Daher war eine mildere Strafgesetzgebung gleich von Anfang eine der vorzüglichsten Angelegenheiten des ehrwürdigen Will. Penn. Er gab seiner Colonie ein Gesetzbuch, in welchem die Todesstrafe, mit alleiniger Ausnahme des überlegten Mords, abgeschafft war. Zwar wurden alle seine Gesetze von der englischen Regierung (unter der Königin Anna) für nichtig erklärt, jedoch fuhr die Colonie noch geraume Zeit fort, sich darnach zu richten. Noch während des Freiheitskrieges fingen einzelne Provinzen an, die Criminalgesetze zu verbessern, und nach dem Frieden hat, wie es scheint, jeder Staat eine besondere Gesetzgebung erhalten, welche sehr große Verschiedenheiten unter einander darbieten. (Ein großes Gebrechen der americanischen Verfassung ist es, daß kein Staat die außerhalb seines Gebietes, obgleich im Gebiete der Föderation, begangenen Verbrechen bestraft.) Das Gesetzbuch von Massachusets hält zwischen beiden Extremen die Mitte, nach demselben steht die Todesstrafe auf fünf Verbrechen, auf Hochverrath, Mord, Nothzucht, Diebstahl mit Waffen, oder persönlicher Mishandlung und Brandstiftung in einem bewohnten Hause zur Nachtzeit. Die übrigen Staaten haben meistens entweder die englischen Gesetze im Ganzen beibehalten, oder Penn's Grundsätze angenommen. Aber die Hauptsache ist die Bemühung, die Verbrecher nicht blos zu strafen, sondern zu bessern, und zu diesem Zwecke wird unter dem Besserungshause (Penitentiary) und dem eigentlichen Strafgefängnisse (State prison) unterschieden, eine Absonderung, welche auch in unsern deutschen neuern Criminalgesetzgebungen zum Grunde liegt. Das Besserungshaus von Philadelphia, welches im J. 1790 eingerichtet wurde, ist häufig als Muster dieser Art von Anstalten betrachtet und beschrieben worden (S. Spangenberg, über die sittliche und bürgerliche Besserung der Verbrecher u. s. w. 1821 frei nach Roscoes Observations on penal Jurisprudence 1819.) Ein ähnliches ist zu Neu-York im J. 1796 angelegt worden, und seitdem sind mehrere Staaten diesem Beispiel gefolgt. (Roscoe und mit ihm Spangenberg verwechseln aber das Besserungshaus und das Staatsgefängniß.) Allein das System, durch strenge Ordnung, harte Arbeit und Unterricht in nützlichen Arbeiten, so wie in Moral und Religion die Sträflinge zu arbeitsamen und redlichen Menschen umzuschaffen, ist doch auch in America noch weit von einer vollständigen Ausführung entfernt, und dabei neuerdings wieder sehr bestritten worden. Die ersten Anlagen waren überall zu klein, und die zunehmende Zahl der Sträflinge machte es unmöglich, die innere, zu jenem Zweck führende Einrichtung durchzusetzen, deren erste Bedingung Raum ist. Daher können auch die bisherigen Erfahrungen nicht gegen das sogenannte Pönitentiarsystem angeführt werden, wohl aber sind allerdings die entgegengesetzten Beispiele von Menschen, welche, durch Leichtsinn, Noth und andere zufällige äußere Ursachen zu einem Verbrechen hingerissen, in der Anstalt aber wirklich zur Ordnung, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit gewöhnt wurden, allerdings geeignet, dasselbe zu rechtfertigen. Ein Hauptgrund, welchen man dagegen anführt, ist die Kostbarkeit, welcher aber sich von selbst widerlegt, wenn man die Nützlichkeit dieser Staatsanstalt mit andern vergleicht, für welche die größten Anstrengungen der Staaten gemacht werden. Auch ist die Bemerkung sehr richtig, daß die unmittelbaren Kosten einer Hinrichtung, verbunden mit dem Verlust, welchen ein arbeitsloser Tag der gaffenden Menge dem Nationaleinkommen verursacht, mehr als hinreichend sind, den Verurtheilten lebenslang zu unterhalten. Aber der entscheidende Grund für eine solche, zur Besserung hinleitende Einrichtung der Strafanstalten wird immer der seyn, daß man ohne dieselbe vernünftigerweise gar nicht zu zeitlichen Freiheitsstrafen kommen kann, die seltenen Fälle abgerechnet, wo die Strafe wohlhabende Leute trifft. In andern Fällen ist die Verurtheilung zu einer Zuchthausstrafe auf die kürzeste Zeit zugleich eine Verurtheilung zur Infamie und Nahrungslosigkeit, deren unvermeidliche Folgen neue Vergehungen sind. Es muß also, wenn der Staat nicht etwas ganz Widersinniges thun soll, bei jenen ersten temporären Bestrafungen eine solche Einrichtung getroffen werden, welche das Vorurtheil gegen die entlassenen Gefangenen aufhebt, und diese kann doch keine andere seyn, als eine solche, welche den Vorstehern ein Zeugniß über die wirkliche Besserung der Sträflinge möglich macht. Damit hängt aber sehr zusammen, daß die Leitung der Strafanstalten nicht blos einem von der Regierung gesetztem Beamten, sondern, wie es bei den americanischen Pönitentiarien der Fall ist, einem Ausschusse achtbarer Bürger der Stadt anvertraut ist.

Der X. Artikel ist einem geographischen Werke gewidmet: A geographical and commercical View of Northern Central Africa; containing a particular account of the course and termination of the great river Niger in the Atlantic Ocean. By *J. M' Queen*. Edinburgh. 1821. 288 S. 8. Der XI. Art. ist dem bekannten Briefe v. Lord Byron über Pope's Leben und Schriften, welcher gegen den neuesten Herausgeber von Pope's Werken Hr. W. C. Bowles und dessen Grundsätze über die Dichtkunst gerichtet ist, gewidmet. Uns scheint es eine sehr müßige Frage

zu seyn, ob die Natur, wie Hr. Bowles behauptet, oder die Kunst, wie Lord Byron angibt, poetischere Bilder liefert. Endlich Artikel XII. ist eine hebräische Grammatik, herausgegeben von Mos. Stuart, Professor bei dem theologischen Seminar zu Andover in Massachusets. Es scheint nichts, als eine Uebersetzung von unsers Gesenius hebräischer Grammatik zu seyn. Die Herausgeber äußern die Hoffnung, daß das Studium der hebräischen Sprache unter den nordamericanischen Theologen nicht mehr, wie bisher, zu den Seltenheiten gehören werde.

Den Beschluß macht eine Rede über die americanische Literatur, gehalten von John Gray im August 1821 von der Phi-Beta-Kappa-Gesellschaft zu Cambridge. Allgemeine Declamation über das Aufblühen derselben. Das gewöhnliche Verzeichniß neuer Schriften von den letzten drei Monaten enthält, nach der Classification der Herausgeber, 3 biographische, 7 Schulbücher, 8 historische, 6 juristische, 2 medicinische, 18 vermischten Inhalts, 8 poetische, 16 theologische und ascetische, 2 Reisen, Nachdrücke englischer Werke. Möchte doch diese Armuth uns von unserm Reichthume einen Theil abnehmen.

49.

Der Einsiedler vom Schreckensberg. Nach dem Französischen von K. v. K. 2 Theile. Basel, bei Schweighäuser.

Denkt man sich ein Gemisch von unnatürlichen Begebenheiten, die nur einem überaus genügsamen Geschmack zusagen, eine sehr prosaische Einbildungskraft spannen können, und eine Fluth von süßlichen Redensarten und falschen Pathos, und man hat den Inbegriff des Buchs, das vermuthlich romantisch seyn sollte, aber blos romanhaft geworden ist, aufgefaßt. Schon daraus läßt sich entnehmen, daß man weder was Erfindung, noch was Styl betrifft, ein Meisterwerk vor sich habe; aber es hätte sich doch noch so weg lesen lassen, wenn nicht dem Verf. die Lust angewandelt wäre, die abenteuerliche Geschichte poetisch auszuschmükken, welcher unselige Gedanke keinen phantasievollen Flug, sondern blos ein Abmühen nach Bildern und wässerigen Schwulst erzeugt hat, die Dünste eines leeren Gehirns, die Geschwollenheit eines kranken Körpers. Die Metaphern sind aus lauter Bestreben, sich gesucht und absonderlich auszudrücken, öfters ohne Sinn. So wird die untergehende Sonne mit einer Sichel verglichen. So klammert sich die weiße Epheublüthe (nicht die Ranke) an die junge Ulme des Thals. Das schlimmste Uebel für den Leser ist jedoch die Gelahrtheit des Verfassers. Die mythologischen Anspielungen sind ohne Ende. Ist ein Mädchen hübsch, „so hätte sie an den Ufern des Skamanders an Paris Geliebte erinnert; in Thessaliens Gefilden hätte Apollo seine Daphne in ihr wieder gefunden; unter Arcadiens Himmelsstrichen hätte Alpheus sie für seine Arethuse gehalten.“ — Um die anmuthige Frühlingszeit zu bezeichnen, muß „Flora in ihrem Wohlgerüche verbreitenden, von Zephiren gezogenen Wagen aus der jungfräulichen Urne himmlische Gaben über Helvetien ausschütten.“ — Manchmal sind die Anspielungen so gelehrt, daß man sie gar nicht versteht, was z. B. mit der vor Priamos Sohn fliehenden Hesperide der Fall seyn möchte.

Die Geschichte ist, trotz allen Verwickelungen, mit wenig Worten hinzustellen. Clodine, die verwaiste Tochter eines Grafen v. St. Maur, wird von ihrem Oheim Herstalt in der Einsamkeit eines in den burgundischen Kriegen unter Karl dem Kühnen verödeten Klosters erzogen. Sie wurde von ihrem Oheim gelehrt, jenen Herzog, der sein ganzes Familienglück zertrümmerte, als ein Ungeheuer zu betrachten. Clodinens Schönheit und Anmuth zog, auch in der Entfernung vom Weltgetümmel, die Aufmerksamkeit auf sich; ehrenwerthe Freier stellten sich ein, aber selbst der vom Oheim begünstigte Graf v. Normburg wird abgewiesen, weil sie schon insgeheim den Einsiedler vom Schreckensberg liebt. Dieser Wundermann, der die unglaublichsten Thaten vollbringt, an den verborgensten Orten im rechten Augenblick, wo die Noth aufs höchste sich steigerte, eingreift, scheint mit übernatürlichen Kräften begabt: die Thalbewohner fürchten ihn und beten ihn an. Bald erfährt man, daß es ein Büßender ist, und ahnet wohl auch, wer er sey. Herstalt erkennt und flucht ihm sterbend. Das hindert jedoch Clodinens Liebe zu ihm nicht; er befreit sie aus der Gewalt einer arglistigen Verwandtin und eines boshaften Entführers (denn die gewöhnlichen Romaningredienzien, Entführungen, Schlachtscenen, Mord und Todschlag u. s. w. sind im reichen Uebermaß vorhanden), und ist im Begriff, sich mit ihr zu vermählen, als ein eifernder, obgleich frommer und herzensguter Priester (die einzige Gestalt, die einen Charakter hat), den todtgeglaubten Herzog von Burgund in ihm erkennt, ihn vom Altar verweist, und dadurch seine bis zum Tod erschreckte und betrübte Braut in ein frühes Grab stürzt. Der Herzog stirbt ihr an einem gebrochenen Herzen bald nach, und der großmüthig empfindsame Normburg endet als Einsiedler.

In der Selbstbiographie Karls des Kühnen häufen sich Unwahrscheinlichkeiten auf Unwahrscheinlichkeiten, aber dennoch hat sie Vorzüge vor den Gesprächen der übrigen Personen und der Diction des Verfs., wenn er blos erzählt, indem der burgundische Held die Metapher und mythologische Gelehrsamkeit nicht so sehr liebt, wie alle andere. Es ist denn auch so etwas gesagt, wie es ihm möglich ward, in seiner Abgeschiedenheit die geheimsten Gedanken der lotharingischen und helvetischen Edlen und Herrn zu erfahren, mächtig dagegen zu wirken und zum Schutz der Nothleidenden und der bedrängten Unschuld immer in dem entscheidenden Augenblick aufzutreten, sich Thor und Riegel zu öffnen, in die verborgensten Räume einzudringen und wunderbarlich das Laster zu schrecken; aber das Gesagte ist nur ein blendendes Schlaglicht, das, indem es einzelne Gegenstände mit seinem Strahl streift, die Umrisse verwirrt und die Finsterniß des Ganzen nur noch dunkler, die Gestalten unbestimmter, unrichtiger erscheinen läßt. Karl der Kühne wird von vielen, Gut- und Uebelgesinnten, erkannt; aber keiner denkt daran, ihn wieder auf den Thron zu setzen oder sein Daseyn zu verrathen! — Dem Dichter sind große Freiheiten gestattet, die er sich wider die Wirklichkeit geschichtlicher Ereignisse erlauben darf; aber dagegen begehrt man auch, daß sein Werk ein Gedicht sey; daß die Charaktere, wenn auch nicht dem getreu, was die Geschichte uns davon überlieferte, doch in sich selbst gerundet und vollendet und von idealischer Wahrheit seyen. Die in diesem Roman auftretenden Personen sind weder in der Wirklichkeit, noch in der Poesie heimisch, weshalb es denn auch räthlicher gewesen wäre, sie nicht auf geschichtlichen Grund und Boden zu versetzen und ihnen gekannte Namen unterzulegen, sondern sie in einem beliebigen Roman Utopien, ihrem eigentlichen Vaterland, ihren leeren Bombast (der mit den Euphemismen, die eine Zeitlang den Geschmack am Hofe der Königin Elisabeth von England verdarben, viel Aehnlichkeit hat) abhaspeln zu lassen.

Dem Uebersetzer wäre freundschaftlichst zu rathen, bei Uebertragung ähnlicher Werke dafür zu sorgen, auch seinen Autor zu verbessern, d. h. ihn beträchtlich abzukürzen.

19.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XV. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

So eben ist erschienen:

Das Vaterunser,
in Begleitung
von Evangelien und uralten christlichen Chorälen,
wie solches in der
Weimarischen Sonntagsschule
mit den Kindern gesungen, durchsprochen und gelebt wird.

8 Bogen Text, mit 13 Noten-, 9 Kupfertafeln und einem in Kupfer gestochenen Umschlag.

Zum Besten eines von den Kindern selbst zu erbauenden Bet- und Schulhauses
herausgegeben
von
Johannes Falk.

Preis bis Neujahr 1823 1 Thlr. sächs. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.; illuminirte Exemplare auf feinem Papier im Futteral mit vergoldetem Schnitt das Stück 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. rhein.

Die Gespräche des Hausvaters mit den Kindern über die sieben Bitten, sind wirklich erlebte Geschichten. Der Zweck des Herausgebers ist: dem Volk das Christenthum erleben zu lassen. Vierzehn Knaben haben unter Aufsicht eines alten Maurer- und Zimmermannsgesellen den Bau des Hauses seit Neujahr wirklich angefangen. Es geht damit fröhlich von Statten. Dieser Bau selbst kann für eine Frage an die ewigliebende Vorsehung gelten. Sie wird sie gewiß nicht unbeantwortet lassen. Dank allen Edeln, die den Geist dieser Unternehmung verstanden! — Das Subscribentenverzeichniß enthält zugleich die abgelegte, mit gewissenhafter Sorgfalt abgefaßte Berechnung. Die Einsicht in die Hauptacten steht jedermann frei. „Nur unter Gottes und dem treuen Beistand der Edeln und Frommen unsers Volks — das muß jedem, der diese Bilanze, wenn auch nur mit flüchtigem Auge, durchläuft, auf der Stelle einleuchten" — (so heißt es Seite xxx im Pränumerantenverzeichniß) — „kann dieses muthig in seinem Namen angefangene Werk gedeihen und auch in andern Gegenden unsers Vaterlandes reifen und gesegnete Früchte tragen. Ich will darum alles nur mit ein Paar Worten zusammenfassen! Der Herr segne die Kinder meines Volks aus allen Ständen! O ihr Väter, ihr Mütter, ihr Schwestern, ihr Brüder gebt ihnen dieses Büchlein, diese Jammerchronik der Zeit, die zugleich die unsere ist, als Neujahrsgeschenk in die Hände, damit sie ihr unverdientes Glück, im Besitz so vieler Güter des Friedens, erkennen, schätzen, und Gott lieben und fürchten lernen."

Bei Unterzeichnetem sind stets Exemplare des Vaterunsers vorräthig und zu den bemerkten Preisen durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, den 29sten Mai 1822.

F. A. Brockhaus.

Uebersetzungsanzeige.
Zur Vermeidung von Collisionen.

Von des spanischen Akademikers *Don Martinez Marina* Teoria de los Cortes, o grandes Juntas nacionales de los Reynos Leon y Castilla e Madrid 1813, 3 Bände, welche, in Deutschland zur Zeit noch beinahe völlig unbekannt, bis jetzt die erste, vollständige, urkundliche Geschichte der spanischen Staatsverfassung und Cortes liefert und so eben zu Paris in einer französischen Uebersetzung erscheint, wird eine deutsche Bearbeitung durch einen bekannten Gelehrten besorgt, und der erste Band in einigen Monaten in einer der vorzüglichsten Buchhandlungen erscheinen.

Im Mai 1822.

Bei Friedrich Volke, Buchhändler in Wien, sind vollständig zu haben:

Opere
di
Pietro Metastasio.

20 vol. In 12. Mantova 1816—1820.

25 Thlr.

„Italien," sagt der gelehrte und vortreffliche Geschichtschreiber und Verfasser der Literatur des südlichen Europas, Herr Simonde de Sismondi, „war während eines und eines halben Jahrhunderts alles literarischen Glanzes beraubt gewesen; die Natur schien es durch Metastasio entschädigen zu wollen, und mit vollem Recht; denn keiner seiner Schriftsteller vielleicht ist vollständiger ein Dichter gewesen, keiner vielleicht hat eine größere Beweglichkeit der Phantasie, eine größere Zartheit der Empfindungen mit einem größern Reiz der Sprache vereinigt; keiner vielleicht ist schon durch seinen Styl ein anmuthigerer Maler und ein dem Ohre schmeichelnderer Musiker gewesen. Der Dichter der Oper wollte er sein, und ist er gewesen, und in dieser Laufbahn hat er alles übertroffen, was seine eigene Nation, alles was irgend eine andere Nation noch so Ausgezeichneres hervorgebracht hat. Er erkannte und umfaßte mit Genauigkeit die Natur der Bühne, der er sich und sein Talent widmete, und in einer Gattung, in der vielleicht kein anderer Dichter einen wahren Ruhm erworben hat, brachte er die nationalsten Dichtungen hervor, welche Italien besitzt, die, welche dem Gedächtniß des ganzen Volkes am tiefsten eingeprägt sind. Metastasio bestimmte mit fester Hand die der Oper eigenthümlichen Gesetze, gab fast allen seinen Stücken eine glückliche Entwickelung, er vereinigte mittelst einer bewundernswürdigen Kunst die Natürlichkeit des Ausdrucks mit aller Erhabenheit, allem Reichthum der lyrischen Poesie; er wußte in den Worten, in der Sprache eine entzückende Harmonie zu finden, welche treu zu erhalten Pergolesi's herrlichste Accorde sich begnügen mußten. Er ist ohne Muster in dieser Laufbahn und ohne Nachahmer ge-

blieben; denn, welche ernsthafte Opern auch dem Compositeur geliefert und dem Publicum dargeboten werden, so läßt sich keine einzige lesen; kein einziger Schriftsteller hat in dieser Gattung, welche dem Metastasio eine Stelle unter den größten Dichtern verschafft hat, nur einigen Ruf erworben. — Es ist nicht die dramatische Vollkommenheit allein, der das Publicum huldigt; es herrscht in ihm eine Zartheit, eine zauberische Weichheit, die es eben so sicher fesseln wie die Kunst, ihm die Begebenheiten und Leidenschaften des menschlichen Lebens vor Augen zu bringen. — Aber auch seine lyrischen Poesien, seine Canzonetten, seine Cantaten würden hingereicht haben, den Ruhm eines andern Dichters auszumachen; hier ist dieselbe Harmonie der Sprache wie in seinen Arietten, dieselbe Wahrheit in den Schilderungen, dieselbe Zartheit in den Empfindungen, dieselbe zauberische Weichheit im Versbau. Seine Prosa ist rein und gut geschrieben, davon überzeugen uns unter andern seine Briefe u. s. w. Uebrigens ist Metastasio der leichteste von allen italienischen Dichtern, und mit ihm kann jeder anfangen, die Classiker zu lesen und aus seiner Quelle das Vergnügen des poetischen Wohllauts zu schöpfen."

Was nun die oben angezeigte Ausgabe dieses großen italienischen Dichters in 20 Bänden betrifft, so können wir mit Recht versichern, daß sie nicht nur äußerst gefällig und bequem ist, denn sie hat Duodez-Format, sondern ganz vorzüglich correct, und mit einer Schönheit und mit typographischem Glanze ausgestattet, die nichts zu wünschen übrig lassen; ein wohlgetroffenes Portrait des Metastasio ziert den ersten Theil und 42 niedliche Kupferstiche finden sich in den übrigen Bänden; außerdem trifft man in dieser Ausgabe alles was in Italien und anderwärts von ihm erschien; sie ist also die vollständigste, und noch überdies mit dem Leben und der Würdigung seines Verdienstes durch den geehrten Herrn Angelo Fabroni geschmückt.

Anzeige
für die
Pränumeranten auf die wohlfeile Taschenausgabe
von
Schiller's Werken
in 18 Bänden.

Zu dieser Ausgabe erscheint in meinem Verlage eine Sammlung von 18 Kupfern, bearbeitet von guten Künstlern, deren jedes einem Band derselben angehört.

Die sehr billige Pränumeration auf sämmtliche 18 Kupfer ist ein Thaler acht Groschen sächs. oder zwei Gulden, vier und zwanzig Kreuzer rhein.

Jede Buchhandlung nimmt darauf Pränumeration an, und die Sammlung wird lieferungsweise ausgegeben werden, so wie das Werk selbst nach und nach bei Herrn Cotta die Presse verläßt.

Gerhard Fleischer,
Buchhändler in Leipzig.

Die deutschen Befreiungskriege von 1813, 1814, 1815, von Friedrich Kohlrausch. Vierte sehr vermehrte Auflage. Groß Octav. 6 Gr.

Die Kunde des Geschehenen, meint der Verfasser, müsse der feste Boden sein, auf welchem die bessere Zukunft fuße, und wenn ein jeder Schüler während seiner Schulzeit jährlich auch nur einmal das große Bild mit lebendiger Theilnahme in sich aufnehme, so werde er einen reichen Schatz der Erinnerung für sein ganzes Leben aus der Schule mit sich tragen. Und, setzen wir hinzu, wird dieser Zweck so viel eher und vollkommner erreicht werden, wenn der lehrbegierige Jüngling ein Buch der Geschichte in die Hände bekommt, welches ihn mit solcher natürlichen Herzlichkeit in einer so faßlichen, begeisterten und doch vom Schwülstigen entfernten Sprache, wie das gegenwärtige, mit den Ereignissen bekannt macht, welche seinem, dem deutschen Volke wieder die verlorene Selbständigkeit verschafften, und durch die es mit seiner großen moralischen Kraft bekannt wurde. Er wird das Vaterland über alles lieb gewinnen, und die erzählten Beispiele werden ihn mit Bewunderung und Begeisterung für die Nachahmung zu ähnlichen erfüllen.

In unserm Verlage ist erschienen:

Stuhr, P. F., Deutschland und der Gottesfriede. Sendschreiben an J. Görres gegen seine letzte Schrift mit Auszügen aus derselben. Gr. 8. 1820. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine nüchterne Beleuchtung der berüchtigten Schrift: Deutschland und die Revolution. Worte des Friedens und der Eintracht zwischen Fürsten und Volk, welche jeden Leser ansprechen werden, der nicht dem Ultraliberalismus huldigt, und jede äußere Empfehlung überflüssig machen.

Berlin, im Mai 1822.

Maurer'sche Buchhandlung.

So eben ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Das Herrmannsbad bei Lausigk,
in bemerkenswerthen Rücksichten beschrieben
vom
Prof. Friedrich Pohl.

Gr. 12. Sauber geheftet. 14 Gr.

Die Wichtigkeit des vielseitig behandelten Gegenstandes in der beliebten Schreibart des Herrn Verfassers überhebt mich einer besondern Empfehlung.

Leipzig, den 25sten Mai 1822.

A. Wienbrack.

So eben wird fertig:

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Zweites Stück für das Jahr 1822. (Nr. XIV der ganzen Folge.) Gr. 8. Geh. 384 Seiten. Preis des Jahrgangs von 4 Stücken (im Ganzen 100 Bogen engen Drucks) 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Die Jahrgänge 1819 und 1820 kosten nebst den Repertorien 9 Thlr. und 8 Thlr. 16 Gr.; Jahrg. 1821 kostet 10 Thlr. und das Repertorium dazu wird im Juni ausgegeben. — Nr. XV erscheint im September.

Inhalt von Nr. XIV.

I. Dräseke's Tetralogie.
1) Christus an das Geschlecht dieser Zeit.
2) Die Gottesstadt und die Löwengrube.
3) Der Fürst des Lebens und sein neues Reich.
4) Die höchsten Entwickelungen des Gottesreichs auf Erden.

II. Ariost's rasender Roland und dessen deutsche Uebersetzungen von Gries und von Streckfuß. Von Wilhelm Müller.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XVI. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,
welche in der ersten Hälfte des Jahres 1822
bei
F. A. Brockhaus
in Leipzig
wirklich fertig geworden und zu den dabei bemerkten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind:

1. Allgemeine medicinische Annalen des neunzehnten Jahrhunderts auf das Jahr 1822, oder: Kritische Annalen der Medicin als Wissenschaft und als Kunst vom dritten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts an. Herausgegeben von Dr. Johann Friedrich Pierer und Dr. Ludwig Choulant. 4. Preis des Jahrgangs in 12 Monatsheften 6 Thlr. 16 Gr.

   Erschienen ist Januar — Juni.

2. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Wilhelm Müller. I. Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. 8. Geh. XXXVI und 220 S. 1 Thlr. 12 Gr.

   Das Ganze dieser Bibliothek wird 8—9 Bändchen, wie dies erste, ausmachen. Bei jedem Dichter ist sein Leben, so wie ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke beigefügt. — Dies erste Bändchen ist auch unter dem Titel zu erhalten:

   Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von Wilhelm Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

3. Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officier. Geschrieben in dem Jahre 1820. 8. Geh. X und 292 S. 1 Thlr. 8 Gr.

4. Briefe von Joseph dem Zweiten, als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. (Bis jetzt ungedruckt.) Zweite, mit einer neuen Einleitung vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Geh. XXVIII und 140 S. 1 Thlr. 8 Gr.

   Die erste Auflage hat sich binnen Jahresfrist vergr'ffen.

5. Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Zweiter Band. 8. Geh. XXIV und 458 S. 2 Thlr. 12 Gr.

   Der 1ste Band dieses Werks erschien im vorigen Jahre und kostet ebenfalls 2 Thlr. 12 Gr.; der 3te Band wird zu Michaelis ausgegeben werden.

6. Casper, Joh. Ludw., Charakteristik der französischen Medicin, mit vergleichenden Hinblicken auf die englische. Mit einem Kupfer. Gr. 8. XXII und 608 S. 3 Thlr.

7. Literarisches Conversations-Blatt für das Jahr 1822. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 300 Nummern mit vielen Beilagen und literarischen Anzeigern 10 Thlr.

   Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich versandt und erschienen ist Januar — Juni oder Nr. 1 — 150.

8. Conversations-Lexicon. Neue Folge oder 11ter und 12ter Band. Erste Lieferung: A — Bombelles. 8. Der Pränumerationspreis des Ganzen, das aus 8 Lieferungen (jede von circa 25 Bogen) bestehen wird, ist No. I. auf Druckp. 4 Thlr. 16 Gr., No. II. auf Schreibp. 6 Thlr. 8 Gr., No. III. auf Median-Druckpap. mit erweiterten Stegen 7 Thlr. 12 Gr., No. IV. ebenso auf feinem französischem Druckpap. 9 Thlr., und No. V. ebenso auf feinem englischen Velinpapier 12 Thlr.

   Die zweite Lieferung (von Bon — Cz) erscheint im Juli.

9. Ebert, Friedrich Adolf, Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Gr. 8. Geh. XVIII und 358 S. 2 Thlr.

10. Ebert, Friedrich Adolf, Allgemeines bibliographisches Lexikon. Zweiten Bandes erste Lieferung, von Maaler bis Newes. Gr. 4. Geh. Der zweite Band vollständig in 6 Lieferungen von 12 Bogen 10 Thlr. auf feinem Druckpap. und 13 Thlr. 8 Gr. auf feinem Schreibpapier.

    Die 2te — 6te Lieferung werden als Rest nachgeliefert und erscheinen davon noch in diesem Jahre die 2te — 4te.

    Der 1ste Band, A — L, nebst dem Verzeichniß der Aldini'schen und Giuntini'schen Drucke, kostet ebenfalls auf feinem Druckpap. 10 Thlr. und auf feinem Schreibp. 13 Thlr. 8 Gr.

11. Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung, von C. Lenning, durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Erster Band. A bis G. Gr. 8. Geh. VIII und 488 Seiten, in gespaltnen Columnen. Auf gutem Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz. Druckpap. 2 Thlr. 20 Gr.

Das Ganze dieser Encyklopädie wird aus 3 Theilen bestehen, deren zweiter noch in diesem Jahre erscheinen wird.

12. Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebürentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltender, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgemeinen Gebürentaxen abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Repertorium. Gr. 8. V und 504 S. 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckpapier und 2 Thlr. auf Schreibpapier.

13. Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Erster Band, enthaltend: I. Philologie, Philosophie und Pädagogik. II. Theologie; bearbeitet von Ernst Gottfried Adolf Böckel. Dritten Bandes, erste Abtheilung, enthaltend: Medicin; bearbeitet von Friedr. Aug. Benj. Puchelt. Gr. 8. Preis des ganzen Werks in 4 Bänden auf gutem Druckp. 12 Thlr., auf Schreibpapier 16 Thlr. und auf Schreibpap. in 4. Format mit veränderten Stegen 24 Thlr.

Das Ganze dieses Handbuchs wird aus 4 Bänden bestehen, und erscheint noch in diesem Jahre der 2te Band vollständig und die zweite Abtheilung des 3ten Bandes. Jede Literatur wird bis auf den Augenblick, wo der letzte Bogen die Presse verläßt, nachgetragen.

Einzeln ist bis jetzt aus diesem Handbuch zu erhalten:

14. Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottf. Adolf Böckel Gr. 8. VI und 589 S. Auf gutem Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr. und auf Schreibpapier in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr.

15. Literatur der Theologie, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottf. Adolf Böckel. Gr. 8. VI und 582 S. Auf gutem Druckp. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr.

16. Literatur der Medicin, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Fried. Aug. Benj. Puchelt. Gr. 8. VIII und 750 S. Auf gutem Druckp. 1 Thlr. 20 Gr., auf Schreibpap. 2 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr. 8 Gr.

17. Gerstäcker, Karl Friedrich Wilhelm, Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften, theils durch eine kurze Theorie, theils und hauptsächlich durch Mittheilung und Zergliederung wirklich bei Gericht eingereichter und größtentheils erfolgreich gewesener, die gewöhnlichsten Verbrechen und Vergehen betreffender Schutzschriften. Zweiter Theil. Gr. 8. LVI und 396 S. 2 Thlr. 6 Gr.

Der 1ste Theil kostet 2 Thlr. 12 Gr.

18. Gervais, L., kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens. In zwei Theilen. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. VI und 338 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Der 1ste Theil kostet ebenfalls 1 Thlr. 16 Gr.

19. Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Jahrgang 1822. Gr. 8. Geh. Preis von 4 Stücken (jedes von 25 Bogen engen Drucks) 10 Thlr.

Erschienen ist das 1ste und 2te Stück (Nr. XIII. XIV).

20. Alphabetisches Repertorium über den Inhalt des Hermes auf das Jahr 1821. Nebst einem alphabetisch geordneten Verzeichniß der beurtheilten Schriften. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

21. Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. XXXII und 449 und 374 S. Erster Theil 2 Thlr. 12 Gr., zweiter Theil 2 Thlr. 6 Gr.

Das Ganze wird aus 4 Theilen bestehen und erscheinen der 3te und 4te Theil noch in diesem Jahre. Jeder Theil enthält 6 bis 7 Stücke, und dem ersten ist noch eine Charakteristik Holberg's vom Uebersetzer beigefügt.

22. Huber, Therese, Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale. In zwei Theilen. 8. Geh. VIII und 308 und 344 S. 3 Thlr. 12 Gr.

23. Hufeland, Staatsrath C. W., Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach E. Darwin, und mit Zusätzen versehen. Eigenthum der Louisenstiftung zu Berlin. Gr. 8. Geh. XIV und 192 S. 18 Gr.

24. Isis von Oken. Jahrgang 1822. 4. Preis von 12 Heften mit vielen Kupfern ist 8 Thlr.

Erschienen ist Januar—Juni.

25. Das erste Buch der Odyssee. Neu übersetzt. Probeschrift von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 8. Geh. 32 S. 4 Gr.

26. Lucchesini, Marchese, Historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen von B. J. F. von Halem. Zweiter Theil: Wirkungen des Rheinbundes. Erster Band. Gr. 8. VIII und 360 S. 2 Thlr.

Der erste Theil: Ursachen des Rheinbundes, erschien im vorigen Jahre und kostet 2 Thlr. 8 Gr.

27. Reisen der Lady Morgan. II. Italien. Zweiter Theil. 8. Geh. 416 S. 2 Thlr. 8 Gr.

Das Ganze dieser Reise durch Italien wird aus 4 Theilen bestehen, deren dritter noch in diesem Jahre die Presse verlassen wird. Der erste Theil erschien im vorigen Jahr und kostet ebenfalls 2 Thlr. 8 Gr. Die Reise derselben Verfasserin durch Frankreich in 2 Theilen kostet 3 Thlr. 12 Gr.

28. Martens, Charles Baron de, Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. Gr. 8. 620 S. Auf gewöhnlichen franz. Druckp. 2 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz. Druckp., geh., 3 Thlr. 8 Gr., auf feinem Schreibp. 3 Thlr. 12 Gr.

29. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch Martin Michel, Bauer von Wittighausen, und durch Se. Hochwürden und Durchlaucht den Herrn Domherrn, Vicariatsrath und Prinzen Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Beleuchtungen des Wunderbaren und des Wunderbeweises überhaupt. Mit Hohenlohe's Bildniß. Gr. 8. Geh. VIII und 344 S. 1 Thlr. 12 Gr. Hohenlohe's Bildniß besonders 6 Gr.

30. Schulze, Ernst, Sämmtliche poetische Werke. Neue Ausgabe mit sechszehn Kupfern. 4 Theile. XVIII und 378, VIII und 367, VIII und 320, VIII und 350 S. Nr. 1., auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8., 6 Thlr.; Nr. 2., auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 8 Thlr.; Nr. 3, auf besserem Papiere, mit K., geh., 8., 10 Thlr.; Nr. 4, auf feinem franz. Velinpapier, mit K., cartonnirt, gr. 8., 12 Thlr.; Nr. 5, auf extra feinem franz. Velinpapier, mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 18 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sechszehn Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 4 Thlr., und Schulze's Bildniß besonders, in großem Formate, 16 Gr.

Hieraus ist besonders abgedruckt:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Ausgabe mit sieben Kupfern. 2 Theile. XVIII und 378, VIII und 367 S. Nr. 1, auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8., 3 Thlr.; Nr. 2, auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 4 Thlr.; Nr. 3, auf besserem Papiere, mit K., geh., 8., 5 Thlr.; Nr. 4, auf feinem franz. Velinp., mit K., cartonnirt, gr. 8., 6 Thlr.; Nr. 5, auf extra feinem französischen Velinpap., mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 9 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sieben Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 2 Thlr.

Die bezauberte Rose. Ein romantisches Gedicht in drei Gesängen. Dritte Auflage. 182 S. Ohne Kupfer, geh., 8., 1 Thlr.; mit 7 Kupfern, cartonnirt, 8., 2 Thlr., auf feinem Velinpap. mit den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, gr. 8., 2 Thlr. 12 Gr. Ein vollständiges Exempl. der sieben Kupfer kostet in den besten Abdrücken 2 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Mährchen in sieben Büchern. 8. Geh. 176 S. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. 8. Geh. 240 S. 1 Thlr. 12 Gr.

31. Schütz, Wilhelm von, Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie, mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 148 S. 1 Thlr.

Das erste Heft kostet ebenfalls 1 Thlr.

32. Tasso's, Torquato, befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände. Nr. 1, 8., blos die deutsche Uebersetzung, 707 S., geh., 3 Thlr.; Nr. 2, gr. 8., mit dem Originaltext gegenüber, 806 S., geh., auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr.; Nr. 3, ebenso auf feinem franz. Druckpapier 4 Thlr. 8 Gr.

33. Classisches Theater der Franzosen. Nr. III. Der Tod Cäsar's von Voltaire. Uebersetzt von Peucer. Mit dem Originaltext gegenüber. 8. Geh. 177 S. 1 Thlr. 4 Gr.

Nr. I, Zaire von Voltaire, übers. v. Peucer, kostet 1 Thlr. 16 Gr.; Nr. II, Semiramis von Voltaire, übers. v. Peucer, kostet 1 Thlr. 4 Gr. Nr. IV, Iphigenia von Racine, erscheint noch in diesem Jahre.

34. Vico, Giambattista, Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen, von D. W. E. Weber. Gr. 8. XXVI und 998 Seiten und eine Tabelle. 4 Thlr.

35. Winckell, G. F. D. aus dem, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. Dritter und letzter Theil. Mit einem Kupfer. XIV und 874 S. Auf Druckpap. 3 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 5 Thlr.

Der 1ste Band kostet 4 Thlr. auf Druckp. und 5 Thlr. 8 Gr. auf Schreibpap.; der 2te Band 3 Thlr. 8 Gr. auf Druckpap. und 4 Thlr. 16 Gr. auf Schreibpapier, und somit kostet das Werk vollständig 11 Thlr. auf Druckpapier und 15 Thlr. auf Schreibpapier.

36. Wolfart, K. Ch., Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Asklepieion. Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus. Vierten Bandes zweites Heft oder Nr. VIII. Gr. 8. Geh. 224 S. 1 Thlr.

Nr. I—VII kostet auch jedes 1 Thlr.

37. Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Reihe. Nr. VI — VIII oder Nr. XXX—XXXII der ganzen Reihe. Gr. 8. Geh. Preis jedes Heftes auf Druckpapier 1 Thlr. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Die in diesem Verzeichniß bemerkten Preise sind die richtigen und in früheren Anzeigen bemerkte und davon hin und wieder abweichende darnach abzuändern.

In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin (Brüderstraße Nr. 11) erschien so eben folgende sehr empfehlenswerthe Erbauungsschrift, welche daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Rußlands, Dänemarks und der Niederlande zu haben ist:

Gott mit dir!
Andachtsbuch
für
gebildete Christen jüngeren Alters.

331 Seiten in groß Octav auf dem besten englischen Druckpapier; mit Vignetten und Titelkupfer. Letzteres, ein schöner Christuskopf, von Ludw. Meyer jun. nach Carlo Dolce in Linien-Manier gestochen. Aeußerst sauber geheftet 1 Thlr. 12 Gr. preuß. Conv.

Christliche Aeltern wünschen nichts inniger, als daß ihre Kinder, welche den erfoderlichen Unterricht in der heiligen Religion Jesu Christi erhielten, nun auch den Lehren und Vorschriften derselben gemäß, vor Gottes Angesicht fromm und rechtschaffen wandeln, und würdige, nützliche, achtbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sein und bleiben mögen.

In diesen Wunsch stimmen Verwandte, Erzieher und Freunde der Ihrigen vollen Herzens ein, und „Gott sei mit dir! Gott bleibe dir vor Augen und im Herzen, sein Gesetz regiere deinen Willen und leite deinen Wandel!" dies ist der Segensgruß, mit dem sie den jungen Christen, die junge Christin begleiten, welche nach der kirchlichen Einsegnung den wichtigen Schritt in das ernstere Leben thun.

Voll von diesem Gedanken, hat der Verfasser das vorstehend angezeigte Andachtsbuch jungen Christen zum Wegweiser auf der neuen Lebensbahn gewidmet, und übergibt es Aeltern, Verwandten, Erziehern, um es den Ihrigen dazu einzuhändigen; auf das sie daraus entnehmen wahre Jesuslehre, echtes Christenthum, biblisch und kräftig, eindringlich und herzlich dargestellt zur Lehre und Ermahnung, zur Tröstung und Erweckung.

Junge Männer und Frauen werden nicht minder als Jünglinge und Jungfrauen in dieser Schrift reichen Stoff zum ernsten Nachdenken und wohlthuende Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse finden.

Möge es der nützliche Begleiter recht vieler Leser in den Stunden ihrer einsamen Andacht sein!

Ein hundert und funfzig
(früher 120)
ein- zwei- drei- und vierstimmige Lieder;
zur Vermeidung
der geschriebenen Notenbücher
ausgewählt, für Kinderstimmen eingerichtet und in
drei Heften herausgegeben
von dem
Breslauschen Schullehrer-Verein.
Zweite vermehrte Auflage.
Breslau, 1822. Im Verlage des Vereins.

(Alle 3 Hefte, geleimt, einzeln geheftet, mit einem Deckel versehen und beschnitten, 16 Bogen stark, bei unmittelbarer Beziehung 12 Sgr. preuß. oder 9 Gr. 9 Pf. sächs. oder 44 Kr. in 24 Fl. Fuß.)

So eben hat vorstehende Sammlung zum zweiten mal die Presse verlassen, und kann jetzt wieder unmittelbar von unserm Rentmeister, dem Herren Hospital-Inspector Knoll, am Schweidnitzschen Thore hieselbst, oder durch jede Buchhandlung, vermittelst derer von Josef Max und Comp., Graß, Barth und Comp. hieselbst und Ambrosius Barth in Leipzig bezogen werden. Der schnelle Absatz der 3000 Abdrücke starken ersten Auflage, welche in 5 Monaten erfolgte, machte es uns unmöglich, in den letzten Monaten den Bestellungen zu genügen. Ueber den Verkauf dieser 2ten Auflage setzen wir folgendes fest, wornach wir jeden sich zu richten bitten, weil sonst seine Bestellungen nicht befriedigt werden können. Wer unmittelbar vom Herrn Insp. Knoll Abdrücke beziehen will, muß sogleich entweder das Geld selbst oder in sichern Anweisungen kostenfrei einschicken, und zahlt für alle 3 Hefte 12 Sgr. preuß. (9 Gr. 9 Pf. sächs. oder 44 Kr.), nämlich für das erste (einstimmige) 3, für das zweite (2stimmige) 4 und für das dritte (3- und 4stimmige) 5 Sgr. preuß. gut Geld. Jedes Heft ist getrennt von den beiden übrigen zu haben. Wer 11 Abdrücke nimmt, zahlt nur für 10; wer 115 nimmt, nur für 100. Wer sich aber an Buchhandlungen wendet, zahlt in Schlesien 15 Sgr., außerhalb Schlesien 20 Sgr. oder 16 Gr. gut Geld für alle 3 Hefte.

Breslau, den 8ten April 1822.

Der Breslausche Schullehrer-Verein.

Von dem wichtigen Werke:

R. T. H. Laennec de l'Auscultation médiate ou Traité du diagnostic des maladies des poumons et du coeur, fondé principalement sur ce nouveau moyen d'exploration. II Tom. avec figures. Paris.

erscheint in meinem Verlage eine gute deutsche Uebersetzung, welches ich zur Vermeidung von Collisionen anzeige.

Berlin, im Juni 1822.

Boicke.

III. Philosophische Rechtslehre der Natur und des Gesetzes, mit Rücksicht auf die Irrlehren der Liberalität und Legitimität; von D. Troxler.

IV. Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege, vornämlich in Civilsachen.

Betrachtungen über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege, von Anselm Ritter von Feuerbach.

V. Kritische Uebersicht der theologischen Literatur seit dem Jahr 1801. Zweite und letzte Abtheilung.

VI. Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. 5 Bde. F. H. Jacobi, nach seinem Leben, Lehren und Wirken. Bei der akademischen Feier seines Andenkens am 1sten Mai 1819 dargestellt von Schlichtegroll, Weiller und Thiersch.

VII. Oestliche Rosen, in drei Lesen, von Friedrich Rückert. Von Will. Alexis.

VIII. Die neuesten Schriften im Fache der französischen Philosophie.

1) Leçons de Philosophie, ou Essai sur les facultés de l'âme. Par *C. Laromiguière*, Prof. de Philosophie à la faculté des lettres de l'Académie de Paris. 2me Edition. 2 vols. Paris 1820.

2) Etudes de l'homme, ou recherches sur les facultés de sentir et de penser. Par. *Charl. Vict. de Bonstetten*, membre de plusieurs Académies et sociétés savantes. 2 vols. Génève et Paris 1821.

3) Cours de Philosophie, par *A. Garrigues*, élève de l'école normale, auteur de la théorie du bonheur. Paris 1821.

4) Introduction à la Philosophie, ou nouvelle Logique française, par *J. F. Perrard*, Etudiant en Droit à la faculté de Paris. Paris 1821.

5) La Logique, par *Dumarsais*, à l'usage de l'école Royale militaire de Saint-Cyr, nouvelle édition. Paris 1819.

Leipzig, den 24sten Mai 1822.

F. A. Brockhaus.

In der Schönian'schen Buchhandlung in Elberfeld ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Rheinische
Jahrbücher
für
Medicin und Chirurgie.
Herausgegeben
von
Dr. Chr. Fr. Harless.
Band V, Stück II.
20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Ankündigung
der
Fortsetzung der Zeitschrift
für
das Forst- und Jagdwesen in Baiern.

Mehrere Jahre hindurch bestand die Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen in Baiern, nicht nur als der Vereinigungspunkt der Mittheilungen vaterländischer Forstwirthe, Naturkundiger und Jäger, denen sich, unter dem Einflusse vielartiger Localitäten des Beobachtungs- und Bemerkungswerthen, vieles darbot; sondern in dieselbe legten auch Waldvorsteher und Naturforscher des Auslandes ihre Erfahrungen und Ansichten häufig nieder. Der bisherige Herausgeber, Herr Regierungsrath und Kreisforstreferent Meyer zu Ansbach, mußte gedrängten Anforderungen seines wichtigen Berufes ein literarisches Unternehmen nachsetzen, dessen Nutzen für die Wissenschaft und die praktische Pflege der Wälder sich indessen erprobt hat. Die Unterzeichneten, indem sie die Fortsetzung dieser Zeitschrift übernehmen, welches Herr Regierungsrath Meyer dem Forst-Publicum bereits angezeigt hat, glauben sich die gute Sache in einem Zeitpunkte zu verpflichten, wo in Deutschland kaum eine, alle Theile der Forstwissenschaft und Jagdkunde umfassende Zeitschrift in regelmäßigen Heften erscheint. Titel, Form und Einrichtung dieses Journals bleiben unverändert die bisherigen. Das Honorar wird vorerst auf 11 Fl. rhein. p. Bogen festgesetzt, und es werden die Beiträge unter der Aufschrift:

An
die Redaction der Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen in Baiern
zu Aschaffenburg

unter Kreuzverbande eingesendet.

Möge diesem Institute die allgemeine und kräftige Theilnahme bleiben, welche demselben bisher bewiesen wurde und sein Zweck verdienen dürfte.

Der Subscriptionspreis ist von der Göbhardt'schen Buchhandlung zu Bamberg, welche den Verlag übernommen hat, auf einen Jahrgang, der aus 4 Heften — jeder zu 10—12 Bogen groß Octav gerechnet — besteht, auf 4 Fl. rhein. (2 Thlr. 10 Gr. 8 Pf. Conv. Münze) bestimmt.

Aschaffenburg, am 15ten April 1822.

Behlen,	E. Mayr,
k. baier. Forstmeister und	königl. baier. Prof. am
Prof. am Forst-Lehr-Inst.	Forst-Lehr-Institute.

Dieterich a. d. Winckell,
Forstoberaufseher zu Roßbach, bei Brückenau.

F. Otto's englisches Lesebuch für Schul- und Privatunterricht. Prosaischer Theil. 8. München, bei Fleischmann. Geh. 18 Gr.

Der Hr. Verfasser, bekannt durch seine treffliche Uebersetzung von Johnson's englischer Sprachlehre, die sich wohl in den Händen aller befindet, denen am gründlichen Studium der englischen Sprache gelegen ist, übergibt hier dem Publicum ein Lesebuch, das auf hohe Brauchbarkeit Anspruch machen darf. Der Verfasser hat sich vorzüglich bemüht, eine solche Auswahl zu treffen, daß das Buch ohne alles Bedenken jungen Leuten in die Hände gegeben werden darf; ein Umstand, der sehr zu berücksichtigen ist.

Von
Ahrensii Fauna insectorum Europae,
die, nach ähnlichen Plane bearbeitet, wie früher Panzer's deutsche Insecten-Fauna, in jedem Hefte fünf und zwanzig Kupfer und eben so viel Blätter Text enthält, ist so eben das vierte Heft erschienen und für den Preis von 1 Thlr. 8 Gr. in den Buchhandlungen zu erhalten. Das fünfte Heft erscheint in Zeit von 6 Wochen und das sechste und siebente Heft sind bereits unter der Presse. Von dem vierten Hefte an hat Herr Professor Germar die Herausgabe allein übernommen, und sein Name ist hoffentlich den Entomologen für die Treue zweckmäßiger Auswahl und richtiger systematischer Bestimmung der abgebildeten Insecten eine sichere Gewährleistung. Das vierte Heft enthält unter andern merkwürdigen Insecten: Carabus hungaricus Fabr., Lep-

tinus testaveus Müll., Dasycerus fulcatus Brongn., Agrostis Celta Germ., Ulopa trivia Germar., Eupelix cuspidata Germ., und Dolichopus discipes Wied. In den nächstfolgenden Heften finden sich unter andern: Copris fissicornis Steo., Carabus maditus Fabr., Rissodes unopaeus Dej., Grillus tuberculatus Fabr., Aradus Fremulae Büttn. und mehrere neue Arten.

Halle, den 30sten Mai 1822.

Kümmel.

In der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt worden:

Vollständigs Handbuch der Naturgeschichte für die Jugend und ihre Lehrer.

Von

F. P. Wilmsen.

Drei Bände in groß Octav auf schönem weißen Rosenpapier, zusammen 192 Bogen stark.

Erster Band: Säugethiere und Vögel.

Zweiter Band: Amphibien, Fische und Insecten.

Dritter Band: Gewürme, Pflanzen und Mineralien.

Jeder Band mit einem allegorischen Titelkupfer und Vignette, gezeichnet von Study und Ludwig Wolf, gestochen von Berger und Meno Haas.

Nebst 50 Kupfertafeln in Royal-Quart,

die merkwürdigsten naturhistorischen Gegenstände enthaltend, nach der Natur und den besten Hülfsmitteln gezeichnet von Bretzing, Ludw. Meyer, Müller und Weber. Gestochen von Bretzing, Guimpel, Meno Haas, Fr. Wilh. Meyer, Ludw. Meyer, Tiffot und Wachsmann.

Mit einer Vorrede

von

D. H. Lichtenstein und D. Fr. Klug,

Directoren des zoologischen Museums ꝛc. ꝛc.

Mit illuminirten Kupfern 12 Thlr. 12 Gr.

Dasselbe Werk mit schwarzen Kupfern 9 Thlr.

Dasselbe ohne Kupfer 5 Thlr. 12 Gr.

Ein Handbuch der Naturgeschichte für diejenigen, welche sich gründliche und systematische Kenntnisse in dieser Wissenschaft zu erwerben wünschen, und daher nicht durch solche Schriften befriedigt werden, welche nur eine Auswahl des Wissenswürdigsten oder Unterhaltendsten geben, ist gewiß in unserer Zeit um so mehr eine willkommene Erscheinung, da gerade diese Wissenschaft vor andern durch Beobachtungen, Untersuchungen und Nachforschungen in dem letzten Jahrzehend einen so bedeutenden Zuwachs und eine festere Begründung erhalten hat. Das hier anzuzeigende Handbuch darf daher einer ausgezeichnet günstigen Aufnahme werth geachtet werden, besonders da es zugleich auf funfzig Kupfertafeln die getreuesten Abbildungen von 17 Säugethieren, 28 Vögeln, 15 Amphibien, 27 Fischen, 42 Insecten, 7 Würmern, 34 Pflanzen, 16 Fossilien, und außerdem 5 überaus lehrreiche und instructive Tafeln für die Entomologie, Pflanzen-Phytonomie und für die Lehre von den Krystallen enthält, und da die besten Künstler unserer Stadt, nach dem vollgültigen Zeugnisse eines Lichtenstein und Klug, die Erlaubniß, im zoologischen Museum nach der Natur zu zeichnen, mit großem Fleiße und rühmlicher Sorgfalt benutzt haben. Der Verfasser ließ es sich angelegen sein, vor allen durch gehaltvolle Einleitungen, lehrreiche Uebersichten, genaue Beschreibungen und lebhafte Schilderungen, und durch die sorgfältigste Benutzung der besten Hülfsmittel, seinem Werke einen Vorzug vor ähnlichen zu verschaffen. Die Artikel: Mensch, Elephant, Kameel, Hund, Fuchs, Zugtaube — Pflanzen-Geographie — Schönheit und Mannichfaltigkeit der Insecten — und mehrere andere, besonders aber die allgemeinen Einleitungen werden von dem Fleiße, der auch überall, wo es der Gegenstand zuließ, auf die Schönheit der Darstellung verwandt ist, Zeugniß geben. So wird denn auch endlich der überaus billige Preis, den der Verleger für ein so höchst kostspieliges Werk gesetzt, und die fleißige und geschickte Illumination, für die er gesorgt hat, neben dem ungemein sparsamen und doch so deutlichen Druck dieser sechs Alphabete und dem guten Papier diesem Handbuche zu einer besondern Empfehlung gereichen. Die Einrichtung, welche der Verleger getroffen hat, daß die treffliche Kupfersammlung auch getrennt von dem Handbuche verkauft wird, und die von den Herren Lichtenstein und Klug dieser Sammlung mitgegebene Vorrede, welche die beste Beglaubigung ihrer Vorzüglichkeit ist, sprechen zu sehr für die Verdienstlichkeit des Unternehmens selbst, als daß es nöthig sein sollte, hierüber noch etwas zu sagen. Das Werk wird keiner Schule und keiner Familienbibliothek fehlen dürfen, wenigstens keiner Schule, die zweckmäßig eingerichtet ist, und keiner Familie, welche wissenschaftliche Bildung zu schätzen weiß.

Durch J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist so eben an alle Buchhandlungen versandt worden:

Oesterreichische militairische Zeitschrift.

Das

fünfte Heft

für

das Jahr 1822.

Enthaltend:

Die Gefechte in den Apenninen, bei Voltri, Montenotte, Milessimo, Cossaria und Dayo, im April 1796. — Ein artilleristisch-tactisches Mancherlei. — Literatur. — Neueste Militairveränderungen.

Ferner ist daselbst erschienen:

Geist der Zeit.

Ein Journal

für

Geschichte, Geographie, Politik, Staaten- und Kriegskunde und Literatur.

Das

fünfte Heft

für

das Jahr 1822.

Enthaltend:

Geschichte des Krieges in der Vendée (Fortsetzung). — Statistische Uebersicht der Halbinsel Morea (Fortsetzung). — Aus Alexander Autran's ungedrucktem Tagebuche seiner Reise nach Odessa durch Syrien und Aegypten, im Jahr 1819.

Von folgenden zwei eben in London ausgegebenen neuen, höchst ausgezeichneten Romanen:

Sir Andrew Wylie of that ilk. 3 volumes. Edinburgh et London.

Maid Marian. 1 vol. London.

erscheinen in meinem Verlage in den nächsten Monaten Uebersetzungen, die ich, zur Vermeidung von Collissionen, hierdurch anzeige.

Jena, im Mai 1822.

Friedrich Frommann.

18. Gervais, L., kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens In zwei Theilen. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. VI und 338 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Der 1ste Theil kostet ebenfalls 1 Thlr. 16 Gr.

19. Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Jahrgang 1822. G. 8. Geh. Preis von 4 Stücken (jedes von 25 Bogen engen Drucks) 10 Thlr.

Erschienen ist das 1ste und 2te Stück (Nr. XIII. XIV).

20. Alphabetisches Repertorium über den Inhalt des Hermes auf das Jahr 1821. Nebst einem alphabetisch geordneten Verzeichniß der beurtheilten Schriften. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

21. Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. Erster und zweiter Theil. 8 Geh. XXXII und 449 und 374 S. Erster Theil 2 Thlr. 12 Gr., zweiter Theil 2 Thlr. 6 Gr.

Das Ganze wird aus 4 Theilen bestehen und erscheinen der 3te und 4te Theil noch in diesem Jahre. Jeder Theil enthält 6 bis 7 Stücke, und dem ersten ist noch eine Charakteristik Holberg's vom Uebersetzer beigefügt.

22. Huber, Therese, Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale. In zwei Theilen. 8. Geh. VIII und 308 und 344 S. 3 Thlr. 12 Gr.

23. Hufeland, Staatsrath C. W., Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach E. Darwin, und mit Zusätzen versehen. Eigenthum der Louisenstiftung zu Berlin. Gr. 8. Geh. XIV und 192 S. 18 Gr.

24. Isis von Oken. Jahrgang 1822. 4. Preis von 12 Heften mit vielen Kupfern 8 Thlr.

Erschienen ist Jan.—Juni.

25. Das erste Buch der Odyssee. Neu übersetzt. Probeschrift von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 8. Geh. 32 S. 4 Gr.

26. Lucchesini, Marchese, Historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen von B. J. F. von Halem. 2ter Theil: Wirkungen des Rheinbundes. 1ster Band. Gr. 8. VIII u. 360 S. 2 Thlr.

Der erste Theil: Ursachen des Rheinbundes, erschien im vorigen Jahre und kostet 2 Thlr. 8 Gr.

27. Reisen der Lady Morgan. II. Italien. Zweiter Theil. 8. Geh. 416 S. 2 Thlr. 8 Gr.

Das Ganze dieser Reise durch Italien wird aus 4 Theilen bestehen, deren dritter noch in diesem Jahre die Presse verlassen wird. Der erste Theil erschien im vorigen Jahr und kostet ebenfalls 2 Thlr 8 Gr. Die Reise derselben Verfasserin durch Frankreich in 2 Theilen kostet 3 Thlr. 12 Gr.

28. Martens, Charles Baron de, Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. Gr. 8 620 S. Auf gewöhnlichem franz. Druckp. 2 Thlr. 12 Gr , auf feinem franz. Druckp., geh, 3 Thlr 8 Gr., auf feinem Schreibp. 3 Thlr. 12 Gr.

29. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch Martin Michel, Bauer von Wittighausen, und durch Se. Hochwürden und Durchlaucht den Herrn Domherrn, Vicariatsrath und Prinzen Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Beleuchtungen des Wunderbaren und des Wunderbeweises überhaupt. Mit Hohenlohe's Bildniß. Gr. 8. Geh. VIII und 344 S. 1 Thlr. 12 Gr. Hohenlohe's Bildniß besonders 6 Gr.

30. Schulze, Ernst, Sämmtliche poetische Werke. Neue Ausgabe mit sechszehn Kupfern. 4 Theile. XVIII und 378, VIII und 367, VIII und 320, VIII und 350 S. Nr. 1., auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8 , 6 Thlr.; Nr. 2., auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 8 Thlr.; Nr. 3, auf besserem Papiere, mit K., geh., 8., 10 Thlr.; Nr. 4, auf feinem franz. Velinpapier, mit K., cartonnirt, gr. 8., 12 Thlr.; Nr. 5., auf extra feinem franz. Velinpapier, mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 18 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sechszehn Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 4 Thlr., und Schulze's Bildniß besonders, in großem Formate, 16 Gr.

Hieraus ist besonders abgedruckt:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Ausgabe mit sieben Kupfern. 2 Theile. XVIII und 378, VIII und 367 S. Nr. 1., auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8., 3 Thlr.; Nr. 2., auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 4 Thlr.; Nr. 3., auf besserem Papiere, mit K., geh , 8., 5 Thlr.; Nr. 4., auf feinem franz. Velinp., mit K., cartonnirt, gr. 8., 6 Thlr.; Nr. 5., auf extra feinem französischen Velinpap., mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 9 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sieben Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 2 Thlr.

Die bezauberte Rose. Ein romantisches Gedicht in drei Gesängen. Dritte Auflage. 182 S. Ohne Kupfer, geh., 8., 1 Thlr.; mit 7 Kupfern, cartonnirt, 8., 2 Thlr.; auf feinem Velinpap. mit den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, gr. 8., 2 Thlr. 12 Gr. Ein vollständiges Exempl. der sieben Kupfer kostet in den besten Abdrücken 2 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Mährchen in sieben Büchern. 8. Geh. 176 S. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. 8. Geh. 240 S. 1 Thlr. 12 Gr.

31. Schütz, Wilhelm von, Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie, mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 148 S. 1 Thlr.

Das erste Heft kostet ebenfalls 1 Thlr.

32. Tasso's, Torquato, befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände. Nr. 1., 8., blos die deutsche Uebersetzung, 707 S., geh., 3 Thlr.; Nr. 2., gr. 8., mit mit dem Originaltext gegenüber, 806 S., geh., auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr.; Nr. 3., ebenso auf feinem franz. Druckpapier 4 Thlr. 8 Gr.

33. Classisches Theater der Franzosen. Nr. III. Der Tod Cäsar's von Voltaire. Uebersetzt von Peucer. Mit dem Originaltext gegenüber. 8. Geh. 177 S. 1 Thlr. 4 Gr.

Nr. I, Zaire von Voltaire, übers. von Peucer, kostet 1 Thlr. 16 Gr.; Nr. II., Semiramis von Voltaire, übers. von Peucer, kostet 1 Thlr. 4 Gr. Nr. IV., Iphigenia von Racine, erscheint noch in diesem Jahre.

34. Vico, Giambattista, Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen, von D. W. E. Weber. Gr. 8. XXVI und 998 Seiten und eine Tabelle. 4 Thlr.

35. Winckell, G. F. D. aus dem, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. Dritter und letzter Theil. Mit einem Kupfer. XIV und 874 S. Auf Druckpap. 3 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 5 Thlr.

Der 1ste Band kostet 4 Thlr. auf Druckp. und 5 Thlr. 8 Gr. auf Schreibpap.; der 2te Band 3 Thlr. 8 Gr. auf Druckpap. und 4 Thlr. 16 Gr. auf Schreibpapier, und somit kostet das Werk vollständig 11 Thlr. auf Druckpapier und 15 Thlr. auf Schreibpapier.

36. Wolfart, K. Ch., Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Asklepieion. Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus. Vierten Bandes zweites Heft oder Nr. VIII. Gr. 8. Geh 224 S. 1 Thlr.

Nr. I—VII kostet auch jedes 1 Thlr.

37. Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Reihe. Nr. VI—VIII oder Nr. XXX—XXXII der ganzen Reihe. Gr. 8. Geh. Preis jedes Heftes auf Druckpapier 1 Thlr. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Die in diesem Verzeichniß bemerkten Preise sind die richtigen und in früheren Anzeigen bemerkte und hin und wieder davon abweichende darnach abzuändern.

Nr. 126. Relation des événemens politiques et militaires, qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821, par le général G. Pepe. — Einzelne Gedanken von und für Griechenland. — Zur Nachricht.

127. Noch etwas über Bekehrerei. — Einzelne Gedanken von und für Griechenland (Beschluß) — Shetländische Sagen. — Noch einige Worte über die Presbyterien in Baiern. — Lächerlicher Druckfehler.

128. Des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied Reise nach Brasilien, in den Jahren 1815 bis 1817. — Aus Italien. — Berichtigung.

129. Wer ist Kollmanner? — und ein Wort über die Meinung. — Bemerkungen.

130. Fastes civiles de la France depuis l'ouverture de l'assemblée des notables. Tome second. Assemblée constituante. — Des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied Reise nach Brasilien (Fortsetzung). — Druckbesserungen.

131. Briefe aus Karlsruhe über den Badischen Landtag. Erster Brief. — Bemerkungen über Verskunst. XVII. XVIII. (Beschluß). — Literarische Notizen.

132. Gervais kleine staatswissenschaftliche Schriften. — Zwei Briefe von Lichtenberg an W. G. Becker.

133. Die Vardarelli Bande. Eine Probe neapolitanischer Polizei aus Craven's Reise — Gervais kleine staatswissenschaftliche Mittheilungen (Beschluß). — Bemerkungen.

134. Fonk's Proceß. — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive. VI. Gleim und J. A. Cramer (Beschluß).

135. Lettres sur le projet d'organisation municipale, par Fiévée. — Examen du rapport, fait à la chambre des députés au nom de la commission nommée pour le projet d'organisation municipale, par Fiévée. — Fonk's Proceß (Fortsetzung). — Druckfehler.

136. Herzenserleichterung. — Fonk's Proceß (Beschluß).

137. A second journey into the Interior of Africa, by John Campbell. — Cunningham's Bemerkungen über die Gefängnisse der Schweiz. — Aus Paris. — Druckbesserungen.

Beilage. Nr. 13. Literarische Notizen aus Wien. — A second Journey into the Interior of Africa, by John Campbell (Beschluß). — Gerechter oder ungerechter Tadel eines großen Dichters oder seines Verlegers?

Nr. 138. Fonk's Proceß. — Des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied Reise nach Brasilien (Beschluß). — Bemerkung.

139. Fonk's Proceß (Beschluß). — Lettres sur le Bosphore.

140. Fürst und Volk, nach Buchanan's und Milton's Lehre, von Dr. Troxler. — Aus Italien. — Aus Paris (Beschluß).

141. Welche Bedeutung hat das Resultat der neuesten Deputirten-Wahlen in Frankreich, namentlich der Pariser? Und was ist, was will die gegenwärtige Opposition?

142. Gesammelte Erzählungen von der Verfasserin der Maria Müller ꝛc. — Briefe aus Carlsruhe über den Badischen Landtag. Zweiter Brief.

143. Politische Literatur. Nachlesen. I. II. — Travels into the Interior of Southern Africa, by Burchell. — Bemerkung.

144. Expectorationen über den Weidmann'schen Ostermeßkatalog 1822. — Gesammelte Erzählungen von der Verfasserin der Maria Müller ꝛc. (Beschluß). — Bemerkungen.

145. Expectorationen über den Weidmann'schen Ostermeßkatalog 1822 (Beschluß). — Nordamericanische Journalistik. The North-American Review. Octobre 1821.

146. Mémoires du Duc de Lauzun. Paris 1822. — Bibliographische Neuigkeiten aus England.

147. Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von Lotz, herz. sächs. kob. Reg. Rathe. — Was ist Freimaurerei? erörtert vom Professor Luffert. — Correspondenznachricht aus Stockholm. — Merkwürdige Druckfehler.

148. Zwei Worte über Regnard. — Eine neue Ansicht der Werke Shakspeare's. — Das häusliche Leben in seiner Liebenswürdigkeit. — Literarische Notiz.

149. Geschichte von Paris, von den ersten Zeiten an bis auf unsere Tage, von J. A. Dulaure. — Die Bücherfreunde in Italien.

150. Zerstreute Blätter aus dem letzten Zehntheile des abgeschiedenen Jahrhunderts von Susanne v. Bandemer, geb. v. Franklin. — Geschichte von Paris, von den ersten Zeiten an bis auf unsere Tage, von J. A. Dulaure (Beschluß). — Der Maltheser von C. F. van der Velde.

Beilage. Nr. 14. Dresden. — Nordamericanische Journalistik. The North American Review Oct. 1821 (Beschluß). — Der Einsiedler vom Schreckensberg. Nach dem Französischen von K. v. K.

01543
L7121
germ
17-20

Literarisches

Conversations-Blatt.

1822.

Monat Juli;

enthaltend:

25 Blätter, Nr. 151—175, 4 Beilagen, Nr. 15, 16, 17, 18, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XVII—XX.

Von diesem Blatte erscheint (Sonntags ausgenommen), außer den Beilagen, täglich ein halber Bogen und ist der Preis pränumerando für den ganzen Jahrgang 10 Thlr.; für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr.; und für das Vierteljahr 3 Thlr.

Die K. Sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das Fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg und die K. Preuß. Grenz-Postämter in Halle und Erfurt haben Hauptexpeditionen übernommen, und liefern alle Postämter im Umkreise von 50 — 60 Meilen das Blatt ohne Preiserhöhung.

(Die Buchhandlungen, welche ihren sich für dies Blatt eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction desselben einzusenden. Im Fall, daß davon für das L. C. B. kein Gebrauch gemacht werden kann, wird das gesandte Exemplar wieder zurückgeschickt.)

Eigenthümer und Redacteur: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedruckt bei F. Brockhaus in Leipzig.

1822.

Neuigkeiten und Fortsetzungen, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1822 bei F. A. Brockhaus in Leipzig wirklich fertig geworden und zu den dabei bemerkten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind:

1. Allgemeine medicinische Annalen des neunzehnten Jahrhunderts auf das Jahr 1822, oder: kritische Annalen der Medicin als Wissenschaft und als Kunst vom dritten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts an. Herausgegeben von Dr. Johann Friedrich Pierer und Dr. Ludwig Choulant. 4. Preis des Jahrgangs in 12 Monatsheften 6 Thlr. 16 Gr.
   Erschienen ist Januar — Juli.

2. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben v. Wilhelm Müller. I. Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. 8. Geh. XXXVI und 220 S. 1 Thlr. 12 Gr.
   Das Ganze dieser Bibliothek wird 8—9 Bändchen, wie dies erste, ausmachen. Bei jedem Dichter ist sein Leben, so wie ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke beigefügt. — Dies erste Bändchen ist auch unter dem Titel zu erhalten:
   Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von Wilhelm Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

3. Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officiere. Geschrieben in dem Jahre 1820. 8. Geh. X und 292 S. 1 Thlr. 8 Gr.

4. Briefe von Joseph dem Zweiten, als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. (Bis jetzt ungedruckt.) Zweite mit einer neuen Einleitung vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Geh. XXVIII und 140 S. 1 Thlr. 8 Gr.
   Die erste Auflage hat sich binnen Jahresfrist vergriffen.

5. Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Zweiter Band. 8. Geh. XXIV und 458 S. 2 Thlr 12 Gr.
   Der 1ste Band dieses Werks erschien im vorigen Jahre und kostet ebenfalls 2 Thlr. 12 Gr.; der 3te Band wird zu Michaelis ausgegeben werden.

6. Casper, Joh. Ludw., Charakteristik der französischen Medicin, mit vergleichenden Hinblicken auf die englische. Mit einem Kupfer. Gr. 8 XXII u. 608 S. 3 Thlr.

7. Literarisches Conversations-Blatt für das J. 1822. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 300 Nummern mit vielen Beilagen und literarischen Anzeigern 10 Thlr.
   Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich versandt und erschienen ist Januar — Juli oder Nr. 1 — 175.

8. Conversations-Lexicon. Neue Folge oder 11ter und 12ter Band. Erste Lieferung: A — Bombelles. 8. Der Pränumerationspreis des Ganzen, das aus 8 Lieferungen (jede von circa 25 Bogen) bestehen wird, ist No. I. auf Druckp. 4 Thlr. 16 Gr., No. II. auf Schreibp. 6 Thlr. 8 Gr., No. III. auf Median-Druckpap. mit erweiterten Stegen 7 Thlr. 12 Gr., No. IV. ebenso auf feinem franz. Druckp. 9 Thlr., u. No. V. ebenso auf fein engl. Velinp. 12 Thlr.
   Die zweite Lieferung (von Bon—Cz) erscheint Anfang August.

9. Ebert, Friedrich Adolf, Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Gr. 8. Geh. XVIII und 358 S. 2 Thlr.

10. Ebert, Friedrich Adolf, Allgemeines bibliographisches Lexikon. Zweiten Bandes erste Lieferung, von Maaler bis Newes. Gr. 4. Geh. Der zweite Band vollständig in 6 Lieferungen von 12 Bogen 10 Thlr. auf feinem Druckp. und 13 Thlr. 8 Gr. auf feinem Schreibpapier.
    Die 2te—6te Lieferung werden als Rest nachgeliefert und erscheinen noch in diesem Jahre die 2te — 4te.
    Der 1ste Band, A—L, nebst dem Verzeichniß der Aldinischen und Giuntinischen Drucke, kostet ebenfalls auf feinem Druckpap. 10 Thlr. und auf feinem Schreibp. 13 Thlr. 8 Gr.

11. Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung, von C. Leuning, durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Erster Band. A bis G. Gr. 8. Geh. VIII u. 488 S., in gespaltnen Columnen. Auf gutem Druckp. 2 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz. Druckp. 2 Thlr. 20 Gr.
    Das Ganze dieser Encyklopädie wird aus 3 Theilen bestehen, deren zweiter noch in diesem Jahre erscheinen wird.

12. Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltender, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgemeinen Gebührentaxen abandernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Repertorium. Gr. 8. V und 504 S. 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckpapier und 2 Thlr. auf Schreibpapier.

13. Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Erster Band, enthaltend: I. Philologie, Philosophie und Pädagogik. II. Theologie: bearbeitet von Ernst Gottfried Adolf Böckel. Dritten Bandes erste Abtheilung, enthaltend Medicin; bearbeitet von Friedr. Aug. Benj. Puchelt. Gr. 8. Preis des ganzen Werks in 4 Bänden auf gutem Druckp. 12 Thlr., auf Schreibp. 16 Thlr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 24 Thlr.
    Das Ganze dieses Handbuchs wird aus 4 Bänden bestehen, und erscheint noch in diesem Jahre der 2te Band vollständig und die zweite Abtheilung des 3ten Bandes. Jede Literatur wird bis auf den Augenblick, wo der letzte Bogen die Presse verläßt, nachgetragen.
    Einzeln ist bis jetzt aus diesem Handbuch zu erhalten:

14. Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottfr. Adolf Böckel. Gr. 8. VI und 580 S. Auf gutem Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr. und auf Schreibp. in 4. Form. mit veränd. Stegen 3 Thlr.

15. Literatur der Theologie, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottf. Adolf Böckel. Gr. 8. VI und 582 S. Auf gutem Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr 6 Gr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr.

16. Literatur der Medicin, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Fried. Aug. Benj. Puchelt. Gr. 8 VIII und 750 S. Auf gutem Druckp. 1 Thlr. 20 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr. 8 Gr.

17. Gerstäcker, Karl Friedrich Wilhelm, Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften theils durch eine kurze Theorie, theils und hauptsächlich durch Mittheilung und Zergliederung wirklich bei Gericht eingereichter und größtentheils erfolgreich gewesener, die gewöhnlichsten Verbrechen und Vergehen betreffender Schutzschriften. Zweiter Theil. Gr. 8. LVI und 396 S. 2 Thlr. 6 Gr.
    Der 1ste Theil kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Literarisches

Conversations-Blatt.

No. 151.

1. Juli 1822.

1. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch Martin Michel, Bauer von Wittichhausen und durch Sr. Hochwürden und Durchlaucht den Herrn Domherrn, Vicariatsrath und Prinzen Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Beleuchtungen des Wunderbaren und des Wunderbeweises überhaupt. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1822. 8. 344 S. nebst dem Umriß des Fürsten und einer satyrischen Titelvignette. 1 Thlr. 12 Gr.

2. Der Wundermann im Jahre 1821. Qui cito dat, bis dat. Leipzig. F. A. Brockhaus, 8. IX. S. Vorrede 52 S. 6 Gr.

3. Die neue Wundersucht, evangelisch in zwei Predigten beleuchtet von dem Oberhofprediger Dr. Christoph Friedrich Ammon, des königl. sächs. EWO. Comthur. Dresden in der Arnoldischen Buchhandlung, 1821. 8. VI S. Vorr. 42 S.

4. Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen. Eine Predigt ꝛc. von Johann Friedrich Röhr, Dr. der Theologie, Großherzogl. S. Oberhofprediger und Generalsuperindent. Weimar, in der Albrechtschen Hofbuchdruckerei. 1821. 8. IV S. Vorr. 18 S.

5. Die Frömmigkeit, zwar nicht eine wunderthätige Helferin in Krankheiten, aber doch eine kräftige Beschützerin der Gesundheit und des Lebens. Eine Predigt ꝛc. nebst einem erläuternden Vorworte über die Wundercuren des Herrn Fürsten von Hohenlohe, von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, Generalsup. zu Gotha. Gotha bei Justus Perthes. 1821. 8. 40 S.

Wir stellen vor allen Dingen eine Vergleichung zwischen dem Deutschen und dem Italiener in Bezug auf Mirakel und Mirakelsucht an. Italien ist immer das Land der Wunder gewesen, nicht nur, seitdem die Engel die casa santa nach Loretto gebracht haben. In Deutschland hat es ebenfalls nie an Mirakeln gefehlt, wie schon der Umstand beweißt, daß der katholische Landmann das Wort Mirakel beständig im Munde führt. Sollte es nicht interessant seyn, zu bemerken, wie der klimatische Unterschied zwischen beiden Ländern auch in der Wunderansicht sich offenbart? —

Der Italiener kündigt sein leichtes, durchwärmtes Blut in diesem Falle schon in jenem Sprichworte an: una maraviglia dura tre giorni. Er sieht seine verblichenen Heiligen in der Kapelle, in welcher selbst die Polizei genöthigt war die Leiche auszustellen, die größten Wunder verrichten; zahllos strömt ein müßiger Pöbel zu dem Heiligthume; geheilt gehen die Gläubigen hinweg; von den Nichtgeheilten oder Kränkergewordenen erfährt man nichts; die ganze Umgegend ist in Bewegung; schnell ist das Gerücht von dem Mirakel in einem weiten Kreise verbreitet; als gälte es einem Olympischen oder Pythischen Wettkampfe, ziehen Schaaren Wallfahrender zum Gnadenorte. — Aber — das Fest hat seine tre giorni gedauert; die Feiernden eilen der Heimath zu; man hat den wohlthätigen Heiligen vergessen, wie man das Carneval vergißt, wenn es seinen Kreislauf vollendet hat; und — in den wenigsten Fällen ist es der Geruch der Verwesung, der eintreten muß, um die Gläubigen zu verscheuchen.

Wie hält dagegen der Deutsche seine Mirakel fest! Wie möchte er das, was dem Italiener nur Spiel und Fastenauto ist, fixiren — das Wunder so recht diplomatisch vor sich hinstellen, um sich nun recht ruhig darüber wundern zu können! — Und das Heer hungernder Schriftsteller drängt sich fast noch zahlreicher als das der Wundersüchtigen, hinzu, fällt gierig über den köstlichen Schmaus und verdirbt, nach ächter Harpyienart, an dem Gastmahle mehr noch, als es davon genießt. Wundergläubige und Wunderspötter erhitzen sich gegen einander; die Obrigkeit sieht eine Zeitlang ruhig zu und greift dann bisweilen zur Unzeit ein; so entsteht öffentliches Scandal; und gewöhnlich halten Fanatismus und Schwärmerei eine ergiebige Erndte.

Die neuesten deutschen Mirakel in den gesegneten Stiftern Bamberg und Würzburg und ihre Schicksale liefern einen klaren Beleg. Und erinnern wir uns ähnlicher Erscheinungen in der frühern deutschen Geschichte, und bemerken, wie dort und hier der Mirakelspuk nicht auf Tage, sondern Monden und Jahre sich ausdehnte, und vergleichen die Wunderliteratur in unsern Meßcatalogen — so mögen wir uns über den Ernst wundern, welchen der Deutsche so lange schon solchen Erscheinungen gewidmet hat, ohne doch gleichwol ein vollständiges und entscheidendes Resultat gewonnen zu haben.

Es möchte interessant seyn, zu untersuchen, ob der Italiener mit seinem Spiel oder der Deutsche mit seinem Ernst Recht habe? Die neuesten Wundererscheinungen sind allerdings von der Art, daß man fast unwillkürlich über die Hast lächeln muß, mit welcher sie bestritten und vertheidigt worden sind. Zumal auf dem Grunde der allgemeinen, universalen Bildung unsers Volks, die in den letzten Decennien so große Fortschritte gemacht hat, nimmt sich dieser Mirakelspuk gar seltsam und spashaft aus. Aber — Referent ist auch ein Deutscher und so hält er es, schon als solcher, lieber mit dem Ernst als dem Scherz. Und — gut wäre es doch, wenn endlich die wunderliche Frage über die Natur der Wunder ihre volle Beantwortung fände und vielleicht ist gerade dazu keine Zeit geeigneter und vorbereiteter als die unsrige. — Wunder — so weit ist dieser seltsame Begriff verbreitet; kein Volk, keine Sprache, wo er nicht zu finden wäre; — und bis diese Stunde hat der unbekannte Fremdling noch keinem Sinnis, dem Fichtenbeuger, keinem Prokrustes auf seinen Kreuz- und Queerzügen unterthan werden wollen. Es hat aber dieser „Ueberall und Nirgends", dieser allbekannte „Incognito" schon so manche ernstliche Fehde angezündet, Unordnung und Verwirrung in tausend friedliche Haushaltungen gebracht, und ist bisher immer wieder ent-

ronnen, ohne auf der That ertappt zu werden, und verdient darum wohl, daß ihm ernstlich nachgeforscht werde.

Referent — der in der Folge aber immer in der ersten Person der einfachen Zahl reden wird, um alles Verantwortliche auf sich allein zu nehmen — geht, er muß es bekennen, mit dem festen aber herkulischen Vorsatz an seine gegenwärtige Arbeit, den Chamäleonsfremdling, den Proteus des Wunderbegriffs in all' seinen Verwandlungen mit starken Armen festzuhalten, damit er zuletzt in seiner eigentlichen Gestalt erscheine und das Wahre offenbare. Er hat nichts geringeres im Sinne, als der Hydra des neusten Mirakelspiels, die freilich, bei Lichte besehen, zur kleinsten Brillenschlange zusammenschrumpft, ihre vielen Köpfe abzuhauen und hofft, daß nach seiner Amputation keine neuen nachwachsen sollen. In gewissem Sinne scheinen ihm jetzt die Acten in mehr als einer Hinsicht geschlossen, alles zum Spruche gehörig instruirt. Wenigstens dünkt es ihm, daß für die neusten Wunder durch die Erscheinung der „Quintessenz", die er, obgleich die jüngste Erscheinung, ihres qualitativen und quantitativen Gehalts wegen, als die Choragin an die Spitze gestellt hat, die vollständigste Relation über alle Reptiken, Dupliken u. s. w. in ihr also die eigentliche Vorläuferin des Endurtheils gegeben worden sei. — Der geneigte Leser lasse es sich gefallen, daß vor allem der Kampf mit dem Wunderriesen recht allgemein geführt werde. Ist dieser Antäus nur erst in die luftige Region erhoben, in welcher er nothwendig exspiriren muß, so wird es leichtes Spiel seyn, das anatomische Messer an die Würzburg-Bamberger Präparate zu legen.

Es liegt doch gewiß keine Ueberzeugung näher als die, daß ein richtiger Wunderbegriff hier alles entscheidet und darum ist es recht merkwürdig, daß man nicht nur in den neusten Verhandlungen denselben ganz vernachlässigt, sondern überhaupt noch nirgends einen befriedigenden Aufschluß über ihn gegeben hat. Ich wollte selbst bei einigen der πεντε κριτων, die auf dem Titel meiner Abhandlung stehen, nachweisen, daß jeder wenigstens fünf verschiedene, einander ganz entgegengesetzte Definitionen des Wunders im Sinne gehabt habe. — Könnte ich doch die Charade lösen — das Wortnetz an seinen Enden fassen und durch alle seine labyrinthischen Verschlingungen verfolgen! — Nur vergessen darf weder ich noch der Leser, daß mir an dieser Stelle sehr enge Raumesgrenzen vorgezeichnet sind.

Ich kenne bei weitem nicht alle Wunderdefinitionen, die von heidnischer und christlicher Dogmatik, vor und nach Christus, aufgestellt worden sind. Eben so wenig alle Wundereintheilungen, welche zwischen jener in die schwarze und weiße Magie und der in mittelbare und unmittelbare Wunder liegen mögen. Aber ich möchte, analog dem leider! jetzt in das Gebiet der historischen Erdichtungen verwiesenen Worte des Kaliphen Omar, als er, den Koran zu ehren, die alexandrinische Bibliothek verbrennen ließ, sagen: wäre in einer der bisherigen Wunderdefinitionen und Distinctionen die rechte gefunden oder, wenn sie gefunden war, in der rechten Klarheit aufgestellt worden, so müßte der Mirakelstreit — und zugleich ein anderer noch viel wichtigerer — längst entschieden und ins Reine gebracht seyn. So erlasse man mir denn eine Kritik der bisherigen Verhandlungen über den Wunderbegriff und vergönne mir, für den Augenblick wenigstens und für meine gegenwärtige Untersuchung, die ganze große Wunderbibliothek alter und neuer Zeit als den Flammen übergeben zu betrachten. Ich werde zuletzt schon Gelegenheit finden, die fünf Nummern meiner Recension als Brände aus dem Feuer zu retten.

Es ist doch merkwürdig, daß alle Zeiten, alle Länder, alle Völker ihre Wunder haben, und noch merkwürdiger, daß in unsrer klaren, hellen, lichten Zeit gerade, da, wo es der allmächtig gewordenen Vernunft gelungen schien, die Welt der geistigen Kräfte unter die Schneelavine des Materialismus und einer körperlichen Causalität ganz und gar vergraben zu haben, der Mirakelsput im Magnetismus, in politischer und unpolitischer Wahrsagerei, in Wunderheilungsversuchen ꝛc. durch die mächtige Bedeckung mit einer fast noch nie erlebten Heftigkeit durchbrechen mußte. Ganz vorzüglich merkwürdig bleibt aber dieß, daß dieselben, welche im Ueberschwang des äußern und natürlichen Wissens alle Verwandtschaft für die geistige Seite des Lebens verloren zu haben schienen, die Mirakel gar hoch aufnahmen. Sie gerade fielen über ihre Erscheinung mit einem Ernst her, der fast auf die Vermuthung brachte, als hätten sie kein gutes Gewissen und als sei es bei ihnen mit der gerühmten Besiegung des Grauens vor der Geisterwelt gar nicht weit her. Freilich schliefen die nämlichen gar bald auch wieder auf dem Flaum ihres Gemeinsatzes: die Geisterwelt muß endlich doch so ganz verschlossen werden, daß man nun nichts als Faßliches und Greifliches mehr übrig behält, recht triumphirend ein. — Etwas aber wird unser Befremden gemindert, wenn wir uns erinnern, daß in der Zeit der Kaiser im römischen Reiche, wo der Coloß dieses Staats im Uebermaas der Cultur sichtbar seinem Untergang entgegenreifte, in dieser Zeit, die in gar mancher andern Beziehung mit der unsrigen die größte Aehnlichkeit hat, die Zeichen- und Wundersucht im Haschen nach Prodigien, im Aufsuchen alter und neuer Prophezeiungen u. s. w. zu einer Blüthe gelangte, die sie vorher nie erreicht hatte und die selbst die Kaiser bestimmte, deutsche Druidenfrauen nach Rom prachtvoll geleiten zu lassen.

Ich will auf einem ganz neuen Wege dem Wunderbegriff nachgraben. Ich rühme mich — und möge mir nur niemand eine petitio principii vorwerfen — eine Entdeckung, eine eigentlich neue Erfindung gemacht zu haben. Aber es geht mir hier, wie dem Dichter, der in dem Augenblick der Begeisterung selbst nicht über das, was er verkündigt, urtheilen kann, weil der Gott ihn besitzt. Ich kann nicht sagen, wie viel Scherz oder Ernst in meiner Mittheilung liegen wird. Der Leser wolle durch meine Offenheit sich nicht vornherein einnehmen lassen, aber dann auch selbst das Verhältniß der Mischung bestimmen.

Man hat im Lichte, einmal, der neuern sogenannten physischen Weltbetrachtung und, dann, der in unsern Tagen bis zur höchsten Vollkommenheit getriebenen Beobachtungen über die dynamischen Gesetze der Natur eine Menge Kräfte entdeckt, die, sonst wohl schon geahnet aber nie in ihrer ganzen Klarheit erkannt, jetzt erst zur vollen Anerkennung gelangt sind. Die Physik und Chemie unsrer Zeit glänzt von neuen Namen und Titeln, die ihren hohen Rang vor den ähnlichen Wissenschaften bei Griechen, Römern und Arabern außer allen Zweifel setzen. Mag manches, fälschlich und unsrer Entdeckungslust zu Liebe rein erdichtet, gleichwohl als wahr und neu eingepascht worden seyn, der Hauptsache thut dieß doch keinen Abbruch und ich will es recht gern ertragen, wenn man in seiner Manie so weit geht und etwa, ähnlich dem Linnéschen Pflanzensysteme, die Menschen nach Class. I. a. b. c. Class. II. a. b. c. u. s. w. ordnet, oder die alte Rede: der Mensch besteht aus Leib und Seele, corrigirt und vornehm unwissend das vorlängst abgethane Neuplatonische: er besteht aus Leib, Seele und Geist, als neu aufwärmt. Genug — unsre Dampfmaschinen und Gasbeleuchtungen und Voltaischen Säulen wird dies alles nicht um ihren Charakter der Neuheit bringen. — Ich aber verdanke es gewiß dieser Richtung unsrer Zeit und meinem durch sie gerade auf diesen Punkt geleiteten Nachahmungstriebe, eine neue Kraft, ein neues bisher wohl schon in seinen Wirkungen vielfältig bemerktes aber doch seinen Gesetzen nach noch nicht erkanntes Agens entdeckt zu haben. Es herrscht gar gewaltig durch die ganze Natur, aber weil es der Form seiner Erscheinung nach, die Natur recht feindlich zu bekämpfen scheint, so hat es bisher die Beobachter mit einem rein transcendentalen Schein fortwährend geäfft und ist so in seiner von der Natur

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 152.

3. Juli 1822.

Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. Tüb. Cotta, 1822. 8. 155 S. u. XII.

Bei allem Lobe, das man den sogenannten Minnesängern in Deutschland seit der erneuerten Bekanntschaft mit ihnen angedeihen ließ, war man doch bisher fast allgemein gewohnt, in ihnen weniger einzelne poetische Persönlichkeiten zu suchen, als vielmehr alle miteinander für eine und dieselbe schöne, jedoch etwas einförmige Offenbarung des Idealeren in ihrem Zeitalter zu halten. Minne, Ritterlichkeit, Religion und einfältiger Natursinn beseelt freilich die Lieder des Einen wie des Andern. Daß man aber wenig Andres in ihnen sah, und weder einen Spiegel des welthistorischen Lebens ihrer Zeit, noch ihrer eigenen Individualität in ihnen erkannte, war doch bei manchem dieser Sänger weniger ihre Schuld, als die des Lesers oder auch des Blumenlesers und Mittheilers aus ihnen. Denn diese beiden gaben und lasen nur das, was an und für sich selbst verständlich, nach Sinn und Sprache am leichtesten zu entziffern war, und das sind unstreitig jene allgemeinern Ideen, Gefühle, Naturschilderungen; das Schöneigene, nicht so leicht Enträthselbare, was tiefere Kenntniß der Sprache, umfassendere Studien in der Geschichte jenes Zeitalters erforderte, und was die Meisten auf den ersten Anblick als etwas für unsre Zeit sinnlos gewordenes aufgaben — blieb vergessen und ward bei Seite gelegt. Es ist daher nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß der geistreiche Mann, den wir bisher nur als Dichter kannten und liebten, mit dieser kleinen Schrift, in welcher er die Resultate eines höchst mühsamen und gründlichen Studiums kurz, gediegen und anspruchslos dem Gelehrten, wie dem Ungelehrten genießbar vorlegt, zu einer genaueren und lebendigen Kenntniß jener Sänger der Minne, einen neuen Grund gelegt hat. Besonders erbaulich aber ist es, daß er selbst auf demselben fortbauen will und uns den gegenwärtigen Versuch als eine Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache ankündigt. Er klagt mit Recht in der Vorrede darüber, „daß über der fortschreitenden Erforschung des poetischen Gesammteigenthums in Sage, Bild und Wort das Besondre, wie es aus der Eigenthümlichkeit von Zeit und Ort, aus der persönlichen Anlage und Neigung des Dichters hervorgeht, allzusehr vernachlässigt worden sey. Und doch gewinnt schon die Zeitgeschichte überhaupt, das merkwürdige Zeitalter der Hohenstaufen, das uns Jahrbücher und Urkunden nur in politischer Starrheit darstellen, dann erst die rechte Farbe und Lebenswärme, wenn wir es in der Einbildungskraft und dem Gemüthe der Dichter abgespiegelt sehen. Vom Thunersee bis zur Insel Rügen, vom adriatischen Meere bis nach Brabant ziehen sich die Straßen des altdeutschen Gesanges. Ueberall Fürstenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöster, wo Sänger und Sängersfreunde hausen oder herbergen. Es ließe sich eine reiche Landcharte des poetischen Deutschlands entwerfen. Der Dichter aber, dessen Leben und Charakter der Verfasser zu schildern unternommen hat, schien ihm vorzüglich geeignet, diese Richtung für das Erforschen der altdeutschen Poesie zu bezeichnen, die noch mit besonderm Eifer zu verfolgen ist; und von keinem aus der Zahl jener Sänger, dürfte — meint er — die Forschung eher ausgehen, als von Walther von der Vogelweide, der auf seinen vielfachen Wanderungen allwärts Berührungen anknüpft, und dessen langes, liederreiches Leben einen für die Poesie so merkwürdigen Zeitraum umfaßt. —

Der umsichtige Verf. antwortet mit etwas ängstlicher Sorgfalt auf die mancherlei Einreden, die er gegen sein Unternehmen erwartet, unter andern auf den Einwurf, daß durch eine erschöpfende kritische Ausgabe seiner Lieder denn doch das Bessere für den alten Dichter geschehen würde. Wir sind aber nicht nur vollkommen damit zufrieden, wenn er darauf erwidert, daß doch Geist und Zusammenhang des Ganzen erst gehörig erkannt seyn müsse, wenn jedes Einzelne sein rechtes und volles Licht erhalten solle, sondern wir denken, daß das deutsche Publicum ihm besonders Dank wissen wird, daß er — der die umfassendste kritische Bekanntschaft mit seinem Dichter auf jeder Seite beweist — auf den Grund seiner Gelehrsamkeit ein Gebäude errichtet hat, das auch der Laie bewundern und bewohnen kann, während sonst in Deutschland die Gelehrten nicht so viel Selbstverleugnung und Liebe zu der hülfsbedürftigen Menge besitzen und immer nur wieder für Gelehrte bauen. Dadurch aber, daß Uhland in diese umfassende Darstellung, die er uns von Walter's Leben und Wesen liefert, mit seinem Dichtertact und Geschmack überall ganze Gedichte oder bezeichnende Stellen in die Darstellung verwoben hat — erfährt und begreift das Publicum mehr von dem Dichter und seinen Liedern als aus der vollständigsten Ausgabe.

Der erste Abschnitt der Schrift, obgleich an

sich mehr und gründlich mit der unsichern Herkunft des Dichters und seiner Jugend beschäftigt, zeichnet doch schon im voraus das Bild seines Lebens aus der einzigen Quelle desselben, aus seinen Liedern. „Walther hat seine Persönlichkeit nicht in der alten Heldensage des deutschen Volkes untergehen lassen, noch seine Kunst dem Ritter- und Zaubermährchen vom heiligen Gral, von der Tafelrunde u. s. w. zugewendet, sondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hierbei hat er wieder nicht blos den Mai und die Minne gesungen, vielmehr ist er gerade der vielseitigste und umfassendste unsrer ältern Liederdichter; er behandelt die verschiedensten Richtungen und Zustände der menschlichen Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besondern Leben das öffentliche, er knüpft seine eignen Schicksale an die wichtigsten Personen und Ereignisse der vielfach und stürmisch bewegten Zeit." Doch ist sein Auftreten auf der Weltbühne unscheinbar, und unser Verfasser verlegen, wie er ihn nur in die Welt einführen soll. Die mühsamsten Untersuchungen geben am Ende als Resultat nicht viel mehr, als den Wunsch, ihn aus dem sangreichen Stifte Sanct Gallen, wo vielleicht die eigentliche Quelle der schwäbischen Liederkunst zu suchen ist, mit andern Minnesängern, von welchen es gewisser ist, als dessen Lehns- und Dienstmann ausgehen lassen zu können, und nach allen Forschungen über den Namen Vogelweide bleibt dem Verf. noch immer die Frage übrig: ob nicht der Name ein dichterisch angenommener oder umgewandelter sey? Der Dichter selbst gedenkt seines Geburtslandes nur einmal, ohne es zu nennen. Die erste bestimmtere Ortsbezeichnung ist es, wenn er meldet: In Oesterreich lernte ich singen und sagen. Und damit tritt der Biograph auf historischen Boden, dessen häufige Lücken er aus dem innern Leben des Dichters sinn- und kunstreich ausfüllt. —

Walther war von Adel, aber schwerlich von angesehenem. Er klagt öfters über seine Armuth und scheint aus der Kunst des Gesanges ein Erwerb haben machen zu müssen. Unser Verf. unterscheidet zweierlei Zeiträume, in welchen der Dichter am Hofe der Fürsten von Oesterreich aus babenbergischen Stamme gelebt hat; unter Friedrich dem Katholischen (Herzog v. 1193—98) und unter Leopold VII. dem Glorreichen (vor 1217), beides Söhne von Leopold VI. dem Tugendreichen, Herzog von Oesterreich und Steyer. Mit Friedrichs Tode auf der Kreuzfahrt (1198) ging dem Dichter vieles zu Grabe: „Da drückt' ich meine Kraniche (Schnabelschuhe) tief in die Erde, da ging ich schleichend wie ein Pfau, das Haupt hängt' ich nieder bis auf meine Knie." Der Zeitraum, in den seine Jugend gefallen, zeigt sich uns im Wiederscheine seiner spätern Lieder. „Hievor war die Welt so schön!" ruft er klagend aus. O weh, daß er nicht vergessen kann, wie recht froh die Leute waren! Soll das nimmermehr geschehen, so kränket ihn, daß ers je gesehen. Jetzt trauern selbst die Jungen, die doch vor Freuden sollten in den Lüften schweben!" — Ob Walther, außer dem Unterricht in der Kunst des Gesanges, irgend eine Art von gelehrter Bildung genossen, ist nicht ersichtlich. Das Leben hat ihn erzogen, er hat gelernt, was er mit Augen sah; das Treiben der Menschen, die Ereignisse der Zeit waren seine Wissenschaft. In den auf uns gekommenen Liedern erscheint er als ein Mann von gereiftem Alter, und in mehreren erscheint er am Ziel seiner Tage. Seine Gedichte tragen im Allgemeinen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernstes, der Betrachtung.

„Ließen mich Gedanken frei,
So wüßte ich nicht um Ungemach"

spricht er. Er stellt sich uns in einem seiner Lieder dar, auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, und so über die Welt nachdenkend. Damit bezeichnet er treffend das Wesen seiner Dichtung, und sinnreich ist er in zwei Handschriften vor seinen Liedern in dieser Stellung abgebildet.

Im zweiten Abschnitt unsrer Schrift treffen wir den Dichter schon im Conflict mit der politischen Welt. Kaiser Heinrich VI. war gestorben, sein dreijähriger Sohn Friedrich blieb unter Vormundschaft des Papstes, als König in Sicilien. Die deutsche Krone ward ihm, obgleich anerkanntem Nachfolger des Vaters, vom Papst und von den Fürsten verweigert, und der langwierige Kampf der Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig begann. Mehrere Lieder des Dichters, die uns der Verf. vorführt, beziehen sich auf diese Ereignisse: ernstes Nachdenken über die Zerrüttung des Vaterlandes, Anklage des Papstes, dessen Umtriebe den Zwiespalt herbeiführt, Aufruf an Philipp, der Verwirrung ein Ende zu machen. Noch im Frühjahr 1198 konnte Walther in einem hochschwebenden Liede seinen Jubel über Philipps Krönung aussprechen. Das angenehme Bild, das er in diesem vom Könige entwirft, stimmt auffallend mit der Beschreibung der urschwäbischen Geschichtsbücher zusammen. Die Milde (Freigebigkeit), die Walther dem König empfiehlt, hat dieser bis zu seinem eignen Verderben geübt, und nicht verhindern können, daß gleich nach seiner Krönung der Welfe Otto als Gegenkönig aufgestellt wurde, mit dem er bis an seinen Tod zu kämpfen hatte.

Mit stets düsteren Farben malt jetzt Walther die Gegenwart, klagt um die alte Ehre und die getreuen Sitten, über die Entartung und Zuchtlosigkeit des jüngern Geschlechts, hält den bürgerlichen und sittlichen Verfall seines Vaterlandes dessen früherem Glanze entgegen. Daß auch hierin die Geschichte Walthers Poesie das Zeugniß der Wahrhaftigkeit gibt, beweist unser Verfasser.

Noch enthält dieser Abschnitt ein farbenhelles Gemälde, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich, in welchem der Dichter den Kirchgang des neuvermählten Königs Philipp V. mit seiner Gemahlin, der griechischen Irene, schildert:

Es ging ein's Tages, als unser Herr ward geborn
Von einer Magd, die er sich zur Mutter hat erkorn,
Zu Magdeburg der König Philipp schöne.
Da ging ein's Kaisers Bruder und ein's Kaisers Kind
In einer Wat *), wie auch der Namen zweie sind;
Er trug des Reiches Zepter und die Krone,
Er trat viel leise, ihm war nicht jach;
Ihm schlich eine hochgeborne Königinne nach,
Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Gallen. u. s. w.

Kurze Zeit nachher fiel Philipp durch Mörderhand, und Irene, die Rose ohne Dorn, verwelkte an Kummer über seinen Tod. —

Zum Beweise, daß Walthern unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des Vaterländischen gebühre, schließt der Abschnitt mit einem begeisterten Liede desselben zum Preise des deutschen Landes.

Der dritte Abschnitt begleitet Walthern auf seinem Wanderleben. Denn um Unterhalt und Lohn zu finden, mußten die Sänger den Höfen und Festlichkeiten gefangliebender Fürsten nachziehen; und solche Wanderungen waren überdies nothwendig, wenn sie sich selbst Anerkennung, ihrem Liede Wirksamkeit verschaffen wollten. Walther reist zu Pferde, vermuthlich die Geige mit sich führend. Auf solcher Fahrt finden wir ihn bei Hermann, Landgrafen in Thüringen, einem fürstlichen Freunde der Dichtkunst, nach des Verfassers Berechnungen wahrscheinlich ums J. 1207, in welches der Dichterstreit auf Wartburg, in dessen untergeschobener Beschreibung Walther auftritt, von den thüringschen Chroniken gesetzt wird. Höchst charakteristisch ist die Beschreibung von dem lustigen Studentenleben an diesem Hofe, das die kunstreiche Mosaik unsers Biographen aus Walthers Liedern uns zusammenkittet:

Der Landgraf ist so gemuth,
Daß er mit stolzen Helden seine Habe verthut,
Der jeglicher vielwohl ein Kämpfe wäre.
Mir ist seine hohe Art wohl kund,
Und gälte ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Da stünde doch nimmer Ritters Becher leere!

Nicht minder, aber auf eigenthümliche Art, lobt er den Grafen von Katzenellenbogen um seine Milde, die überhaupt den begehrlichen Sängern jener Zeit der Fürsten erste Tugend ist. Den unmilden Herrn werfen sie einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart, wie der Mysner droht.

Geld, Auslösung der für Zehrung versetzten Pfänder, Pferde, Kleider waren der Lohn der Sänger. — Doch beweisen viele Stellen aus Walthers Liedern nicht blos, daß er jene Tugend der Milde, sondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen gesetzt und sich einen freien Blick und würdigen Sinn erhalten. Aus drei Liedern dieses Sinnes heben wir das herrlichste aus:

Wer ohne Furcht, o Herr Gott!
Will sprechen deine zehn Gebot',
Und brichet die, das ist nicht wahre Minne.
Dich heißet Vater mancher viel,
Der mich zum Bruder doch nicht will;
Der spricht die starken Wort' aus schwachem Sinne.
Wir wachsen all' aus gleichem Dinge,
Speise frommet uns, sie wird ringe,
So sie durch den Mund hinfährt.
Wer kann den Herren von dem Knechte scheiden,
Der ihr Gebeine bloßes funde,
(Hatt' er gleich der Lebenden Kunde,)
So Gewürme das Fleisch verzehrt?
Ihm dienen Christen, Juden und Heiden,
Der alle lebende Wunder nährt!

Alle Laster der Höfe verabscheut er. Ihm grauset, wenn ihn die Lächler anlachen, denen die Zunge honiget und das Herz Galle hat. Ein Schreckenmal säh' er gern an Manchem, der sich dem Manne windet aus der Hand, recht wie ein Aal. Des Mannes Muth soll fest- seyn als ein Stein, an Treue grad' und eben wie der Stab am Pfeile.

Bei aller dieser Strenge erscheint dennoch sein Innerstes ungemein weich und milde. Aengstlich sucht er vorzubeugen, daß sein Straflied nicht mit den Schuldigen zugleich die Unschuldigen verletze. Er ist den Bösen versöhnlich, wenn sie sich bessern wollen. Er duldet Unfuge, an denen er sich rächen könnte; denen, die im Winter ihm Freude benommen, wünscht er doch, daß die Sommerzeit ihnen wohl bekommen möge.

Seine gedrückte Lage, seine Abhängigkeit hat ihn eingeschüchtert, und er lebt sein wahres Leben nur in der Einsamkeit und Heimlichkeit des Gemüths. Leid und Freude verheelt er. Sich selber zwingen ist ihm die höchste Tugend.

Im vierten Abschnitte treffen wir unsern Dichter, im Kampfe Otto's IV. und Friedrichs II. auf der Seite des letztern, mit welchem er Otto spottend mißt, und von dem er sich ein Reichslehen ersingt. Denn er ist des irren Lebens müde: Wirth und Heim sind zween unschämeliche Namen. — Drum ruft er auch dankend und jubelnd:

Ich hab' mein Lehen, all die Welt! ich hab' mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht den Hornung an den Zehen *)
Und will all böse Herren desto minder flehen! — —

Erst der fünfte Abschnitt behandelt Walthers Minnesang. Von Vögelein, von der Heide, von Blumen und schönen Frauen verspricht Walther dem König zu singen, wenn ihm eine Heimath geschaffen würde. Damit bezeichnet er die Bestandtheile des Minnesangs. So finden sich denn auch bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minnelieds. Aber wenig Geschichtliches ergibt sich aus diesen Liedern für des Dichters Leben. Mit behutsamer Schalkheit neckt er seine Leser; kaum ahnen können wir, daß er nicht nach hohem Stande geliebt, und nur Einmal entfährt ihn ein Name:

Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen stehen,
Sie werde denn heil von Hiltegunde.

Von sich selbst gesteht Walther, daß er nicht aller Männer schönster sey; sein Haupt sey nicht allzuwohlgethan. Es nimmt ihn Wunder, was ein Weib an ihm ersehen. Nur auf Fuge (Sitte, auch Kunst) versteht er sich ein Weniges.

In Allgemeinen hat er von der Minne einen hohen Begriff. Minne ist ihm ein Hort aller Tugenden, ohne Minne wird nimmer ein Herz recht froh, und ohne Minne kann Niemand Gottes Huld erwerben. Von Weibesgüte singt sein Mund; von deutscher Frauen Lob ist er voll. Der Gedanke an gute Frauen ist ihm ein Trost in böser Zeit.

Gleichwohl ist es nicht die tiefere und anhaltende Leidenschaft, die zärtliche Innigkeit, das Versinken in Einem Gefühle, was Walthers Minnelieder auszeichnet, zumal mit denen eines Reimanns des Alten, oder Heinrichs von Monunge verglichen. Unser Verfasser läugnet sogar nicht, daß mehrere an Trockenheit leiden; daß Selbstbewußtseyn und Ueberlegung darin vorherrschend sind. Er erklärt und entschuldigt dies daraus, daß Walther den Minnesang bis in ein sehr vorgerücktes Alter fortgesetzt, und daß manche seiner Lieder dieser spätern Zeit angehören; am Ende

*) Kleid.

*) Die Winterkälte.

sagt er sich feierlich von der Minne los, die nichts weiter ist, als vom Fische der Gral, und wendet sich jetzt zu der steten, ewigen.

Doch bindet uns der Biograph aus den Minneliedern des Dichters eine Auswahl der farbigsten Blumen zum schönsten Kranze; er bestätigt damit das Lob, das er der sinnlichen Kraft seiner Darstellung, der Anschaulichkeit und dem Farbenglanz seiner Lebensbilder ertheilt. Wir setzen eines der stolzesten und tönendsten unsern Lesern zum Vorschmack her:

Durchsüsset und geblümet sind die reinen Frauen.
Es ward nie nichts so Wonniglicheſ anzuschauen.
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen,
Lilien, Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthau durch das Gras, und kleiner Vöglein Sang,
Das ist gegen solcher wonnereicher Freude krank.
Wo man ein' schöne Fraue sieht, das kann trüben Muth erfeuchten,
Und löschet alles Trauren an derselben Stund'.
So lieblich lachet in Liebe ihr süsser rother Mund,
Und Strale aus spiel'nden Augen schießen in Mannes Herzengrund.

In dem sechsten Abschnitt führt uns der Verfasser mit Walther an den wonniglichen Hof zu Wien zu Leopold VII., den dieser vielfach preist, und dessen glückliche Heimkehr aus dem Kreuzzug er feiert; ein Lebensabschnitt des Dichters, den Uhland aus des gleichzeitigen Ulrichs von Lichtenstein Selbstbiographie (Frauendienst), die vor einem Jahrzehend Tieck aus dem Grabe hervorgerufen, ergänzt und erläutert.

Der siebente Abschnitt handelt von Walthers Kunst und Kunstgenossen. Die anerkennenden Zeugnisse eines Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und späterer für unseren Dichter werden aufgeführt. Das Gepräge der Meisterschaft erkennt der Verfasser an den Liedern Walthers vornehmlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenstand ist durch die Form harmonisch begrenzt, und die Form ist durch den Gegenstand vollständig ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit Formen ist Walther zu gedankenreich. Eben dadurch sind auch seine Formen in der Mannichfaltigkeit einfach. Diese Bemerkung wird mit den Resultaten eines äußerst sorgfältigen Studiums seiner Lieder, in Beziehung auf das technische der Sylbenmaße und Reime reichlich belegt.

Die Kunst ist Walthern eine hohe Sache. Vielfältig entrüstet er sich gegen die Verderber und Entwürdiger derselben. Seiner eignen Meisterschaft ist er sich bewußt.

Noch werden seine Verhältnisse zu andern Meistern, zu Missener und Reinmar dem Alten erwähnt, und endlich sucht der Verfasser die Stelle zu bestimmen, die Walther in der Geschichte der deutschen Dichtkunst überhaupt einnehme. „Sein dichterisches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendste Zeit der altdeutschen Liederkunst. Er reicht hinauf in die erste Blüthe des Minnesangs, im letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts, er reicht hinunter in den Uebergang dieser Dichtungsweise zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreizehnten; ja, er selbst erscheint als derjenige, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantasie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit sie vermögend seyen, die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche zu fassen."

(Der Beschluß folgt.)

Der neue Achilles. 1821, Cölln, in Comm. bei Bachem.

Das Büchlein hat einen gar lieben Reisespruch an der Stirn und zeichnet so gleichsam einen Wechsel an jedes gefühlvolle Herz, das die Schuld gern anerkennen wird.

Ich zieh' hinaus in alle Welt
Nach dem, was Jedermann gefällt,
Nach — Geld!

Ich gehe dreist an jede Thür
Und bettle dort und bettle hier,
Wofür?

O nicht für mich; zu Wittwenbrot,
Zum Männerlabetrunk in Noth —
Und Tod u. s. w.

Schon der Titel zeigt, daß der Schauplatz dieses Romans (oder wäre es wirklich Wahrheit, was wir lesen?) Griechenland ist, und wahrscheinlich bezieht er sich darauf, daß der Held der Geschichte Leontes, wie der Achilles des Alterthums, aus Weiberkleidern hervorgeht. Doch hat hier diese Maskerade und die sich darauf gründende Metamorphose einen etwas andern Grund, als es mit dem alten Achilles der Fall war: die Mutter des Leontes, die zu Tricala in Thessalien lebte, verbarg diesen, als die Türken zu wüthen anfingen, in weibliche Kleider, um ihn vor der Hand dem Tode zu entreißen, den die Türken allen griechischen Jünglingen geschworen hatten, und starb mit den Worten: „Lebe für dein Vaterland!" Und er thats. Also verkleidet, wird er mit einem griechischen Mädchen, Pholoe, von einem vornehmen Türken gekauft; durch einen lieblichen Traum gestärkt und begeistert, ermordet er diesen, als er mit lüsternen Blicken die jugendliche Schönheit der Pholoe anstaunt, zu welcher der Jüngling eine heftige Liebe fühlt; sie finden in einem Diener des Türken einen Deutschen, einen Renegaten und alle drei fliehen — Nachts, während sie ausruhen von den Mühen des Tages, wird Pholoe von unbekannter Hand ihnen entrissen, all' ihr Suchen ist vergebens — doch du, lieber Leser, beruhige dich, sie ist in guten Händen. Leontes wirft nun seine falsche Hülle ab und bewaffnet sich mit Muth für sein Vaterland — da stoßen sie plötzlich auf Türken, man greift sie, aber des Nachts erscheinen Griechen und beide werden errettet. Das Häuflein schifft sich ein — aber bald gewahren sie eine feindliche Galione — man greift sie an — nimmt sie, doch Leontes muß seine Unerschrockenheit mit dem rechten Arme bezahlen; er hat aber mit diesem Opfer seine Pholoe, die in jener Nacht von ausgesandten Boten ihres Vaters ausgespürt worden war, und ihren Vater selbst, Scipio Maurocordato, aus den Händen der Barbaren gerettet. Und auch für sich gerettet! Der Vater gibt zu dem Bunde der Liebenden seine Einwilligung, aber zugleich den Rath, nach Frankreich zu schiffen, damit Leontes sich dort könne heilen lassen und dann zurückkehren zum Kampfe für's Vaterland.

Dies der einfache Gang der hier erzählten Begebenheit; als eine Episode muß man die Einweburg Wondels, jenes Deutschen, betrachten, der, von früher Jugend an von der Größe Napoleons hoch begeistert, viel gute, wahre Gedanken über diesen erhabenen Todten ausspricht, wenn gleich bei mancher Aeußerung des närrischen Alten der Mund sich unwillkürlich zum Lächeln verziehet. Das Ganze ist angenehm erzählt, nur möchte der Schluß als unbefriedigend erscheinen. Eingeflochtene Raisonements, über den Kampf der Hellenen S. 76 u. a., ausgesprochene schöne Gefühle und edle Grundsätze machen es nicht weniger anziehend, als die Thatsachen Interesse erregen, und die Absicht des Verfassers kann bei der Lectüre nicht unbeachtet bleiben.

14.

so treulich gepflegten und genährten Wurzel ganz verkannt worden. Man stelle es in seinen einfachen Zügen klar und unbefangen hin, und auf einmal wird es Licht in das Wundergewirre bringen und — mirabile dictu! — das Wunder als solches recht natürlich machen. — Quid tanto feret hic promissor dignum hiatu?! — —

Um es kurz zu sagen und dem Kinde sofort den Namen zu geben — meine neuentdeckte Naturkraft ist die Wunderkraft; und möge sie denn, wenn sie erst eine Zeitlang, wie die Elektricität, der Galvanismus, der Magnetismus u. s. w. vergebens versucht haben wird, die Tauben hörend und die Blinden sehend zu machen, einer vernünftigen materia medica, einer besonnen Jatrik überliefert werden, um, wenn der erste Sturm vorüber, die Schaumblasen der ersten Freude über das ἕυρηκα zerplatzt sind, sodann von dem besonnenen Ernst der Deutschen gebraucht zu werden, wozu sie sich eben brauchen läßt.

Hat Kluge seinen thierischen Magnetismus, wenn ich nicht irre, schon in dem redenden Bileamsesel und den Moseswundern u. s. w. vorgebildet gefunden und ihn dann geschichtlich als einen Passagier, als einen wandernden ewigen Juden nachgewiesen, der durch die Jahrtausende, welche die Welt steht, incognito gereist ist, bis ihn die verbesserten Mauthintendanzen und Polizeiaufsichten der neusten Zeit endlich entlarvet haben, so möchte mir es noch viel leichter werden, etwas Aehnliches für meine Wunderkraft nachzuweisen. Das gestehen mir wohl alle zu, das findet niemand paradox, wenn ich behaupte, jeder Mensch habe zu aller Zeit seine eigne Wunderwelt gehabt und also — wenn die Wirklichkeit meiner Wunderkraft bewiesen ist — von dieser eben so wohl eine Partikel in sich, wie er fast alle Gasarten und Extractivstoffe in sich trägt. Damit aber wäre ja die geschichtliche Universalität meiner neuen Kraft erörtert, und — ich will es gestehen — ich bin zu warm von der Freude über meinen Fund, als daß ich mich zu andern, kalten geschichtlichen Expositionen jetzt schon aufgelegt fühlen sollte. Vielleicht werde ich ein instar omnium solcher Nachweisungen in der Relation über meine fünf Wunderactenstücke ganz am Ende noch geben können

Man hätte mir gewiß den Ruhm der Erfindung schon längst vorweg genommen, wenn man darauf achtsam gewesen wäre, daß in allen Wundern, vom flammenden Cherub bis zur allerneusten psychischen Heilung, zwei Elemente unverkennbar, unleugbar sind, das Ungewöhnliche der äußern Erscheinung und das Ungewöhnliche der die Erscheinung wirkenden Kraft. Weil man in der Regel bloß jenes anerkannte — denn das weiß jeder und sagt jeder, daß man über eine gewöhnliche Erscheinung sich nicht wundert — dieses aber, das Ungewöhnliche in der Kraft, ganz übersah, indem man, einseitig genug, gar nicht daran dachte, daß, außer der Erscheinung, gar wohl noch etwas anderes im Wunder ungewöhnlich seyn könne und seyn müsse, so stellte man in seiner verworrenen, träumerischen Befangenheit die das Wunder wirkende Kraft als eine der Natur entgegengesetzte hin und hatte sich so freilich die Möglichkeit sogar, auf meine Entdeckung zuzukommen, abgeschnitten. Ich bemerke vorläufig: ist im Wunder die Erscheinung und die sie wirkende Kraft, beides ungewöhnlich, so gehören nichts desto weniger doch immerhin beide der Natur an, denn dadurch, daß etwas ungewöhnlich ist, verläßt es nicht den Boden der Natur — und nun erst läßt sich eine vernünftige Frage an die Mutter aller Dinge richten, auf die sie, die nur in Thaten redet, für diesen Fall, im Experimente, gewiß eine Naturkraft zur Antwort geben wird.

Wie hat man sich von jeher mit der Erklärung des Unbegreiflichen geplagt und dachte immer nicht daran, daß man freilich das Unbegreifliche nimmermehr wegbringen kann, dagegen aber, wenn es erklärt werden soll, in eine endlose Sisyphus- und Danaidenarbeit gerathen muß. Die Menschen wissen, daß sie die Finsterniß weder mit Licht noch ohne Licht sehen können, und sie wollen sie doch immer sehen. — Am thörichtsten war es, daß man sich einbildete, für das Wunder den rechten Ausdruck gefunden zu haben, wenn man seine Erscheinung allein eine unbegreifliche nannte. Da ging es dann ganz natürlich zu, daß die Verständigen die Wunder verlachten und verspotteten, und die Unverständigen zu Schwärmern, strafbaren Geheimnißkrämern wurden, die unschuldiger, wenn sie als Selbstbetrogene auftraten, nichts destoweniger aber gleich verderblich, mitunter sogar noch verderblicher waren, als absichtliche Betrüger. Exemplum in promtu! — Beide, die Verständigen und Unverständigen, begingen eine petitio principii und nannten das Wunder ein unbegreifliches blos darum, weil sie weder dies noch jenes begriffen.

Was ist in der ganzen Natur, oder lieber, in allen Erscheinungen das Wirkende, die Kraft? Immer ein Unbegreifliches, nämlich das Uebersinnliche, der belebende Geisteshauch — Gott! — die Erscheinung im Wunder und im Nichtwunder ist eine äußere, nach Ursach und Wirkung verknüpft; aber der bis in die feinsten Bande so gut wie in den Anfang derselben eindringende, sie schlingende, haltende, schaffende Grund — wo kannst du ihn aufzeigen? — wo ihn suchen? wie ihn erklären und deuten? — Er ist Gott, der Unbegreifliche.

Unglücklicher Misgriff, im Unbegreiflichen distinguiren, einen Unterschied machen wollen — unmittelbares und mittelbares Wirken Gottes für anders als blos formal verschieden halten und nun sich der optischen, dialektischen Täuschung hingeben, als sei ein mittelbares Wirken Gottes weniger unbegreiflich, als ein unmittelbares. Sieht man irgendwo, wie Sophistik den schönen Kunstgriff des Weiterhinausschiebens geschickt gebrauchen kann, um dem Volke Sand in die Augen zu streuen, so ist es hier. — Sind die Steine, ist das Holz, die Säge, das Beil ꝛc. unabhängiger als das Gebäude, das aus jenen und durch diese aufgerichtet wird? Belebt und erregt nicht erst der gleiche Geist und die gleiche Kraft das eine und die andern? und — so wenig oder so viel der Mensch bei diesem thut, so wenig oder so viel thut er auch bei jenen. Ins Unbegreifliche aber zieht sich in beiden Fällen die Wirkung zurück, ins Unbegreifliche, das selbst seiner Form nach das Indifferente, Ununterscheidbare ist. Daß die Wunderlampe des Morgenlands durch ihre Geister in einer Nacht den herrlichsten Pallast aufführen läßt, und daß das dürre Saamenkorn im Schoos der Erde erstirbt und Frucht bringt — das eine wie das andere ist, hinsichtlich der wirkenden Kraft, völlig gleich unbegreiflich, für uns eben so möglich als unmöglich, und keine Chemie wird aus ihren Stoffen und deren Verwandtschaft, und keine Teleologie aus ihren Absichten und Mitteln ein einziges fruchtbares Saamenkorn schaffen und construiren können. — Wenn im Anfang der Hauch Gottes die Welt belebte und jetzt seine lebendigen Worte (die Mittelursachen der Teleologie) die Geschöpfe ins Daseyn rufen — der Allgegenwärtige war damals, im Wesen, der Welt nicht näher, und auch jetzt noch ist er „nicht fern von einem jeglichen unter uns." Möget ihr aber den Causalnexus der Dinge noch so weit verfolgen und selbst die Cosmogonie aus einem Erstarren des Flüssigen erklären und die fluthende Atmosphäre zum schaffenden Hauch machen, der auf den bewegten Wassern des Anfangs schwebte — das unbekannte +, der irrationale Bruch, die verborgene Geistes-Gottes-Kraft, die ihr nimmermehr begreifen werdet, ja die selbst nichts weiter ist, als das Unbegreifliche selbst, bleibt euch so gut in dem letzten Gliede eurer Causalkette, als in dem ersten. „Der da pflanzet ist nichts und der da säet ist nichts, sondern Gott, der das Gedeihen gibt." (Die Fortsetzung folgt.)

Elegien des Propertius, übersetzt und erläutert von Friedrich Karl von Strombeck. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Braunschweig, gedruckt und verlegt von Friedrich Vieweg. 1822.

Daß nur Mönchsmoral und Heuchelei den Properz von den Schulen und Kathedern habe ausschließen und entfernen können, wie v. Knebel meint, dürfte vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit vielen Widerspruch finden, gegen welchen sich indeß jener geschmackvolle Uebersetzer geschickt zu verwahren wußte, indem er nicht die ganze Sammlung der auf uns gekommenen properzischen Gedichte, sondern nur eine reiche Aehrenlese aus derselben übertrug (Leipzig, bei Göschen, 1798). Diesem mit ausgezeichnetem Glücke begonnenen Versuch folgte bald ein zweiter. Herr von Strombeck gab 1803 eine vollständige Uebersetzung des ersten Buches; die erwartete Fortsetzung des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Unternehmens unterblieb aber, da der Verf., in der Vielseitigkeit seines Wirkens, bald im Staatsdienst beschäftigt war, bald in andern Feldern der Literatur verdientes Lob ärndete. Doch immer gleiche Treue für den Dienst der Musen führte ihn, nach fast zwanzigjähriger Unterbrechung, zurück zu dem lieblichen elegischen Dichter des augusteischen Zeitalters, der sich den Geständnissen des schwelgerischen Genusses nur überläßt, um in heißer Liebesglut seine Cythia zu verherrlichen. — v. St. läßt hier, nach sorgfältiger Durchsicht, mit mancher glücklichen Verbesserung, von neuem das erste Buch des Properzes erscheinen und fügt vier und zwanzig Elegien des zweiten, die zweite des dritten Buches, und die Königin der Elegien, Kornelia, hinzu, im löblichen Beharren bei den früher kundgegebenen Grundsätzen. Sein Streben ist, die vorgefundene Gedankenfolge mit möglichster Worttreue wiederzugeben, aber dabei die Muttersprache gebührend zu achten, nicht mit vermessener Willkühr deren Gesetze zu opfern, wie neuerlich mancher Uebersetzer in verfehlter Manier versuchte. So auch in Betreff der Versmessung und des Versbaues, deren strenge Regelmäßigkeit erst Berücksichtigung verdient, wenn die früheren Gebote der Sprache, der Gedankentreue und Klarheit erreicht sind. Es liegt in der Natur eines solchen selbständigen Strebens, daß mancher Schulmeister, bei genauer Durchsicht der mit so eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpften Ueberragungen der Gedichte des Properzes, manches zu tadeln finden wird, was bald verstößt gegen Ausprüche der Versmasregeln, bald gegen die Anmaßungen der Sprachwillkür. v. Strombecks Uebersetzerverdienst kann dadurch nicht gefährdet werden.

Zu näherer Prüfung des Vorhergesagten theilen wir hier den Lesern des Conv. Blattes eine Probe mit und wählen dazu die liebliche zwölfte Elegie des zweiten Buches, welche von Knebel also übertrug:

„Wahrlich, ein seltener Geist beseelte den Pinsel des Künstlers,
Welcher den Amor zuerst malte in Kindesgestalt!
Der sah ein, daß Verliebte mit unberathenen Sinnen
Leben, ein großes Gut leicht und im Scherze verthun.
Auch gab er mit gutem Bedacht ihm luftige Schwingen;
Ließ, wie des Menschen Herz, schweben im Fluge den Gott.
Schaukelt uns nicht die Wege der Liebe bald dahin und dorthin?
Ist die Luft, die uns treibt, irgend von sichrem Bestand?
Schicklich hat er ihn noch mit gegenspitzigen Pfeilen
Ausgerüstet, um ihn zierlich den Köcher gehängt:
Sieh, es trifft sein Geschoß noch ehe den Feind man gewahr wird;
Keiner geneset sobald, dem er die Wunde versetzt.
In mir stecket der Pfeil, mir blieb das kindische Bildniß;
Aber die Flügel sind ihm gänzlich entfallen bei mir.
Ach, er fliegt nicht davon! er sitzet fest mir im Busen!
Und mit meinem Blut führet er ewigen Krieg.
Was ergetzet es dich am trockenen Marke zu hängen,
Grausamer? schleudre den Pfeil irgend auf andere hin!
Steck' ein gesundes Herz mit deinem brennenden Gift an;
Nicht mich schlägst du, du schlägst doch nur den Schatten von mir.
Hast du diesen vernichtet, wer singet künftig dein Loblied?
Zwar ist die Muse leicht, doch dir ein ewiger Ruhm:
Laß sie das zierliche Köpfchen, die zarten Finger des Mädchens
Singen, ihr schwarzes Aug', und den bezaubernden Tritt." —

Strombeck übersetzt:

„Wer es auch war, der zuerst als Knaben gemalet den Amor,
Mit zu bewunderndem Sinn führte der Künstler die Hand.
Er erkannte zuerst, daß der Liebende sonder Bedacht lebt,
Daß er für nichtigen Dienst, herrliche Güter verthut.
Auch nicht bedachtlos hat er ihm luftige Schwingen gegeben,
Und mit menschlicher Brust mahlet er fliegend den Gott:
Darum, weil er umher uns schleudert auf wechselnder Woge,
Weil des Liebenden Wind nie mit Beständigkeit weht.
Auch mit Recht ist die Hand ihm mit zackigen Pfeilen gewaffnet,
Und von den Schultern hängt gnosisch der Köcher hinab,
Weil er uns Sichere trifft, eh wir den Feind noch erblicken,
Und verwundet von ihm, keiner Genesung erlangt. —
Sein Geschoß hat bewährt bei mir und die Kindesgestalt er,
Aber die Flügel fürwahr hat er verloren bei mir.
Weil er aus meiner Brust, o weh mir! nimmer entfliehet,
Und beständigen Krieg wüthend im Winte mir führt. —
Wie kann dir es behagen im trockenen Marke zu wohnen?
Amor, fühlst du noch Schaam, ziele nach Anderer Brust.
Triff mit giftigem Pfeil sie, die du noch nimmer berührtest,
Meinen Schatten, nicht mich, hast du ins Elend gestürzt.
Wenn du vernichtetest ihn, wer dann wird noch singen von Liebe?
Meine Muse ist zwar leicht, aber dein Ruhm nicht gering;
Sie, die das Haupt und die Finger und dunkelen Augen des Mädchens
Singt, und wie üppig der Fuß schreitet der Holden daher."

38.

Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint, außer den Beilagen, täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. Sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf nach Billigkeit in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt und solches vierteljährlich berechnet.

Noch wird bemerkt, daß die 4 Jahrgänge oder 8 Bände des Literarischen Wochenblatts (d. J. 1818, 1819, 1820 und 1821) zusammen für 12 Thlr. erlassen werden. Einzeln kostet dagegen der Band 4 Thlr.

Leipzig den 1. Juli.

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 153.

4. Juli 1822.

Gelehrte Lust und alter deutscher Fleiß.

Es ist in unsern Tagen, wo der wissenschaftliche Anbau mehr in die Breite, als in die Tiefe betrieben wird und wo viele den Musen dingpflichtige Junggesellen durch Zeitschriftstellerei und Fischfang in den trüben Lachen des Mysticismus verdorben werden, eine so seltne als erfreuliche Erscheinung, wenn man einen jungen Gelehrten sich in trockenen und gründlichen Arbeiten begraben, und mitten in den Wirbeln der Weltlust seine Cirkel ungestört erhalten sieht. Gerade in Residenzen und großen Städten, wo die reichsten Archive und Kunstschätze zu finden sind, ist das Talent der Gefahr sich zu versplittern und zu vernachläßigen am meisten ausgesetzt und selbst die Benutzung der in Masse vorhandenen Hülfsmittel hat ihre Störungen und Schwierigkeiten, welche man auf stilleren Musensitzen nicht kennt. Jedoch hat ein im Strudel der Welt mit seinem Nachen treibender Literator den Vortheil, daß er gegen den literarischen Skorbut — den Pedantismus — durch tägliche frische Geistesgenüsse gesichert und durch die rege Zugluft der Conversation von aller Anfechtung der mannigfaltigen Philisterkrankheiten befreiet wird. Wohl aber erfordert der wissenschaftliche Beruf ungeschwächte Geisteskraft zur Ausdauer und consequente Resignation zur Isolirung und nebenher einen Zufluß zeitlichen Vermögens (ob durch Erbe, eignen Fleiß oder fremde Großmuth — ist eins —), damit das Studium durch Nahrungskummer nicht gestört werde. Soll der lucubrirende Literator alles Oel für Minerva's Lampe selbst pressen, so bleibt ihm freilich zu tüchtigem Vorschreiten in den Studien wenig Zeit und Kraft und ob auch der wahre Genius mit dem unerschöpflichen Krüglein der Witwe zu Zarpat zugösse, so ist doch dieser so selten, als der Glaube in Israel und die auf den Broterwerb verwendeten Himmelsgaben gehen doch für die hohen geistigen Productionen verloren. Wie mancher treffliche Literator muß als Orbil, wie mancher als Corrector verkümmern! wie manches poetische Genie seinen Pegasus in die Roßmühle einer Zeitschriftsredaction einspannen! Ja selbst geniale Bibliothekare und Museeninspectoren haben zu wehren, daß der tägliche Bücherstaub das geistige Leben austrockne, daß die mikrologische Curatel mit kleinlichen Rücksichten die großen Amtszwecke vereitle und in der tautologischen Rolle des Cicerone Mark und Hirn sich verknöchere. Regierungen, welche grandiose Ansichten von der Literatur und Kunst haben, ehrliebende Monarchen, welche einsehen, daß nichts dankbarer sey, als die Pflegung des delphischen Hayns, können und sollen durch pecuniäre Unterstützung junger Gelehrten ein Vieles und Soviel in specie für die Wissenschaft thun, als sie in genere durch Erhaltung und Förderung der Schulen und Museen ins Werk setzen; ja selbst der reiche Privatmann kann durch, einige mäßige Renten kostende, Stiftung solchen lebendigen Bibliotheken mehr Dank und Ruhm bei der Mit- und Nachwelt verdienen, als wenn er Summen über Summen hingiebt, um die in den Hallen seiner Väter angehäuften Schätze todter papierner Weisheit durch Antiken und Manuscripte zu vermehren. —

Zu diesen Reflexionen veranlaßt mich Nr. 18 des Wiener literarischen Anzeigers 1822, worin unter der vielsagenden Rubrik „Gelehrte Lust und alter deutscher Fleiß" erzählt wird „daß Hr. Jul. Max. Schottky, durch mehrere, in den Jahrbüchern der Literatur, dem Hormayr'schen historischen Taschenbuche und andre in Wien gedruckte Aufsätze, insbesondre durch die im Ziska veranstaltete erste Sammlung Oesterreichischer Volkslieder — bekannt" eben Wien, wo er sich gegen 6 Jahre aufgehalten, verlasse, um von der Königl. Preuß. Regierung als Professor der deutschen Literatur und Sprache nach Posen berufen, dahin abzugehn. Zugleich wird von den Lebensumständen dieses jungen Gelehrten (er ist dermalen kaum über 25 Jahr alt) berichtet, daß er aus Kupp bei Oppeln gebürtig, sein Studium der Rechtswissenschaft sehr früh auf der Universität zu Breslau vollendet habe und von Hagen und Büsching in seiner Neigung zur altdeutschen Literatur ermuntert, nach Wien gekommen sey, um die dortigen Schätze zu benutzen: ferner daß offner Charakter, ehrenwerthes Streben und Anspruchslosigkeit ihm bald Gönner und Freunde erworben und großmüthige Unterstützung der k. preuß. Regierung ihn in den Stand gesetzt habe, Wunsch und Zweck seines Aufenthalts bestens zu fördern. Hierauf werden die dem Herausgeber des literar. Anzeigers bekannt gewordenen Früchte des Fleißes, welchen H. Schottky angewandt, aufgezählt — und wahrlich! wenn der Bericht, was man nicht bezweifeln darf, treu ist, so muß man vor der Assiduität und Werkthätigkeit dieses jungen Literators allen Respect haben.

Außer kleinen Reisen in verschiedener Richtung österreichischer Lande, welche Hr. S. unternahm, um

Sprache und Sitte des Volks zu studiren und Alterthümer und Literaturschätze in Klöstern und Schlössern aufzufinden, lebte er größtentheils in Wien, wo ihm die Benutzung öffentlicher und privaten Archive und Bibliotheken gestattet war. In dieser gegen 6 Jahre betragenden Zeit hat er für die preußischen Bibliotheken folgende Manuscripte geliefert: Titurell, in 44,000 Versen; Lancelot vom See, Rittergeschichte des 13ten Jahrhunderts; Die Abentheuer des Landgrafen Ludwig von Thüringen im gelobten Lande; Die Nibelungen; Eine Reimchronik des 13ten Jahrhunderts, über 20,000 Verse; Der Tristan; Ausführliche Auszüge aus Streins von Schwarzenau historischen Handschriften; Die Ravenna-Schlacht; Dietrichs Flucht zu den Heunen, beide aus dem Heldenbuche; Urkundenbuch des Stifts Gaming; und mehreres Andre, welches alles benebst den für seinen Privatgebrauch ausgearbeiteten Manuscripten (wovon nachher) über 30,000 Quartseiten beträgt. Berechnet man sonach die Dauer des fast sechsjährigen Aufenthalts auf 2000 Tage, so kommen auf jeden Tag wenigstens 15 Quartseiten Mundum, auf die ganze Zeit nach mäßiger Calculation 36 Millionen Buchstaben, und auf jeden Tag 18,000 Buchstaben. Hierzu wurde (auf 1 Buchstaben 1 Secunde gerechnet) täglich für 5 Stunden Sitzfleisch und mithin und ohne Zweifel die bleierne Seßhaftigkeit der alten Philologen und Polygraphen erfordert: wobei noch zu erwägen, daß in solcher Berechnung nicht in Anschlag gebracht worden, was von diesem Manuscript erst aus Concepten und oft mühsamen Extracten ins Mundum geschrieben worden, und um wie manchen Tag und Stunde Reisen und zufällige Abhaltungen und Arbeitszeit verkürzt haben mögen. Allerdings hat gelehrte Lust und Liebe zum Dinge die ungeheure Mühe und Arbeit geringe machen müssen und wenn man dagegen die reizende Lebens-Episode Körners in Wien und die Glanz-Perioden andrer in Residenzen gefeierten Schöngeister hält, welche viel genießen und gelten und wenig thun und schaffen; wenn man erwägt, daß der Lohn so großer Anstrengungen und bethätigter Verdienste um die altdeutsche Literatur — eine subalterne Professur der deutschen Sprache im sarmatischen Preußen ist, so hat man gegen Klagen über Ungerechtigkeiten des Schicksals nur die Instanz der Beruhigung, daß Fleiß und Eifer im Berufe ihren besten Lohn in sich selbst und in ihren Werken finden.

Der lit. Anzeiger hat die ausgearbeiteten Manuscripte des Hrn. S. in Ordnung und einzeln aufgestellt, wie Folgendes auszüglich ergiebt.

I. Abtheilung: Sprache und Literatur der deutschen Vorzeit: 1) Blüthen aus dem Dichterhain des 13ten Jahrhunderts; 2) Deutsche Dichtungen des 13ten Jahrhunderts; 3) Ueber die deutsche Sprache des 18ten Jahrhunderts; 4) Deutsche Sprache, Art und Sitte; 5) Andeutung über den religiösen Sinn des deutschen Mittelalters, insbesondre des 13ten Jahrhunderts; 6) Ueber die Liebe der deutschen Vorzeit; 7) Nachrichten über das Frauenleben des deutschen Mittelalters; 8) Einzelnes aus dem Ritterleben der deutschen Vorzeit; 9) Das Jagdleben der deutschen Vorzeit; 10) und 11) Zwei Bände altdeutsche Volkslieder; 12) Materialien für Erforschung heimathlicher Vorzeit.

II. Abtheilung: Den österreichischen Kaiserstaat betreffend: 13) Das k. k. Lustschloß Laxenburg (wird als Kupfer und Prachtwerk erscheinen); 14) Seyfried Helblings Sittengemälde der Zeit Kaiser Albrecht I. (8560 Verse); 15) Reise-Nachrichten; 16) Anleitung über die Kunst des deutschen Mittelalters und insbesondere der österreichischen Vorzeit (mit Kupfern); 17) Schriftzüge der österreich. Fürsten vom 14ten Jahrhundert bis auf neueste Zeiten; 18) Ueber Oesterreichs deutsche Mundarten; 19) Nachweisungen zur Geschichte der altösterreichischen Dichtkunst; 20) Kinderleben, Sitten und Gebräuche in Nieder-Oesterreich; 21) Oesterreichs Dorfgesetze (Bannscheidungen) ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Privatrechts; 22) Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte und dem Gebrauche des Handwerkslebens; 23) und 24) Ueber Glauben und Aberglauben der deutschen Vorzeit; 25) Ueber Sitten und Gebräuche der Serbier.

III. Abtheilung, in das Gebiet der deutschen Geschichte gehörig: 26) Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens; 27) Herzog Albrecht der III. mit dem Zopfe oder Oesterreich am Schlusse des 13ten Jahrhunderts; 28) Die Liebe des Ritters Oswald von Wolkenstein; 29) Actenstücke zur Regierungsgeschichte Kaiser Fiederichs des IV.; 30) Das Buch von den Wienern, im J. 1462 gedichtet durch Michael Beheimb, aus der Heidelberger und Wiener Handschrift herausgegeben und erläutert (12,960 Verse); 31) 32) 33) Kaiser Maximilian I. Gedenkbücher nach den Urschriften des k. k. Hofkammerarchivs (ein Auszug); 34) Hans Jacob Függers (Kaiser Carl V. und Ferdinand I. Rath,) Oesterreichisches Ehrenwerk, verglichen mit Siegmund von Birkens Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreichs, — und nach der in der k. k. Hofbibliothek liegenden Urschrift ausgezogen; 35) Kaiser Ferdinand I., seine Gemahlin, Kinder und Schwester Maria Königin von Ungarn, nach Original-Urkunden beleuchtet; 36) Nachrichten aus dem Gebiete der deutschen Geschichte. Ausserdem noch zahlreiche Materialien, welche in den Bereich deutscher Geschichte und Literatur gehören.

Mögen nun auch viele dieser Manuscripte bloß durch mechanischen Fleiß und reine Compilation und Extraction zu Stande gebracht seyn und auch nicht durchgehends ein vorgeltendes deutsches Interesse haben, so bleibt doch die Thätigkeit ihres Autors sehr rühmlich und die mit ihren Schätzen gern ruhmredigen ostdeutschen Musen sind dem emsigen Schlesier besondern Dank schuldig, daß er so vieles aus ihren finstern Schachten zu Tage gefördert, was sie bisher nur nach Belieben und Befinden mit ihren Grubenlichtern beleuchtet. Hoffentlich hat Hr. S. mit Bedacht und histo-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 154.

5. Juli 1822.

Ueber Lacretelle's Geschichte der constituirenden Versammlung und Rabaut de St. Etienne's Abriß einer Geschichte der französischen Revolution. *)

Zwei Schriften, die zum Theil ein und denselben Gegenstand behandeln, ihn aber aus von einander entfernt liegenden Gesichtspuncten betrachten, und auch deswegen im Meinung gespaltenem Frankreich verschiedenartige Aufnahme, oder vielmehr Aufnahme in unter einander verschiedenen Kreisen gefunden haben. Herrn Rabauts Abriß, schon länger bekannt und in einer abermaligen neuen Auflage jetzt erscheinend, behandelt seinen Gegenstand mit jener Freimüthigkeit des Blicks und größtentheils auch jener vorurtheilslosen Ansicht, mit welcher allein Ereignisse betrachtet werden sollten, deren Quellen nie auf einer Seite allein, sondern im Gegentheil zugleich auf der entgegengesetztesten gesucht werden müssen, da nur der Conflict einander widerstrebender Ansichten, Einrichtungen und Wünsche das in der Menschenwelt hervorzubringen pflegt, was wir Revolution, Staatsumwälzung, Empörung u. s. w. nennen, und was eben für die Menschenwelt im Grunde nicht viel anderes ist, als was für die Natur die Gewitter sind, ein Kampf nämlich, um das gestörte rechte Gleichgewicht einzelner Kräfte wieder naturgemäß herzustellen. Mit andern Augen glaubte Hr. Lacretelle seinen Vorwurf ansehen zu müssen, und dies ist ihm, da das Werk kaum erschienen, bereits vielfach von einer Seite verdacht worden, während ihm dafür von der andern Lob im reichsten Maße wurde.

Hr. Lacretelle fürchtet die Wiederkehr der blutigen Scenen, welche Frankreich beim Beginn seiner politischen Regeneration befleckten; er glaubt in der Wiederaufnahme oder Beibehaltung vielmehr von gewissen am Schluß der achtziger Jahre der vergangenen Aera von den Schriftstellern ausgebreiteter Ideen das Vorspiel zur Erneuerung solcher Greuel zu sehen; er vergißt aber dabei, daß die Zeiten sich geändert haben, und daß er eigentlich jetzt mit einem Phantom sich quält, indem Erfahrung die Völker, und namentlich die Franzosen, welche eine so strenge Schule durchliefen, in dieser Hinsicht, sollte man denken, vor- und umsichtiger gemacht haben wird. Diese zu große Befürchtung vor einem Gespenst, hat ihn denn auch dahin gebracht, in dem allgemeinen Gemälde, das er von Frankreichs Zustand vor der Zusammenberufung der Notabeln macht, die Schatten ganz wegzulassen, welche jene Zeit hatte: jene dunkeln Partien, die allein vermögend waren, einer Masse von vielen Millionen Menschen den verzweifelten Entschluß einzuhauchen, durch eine allgemeine Umkehr des Bestehenden, das so furchtbar drückte, sich Erleichterung zu jedem Preise zu verschaffen. Ein der Geschichte ganz Fremder, der den Eingang von Hrn. Lacretelle's Werk liest, muß, so wie er die Motive hinstellt, welche die große Begebenheit der Revolution hervorriefen, billig sich wundern, wie es möglich war, daß „einige mehr formelle als wesentliche despotische Einrichtungen" (des Verfs. eigene Worte) so Erschütterndes erregen konnten, und daß man um diesen Schein, der kein wirklich Leben gehabt haben soll, zu vernichten, so viel Blut und Anstrengungen verschwendete. Das Wahre aber ist, daß hier die Geschichte vom Verf. zu Gunsten heut zu Tage von Vielen gern gesehener Ideen verunstaltet wird und daß geflissentlich beschönigt werden soll, was nicht zu beschönigen ist. Wie anders und wahrer stellt dagegen der Verf. Nr. 2 (Rabaut St. Etienne) den Zustand jener Tage dar! „Frankreich unterlag der Schwere einer ungezügelten Willkür, das Leben und der Wohlstand seiner Bewohner war dieser Hyder hingegeben. Das, einer zahllosen Menge von kleinen Tyrannen, die jeder auf seine Hand drückten und plagten, preisgegebene Volk, arbeitete nur noch, um die unerschwinglichen Lasten herbeizuschaffen, welche ihm gewissenlos aufgelegte Abgaben, gemisbrauchte Privilegien und Aberglauben aufbürdeten. Die verdorbene Geistlichkeit bezog habsüchtig gerade den fünften Theil aller Staatseinkünfte, um damit ihrer Verschwendung zu genügen und ganze Haufen unnützer und in Sinnlichkeit versunkener Mönche zu erhalten; außerdem besaß dieser Clerus aber noch einen ungeheuern Reichthum an eigenen, Kirchen und Klöstern gehörigen Gütern und gab für dieses alles, während ein ganzes fleißiges Volk in einem der gesegnetsten Länder mit Noth und Hunger kämpfte, dem Staate zu seinen Bedürfnissen, was ihm beliebte." — — (Möchten dies diejenigen, welche jetzt unter uns so viel von der Nothwendigkeit der Fundationen für die Kirche und

*) Histoire de l'Assemblée Constituante, par Ch. Lacretelle. 2 Vol. in 8. bei Treuttel und Würtz.

Précis de l'Histoire de la Révolution française, par Rabaut de St. Etienne. Nouvelle Edition. 1 Vol. in 18. Paris bei Kleser.

der ihren Dienern — die zum eigenen Besten nur Gottes- und keine Staatsdiener mehr seyn wollen — zukommenden Steuerfreiheit u. dgl. m. radotiren, beherzigen. Besitz an liegenden Gründen, Entziehung von öffentlichen Staatslasten, Erhebung der Geistlichkeit zum besondern Staate im Staate, dies sind und waren stets die Hauptgrundlagen, auf welchen die Hierarchie sich baute. Sobald der Clerus aufhört, Diener des Staates zu seyn, wird er ein demselben entgegenstehendes feindliches Princip, und die Gottesdienerschaft — wie die Geschichte aller Zeiten lehrt — Vorwand zur geistigen und auch pecuniären Bedeutung des Volks). „Ferner — fährt Rabaut in seinem Précis fort — verschlangen die, kraft der Feudalsatzungen, dem Adel zustehenden Rechte, den letzten Tropfen öffentlichen Wohlstandes und wurden eine endlose Quelle von Vexationen aller Art. Gleichfalls befreit von der Pflicht, das Ihrige zur Bestreitung der Staatsausgaben beizutragen, glichen auch sie (wie der Clerus) einsaugenden Schwämmen, und alle Bürden fielen somit einzig und allein auf das von allen Seiten ausgepreßte und bedrückte Volk. Schaaren von Privilegirten verpraßten im Ueberfluß und Müßiggang das dem fleißigen Arbeiter abgeschundene Gut, während sie auch nicht einen Denar zur Erhaltung des Staats beitrugen, der blos da zu seyn schien, um sie in ihren usurpirten Rechten zu schützen; die Käuflichkeit der Stellen ging in nothwendiger Folge mit der Käuflichkeit der Gerechtigkeit Hand in Hand; die ungemessenen Verschwendungen des Hofes setzten dem Ganzen die Krone auf, und das entwürdigte Volk, erniedrigt und geplagt auf jede Art, versank, gleichfalls in nothwendiger Folge all' dieser Dinge und des gegebenen Beispiels, in Liederlichkeit und Schlechtigkeit. Kostspielige, zum Theil unnütze Kriege kamen zur Vermehrung des allgemeinen Elends unter den letzten Regierungen dazu, von der Noth des Augenblicks gebotene jüdische Anleihen stürzten den Staat in eine unermeßliche Schuldenlast; diese machten wieder Erhöhung der Abgaben, also vermehrte Lasten nothwendig, und dennoch sah das erschrockene Auge, wohin es nur blickte, nichts als Zerfahrenheit, nirgends eine Aussicht zum Besserwerden und im nahen Hintergrunde die Schmach eines Staatsbanquerots." — Dies ist das Gemälde, welches Rabaut von einem Zustande entwirft, den Hrn. Lacretelle und Viele mit ihm nicht Wort haben wollen, und der wohl hinreichend war, Millionen auf den Gedanken zu bringen, Heil und Rettung auf dem einzigen Wege, der blieb, zu suchen. Daß die dann eintretende Staatsumkehr blutig wurde, ist, meint Rabaut, nicht die Schuld derer, die sie wünschten. Leidenschaftlicher Widerstand gegen das, was herbeigeführt wurde, erregte die Wuth, die nachher alles zertrümmernd über den Haufen stürzte. Es ist nicht weise sich zu beklagen, daß das Feuer brennt, wenn man es muthwillig selbst angefacht hat, doppelt unweise aber, wenn man unbeholfen und verblendet genug ist, statt Wasser Oel hineinzugießen.

Lange schon tappte man auf gut Glück umher, der immer dringender werdenden Geldnoth ein Ziel zu setzen. Aber welche Mittel wurden ergriffen! Statt das Einzige zu thun, was helfen konnte, Clerus und Adel nämlich zur Tragung gemeinsamer Last herbeizuziehen, suchte man — da beide Stände gegen eine solche Idee sich erhoben — durch financielle Fechterstreiche momentan sich zu helfen und erlangte natürlich nur, was immer durch solche Mittel erlangt wird, mag sie der Einzelne, mag sie der Staat anwenden; und als endlich alles erschöpft war, nichts mehr übrig blieb, nichts mehr helfen wollte, schrie man über die empörerische Ruchlosigkeit eines Volks, das, sagt Rabaut, lange genug dem Unwesen zugesehen hatte.

So schildert der Verf. Nr. 2 im Gegensatz von dem Nr. 1 die Lage des Staates vor der Revolution, und wir glauben, daß es einem Historiker jedenfalls besser ansteht, die Wahrheit, sey sie so bitter wie sie will, zu sagen, als Thatsachen zu bemänteln, deren Erwähnung freilich manchmal nicht gern gesehen wird.

Lob verdient es übrigens, daß Hr. Lacretelle einen Mann, der von der Partei, zu welcher er sich bekennt, seit 30 Jahren um die Wette verunglimpft wurde, mit gerechteren Augen betrachtet. Es ist dies la Fayette, der edle, tapfere Streiter für die Sache des Rechts, der stete Feind jeder Unterdrückung. Nicht minder gut gelungen sind die Schilderungen, welche der Verf. von Orleans (Egalité) und Mirabeau macht. In Hinsicht Necker's weichen die beiden Historiker aber wieder bedeutend von einander ab. Ein gleicher Fall tritt ein, wo die Verfasser auch auf die blutigen Auftritte in der Vorstadt St. Antoine, den Angriff des Hauses Réveillon u. s. w. kommen. Zwar ist die Schilderung, welche beide davon entwerfen, nur zu wahr, von beiden diese Scenen des Greuels mit gebührender Empörung behandelt; wo aber über die Veranlassung derselben gesprochen wird, da zeigt sich abermals höchst schroff die Meinungsverschiedenheit, welche zwischen beiden herrscht, und wir glauben, daß hier das Wahre mehr auf Seiten des Hrn. Lacretelle wie auf der von Rabaut ist, indem es denkbarer, daß diese Frankreich schändenden Ereignisse eher von dem elenden Orleans, als von einer Hofpartei ausgingen, die übrigens vielleicht das Ihrige wenigstens negativ dazu beigetragen hat.

Mitten unter diesen Frevels eröffnete sich nun die Sitzung der Generalstaaten in Versailles. Die Reden, welche Ludwig XVI. hier hielt, ehren seine Gesinnungen und sein Andenken; was seine Minister zu Tage förderten, war dagegen lahm und unbefriedigend. Necker's Geist war zu klein für die Größe der Umstände; bei den ersten beiden, fest in ihren Vorurtheilen beharrenden Ständen der Wahn zu tief gewurzelt, sie könnten dem starken dritten, der moralisch und physisch ihnen überlegen war, mit alter Willkür noch dämmen, und der Hof — blieb, verführt durch der Minister falsche Rathschläge, in der Hoffnung, zu seiner Zeit

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 155.

6. Juli 1822.

Amerikanische Politische Literatur.

Europe: or a general survey of the present situation of the principal powers with conjectures on their future prospects; by a citizen of the united States. Boston 1822.

Diese, von einem der ausgezeichnetesten americanischen Diplomaten und Regierungs-Mitglieder verfaßte Schrift, welche uns auf directem Wege aus Philadelphia sehr schnell in die Hände gekommen, wird ohne Zweifel sehr bald durch Uebersetzungen und Auszüge in Europa bekannt werden. Sie ist in einer schönen Diction abgefaßt, und darauf angelegt, die Sache der Freiheit gegen die Willkür zu vertheidigen. Der Verf. geht von dem Grundsatze aus, daß die europäischen Fürsten und die Angehörigen der alten politischen Institutionen diejenige Classe ausmachen, welche die Herrschaft der Willkür zu erhalten streben, die übrigen Einwohner aber eine Partei bilden, welche die politische Freiheit und constitutionelle Regierungen verlangen, und daher mit der Partei der Fürstlichgesinnten in einer steten Opposition befindlich sind. — Da diese Meinung in unsern Tagen viel Anhänger hat, so wird diese Schrift um so mehr Leser unter ihnen finden, da das Thema mit vielem Scharfsinn und durch mehrere neue Argumentationen ausgeführt ist, auf welche die Verfechter des Liberalismus bei uns noch nicht verfallen sind, und die doch ihrer Sache einen großen Schein von Wahrheit geben. Die Gegenpartei könnte jedoch keinen unglücklicheren Einfall haben, als den Umlauf dieser Schrift hemmen zu wollen. Denn nicht zu gedenken, daß ihr dieses doch nur halb gelingen, und die Neugierde desto mehr auf den Inhalt der Schrift gespannt werden müßte, je mehr sich die Partei, gegen welche sie gerichtet ist, vor den darin enthaltenen Argumenten zu fürchten schiene, würde sie offenbar dadurch eine Schwäche einräumen, die vielleicht gar nicht in ihr liegt, und deren Gegentheil nur durch eine freie und öffentliche Discussion darüber klar gemacht werden kann. Ueberdem enthält das Werk in anderer Hinsicht so viele schöne und richtige Betrachtungen über die Weltansicht im Allgemeinen, daß alle Parteien viel daraus lernen können, und es sehr Schade seyn würde, wenn sie um der wenigen Stellen willen, deren Verbreitung einige engherzige Seelen für bedenklich halten könnten, dem deutschen Publico entzogen werden sollte. Sie wird auch diejenigen, welche meinen, daß nur durch steife und gewaltsame Erhaltung aller alten Formen das Gemeinwohl erhalten und befördert werden könne, belehren, daß die strenge Ausführung einer solchen Maßregel, gerade das Gegentheil von dem bewirken müsse, was die Vertheidiger derselben beabsichtigen, und daß das einzige wahre Mittel alle schädlichen politischen Revolutionen zu verhindern darin bestehe, daß die Regierungen den allgemeinen Wünschen des Volks möglichst entgegen kommen, und sie da, wo diese wirklich dem wahren allgemeinen Besten entgegenstehen, durch deutliche Belehrung berichtigen, und sie mit dem guten Willen der Regierung stets in Einstimmung zu erhalten suchen. Um unsern Lesern einen Begriff von dem Geist des Werks zu geben, mag folgende Stelle aus demselben dienen:

„Gibt man zu, was ich hier nicht beweisen will, sondern blos voraussetze, daß der Geist der politischen Reformen, welcher sich in der ganzen Welt wirksam beweiset, das nothwendige und natürliche Resultat der Fortschritte der Civilisation, d. h. der Industrie, des Nationalwohlstandes, der Wissenschaften, ist — so wird man leicht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die gegenseitige Stärke der Interessen berechnen können, die dabei in Widerstreit gerathen, und die wir jetzt in verschiedenen Reichen verwickelt und auf die eine oder die andere Art mit einander im wirklichen Kampfe begriffen sehen. Man betrachtet die Anstrengungen beider Parteien oft nur als Gegenstand der Meinung und des Rechts in abstracto. Ich lasse dergleichen Betrachtungen hier ganz bei Seite liegen, ob ich gleich im Verlauf meiner Bemerkungen vielleicht ebenfalls Gelegenheit finden werde, diese Seite zu berühren. Ich lasse sie aber hier außer dem Spiel, nicht nur, weil die Meinungen aller Parteien doch im Allgemeinen durch ihr Interesse bestimmt werden, sondern weil die Stärke oder Schwäche ihrer Sache, sie mag nun Recht oder Unrecht seyn, doch nicht in dem Charakter ihrer Meinungen anzutreffen ist, sondern vielmehr durch das ihr anhängende Interesse allein entschieden wird. Vielleicht steht zu hoffen, daß irgend einmal, es sey in der alten oder der neuen Welt, der Zeitpunct eintreten wird, wo das Rechte zugleich das Stärkste ist. Jetzt ist das wenigstens nicht immer der Fall, und wenn wir also über die Macht einer Partei oder einer Meinung urtheilen wollen, so dürfen wir nicht fragen, welche hat Recht und welche Unrecht? sondern wie stark ist das Interesse, das mit der einen und das Interesse, welches mit der andern verknüpft ist: wie groß und wie wichtig ist der

Theil der Gesellschaft, der seinen Vortheil dabei findet, seinen Willen durchzusetzen und dessen Gegenstände zu realisiren oder zu vernichten?

„Nun kann man als ausgemacht annehmen, daß das Ganze der Gesellschaft an dem Fortgange der Civilisation ein Interesse nimmt. Die Glückseligkeit aller Classen gewinnt dabei, wenn die Industrie in allen ihren Zweigen des Landbaues, der Manufacturen, des Handels sich vermehrt; mit der Zunahme der Bequemlichkeiten und Genüsse, welche die Industrie unter alle Individuen der Gesellschaft in höherem oder niedrigerem Grade vertheilt, und mit dem Wachsthume der mannichfaltigen Erkenntnisse, die, wenn sie auch dann und wann einiges Unheil bringen, doch in der Regel immer aufs allgemeine Beste abzielen und dasselbe wirklich befördern, muß nothwendig auch das Wohl der Völker zunehmen. Gibt man nun zu, daß politische Verbesserungen unter die Dinge gehören, welche bei dem Fortgange der Civilisation erfolgen müssen, so ist klar, daß an dem Fortgange derselben die ganze Gesellschaft ein hohes Interesse zu nehmen habe. Im Ganzen ist daher der allergrößte Theil der Gesellschaft immer geneigt, politische Reformen, so bald man darin eine Tendenz erblickt, das Gemeinwohl zu vermehren, zu befördern.

„Aber wer setzt sich denn ihnen entgegen? Was für ein Interesse bestimmt die Gegenpartei in diesen schweren und unglückschwangeren Kämpfen? — Die Antwort ist leicht. Es ist das Interesse, welches an solchen vorhandenen gesellschaftlichen Einrichtungen hängt, welche dem allgemeinen Besten nachtheilig sind, und welche in den politischen Reformen ihren Untergang finden würden. Diejenigen, welche persönliche Vortheile von solchen Einrichtungen ziehen, setzen sich natürlicher Weise gegen alles, wäre es auch noch so zuträglich fürs allgemeine Wohl, was jene ihnen vortheilhafte Einrichtungen zerstören könnte. Sie thun dieses aus demselben Bewegungsgrunde, aus welchem sich die Goldschmidte von Ephesus der Verbreitung des Christenthums widersetzten. Unbekümmert um den Inhalt der christlichen Lehre, und ohne auf ihren Einfluß auf's Wohl der Menschheit nachzudenken, richteten sie ihr Auge blos auf den Umstand, daß die Verbreitung derselben ihrem Gewerbe Abbruch thun würde, wovon sie ihren Wohlstand hatten. Betrachten wir also ganz Europa als einen politischen Körper, der über die große und von allen Seiten so heftig ventilirte Frage: ob politische Reformen vorgenommen werden sollen? in Parteien gespalten ist, so finden wir auf der einen Seite die ganze Volksmasse, welche keinen Vortheil von den alten politischen Institutionen, denen bei eintretenden Reformen ein Untergang droht, zieht, und auf der andern Seite diejenigen Individuen, welche persönlichen Nutzen von diesen Institutionen haben, nebst allen denen, welche unter dem Einflusse dieser Personen stehen.

„Die gegenwärtige Lage von Europa ist so, daß die Kräfte auf jeder Seite, welche für und gegen diese Interessen streiten, fast gleich sind, und sie scheiden sich fast nach einer geographischen Linie. In dem ganzen westlichen Theile von Europa sind Civilisation und politische Verbesserung im Zuge, und haben in vielen Ländern schon solche Fortschritte gemacht, daß sie der Sache, wenn gleich nicht immer der Form nach, alle dem allgemeinen Besten schädlichen Institute fast gänzlich abgeschafft haben. Hier ist also kein wesentliches Interesse wirksam, um dergleichen Institutionen zu erhalten, oder sich der Einmischung liberaler Principien und einer verbesserten Regierungsform zu widersetzen. Dagegen befindet sich das östliche Europa, seinem größten Theile nach, noch in einem höchst uncivilisirten Zustande. Ganz Rußland, der mächtigste Staat in diesem Welttheile, ist in diesem Falle. Alle daselbst bestehenden Institutionen sind noch die Früchte barbarischer Zeiten, angepaßt den barbarischen Sitten, und von dem, was man bei civilisirten Nationen findet, gänzlich verschieden. Noch ist ein großer Theil der Nation dabei höchlich interessirt, daß diese Institutionen bleiben, und dieser würde wahrscheinlich alle seine Kräfte aufbieten, sich jedem Unternehmen dagegen zu widersetzen. Hiervon abgesehen ist auch die Nation noch nicht weit genug in der Cultur vorgerückt, um auf solche Unternehmungen zu denken oder eine Verbesserung ihres Zustandes ernstlich zu wünschen. Ob aber gleich die Herrscher für jetzo noch gegen solche Gefahren von innen sicher sind, so ist es doch sehr natürlich, daß sie nicht ohne Eifersucht auf die Fortschritte solcher, ihnen gefährlichen Principien in ihren Nachbarstaaten, blicken. Wenn sie bemerken, wie ein, ihren Aemtern höchst nachtheilig wirkender Geist, gleich einem elektrischen Schlage, von Nation zu Nation übergeht, so müssen sie mit Recht fürchten, daß, wenn sie ihn nicht bei Zeiten aufhalten, er auch bald in ihre Heimath dringen, und die Grundlagen ihrer Macht und ihres Reichthums erschüttern werde. Es fließt also, wenn man nach allgemeinen Principien urtheilt, aus der Lage dieser Staaten das natürliche und nothwendige, obgleich höchst unselige Resultat, daß sie allen ihren Einfluß und selbst ihre ganze Kriegsmacht anwenden müssen, um in fremden Ländern, selbst die heilsamsten und nützlichsten Neuerungen zu verhindern. Und bei diesen Unternehmungen werden sie leicht von der ganzen Macht ihrer Völker unterstützt, da sie, in dem gegenwärtigen Zustande ihrer Cultur, blos blinde Werkzeuge in der Hand ihrer Führer sind. Auch finden sie bei diesem Vorhaben willige Hülfe bei derjenigen Partei der westlichen Völker, die noch an den faulichten Resten der Misbräuche hängt, obgleich deren Substanz schon größtentheils zerstört ist, desgleichen bei demjenigen Theile, der durch die politischen Reformen großen Schaden gelitten hat, und einen Funken von Hoffnung an die vollkommne Wiederherstellung des alten Zustandes der Dinge unterhält. An der geographischen Linie, welche diese entgegengesetzten Interessen theilt, zieht sich der Kampfplatz hin, wo die physischen Kräfte beider Theile an einander gerathen. In ganz Italien und in dem westlichen Theile von Deutschland,

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 156.

8. Juli 1822.

Fonk's Proceß.

Was wir in No. 134 dieser Blätter vorhergesagt haben, ist in Erfüllung gegangen. Fonk ist für schuldig erklärt worden, Cönen ermordet zu haben, und dafür zum Tode verurtheilt. Aus welchen Gründen können wir unsern Lesern noch nicht sagen, da wir noch nicht im vollständigen Besitze der Bülletins der Assisensitzung sind, (der Referent schreibt diesen Aufsatz am 25sten Juny, 80 Meilen von Trier entfernt) und uns auf keine Weise ein voreiliges Urtheil erlauben mögen. Zur Zeit können wir nur noch auf eine frühere Schrift in dieser Angelegenheit aufmerksam machen, welche schon darum interessant ist, weil der Verf. in ihr schon 1821 geradezu erklärt, daß in der Meinung des größten Theiles des Publicums von Kölln und Umgegend Fonk für schuldig gehalten werde. Die Schrift führt den Titel:

Ueber Peter Anton Fonk und das Gerücht von Cönens Ermordung. Ein Wort an meine Mitbürger von J Kreuser.

Der Verf. erklärt, auf keine Weise mit Fonk in irgend einer Beziehung zu stehen, die ihm ein persönliches Interesse an demselben einflößen könnte. „Es sey überhaupt nicht die Sache des Einzelnen, die ihn interessire, sondern die Sache der Menschheit, des Staats, des öffentlichen Verfahrens und der allgemeinen Sicherheit. Denn glauben muß an die Unschuld Jeglicher, der nicht selber ein Bösewicht ist, so lange die Schuld nicht dargethan wurde. An Andrer Tugend glaubt nur der nicht, der selber keine hat. Fragen darf der Staat nach dem Leben seiner Bürger, nach der Gerechtigkeit, wie sie ausgeübt wird."

Höchst bezeichnend ist das Motto der Schrift aus Schiller:

„Gerüchte, Lügen!
Doch freilich gibt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks, und wäre er noch so unerwiesen,
Bedeutend wie die Wahrheit wird."

Denn die herrschende Meinung gegen Fonk sieht der Verf. als die Ursache des künftigen Verdammungsurtheiles desselben an. „Aus Euch, den Befangenen und ohne Einsicht Forttobenden, spricht er zu seinen Mitbürgern, werden ja die Geschwornen gewählt, deren Wort Tod wie Leben gibt. Und Ihr wollet nicht bedenken, was es heißt, das Leben eines Menschen auf sich tragend, leichtsinnig zu verdammen, blos weil ihr meinet, daß er schuldig sey? Ihr wollet das Gewisse nehmen, da ihr in Ungewißheit seyd? Wehe dem Unglücklichen, wenn aus Euch der heilige Kreis der Geschwornen gewählt würde! Ehe Ihr zu Gerichte säßet, wäre er schon gerichtet; verdammt, ehe Ihr ihn hörtet. Würde nicht alle Welt uns mit dem vollsten Rechte Thoren, ja Rasende nennen, die den Tod erkennen über ein Unbekanntes, ein fürchterliches Urtheil aussprechen, wo ihr Sinn im Unklaren ist, Verläumdung für Gründe, Nichtwissen für Beweis, Meinung für Wahrheit gelten lassen?"

Die Gefährlichkeit der Hingebung in die Meinung des großen Haufens, deren Ungegründheit und Falschheit aufzudecken, und an deren Stelle Ueberlegung und reifliche Untersuchung dessen, was wirklich ausgemittelt ist, einzuführen, das ist die Absicht des Verfs. „Feste und vollkommene Ueberzeugung besteht nicht in einem dunklen Gefühle, nicht in einem tappenden Meinen, nicht in dem Gerüchte der Menge, noch in einer scheinbaren Ueberredung, sondern in dem klaren Durchschauen des Ganzen, wo das Einzelne begründet, das Ganze im Zusammenhange dargelegt werden kann. Wo aber der Mensch nicht von jedem Einzelnen sich Rechenschaft abzulegen vermag, da waltet der Irrthum, die Unklarheit oder die Leidenschaft; die ja nichts andres ist, als das dunkle bewußtlose Gefühl, die tobende, störrische, vernunftlose Empfindung, die dem Menschen mit dem Thiere gemein ist."

So sehr richtig dies ist, so ganz vergeblich scheint es uns doch, daß der Verf. darauf verwiesen hat. Denn er verlangt etwas von den Geschwornen, was das Gesetz von ihnen nicht verlangt, nicht verlangen kann, und vielmehr das Gegentheil, wenn auch nicht ausdrücklich, doch seinem Geiste nach, herbeiführt. Es ist unleugbar, daß ein vernünftiges und zuverlässiges Urtheil nur durch deutliche Erkenntniß aller einzelnen, dafür oder dawieder zur Sprache gebrachten Gründe, so wie ihrer Verbindung, gewonnen werden kann, und daß ein Urtheil, welches ohne diese deutliche Vorstellung und Abwägung alles Einzelnen gefällt wird, blos eine Meinung ist. Es ist eben so ausgemacht, daß eine auf bloßer Meinung beruhende Ueberzeugung keine logische noch rechtliche Gewißheit haben, und eben so leicht unwahr, als wahr seyn könne. Allein dies sind doch nur Betrachtungen für den Gesetzgeber; fruchtlos, wenn das Institut der Jury einmal besteht. Denn in demselben werden die Geschwornen nicht verpflichtet, ein solches deutliches und zuverlässiges Urtheil zu fassen; sondern sie sind vielmehr angewiesen, die Empfindung zu verlautbaren, welche der Totaleindruck der ganzen Procedur am Ende in ihnen zurückgelassen hat. Der Ausspruch der Jury ist kein durch Gründe bis ins Einzelne gerechtfertigtes Erkenntniß, sondern das Ergebniß der Mehrheit der von den Geschwornen ausgesprochenen Meinungen. Ein solches Erkenntniß würde nach der subjectiven Beschaffenheit der meisten Geschwornen eine unerreichbare Anforderung seyn; und wenn auch dies nicht im Wege stünde, so würde dieselbe durch die vorübergehende, und zur vollständigen und deutlichen Erkenntniß unstetige, Procedur unmöglich gemacht werden. Das Gesetz erlaubt den Geschwornen nicht, ihre Ungewißheit zu bekennen. So schwankend ihre Meinung seyn mag, so unsicher ihr Urtheil ihnen selbst erscheint; sie müssen einen bestimmten Ausspruch thun, und das Erkennen mit dem Seyn verwechseln.

Aber auch noch aus einem andren Grunde, und durch seine eigene Schuld, muß der Verf. unvermeidlich seine Absicht verfehlt, und ihr bei weitem mehr geschadet, als ihr genutzt haben. Mag er immer darthun, daß das Gerücht, welches gegen Fonk umgeht, zuerst und gleich am Tage nach Cönens Verschwinden von Schröder ausgebracht wurde, der wie ein gewissenloser Mensch sich gezeigt und das Interesse hatte, den Fonk in Unannehmlichkeiten zu verwickeln, um ihn sichrer betrügen zu können; mag er immer erweisen, daß dieses Gerücht von Crefeld aus unterhalten und genährt worden ist; mag er noch so klar auseinandersetzen, daß dasselbe

aus Unwahrheiten, unglaublichen Dingen und Widersprüchen zusammengesetzt sey: er wird es darum nicht ersticken, sondern die Flamme wird vermöge des einzelnen Wasserstrahles, den der Verf. hineinsprützt, nur um so lebendiger lodern. Nichts ist gewisser, als was er (S. 156) befürchtet: „zu viel gesagt zu haben;" nichts ist wahrer, als daß je leerer, gehaltloser und unglaublicher ein Gerücht sey, welches durch die Verblendung der Leidenschaft oder irgend eines Affectes dennoch Glauben gefunden hat, es um so unerschütterlicher sey. Denn um es zu widerlegen, muß der Menge ihre Leichtgläubigkeit, Dummheit und Frivolität vorgehalten werden; und ehe die Einzelnen an diese glauben, glauben sie alles Andre. Jeder von ihnen findet seine Genugthuung in der Uebereinstimmung der Andern und ruft dem Belehrenden zu; Willst du klüger seyn, als diese Alle? In diese Lage hat sich der Verf. gestellt. Da er einsah: „daß die Meinung des Volks zur Mörderin der Gerechtigkeit werden könne, weil das Urtheil der Geschwornen, der aus dem Volke Erwählten, nichts andres sey, als der Wiederhall der Meinung des Volks; so hätte er Alles vermeiden sollen, was dieselbe zum Widerstande reizen und verhärten mußte. Der Ton der Belehrung und Ermahnung der Mitbürger, noch mehr die öfter wiederholte Verspottung vieler Dinge, welche, so sehr sie den Spott verdienen, dennoch Glauben gefunden haben, sind Dinge, deren Einfluß auf den Ausspruch der Jury zwar nicht zu ermessen, aber zu besorgen war.

Nur der Unbefangene und Ruhige nimmt sich die Zeit, auf die Prüfung von Gründen einzugehen; und ein solcher wird dem Verf. wohl in den allermeisten Stücken beizustimmen nicht umhin können. Es kommen in dieser Schrift keine Thatsachen und Umstände in Betreff des Erweises oder der Widerlegung der Beschuldigung gegen Fonk vor, die wir nicht unsern Lesern schon vorgetragen hätten. Aber die Zusammenstellung derselben ist zweckmäßig, und die daraus abgeleiteten Folgerungen sind schlußgerecht. Besonders merkwürdig ist es, daß diese Ausführung der Unschuld Fonks ohne alle Anklage und Beschuldigung von Gesetzwidrigkeiten und Misbräuchen des Amtes von Seiten der dabei thätigen Polizei- und Justizbeamten gemacht ist. Nur sehr entfernt wird darauf hingedeutet; die rechtliche Gültigkeit oder Ungültigkeit des Hamacherschen Geständnisses und dessen Folgen für ihn selbst ganz unerörtert gelassen, und Fonks Proceß vom dem gegen Hamacher durchaus getrennt. Die Vertheidigung des ersteren aber wird dadurch geführt, daß auseinandergesetzt wird:

I. Es sey völlig unerwiesen und sehr ungewiß, ob Cönen überhaupt ermordet, oder nicht vielmehr ertrunken sey. Von großer Bedeutung in dieser Hinsicht ist allerdings das aus Dr. Haens Rationes medendi (Th. XV. S. 161) ausgezogene Visum repertum über eine, vor den Augen Andrer ertrunkene Person, weil der Befund hier mit demjenigen an Cönens Leiche, selbst bis auf die Suggilation einer Kopfwunde, auf das Genaueste übereinstimmt, und weil Dr. Haen schon dabei warnt, aus solchen Symptomen nicht Ermordungen zu prädiciren und gerichtliche Untersuchungen zu veranlassen.

II. Wäre aber auch Cönen ermordet, so sey doch, behauptet der Verf., durch Nichts erwiesen, daß solches durch Fonk geschehen sey. Keine, auch nur einigermaßen befriedigende Veranlassung dazu, sey ausfindig zu machen; hingegen Niemands Interesse dadurch so sehr gefährdet worden, als Fonks. Die einzige directe Beschuldigung enthalte das Hamachersche Geständniß, indem alle übrigen vorgebrachten Beweismittel theils von Hörensagen sprachen, ohne zuverlässige Quellen, theils nur zur Bestätigung einzelner in eben jenem Geständnisse enthaltenen Nebenumstände dienten, welche an sich die Mordthat nicht betreffen, mithin nur einen relativen Werth haben und entfernte Anzeigen abgeben, die für sich nichts sagen. Das Hamachersche Geständniß aber beweise gar nichts, weil dasselbe

1) in allen seinen Theilen, wegen Unwahrscheinlichkeit und innerem Widerspruch der Angaben, aller Glaubwürdigkeit entbehre;

2) weil die Unwahrheit mehrerer wichtiger Umstände desselben geradezu erwiesen sey; und

3) weil die, sonst durch Nichts unterstützte Anschuldigung eines sich selbst anklagenden Verbrechers gar keinen Verdammungsgrund abgeben könne. Zweckmäßig führt der Verf. hierbei mehrere actenmäßige Geschichten aus Criminalacten an, welche beweisen, daß sowohl den Geständnissen, als den Anschuldigungen der in Untersuchung befangnen Personen nicht zu trauen ist; namentlich das Verfahren gegen einen Carl Claus, der von seiner Concubine eines Mordes beschuldigt wurde, am welchen Theil genommen oder ihn mit angesehen zu haben, dessen Frau, Schwester und Bruder eingestanden, und der dennoch erlogen war, indem der angeblich Ermordete nach Jahren wieder zum Vorschein kam, und nunmehro dessen alibi erwiesen wurde. Mit Recht bringt der Verf. in Erinnerung, wie leicht das Gefängniß in die allergefährlichste Tortur verwandelt werden könne, und beruft sich hierüber auf das praktische Urtheil des erfahrnen v. Servan. Man hat viel über die Foltern geschrieen; ich behaupte, daß der Kerker oft eben so grausam und eben so gefährlich ist. Man könnte den Kerker eine verlängerte Folter nennen; er ersetzt durch die Dauer der Qual, was ihm an Heftigkeit abgeht. Wollte man alle Criminalproceduren untersuchen, so würde man finden, daß die Langeweile des Kerkers mehr Lügen erzeugt hat, als selbst die Schrecken der Folter. Die Lüge ist nur eine Wirkung der Schwäche. Wollet ihr Jemanden zur Lüge verführen, so hütet euch ihn zu reizen; er wird dadurch desto wahrhafter bleiben. Aber schwächet ihn, und bald wird er lügen. Das sind die Wirkungen, die die Behandlungsart in unsern Kerkern nach sich zieht."

12.

Was ist Wahrheit? Eine Abhandlung veranlaßt durch die alte und ähnliche Frage des Herrn Etatsraths und ordentlichen Professors C. L. Reinhold in Kiel. Von dem Grafen H. W. A. Kalkreuth. Breslau 1821 bei Graß, Barth und Comp. und Leipzig, bei J. Ambr. Barth. 156 S. 8.

Es mögen sich Viele wohl wundern, wie die Anzeige einer so ernsten und tiefen Schrift, als der vorliegenden, für ein Conversationsblatt sich eigne, das mehr nur einer leichten und gefälligen Unterhaltung und einem beweglichen Zeitinteresse zu dienen berufen sey, als zu einem Nachdenken aufzufordern über einen Gegenstand, an dessen klarer und sichrer Bestimmung wohl überhaupt zu verzweifeln sey, da die Weisen aller Zeit sich meistens vergeblich daran abgemüht hätten. Doch möchte Ref. den geehrten Lesern gern mehr Ehre erweisen, als in dieser Ansicht für sie selbst liegen würde, und hoft, ihren Unwillen nicht auf sich zu laden, wenn er sie höher stellt, und sie nicht zu Anhängern solch eines vorausgehenden Urtheils machen will. Er bittet sie vielmehr freundlich, auch einmal eine stärkere Speise nicht gleich von sich zu weisen, indem sie vielleicht dazu hilft, ihr ganzes, geistiges Verdauungssystem zu kräftigen und zu fühlen, und sie vor manchen Unbehaglichkeiten zu sichern. Denn hoffentlich entgeht es den geehrten Lesern nicht, daß, wer an der Wahrheit verzweifelt, auch an dem Leben und an sich selbst verzweifelt, weil man ohne Wahrheit weder zu sich, noch zum Leben gelangen kann. Da aber doch wohl alle, wer es auch sey, zu leben wünschen,

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 157.

9. Juli 1822.

Freundliches Wort an die Reimer'sche Buchhandlung.

Es erweckt jederzeit ein angenehmes Interesse, wenn man vernimmt, daß die Geschäfte eines alten soliden Hauses in tüchtige rüstige Hände übergehen, und sonach muß auch jeder Freund der Literatur eine Freude darüber haben, daß die verehrliche Weidmann'sche Buchhandlung an einen Mann gekommen, welchen Deutschland unter seine geachtetsten und thätigsten Buchhändler zählt. Besonderes Interesse gewinnt solches für den literarischen Verkehr hinsichtlich des Leipziger Meßkatalogs, dessen Privilegien auch mit auf Hrn. Reimer übergegangen, weil man — aller Verdienste der löblichen Weidmann'schen Handlung um dieses gemeinnützige Institut unbeschadet, solche doch von einer etwas pedantischen und rechthaberischen Anhänglichkeit an die hergebrachten Formen und von Ueberschätzung ihres Seniorats nicht freisprechen kann, dagegen aber durch die vom neuen Inhaber des Privilegiums dem diesjährigen Ostermeßverzeichniß beigefügte Erklärung zu der sichern Hoffnung berechtigt wird, daß alles Mögliche für Vervollkommnung der ganzen Unternehmung geschehen werde.

Wenn Hr. Reimer erklärt: „daß er die Angelegenheit des Katalogs als eine gemeinschaftliche und den Verleger nur als den Vermittler, um Einheit in die Ausführung zu bringen, betrachte," so stellt er den richtigen Gesichtspunct der Sache auf und erweckt das Vertrauen, daß die zu Mittheilungen von ihm aufgeforderten Interessenten ihre Wünsche und Bemerkungen nicht vergebens äußern werden. Schreiber dieses — ein sehr ferner Bürger der weit über die Grenzen der deutschen Bundesstaaten sich erstreckenden deutsch-literarischen Republik — hegt nächst diesem Vertrauen die Meinung, daß Mittheilungen über diese Angelegenheit eine wahrhaft literarische Conversationsmaterie und daher im Lit. Conv. Bl. am rechten Orte sind — und bemerkt noch, daß, je entlegener ein deutscher Literator vom Stapelplatz des Buchhandels wohnt, die Meßkataloge desto mehr Interesse für ihn haben, und daß folglich einem entfernten Bemerker genugsamer Eifer für deren künftige Verbesserung zugetrauet werden mag.

Hr. Reimer selbst hat seiner Erklärung Vorschläge zu einigen Veränderungen beigefügt, welche seine Einsicht und seinen Eifer bethätigen.

1. wünscht er: daß bei Einsendung der Titel die ungefähre Bogenzahl der Bücher angegeben;

2. die fertigen Druckbogen unter Bedingung der Rückstellung beigefügt werden;

3. daß die fertigen Bücher vor Ablauf der Messe der Verlagshandlung des Katalogs mitgetheilt werden;

4. besteht er auf strengster Haltung des termini ad quem der Einsendung;

5. schlägt er in Ansehung der künftig erscheinenden Werke vor: „die Aufnahme dahin zu beschränken, daß derselbe Titel nicht öfter, als dreimal hintereinander folgend, aufgenommen und letztlich die Bestimmung des muthmaßlichen Zeitpuncts der Erscheinung beigegeben werde."

ad 1. 2. u. 3. hofft Hr. R. mit Grund, durch diese Maßregeln eines Theils dem Literaturfreunde mehr Sicherheit im Urtheil über Zweck und Umfang eines Buchs zu verschaffen, andern Theils der Ungebühr vorzubeugen, daß Bücher im Katalog als fertig angezeigt werden, von denen, außer dem Titel, weder Geschriebenes noch Gedrucktes vorhanden ist, oder welche — mit andern Worten zu sagen — dem Verfasser in der Feder stecken geblieben sind. Beides wird man dem Hrn. R. so sehr danken, als die Straftafel, welche er auf diese Controle gründen und jedem Kataloge beifügen will, um darin die Titel der Bücher und Namen der Verleger aufzuführen, welche unfertige Werke als fertig angezeigt, folglich das Publicum belogen haben. Doch dürften hierbei auch die saumseligen Autoren, welche nebst Buchdruckern, Kupferstechern und andern Helfern und Helfershelfern gewöhnlich mehr Schuld als die Verleger tragen, nicht ungenannt bleiben. Indessen wird Hr. R. sich auch die Schwierigkeiten nicht verhehlen, welche die Ein- und Ausführung dieser polizeilichen Maßregeln im Eigensinn und in der Ungebundenheit und Lockerheit der Menschen finden wird, noch wird er verkennen, daß hierbei seinerseits große Humanität und Discretion, nicht weniger strengste Attention auf seine Verlagspflicht obwalten müsse. Setzt es aber Hr. R. durch, daß man ihm vor und in der Messe die fertigen Bogen und resp. Bücher mittheile, so dürfte er, da doch hier von einigen tausend Nummern die Rede ist, sein Meßgeschäft damit sehr vermehren und vielleicht besonderes Locale und Personale für diese neuen Schriften haben müssen. Was soll ihm die desfallsigen Spesen decken? — vielleicht die dadurch füglich mögliche Errichtung eines Museums der neuesten Literatur für die Meßzeit? — Schwerlich! denn bei Büchern will man ja nicht nur das Anschauen, sondern oft auch das Ge-

nießen umsonst haben, wovon jeder Buchhändler durch aufgeschnittene Exemplare brochirter Schriften den Beweis wird führen können. Aber — wie sonst dahinter kommen, ob die als fertig angezeigten Schriften wirklich zur Messe fertig sind — ob sie nach der Messe fertig werden? Wer hätte während der Messe Zeit zu einer Visitation, und wer ließe sich solche gefallen? — und auf das Präconisiren eigner Schuld ist nimmermehr zu rechnen. Ich sehe bei der anarchischen Verfassung des ganzen Buchvölkchens und beim Mangel executiver Gewalt keinen andern Ausweg Hrn. R's. bestgemeinte Vorschläge in's Werk zu setzen, als wenn er die Einsendung der fertigen Druckbogen wenigstens zur Conditio sine qua non — des Einrückens im Katalog macht — und diese Zwangsmaßregel möchte doch der Vollständigkeit des Verzeichnisses sehr schaden. Die Mittheilung der fertigen Werke vor Ablauf der Messe aber ließe sich in keinem Falle erzwingen — es wäre denn, daß die Herren Buchhändler ihr Ehrenwort gäben, Hrn. R's. Wünsche zu erfüllen.

Weniger Schwierigkeit würde die ungefähre Angabe der Bogenzahl geben, doch wäre dann höchst zweckmäßig eine ungefähre Bestimmung des Preises beizufügen. Beides muß doch der Verleger eines im Fertigwerden begriffnen Buchs so ziemlich berechnen können — und es wäre ja ganz unverfänglich. Wie angenehm aber wäre es nicht, wenn man seinen zur Messe reisenden Freunden schon Geld und Auftrag mitgeben könnte und nicht erst auf den Hinrichs-Katalog warten müßte!

ad 4. wird es Niemand Hr. R. verdenken, wenn er mit gerechter Strenge die verschuldete Präclusion ausübt, und

ad 5. wäre vielleicht durch eine Bezeichnung mit 1. 2. u. resp. 3. Asterisken das Verzeichniß der künftigen Bücher zu erläutern.

Da Hr. R's. Vorschläge noch manchen Mangel des Katalogs unerledigt lassen, so sey es erlaubt, ihm Folgendes zur Beherzigung mitzutheilen.

Der Zweck des Katalogs kann kein anderer seyn, als den Interessenten des Leipziger Buchmarkts eine zeitige, vollständige und bequeme Uebersicht der vorhandnen und im Anzug begriffnen literarischen Waaren zu verschaffen.

Für das Zeitige ist durch die festgesetzten Termine der Einsendung und Auslieferung gehörig gesorgt — und was die Vollständigkeit anlangt, so verbürgt auch das Interesse der Verleger, welche mit ihren neuen Artikeln Absatz auf den leipziger Messen machen wollen, daß kein Buch aus dem Verzeichniß bleibe. Aber warum sollte man nicht wünschen, „daß wiederum die neuen Musicalien, desgleichen Kupferstiche, Steindrücke ꝛc. und andre Kunstsachen in das Verzeichniß aufgenommen würden?" Sie gehören zum Heergeräthe Apolls und zum Erbe der Musen offenbar und eher als die lieben Kinderspiele; sie gewinnen ebenfalls großes Interesse durch den Reiz der Neuheit und machen keinen unbeträchtlichen Gegenstand des Verkehrs aus.

Ferner wäre es sehr zweckmäßig „von alten Büchern, deren Preise von den Verlegern herabgesetzt worden sind, ein besonderes Verzeichniß von Messe zu Messe zu liefern." Es hat dies für das literarische Verkehr dasselbe Interesse, wie die neuen unveränderten und wohlfeilen Ausgaben, und würde den Verlegern manche desfalls übliche Maskerade ersparen und auch entfernten Käufern ein Schutzmittel gegen Bevortheilung durch die Sortimentshändler in die Hand geben.

Was endlich die Bequemlichkeit für den Gebrauch des Katalogs anlangt, so ist freilich, wie bei allen lexikalisch eingerichteten Werken, die alphabetische Ordnung im Allgemeinen die zweckmäßigste; allein gerade bei einem Werke, wie das Verzeichniß der neuen und künftigen Bücher, erledigt sie durchaus nicht die Bedürfnisse des Lesers. Man sieht nicht in den Katalog, um zu wissen — ob der oder jener bekannte Autor etwas geliefert habe; — ja man findet auch bei vielen Schriften des Katalogs nicht den Namen des Autors, sondern den Titel des Buchs bei der alphabetischen Ordnung beachtet. Zwar wenn man wissen will, ob die Fortsetzung von dem oder jenem Werke oder eine neue Auflage erschienen sey, ist der alphabetische Richtsteig der kürzeste; aber dahin gehört ja nur ein kleiner Theil der angezeigten Schriften, und das wäre auch unter jeder andern Eintheilung leicht zu finden. Bei den andern Büchern aber nützt die bloße alphabetische Ordnung gar nichts, sondern da wäre es zweckmäßiger:

a) entweder die Verlagshandlungen in alphabetischer Reihe mit ihren Artikeln aufzuführen;

b) oder einzelne Abtheilungen nach dem Inhalt und der vorgeltenden Tendenz der Schriften zu machen.

Ad a) würde eines Theils das Verzeichniß der Verleger am Ende des Katalogs und somit Raum und die gewiß nicht kleine Mühe erspart werden, welche die Anzeige der Seiten, auf welchen sie vorkommen, machen muß;

andern Theils wäre da mit einem Male der eigne und der Commissionsverlag der verschiednen Buchhandlungen zu übersehen;

dritten Theils ließe sich zur Vervollständigung bei jeder Verlagshandlung das Logis der Handlung und des Fieranten, desgleichen auch

vierten Theils von den Leipziger Herren Buchhändlern angeben, für welche fremde Handlungen sie die Commissionairs seyen.

Da alle beträchtlichen Handlungen ohnedem alphabetisch geordnete Verzeichnisse ihrer neuen Meßartikel und ihrer künftigen Verlagswerke auszugeben pflegen, so würden sie zu solcher Einrichtung des Katalogs bereits in die Hand gearbeitet haben; und da bei Fortsetzungen und neuen Auflagen die Verleger sich selten ändern und bedeutende Autoren auch meist bei einer Verlagshandlung bleiben, so wäre auch hier das Auffinden leicht gemacht.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 158.

10. Juli 1822.

Ueber Divinations- und Glaubenskraft. Von Franz Ritter von Baader. 1822.

Auf Veranlassung der im Sommer 1821 in und um Würzburg von dem Bauer Martin Michel und dem Fürsten Alexander von Hohenlohe unternommenen psychischen Heilungen, erließ der Hr. Verf. ein Schreiben an den Fürsten Alexander von Galizin, Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts in Rußland, aus welchem er einen Abschnitt dem größeren Publicum hier mittheilt.

Er unterscheidet in dieser vielfach besprochenen Angelegenheit das Factische der Sache von der Denkbarkeit des Vorgefallenen, oder er trennt das Geschehene von dem Möglichen und Erklärlichen.

Ueber das Erstere gehet er vor der Hand noch hinweg, aus demjenigen richtigen Grunde, welcher jeden leiten sollte, der Begebenheiten, die entweder vom Gewöhnlichen abweichen, oder über deren Wahrheit und Möglichkeit sich die Stimmen theilen, zu erforschen, zu beurtheilen, auch wohl zu erklären versucht. Er will abwarten, bis sich die Zeugnisse gemehrt haben, und abwarten, bis deren Authenticität so wie deren Vollständigkeit mehr erwiesen seyn wird, wie dermalen es noch nicht der Fall ist. Er findet nur erst zwei Zeugnisse vor, nämlich das Zeugniß des Kronprinzen von Baiern für das wirkliche Erfolgtseyn mehrerer bedeutender Curen, und das völlig entgegengesetzte einer Polizeistelle in Bamberg, nach welchem auch keine einzige Heilung geschehen seyn und das Ganze auf Täuschung oder wohl gar frommen Betrug hinauslaufen soll.

Persönlich gilt dem Verf. ersteres Testimonium mehr wie letzteres, und deshalb verschiebt er den geschichtlichen Bericht noch, um dem Vorwurf zu entgehen, als Befangener von der Sache geredet zu haben. Beachtungswerth ist, was bei dieser Gelegenheit über die Beweiskraft eines Polizeiberichts gesagt wird. Ref. will es mittheilen, aber dem Urtheile der Leser durchaus nicht vorgreifen. Vielmehr ersucht er sie nur, jenem Urtheile einige unbefangene Ueberlegung zu gönnen, d. h. sich mit keiner Leidenschaft für oder dawider zu erklären, sondern ruhig in sich darüber zu Rathe zu gehen: ob die Aeußerungen und Schlüsse des Ritters von Baader richtig sind, was in ihnen liegt und was aus denselben folgt.

Er macht aufmerksam darauf, wie nicht alles, was man heutiges Tages den Polizeien zu untersuchen aufträgt, darum auch für eine solche Untersuchung geeignet ist; vielmehr muß sie ausgeschlossen werden von manchen Gegenständen, z. B. allen die technische Kunde oder Kunstkenntniß verlangen, und von allen solchen, die zu ungewöhnlicher und feiner Natur sind, um nicht unter der Untersuchung selbst Verderben zu erleiden. Ein Mineralog, sagt er, wird ein zartes Steingebilde nicht jeder Hand zur Untersuchung anvertrauen, und ein jeder Christ, der an sein Evangelium glaubt, muß überzeugt seyn, daß bei allen Untersuchungen, welche religiöser Natur sind, Polizei- und Landesstellen wie andere Menschen sich täuschen und irren können. Er bezieht sich auf die Beweise, deren genug im Evangelium liegen, daß der zu jener Zeit bestandene römische Staat sich nach den Zeugnissen der Statthalter und Machthaber völlig überzeugt hielt, daß an Christus und seinem Thun nichts sey, und doch lehrte die Erfahrung, daß hieran allerdings Etwas und Viel, an dem gegenstrebenden Thun dieses Staats, so wie der jüdischen Kirche dagegen Nichts war.

Mag auch der Entscheidung über diese Betrachtung Anstand gegeben werden, so läßt sich doch die Anerkennung der philosophischen Verfahrungsweise des Verf. nicht unterdrücken, vielmehr muß seine strenge Consequenz von allen bewundert werden, die zu geistvoll und tiefsinnig sind, um bei dem Lesen einer Schrift an der Frage haften zu bleiben: ob der Verf. auch wie sie, oder ob er anders denkt, denen vielmehr gegeben ist, in der Auffassung und Gestaltung eines Stoffes, in der Vereinigung und Sonderung der einzelnen Gegenstände, so wie in dem Geist, welcher das Ganze durchwehet, die Genialität eines Autors zu begreifen und anzuerkennen.

Herr von Baader bleibt in dieser kleinen Schrift strenge bei der Möglichkeit und Denkbarkeit stehen. Aus diesem Gebiete schöpft er beides, sowohl seine Bedenken über Zeugnisse vom Factischen und über die Resultate der Thätigkeit des abgesondert operirenden Verstandes, als auch seine Darbietungen über die drei möglichen Quellen, aus denen die Denkbarkeit eines Erfolges zu schöpfen wäre, wie jener, über welchen so viel gesprochen worden.

Wenn diese Absonderung der Denkbarkeit oder Möglichkeit des Erfolges überhaupt von dem concreten Ereigniß, in welchem er sich soll dargegeben haben, als der erste Schritt zur leidenschaftlosen und unparteiischen Untersuchung von jedem gerechten Auge angesehen werden muß, so stellt er sich nicht minder als ein Schritt zu jener höheren Betrachtungsweise dar, welche in der

Heilung der Krankheiten mehr sieht, als das Product eines gemeinen Mechanismus. Doch ehe jene drei vom Autor angedeuteten Quellen selbst in der Kürze angegeben werden, ist es Pflicht das mitzutheilen, was derselbe über die Schranken der Verstandeskräfte sagt, theils wegen der ungemeinen Klarheit und schneidenden Durchdringung, mit der es ausgesprochen ist, theils um des strengen und logischen Zusammenhanges willen, welchen es mit den drei Andeutungen behauptet, von welchen hiernächst gesprochen werden soll.

Der Verf. erinnert, wie selbst nach Hegels Auffassung des Verstandes als Negativität, seine Function doch keine andere ist als das Zusammenbestehen von Dingen zu bewirken, welche vorerst, und dem Begriffe nach, dieser Zusammenfassung oder ihrem Begriff (ihrem in Eins begriffen seyn — oder, setzt Referent als Erklärung hinzu, ihrer möglichsten Immanenz —) widerstreiten. So, fährt Hr. v. Baader fort, nannte man denn sonst mit Recht jenen Menschen verständig, welcher zwei dem Anschein nach und vorerst einander widerstreitende, das irdische und das überirdische, das menschliche und göttliche Element, d. h. eine niedrigere und eine höhere Natur, welche sich beide, jede auf ihre Weise dem Menschen zu vernehmen geben, mit einander im Erkennen wie im Thun zu erfassen und jeder derselben ihr Recht zu geben verstand; so wie man einen Menschen sonst unvernünftig nannte, welcher eine solche Verbindung nicht zu Stande zu bringen vermochte, und das Eine jener Elemente immer wieder über dem Andern fahren, sohin jenen ihnen vielleicht erst nur anscheinenden Widerspruch in und außer sich als einen wirklichen hervortreten lassen mußte.

Von hier geht der Autor auf die Folgen der Opposition über, welche das Streben nach jener Vereinigung aufheben wollte, und die Trennung und Ausschließung völlig zu Stande zu bringen beflissen war. Denn sobald Gesinnung oder Verstandesthätigkeit in jene Trennung erst eingehet, so entstehet ein Ausschließen des Einen vom Andern. Das was die Ausschließung sucht, ist der Verstand und mit ihm oft die Philosophie, sobald sie sich von der Theologie absondert. Jene als Religion will stets vereinigen, nie aussondern, und schon in ihrer Richtung auf Vereinigung liegt, daß sie das Ganze zu durchdringen und durch lebendiges Daseyn, nicht durch todte Herrschaft zu umfassen strebt. Der Verstand dagegen, wenn er nicht wie jene das Niedere und Begreifliche mit hinaufnimmt auch in sein Gebiet und es verklärt, sondern sich die Grenze der Begreiflichkeit setzt, schließt offenbar das Höhere von sich aus. Das heißt, er zieht sich auf ein engeres Gebiet zurück, das von einem größeren ihm unbekannten rings umgeben ist. Nun muß die Philosophen offenbar ein zwiefaches Bestreben charakterisiren. Das Eine wirkt der Verengung jener Grenzen entgegen, und will sie nach Möglichkeit weiter hinausstellen in die Region, woselbst ein anderes Leben waltet, und sich deshalb auch Kunde anderer Art gewinnen läßt. Das Andere — denn den absoluten Stillstand leugnet jeder — befördert die Verengung der Grenze, schmälert sich den Umfang seiner Region und bewirkt die Ausdehnung und Größe derjenigen, welche ihm zum unbekannten Lande wird, und deren Daseyn er zu verspotten anhebt, eben weil die Kunde davon mangelt. So hat man Herodot einen Lügner gescholten, bevor die Forschung den Grund und Boden selbst wieder zu betreten anfing, auf dem sein Fuß gewandelt. Und so hielt man vieles in Homers Gesängen für Gedicht und Erdichtung, bis gründlichere Gelehrsamkeit dahin kam, es als Wahrheit der Natur und Geschichte zu erkennen.

Hr. v. Baader drückt dies so aus: daß der im irdischen Elemente festgerannte Verstand wieder frei und gleichsam flüssig gemacht werden muß, weil er nur diese Flüssigkeit und Demüthigung hindurch zur höheren Bildung oder zum Bildungsvermögen eines Höheren zurückzugelangen vermag, und er zeigt, wie der entgegengesetzt verfahrende Verstand, der sich Aufklärung nennt, ohne daß er es bemerkt hat, sich auf dem Wege zur Ignoranz befindet, und statt ein hellsehender ein beschränktsehender, d h. ein unverständiger wird.

Alles — so möchte Referent in des Verfassers Seele fortfahren — ist nicht zu jedem Moment gleich lebenskräftig in uns. Daraus entsteht die Erscheinung seiner Nähe und Weite, und vielleicht nicht blos die subjective auch die objective Nähe und Weite. Ist uns nun hierdurch nicht alles gleich nah, sondern das eine näher und das andere ferner, so vermittelt sich auch daraus nothwendig ein Sehen in der Nähe und ein Sehen in der Ferne. Das heißt, die Eine und dieselbe That, oder dasselbe Eine Geschehene, kann auf doppelte Weise erscheinen oder sichtbar werden, und der Nexus beider ist in einem dritten zu suchen.

So bieten sich dem Verf. wirklich drei Vermittlungsweisen durch ein drittes dar, deren vielleicht keine ausschließend gilt, deren jede indeß in einzelnen Fällen vorzugsweise ihre Anwendung leiden dürfte.

I. Nach dem, selbst vom Atomistiker nicht ganz wegzuleugnenden, Zusammenhang alles Räumlich-bestehenden und Zeitlich-geschehenden müssen Ereignisse, so wie Gestaltungen und Stellungen, welche in tiefern, schwerer beweglichen Regionen zum Vorschein kommen, in den leichter beweglichen Regionen desselben Systems sich früher bemerklich machen; und eine Bewegung, Stellung und Gestaltung in einer beschränkteren Raumsphäre, d. h. in einem gröberen Stoffe kann sich nicht so weit, wie in einem subtileren Medium, verbreiten. Dies ist die erste Denkbarkeit der möglichen Vermittlung.

II. Die zweite wäre, daß das vermittelnde Medium nicht blos ein physisches, sondern ein physisch-psychisches seyn könnte. Der Verf. ist hier sehr kurz, weil der Schlüssel zu dieser Einsicht nicht publici juris gemacht werden darf. Aber er gedenkt einer doppelten Beschaffenheit des Bewußtseyns, nämlich der, wirklich productiv, und der, lediglich abspiegelnd repräsentativ zu seyn. Eine sehr wahre und höchst richtige Betrachtung, die uns vielleicht

zur Einsicht führen kann, was denn Vorstellungen eigentlich sind! Wenn wir hierüber klar sehen, dann wird sich uns vielleicht das Phänomen erklären, daß ein Zwiespalt im Leben und der Welt erscheint, der nicht wirklich oder nicht urthümlich ist, sondern nur durch uns entstehet. Referent trifft in diesem Punct ganz vorzüglich mit Hr. v. Baader zusammen, und hat schon manches vorgearbeitet, um die Einsicht auf die Linie zu leiten, wo das Bewußtseyn noch ein productiv materielles Wesen, sich unsern geistigen Augen als solches gänzlich aufgibt, um uns lediglich als Spieglung zu erscheinen. (Siehe die Beilagen zu Nr. 22, 64 und 67 des sechsten Bandes vom literarischen Wochenblatt für 1821).

III. Die dritte Vermittlung wäre, wo sie in das divinirende Subject selbst fällt, weil die Kraft seines Seyns und Wirkens größer ist, wie die seines Erkennens. Der Verf. erklärt es für denkbar, daß die Seyns und Gefühl-Sphäre — Referent mögte sagen das gesammte productive Sensorium — das Einzelne in einem weiteren Umfang durchdringen kann, wie die bloße Reflectivkraft seines Bewußtseyns. Nur beiläufig erwähnt Hr. v. Baader hier, daß auch die Seyns-Sphäre oder Gravitationssphäre eines Weltkörpers weit über dessen Luftsphäre hinausgereift, eine Betrachtung die das ganze Leben eines Menschen ausfüllen und uns von manchem philosophischen und physischen Irrthum erlösen könnte, wenn sie recht verfolgt wird. 42.

Baierische Landtags-Literatur. *)

Unter den vielen Flugschriften, welche seit der Eröffnung des Landtags bis zum Ende Februars erschienen, und noch erscheinen werden, möchte kaum eine wichtiger seyn oder werden, als das wahrscheinlich im Unterdonaukreise gedruckte und von Passau ausgelaufene: „Sendschreiben der baierischen Landgerichts-Assessoren an die Machthaber und Land-Stände Baierns. Ein Beitrag geliefert zur nothwendigen Verbesserung oder Reorganisirung der äußern Aemter, von einem Wahrheits- und Vaterlandsfreunde. 1822. 8." Es strotzt auf jeder Seite von so vielen bittern Wahrheiten, welche durch gleiche Erfahrungen aus dem übrigen Deutschlande bestätigt werden können, es betrifft eine so zahlreiche und einflußreiche Classe von Staatsdienern in Baiern, daß es von allen in- und ausländischen Gerichtspersonen sowohl, als von jedem Vaterlandsfreunde bestens erwogen zu werden verdient. Wir halten uns deswegen verpflichtet, ihre Existenz schnell dem Auslande anzukündigen, und den wichtigen Inhalt mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Vorerst muß jeder Landgerichts-Assessor nach einem vollständigen Gymnasialcurse auf einer inländischen Universität 23 Hauptwissenschaften (d. i. 14 Rechts — 4 Hülfs- und 5 Staatswissenschaften) nebst 12 nützlichen Wissenschaften, außer allen Theilen der Philosophie, Physik und Mathematik, vollendet haben, ehe er sich zur Landgerichts-Praxis melden kann, welche wenigstens ein Jahr dauern muß. Nach geendigter Praxis darf er sich erst der Concurs-Prüfung widmen, deren glücklicher Ausgang eine Anstellung als Landgerichts-Assessor in 3—5 Jahren mit 600 fl. Besoldung hoffen läßt. Die Geschichte der Landgerichts-Organisationen durchlief 3 Perioden, wovon die erste als jene der Einfachheit und des Vertrauens bis 1802 dauerte, die zweite als jene des beginnenden Projectirens — der Aufklärungssucht und der Geschäfts-Vervielfältigung 1805, und die dritte als jene der ausgebildeten Controle, der Vielschreiberei und des Isolirens der Landgerichte 1809, ihren Anfang nahm. Das Perfectibilitäts-System äußerte im März d. J. ganz unvermuthet seinen Einfluß auch auf die Landgerichte — den Landrichtern wurden zwei Assessoren, und in größern Bezirken von 20—24000 Seelen auch ein Actuar, als Geschäfts-Gehülfen beigegeben, selbständig in den collegialen Berathungen über Justiz- und administrative Gegenstände, aber untergeordnet in den übrigen Geschäftszweigen — Hermaphroditen gleich, sowohl in Ansehung ihres Zwie-Geschlechts, als in Ansehung ihrer geringen Lebens-Fähigkeit. Jeder sachkundige Baier erkannte diese schreckliche Mißgeburt von mehr als 500 Staatsdienern, gleich im Augenblicke der Erscheinung als solche an; allein die Organisation dieses, alle Behörden berührenden Zweiges, war einmal ausgesprochen und vollendet, und man schämte sich den begangenen Fehler durch Wiederauflösung offen zu bekennen.

Es ist nicht zu zweifeln, daß schon der Schöpfer dieser Idee seine verunglückte Geburt erkannte, weil er die unglücklichen Betheiligten, durch Androhung des Verlustes aller künftigen Anstellungs-Fähigkeit, gleichsam zwang, die neuen Stellen zu übernehmen. Indessen griffen die neuen Landgerichts-Assessoren muthig ans Werk; ihre Regsamkeit brachte aber bald — aus Veranlassung einzelner Aemter — ungünstige Folgen für die ganze Dienstclasse hervor. Es entstanden nämlich hier und dort sogleich Reibungen und Uneinigkeiten zwischen dem Landrichter und den Assessoren. Der Begriff der richterlichen Selbständigkeit wurde von manchem Assessor zu weit ausgedehnt — die Verbindlichkeit zur Uebernahme administrativer Arbeiten im Gegensatze der rein justiziellen ungebührlich bestritten — dagegen wurden sie aber auch auf der andern Seite von manchem Landrichter zu unschicklichen Arbeiten gemißbraucht, und die jeweilige Uebereinstimmung desselben in den Sitzungen für ein leidenschaftliches Verabreden der Assessoren ausgeschrien. So gelangten von mehrern Seiten Beschwerden zu den obern Behörden, welche — nach den amtlichen Berichten der Landrichter urtheilend — wohl keine günstige Meinung für die Assessoren eingesogen haben mögen. Diese Misverhältnisse wirkten nachtheilig auf letztere, und erstere wurden schon nach einem Jahre controlefrei. Die Landrichter dadurch kühner gemacht, zogen die Zügel der unbeschränkten Herrschaft noch mehr an sich, während die Assessoren immer mehr eingeschüchtert, auch bei dem größten Sündenregister ihrer Meister die Stimme nicht zu erheben wagten; blos über zu geringe Besoldung erhoben sie schon 1810 ihre Stimmen, und ließen diese besonders 1816—17 in der Theurungsperiode laut ertönen; aber vergebens. Auch die kräftigen Stimmen der Deputirten des ersten Landtags verhallten in den Lüften, wie der Verfasser vorliegender Schrift, im Einklange mit der größten Notorität, sagt.

Der erste Abschnitt des Sendschreibens (von 120 engegedruckten Seiten) handelt ausführlich, „von dem Verhältnisse der L. Assessoren zu ihren Geschäften." Die Landrichter ziehen durch ihre Practikanten die erste Einleitung aller Geschäfte an sich, lassen diese durch die Assessoren vollenden, und unterschreiben dennoch die Arbeit als die ihrige; zwar könnten letztere über diese Kränkung sich höheren Ortes beschweren; aber das dürfen sie wegen übler politischer Folgen nicht wagen. (Dem Verlangen unsers Verf., daß die Assessoren sich nur mit Justiz befassen, und den Landrichtern die Administrativ-Gegenstände überlassen mögen, kann jedoch theils wegen des Uebermaßes der letztern nicht entsprochen werden, theils auch weil manche Ass. für diese besser qualificirt sind. Auch sein Vergleich der Geschäfte eines Landgerichts, mit den weit zahlreicher besetzten Polizeicommissariaten und Stadtgerichten einer kleinen Stadt, ist nicht haltbar, weil 100 Processe mit Bauern, welche vom grenzenlosen Vertrauen zu ihrem Gerichte beseelt sind, eher vergleichsweise geschlichtet werden können, als 2—3 mit processüchtigen, dünkelvollen und rechthaberischen Stadtbewohnern, welche noch durch Juden und Advocaten gereizt werden, und schon durch ihr nahes Beisammenwohnen mehr Be-

*) Einigermaßen verspätet, aber auch jetzt gewiß nicht ohne Interesse.

rührungspuncte und Reibungen haben, woraus amtliche Geschäfte entstehen. § 4. Eben so hat der Verf. vergessen, die Mitaufsicht der Gemeinde-Vorsteher in Ansatz zu bringen. Welche Justiz-Behandlung würde zum Vorscheine kommen, wenn manche sehr oberflächlich arbeitende Assessoren gar keiner Controle unterworfen wären, wie der Verf. verlangt? Wie viele Processe würden Jahrzehnte dauern, da die Assess. selbst in ihren jetzigen Verhältnissen öfters 2—3 Mal durch die Landrichter zur Erledigung der Currentien monirt werden müssen, und sogar auf Strafen der Oberbehörden es ankommen lassen? — Die Freiheit, die Gründe einer abweichenden Meinung in den Acten niederzulegen, schützt die Assessoren in der Stimmenfreiheit, wenn sie nicht unzeitige Furcht haben. — § 5. Erwünscht wäre es, daß sie die von den Landrichtern über sie geführten Qualifications-Tabellen einsehen, und durch gegentheilige über diese selbst paralisiren dürften. Den gut qualificirten kann daraus kein Nachtheil erwachsen, und den schlecht qualificirten wird ein Mittel zur Besserung an die Hand gegeben. Manche Landrichter sind schon von Gutachtens-Anträgen abgestanden, wenn sie der Aufforderung höherer Stellen, Thatsachen für ihre Beurtheilung anzugeben, nicht entsprechen konnten. Mancher Landrichter drohte aber seinen Ass. in das Angesicht mit den Worten: „*ich will ihnen schon zeigen, daß sie nur Assessoren sind.*“ — § 6. Mit den (nur in Altbaiern gebräuchlichen Ober-Mittel-Unter-) Schreibern geschieht sehr viel Unfug. Mancher Landrichter läßt, zur Verminderung der Zahl derselben, einzelne Concepte, oft sogar Criminalien, durch dritte Personen im Marktflecken oder in der Stadt abschreiben; wie soll hier Amtsgeheimniß beobachtet — wie Zeugen-Collusion vermieden werden? Andere Landrichter würdigen ihre Assessoren durch das öffentliche Kanzlei-Verbot herab, daß kein Schreiber ohne ihren Befehl Arbeiten des Ass. annehmen darf. — § 51. Viele Oberschreiber amtiren in den ihnen zugetheilten Geschäften durch das ganze Jahr unter der Präsenz des Landrichters, die erdichtet ist; ja die Protocolle werden von diesen nicht einmal unterschrieben, wenn sie nicht vor eine höhere Behörde gebracht werden. Welche Unförmlichkeiten in vielen hundert Acten bei schneller Veränderung eines solchen Amtsvorstandes durch Tod, Krankheit oder Versetzung? Welcher Spielraum für Nullitätsklagen und Processe. — § 54. Hier und dort werden die Schreiber auf die Diäten in partem salarii, jedoch nur auf die Hälfte, nämlich zu 1 fl. täglich, angewiesen, indem der Landrichter die andere Hälfte zieht. Wie soll ein solcher Schreiber zum Fuhrlohne des Assessors concurriren? — § 8. Viele Gerichtsdiener-Gehülfen werden, obgleich sie schon bei andern Behörden wegen Unterschlagung der Gelder processirt waren, doch noch zugelassen. Deswegen ist die Einrichtung zu treffen, daß jedem Gehülfen ein bestimmter District angewiesen werde, in welchem er alle Amtsladungen zu besorgen hat. § 9 Das schlechte Amtslocal haben viele Stadtgerichte mit den Landgerichten gemein, auch die Unreinlichkeit und den Mangel an Schreibmaterialien ꝛc.; dort werden oft große Regie-Kosten verrechnet, deren Verwendung durch die Visitations-Commissaire untersucht werden sollte. In Ansehung der Registratur-Einrichtung sollte eine gleichförmige Norm vorgeschrieben seyn, damit auch die Aemter-Visitation schneller und genauer vor sich gehe. Unser Verfasser scheint den Schauder erregenden, leichtsinnigen Geschäftsgang mancher Stadtgerichte, deren große Actenverluste oder ½ jähriges Verlegen noch gar nicht zu kennen; weswegen wir seinem schrecklichen Sündenregister der Landrichter diese wenigen Bemerkungen beifügten).

Der zweite Abschnitt betitelt sich: „*Ueber die Verhältnisse der Landgerichts-Assessoren zu ihrem Gehalte.*“ Zu dem gräßlichen Bilde des Verf. von dem Elende dieser Staatsdienerclasse, setzen wir noch Einiges bei. § 1. Es ist nicht zu verkennen, daß die Besoldung der L. Ass. wegen ihres Mangels an Aussichten zu irgend einer Beförderung, obgleich bei ihrer Schöpfung die künftige Besetzung aller Stellen aus ihrer Mitte versprochen wurde, im größten Mißverhältnisse steht, und daraus großer Nachtheil indirect für das Staatsärar selbst erwachse. Gibt man ihnen mehr Besoldung, so werden hunderte von unnützen Criminalcommissionen zum Vortheil des Aerars und Staatsdienstes unterbleiben, Diäten-Excesse werden aufhören, wie deren kostspielige Untersuchungs-Commissionen, und die Amtsehre wird nicht mehr durch nothgedrungenes Schuldenmachen herabgewürdigt werden. Die Entschuldigung, daß die Zahl der Ass. zu groß sey, gil. nicht für das fortdauernde Unrecht: denn es ist bekannt, daß die Gehaltsbezüge der Landrichter an 4—6000 fl. sich belaufen, warum sollte nicht eine Reduction zum Besten ihrer Amtsgehülfen eintreten können? — Noch auffallender ist das Diäten-Reglement zu 3 fl. oder 3 fl. 30 Kr. mit Einschluß der Fuhre, als hätten die L. Assessoren andre Mägen und Füße als die Landrichter, Rechnungscommissaire, Kanzlisten ꝛc. Durch diesen Mißgriff ist der Uebelstand erzeugt worden, daß mancher Ass., um als ehrlicher Mann auszukommen, die Commissionen zu Fuß, mit den Acten unter dem Arme, macht, seine Dienstarbeitszeit unnütz vergeudet, und sich dadurch in den Augen der Bauern herabsetzt. — § 4. Jeder Staatsdiener hat als Staatsbürger ein Recht auf den Familienstand; es ist also sehr ungerecht, diese Befugniß den Landg. Assessoren zu verkürzen: wer leedig nicht leben kann, muß als Verehelichter gar verkümmern. Man öffne den L. Ass. den Uebertritt in mehrere Dienstzweige, da in manchem Bureau viele Juristen wichtigere Dienste leisten könnten, als die vom Einmal-Eins heraufgewachsenen Commissaire ohne alle akad. Laufbahn. Allein mit wahrer Eifersucht sucht man überall die Juristen zurückzuhalten, wie sich bei der Anstellung von Rechtspraktikanten an Finanzkammern so oft erprobte. Wie viele Acrarial-Processe haben ihr Daseyn der unvollständigen und unrichtigen Auffassung der Rechtsverhältnisse bei ärarialischen Verträgen zu verdanken?

Der dritte Abschnitt handelt von den Verhältnissen der Landgerichts-Assessoren zu dem gesammten Staatskorper, besonders zu dessen Ministerien. (Es ist, fügen wir hinzu, nicht zu läugnen, daß der sonst so humane Geschäftsstyl sich sehr geändert hat. Ist man auch entfernt, die väterliche Anredeformel: „Lieber Getreuer“ zur Erneuerung vorzuschlagen; so scheint doch vieles Grelle der Ministerial-Rescripte dem Ehrgefühle, welches man in jedem Staatsdiener anfeuern, statt unterdrücken sollte, sehr zu widerstreben. Allein die L. Ass. mögen sich darüber mit ihren Vorgesetzten trösten, welchen es nicht besser geht. Dieser grobe Geschäftston scheint einmal von oben bis unten sein Recht in dieser Welt errungen zu haben, und wird sich nicht früher verlieren, bis allgemeine Humanität zurückkehrt. Es liegt in der Zeit, daß keiner an den nicht zu läugnenden Gebrechen Schuld haben will, obgleich die wenigsten von der Theilnahme frei zu erklären seyn möchten.)

Höchst merkwürdig ist des Verf. tabellarische Berechnung der nöthigsten Bedürfnisse für eine nur aus 4 Köpfen bestehende Familie, worin bei der kärglichsten Einschränkung noch ein Defect von 14 fl. 6 Kr. sich ergibt.

Unter den übrigen am Landtage erschienenen Schriften, hat keine ein allgemeineres Interesse für ganz Europa, als v. Sodens *Maximilians-Kanal*. Er bescheidet sich über die Ausführung dieses wichtigen Projects als Techniker keine Stimme führen zu können; er trägt die in früheren Jahren öfters wiederholten Vorschläge kurz vor, und fügt bei, daß 4 Millionen Actien gemacht werden sollen, wovon der Staat 2½, die Städte Nürnberg und Fürth 1½ übernehmen sollen. Zu verwundern ist, daß er im Abschnitte der Literatur die für und gegen das Strüpfische Kanalproject erschienenen Flugschriften anzuführen vergessen hat. 110.

Ad b) Der Nutzen der Abtheilung nach den Materien ist so unverkennbar, als die Schwierigkeiten dieser Einrichtung unvermeidlich. Das allgemeine Interesse, schon numerisch zu übersehen, was an neuen Schriften in dem und jenem Fache der Literatur erschienen, wie die besondere Wißbegierde nach dem Ergebnisse einer einzelnen Wissenschaft, würde dadurch gleich zweckmäßig befriedigt und eben so leicht es dem Leser gemacht werden, seine Reflexionen zu combiniren. Wenn man den Katalog nach der jetzigen Einrichtung durchblättert — welche Masse von unfruchtbaren Namen und Titeln muß man durch den Kopf laufen lassen! — Wie schwer hält es dabei, die gesuchten und gefundenen Notizen an einem Faden fest zu halten! — und wie vieles liest man, um es auf ewig zu vergessen! — Systematisch abgetheilt, würde das Verzeichniß immer ein brauchbares fortlaufendes Handbuch der Literaturgeschichte bleiben, da es hingegen, in seiner jetzigen Einrichtung selten ein Jahr überlebt.

Aber freilich! freilich! — Die Schwierigkeiten.

Vorerst fragt sich — „Ob die Kürze der Zeit erlaube, das Verzeichniß von einigen 1000 Schriften, nach einer solchen Classification zum Druck zu präpariren?"

Die zum Abdruck erforderliche Zeit läßt sich wohl nach den Bogen berechnen, aber das Abtheilen und Einschichten wäre wohl nicht Eines Menschen Arbeit in der so kurzen Frist, und gleichwohl könnte die Bestimmung „ob ein Buch in dieses oder jenes Fach gehöre?" — nur von Einem in gehöriger Schnelle ausgehen. Dem wäre nur dadurch abzuhelfen: „daß ein bestimmtes Schema der Eintheilung entworfen und den Buchhandlungen mitgetheilt würde, welche sodann die Obliegenheit hätten, bei Einsendung der Titel ihre Verlagswerke darnach zu rangiren."

Hierdurch würde Hr. R. auch dem Vorwurf anmaßlicher Classification ausweichen, welchen wohl der und jener eigenwillige Autor machen möchte, und welchem Vorwurfe man auch bei solchen Büchern nicht entgehen könnte, deren Titel vielleicht absichtlich, vielleicht zufällig täuschen. Autor und Verleger aber haben genugsam Zeit, und das competenteste Urtheil zur Classification ihrer Werke, und würden selbst in dem Falle, daß eine Schrift mehreren Fächern angehört, den Zweifel am besten lösen können.

Ich schlage folgendes Schema vor.

A. Hauptabtheilungen des Katalogs: I. Neue fertige Schriften. II. Fortsetzungen. III. Neue Auflagen und Ausgaben. IV. Schriften in ausländischen Sprachen. V. Künftige Schriften.

B. Unterabtheilungen nach den Materien, welche in diesen 5 Hauptabtheilungen zu beobachten: 1. Theologische Schriften; 2. Juridische; 3. Medicinische; 4. Philosophische; 5. Historische; 6. Geographische; 7. Mathematische; 8. Politische; 9. Naturwissenschaftliche; 10. Schönwissenschaftliche, wohin a) Romane, b) dramatische und c) artistische Werke gehören; 11. Unterhaltungsschriften, worunter alle Zeitschriften zu subsummiren; 12. Jugendschriften; 13. Philologische und eigentliche Literatur-Werke; 14. Oekonomische und technologische; und endlich 15. Schriften vermischten Inhalts.

Dieses Mandel Rubriken läuft freilich oft ineinander, aber in jeglichem Buche herrscht doch irgend eine Tendenz vor, um es triftig unter eine der Rubriken zu bringen — und wenn einmal das Schema den Buchhandlungen bekannt ist, werden sie mit leichter Mühe ihre Artikel darnach rangiren können.

Vielleicht könnte man auch eine einfachere Abtheilung nach den vier Facultäten ꝛc., schöne und exacte Wissenschaften ꝛc., vielleicht die von einigen Buchhandlungen bereits adoptirte Classification wählen — aber welche Vereinfachung nach der Materie der Bücher man auch belieben wollte, so würde die alphabetische Aufführung der Verleger damit verbunden werden können, und dann mit einem Blick der Belang und die Tendenz der neuesten Meßgeschäfte bei jeder Handlung zu fassen seyn.

Bei alle dem wäre vielleicht zu wünschen, die besondere Verzeichnung der Romane und dramatischen Werke beizubehalten, und bei den Schriften in ausländischer Sprache möchte eines Theils „die Abtheilung der Nationen", andern Theils „die Verdeutschung der dänischen, holländischen, polnischen, schwedischen ꝛc. Titel" angenehm seyn.

Endlich bringen mich die Nachrichten, welche am Schlusse des Katalogs befindlich sind, auf den Gedanken, „daß wohl mit Ablauf jeder Messe Stoff genug zu einem Nachtrage solcher Notizen vorhanden sey, welchen Stoff zu sammeln, man ein für die Meßzeit berechnetes buchhändlerisches Tagblatt organisiren könnte, und dazu für gute Meßdiurnen immer einen tüchtigen Literator zur Redaction finden würde."

Durch dergleichen Nachtrag wäre aber nicht etwa der Saumseligkeit der Autoren und Verleger Vorschub zu leisten, oder ein Turnplatz literarischer und librarischer Umtriebe und Zänkereien zu eröffnen, sondern die geistreiche Redaction hätte nur darauf zu sehen, einen lebendigen Abdruck des neuesten literarischen und artistischen Meßverkehrs zu liefern.

Allerletztens muß ich hier noch eine Idee an den Mann bringen, die mir längst auf dem Herzen liegt, nämlich „die Errichtung eines Büreaus für Manuscripte und Bücherentwürfe, welches immer offen an den Meßkatalog seine Listen anschließen könnte."

Die Gegenstände des Geschäfts würden seyn: Fertige Manuscripte, angeboten von Autoren oder gesucht von Verlegern.

Buchentwürfe — angeboten von Autoren — und solche, zu deren Ausführung von Buchhändlern Autoren gesucht werden.

Aufsätze für Zeitschriften und Journale; Poesien und Novellen für Taschenbücher; Offerten zu stehenden Correspondenzen; Redactionen gesucht und angeboten ꝛc.

Spötter möchten wohl sagen, — das sey zwar ein wahres literarisches Findel- und Waisenhaus, doch habe es eben kein Verdienst Musenerstlinge und Embryonen zu retten und Kindermord und Crimen abortus zu verhüten, — allein ich bin fest überzeugt, daß ein solches Institut, mit Ernst und Discretion dirigirt, viel zu thun bekommen und für Bücher-Handel und Wandel von reellem Nutzen seyn würde. Wäre das Büreau einmal im Flor, dann wäre es auch für die meßfremden Literatoren, wie für die Gelehrten der Lindenstadt, ein passendes Geschäft, in Auftrag speculativer Buchhändler, die vorräthigen Manuscripte und Projecte zu prüfen. Freilich würde auch viel Pofel und Schofel mit einlaufen, aber sobald das Institut nur halbwegs zu Ehren gekommen seyn würde, dürften auch die bessern Genien es nicht verschmähen, dort wenigstens ihre Ideen zu deponiren — und auf jeden Fall würden die Geschäftslisten eine höchst interessante Zugabe des Meßkatalogs seyn.

Dies alles — Salvo meliori! — und mit dem herzlichen Wunsche, daß wie die Doppelsessigkeit eines thätigen Sosiers in zwei Emporien der deutschen Literatur überhaupt erfreulich ist, besonders auch die Hoffnung nun die soliden Artikel der Weidmann'schen Buchhandlung schneller gefördert zu sehen, so wenig als die Zuversicht zu möglichster Vervollkommnung des Meßkatalogs getäuscht werden möge.

Salus saluti! 9.

Nachschrift der Redaction.

Die Vorschläge des Hrn. Reimer sowohl, als die im vorstehenden Aufsatze enthaltenen sind ohne Zweifel sehr wohlgemeint und bezwecken das Beste der Literatur. Aber so wünschenswerth ihre Ausführung auch scheinen mag: so können wir doch nicht bergen, daß sie zum Theil großen, ja unübersteiglichen Hindernissen unterliegen dürften.

So zeigen sich besonders bei dem Vorschlag ad 2,

den Titelzetteln die fertigen Druckbogen beizufügen, so große Schwierigkeiten, und eine consequente Durchführung ist so wenig zu erwarten, daß der Versuch gar nicht erst angestellt werden sollte. Die Titelzettel machen die Reise nach Leipzig leicht mit der Briefpost in wenigen Tagen. Das Einschicken der fertigen Bogen, die oft von verschiedenen, von dem Wohnorte des Verlegers weit entfernten Buchdruckereien beizutreiben sind, erfordert theils viel längere Zeit, theils ist es mit nicht geringen Kosten verbunden. Und warum soll ein kleineres Werk, selbst bis zu einem Alphabet und drüber, von welchem beim Abschicken der Titel (das bei entfernten Handlungen 6—7 Wochen vor der Messe geschehen muß) noch keine Zeile gedruckt ist, nicht noch bis zur Messe fertig werden können? Und doch werden Schriften dieser Art, die so schnell gefördert werden, gewiß dem Interesse des Tages gerade am nächsten liegen und deswegen am wenigsten im Meßverzeichnisse fehlen dürfen.

Auch der Vorschlag der Angabe der ungefähren Preise wird nie mit einiger Consequenz durchzuführen, ja was noch mehr ist, seine Ausführung würde den Verlegern sehr schädlich seyn. Denn das Publicum würde es nur allzuleicht übersehen, daß diese Preise nur die ungefähren und noch keineswegs die festgesetzten seyen. Die Verleger würden fürchten müssen, die Preise höher zu stellen, wozu sie doch in so vielen Fällen genöthiget werden könnten, und dem Sortimentshandel würde bei der Knauserei und dem Unverstande so vieler Käufer sein ohnehin mühseliges Geschäft sehr erschwert werden.

Und so können wir auch im Allgemeinen keine andere Ansicht gewinnen, als daß — einige billig abzustellende Mißbräuche abgerechnet — eine gänzliche Umgestaltung des Meßkatalogs schwerlich zu Stande kommen wird. Wo diese nicht durch den Organismus des ganzen deutschen Bücherverkehrs gehindert wird, da werden ihr Verkehrtheit, Trägheit, Kleben am Alten u. s. w. in den Weg treten.

Wir können uns nicht enthalten bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über die eigentliche Bedeutung der Leipziger Büchermesse zu sagen, da auch der vorstehende Aufsatz die nur allzugewöhnliche falsche Ansicht von derselben theilt, als sey sie andern großen Waaren-Umsätzen zu vergleichen; als würde hier mit den fertig gewordenen Neuigkeiten, gleich wie mit anderen neuen Waaren eine Art von Markt gehalten; als würde mit ihnen ein wirklicher Handel (reeller Verkauf und Einkauf) getrieben.

Aber dies ist nicht im allergeringsten der Fall, und wenn wir die Anzahl der in einem Katalog angezeigten neuen Werke z. B. auf 3000 anschlagen und annehmen, daß von jedem derselben im Durchschnitte 600 Exemplare aufgelegt werden: so darf man wohl sagen, daß von den so zum Verkauf ausgestellten 1,800,000 Exemplaren neuer Schriften nicht 500 (vielleicht nicht 300) Exemplare auf der Messe selbst für feste Rechnung gleich gekauft oder verkauft werden.

Der deutsche Buchhandel ist besonders in neueren Zeiten fast gänzlich zu einem bloßen Commissionsgeschäft herabgesunken. Der Verleger setzt das Hauptcapital auf ein und zwei Jahre in eine Art von Lotterie und der Sortimentshändler setzt ebenfalls ein wenn gleich geringeres Capital ein, indem er die Hin- und Herfrachten der Commissionsgüter, die Bekanntmachung durch Kataloge, die Empfehlung durch persönliche Verwendung u. s. w. übernimmt.

Die ganze Leipziger Buchhändlermesse hat jetzt durchaus keinen anderen Zweck, als die Jahresrechnungen zu reguliren, Zahlungen zu leisten und Zahlungen zu empfangen. Einen anderen Charakter wird man ihr auch nicht geben und alles Künsteln daran hilft nichts. Hätten wir eine Hauptstadt, in welcher der deutsche Verlagsbuchhandel so concentrirt wäre, wie in London und Paris der von England und Frankreich, so würde er sich auch bald dem Charakter des englischen und französischen nähern, wo der Buchhandel ein wirklicher Handel ist, d. h. wo der Sortimentshändler neue Waaren (neue Bücher) kauft, und weil er sie gekauft hat, und nicht zurückgeben kann, auch auf alle Weise abzusetzen sucht. Hier verhält es sich wie bei den Manufacturwaaren der Schnitthändler zum Fabricanten. Die Waaren sind durch den wirklichen Kauf sein Eigenthum geworden und er wird natürlich einen ganz andern Eifer zeigen, die Artikel seines Lagers an den Mann zu bringen, als wenn er sie, wie der deutsche Sortimentshändler, als bloßes Commissionsgut betrachtet. In Deutschland führt der Charakter des Commissionsgeschäfts, den der Buchhandel angenommen, zu den größten Nachtheilen für den Verleger, und wie bedeutender Schaden dadurch besonders für die durch Erfahrung noch nicht Gewitzigten erwächst, weiß jeder, der Gelegenheit gehabt, diesen Lotterieverkehr in der Nähe zu beobachten. So ungünstig sind die Verhältnisse des Verlagsgeschäfts in Deutschland in Vergleich mit dem auswärtigen. Und dazu kommt nun noch obendrein der Segen des Nachdrucks!! die Hemmungen der Censur in dem Staate, wo der Druck statt findet; die Controlle von 34 deutschen Staats-Polizeibehörden, die in der Stille oder öffentlich eine zweite Censur vornehmen; eintretende Confiscationen, selbst in Bundesstaaten, wenn auch den inländischen Formen, und denen, welche die deutsche Bundesversammlung vorgeschrieben, vollkommen Genüge geschehen!! — endlich der Zustand der deutschen Kritik: hier die feile Lobhudelei, dort frecher und ungegründeter Tadel, oft aus den persönlichsten Gründen, weil etwa der Verfasser oder auch nur der Verleger dem Kritiker einmal in den Weg getreten. Erwägt man alles dies: so wird man gestehen müssen, daß das Geschäft der deutschen Verlagsbuchhändler, die doch auf das Gedeihen der Literatur und folglich der Bildung und Entwickelung der Nation einen bedeutenden Einfluß üben, ein sehr dornenvolles Geschäft ist, das von Seiten der Staatsbehörden in vielen deutschen Ländern nur zu wenig gekannt, beachtet, geschätzt und gepflegt wird.

Mögen diese wenigen Bemerkungen etwas dazu beitragen, die oft so unbilligen, oft aber auch viel zu rosenfarbnen Urtheile über den Verlagsbuchhandel und den Leipziger Meßverkehr, welche aus Unkenntniß der Sache herrühren, zu berichtigen und auf den wahren Gesichtspunct zurückzuführen.

so kann ihnen Ref. keinen andern und bessern Rath geben, als noch einmal zu versuchen, ob es nicht möglich sey, die Bedeutung der Wahrheit zu finden. Und dazu bietet sich nun eben in der genannten Schrift ein sehr kundiger und trefflicher Wegweiser dar, den Ref. deshalb auf alle Weise empfiehlt. Von der persönlichen Tüchtigkeit desselben hier viel zu sagen, scheint eine überflüssige Sache, da der Herr Graf dieselbe durch seine früheren philosophischen Schriften, (die Staatsform; die Idee; der Dialog; der praktische Zweck; Widerlegung des Schreibens und Urtheilens, wovon die Schrift des Hrn. v. Stourdza eine einzelne vorübergehende Erscheinung ist; — die nur leider zu wenig zu einer allgemeinen verdienten Kunde gekommen zu seyn scheinen) in denen sich überall deutsche Tiefe und seltner Scharfsinn kund gibt, hinlänglich bewährt und bewiesen hat. Auch in dieser Schrift offenbart sich das Vermögen des wahren und durchdringenden Denkers auf eine unverkennbare Weise. Um nun das daraus hervorgegangne Gedachte zu fassen, bedarf es freilich wiederum selbst des Denkens, und wer da meinte ganz ohne sein Zuthun zur Einsicht der Wahrheit geführt zu werden, ist wohl im Irrthum und verlangt ein Unmögliches. Den guten Willen und den Entschluß, den Verfasser ununterbrochen und unzerstreut mit eignem strengen Nachdenken zu begleiten, muß daher jemand schon mitbringen. Wo aber dieser Wille wirklich da ist und vollzogen wird, da läßt sich auch dem Leser ein Erreichen des gesuchten Ziels sicher versprechen und er wird sich nicht unbelohnt sehen. „Ich habe, — sagt der Hr. Verf. selbst S. 4, — den ernsten und festen Vorsatz, so klar und deutlich zu seyn, daß bei den mehrsten Stellen selbst der gemeine Menschenverstand keine Schwierigkeit finde, mich zu fassen, jeder gebildete Leser aber, der nur mit ausdauernder Aufmerksamkeit einen Schriftsteller zu folgen vermag, und nicht ganz ohne Einbildung und ohne Fähigkeit ist, die Ueberzeugung gewinne, so müsse es im Grunde wohl seyn, und anders könne es sich nicht verhalten." Der Hr. Verf. spricht im Ganzen seine Uebereinstimmung mit Fichte aus. Doch würde man sich irren, wenn man sich hier, wie man gewöhnlich so zu sprechen pflegt, nur einen Anhänger und Bekenner der Fichteschen Philosophie denken wollte. Vielmehr lebt das ausgesprochne Wissen in dem Hrn. Verf. als das durch und durch Eigne, und es ist die volle Frucht seines innersten Denken, und die Selbständigkeit im strengstem Sinne leidet dabei keinen Abbruch. *) Aber es ist die aus der Selbsterfahrung des Hrn. Verf. entsprungne Behauptung, daß die Philosophie als die Eine in keinem andern, als in Fichte gelebt, daß das Erkennen in niemand, weder vor noch nach ihm zur absoluten Einheit erhoben worden sey, als nur in ihm, und daß die Wissenschaftslehre zwar bis jetzt meist nicht verstanden worden, aber daß sie nie mißverstanden werden könne. Nur praktisch kann man an sie gelangen. Dies ist auch selbst die übereinstimmende Ansicht des Verfs., der bei dieser Gelegenheit nur sein großes Bedauern ausspricht, daß Fichte fast ganz vergessen zu seyn scheint, und daß über eine Menge von Dingen immerfort noch gestritten und geschrieben wird, die schon längst durch diesen Weisen, oft nur durch ein einziges Wort desselben, abgemacht und entschieden sind. Der Selige würde sich wundern und würde trauern, wenn er sähe und hörte, welch eine Lehre jetzt von seinem Lehrstuhl verkündet wird. Uebrigens findet der Hr. Graf mit Recht in der Wissenschaftslehre nur selber die Lehre des Christenthums, und das Christenthum erscheint in der Wissenschaftslehre zuerst als ein durch das Wissen vollendet Erkanntes und aufgegangen in das lebendige Bewußtseyn. S. 151. „Der sicherste Weg, die Wissenschaftslehre einzusehen, ist von dem Christenthum aus. Es versteht sich wohl, daß man wisse was wahres Christenthum sey. Christus war der Erste, — daher auch die neue Zeit mit ihm beginnt — welcher im Besitz der lebendigen Idee von der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott in seinem Bilde, praktisch Kunde gab. In ihm ist durchaus nichts Subjectives, und wer in dem Charakter Jesu etwas Subjectives zu bemerken oder zu ahnden glaubt, für den ist das Bibellesen ganz feuchtlos. Diese lebendige Idee wissenschaftlich durchzuführen, ist die W. L." und S. 150. „Fichte war der Erste dieser Zeit, der nicht allein alle Subjectivität von der Wissenschaft ausschloß, sondern die Wissenschaft eigens darauf gründete, daß man ein Wissen sich zu denken vermöge, ohne alle Beziehung auf ein Subject."

Das Interesse der vorliegenden Schrift, um auf sie zurückzukehren, wird noch dadurch erhöht, daß sie, zwar nicht in dem Gange ihrer Deduction, sondern nur in ihrer äußern Beziehung, polemisch auftritt, und gegen Reinhold und dessen jüngst erschienene Schrift, gleichen Titels mit dieser gerichtet ist. Ein zweiter Anhang der Schrift unsers Verfs. S. 131 ff. beschäftigt sich speciell mit Hrn. Reinhold, und diese Polemik zeichnet sich besonders durch ihre lebendige und launige Haltung aus. Kräftig und treffend, auch wohl in starker und entschiedner Rede werden — auch in andern Stellen — bisweilen die Verkehrheiten des Unwissens und der Unphilosophie dargestellt, und mancher mit seinem geist- und bewußtlosen Treiben kann sich darin als in einem Spiegel erblicken. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Reinhold darauf antwortete, indem dadurch die Sache selbst die größere Aufmerksamkeit der Philosophen erregen und die bessere Einsicht allgemeiner machen würde. Der Hr. Graf fordert ihn selbst dazu auf, und erklärt, die Sache bestimmt nicht fallen lassen zu wollen, sondern sich alles Ernstes zu bemühen, die Frage noch mehr in das Licht zu setzen. — Nun sollte Ref. noch einiges näher über die Schrift selbst und über die ganze Behandlungsweise des Themas beibringen. Eine wirkliche Beurtheilung findet hier keine passende Stelle, läßt sich auch in der Kürze nicht geben und ist bei Abhandlungen solcher Art — wo auf die ersten Grundbegriffe zurückgegangen wird, wo die Untersuchung vor den Augen der Leser geschieht und nach einem vermöge eines organischen und lebendigen Wissensgesetz selbst nothwendigem Gange der Entwickelung fortgeführt wird, ohne irgend ein Mittelglied zu überspringen, und ohne einen Ausdruck unerläutert zu lassen, — nicht einmal gut möglich. Ref. kann daher nichts thun, als nur mit wenigen Worten den Inhalt und die befolgte Ordnung der Abhandlung kurz anzugeben, und übrigens das denkende Publicum selbst zur eignen und genaueren Ansicht derselben aufzufordern.

Das Ganze ist in etliche Capitel getheilt, wovon das erste überschrieben ist: Das erste Element des Wissens. (Das Reale.) Der Herr Verf. geht hier von dem unbestimmten Triebe zu wirken aus, geht die Reihe der durch das Anschauen hervorgehenden Wandelungen, Stufe für Stufe durch, und findet zuletzt in der wirklichen Aufhebung der Freiheit durch sich selbst, Daseyn, Bewußtseyn, Gewißheit und in dem Anschauen der Gewißheit, Wissenschaft. Zweites Capitel. Die Besinnung auf das Reale. (Realisation.) In diesem Capitel wird der Begriff des Realen in seinem Schaffen und Bilden weiter entwickelt, und ein Besinnungspunct nach dem andern durchgegangen, um nun die Wirklichkeit selbst darzustellen. Hier ist von dem Wissen überhaupt die Rede, was nur durch Freiheit möglich ist. Das Bewußtseyn wird zunächst nachgewiesen in seiner Niedrigkeit an dem Gegenstande, dem Körper; das Denken als die Erhebung von demselben dargestellt, und die verschiednen Standpuncte der Bildung des Ichs, bis zur Sichanschauung (Wissen des Wissens) entwickelt. Dann wird das

*) Es gibt überhaupt keine Philosophie ohne Selbständigkeit, und die Philosophie, die Wissenschaft ist nur da, wo sie als das ungetrennte Eigenthum in einem Individuum lebendig geworden ist.

Sittengesetz als eine nothwendige neue Beschränkung der Freiheit aufgestellt, und das Entstehen desselben beleuchtet. Zu dem Bewußtseyn des Sittengesetzes als Prineip muß aber der Wille hinzukommen, der es zugleich äußerlich in allen Handlungen ausspricht, und so entspringt das Bewußtseyn einer sittlichen Welt. Die Realisirung des Willens wird zur bessern Einsicht noch genauer auseinandergesetzt, der sittliche Endzweck als Seyn beschrieben, aber noch nicht das Absolute im Seyn, und so weiter fortgeschritten bis zur absoluten Anschauung Gottes. — Nachdem in diesen zwei Capiteln die verschiednen Standpuncte des Wissens und Lebens bis zum höchsten hinauf mehr factisch dargestellt sind, so geht der Hr. Verf, in den zwei letzten Capiteln noch genauer in das Innere und in das Wesen des Erkennens selbst ein, und entwickelt im dritten Capitel: die Wissenschaft, oder Realität des Bildes oder Schema; und im vierten Capitel: das unbedingte Soll in seinem Verhältnisse zum Willen. — In dieser ganzen Entwickelung und genau genommen schon in den ersten zwei Capiteln, ließ nun auch schon die zweifellose Beantwortung der Frage: was ist Wahrheit, und sie ist aufgewiesen, als Leben, als freies, selbständiges Leben im Bilde Gottes, als Wissen, Wissenschaft. Die Wissenschaftslehre beantwortet aber die Frage: wie habe ich es anzufangen, daß mir Wahrheit werde; denn die Wahrheit wird und ist nicht. — In dem ersten Anhange wird noch einiges Besondere nachgeholt über ein allgemeines Denkgesetz, über den Charakter des Gesetzes überhaupt, über das absolute und relativ Praetische: über Erziehung, als Princip der neuen Welt, und die Elemente der Erziehung: Freiheit, Lehre, Gesetz. Mit dem zweiten Anhange, der Herrn Reinhold betrifft, schließt die Abhandlung. Ref. hat sie mit gesteigerter Hochachtung vor dem Hrn. Verf. und mit Dank für manche ihm noch klarer gewordne Einsicht gelesen, und wünscht nichts mehr, als daß recht Viele sie lesen, doch nicht bloß lesen, sondern, wie der Hr. Verf. selbst sagt, daß sie recht Vielen nützen möge. Dieses Nützen ist mit dem wahren Verständniß derselben unmittelbar verknüpft. Denn alles wahre Verstehen läßt auch das Leben nicht leer, und nimmt dasselbe, den Gedanken so wie die That, in unwiderruflichen Anspruch, und bindet es erst zu sich selbst.

3.

Noch ein Wort über Lauzun's Memoiren.

In einem neuen Hefte der Revue ist eine unpartheiliche Beurtheilung dieses Buches zu lesen, welche wesentlich mit dem übereinstimmt, was Ref. darüber schon in diesen Blättern geäußert. Jener Kritiker ist der Meinung, die vielfältigen Reclamationen der Familie und einer in der Einbildung getroffenen Partei allein, hätten dem Buche das augenblickliche Interesse verleihen können, und jene auf nichts begründete Wichtigkeit; dieses Schicksal habe es mit den Memoiren von Besenval getheilt, ohne daß sie mit denen Lauzun's im geringsten verglichen werden könnten, denn sie enthalten gerade das für den Historiker, was diesen abgeht. Indessen ohne über die Authenticität zu entscheiden, könne mancher interessante Zug nicht verkannt werden, und die Schilderung von Lauzun's galantem Leben, gäbe einen nützlichen Beleg gegen alle, welche seine Zeit — die des alten Regime mitlebten, — und sie weit über die jetzige setzen.

Auch der französische Kritiker erkennt die edlere, einer bessern Anwendung fähig gewesene Natur Lauzun's, welche nur in dem faden Sultansleben unterging, wo so viel Frauen um die Ehre seines Umgangs buhlten. Er macht dabei die scharfsinnige Bemerkung, daß es tröstlich zu sehen, wie das Leben eines blos Vergnügen erjagenden Menschen immer ermüdender und trostärmer sey, als das eines Mannes, der sich mit aller Anstrengung seiner Kräfte dem Wohl des Vaterlandes widmet. Niemand, fährt der Kritiker fort, macht mehr Glück in jeder Art als Lauzun. Schön, reich, geistvoll, hat er sich um keines vergebens bemüht; man darf aus seinen Memoiren schließen, daß ihn oft süße Blicke erhabener Personen erreichten; und doch war niemand unglücklicher als er. Sein Gemüth war beständig ein Raub von Qualen der Trennung und Eifersucht, physische Leiden kamen dazu; dann an eine Frau gebunden, welche er, welche ihn nicht liebte; endlich unfähig sein großes Vermögen zu verwalten, sah er sich unvermerkt von ungeheurer Schuldenlast gedrückt. So unglücklich im Schoß der Freuden, ist er ein sprechender Beweis der Nichtigkeit sinnlicher Genüsse, und ihrer Unfähigkeit glücklich zu machen. Bedenkt man dabei sein tragisches Ende, so muß man bekennen, daß dieser verdienstvolle General (der Kritiker spricht von seinem Benehmen im Revolutionskriege als General Biron mit großer Achtung) und vollendete Hof- und Weltmann, die eitlen Gunstbezeugungen des Glücks sehr theuer bezahlte.

Folgende Details über sein Ende sind bemerkenswerth:

„Seine Verurtheilung errang von ihm nur ein verächtliches Lächeln; fester als sein edler Nebenbuhler Custine, der seine Thränen nicht zurückhalten konnte, als ihm sein Todesurtheil vorgelesen wurde, verließ Biron ruhig den Gerichtssaal, schritt kräftigen Fußes aus dem Justiz Palast, und indem er mehreren Gefangenen begegnete, welche sich versammelt hatten, um ihn vorübergehen zu sehen, sagte er zu ihnen mit demselben feinen Weltton, welcher ihn am Hofe auszeichnete. „C'est fini, Messieurs, je pars pour le grand voyage" (Aus ists, meine Herren, ich trete meine große Reise an). Zurück in sein Zimmer, ließ er sich eine Flasche Bordeaux und ein Geflügel bringen, leerte jene, und aß mit großem Appetit. Darauf forderte er ein Buch vom Gefangenwärter, las 4 Stunden, legte sich auf ein schlechtes Bett und schlief so ruhig als Condé die Nacht vor der Schlacht. Am Morgen stand er mit Frieden in der Seele auf, ließ den Gefangenwärter um Austern und zwei Flaschen weißen Wein bitten, an welchen er den Kerkerknecht, der ihn bediente, Theil zu nehmen nöthigte. Eben schenkte er diesem ein, als der zur Vollstreckung des Urtheils Beauftragte erschien. Meine Freunde, sagte Biron ohne Erschütterung, ich bin bereit, nur erlaubt mir mein letztes Dutzend Austern zu essen; zu Eurem Handwerke braucht man Kräfte, trinkt ein Glas mit mir. Der Beauftragte nahm es an; er, Biron, und der Knecht tranken zusammen; sie unterhielten sich über die Werkzeuge der Hinrichtung. Endlich stand Biron auf und ging zum Tode, ohne bewegt zu werden. Es war am 1sten Januar 1794."

Ref. muß schließlich bemerken, daß der französische Kritiker sich von seiner National-Eitelkeit so weit verführen läßt, aus den Memoiren herauszulesen, Lauzun sey der Vertraulichkeit Catharinen II., so wie der der Königin von Frankreich gewürdigt gewesen. Davon steht kein Wort im Buch. Lauzun ist nie über Warschau hinaus gekommen; Catharina erzeigte ihm aus politischen Rücksichten Aufmerksamkeit, ohne ihn persönlich zu kennen, welche, wie schon früher bemerkt, er mit Leichtsinn empfing und erwiderte. Eben so ist es auch falsch: jener Fürst Joseph Poniatowsky, welcher im der französischen Armee unter Napoleon sich Ruhm erwarb, sey derselbe, den Lauzun als seinen Nebenbuhler bei der Fürstin Czartoriska schildert. Dieser ist 1767 geboren, und die Liebschaft fällt ins Jahr 1773. Das ist doch zu jung für eine Leidenschaft! Ref. hält dafür, daß es ein älterer Bruder dieses Fürsten gewesen, der vor einigen Jahren in Wien starb, oder sein Vetter, ein andrer Neffe des Königs, der noch zur Zeit in Rom lebende Fürst Poniatowski.

20.

hat die Civilisation eine solche Höhe erreicht, als in irgend einem Theile von Europa. Allein die östlichen Herrscher, welche sich in ihrer Nachbarschaft befinden, benutzen die Umstände, welche jetzt die Macht der westlichen Nationen schwächen, um das Uebergewicht der abgeschafften und mit der höheren Civilisation unverträglichen Formen und Einrichtungen durch ihren Einfluß zu erhalten, und wo es nöthig ist, sie selbst mit dem Bajonet zu vertheidigen, wie wir jetzt in Neapel und Sardinien den Fall vor uns gehabt haben.

„Ich habe gesagt, daß jene beiden großen Parteien in Europa in diesem Augenblicke sich an Macht ungefähr beinahe gleich sind. In der That ist die Bevölkerung dieser Ländertheile, wenn man sie nach Zahlen mißt, so ziemlich einander gleich, und wenn die westlichen Nationen um vieles reicher sind, so haben die östlichen dagegen mehr kriegerischen Geist, und stehen dem Willen ihrer Herrscher weit unbedingter zu Diensten bereit. Im Ganzen ist zu besorgen, daß die größere Macht, unter den jetzigen Umständen, auf der Seite der Gegner der Staatsverbesserungen ist. Die westlichen und civilisirtesten Nationen sind erschöpft und durch ihre langen Kämpfe in den neuesten Zeiten verarmt, in Parteien zerrissen und untereinander selbst uneins, oder sie handeln doch nur wie kalte herzlose Alliirte gegeneinander, die von dem allgemeinen Bande des Interesses, welches sie vereinigen sollte, nur schwach angezogen werden. Die östlichen Nationen dagegen sind eher mit vermehrter als verminderter Kraft aus dem Kampfe gekommen. Ihre Armeen sind die bestdisciplinirtesten und zahlreichsten in Europa, ihre Unterthanen sind im Allgemeinen ruhig und ihre politische Vereinigung ist vollständig und kommt vom Herzen. Wären nur ihre financiellen Umstände in einer bessern Ordnung, so würde sie nichts abhalten können, das ganze feste Land von Hamburg bis nach Cadix wegzunehmen, so wie sie es schon von Tyrol bis nach Calabrien inne haben. Mangel an Credit ist ihre schwache Seite und das liegt in der Natur der Sache, da Reichthum und Credit einen viel höheren Grad von Civilisation voraussetzen, als jene Völker besitzen und sich durchaus nicht mit den Einrichtungen vertragen, auf welche die Macht der Beherrscher derselben gegründet ist.

„Aus den Bemerkungen, welche wir bisher über den Charakter und die respectiven Kräfte der Parteien gemacht haben, welche jetzt im Kampfe mit einander begriffen sind, lassen sich viele allgemeine Schlüsse, in Beziehung auf den Fortgang und Ausgang dieses Streits ziehen. Ich muß mich begnügen, nur einige der wichtigsten Reflexionen mitzutheilen.

„Da die Sache der politischen Reformen mit der Sache der Civilisation und der allgemeinen Glückseligkeit identisch ist, so muß jede Maßregel, welche diese Wirkungen zum Ziel hat, was man auch sonst für Absichten dabei haben mag, auf die Hervorbringung liberaler Institutionen hinwirken. Wenn z. B. der Kaiser von Oesterreich zu derselben Zeit, wo er die constitutionelle Partei in Neapel und Sardinien stürzt, den Weinbau in Ungarn oder den Handel in Triest aufmuntert, so befördert er durch die letztere Maßregel indirect die Fortschritte solcher Principien und Institutionen in seinen eigenen Staaten, welche er in einem andern ersticken will. Die russische Regierung verbietet aufs sorgfältigste die Einfuhr französischer Pamphlets und Zeitungen, läßt dagegen ohne Bedenken die classischen Schriftsteller, so wie die Industrie- und Kunstproducte von Frankreich, ins Land. Und doch kann eine Tragödie von Racine und Voltaire oder eine Scene aus Corneille mehr liberale Ideen erzeugen und ihnen eine größere Kraft verleihen, als die Minerve oder der Constitutionel hervorzubringen im Stande sind.

„Ferner: und diese Bemerkung bestätigt eben das, was die erste aussagt, nur von einer andern Seite. Es gibt keine wirksamen Mittel gegen das Aufkommen liberaler Ideen, außer solche, welche zugleich die Wurzel des allgemeinen Wohls eines Landes in allen ihren Theilen zerstörend angreifen. Wollt ihr die politischen Reformen aufhalten, so müßt ihr den Ackerbau, die Manufacturen, den Handel verbieten und entmuthen. Das ist der einzige Weg, sicher zu euerm Zwecke zu gelangen. Nun sind aber dergleichen Maßregeln nicht blos viel zu gehässig, um sie zu ergreifen, sondern sie sind auch geradezu dem unmittelbaren Interesse der Oberhäupter selbst entgegen, da sie einen hohen Werth auf den Wachsthum des Nationalreichthums und des Glücks ihrer Unterthanen setzen und sich davon den größten Vortheil versprechen. Ist aber dies, so wird die Civilisation nothwendig ihren natürlichen Weg fortgehen und wird solche Veränderungen in der Form der bürgerlichen Einrichtungen hervorbringen, als sie ihrer Natur nach hervorbringen muß.

„Auch ist noch zu erwägen, daß selbst die gewaltsamen Maßregeln, welche hin und wieder ergriffen worden sind, um die Fortschritte der constitutionellen Principien aufzuhalten, wie die letzte Invasion von Italien, ja die ganze Reihe der Kriege, welche gegen die Principien der französischen Revolution oder ihre Mißbräuche geführt worden sind, — zwar diese Principien auf der einen Seite in ihrer Wirksamkeit gestört und eine temporäre Unterdrückung ihrer Folgen bewirkt haben mögen, allein auf der andern Seite haben gerade jene Kriege, die Kraft und Stärke dieser Principien unermeßlich erhöhet. Ich ziele hier nämlich zunächst auf die Wirkung, welche diese Kriege in den Finanzen aller großen Mächte hervorgebracht haben, auf die unendliche Masse der öffentlichen Schuld, welche gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern Zeit ist.

„Diese ungeheure Schöpfung eines künstlichen Capitals ist nämlich im Grunde nichts anders, als eine Uebertragung oder eine Cession des Eigenthums von den Landeigenthümern auf die industriösen und handelnden Classen. Diese Anleihen sind durch die Gründung von Renten bewirkt, deren Bezahlung zuletzt auf das Land und dessen Eigenthümer fällt, während daß in den Händen der Capitalisten die Sicherheiten dafür, eben so gut als baares Geld sind. So hat der Kaiser von Oesterreich, um die Kosten seines letzten Angriffs auf die Freiheits-Principien in Italien zu bestreiten, zu hohen Zinsen eine große Summe von unserm Landsmanne David Parish und dessen Genossen aufgenommen. Welches ist nun die Wirkung dieser Operation? — Sie wirft ein Gewicht von einem Eigenthume, gleich jener Anleihe, in die Schale des allgemeinen Geld-Interesses der Welt, welches, wie ich als ausgemacht annehme, das Interesse der Civilisation und der politischen Reform ist; und belastet die Landeigenthümer von Oesterreich mit der Ausgabe, welche nöthig ist, um jenes Capital beim Werthe zu erhalten. Schätzt man daher den Schaden, welcher der Sache der Freiheit durch jene Invasion zugefügt ist, nach dem Gelde, welches es gekostet hat, um ihr diesen Schaden zu verursachen, so ist der Schaden, welcher dadurch der Sache der willkürlichen Herrscher zugefügt ist, gerade doppelt so groß, weil ihren Anhängern eine eben so große Summe entzogen, als ihren Gegnern gegeben ist.

„Das einzige Mittel, diese Vortheile der Geldleute zu vermindern, besteht darin, daß sich die Souveraine die Freiheit nehmen, sich von Zeit zu Zeit für bankerot zu erklären, wodurch sie einen Theil des neuen Capitals vernichten. Wenn man den ganzen Betrag des Eigenthums, der heutzutage in Europa in der Form von Staatsschulden existirt, mit dem Betrage des Eigenthums aller andern Arten vergleicht und nach seinem Geldwerthe abschätzt; so möchte sich wahrscheinlich ergeben, daß das erstere nicht viel weniger beträgt als das letztere. Man kann die Staatsschulden als eine Vermögensmasse ansehen, welche auf Kosten der herkömmlichen Staatseinrichtungen zum Vortheil der Sache der politischen Reformen geschaffen ist. In der That liefert sie eins der

seltsamsten Beispiele, wie man eine „ihre Ursache zerstörende Wirkung" hervorbringen kann.

„Zuletzt bemerken wir, daß der endliche Ausgang des gegenwärtigen Kampfes, von dem künftigen Fortgange der Civilisation abhängt. Wird diese anstatt fortzuschreiten, in ihrem Gange aufgehalten und in den Ländern, wo sie jetzt ihre größte Höhe erreicht hat, genöthigt Rückschritte zu thun: so wird auch der Fortgang der liberalen politischen Principien gehemmt werden, und statt sich in solche Theile von Europa zu verbreiten, wo sie bisher noch geringen Spielraum gewonnen hatten, wird ihr Einfluß auch da verringert werden, wo sie bisher mehr oder weniger wohlthätig wirkten. Sollten dagegen, wie alles andeutet, Handel, Manufacturen und Ackerbau in einer langen Zukunft fortschreitend an Vollkommenheit zunehmen, und wohl gar, in Folge des großen Anwuchses der Bevölkerung und der daraus hervorgehenden vermehrten Nachfrage nach den Producten der Arbeit aller Art, mit regelmäßigen und schnellen Schritten sich vergrößern, so kann man sicher behaupten, daß eben so die Sache der besseren Regierung und der Freiheit immer vorwärts schreiten, und immer mehr Boden in allen Theilen von Europa und der übrigen Welt, wo ihr Triumph jetzt nur noch partiell ist, gewinnen wird; ja sie wird allmählig selbst in solche Gegenden eindringen, wo das Volk noch einmüthig gegen sie, oder noch zu barbarisch ist, um sich nur einen Begriff von der Existenz eines solchen Segens zu bilden."

29. *)

Mittheilungen über Theater, theatralische Kunst, Dramaturgie Schauspielwesen u. s. w.

(Fortsetzung der in diesem Bl. 1821, 269 enthalt. Mittheilungen.)

VI.

Ueber ein Wort, das Lessing gesagt hat, sind schon viele Worte gewechselt worden — so über das, was er in seiner gewichtigen Dramaturgie aussprach: „das Theater soll Schule der moralischen Welt seyn." Die dies weiter ausführenden Aufsätze Schillers, (durch welchen Iffslands Familienstücke begründet wurden) Reinbeks u. a. sind bekannt genug, wenn gleich es ihnen an Gegnern nicht fehlt. Aber alles richtig erwogen, behalten sie doch recht. Wie bei den alten Griechen das Theater, das freilich unter dem Schutze der Religion stand, und Sache der Nation war, einen höhern Zweck, als zu unterhalten, hatte, so muß es auch bei uns der Fall seyn. Daß es in der weitesten Allgemeinheit nicht so ist, daß der Sinn für's Theater unter uns fast nur auf Unterhaltung gerichtet ist, kann eine Wahrheit nicht entkräften, weil es nicht so ist, wie es seyn soll. Wollen wir z. B. Göthe's Iphigenia tadeln, weil sie so selten ihr Publicum findet? Gewiß nicht; sie bleibt, was sie ist. Soll eine Wahrheit von den Launen der Menschen abhängig gemacht werden? Ob man sie beobachten, darnach handeln will, hängt freilich von ihnen ab, und dann muß allerdings noch manches geschehen, ehe wir in der Schaubühne eine moralische Anstalt suchen und finden. Geschieht dies aber, so kann die dramatische Kunst und die Schauspielkunst selbst dadurch nur gewinnen. Aber daß sie jenes seyn soll, bleibt darum doch immer unumstößlich wahr; soll denn das Theater weiter nichts, als Sache des Vergnügens seyn? Auch fehlt es keinesweges an Dichtern, die einen höhern, edlern Zweck, den zu bessern, bei ihren theatralischen Gedichten vor Augen gehabt haben, und eben so wenig an Beispielen, daß dieser Zweck auch erreicht worden ist. Wenigstens können diese Beweise a posteriori dafür sprechen, daß jener Zweck erreicht werden kann, für das: soll mag diesmal ein französischer Dramaturg, der durch seinen Einfluß auf unsern Lessing den Deutschen hinlänglich bekannte Diderot reden. „Die Schaubühne ist der einzige Ort, wo sich die Thränen des Tugendhaften und des Bösen vermischen. Hier läßt sich der Böse wider Ungerechtigkeiten auforingen, die er selbst begangen hätte; hier hat er bei Unglücksfällen Mitleid, die er selbst veranlaßt hätte; hier ergrimmt er gegen Personen von seinem eignen Charakter. Aber der Eindruck ist geschehen und er bleibt, auch wider unsern Willen; der Böse gehet also vom Schauplatze, weit weniger geneigt, Uebels zu thun, als wenn ihn ein ernster und strenger Redner eine Strafpredigt gehalten hätte. O! dramatische Dichter! Der wahre Beifall, nach dem ihr streben müßt, ist nicht das Klatschen der Hände, das sich plötzlich nach einer schimmernden Zeile hören läßt, sondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillschweigens aus der Seele dringt und sie erleichtert. Ja, es gibt einen noch heftigern Eindruck, den sich aber nur die vorstellen können, die für ihre Kunst geboren sind und es voraus wissen, wie weit ihre Zauberei gehen kann: diesen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehaglichkeit zu setzen, so daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in allen Gemüthern herrschen und eure Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuser wanken sehen, und die Erde ihnen einen festen Tritt verweigern fühlen." Die Muse der Sittlichkeit und des moralischen Ernstes begeistere den dramatischen Dichter und seinen Dollmetscher, den Schauspieler, daß er werth sey, der Dollmetscher der Tugend zu seyn!

VII.

Vom Schauspieler Beil erzählt Iffland in seinem Almanach für's Theater 1808 S. 167, er habe einen so zarten Sinn für die Kunst, zugleich so viel Achtung für die Wahrheit gehabt, daß er niemals kleinern Hülfsmitteln etwas habe verdanken wollen, auch wenn sie mit Schicklichkeit hätten angewendet werden können. Manchmal, fährt er fort, wenn er eine ganze Scene mit Energie und Feuer geleistet hatte, brach er kurz vor dem Schlusse wenn er glänzend zu enden hatte, vorsätzlich ab und sprach den Schluß (Abgang) mit gemäßigter unterdrückter Kraft, weil er einer solchen Gelegenheit, die er für die Ansprache an das Publicum hielt, nichts zu danken haben wollte. Diejenigen, welche dem Parterre den Beifall abfeilschten, sah er für Marktschreier an, und niemals hat er es über sich vermocht, nach solcherweise geleisteten Vorstellungen nur ein höfliches Wort deshalb zu sagen, wenn ihm auch der Beifall der Menge noch so rauschend zu Theil geworden war. — Wie ganz anders heutzutage! Da fehlt es an dergleichen Marktschreiern nicht: und wie gar höflich lohnt das Publicum solche Lungenproben! Daß die Eitelkeit den Schauspieler gar mächtig in Anspruch nimmt, weil seine Kunst darauf basirt ist, wird niemand läugnen und darum auch mag des Augenblicks geschwinde Schöpfung augenblickliche Anerkennung heischen. Aber um Beifall buhlt der wahre Schauspieler nie, wenn schon er Würdigung seiner Kunst wünschen wird. Und äußere Anerkennung ist der Regel etwas mißliches und der echte Künstler hält gewiß mit Schröder die tiefste Stille für den größten Beifall, für den höchsten Stolz! Aber wie Wenige achten die Kunst höher als sich selbst!

*) Der Einsender dieses Artikels, ein wegen seiner gemäßigten politischen Ansichten sehr bekannter Gelehrter, ersucht uns um die Anzeige, daß er sich mit einer Uebersetzung dieses americanischen Werks beschäftige und solche mit berichtigenden und erklärenden Anmerkungen begleiten werde.

D. R.

als entscheidender Richter in diesem Zwist der Stände auftreten zu können, unthätig. Dies findet Hr. L. gut, nur — so gesteht er selbst später — habe man zu lange gezaudert und den günstigen Moment vorüber gehen lassen. Wir glauben dies nicht und müssen hier mehr Rabaut beipflichten, der das Benehmen des Hofes der stets gehegten geheimen Absicht zuschreibt, nichts bewilligen zu wollen. Allerdings ließ man zwar den günstigen Moment vorübergehen, wo mit wenigen Opfern viel erhalten werden konnte, nur geschah dies auf eine andere Art, als wie Hr. L. meint. Die berühmte Erklärung, welche den 23sten Juni (1789) erschien und da schon mit Recht für furchtsame Schwäche angesehen wurde, hätte 8 bis 10 Tage früher wahrscheinlich alles gut gemacht. Auch wollte der König sie damals schon geben; aber seine Minister, die Antichambermenschen, der Hofumhang, welcher stets nur auf sich, nie auf König und Vaterland sah, bestürmten den Fürsten so lange, bis er mismuthig gegen seine bessere Ansicht nachgab, und stürzten so sich und ihren Herrn, den sie nachher, auf eigene Rettung nur denkend, meist verließen, in unabsehbares Unglück.

Interessant ist die Schilderung dieser sturmvollen Tage bei beiden Verfassern zu lesen. So sehr auch beide in manchen Dingen von einander abweichen, so sehr der eine für nationale Freiheit glüht, und der Andere nach Kräften die Schattenpartien der Gegenseite zu mildern sucht, so stimmen doch beide, fast immer, wo es auf die Feststellung des allein Wahren ankommt, überein, und der Leser wird mit Vergnügen sehen, wie zwei Männer von Geist, von verschiedenen Richtungen ausgehend und standhaft in denselben beharrend, doch durch die Kraft der Wahrheit gezwungen sind, sich, wir möchten sagen, unwillkürlich zu nähern. Treffend ist die Parallele, welche Lacretelle zwischen den Bestimmungen jener Zeit und den in der jetzt wieder angefochtenen Charte enthaltenen zieht; wenn er aber weiterhin meint, auch eine Aehnlichkeit zwischen der Zeit, von damals und jetzt, zu finden, so muß man sich billig darüber wundern, da zwischen beiden Epochen auch nicht die entfernteste statt findet und allenfalls nur dann einigermaßen statt finden könnte, wenn eine Partei verblendet genug wäre, muthwillig durch Erneuerungen des alten verderblichen Spiels die Lage der Dinge zu einem ähnlichen Extrem zu treiben, wie einst; ein Fall, in welchem dann schwerlich Hr. Lacretelles auf Ausgleichung und Versöhnung hinarbeitendes Buch Hülfe bringen möchte.

In der Darstellung der Ereignisse, die nach dem Juni 1789 weiter vorfielen, weichen beide Verfasser entschieden von einander ab. Während der erste alle Schuld auf das Volk und dessen Deputirte wirft, bürdet der andere sie hingegen einzig dem Hofe auf, und man muß gestehen, daß hier beide Autoren fast gleichweit sich von der historischen Treue entfernen. Doch ist dies im Ganzen weniger mit Hrn. Rabaut der Fall. Während Lacretelle von jetzt an fast nichts als Verräther und nach Königsmord dürstende Ungeheuer sieht, und somit von ihm die große, überwiegende Zahl derer unbillig geschmäht wird, die, als endlich Ludwig XVI. mit offnem Herzen sich seinem Volke wieder nahte, mit Freuden ein Ereigniß feierten, das später nur durch erneuerte Kabalen und vor allem durch die neuen Rückfälle des Königs in seine Unentschlossenheit sich furchtbar trübte, schildert Rabaut mit Wahrheit und Feuer mehrere Hergänge dieser großen Zeit, die groß hätte enden können, hätte man es nur verstanden sie zu erfassen. Aber leider! war dies nicht der Fall. Der noch einmal eingetretene günstige Moment, den Thron zu retten, wurde versäumt oder schlecht benutzt; neues Mistrauen, bitterer wie je, trennte die Gemüther; mit Unwillen sah das Volk, wie immer und immer das schlechte Treiben falscher Politik von vorn begonnen wurde, wie Ludwigs Gutmütigkeit ein Spiel jener ränkesüchtigen Menschen blieb, die nur sich und sich stets im Auge hielten, und, aufgehetzt von allen Seiten durch die feilen Agenten eines Orleans und Anderer, entbrannte von neuem furchtbarer und verderbender die kaum beschwichtigte Gluth. Zur Vermehrung der wilden Gährung mußte ein unseliger Dämon den Umgebungen des Königs den traurigen Gedanken einblasen, ihren Herrn zu einer jedenfalls übereilten Flucht aus seinem Reiche zu rathen. Das letzte Band des Vertrauens riß hiermit zwischen dem Fürsten und dem Volke; jene Wüthenden, denen es nur um Umsturz, Mord und Verwirrung zu thun war, gewannen — so wie diese Absicht des Hofes zur Kenntniß kam — neuen Fuß; man sah überall nur Verrath im Innern und von den Grenzen her die feindseligsten Absichten, und jeder Schritt, den Ludwig nun that, war durch die Verkettung solcher Umstände, mehr zum Verderben.

Doch genug der Erwähnung von Ereignissen die allgemein bekannt sind. Aus dem Gegebenen werden unsere Leser gesehen haben, wie und auf welche Art jeder der beiden hier vorliegenden Historiographen die Sache auffaßte, und es dürfte dies für den unparteiischen Beobachter sowohl, wie für den einzigen Geschichtschreiber um so merkwürdiger seyn, da das, was sich hier zum Theil so verschieden in beiden Werken ausspricht, noch heut nicht allein Meinung von ein Paar Einzelnen, sondern von vielen Tausenden in und außerhalb Frankreich ist. Denn leider ist der Streit, welcher damals die Gemüther entzweite und so manches Jahr hindurch eins der schönsten Reiche Europas zum Schauplatz der verabscheuungswürdigsten Gräuel machte, noch keineswegs geschlossen, und es wird die Hoffnung, daß Erfahrung belehrt haben werde, oft wankend genug. Den Styl beider Verf. anlangend, müssen wir noch bemerken, daß, so große Verschiedenheit auch in demselben unter ihnen herrscht, beide doch das Verdienst haben, auf eine ausgezeichnete Art ihr Gemälde aufgestellt zu haben. Eine wohllautende, harmonische Sprache, Glanz und Reichthum der Bilder herrschen in Lacretelle's Werk; Kürze, Kraft der Darstellung und Schwung, in dem von Rabaut, das überhaupt, in historischer Hinsicht dem des erstgenannten Verf. — trotz mancher, auch nicht zu leugnender Einseitigkeit — immer überlegen bleiben wird.

77.

Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland.

(Beschluß aus No. 152.)

So dürfen wir uns denn auch nicht mehr wundern, wenn wir im achten Abschnitt den Dichter wieder auf dem Schauplatz der politischen Bewegungen erblicken und hier an der Seite Friedrichs II., dessen rastloses Ringen gegen die Anmaßungen der Priesterherrschaft die dankbare Anerkennung der Nachwelt verdient. Unser Dichter ist eben so sehr ein erklärter Gegner dieser Priesterherrschaft, als ein begeisterter Herold der Kreuzzüge. Damit will jedoch der Verfasser keinen Widerspruch in der Gesinnung des Dichters bezeichnen. „Wenn man sich dafür begeisterte, das Land, wo Gottes Sohn menschlich gewandelt, wo er im Leben und im Tode Wunder gewirkt, der Entweihung durch Ungläubige zu entreißen, so kann dies auch eine Folgezeit begreiflich finden, welche sich von demselben Eifer nicht zu entflammen vermöchte. Wenn aber der heilige Vater nach Rücksichten der Staatsklugheit heute segnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht erweckte und nährte, wenn er Eidschwüre nach

Gefallen löste, den Ablaß zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geistlichkeit, statt zu singen und zu beten, sich in Fehden tummelte oder weltlicher Ueppigkeit fröhnte, so mußte solches Aergerniß schon die gläubigen Zeitgenossen entrüsten.

Von dieser Entrüstung führt uns der Biograph Beispiele aus Walthers Liedern vor, die jeden, der sich jene Zeit und Volks-Meinung vergegenwärtigt, in Erstaunen setzen müssen. So von der angeblichen Schenkung Constantins:

König Constantin, der gab so viel,
Als ich euch bescheiden will,
Dem Stuhl zu Rome: Speer, Kreuze und Krone.
Zuhand der Engel laute schrie:
O weh, o weh zum dritten: weh!
Eh' stund die Christenheit mit Züchten schöne,
Der ist ein Gift nun gefallen,
Ihr Honig ist worden zu einer Gallen,
Das wird der Welt hernach viel Leid! u. s. w.

So auch vom Ablaßhandel:

Ihr Bischoff' und ihr edlen Pfaffen! ihr seyd verleitet (viell, verkehret).
Seht! wie euch der Pabest mit des Teufels Stricken (ver)kehret.
Sagt ihr uns, daß er Sankte Peters Schlüssel habe,
So sagt, warum er dessen Lehm von den Büchern schabe?
Daß man Gottes Gabe je kaufe oder verkaufe,
Das war uns verboten bei der Taufe.
Nun lehret's ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Hölle Mohr (der Teufel)
Gegeben hat, und aus ihm lesen sie nun vor."

Aber begeistert mahnt der Dichter in mehreren Liedern, zu dem Kreuzzug, den der staatskluge Friedrich nur ungern zuletzt zu unternehmen sich entschloß.

Es kommt ein Wind, das wisset sicherliche,
Davon wir Beides hören: singen und sagen
Der soll mit Grimm erfahr'n (durchfahren) alle Königreiche,
Das hör ich Walter und Pilgerime klagen.
Bäume, Thürme, liegen vor ihm zerschlagen,
Starken Leuten wehet er die Häupter abe.
Nun sollen wir fliehen hin zu Gottes Grabe!

Wenn wir Walthers Liedern glauben dürfen, so hat er selbst eine Heerfarth nach dem heil. Lande mitgemacht; wahrscheinlich den obengenannten vom J. 1228. Ein tönender Kriegsgesang hebt sich schon wie aus den Reihen des Kreuzheeres. In einem andern Liede steht der Dichter wirklich auf dem heiligen Boden. Jetzt erst ist sein Leben ihm werth, seit sein sündig Auge das reine Land sieht, und die Erde, der man so viel Ehre zuerkennt. — Christen, Juden und Heiden sagen, daß dies ihr Erbe sey. Gott mög' es zu Recht entscheiden, alle Welt streitet darum, aber recht ist, daß er uns gewähre!

Den Christen wurde damals gewährt, und groß mag Walthers Freude gewesen seyn, wenn ihm vergönnt war, seinen geliebten Kaiser Friedrich, dem er treu geblieben war, selbst als er von Gregor IX. mit dem furchtbaren Bannstrahle gezeichnet ward, im Tempel des heil. Grabes mit der Krone von Jerusalem gekrönt zu sehen.

Der neunte Abschnitt begleitet unsern Walther auf der Farth nach einem noch fernern heiligen Lande. Er handelt von seinem Alter, seinen Religionsansichten, seinem Tode.

Der Zeitraum, den seine Lieder umfassen, läßt uns nicht zweifeln, daß er ein ansehnlich Alter erreicht habe. Die Ungunst des Geschickes, womit er vielfältig zu kämpfen hatte, konnte frühzeitig seinen Sinn aufs Höhere lenken. Die mannichfachen Erfahrungen einer langen Lebensbahn waren geeignet, ihm die Nichtigkeit der irdischen Dinge aufzudecken. Mit dem vorrückenden Alter sehen wir ihn auch immermehr in das Gebiet ernster und frommer Betrachtung hingezogen, und wenn einem Theil seiner Minnelieder Wärme der Empfindung fehlt, so finden wir die Heimath seiner tiefen Begeisterung da, wo es von Sachen des Vaterlands und der Religion sich handelt. Das Irdische schwindet ihm, so wie beim Sinken der Sonne die Thäler sich in Schatten hüllen, und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen*). Eine köstliche Auswahl von Stellen und ganzen Gesängen belegt dieses Urtheil. Nur mit dem Resultate sind wir nicht einverstanden, und dies Eine Mal sey uns eine Bemerkung vergönnt, mit der wir aus der Rolle des Epitomators, auf die wir uns bisher beschränkt, heraustreten. „Es kann mit Recht gefragt werden, „sagt der Verfasser," was nach der Verschmähung des Irdischen dem Dichter das Göttliche sey, das ihn entschädige und erhebe? Das zuletzt ausgehobene Gedicht benennt uns den Kampf unter der Fahne des Kreuzes u. s. w." Zweierlei möchten wir dagegen einwenden. Einmal machten es uns die Mehrzahl der von dem Verfasser ausgehobenen Stellen, die eine absolute Abkehrung von allem Irdischen und ein ungetheiltes Streben nach dem unmittelbar Ueberirdischen ausdrücken, ein Verlangen nach Buße und Seelenreinigung, — höchst unwahrscheinlich, daß er das entschädigende und erhebende Göttliche in irdischen Thaten und Kämpfen, wenn sie auch im genauesten Bezug auf Höheres und Himmlisches stünden, gesucht haben soll. Zweitens aber scheint mir eben der zuletzt aufgeführte Klagegesang (der übrigens ganz herrlich ist), gerade durch seine Erwähnung Roms und der Kreuzzüge in eine etwas frühere Zeit, in den Lebensabschnitt, den das vorhergegangene Capitel schildert, und nicht in das späte, beschauliche Alter des Dichters zu stellen. Er jammert auch darin, daß Tanzen und Singen zergeht, daß man die Freude verbietet; obgleich er sich auch hier zu jener Wonne kehrt, so ist dies doch noch nicht ganz die Sprache eines Mannes, der in den früher angeführten Stellen ausruft: Gott gebe Dir, Frau Welt, gute Nacht; ich will zur Herberge fahren!

Zur Herberge führt denn auch der Verfasser unsern Dichter, nachdem er noch seine große Verehrung der Maria geschildert, und dann unter mehreren frommen Strophen, als die erhabenste, folgendes Gebet an den Unbegreiflichen angeführt:

Mächtiger Gott! Du bist so lang und bist so breit;
Gedächten wir daran, daß wir unsre Arebeit
Nicht verlören! Dir sind beide angemessen: Macht und Ewigkeit.
Ich weiß an mir wohl, was ein andrer auch drum trachtet,
Doch ist es, wie es stets war, unsern Sinnen unbereit.
Du bist zu groß, du bist zu klein; es ist ungeachtet.
Dummer Gauch, der daran belachet oder benachtet!
Will er wissen, was nie ward gepredigt oder gepfachtet? (in Satzungen gefaßt).

„Unsre Blicke, setzt der Verfasser hinzu, sind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt, und hier mag er uns verschwinden. Es ist uns keine Nachricht von den äußeren Umständen seiner letzten Zeit geblieben, gleich als sollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt sehen, von der er sich losgesagt, und von seinem Tode nichts erkennen, als das allmählige Hinüberschweben des Geistes in das Reich der Geister."

Mit diesen Worten schließen wir unsern Bericht und wünschen, daß der Schattenriß, den wir nach dem lebendigen und farbenhellen Gemälde des Verfassers zu entwerfen versucht haben, recht viele Augen auf dieses selbst kehren möge, um Blicke und Miene eines Angesichtes kennen zu lernen, das sie vielleicht schon in diesen flüchtigen Umrissen lieben gelernt haben.

III.

*) Wer sieht nicht den ganzen Uhland in dieser Vergleichung? Hätte es ihm gefallen mögen, den hingestreuten Gedanken im einem Liede zu verkörpern!

rischer Kritik gearbeitet und die Resultate seiner Forschungen bescheidener eingekleidet, als gewöhnlich die ostdeutschen Historiographen thun. Denn diese Herren pflegen ihre Ausbeute in einen Nimbus von Bombast und Pathos gehüllt zu Markte zu bringen, ja belieben oft ihre zum Theil novantiken und tauben Schlacken als gediegenes, oder doch reichhaltiges Erz, und ihre Burgarchive und Klosterscheine, als die einzigen echten Fundgruben altdeutscher Geschichte zu präconisiren. — Gott besser's! — und er wirds bessern, wenn er dann und wann einen fleißigen und nüchternen Norddeutschen, wie Hr. Schottky unter diese Massen zu bearbeitender Materialien schickt — oder wenn bildlich zu sagen, emsige Bienen aus diesen gesegneten Fluren einen reichlichen und bessern Nectar, als der gewöhnliche Hummelhonig des Orbis austriacus ist, in ihre Zellen eintragen.

Vor der Hand sey Lob und Preis dem fleißigen Preußen! Ihn begleite in seinen germano-sarmatischen Wirkungskreis der herzliche Wunsch, daß er solchen entweder zum würdigen Spielraum seiner Thatkraft bald erweitere, oder Falls dies nicht thunlich ist, bald im Herzen seines Vaterlandes seinen Fleiß und seine Kenntniß bethätige. 13.

Fortsetzung der Anzeige über: 1) Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche ꝛc. 2) Der Wundermann im J. 1821 ꝛc. 3) Die neue Wundersucht ꝛc. 4) Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen ꝛc. 5) Die Frömmigkeit ꝛc.

(Fortsetzung aus No. 151.)

Wie ist man doch in unsern Tagen so eifrig dahinter her, jedes Durchbrechen der Geisterwelt, dieses Vorrathshauses aller uns ewig haltenden und belebenden Kräfte, zu verhindern und wie äfft man sich dabei zugleich selbst auf eine höchst lächerliche Weise! Wo die Wunderbare einmal recht merkwürdig sich zeigt, gleich ist man, von einem seltsamen Grauen bis zur Verwirrung erfaßt, mit einer körperlichen Schranke da, um den Geist aufzuhalten, und sieht nicht, daß der Geist, wenn er wirklich Geist ist, nach Schloß und Riegel nicht fragt. Ich muß hier als Episode ein neuestes Beispiel anführen. Als im thierischen Magnetismus das Geistige dem Menschen so nahe gerückt war, wie fast noch nie, gleich erfand man eine neue Eintheilung des Menschen oder wendete eine alte wenigstens in einem nagelneuen Sinne an. Zwischen dem Leib und dem Geist wurde die Seele eingeschoben, sie erklärte man für analog mit unmeßbaren und unwägbaren Kräften in der Chemie; so hatte man eine Puppe zum Spielen gefunden und war froh, den Geist wieder einen Schritt weiter hinausgeschoben zu haben; aber das merkte man nicht, daß man vor dem Unbegreiflichen ins Sinnlose, ins Reich der vollesten Widersprüche sich geflüchtet hatte. Ich kann meine liebe „Quintessenz" hier nicht ungestraft lassen. Man vergleiche den ganzen XV. Abschnitt S. 152—167. wo der Dr. und Prof. Bend recht einsichtsvoll redet, mitunter aber von dem Referenten ziemlich unberufen unterbrochen wird, und ich setze nur den Schluß her: S. 167. „Nur berede man sich nie, durch das vorherrschend Psychische den Geistern näher zu rücken. Auch Gott ist nur als Geist, nicht als Seele denkbar. — Der größte Mißgriff aber und eine grundverkehrte Richtung in allen diesen Betrachtungen ist, daß, sobald man mit unmeßbaren und unwägbaren Kräften zu thun hat, der sonst nur an Grobsinnliches Gewöhnte sofort wähnt, mit dem Geisterreich in Verkehr zu seyn. Er ist nur im Chemischen, im Organischen, höchstens im Seelischen."

Nennen wir die Summe der Erscheinungen Natur — und das ist ja allgemeiner Sprachgebrauch — so kann auch das Wunder nicht von dem Boden der Natur hinwegkommen; aber eben so wenig ist es allein das Unbegreifliche, indem alles andere in der Erscheinung den gleichen Antheil an dem Unbegreiflichen, d. h. an Gott und seinem unmittelbaren Wirken hat. Werden also Wunder gewirkt, so sind auch sie nur durch Naturkraft gewirkt, aber — Naturkraft ist kein zum Idol, zum Götzen erhobenes Glied der Causalreihe, sondern lebendiger, unmittelbarer Ausfluß des Unsichtbaren und Unbegreiflichen, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Worte — überall sich gleich und unveränderlich. Haben wir durch unsre bisherigen Prämissen dies Resultat gewonnen? — Ich glaube es, und baue weiter — weiter — aber — etwa nur in Luft und auf Luft? —

Gott in der Natur — in allen Erscheinungen; Gott, der Unbegreifliche, der wirkende, alleinige Grund des Wunders und des Nichtwunders. Wir fragen aber: warum nun dieses unbegreifliche, letzte Residuum, wenn wir im chemischen Schmelzofen der Dialektik auch noch so fein und sorgfältig sublimirt haben? — wozu nun dieser Rest, der nun doch nicht weiter aufgehoben und verflüchtigt werden kann? — Ich antworte mit der Schrift: „daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten." Apostelgesch. Kap. 17, V. 27. — Ist Gott wirklich in der Erscheinung, so kann die Absicht dieser keine andere seyn, als die Offenbarung (Manifestation) Gottes, und wer ihn nun da nicht findet und von den Stoffen, Kräften, Gesetzen und Verwandtschaften der Natur — dieser vielstimmigen Harmonie — so überschüttet, betäubt wird, daß er vor der Menge dieser verschieden tönenden Laute die Stimme des überhört, welcher erst dieser Stoffe und Kräfte und Gesetze innerstes, unbegreifliches Leben — anregende und befruchtende Seele — Alles in Allen ist, der darf sich wenigstens nicht wundern, wenn ihm der Vorwurf der Befangenheit, der Einseitigkeit gemacht wird. Weit mehr als seine aufgerichtete Gestalt und sein kluger, berechnender Verstand, der die Entfernungen und Bahnen der himmlischen Körper zu messen unternimmt, schmückt es den Menschen, wenn er den Ewigen, wenn er Gott, den Unbegreiflichen überall sieht. Religion bleibt des Menschen Verklärung und Herrscherkrone; und ist ihm das Göttliche in der Natur, die Geisteswelt auf dem trüben Grunde der körperlichen Dinge aufgegangen; sieht er in allem und überall die unbegreifliche Vaterhand Gottes, unter welche er sich in Liebe und Vertrauen demüthigt — das ist in Ewigkeit das rein menschliche Leben und die Weisheit, in welcher Weise und Unweise, Herrschende und Dienende gleiche Befriedigung finden, an welcher sie gleichen beglückenden Antheil in viel höheren Sinne nehmen mögen, als an dem wärmenden, erfreuenden Sonnenlichte.

Ich stelle hier, als fulcra meines Tetragrammaton, als Strebepfeiler an mein Gebäude, noch folgende Paradoxa auf. Ist wohl ein anderer Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thier als der, daß jener den letzten und höchsten Zweck von allen Dingen sucht, dieses schon mit dem nächsten und secundären sich begnügt? — So lange der Mensch blos die Krankheiten heilt, um Gesundheit zu geben, oder ißt und trinkt, um gesättigt und für die Arbeit befähigt zu werden, — was ist er dann? — Aber was wird er, wenn er, er ißt oder trinkt oder was er thut, alles zur Ehre Gottes thut? (1 Kor. Kap. 10, V. 31.) — Es gibt ζωόφυτα — sollte es nicht auch ἀνθρωποθηρία geben? In Zeiten übertriebenen und überschütteten Wissens — Zeiten der cultivirtesten Idololatrie, wie die römische Mythologie unter den Kaisern 30000 Götter gehabt haben soll — mag der Verstand der meisten aus der überströmenden Fluth der untergeordneten Tendenzen und Bestrebungen nicht auftauchen können. Aber — ist Gott kein Abstractum, sondern ein Concretum und ist nur eine Ahnung seines Begriffs in die menschliche Seele gefallen, muß nicht der Blindeste und Versunkenste es wenigstens anerkennen, wenn er auch selbst nicht folgen kann,

daß es viel höher und würdiger ist, sein Leben in den Rahmen des Göttlichen zu fassen, als in die enge Peripherie eines zeitlichen und gegenwärtigen Zwecks? — Ist's nicht ein referens sine relato, ein ewiges im Kreise Umgehen, wenn wir die Bäume nur blühen lassen, um Früchte zu tragen, und diese reifen, um in der Folge wieder zu blühen? und finden wir anders wo eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Zwecke der Welt, als die alte: zur Ehre Gottes? — Es kann seyn, daß viele den Faden ihres Lebens abspinnen und sie kommen nie aus dem engen Kreise der zeitlichen Zwecke und Bestrebungen heraus; sie sind auch nützliche Bürger, gute Hausväter. Aber der herrliche Strahl des edeln menschlichen Selbstbewußtseyns ist nicht in ihre Seele gefallen; sie dienen bewußtlos, wie das Thier, dem verborgenen Weltwillen, und — werden sie dem Seile entlassen, so sind sie auch, wie das wildgewordene Hausthier, unnütz, unbrauchbar, schädlich. Sie sind die unabhängigsten vielleicht, und doch zugleich die unfreisten. — — — —

Ist in jeder Erscheinung ein doppeltes Element, zuerst: das Greifliche, sinnlich Faßliche (der Causalnexus) und dann das Unbegreifliche (das Unsichtbare, das Göttliche): so bilde ich mir ein, im Vorstehenden wirklich bewiesen zu haben, daß jenes nur Hülle dieses sei und der höchste, reinmenschliche Gewinn von jeder Erscheinung darin bestehe, daß der Mensch die Offenbarung Gottes in der Natur, in den Erscheinungen fasse und die Erde überall als eine Chiffre des Himmels — gleichviel ob in Wort oder That, vielmehr in beiden in gleicher Weise — deute. Ob also durch eine Naturerscheinung aufgebaut oder eingerissen werde, ob das eine Gewächs tödte und das andere belebe, ob die Krankheit zum Tode oder nicht zum Tode sei — das alles sind untergeordnete Fragen, und ihre Beantwortung kann nur dann erst interessant und heilsam werden, wenn die Hauptfrage: wie ists zur Ehre Gottes? (Ev. Joh. Kap. 11, V. 4.) ins Reine gebracht ist. Alles Leben der Menschen mit seinen gemeinsten und edelsten Aeußerungen ist nur dann das rechte Leben, wenn es Bildung zur Religion und zur Gemeinschaft — oder rationalistisch ausgedrückt — zur Erkenntnis Gottes ist. — Gibt man mir dieß zu und spricht so mit mir über die allgemeine Tendenz unsers Zeitgeistes das Verdammungsurtheil aus und sieht wirklich ein, daß die Menschheit sich jetzt wieder einmal in ihrem Aphelium, in ihrem niedersteigenden Knoten befindet, so gründe ich darauf eine Deduction der Wunderkraft als Naturkraft, die man, nach diesen zugestandenen Prämissen, gewiß consequent finden muß.

Gleiche entgegengesetzte Elemente vereinigt, geben kein Produkt; eins hebt das andere auf, und selbst das aequilibrium arbitrii wird am richtigsten durch Buridans Stier zwischen zwei Heuhaufen erläutert. Nur wo das Verhältniß der verbundenen entgegengesetzten Elemente ein verschiedenes ist, da kann es zu einem Produkt kommen, und zwar, welches der beiden Glieder das überwiegende, das herrschende ist, dessen Charakter wird das Produkt vorzüglich an sich tragen. Ich will der Physik in die Hände arbeiten und so muß sie mir ja wohl auch ihre Gesetze leihen. —

Ist das Aeußere der Erscheinung, die Basis, welche sie in dem Causalnexus hat, mächtig vorherrschend, so daß davon der Blick vorzüglich angezogen, gefesselt wird, so ist ganz und gar nicht daran zu denken, daß das Göttliche im menschlichen Gemüthe zur Anerkennung kommen werde. Wie jetzt, und seit sehr alten Zeiten, die Menschen sind, mögen sie nun aus einem frühern vollkommnern Zustande erst in den gegenwärtigen herabgesunken seyn, oder, wie viele meinen, aus dem anfänglichen Zustande thierischer Rohheit und Sinnlichkeit allmählig zu größerer Reinheit und Geistigkeit aufgestiegen — ich will mich hier auf diese Streitfrage absichtlich nicht einlassen — können sie durch Erscheinungen der angegebenen Art nimmermehr aus ihrer Dumpfheit zum Gefühl des Höhern aufgeregt, müssen vielmehr durch sie immer tiefer in den Schatten- und Bilderdienst des Fleisches und des Irdischen hineingezogen werden.

Eben so wenig wird dann für ihre ächtmenschliche Bildung wahrer Gewinn zu erwarten seyn, wenn die Erscheinungen, die unter ihren Augen vorgehen, dem Aeußern und dem Innern, dem Begreiflichen und dem Unbegreiflichen, dem Körperlichen und dem Göttlichen gleiche Rechte, gleiche Klarheit zutheilen. Es gehört schon ein veredeltes, für das Höhere gewonnenes Gemüth dazu, um in solchen Fällen und in Zeiten, wo nur solche Erscheinungen vorkommen, das Gleichgewicht des Gefühls zu Gunsten des Göttlichen aufzuheben. Gewöhnlich geräth der Sinn der Menschen da, wo der Gang der Erscheinungen ein so stetiger und gleichförmiger ist, in einen gar nicht erfreulichen Indifferentismus; er ist nicht hervorstechend bös, aber der Strahl des Göttlichen kann durch den Nebelschleier, in welchen er gehüllt ist, nicht voll und hell durchbrechen. Ja, nehmen wir — man bemerke, wie ich mich zu akkomodiren weiß — nehmen wir als das Ursprüngliche bei dem Menschengeschlecht einen Zustand der Herabgesunkenheit, der Rohheit und Unempfindlichkeit für das Göttliche an, aus welchen es erst allmählich herausgebildet werden soll, so sieht ja wohl der Blödeste, daß auf diesem Wege und durch solche indifferente Erscheinungen nun und nimmermehr eine Anregung, eine stufenweise Erweckung für das höhere Licht erreicht werden könne.

Die ewig wahre Natur kann sich aber nicht selbst untreu werden. Sie kann nie ihres Zieles verfehlen. So kann sie es also da, wo es ihren höchsten Zweck gilt, nicht bei den bezeichneten Erscheinungen der ersten und zweiten Art bewenden lassen, durch welche ihre Absicht nicht gefördert, in der Regel sogar gehemmt und gehindert wird. Und — muß sie nicht also auch solche Erscheinungen in ihren Kreis aufnehmen, durch welche das Verhältnis jener beiden Elemente, weit über die bezeichneten beiden Stufen hinaus, auf einen Punkt erhoben wird, wo das Göttliche, vorwaltend, vorherrschend, mit einer Klarheit und Lebendigkeit durchbricht und das Gemüth an sich reißt, daß es dem höhern Zug nicht widerstehen kann, und in seinem Innersten erschüttert, zum Bessern erwacht? — auf einen Punkt, wo das Göttliche, auf dessen Enthüllung es überall abgesehen ist, nun den Blick mit einem Lichte trifft, das selbst den Trägsten zu erschüttern vermag, und in einem nicht ganz Unempfänglichen eine Flamme entzündet, die, sodann gleichmäßig fortbrennend, es in den Stand setzt auch in ersten beiden Arten der Erscheinungen das Göttliche zu erblicken und festzuhalten? — diese Erscheinungen aber, mächtige, flammende Blitze des Ewigen, Augenblicke, in welchen endlich des Menschen Sehnen, den Allmächtigen zu sehen, so, wie er es ertragen kann, befriedigt wird, (2 B. Mos. Kap. 33 und 34.) — wie soll ich sie nennen? —

Die Erscheinungen der ersten Stufe wollen wir nicht bei ihrem Namen nennen. Sie liegen uns weit ab und es scheint in mehr, als einer Hinsicht, bedenklich, jetzt an die finstern Mächte zu erinnern, die dort walten. Auf der zweiten Stufe, die uns schon viel näher liegt und uns den freundlichen Dienst thut, die Larven der ersten zu verdecken, hier, wo Gleichförmigkeit, Indifferentismus der producirenden Elemente, das Specifische ist, herrscht offenbar das Gemeine, das Gewöhnliche. Für die dritte Stufe, wo das Göttliche flammend in die Finsterniß der Welt blitzt, bleibt uns augenscheinlich nichts andres übrig, als das Ungemeine, das Ungewöhnliche. Aber — heißt es wohl: Mittelglieder überspringen, wenn ich, der Zustimmung des Sprachgebrauchs aller Zeiten versichert, die Erscheinungen der letzten Art Wunder nenne? — und habe ich mir denn nun nicht das Recht redlich erworben, die auf die ungewöhnlichen Erscheinungen angewendete Naturkraft zur Wunderkraft zu erheben? (Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 159.

11. Juli 1822.

Shakspeare's Macbeth.

(Bruchstück eines noch ungedruckten größern Werks über Shakspeare's sämmtliche Schauspiele. *))

§. 1.

Dieses Drama ist von jeher der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung gewesen, und selbst diejenigen Kritiker, welche im Shakspeare fast immer nur das stürmische Genie anerkannten, wurden von demselben so hingerissen, daß sie nur in einzelnen Noten ihr Misfallen an einzelnen Stellen aussprachen. Dennoch scheint mir noch gar vieles zu erwägen übrig, womit hier der Anfang gemacht werde. Zuförderst besitzen wir in diesem Drama etwas, wovon sehr häufig in das Blaue hinein gesprochen worden ist: eine reine einfache Schicksalstragödie, das heißt: die Darstellung eines Kampfes, in welchem die Freiheit, welche sich noch nicht in sich selbst vollendet hat, untergeht, und eine Beute der Nothwendigkeit wird. Daß sie es aber wird, beweiset keineswegs für die Uebermacht des Schicksales im Allgemeinen, sondern lediglich die Gefahr einer in einem bestimmten Individuum noch ungesicherten Freiheit, die, als solche, nothwendig dem Schicksale unterliegen muß. Der Dichter zeigt überall, daß Macbeth keineswegs mußte, weil das Schicksal wollte, sondern daß er fiel, weil er seiner Freiheit nicht vertraute; er aber konnte ihr nicht vertrauen, weil er nicht verstand, sie zu vollenden.

In dem Leben jedes bedeutenden Menschen finden sich überall Abgründe, aus denen ein reizender Blumenduft empor steigt, als wären es anmuthige Thäler; wer aber dieser Täuschung glaubt, darf er die Schuld dem Geschicke beimessen? Ueberall reizen blendende Farben und lockende Stimmen; wir können ihnen folgen, und können auch nicht, und so weiß auch der ächte Dichter nie von einem einseitigen Müssen; wohl aber von einer zur schönen Nothwendigkeit gewordenen Freiheit, oder von einer zur Freiheit geadelten Nothwendigkeit.

Die Nothwendigkeit, welcher Macbeth gehorcht, weil er nicht frei ist, liegt in seinem eignen Herzen, dessen Schwäche die dunkeln Mächte benutzen, um ihm den Sturz zu bereiten. Er ist bedeutend genug, um die ganze Hölle gegen sich aufzuregen, eine Beute wie er, ist gar sehr der Mühe werth, und die Hölle als Hölle hat vollkommen recht, wenn sie sich so eifrig um ihn bemüht.

§. 2.

Diese Macht der Hölle ist es, die uns gleich in der ersten Scene begegnet, ein Umstand der eine besondere Betrachtung verdient, indem der Dichter sonst immer seine Geister mit genialer Sorgsamkeit vorbereitet durch vorangehende Andeutungen, abgebrochene Erzählungen, Musik, u. s. w. (z. B. im Hamlet, Sturm, Cäsar). Nicht also hier. Der Zuschauer wird sogleich zum Zeugen einiger Repräsentationen der höllischen Macht, er soll sich gleich zu Anfang daran gewöhnen, daß sie der Hebel des Drama's sind, und wir sollen diesmal erst den grausen Sieger (die Hölle) sehen, ehe uns der große nach und nach zu Besiegende dargestellt wird. Dieser einst zu Besiegende tritt nun auch bald als irdischer Sieger in seiner ganzen Herrlichkeit, und in dem schönsten Augenblicke seines Lebens auf; aber der schönste Augenblick im Leben des Menschen ist oft der gefährlichste. Macbeth erscheint umleuchtet von dem Ruhme einer Doppelschlacht, die er mit der Anstrengung jeder Kraft, als Sieger durchfochten hat, als Retter der Krone seines Königs, er erscheint mit der Ahnung, nunmehr das zu seyn, was vielleicht das schwerste ist zu seyn: der Zweite im Reich. Welch' eine Mischung von Gefühlen, welch' eine erhabene süßbittere träumerische Trunkenheit muß jetzt in seiner Seele herrschen; und wohl haben die höllischen Mächte Klugheit bewiesen, wenn sie sich gerade einen solchen Augenblick erwählen, den listigen Kampf mit ihm zu beginnen. Sie begrüßen ihn in feierlicher Anrede, als Than von Glamis, Than von Cawdor und König dereinst. Wohl mußte er sich in diesem Augenblicke besonders aufgelegt fühlen Wunderbares zu vernehmen, da er eben wunderbare Thaten vollbracht hat. Wie leise und doch wie genau und deutlich wird hier der steigende Eindruck geschildert, den das unglückliche prophetische Wort auf ihn macht. Zuerst das allgemeine Interesse an der seltsamen Verkündigung, in dem Anruf:

„Steht unvollständige Sprecher, sagt mir mehr!

Dann Ueberlegung, in der er eine Möglichkeit findet, daß die ersten beiden Prophezeiungen wohl erfüllt werden können, wodurch er sich gleichsam mit dem Teufel in eine Art von Unterhandlung einläßt, dann, als nun wirklich die Erfüllung der ersten Worte genau geprüft und unbezweifelbar vorhanden ist und unerschreckt durch Banquo's Frage: „Was? kann der Teufel wahr sprechen?" vernehmen wir schon das vor sich hingehauchte Wort: „Glamis und Than von Cawdor; das größeste ist noch zurück." Immer mehr sucht er die finstern und grell leuchtenden Gedanken, bei sich selbst zu ordnen; aber dieses hinstarrende Klügeln macht natürlich Aufsehen bei den Umstehenden, und da er erinnert wird, fühlt er wohl, daß es nicht erlaubt sei, so zerstreut zu seyn, und daß es vollends hier Verdacht erregen könne. Deshalb nimmt er, der überkühne Held, seine Zuflucht zu der feigsten Sünde, zur Lüge, indem er erklärt, daß er an die Vergangenheit gedacht habe. Es ist das freilich nur eine unscheinbare Lüge, und doch eine sehr bedeutende, denn es war ja gerade die Zukunft, die ihn beschäftigte. Nicht minder wichtig ist der Trost, mit dem er seine frühern Klügeleien abbricht:

„Komme was kommen mag; Zeit und Stund durchläuft
den rauhsten Tag."

Dieser Trost klingt sehr männlich, auch ist er wirklich von dem festen Herzen eingegeben worden, das sich alles überstehen zu können zutraut. Allein in diesem „alles" liegt eben das Gefährliche. Die Nothwendigkeit des Wirklichen sollen wir anerkennen; aber unsre Sünde nicht als nothwendig betrachten, auch wenn sie wirklich geworden ist. Hier aber steht sie noch bevor, und dennoch ahnet Macbeth schon, daß er auch sie — bestehen werde, da ja Zeit und Stunde wie durch den heitersten, so durch den rauhsten Tag rennt. Daß hier von keiner Besorgniß vor andern weltlichen Lebensrauheiten die Rede ist, versteht sich bei einem Helden, der eben eine Doppelschlacht gewonnen, ganz von selbst.

*) Dessen 1ster Band in der nächsten Michaelis-Messe im Verlag des Herausgebers dieser Blätter erscheinen wird.

§. 3.

Wir lernen jetzt den König Duncan kennen, wie er mit edlen und zarten Worten seine Dankbarkeit ausströmt, und wie dies wohl bei den trefflichsten Menschen der Fall ist, so recht mit Lust und Liebe im Gefühl des Dankes verweilt. Es ist bekannt, daß der Mensch von Natur egoistisch und undankbar sei, und es ist der Anfang der Bildung sich zur Dankbarkeit zu zwingen; aber die höhere Gemüthsbildung allein veranlaßt die wahre Herzenslust am Danken. Dieses Gefühl geht bei dem Könige so weit, daß er an der Brust seines Retters Macbeth süße Thränen vergießt, an der Brust, die schon eine Ahnung von Mordgedanken in sich hegt. Aber die Rührung wird nicht zur Weichlichkeit, denn fühlend daß er ihr nahe sei, unterbricht er sie selbst, indem er ein zartes Wort über seine eigenen Thränen hinzusetzt, wodurch er, ohne die Anmuth zu verlieren, die Würde behaupte.. Endlich ladt er sich selbst, im frohen Gefühle des glücklichen Tages, bei dem geliebten Freunde ein, denn nicht zufrieden ihn mit Ehrenstellen zu überhäufen, will er jetzt ihm auch das sichtbarste Zeichen geben, daß er ihn von Herzen liebe. Er will mit ihm aus Einem Becher trinken, und in seinem Hause das Nachtlager nehmen. Was Macbeth erwiedert, verräth bei allem guten Schein eine gewisse Peinlichkeit; für Duncans Zartheit hat er in diesem Augenblick keinen Sinn, er ist zerstreut, und nimmt seine Antwort aus dem Vorrath von Redensarten, deren sich der gebildete Mann, ohne Gefahr verkannt zu werden, in der großen Welt bedienen kann, da sie für die meisten Fälle obenhin passen. An eine wahre Rührung ist nicht zu denken, denn die ganze Peinlichkeit der zweiten Stelle im Reich drängt sich ihm sichtbar auf. Was hilft ihm aller Dank des Königs in Wort und Thaten? was helfen ihm selbst die Freudenthränen zärtlicher Freundschaft, die dieser an seinem Halse weint, wenn er gleich darauf hören muß, daß eben dieser zärtliche Mann, als König, seinen ältesten Sohn Malcolm zum künftigen Erben seines Reichs bestimmt, und ihn fürs erste zum Prinzen von Cumberland ernennt! — Das alles verstand sich freilich ganz von selbst,. und auch unausgesprochen war alles voraus zu sehen; aber das Aussprechen muß ihn dennoch tief verletzen, und die ganze große Kluft, die noch immer zwischen ihm und dem Throne liegt, ihm grell vor das Auge bringen. Darum erreicht aber des Königs Liebe sein Herz nicht, und finstere Gedanken fahren fort ihn zu beunruhigen.

§. 4.

Dennoch würde, — es ist nicht zu bezweifeln — Macbeth Herr der bösen Neigung geworden seyn, denn das Streben nach äußerer Ehre ist bei ihm doch noch einem höhern Gedanken unterworfen, wäre nicht ihm seine Gattin als übermächtiger böser Engel erschienen. Hier aber waltet bei allen frühern Auslegern großer Irrthum, und ein Verkennen des herrlichen Verdienstes unseres Dichters. Wie man es gewöhnlich vorstellt ist die Lady nichts weiter als das Maximum des Ehrgeizes, die um eine Krone zu erwerben, sich jedes auch des gräßlichsten Mittels bedient. Noch mehr dürfen wir sagen: Sie würde die eine Hälfte der Erde in Flammen aufgehen lassen, um den Thron der andern zu erlangen. Aber — und hier liegt die Tiefe der Charakteristik — nicht für sich allein, sondern für ihn, den geliebten Gatten. Sie ist ein weiblicher Tiger, der die Menschen alle, die ihm hemmend begegnen, zerfleischen könnte, die aber ihren Gatten, der im Vergleich mit ihr ein sanfter, fast ein wenig zur Schwermuth geneigter Löwe ist, mit wirklicher Liebe umfaßt. Bei ihm aber ist vollends jene Neigung groß und gewaltig, und vermischt mit allen Wurzeln und Adern seines Lebens und geht deshalb bis zur Schwäche. Das Verhältniß beider furchtbaren Eheleute ist nicht ohne eine gewisse rührende Leidenschaftlichkeit; ja durch diese allein tritt die Lady erst in das Leben hinein, da sie sonst fast physiognomielos, und nur wie der Begriff des ungeheuersten Lasters dastehen würde. Ehrgeiz ohne Liebe ist kalt, französisch-tragisch, und unfähig bedeutendes Interesse zu erwecken. Hier nun ist jene Liebe noch rührender, da sie im ehelichen Verhältnisse waltet, und wohl bedurfte es eines solchen Gegengewichts für die ungeheuern Frevel welche von diesem Ehepaare begangen werden, um sie doch immer als Menschen, welche untergehen, nicht aber als vollendete Teufel erscheinen zu lassen.

Beweise für diese zärtliche Neigung gibt das ganze Stück, und sie erscheint sowohl in Worten als in Thaten und gleich die erste Begrüßung von seiner Seite mit dem traulichsten Wort: My dearest love ist gewiß nicht ohne Bedeutung, denn es zeigt sich überall daß sie ihm sey, wie er sie nennt. Selbst der furchtbare Ausruf „bring mir keine Töchter," spricht keineswegs gegen meine Ansicht, denn ihm selbst gefällt ihr unbezwungenes (undaunted) Herz. Sie und sich sieht er schon jetzt gewissermaßen für Ausnahmen an, fühlend daß nur er sie lieben könne, und sie ihn allein. Aber auch die ganze vielberühmte Ueberredungsscene entscheidet hier. Er, der das große Wort, um dessentwillen allein (wie der verdienstvolle, aber nicht wenig zähe S. Johnson behauptet) Shakspeare die Unsterblichkeit würde gewonnen haben:

„Das wag' ich alles was dem Manne ziemt,
Wer mehr wagt der ist keiner"

ausgesprochen und gewiß in seinem ganzen Umfange ausgedacht hat, er wagt dennoch was kein Mann wagen soll; aber er wagt es nicht um den „goldenen Reif" allein, er wagt es meistens um der Gattin willen, der er nicht widerstehen kann, weil er sie zu sehr liebt. Selbst ihr letzter Versuch ihn aufzuregen, der Vorwurf der Muthlosigkeit, was würde er gewirkt haben aus dem Munde einer Ungeliebten? Mißmuth, Zorn, oder ein höhnend kaltes Erwähnen der eben gewonnenen Schlacht; nichts weiter. — Und wie fruchtet er hier!

§. 5.

Betrachten wir ferner die Scene, in welcher die beiden Eheleute, nachdem sie die Krone erreicht haben, zum erstenmale wieder allein stehen. Wie ist die Lady bemüht, ihn von seinen trüben Phantasien abzuwenden, und wie erkennt er diese liebende Sorgfalt, die ihn besonders vor dem „allein seyn" warnt. Wahrhaft rührend erscheint seine Liebe als die Lady nach dem zweiten Verbrechen fragt, welches erst geschehen soll, in der Antwort: „Sei lieber schuldlos durch Unwissenheit, geliebtes Weib, bis Du über die That jauchzen kannst." (Be innocent of the knowledge, dearest chuck, till thou applaud the deed.) Was kann der großartig liebende Sünder mehr thun, als neue Sünden begehn für sie? sie soll die Früchte derselben genießen können; er will die Strafe leiden, und die Gewissensqualen alle, die er stets schon vor der That empfindet. Sie soll nicht weiter sündigen, er will es für sie.

Betrachten wir sodann die bald folgende Scene; Banquo's Geist ist an der Tafel erschienen, die Unterwelt hat ihre Todten zurückgegeben und Macbeth, der den Geist allein sieht, vermag, von dem Schauder dieses Sehens und Alleinsehens ergriffen, nun nicht mehr die Larve fest zu halten, die ihn bis dahin wenigstens halb verhüllt hatte. Er strömt über in heißeste Verzweiflung, so daß zuletzt wohl nicht einer der Lords an der Tafel mehr zweifeln kann, daß hier ein ungeheures Verbrechen begangen worden sei. Er muß sich öffnen, denn gegen die Todten, und den Todten gegenüber, kann der Mensch nur wahr seyn.

So lange noch irgend eine Möglichkeit vorhanden scheint, den Ausbruch seines blutig zerrissenen Herzens zu hemmen, versucht die Lady alles, was weibliche Klugheit und Gewandtheit durch Mahnung und Tadel in einem solchen Falle vermag. Wie aber alles vergeblich ist und die Gäste mit der alltäglichen Entschuldigung abgefertigt worden sind, daß den König sein altes Uebel befallen habe, und nun das unglück-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 160.

12. Juli 1822.

Ueber Rabaut-St. Etienne.

Unlängst wurde der erste Band der gesammelten Schriften dieses ausgezeichneten Mannes ausgegeben *), über dessen Leben und Wirken einige Worte hier folgen mögen.

Rabaut-Saint-Etienne war der Sohn eines protestantischen Geistlichen zu Nismes, und im Jahre 1742 geboren. Der Geist der Unduldsamkeit, welcher die katholische Kirche beherrscht und zu jener Zeit in Frankreich in voller Blüthe stand, nöthigte die Angehörigen des jungen Rabaut, ihn nach der Schweiz zu schicken um ihn den Zudringlichkeiten der Proselytenmacher zu entziehen, deren Geschäft es damals wie noch jetzt ist, junge Leute zum Abfall von dem Glauben ihrer Väter, zu Gunsten der alleinseligmachenden Kirche, zu verführen.

So erzogen in der Schweiz, brennend vor Begierde in die Fußtapfen seines ehrwürdigen Vaters zu treten, kehrte Rabaut nun in sein Vaterland zurück, um sich dem mühsamen Berufe eines evangelischen Geistlichen zu weihen, und sein Geist, seine reinen Sitten, sein edler Charakter, erwarben ihm bald die Achtung Aller, welche ihn kannten. Einige literarische Arbeiten trugen zur Vermehrung dieser öffentlichen Anerkennung bei und erwarben ihm bald solchen Ruf, daß selten ein Fremder von Auszeichnung die interessanten Umgebungen von Nismes, wo Rabaut nun wieder lebte, besuchte, ohne zugleich die Bekanntschaft des jungen und gelehrten Geistlichen zu machen, der durch das fleißige Studium der Massillonschen Schriften bewies, wie fremd seinem Geiste jene Sectensucht und Intoleranz war, die nur zu oft in den Gemüthern derer, so zu verschiedenen Kirchen gehören, sich festsetzt.

Mit dem edlen la Fayette bekannt werdend, der bei seiner Rückkehr aus America durch Nismes reiste, faßte er, ermuntert von diesem, den früher schon im Stillen gehegten Entschluß, bei dem König und der Regierung um die endliche Sicherstellung der protestantischen Kirche gegen die ewigen, von der römischen Curie ausgehenden, Plackereien zu bitten. In Paris angelangt fand Rabaut an dem hochherzigen Malesherbes eine neue, bedeutende Stütze seines Unternehmens. Durch die Vermittelung dieser beiden Männer (Malesherbes und la Fayette), gelang es Rabaut die Hindernisse zu besiegen, welche Fanatismus und Uebelwollen ihm in den Weg warfen. Ludwig XVI. hörte die Stimme von zwei Millionen seiner gedrückten Unterthanen, die durch Rabaut's Mund zu ihm sprachen, und das Edict von 1788 nahm von Frankreich die Schmach welche ihm der Wiederruf des von Nantes aufgelegt hatte.

Eine neue Bahn eröffnete sich Rabaut durch die beginnende Revolution. Das Seneschallat von Nismes hatte acht Deputirte des dritten Standes zu ernennen. Er war der erste den das Vertrauen seiner Mitbürger zu diesem ehrenvollen Amte rief, und man sah ihn nun in der constituirenden Versammlung die Grundsätze einer echten, gesetzlichen Freiheit vertheidigen. Wie alle, wollte er eine Wiedergeburt des Staates; er wollte sie aber auf dem Wege des Rechts und der Vernunft, nicht auf dem der Gewalt und des Umsturzes, und stets sah man ihn mitten in dem beginnenden wilden Chaos entgegengesetzter Bestrebungen, das Recht immer und allein im Auge, seine Kräfte anwenden, das schroff sich Trennende wieder zu vereinen, das Feindliche zu versöhnen. Ein gleiches weises und ehrenvolles Benehmen beobachtete er, als er später in den National-Convent gerufen wurde, und er gehörte bald zu der ehrenvollen Minorität die mit standhaftem Muth und oft mit Gefahr des Lebens unerschütterlich dem Strome wilder Leidenschaften sich entgegen dammte, der später bald alles überfluthend, Frankreich zum Schauplatz entehrender Gräuel machte. Nie stimmte er in die gegen den Clerus damals erhobenen Verfolgungen, nie in irgend eine andere jener ungerechten und blutigen Maßregeln ein, die so häufig ergriffen wurden, und der Schmerz den seine edle Seele empfand, sehen zu müssen, wie die erhabensten und reinsten Ideen durch Schlechtigkeit und Eigennutz, durch Kleinlichkeit und Leidenschaft geflissentlich entstellt, wie aus dem Himmelskinde Freiheit ein verwüstender Dämon geschaffen wurde, dieser Schmerz gab seinem Charakter nach und nach einen Anstrich von Bitterkeit und Misanthropie der eigentlich nicht in seinem offenen, wohlwollenden Wesen lag. — Er theilte, möchten wir sagen, das Loos fast aller edleren Seelen, deren reinen Spiegel die Erbärmlichkeit der Menschen oft für's ganze Leben trübt. Nie, nie, sagte er einst zu seinem Freunde,

*) Oeuvres de Rabaut-Saint-Etienne, premier Volume, orné du portrait de l'auteur et de celui de M. le Comte Boissy-d'Anglas. Paris. Preis 2 Franken.

dem Grafen Boissy-d'Anglas, indem er von den Urhebern der Gräuelscenen in Paris sprach — haben diese Menschen die Freiheit gekannt und mehr Uebel geschieht ihr durch diese vorgeblichen Vertheidiger, als durch ihre geschworenen Feinde, die Emigrirten und durch die unbedachten Angriffe der auswärtigen Gegner. Vorzüglich ehrenvollen Beweis seiner Gesinnungen gab er während des Processes des unglücklichen Königs Ludwig. „Ich bin, rief er eines Tages im Convent aus, dieses Ueberschwanges von Unrecht und Tyrannei müde, den man mir zumuthet mit auszuüben, und ich will, daß man mich in Zukunft verschone die Rolle eines Wüthrichs zu spielen!" Was vermochte aber die Stimme des Einzelnen in diesem Sturm aller Leidenschaften? Dem edlen Manne blieb nichts übrig als zu Gunsten der Unschuld das Recht zu thun, was er stets verschmäht hatte für eigenen Vortheil anzuwenden; er bat und flehte um Gerechtigkeit für den Monarchen, der gerecht genug gewesen war, den unterdrückten Protestanten die Rechte wieder zu ertheilen, welche Tyrannei und Glaubenswahn ihnen geraubt hatten, und dieser edle, aber leider fruchtlose Eifer zog Rabaut die bittersten Verfolgungen zu. Proscribirt von den wilden Siegern des 31. Mai, flüchtete er in ein Asyl, welches ihm die Freundschaft bot; bald aber entdeckt, stand er vor jenen blutdürstigen Ungeheuern, deren Seelen kein Strahl des Rechts erleuchtete. Zu stolz um seine wahre Gesinnung gegen Menschen zu verleugnen, die er nur verabscheuen konnte, rief er, Angesichts jenes Tribunals welches ihn verdammte, aus: „Dies ist der Richterstuhl des Blutes, dies sind die Elenden welche Frankreich und die Republik schänden! Mein Schicksal weiß ich; bald wird man hier nicht mehr nöthig finden den Angeklagten zu hören; wo Mörder richten, gibt es kein Recht."

Er hatte nur zu wahr gesprochen, sein unter der Guillotine fallendes Haupt bewies die Wahrheit seiner Worte; Frankreich und die Sache des Rechts und der Ehre verloren in ihm einen ihrer edelsten Vertheidiger. —

Sein Privatleben wie seine öffentliche politische Laufbahn, dürfen das unbestochene Urtheil der Nachwelt nicht fürchten. Rabaut-Saint-Etienne wird stets einen ehrenvollen Platz unter den Besten seiner Zeit einnehmen, und selbst die, die eines andern religiösen und politischen Glaubens waren und sind als er war, werden, wenn nicht Vorurtheil ihren Blick blendet, ihre Hochachtung dem ehrwürdigen Manne geben müssen, der so oft die Lehren einer wahren Menschenliebe und eines wahren Rechts, sowohl von der Kanzel zu Nismes, als in den Sälen der National-Versammlung in Paris hören ließ, und — was mehr noch ist — Recht und Menschenliebe stets im Leben übte.

Vorliegender erster Band seiner Werke, die wie erwähnt, jetzt gesammelt in neuer Auflage erscheinen, enthält nun 1) die von Rabaut einst zu Ehren des würdigen Bischof von Nismes, Becdelièvre, gesprochene Trauerrede, welche ein Meisterstück der Beredtsamkeit ist, und ihren Autor wie ihren Gegenstand ehrt. Boissy d'Anglas hat sie mit erläuternden Notizen begleitet und der Leser wird hier mit Vergnügen sehen wie ein echt apostolischer Bischoff, ehrwürdig durch wahre Frömmigkeit, Reinheit der Sitten und christliche Milde für Leidende, sein Leben dem Beruf opferte, das Unglück zu trösten, die Gebeugten zu erheben und jenen wahrhaft christlichen Geist der Toleranz denen einzuhauchen, die da glauben Gott zu dienen wenn sie Andersmeinende verfolgen. 2) Den Roman des alten Cenevolon, der 1780 zuerst heraus kam und ein wahres, schreckendes Bild der Leiden gibt, welche die Protestanten in Frankreich betrafen, seit es einer alten Betschwester gelang einen schwach gewordenen König dahin zu bringen, das berühmte Edict von Nantes zu widerrufen. Zugleich hat Rabaut in diesem Werke eine geistreiche und scharfe Kritik der Gesetze gegeben, welche fast ein Jahrhundert lang gegen zwei Millionen Landeseinwohner geschleudert wurden, die keines anderen Vergehens sich schuldig machten, als dem, Gott auf eine andere Weise zu dienen wie die Uebrigen, und es hat daher dieser sogenannte Roman aus Rabauts Feder auch für den Geschichtsforscher um so mehr Interesse, da außerdem noch die Begebenheiten des Haupthelden des Ganzen reines historisches Factum sind.

In der Voraussetzung, daß es unsern Lesern nicht unangenehm seyn wird, Näheres von den Schicksalen jenes Unglücklichen zu erfahren, dessen Lebensgeschichte Rabaut die Idee gab, in Schilderung derselben zugleich eine Schilderung des Geschicks seiner unterdrückten Glaubensbrüder zu geben, theilen wir hier einiges davon mit.

Ambrosius Borely war der älteste von sieben Geschwistern denen der Tod früh den Vater nahm und dadurch dem jungen Ambrosius die Pflicht auflegte, darauf zu denken, Versorger seiner Mutter und Geschwister zu werden. Aber der Arme war Protestant und die Gesetze (heiliges Recht vergib, daß man deinen Namen mißbraucht und so etwas Gesetze nennt!) des Königreiches verschlossen ihm als solchen jeden Weg. Er konnte weder Arzt noch Jurist, weder Apotheker noch Chirurgus, weder Notarius noch Angestellter in irgend einem Collegio, weder Buchhändler noch Buchdrucker, weder Handwerker noch Künstler werden; überall wies man ihn zurück weil er Protestant war, und die einzigen Wege des Militairs und der Kaufmannschaft blieben ihm übrig. (Seltsam! Wen man nicht gut genug zu andern Beschäftigungen hielt, den hielt man doch gut genug die Waffen fürs ungerechte Vaterland zu tragen und Handel zu treiben. — Noch einmal, seltsam! und fast so abgeschmackt wie es früher bei uns in Hinsicht der Juden war, zum Theil noch ist, die man auch nur gut genug hält einem der nützlichsten Stände, bei dem es wahrlich nicht weniger auf Rechtlichkeit und Bildung ankömmt, wie bei andern sich anzuschließen. Aber freilich, Inconsequenzen dieser

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 161.

13. Juli 1822.

Ueber Kleist's Prinzen Friedrich von Homburg.

II.

(Nr. I siehe in Nr. 113. d. J.)

Außer dem Charakter des Prinzen von Homburg, tritt unstreitig der des Kurfürsten als der interessanteste hervor. Auch er ist nicht leicht zu entwickeln, und die früher erwähnten Kritiker treten in ihren Urtheilen über ihn in den erklärtesten Gegensatz. Tieck sagt (Vorr. S. LXIV): „Der Charakter des Kurfürsten ist ein Meisterwerk, und bekundet schon für sich allein den großen Dichter. Nur Wenigen ist es gelungen, so überzeugend Majestät hinzustellen, in der sich Ernst, Kraft und Milde vereinigt, in jedem Moment groß und edel, und immer menschlich, ohne je in die leeren Reden und Bilder zu verfallen, mit denen schwächere Dichter sich oft die Charaktere ihrer Fürsten ausmalen wollen." Und über die Entwickelung des fünften Actes insbesondere erinnert er (S. LXXII): „Im fünften Act, da die Theilnahme, die indeß immer gewachsen ist, auf den höchsten Punct führt, und das Werk krönt, erscheint der Kurfürst in seiner höchsten Würde. Kottwitz, als Freund des Prinzen, spricht die herzlichsten Worte, der Prinz selbst erhebt sich über sich und alle Schwächen der Menschheit, und das Ganze schließt nach der großen Erschütterung lieblich und wundersam, wie es begonnen hatte." Dagegen der Rec. im Hermes wenig oder nichts von dieser Würde und Charakterstärke, und vor Allem nicht den Ernst in dem Charakter des Kurfürsten anerkennen will. „Offenbar (erinnert er S. 359) neigt sich der Kurfürst eben so sehr zum Humor, zur Phantastik, ja zu einer gewissen Sophistik, wie Kottwitz ihm gegenüber einen Charakter behauptet, in welchen alles ganz, vollkommen und unerschütterlich im höchsten Grade feststeht; er scherzt nie mit dem Leben." Und später über die Entwickelung (S. 363): „Der Kurfürst selbst kommt nun mit der nicht ganz wegzuleugnenden Halbheit seines Wesens in einiges Gedränge. Kottwitz bringt das Verhältniß zur Sprache, wie der militairische Formalismus, der, mag er auch noch so nothwendig seyn, doch nur Formalism bleibt, im Gegensatz zum echten und wahrhaft vaterländischen Gefühl in der Brust des Kriegers sich verhalte; ja der Kurfürst muß einsehen, daß er nicht minder einem Abwege nah war, wie der Prinz, obwohl auf andere Weise." — Kann es wohl eine auffallendere Verschiedenheit der Urtheile geben? vorzüglich da der Urheber des zweiten das erste vor Augen hatte. Und wie sollen wir uns entscheiden?

Zuerst ist wohl so viel deutlich, daß der Kurfürst bis zu der Scene, wo er das Kriegsgericht über den Führer der Reuterei anordnet (2ter Aufz. 9ter Auftr.), sehr in den Hintergrund tritt; aus dem Früheren also nichts, oder doch nur sehr wenig für seine Charakteristik gefolgert werden kann. Der Rec. im Hermes macht ihm schon daraus einen Vorwurf, daß er nicht darüber erschrocken ist, „im Begriffe, an eine der entscheidendsten Schlachten zu gehn, seinen Anführer der gesammten Reuterei, der ihm schon zwei Schlachten durch Uebereilung verloren hatte, als Nachtwandler in seinem Garten zu erblicken, da er seit einer Stunde bereits bei der Reuterei sich befinden sollte. Er mystificirt den Prinzen und läßt ihn mondsüchtig im Garten, ohne zu erwägen, wohin ihn die Mondsucht dort verschlagen kann, und daß er bei'm Anbruch des Tages, wenn die Schlacht beginnen soll, doch wirklich an der Spitze der Reuterei fehlen könnte;" und nennt dies einen „beinah phantastischen Leichtsinn." Aber davon dürfen wir ihn wohl freisprechen. Er wußte aus Erfahrung, daß es Friedrich von Homburg an Regsamkeit eben nicht in der Schlacht fehlen ließ, daß er also wegen dieses Uebels, welches ja auch meistentheils auf die Handlungen des Wachenden keinen Einfluß äußert, unbesorgt seyn könne. Ueberdies versichert der Graf Hohenzollern, der hier gleichsam als Sachverständiger aufgeführt wird, der Prinz sey gesund;

„Bei Gott, ich bin's nicht mehr! Der Schwede morgen,
Wenn wir im Feld' ihn treffen, wird's empfinden!"

und wenn nicht unglücklicher Weise die Mittheilung des Schlachtplans mit Nataliens Abreise und einigen anderen zufälligen Umständen zusammen getroffen wäre, würde auch wirklich aus seiner Mondsucht nicht der geringste Nachtheil für ihn, als Feldherrn, erwachsen seyn. Von dem unglücklichen Zusammentreffen dieser Umstände aber weiß der Kurfürst nichts, wie ganz augenscheinlich aus S. 96 — 98 erhellt, und er kann sich also mit allem Rechte nach ihrer Erzählung von der Schuld freisprechen (ebendas.). Also erst in der erwähnten Scene greift der Kurfürst lebendiger in die Handlung des Schauspiels ein. Wer immer auch die Reuterei geführt hat, und damit eigenmächtig aufgebrochen ist, eh' er Befehl erhalten, so verkündigt er mit strengem Richterspruche, der ist des Todes schuldig, und soll vor ein Kriegsgericht gestellt werden. So streng dieser Ausspruch ist,

so kann man ihn doch von keiner Seite angreifen, um so weniger, da er mit edler Unparteilichkeit ohne alle persönliche Rücksicht geschieht: denn der Kurfürst weiß ja nicht, wer der Schuldige gewesen. Den Grund seines Ausspruches fügt er selbst sogleich hinzu:

„Der Sieg ist glänzend dieses Tages,
Und vor dem Altar morgen dank' ich Gott;
Doch wär' er zehnmal größer, das entschuldigt
Den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt;
Mehr Schlachten noch, als die, hab' ich zu kämpfen,
Und will, daß dem Gesetz Gehorsam sey."

Daß er seinen Befehl nicht zurücknimmt, als er erfährt, der Prinz von Homburg sey der Schuldige, muß unsere Achtung vor ihm nur vermehren; ja, er hätte als schwach und parteiisch vor allen seinen Untergebenen erscheinen müssen, wenn er eine solche Rücknahme auch nur versucht hätte. Der Prinz hatte ihm ja überdies schon zwei Siege verscherzt, seine Nachsicht also sich schon zur Genüge erwiesen; er durfte sonach nicht zurücktreten, obgleich sein Herz keineswegs dabei gleichgültig bleibt, und man es den nichtssagenden, inhaltlosen Bemerkungen, mit welchen er (S. 49) der Fürsprache seiner Generale, und zugleich seinem eignen Schmerze auszuweichen sucht, sehr wohl anmerkt, wie schwer ihm das Beharren auf seinem Urtheile fällt. Von Zorn zeigt sich in ihm auch nicht die leiseste Spur; jede unedle Bewegung, welche aus dem Verdrusse über den verminderten Glanz des Sieges hätte hervorgehn können, ist seiner großen Seele fremd; vielmehr wird auf seinen ausdrücklichen Befehl Homburgs, als des Siegers Namen, von der Kanzel her Erwähnung gethan (S. 53). Seine Verwunderung, daß dem Vetter Homburg das Leben lieb sey, glaubt der Rec. im Hermes (S. 365) nur durch sein Angesteckseyn von Homburgs Schwärmerei erklären zu können. Aber nicht darüber, daß ihm das Leben überhaupt lieb ist, verwundert sich der Kurfürst, sondern darüber, daß er über seine Liebe zum Leben zum Schwächlinge wird, in dessen Brust die Idee des Vaterlandes völlig verlöscht ist. Natalie hat ja von ihm gesagt (S. 70):

„Der könnte unter Blitz und Donnerschlag,
Das ganze Reich der Mark versinken sehn,
Daß er nicht fragen würde, was geschieht?"

Und dies sollte nicht den Kurfürsten, der oft genug Zeuge seines Muthes und seiner Vaterlandsliebe gewesen, in Erstaunen setzen? Ueberhaupt aber zeigt er sich in dieser Scene so durchaus groß, ja wahrhaft verklärt, daß wir nicht begreifen, wie ihm jener Rec. Phantastik und Halbheit des Charakters Schuld geben kann. Selbst nur dem Vaterlande lebend, und der für das Wohl desselben nothwendigen Bedingungen sich auf das Klarste bewußt („Meint er dem Vaterlande gelt es gleich, Ob Willkür drin, ob drin die Satzung herrsche") hört er von des Prinzen Kleinmuth und Zerknirschung zwar mit dem äußersten Erstaunen, aber seine starke Seele wird dadurch keineswegs außer Fassung gesetzt, sondern sieht sogleich mit bewunderungswürdigem Scharfblicke das sicherste Mittel, den Prinzen über sich selbst zur Einsicht zu bringen. Er soll selbst sein Richter seyn, das wird ihm das Bewußtseyn des Vaterlandes wiedergeben. Die Ironie, mit der er ausruft:

„Bei meinem Eid! Ich schwör's Dir zu! Wo werd' ich
Mich gegen solchen Kriegers Meinung setzen?
Die höchste Achtung, wie Dir wohl bekannt,
Trag' ich im Innersten für sein Gefühl:
Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten,
Cassir' ich die Artikel: er ist frei!"

kann auf keine Weise als Humor gefaßt werden, und würde sich gewiß in furchtbaren Ernst verwandelt haben, wenn der Prinz seine Freisprechung angenommen hätte. Mit dem Leben zu scherzen, ist ihm hier, wie überall fremd; aber eben darum verachtet er es auch das Leben dessen zu fordern, welcher, durch seine schwächliche Zerknirschung aufgehört hat, Krieger zu seyn. — Das unerschütterliche edle Vertrauen, als er die Versammlung der Officiere zu Homburgs Gunsten erfährt, welches sich so schön in den Worten ausspricht:

„Seltsam! — Wenn ich der Dey von Tunis wäre,
Schlüg' ich, bei so zweideut'gem Vorfall, Lärm;
Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch,
Und vor das Thor, verrammt mit Pallisaden,
Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf.
Doch weil's Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist ꝛc."

tritt zu klar hervor, um einer Erläuterung zu bedürfen. Es gründet sich eben auf die zwischen ihm und seinen Unterthanen herrschende, durchaus rein gehaltene, und durch keinen Act der Willkür, weder von seiner, noch von ihrer Seite, jemals gestörte Ordnung der Gerechtigkeit, welche sich auf die wichtigsten Angelegenheiten gleichmäßig, wie auf die geringsten erstreckt. Daher Dörfling (ein keineswegs unbedeutender Zug, welcher von der bewunderungswürdigen Feinheit zeugt, mit welchem der Dichter das Große im Kleinen abzubilden versteht), als er mit dem Ausruf: „Rebellion, mein Kurfürst!" in das Zimmer tritt, zuerst einen Verweis vom Kurfürsten erhält, daß er der Ordnung zuwider unangemeldet eingetreten, ehe derselbe ihn ruhig fragt, was er wolle. Dörfling hat die Nachricht, daß man den Prinzen mit Gewalt befreien wolle, — von der Base seiner Frau. Weshalb der Kurfürst, aber ohne seine Würde abzulegen, ihn mit der Antwort abfertigt:

„Das muß ein Mann mir sagen, eh' ichs glaube.
Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt,
Schütz' ich vor diesen jungen Herren ihn!"

Aber nicht blos dieser Unglaube, nicht ein phantastischer Uebermuth, sondern die sich überall gleichbleibende Festigkeit seines Charakters, läßt ihn den Vorschlag Dörflings verwerfen, doch lieber, um alle Gefahr zu vermeiden, ihr mit seiner Begnadigung zuvorzukommen. Das will und kann er nicht: denn es würde jenes höchste Gesetz der Gerechtigkeit, welches ihm überall die Richtschnur seines Handelns bestimmt, in den Hintergrund treten lassen. Daher seine Antwort:

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 162.

15. Juli 1822.

De la Révolution piémontaise. Seconde édition (Mit dem Motto aus Alfieri: Sta la forza per lui, per me sta il vero.) Paris. 1822.

Der Herausgeber dieser Schrift bemerkt in einer, der zweiten Ausgabe wenigstens (die erste ist uns nicht zu Gesicht gekommen) vorgesetzten Nachricht, daß der Graf von Santa-Rosa, welcher während der Revolution in Piemont Kriegsminister war, allgemein für den Verfasser derselben gehalten werde. Und auch ohne diese Notiz würde das Buch selbst den aufmerksamen Leser auf diese Spur führen, indem es unter allen hier auftretenden Hauptpersonen grade Santa-Rosa ist, über dessen Eigenschaften und Charakter der Verf. kein bestimmtes Urtheil fällt, und doch die Beweggründe seiner Handlungen auf das genaueste zu entwickeln bemüht ist.

Insofern also kann der Rang, welchen die Schrift als historische Quelle einzunehmen verdient, aus keinem andern Gesichtspuncte betrachtet werden, als aus demjenigen, welchen wir in diesen Blättern (s. L. C. B. Nr. 92) bei Gelegenheit der vom General Pepe herrührenden Nachrichten über die neapolitanische Revolution für Schriften solcher Personen aufstellten, die selbst ein wirksames Triebrad in den Staatsumwälzungen waren, die sie beschreiben, und deren Ausgang ihr künftiges Wohl und Weh so entschieden bestimmt hat. Allein wie überall, so macht auch hier die Individualität des Schreibenden und die Art, wie er den Gegenstand behandelt, keinen geringen Unterschied. Und wenn solche subjective Gründe über den Werth dieser Darstellungen ohne Zweifel ihr Gewicht haben; wenn sie es zu der Zeit doppelt haben, wo eine andere Entscheidung für den nur aus der Ferne sehenden und urtheilenden Beobachter kaum möglich ist: so wird man den Nachrichten des Grafen Santa-Rosa einen entschieden höhern Rang als denen des Generals Pepe einräumen müssen: weil er fast nirgends einen bedeutenden Punct, über den man Aufklärung wünscht in Dunkel hüllt, und also auch seine Absicht bei weitem lauterer erscheinen muß; weil er auch das, was seiner Partei zum Nachtheil gereichen muß, nicht gänzlich übergeht; weil er weit mehr Detail gibt; endlich (und dies ist nichts geringes) weil aus seiner Rede ein höherer Sinn und mehr Gemüth spricht.

Der Verf. beginnt mit einer Schilderung der innern Angelegenheiten von Piemont nach der Wiederherstellung der alten Dynastie, und macht es anschaulich genug, wie nothwendig dem Lande eine in einem großartigen Sinne unternommene Staatsreform war. Victor Emanuel, sagt er, war ein guter Fürst, und von seinem Volke geliebt, aber von unfähigen Rathgebern umgeben; die alten Gesetze, das alte Regierungssystem waren wieder hergestellt worden, aber nicht seine Vortheile, nur seine Nachtheile wurden gefühlt, und von der französischen Administration hatte man alle diejenigen Einrichtungen beibehalten, welche die willkürliche Gewalt von hemmenden Formen befreien. Die alte strenge Staatsökonomie war verschwunden; die Ausgaben häuften sich auf außerordentliche Weise; die Ausübung der Justiz war der Willkür anheimgestellt; drückende Monopole, die fortwährend durch Gunst ertheilt wurden, zeigten von der geringen Achtung, welche die Regierung für das Eigenthumsrecht hegte. Der König bei dem besten, ja bei dem ausdrücklich erklärten Willen, diesen schreienden Misbräuchen ein Ziel zu setzen, war zu schwach ihn durchzusetzen. Er war von der durch die politische Lage des Landes bedingten Nothwendigkeit, ein starkes Heer zu haben, überzeugt; aber was der Marquis von Saint Marsan als Kriegsminister für die Bildung desselben Gutes geleistet hatte, ging wieder verloren, als dieser zu den auswärtigen Geschäften gerufen wurde und ein anderer Kriegsminister ihn ersetzte. Unter diesen Umständen, sagt der Verf., waren alle Piemonteser von Einsicht überzeugt, daß ein verantwortliches Ministerium nothwendig sey, und ein Parlament, um die Regierung zu einem regelmäßigen Gange der Verwaltung zu bringen, einem Deficit in den Finanzen vorzubeugen, und der Nation gute Gesetze zu geben. Diese Wahrheit, fügt er hinzu, war allgemein anerkannt, war populär, aber den Ausschlag gab die Rücksicht auf die äußere Lage des Staats, auf sein politisches Verhältniß zu Oesterreich, wie es durch den vom Wiener Congresse bestimmten Besitzstand in Italien herbeigeführt war. Als diese Gedanken in den Piemontesern immer lebendiger wurden, geschah die Revolution in Spanien. Piemont, sagt der Verf. fühlte die Erschütterung aber weniger lebhaft als Neapel, weil die Piemonteser von einer ruhigern Einbildungskraft sind, und weil sie sich schmeichelten, daß die königliche Regierung die Lehre, welche Allen in die Augen sprang, benutzen werde. Aber desto stärker wurde nun die Rückwirkung, als Neapel das zweite Beispiel gab. Man glaubte und sagte es laut, daß einer Re-

volution nur durch die freiwillige Ertheilung einer Verfassung vorzubeugen sey. Der Staatsrath versammelte sich. Es verbreitete sich im Publicum eine Aeußerung des Königs, welche große Hoffnungen erweckte. *) Aber im Rathe muß eine andere Meinung überwogen haben. Die Hoffnung wurde getäuscht, und die Zeit drängte.

Wir erlauben uns hier einige Bemerkungen. Man wird es dem Verf. sehr gern zugeben, daß, vorausgesetzt die Stimmung der Piemonteser war in der That so, wie er sie schildert, die Regierung keinen würdigern, ihr und ihrem Volke heilsameren Entschluß ergreifen konnte. Sie machte alsdann der Nation mit demjenigen, welches die laute Stimme der öffentlichen Meinung überall als die Quelle des bürgerlichen Heiles bezeichnet, ein Geschenk, und alle Vortheile des freiwilligen Gebers waren in ihren Händen. Es war in ihrer Gewalt, in einer von ihr selbst zu bestimmenden Staatsform dem monarchischen Elemente so viel Uebergewicht zu geben, als nur das Beispiel irgend eines der constitutionellen Staaten Europas verstattete. Nur wenn die erste Gewaltthat schon wirklich verübt ist, glauben ihre Urheber den ganzen Preis derselben erkämpfen zu müssen. Noch aber war kein Schwerdt gezogen, und die Regierung hatte, wenn sie den redlichen Willen zeigte, den Wünschen der Nation entgegen zu kommen, alle die noch schwankten, alle Gemäßigten auf ihrer Seite gegen die Schwindelköpfe.

Wenn aber die Regierung durch dasjenige, was um sie her vorging unbelehrt blieb und die Zeit, wo sie im constitutionellen Sinn, und dennoch völlig frei handeln konnte, verstreichen ließ: so kann daraus dennoch eine eigentliche Rechtfertigung der piemontesischen Liberalen nicht erwachsen, weder für ihren Entschluß, noch für die Art, wie sie ihn ins Werk richteten. Und obschon der Verf. in den meisten Irrthümern der Stimmführer derjenigen Partei, welche vorzugsweise die liberale heißen will, befangen ist; so läßt ihm sein grader Sinn doch hier und da etwas entschlüpfen, wo eine bessere Einsicht durchbricht, und demjenigen widerspricht, was er da, wo er von einem allgemeinem Raisonnement ausgeht, als das unbedingte Rechte aufstellt. Hierzu rechnen wir Folgendes. Die „Unternehmung, eine stellvertretende Verfassung in Piemont einzuführen, sagt er, war rechtmäßig und nothwendig. **) Aber unglücklicher Weise war nicht einmal eine Einrichtung vorhanden, welche ein friedliches Mittel, die Regierung hierüber aufzuklären, an die Hand geben konnte, und so mußte man alle Tage mehr fürchten, daß nur eine Revolution dahin werde führen können. Es gibt, fügt er hinzu, in Piemont Personen, welche von der Nothwendigkeit jener Institutionen überzeugt, den Gedanken an gewaltsame Maßregeln verabscheuen, weil sie die Begriffe von Revolution und Legitimität nicht vereinigen können. Aber, fragt er, haben die Fürsten aus dem Hause Savoyen nicht alle Privilegien vernichtet, die ihre Vorfahren beschworen hatten, und oft mit dem Schwerte in der Hand? Was die Gewalt unsern Vätern genommen, fordert die Gewalt gegenwärtig zurück. Man sagt, solche Institutionen müßten vom Throne ausgehen; wenn nun aber von diesem nichts ausgehet? Aber wenige Seiten weiterhin kennt der Verf. einen ganz andern Weg, und rügt dessen Vernachlässigung. Die Täuschung, sagt er, in welcher der König sich befand, mußte vernichtet werden, zahlreiche Bittschriften mußten von allen Seiten einlaufen und die gerechten Beschwerden der Nation vor den Thron niederlegen. Der Ersten, welche ihre Namen unter solche Bittschriften gesetzt, hätte ohne Zweifel ein Staatsgefängniß geharrt, aber die stete Wiederholung dieser Maßregeln würde dem Fürsten die Augen geöffnet haben. *)

Wir dürfen uns hier auf die Erörterung der schwierigen Frage in wiefern jemals für ein Volk die Berechtigung zu einer gewaltsamen Staatsumwälzung eintreten kann, gar nicht einlassen. Wie man sie auch beantworten mag, man wird zugeben müssen, daß sie stets erst dann eintreten kann, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind. Hier nun scheint uns ein solches angegeben, welches nach des Verfs. eigenem Geständniß bei Beharrlichkeit und Ausdauer endlich zum Ziele führen mußte.

Wem wird nicht der Bürger, welcher die Vorstellungen, die er furchtlos an den Stufen des Throns niedergelegt hat, im Gefängnisse büßt, würdiger und erhabner erscheinen, als derjenige, welcher gegen denselben Thron das Schwert zückt? Aber freilich; da wo alles Heil in Revolutionen gesucht wird, welche das Werk des stehenden Heeres sind, können solche Grundsätze ihr Glück nicht machen.

Noch merkwürdiger ist in dem Munde eines Liberalen, wie der Verf., das Geständniß „daß es von den Neapolitanern nicht wohl gethan gewesen sey, die Spanische Constitution anzunehmen, da ihnen die Sicilische so nahe gelegen habe." Er theilt sogar diese Verfas-

*) „Si mes sujets désirent veritablement une constitution, je ne demande pas mieux, que de les satisfaire."

**) L'entreprise d'introduire le gouvernement représentatif était legitime, parceque le Piémont était régi par un gouvernement absolu, où il n'y avait que des sujets soumis sans réserve à la volonté d'un maître, ce qui constitue un gouvernement illégal aux yeux de tous les publicistes. Elle était nécessaire parceque le gouvernement arbitraire en droit l'était encore de fait par la confusion, par l'instabilité des lois, par l'abusive facilité d'y déroger.

*) Il fallait que des petitions arrivant de toutes parts portassent au pied du trône les justes doléances de la nation. Sans doute les premiers signataires auraient dû s'attendre à entrer dans une prison d'Etat; mais de telles démarches multipliées auraient éclairé le prince et prévenu une révolution. Les propriétaires piemontais manquèrent de courage politique et ils ont tous les jours plus de raison de s'en repentir.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 163.

16. Juli 1822.

Bocksprung von Dresden nach Prag, und Berlins Licht- und Schatten-Seiten, von Adolph von Schaden.

Wäre das Bild nicht zu gut, könnte man hier einen Vergleich mit der Hydra machen, deren Haupt, gefällt, sich doppelt erneute. Der Katersprung, oder vielmehr, das Honorar dafür hat leider doppelte Frucht getragen; und war die Katergesellschaft unanständig, wie viel mehr wird es die des Bocks seyn? Wir müssen ihn der Lust seiner eignen Sprünge überlassen, da wir ihn sehr selbstzufrieden mit der Einbildung sich spreizen sehen, daß sein Katersprung Sensation gemacht habe; — (auf den Gassen macht vielerlei Sensation!) Eine willkürlichere Sauce aus Kaffee- und Biergeschwätz ist schwerlich wieder zu finden, vorzüglich so mit unverschämten und abgeschmackten Persönlichkeiten versetzt. Dem Verf. geht auch selbst die geringste Erforderniß eines Libellen-Schreibers ab, er besitzt nicht den dürftigsten Witz, wollte man sich auch mit der schlechtesten Kost begnügen. Houwald und Jahn (von welchem eine sehr gemeine Anekdote vorkommt), Theater und Politik, Statistik und Lord Byron, alles läuft im Mischmasch untereinander — er, Schaden, immer über allem. Aber er thut auch mehr, als ein anderer: er liest im Gleditscher Taschenbuch auf 1822 eine dramatisirte Satyre auf die Schicksals-Tragödien von Houwald, welche gar nicht darin steht; er sieht irgendwo schlechte Beine, obgleich er eingesteht, daß er sie gar nicht sehen konnte; er hört bei der Dresdner Kirchenmusik außer Sassaroli dem Sopran, Diskantisten, obgleich es keine gibt; er hört im ersten Rang des Dresdner Theaters schlecht Französisch, wo bis auf einige Fremde und wenige Diplomaten nur deutsch gesprochen wird; — übrigens, wo wird irgend eine Sprache ohne Ausnahme vortrefflich gesprochen? Und so schließt er seinen Dresdner Besuch mit der zwiefachen Insolenz, einer sehr vornehmen, und was noch mehr sagen will, in jedem Sinn höchst talentvollen und allgemein verehrten Dame, bei Gelegenheit des Feuers im Walde, welches Stück in Dresden misfiel, zu erwähnen, mit der Bemerkung, daß die böse Welt sie für die Verfasserin gehalten; und auf den Dichter Friedrich von Heyden, dessen Name vorgeduckt ist, so wie über dessen Vaterland Mecklenburg mit seinem gewöhnlichen Geifer loszufahren. — Dem Talent des Hrn. v. Heyden geschieht kein Abbruch, wenn auch Hr. v. Schaden es verkennt.

Baare Verläumdung ist folgende Stelle, welche wir, blos um sie zu widerlegen, hierhersetzen. „Die Theatercensur ist toller, als irgendwo. Böse Fürsten, spitzbübische Minister, Misheirathen, Priester, selbst gewisse Namen und hundert andere derlei Dinge bleiben in der Regel noch streng verpönt.“ Nichts ist davon wahr, als daß Priester und kirchliche Sachen zu erwähnen nicht erlaubt ist; und wenn früher eine gewisse Pedanterie in einigen Dingen Statt gefunden, obgleich weniger, als hier ausgedrückt wird, so ist man sehr davon zurückgekommen; so sehr, daß man keinen Anstand nimmt, im Bild die päpstliche Dispens zu zerreißen, welches selbst dem Protestanten unpassend erscheint. So hat man sich eingebildet, Elise von Valberg, das Käthchen von Heilbronn, der Nathan u. s. w. könnten nicht gegeben werden, aber näher betrachtet, fand sich kein Hinderniß. Der Freischütz hat hier nicht die Veränderung erdulden müssen, welche ihm in Wien aufgelegt wurde. Es sind immer die pedantischen Menschen selbst, welche die Hindernisse sich schaffen; so war es wohl zu der goldenen Zeit, welche ein anonymer Kritiker im Mercur für die goldne des Dresdner Theaters zu halten scheint. Namen noch blühender Familien, welche selbst in Dresden leben, hört man oft genug auf der Scene. Ist der Präsident in Cabale und Liebe etwa kein spitzbübischer Minister? — und was nennt Hr. v. Schaden böse Fürsten? König Philipp im Carlos — Kaiser Philipp im Otto von Wittelsbach — Prinz in Emilie Galotti? — sie sind es nicht; und doch weiß ich keinen schlimmern! Ein Theater, welches die Klingsberge, dieses ekelhafteste, unsittlichste der Kotzebueschen Stücke gibt, kann nicht den Vorwurf einer strengen Censur verdienen; sie muß doch milder seyn, als in Berlin, wo weder das Käthchen, noch der Prinz von Homburg gegeben werden. Uebrigens kennt Ref. gar nicht in Dresden, was eine Theater-Censur genannt werden kann. Der Intendant liest die Stücke, und dies genügt; dieser weiß was etwa zu vermeiden ist, und es wird ohne das vielschneidige Schwert der Censur vermieden. Das Castriren, Verbessern und hirnlose Einschalten geht allein im Kopfe des Hrn. v. Schaden vor, und wenn dieser an der Dresdner Vorstellung des Nathan ein Aergerniß genommen, welcher Ref. übrigens nicht beigewohnt, so möge jener sich, ehe er abspricht, die Wiener ansehen. Im Burgtheater bemerkte Ref. in der Braut von Messina sogar das Wort Kirche in Tempel verwandelt — weil jenes dort auf dem Theater

nicht gesagt werden darf. Auch das ist in Dresden kein ungewöhnlicher Fall, daß ein Stück — ausgetrommelt nicht — aber wohl ausgezischt wird. Dieses Schicksal begegnete mit viel größerem Recht, als dem Feuer im Walde, das in Wien mit vielem Erfolge gegeben wurde, der Stockapologie des von Schadenschen Freundes, Julius von Voß, den beiden Gutsherren!

So viel zur Steuer der Wahrheit für Dresden! Ueber Prag ist das einzige Talent des Verfs. eine chronique scandaleuse schlecht zu erfinden, sehr ermattet.

Er sagt von sich: „Dann lebe ich Monate lang an dem Orte, über den ich zu schreiben gedenke, ohne eine Feder angesetzt zu haben; ich traue keiner Celebrität, und keiner Autorität; traue den Aufschlüssen der vornehmsten und geistreichsten Leute eben so wenig, als jenen der Lohnbedienten."

„Nur die eigenen Augen und Ohren sind mir zuverlässige Gewährsleute, und was diese selbst nur sehen und hören, spricht der Schnabel, so wie er gewachsen, aber kühn genug dann aus; allein diesem Verfahren verdanke ich auch, daß Niemand auftreten und beweisen kann, es habe der Herr von Schadenfroh, wie mich der Herr Hofrath Müllner zu Weißenfels zu nennen beliebt, wie ein Blinder von der Farbe gesprochen."

Ref. frägt, ob dies noch zu beweisen nöthig ist? Sollte man nicht Wunder denken was er beobachtet, und am Ende gesteht er selbst, er habe alles von einem andern. Er ist nur eins von dem Ungeziefer, das nichts mit seinem Schmutz verschont.

Es liebt der Mensch das Strahlende zu schwärzen.

Aber dennoch strahlt es ungestört!

Die Kritik über das Prager Theater ist tabellarisch schematisirt, wie die Oesterreicher sagen würden. Auch die kleine Zahl in Prag bekannter wissenschaftlicher Männer wird einzeln und persönlich zur Specialrevue vorgeführt. Wahrscheinlich der Benutzung des Ungenannten ist es zu danken, daß bei der Beschreibung von Prag, die Oertlichkeit überwiegt, und daß sogar zwischen einer Fluth schaaler Beobachtungen und unverschämter Urtheile zuweilen eine wahre Bemerkung sich findet.

Mitten in Prag kommt die Rede auf Preußen, und die Beschränkung des Wuchers in Böhmen lobend, wird gesagt: „Der ehrlichste Mann im Königreich Preußen, ist er nicht Grundbesitzer höherer Potenz, nicht börsenfähiger Kaufmann, kann keinen Wechsel ausstellen, doch der Israelit wird dort schon wechselfähig im Mutterleibe. — — — In Brandenburgs Geschichte kommt ein Herrscher vor, der jagte eines Tages alle Juden aus dem Lande und behielt ihres Fettes größten Theil zurück. Uebte der Fürst mehr als strenge Justiz? — er nahm gestohlen Gut Dieben nur ab."

Wahrscheinlich haben die Juden Hrn. v. Schaden keinen Credit gegeben.

Berlin kommt übrigens in den Licht- und Schatten-Seiten gnädiger weg, wie andere Orte, vorzüglich das verhaßte Dresden, welches durch ermangelnde Huldigung des Verfs. Zorn sich zugezogen hat. Wahrlich, wollte man in Dresden alle Durchreisende von Hrn. v. Schadens Gehalt beachten, man käme nicht zu Athem.

„Zu compiliren verschmacht mit Stolz, wer sich eigner Kraft bewußt ist; — wahren Genies sind Fesseln jeder Art unerträglich."

Nicht geringer denkt der Verf. von sich. Er gibt Spott, Lob, Tadel wie's kommt, über Religion und Moral, Staat und Stadt, Sitten und Gebräuche, Soldaten und Bürger: wie andern Garden, Wissenschaft und Kunst; meist Dinge, wo er im Fall des Blinden mit der Farbe sich befindet. Daß er weniger anmaßend als über Leipzig und Dresden spricht, ist sein geringes Verdienst. Man müßte denn viel Salz in der Bemerkung finden: die Bewohner der Friedrichsstadt Berlin wären eleganter, schöner, feiner in Haltung und Sprache, als die der übrigen Stadttheile. Jene werden sich bei Hrn. v. Schaden zu bedanken haben. Reformiren will er sowohl Finanzen als Freudenmädchen, Militair als Theater und Polizei. Die Invaliden bedenkt er durch Gehalts-Abzüge väterlich, aber auch die soldatische Ausbildung; er behauptet: über diesen Gegenstand viel gelesen und noch mehr gedacht zu haben, und drohet mit einem Werke unter dem Titel: Ueber die Bildung des Feldherrn und des Soldaten überhaupt, nebst Vorschlägen zu Einrichtungen militairischer Hochschulen, welche nie existirten.

Man sagt, Hr. v. Schaden sey den Griechen zu Hülfe geeilt; zu seinem Besten wünschen wir es; er kann dort seine Kenntnisse durch die That bewähren, und wird abgehalten, schlechte Bücher zu schreiben. Auch die Frömmelei trifft sein Bannstrahl. Er glaubt ferner, daß nächstens in der preußischen Armee Betstunden werden eingeführt werden (sie sind es längst). Gebet war doch allezeit ein gut Ding und pflegte das Siegen nicht zu hindern; unter vielen Beispielen das des Heers Gustav Adolphs nur zu gedenken. Um seine bessere Einsicht ist Hr. v. Schaden nicht zu beneiden.

Da Widerlegung und Berichtigung aller schiefen Urtheile, welche diese Schrift enthält, ein Danaiden Geschäft wäre, so sey's mit dem Gesagten genug; sie endet sie mit den Worten: „sie trägt der Feile Spur von manchem Jahr." Wohl dem Verf. wenn es andere finden. Ref. glaubt nicht daran, da er unter den Merkwürdigkeiten von Berlin aufgeführt findet, daß Schaden dort seine spanische Johanna und den deutschen Don Juan schrieb, und daß die Concordia, ein dortiges Liebhaber-Theater der untern Stände, sein Lustspiel, die Blödsichtigen, zu seiner vollen Zufriedenheit dargestellt habe.

Damit Ref. aber nicht der Parteilichkeit beschuldigt werde, setzt er schließlich den besten Gedanken aus den vier Schadenschen Libellen hierher. Unter der, das neue Berliner Theater vorstellenden Titelvignette steht die wichtige Frage:

„Prüft den Geschmack, und sagt dann offenherzig an,
ob man ihn griechisch, römisch, gothisch nennen kann?" *)

20.

*) Ob die noch so gerecht und glücklich geführten Waffen der Kritik bei denen, welche an den Schadenschen Producten

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 164.

17. Juli 1822.

De la Grèce dans ses rapports avec l'Europe par M. de Pradt, ancien Archevèque de Malines. Paris et Rouen. 1822. *)

Wer des Hrn. de Pradt zahlreiche Schriften kennt und solche mit Unparteilichkeit geprüft hat, wird ihrem Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seinen Gegenstand jederzeit mit Geist auffaßt und seiner Darstellung ein besonderes Interesse zu geben weiß. Und so gehört auch vorstehende Abhandlung zu den geistvollsten und anziehendsten Erzeugnissen, die der griechischen Sache ihr Daseyn verdanken. Im hohen Grade der Mühe lohnend dünkt es uns daher, das deutsche Publicum mit deren Inhalt und Tendenz bekannt zu machen, besonders da der Verfasser nicht bloß das, was auch wohl schon Andere über sein Sujet gesagt haben, in kurzen aber gediegenen Worten wiederhohlt, sondern auch Gesichtspuncte aufgestellt, von denen aus noch keiner seiner Vorgänger dasselbe beleuchtet hat. Gleich in der Vorrede sagt uns Hr. de Pradt, daß er seinen Gegenstand weder als eine russische, griechische noch türkische Sache, sondern als eine europäische betrachtet habe. In dieser Beziehung wirft derselbe einen Blick auf die Lage Europas, die niemals etwas der Gegenwart Aehnliches dargeboten. „Im Westen, heißt es hier, erlangt America eine neue Existenz; im Süden ist alles Gegenstand der Furcht und drohet Brand.... Im Osten greift die Fahne des Kreuzes die Mahomed's an; Griechenland fordert seine Freiheit, sein Gebiet zurück und drängt die Türken nach Asien; und als wenn alles das noch nicht hinreichte, um eine bedeutsame Stellung zu bewirken, so kömmt zu diesen Verwickelungen noch ein Krieg zwischen Russen und Türken; ein Krieg von gleich großem moralischen, als politischen Effect für Europa; denn der Geruch des Pulvers, das man vor Konstantinopel verbrennt, wird über ganz Europa sich verbreiten und vielen Menschen zu Kopf steigen."

Der Text des Werkes selbst beginnt mit einer gedrängten historischen Zeichnung der Schicksale Griechenlands, von seinem Ursprunge an bis zur Epoche der Eroberung von Konstantinopel. Seiner Theilnahme an dem Schicksale des unterjochten Volkes unbeschadet, behandelt der Verfasser dessen Unterdrücker mit pragmatischer Unparteilichkeit. „Die Griechen, sagt er, haben 500 Jahre unter der Herrschaft der Türken gelebt, in einem Zustande, sehr ähnlich dem, worin Spanien die Americaner, England die Indier gehalten haben. Hinsichtlich der Spanier fand jedoch der Unterschied statt, daß diese Eroberer die Ueberwältigten zu ihrer Religion zwangen, indessen die Türken es den Griechen verstatteten, der ihrigen zu folgen, so wie die Engländer dies auch in Indien thaten. Ewige Schande für Spanien! In dieser der Menschheit so theuern Beziehung, ist es an Vernunft und Einsicht übertroffen worden, von wem? von den Türken!"

Die Ursache des Aufstandes der Griechen sucht Herr de Pradt keineswegs „in den verbrecherischen Machinationen, welche die Ruhe des europäischen Occidents gestört haben." Eben so wenig kann er sie in andern einzelnen, zufälligen, oder augenblicklich gegebenen Motiven finden. Vielleicht wurde auch diese Revolution, gleich allen andern, durch Triebfedern erweckt und vorbereitet, deren vereinigter Stärke zu widerstehen, Griechenlands besondere Lage nicht ferner verstattete. Unter diesen Triebfedern versteht der Verfasser das Verhältniß zwischen der griechischen und türkischen Bevölkerung und ihrer beiderseitigen Civilisation. Mit der zunehmenden Ungleichheit jener, wechselte die relative Stärke beider Theile. Und da nun, im Gefolge der Sitten, der Civilisation, der Regierungsform und der Religion der Türken ihre Zahl sich verminderte, dagegen die der Griechen verhältnißmäßig zunahm, so mußten diese, im Laufe der Zeiten, zu der Einsicht ihrer numerischen Ueberlegenheit gelangen. „Hierin, heißt es S. 19, liegt das erste Prinzip der Revolution Griechenlands; sie findet statt, nicht bloß durch den Willen der Menschen, sondern in Gemäßheit der wesentlichen Elemente Griechenlands selbst. Seine Einwohner haben sich gezählt; sie haben gefunden, daß sie die zahlreichsten sind; diese Berechnung hat sie von ihrer Macht in Kenntniß gesetzt, und diese hat in ihnen das dem Menschen angeborne Gefühl wieder erweckt, das den Stärkern benachrichtigt, es sey Widerspruch mit der Natur, wenn er dem Schwächern gehorche und das ihn auffordert, einer Niedrigkeit sich zu entziehen, welche die Grundsätze der Geselligkeit nicht anerkennen."

*) Daß diese Schrift, im Juli abgefaßt, theilweise eine ganz andere Gestalt gewonnen hätte, daß Hr. v. Pradt auch, als er schrieb, seinen Ton ein wenig hypothetischer hätte halten sollen, sieht jetzt jeder leicht. Indeß sind die Auszüge daraus auch im gegenwärtigen Augenblicke noch immer interessant und beachtungswerth.

A. d. R.

Ueber die zweite von Hr. de Pradt der griechischen Insurrection unterstellte Bewegursache, sagt derselbe: „Zu der Epoche der Eroberung besteht die ganze Civilisation in der Kraft: alsdann kommt es nur auf diese an; und diese Kraft war reichlich auf der Seite der Türken. Allein, was die Eroberung bewirkt, kann nicht hinreichen, um sie zu erhalten. Gewalt und Kriegszustand sind nicht des Menschen natürlicher Zustand; dieser findet sich nur in der Civilisation, zu welcher er unaufhörlich zurückkommt." Bei der Vergleichung der Civilisation beider Völker findet der Verfasser, daß die der Türken das Resultat der Sitten des Orients und der Verjährung des Korans ist; und beiderlei Ursachen, jeden ihrer Fortschritte hemmend, machen dieselbe vollkommen unbeweglich. Aehnliche Fesseln beengen aber nicht den Geist der Griechen; denn weder ihre Religion noch ihre Sitten hinderten sie, an den Fortschritten der Civilisation des Abendlandes Theil zu nehmen, mit dessen Völkern sie den Charakter der Beweglichkeit gemein haben. Als daher die Griechen von den Schrecken der Eroberung sich erhohlt und aus ihrer Erstarrung erwacht waren, ahmten sie die Europäer in Allem nach, was, mit der Civilisation, auch Kraft und Leben erhöht. Aus diesem Abstich beider Völker, wovon das Eine im Steigen, das Andere im Sinken begriffen ist, aus diesem Misverhältniß, das ihre relative Stellung änderte, entstand nothwendig eine Abtrennung des steigenden von dem sinkenden Volke und die griechische Civilisation reichte hin, um die gegenwärtige Revolution zum Ausbruche zu bringen, ohne daß man, um sie sich zu erklären, zu Machinationen seine Zuflucht zu nehmen braucht, die ihr ganz fremd sind und deren sie in keinerlei Hinsicht bedurfte.

Aus diesen Ursachen des Aufstandes der Griechen folgert Hr. de Pradt die Epoche seines Ursprungs. Diese fällt in die Zeit zurück, wo die Eroberungen Rußlands in ihnen die Hoffnung erweckten, daß sie dem Joche der Barbaren sich zu entziehen mit Erfolg versuchen dürften, und wo gleichzeitig mit den Triumphen Katharina's und dem von ihr den Griechen zugesicherten Protectorat „eine harmonische und klangreiche Stimme, (die Voltaire's) welche während eines halben Jahrhunderts die Aufmerksamkeit Europas zu fesseln vermochte, die Befreiung der Griechen in Anspruch nahm und um Rache für sie flehete." Das Gefühl der Inferiorität ihrer Gebieter machte den Griechen ihr Joch immer unerträglicher und dieses Gefühl mußte in entscheidender That sich äußern, als jene Zeit der Revolutionen kam, welche die Welt erschüttern und neu gestalten und in der wir begriffen sind. Sie, von allen Völkern die unglücklichsten, konnten nicht theilnahmlose Zuschauer bei diesem Schauspiele bleiben. Um ihnen aber den Zustand ihrer Erniedrigung vollends unerträglich zu machen, kam noch das Gefühl hinzu, daß sie ihren Unterdrückern an Zahl und Civilisation bei weitem überlegen seyen und so erschien es ihnen unmöglich, länger deren Joch zu ertragen.

Nach diesen Betrachtungen, wirft Hr. de Pradt die Frage auf: wozu es führen möchte, wenn man die Revolution Griechenlands aufhalten wollte? „Zu Nichts, — beantwortet er dieselbe, — die beiden Fälle ausgenommen, daß man die griechische Bevölkerung vertilgte, oder eine Veränderung der Civilisation unter den Griechen oder den Türken bewirkte." Eine öffentliche und so zu sagen gesetzliche Niedermezzelung der Griechen dürften aber die Türken niemals unternehmen, weil Furcht den Trieb der wilden Grausamkeit übersteigen und diesen in eine ohnmächtige Wuth verwandeln würde. Denn nicht nur hätten sie die Verzweifelung der Schlachtopfer, sondern auch die vergeltende Rache des durch deren Geschrei erschütterten Europas zu besorgen. Noch größere Schwierigkeiten würden sich hinsichtlich der Civilisation erheben: denn da die der Griechen ihre Quelle in ihrer Religion und Sitten hat, so müßte man sie gänzlich umschmelzen oder dem Umgange der übrigen Welt entziehen; sie müßten aufhören ein thätiges, geistreiches, Schiffarth und Handel treibendes Volk zu seyn, d. h. man müßte andere Menschen aus ihnen machen, oder sie vertilgen. Sie würden Griechen bleiben, so lange man keine Türken aus ihnen machte.

Bevor nun Hr. de Pradt seine Ansichten über die Politik Europas, hinsichtlich Griechenlands, dessen Revolution er als eine, ihrer Natur nach bleibende Sache demonstrirt, mittheilt, geht er auf die Untersuchung der Fragen ein: 1) „welches ist der Zustand der Politik Europas; 2) welches sind dessen Bedürfnisse; und 3) wozu kann Griechenland ihm dienen?"

Die gegenwärtige Politik Europas leitet der Verfasser ab, als das Resultat der Verhandlungen des Congresses zu Wien. In der frühern Theilung Polens sey das Prinzip der neuerlichen Theilung Europas zu suchen. Frankreich, gesteht Hr. de Pradt mit Schmerz, liege ausserhalb der Politik Europas, und Spanien und Portugall wurde durch dasselbe, noch mehr als durch die Pyrenäen, von dem übrigen Welttheil geschieden. Und so sey es denn auch gekommen, daß die ganze Politik Europas innerhalb der drei nordischen Höfe, unter der Suprematie Rußlands, sich zusammengedrängt befinde. Anders würde es seyn, wenn die Kräfte Frankreichs, Portugalls, Spaniens sich nicht auf Abwegen verirrten, die sie der europäischen Association ganz unnütz machen. Würde gegentheils diese Masse von Kräften zum allgemeinen Nutzen verwandt, so würden die mittelbaren Staaten des Continents und Deutschlands (?), eilen sich ihr anzuschließen. England selbst, den neuern Bedürfnissen Europas nachgebend, würde sich Frankreich nähern. Hätte nun ein besseres System Italien die freie Verfügung über seine Kräfte gelassen, so wäre die Waagschale der europäischen Macht auf den Süden Europas übergegangen, der jetzt ganz davon ausgeschlossen ist, nicht etwa durch die Natur der Dinge und aus Mangel an Stoff, sondern durch die Art, wie dieser zugeschnitzt worden.

Von diesen thatsächlichen Grundursachen ausgehend geht der Verfasser auf die Frage selbst ein. Das Princip des von ihm angedeuteten Uebels findet er in dem Misverhältniß unter den Staaten Europas, wovon die Einen unverhältnißmäßig groß zu den Andern sind; und, in der zu großen Anzahl kleiner Staaten, die von der allgemeinen Kraft einen sehr bedeutenden Abzug bilden und dadurch einen Verlust an Kräften verursachen, den er, die ganze Bevölkerung des Welttheils zu 160 Millionen gerechnet, auf ein Viertel derselben annimmt. Die Bedürfnisse Europas sind demnach: 1) größere Staaten und 2) Erweiterung der Civilisation.

Durch die vielen kleinen Staaten verliere Europas Politik nicht nur die Mitwirkung jenes vierten Theils seiner Bevölkerung, sondern dieser Theil selbst büße an individueller Befähigung ein, da die Geringfügigkeit der politischen Interessen auch auf die moralische Beschaffenheit der Menschen nachtheilig einwirkt und sie verkleinert. Unter dieser Beziehung wären die kleinen Staaten der Menschheit nicht minder, als der Politik verderblich.

Das zweite Bedürfniß ist eine Folge unserer eigenen Civilisation, die ein weiteres Feld für die Mittheilung unserer wissenschaftlichen Bildung und neue Absatzwege für die Erzeugnisse unserer Industrie verlangt. „So kommt, heißt es S. 57, die Revolution Americas Europa recht zeitig zu Hülfe; sie bietet ihm unermeßliche und stets zunehmende Absatzwege dar, die der Arbeit seiner werkthätigen Arme lange Unterhalt und den unruhigen Geistern von ihnen auszufüllende Stellen gewähren wird." Allein die nicht civilisirte Welt dient dem andern Theile zu nichts, weil sie keine Verzehrer liefert, die den Preis jener Erzeugnisse durch Gegenwerthe bezahlen können, die Empfänglichkeit für Wissenschaft und Künste haben. Daher hat denn dieser Theil das höchste Interesse, die Grenzen der Civilisation zu erweitern, um nicht am Ende unter der Last der seinigen zu erliegen, die eine verhältnißmäßige Erweiterung des Kreises fordert, wie sie für ihre Früchte Abnehmer findet, soll sie nicht stille stehen, oder wohl gar Rückschritte machen.

Auf diese Grundsätze stützt der Verfasser die Prüfung des relativen Nutzens, den die Türkei und Griechenland dem übrigen Europa gewähren. Als Resultat derselben ergibt sich, daß das politische Leben, — oder vielmehr, nach Hrn. de Pradt's Ausdruck, der politische Tod — der Osmanen der europäischen Staatsgesellschaft gar keinen Vortheil gewähre, weil sie alle christlichen Mächte, schon um der Religion willen, als ihre Feinde betrachten und weil die ihnen eigene Ruheliebe es ihnen nicht gestattet mit dem übrigen Europa in diplomatische Beziehungen zu treten. „Jene durch Religion, Sitten und Sprache bewirkte Absonderung, — heißt es S. 64, — macht, daß für die Türken die Welt mit der Türkei ein Ende hat."

Eben so wenig gewährt jenes Volk der Industrie Europas den mindesten Nutzen, weil es deren Erzeugnisse nicht begehrt, noch bezahlen kann. Des Türken Mäßigkeit macht ihnen jede Entbehrung leicht und seine Armuth, eine Folge seiner Indolenz, raubt ihm die Mittel zu einem wechselseitigen Verkehr.

Ganz anders verhält es sich mit den Griechen. Durch Religion und Sitten gleichen sie den übrigen Europäern und sind demnach vollkommen befähigt, zu ihnen in politische Verhältnisse zu treten. Eben so verhält es sich mit dem Handel, dem Reichthum und allen Mitteln, um Europa Absatzwege darzubieten, die mit der Türkei dem Welttheil immer fehlen werden. Bei dem levantischen Handel ist der den Griechen zukommende Theil bei weitem beträchtlicher, als der, den die Türken daran nehmen, obwohl er nach letztern die Benennung führt.

Hr. de Pradt zieht nun aus den gegebenen Erörterungen die wichtige Schlußfolgerung, daß um der russischen Präponderanz, der Oesterreich und England nicht gewachsen sind, sich wirksam widersetzen zu können, es eines erklecklichen Gegengewichts bedürfe; daß die Türkei dieses in keinerlei Hinsicht darbiete und daß demnach die Existenz eines neuen und kräftigen Staats an deren Stelle nothwendig sey. Hierzu gebe nun der Aufstand der Griechen die willkommenste Gelegenheit und dieser komme so zur gelegenen Zeit, „daß, wenn er nicht wirklich schon vorhanden, man ihn erfinden müsse." Allein damit das neue Griechenreich seinen Zweck vollständig erfülle, habe dasselbe große Vorschritte zu machen; es müsse die ganze europäische Türkei von der Spitze Moreas bis an die Ufer der Donau befassen.

Dieses Resultat des Unternehmens der Griechen herbeizuführen und zu beschleunigen liege eben sowohl im politischen Interesse Oesterreichs, wie Englands. „England kann Rußland weder unmittelbar erreichen, noch von demselben erreicht werden; es vermag jenes nur durch eines Andern Hand; und diese Hand muß es bezahlen; darauf beschränkt sich Englands Macht." Oesterreich muß Alles daran gelegen seyn, in seiner Nachbarschaft eine Hülfsmacht zu haben, die dem furchtbaren Rußland das Gegengewicht halten kann. Die Türken vermögen dies nimmer; seit lange schon sind sie aus dieser Stelle getreten und, bei der Fortdauer ihres Reichs, kann Rußlands Macht durch dessen Verfall nur wachsen. — Den kommerziellen Interessen würde das neue Griechenreich nicht minder entsprechen, wie den politischen. „Ein großer europäischer Staat, an der Stelle gegründet, wo gegenwärtig ein Theil des Skelets der ottomanischen Macht vegetirt, wird dem allgemeinen Handel Europas, dem Englands besondere, weit reichlichere Absatzwege darbieten, als dies ein auf Türkisch verwaltetes Land vermag."

Im 10. und 11. Capitel stellt Hr. de Pradt das Benehmen der Regierungen mit der öffentlichen Meinung Europas in Gegensatz. Letztere habe noch nie für eine Sache so bestimmt sich ausgesprochen, als für die der Griechen. Die Motive dieser Gesinnung findet der Verfasser eines Theils in einem gewissen natürlichen Instinct, der den Menschen antreibt, sich des Unterdrückten anzunehmen, andern Theils in der Vernunft, die den Kampf der Griechen, als einen gerechten anerkennt. „Griechenland, sagt er, fordert sein Erbtheil von den wilden Horden zurück, die seit Jahrhunderten es dessen beraubt haben. Jeder fühlt sich dabei verletzt, geht bei sich zu Rathe und fragt sich, was in seinem ganzen Wesen er mit den Griechen oder Türken Uebereinstimmendes habe; ob der Unterricht, der seinen Geist gebildet hat, ob die Künste, die seine Wohnung schmücken und die einen Theil seiner Lebenswonne ausmachen, auf dem Boden Griechenlands oder der Türkei entsprossen sind; ob es Früchte sind, gebauet von der Hand der Bewohner Athens oder der wilden Krieger, die der Kaukasus über Griechenland ausspie. Die Erziehung bildet Bande zwischen Lehrer und Schüler. Diejenigen, die das geistige Leben geben, sind unsere zweiten Väter, deren Fürsorge mit Liebe und Ehrfurcht bezahlt werden muß. Griechenland ist in Besitz dieser ruhmvollen Stelle hinsichtlich Europas, dessen Lehrerin es war und von der Türkei weiß man nichts, daß sie den Welttheil gelehrt hätte."

Im 12. Capitel erörtert Hr. de Pradt Rußlands Verhältnisse zu Griechenland mit eben so viel Unparteilichkeit, als Scharfsinn. Rußland, meint derselbe, ist weder Griechenlands Freund noch Feind. Weit entfernt dessen Aufstand zu ermuntern, hat es ihn als „eine Folge derjenigen verbrecherischen Machinationen bezeichnet, welche die Ruhe des Westen von Europa gestört haben." Nur eine kleinliche und gemeine Politik stellt Rußland dar, als bereit Konstantinopel zu verschlingen. Dieser Gesichtspunct ist zugleich falsch und schwach.

Rußlands Absichten sind zweifacher Art: insofern sie die

Türkei betreffen, verlangt es die Erfüllung der bestehenden Tractaten; und hinsichtlich der Griechen, will es dem gegen sie gerichteten Wüthen Einhalt thun, allein ohne ihre Insurrection zu unterstützen. — Ein wahrer Grund des Krieges ist eigentlich nicht verhanden und man würde gar nicht davon reden hören, wenn von beiden Seiten man in jenen Zeiten der Ruhe lebte, geeignet um wohlwollende Gesinnungen zu unterhalten. Allein Türken und Russen wollen den Krieg.

Hier bietet sich dem Verfasser die erste natürliche Frage dar, bis wie weit Rußland seine Eroberungen ohne Gefahr für Europa ausdehnen könne? Bis zur Donau, antwortet er darauf; denn dies sey die natürliche Grenze Rußlands; die Erwerbung der Moldau und Wallachei werde dessen Macht eben so wenig wesentlich vergrößern, als einige tausend Franken mehr das Vermögen eines Reichen; doch wäre Theilung jener Provinzen zwischen Oesterreich und Rußland besser, obwohl deren Vereinigung unter russischem Scepter in der Waagschale des europäischen Gleichgewichts keinen Ausschlag geben könne. Anders wäre es freilich, wenn Rußland sich Konstantinopels bemächtigte; dann müsse die Sturmglocke über ganz Europa ertönen. Immerhin möge Rußland seine Waffen gegen Kleinasien richten, allein dann müsse es, um sich einige Sicherheit zu verschaffen, wenigstens bis zum Taurus gehen.

Wenn nun gleich, sagt Hr. de Pradt im letzten Capitel, Rußland, so wenig wie Persien, die Revolution Griechenlands unmittelbar im Auge haben, so muß deren Dazwischenkunft nicht minder ihr Gelingen befördern. Die Griechen werden allerdings daraus Nutzen ziehen; allein man bietet ihnen keine Hülfsleistung dar; und dieser Unterschied ist wesentlich.

Aus dem Erfolge, womit andere, der griechischen Insurrection ähnliche Unternehmungen gekrönt worden sind, zieht der Verfasser den Schluß, daß auch ihr derselbe nicht fehlen könne. Denn auch hier sind die Bedingungen gegeben, welche sonst wo jene Resultate herbeigeführt haben. Sie betreffen: 1) „die Eigenschaft derer, welche Theil daran nehmen und das Ziel nach dem sie streben; 2) die Zeit.“... „Griechenlands Insurrection ist der Aufstand eines ganzen zahlreichen Volks, das die Erreichung eines deutlichen, leicht erkennbaren Zwecks, der für dasselbe vom höchsten Interesse ist, sich vorsetzt.“.... 3) „Es hat die Zeit gehabt; diese große Beherrscherin ist ihm günstig; wenn es mit den Gewohnheiten der Türken übereingestimmt hätte, oder es ihnen möglich gewesen wäre, sich im Angriff zu beeilen, so hätten sie jenen Aufstand in seiner Wiege ersticken können; allein in dieser Wiege ruhete ein Herkules. Er hat sie verlassen, er genießt seine volle Stärke, er hat seine Waffen ergriffen; er konnte angegriffen werden; gegenwärtig greift er an; ihn zu bezwingen ist den Türken nicht mehr möglich.“

Die Gefahren, welche demnach Griechenland in seiner jetzigen Stellung zu beachten hat und zu umgehen suchen muß, liegen allein in der Zwietracht, deren Elemente in seinem eignen Busen ruhen. Denn, gewöhnt an gleiche Sclaverei, kann viel Eifersucht hinsichtlich der Macht unter den Griechen sich erheben. Von jeher waren sie in kleine Völkerschaften abgetrennt und noch jetzt bestehen dieselben. Die gemeinsame Kraft muß aber aus diesen zerstreuten Kräften sich bilden und in einen Mittelpunct sich vereinigen, der allen diesen Theilen den Anstoß gibt.

Auf den letzten Seiten zieht Hr. de Pradt diejenige Regierungsform in Betrachtung, die für den neuen Griechenstaat die angemessenste wäre. Republiken, sagt derselbe, werden von den Monarchien Europas nicht gern gesehen. Nur widerwillig betrachten sie die, welche in America gestiftet worden sind, deren Daseyn zu verhindern, die Entfernung unmöglich macht. Ganz anders aber wäre es, wenn eine griechische Republik sich an der Seite dieser Monarchien erhöbe. Daher muß Griechenland die Vortheile und Mängel der verschiedenen Regierungsformen wohl abwägen, bevor es zu einer Wahl sich entscheidet. Allein hierüber spricht Hr. de Pradt sich selbst nicht weiter aus und sein Buch schließt mit folgendem Resumé: „Das eigentliche Griechenland ist der Politik und Civilisation Europas unnütz. Griechenland mit der europäischen Türkei vereinigt ist der Politik und Civilisation Europas im höchsten Grade nützlich. Griechenland werde frei oder vertilgt, so darf Rußland die Donau nicht überschreiten; setzt es einen Fuß jenseits dieses Flusses, so wird es bis zur Spitze Griechenlands vorschreiten und das mittelländische Meer russisch werden. Hierin liegt das ganze Problem Griechenlands.“

Wenn Recensent sich aller kritisirenden Bemerkungen zu vorstehender Analyse enthalten hat, so huldigte derselbe dadurch stillschweigend der Richtigkeit der Ansichten seines Autors in allen wesentlichen Puncten. Hr. de Pradt's Darstellung ist klar und erschöpft den Gegenstand größtentheils in so weit, als der beschränkte Raum der Schrift es gestattete. Hin und wieder sind freilich Lücken bemerkbar, welche auszufüllen vielleicht die Zartheit, welche die Behandlung erforderte, dem Verfasser nicht erlaubt haben mag. Solche zu ergänzen kann aber Berichterstatter noch weniger wagen, weil eben dieselben Ursachen, die er jenem unterstellt, es ihm noch mehr verbieten.

53.

Auswahl beliebter Dichtungen für jede Stimmung des Gemüths. Mit einer Musikbeilage. Annaberg bei Hasper.

Bei Sammlungen der Art ist es unstreitig ein Verdienst, keine allgemeinen bekrönten und berühmten Gedichte von Meistern ersten Ranges aufzunehmen, sondern denen einen Platz zu gönnen, die außerdem leichtlich der Vergessenheit übergeben werden könnten, oder in Taschenbüchern und Journale, wohin sie verschlagen, unbemerkt blieben, so sehr sie auch durch Gemüthlichkeit, poetisches Gefühl, geistreiche Gedanken, originelle Wendungen oder witzige Einfälle eine lange Lebensdauer, ein würdigendes Anerkennen verdienten. In dem ersten Erforderniß begegnen sich die Wünsche des Referenten mit der Auswahl des Herausgebers, und was die Gedichte betrifft, die auf dem Gemüth, der Betrachtung beruhen, so ist kein schwaches aufgenommen, ja einige davon, wie Heimweh v. Agnes Franz, Ich bin allein von Amalie Schoppe, des Mädchens Sehnsucht von B. Gebauer, Geistesfrühling v. Friederike Susan(?), Glaubenstreue v. Kreutzler, Frühlingsliedchen und mein Reichthum v. Theophanie und Ich will vertrauen von Helmina v. Chezy können sich den besten der Gattung anschließen.

Es fehlt viel, daß die scherzhaften und witzigen so gut in ihrer Art wären, wie jene; launig und heiter sind blos die v. Th. Hell, munter die von Richard Roos, in leidiger Uebereinstimmung die von Hohlfeld, geziert die Epigramme und das Lied von der Nase von W. Sehring, unbedeutend die Mehrzahl der übrigen.

Im ganzen sind der Gedichte 106, unter denen man in ernster und dem Gefühl sich hingebender Stimmung manches befriedigende finden wird.

19.

Striche zur Charakteristik deutscher Schriftsteller.

Aus den Papieren einer jungen Dame.

I.

E. T. A. Hoffmann, k. preuß. Kammergerichtsrath. *)

Auf eine ganz eigene Weise anziehend habe ich, was ich bis jetzt von ihm las, gefunden, und frage ich mich, wodurch, so ist's doch das wunderbare Gemisch von Wirklichkeit und Unwirklichkeit, von Möglichkeit und Unmöglichkeit, die in allen jenen Stücken so eng mit einander verbunden sind, daß es zu schwer wird, mit Klarheit sie von einander zu scheiden, wodurch die Gespanntheit des Lesers fortdauert. In jeder seiner Erzählungen ist, bald sichtbarer, bald versteckter, ein Band, welches das wirkliche Leben mit einer Geisterwelt verknüpft; alles ist immer in Allegorien gehüllt, die zwar geistreich durchgeführt werden, aber auch nur zu oft in so wunderlichen und abenteuerlichen Gebilden und Fantasien sich erschopfen, daß dem Leser vor all' dem tollen Zeuge der Kopf schwindelt. So bei der Prinzessin Brambilla, bei manchem aus den Serapionsbrüdern, und bei dem goldenen Topfe, einem der Fantasiestücke, das ich fast für kein Mährchen möchte gelten lassen, da es ja nur, wie die Prinzessin Brambilla, ein einfacher, durch fantastische Allegorien aufgeputzter Gedanke ist: „das Leben in der Poesie;" wie jenes, „den Humor" darstellend. Lieber habe ich ihn in seinen einfachen Erzählungen (wenn Hoffmann je ganz einfach seyn kann) von Meister Martin mit seinen Gesellen und der holden Tochter Rosa. Sehr gern las ich auch die Erzählung von der Scuderi, in die gleichwohl das grausige Wesen des Cardillac wie eine unheimliche Wolke hineinschattet; oder die heiter gemüthliche Erzählung: die drei Freunde, oder die wehmüthig anziehende die Kupfergrube in Falun, obwohl auch hier wieder der Bergkobold eigentlich den Faden knüpft. Doch ist es keineswegs das Alterthümlich-Fantastische, ja Caricaturmäßige, in seinen Schriften, was in ihnen meist so schaurig und doch so unendlich anziehend wirkt; und jene kleinen Kobolde, die, wie er selbst oder ein Anderer sagt, ihm während des Schreibens auf der Schulter sitzen und in's Blatt hineingucken und in die Ohren zischeln, können mit ihrem neckischen wunderlichen Wesen oft nur ein neugieriges Lächeln, wo denn das hinaus will, oder, wollen sie gar nicht weichen, am Ende Langeweile verursachen. Dahingegen gibt es Dinge, deren Möglichkeit oder Wirklichkeit niemand geradezu bejahen, niemand geradezu verneinen kann, und diese Ungewißheit über sie weckt eben das, dem Menschen schon natürliche, Schauergefühl: denn niemanden ist es noch gelungen, den dunkeln Vorhang, der die Geisterwelt birgt, zurückzuschlagen, und so bleibt eine Unzahl von Möglichkeiten, die alle eine Saite in der Seele des Menschen finden, auf der sie forttönen können. Und hier ist denn auch das Feld für alles mir Schaurige und eben, weil es den Vorhang zu lüften scheint, unendlich Interessante in Hoffmann's Erzählungen; sey dies nun in Hinsicht des Magnetismus und der ihm verwandten Kräfte der Natur, oder auch selbst nur, wenn er von Musik spricht (s. z. B. die Kreisleriana), und den Tönen eine ganz eigne wundervolle Verkörperung gibt, die ich übrigens auch begreife, da mir selbst manchmal Ahnungen solcher Einfälle kommen. Denn ist nicht jeder unsrer Sinne mit dem andern verwandt, und sucht sich nicht der eine aus dem andern seine Vorstellung zu ergänzen und zu ründen? So sind sich Geruch und Geschmack sehr nahe; aber auch die andern gehören sich einander: und nennt nicht wohl selbst irgendwo ein geistreicher Mann das Gehör das Auge des Innern? Manches Herrliche und Tiefe sagt Hoffmann überhaupt über Musik. Doch kann ich ihm auch nicht unbedingt in Allem beipflichten. So z. B. in seinen vielen witzig beißenden Ausfällen über das Musikmachen der — nun der Nichtvirtuosen, das Klimpern in den geistig niedrigen Ständen. Mir scheint jedes noch so mangelhafte Streben hierin achtungswerth, sofern es nicht Streben nach Ostentation, sondern nach dem Heiligen der Kunst selbst ist. Mich freut es, wenn selbst der Bauerjunge nach vollendetem Tagewerk Erholung darin findet, auf seiner Weidenpfeife sich ein Stückchen vorzublasen, und ich finde es liebenswürdig, daß die Tochter ohne Talent ihre paar Liedchen zum tausendsten Male vorträgt, um die Stirn der Vaters zu entfalten. Ja, ich stehe mit Hoffmann völlig im Gegensatz, wenn, wie er nicht übel Lust zu haben scheint, er alle Klaviere, Singstimmen, und wodurch nur die hohe heilige Kunst entheiligt werden kann, aus allen Familien, in denen sie es wird, verbannen und dagegen nur den Geweihten, den wenigen Auserlesenen, das ganze herrliche Feld überlassen möchte. Ich stehe völlig mit ihm im Gegensatze, indem ich vielleicht, wenn eine Wahl wäre, für eben diesen großen Haufen von Nichtkennern und Nichtgeweihten entschiede, und ihnen ihre Freude und mangelhaften Sinn lassen würde: denn bildet, erheitert, mildert nicht die Musik, und erhebt sie uns nicht am rein geistigsten von allen Künsten über uns selbst? Und das thut selbst die mangelhafte. Aber freilich, die Wahl ist noch schwer, wenn ich mir die ganze höhere Stufe der Musik wegdenken, und sie nur zu einem nützlichen erheiternden Hausmittelchen machen soll.

Hoffmann beweist durch seine Schriften eine ungemeine Genialität. Demohngeachtet scheint es mir aber auch, als habe er nur einen gewissen Cyklus, in dem seine Bilder, Ideen und Gefühle sich herumbewegten und auf diese Weise auch oft begegneten, so daß ich mir, nachdem ich einiges von ihm gelesen, wohl getraute ihn und seine Art *) unter vielen immer wieder zu erkennen. Sehr ähnlich werden sich durch gleiche Wahl des Gegenstandes der Magnetiseur aus den Fantasiestücken und eine Familienbegebenheit derselben Art aus den Serapionsbrüdern, ich glaube der Graf betitelt; und ebenso erinnert der Major aus demselben Stück

einmal Geschmack finden, etwas ausrichten werden? Je mehr man dies bezweifeln muß, je mehr muß man wünschen, daß Waffen wirksamerer Art, die der Censur, dagegen in Anwendung kommen möchten. Oder verdienen diese Erbärmlichkeiten, auch wenn sie die Censur auf einem oder dem andern Schleichwege zu täuschen suchen sollten, die strenge Aufsicht und das Verdammungsurtheil derselben und der literarischen Polizei nicht wenigstens eben so gut, als so viele auf das nachdrücklichste verfolgte politische Schriften? Ist es consequent, wenn gerade Schädlichkeiten und Schändlichkeiten dieser Gattung ungehindert verbreitet werden können? Ein mal durch die Censur gehemmt und eingezwängt, sollten Literatur und Publicum auch ihre relativen Vortheile erfahren, und wenn der literarische Bannstrahl ein mal geschleudert werden soll: so treffe er vor allen Schriften, welche, ein Gewebe von Persönlichkeiten und Klätschereien, den Besseren Ekel erregen, für Leichtsinnige und Urtheilslose aber eine sehr schädliche Speise sind. A. d. R.

*) Hoffmann ist bekanntlich seitdem (am 25sten Juni d. J.) gestorben, und das obige Urtheil zu einem ernsten Todtengerichte nicht bestimmt gewesen. An Stimmen, die ein solches zu bilden unternehmen, wird es gewiß nicht fehlen, und die eigentliche poetische Kritik wird hier nicht minder zu vernehmen seyn, als das strenge und höhere Sittlichkeitsgefühl, ohne welches ein vollständiges Urtheil über Hoffmann, als einen Schriftsteller, der die Zeit in ihren krankhaften Extremen oft tiefer berührt hat, als sie es selbst wußte, nicht gebildet werden kann. Indeß geben auch die obigen Striche schon manches zu denken. A. d. R.

*) Wir würden lieber sagen, seine Manier. Denn das, was nicht Manier ist, woran man einen Dichter erkennt, ist seine Eigenthümlichkeit und zu dem Höchsten zu rechnen, was er zu geben vermag. A. d. R.

an den Major O'Malley in den in einen Almanach von 1822 eingerückten Elementargeistern durch gleich finstres geheimnißvolles Wesen, zugleich beide als Doppelgänger erscheinend. Worin er sich aber eigentlich wiederholt, ist, wie gesagt, diese überall durchgeführte Verbindung, dieses Eingreifen einer Geisterwelt in die Körperwelt in den mannigfaltigsten Abschattungen; oder vielmehr, es ist der Faden, den er immer weiter fortspinnt, weil er an und für sich unendlich ist, und an den alles Erzählte gereiht und mit einander verbunden ist.

Sein von ihm selbst radirtes Portrait vor den Fantasiestücken in Callot's Manier mag wohl ähnlich seyn. *) Es zeigt den Mann von Kraft und Feinheit und besonders der Fantasie, verbunden dies alles durch geistreiche leise Ironie. Sein Blick ist, als erzählte er eben eine jener Schauergeschichten. 113.

De la Révolution piémontaise. Seconde édition. Paris. 1822.

(Beschluß aus No. 162.)

Die Verschwornen wollten ihren Plan jetzt völlig aufgeben, aber dieser Entschluß wurde ihren Verbündeten an andern Orten des Königreichs zu spät bekannt. Die Revolution brach zu Alessandria aus, bald auch zu Turin. Der König Victor Emanuel unterzeichnete seine Entsagung und ernannte den Prinzen von Carignan zum Regenten. „O verhängnißvolle Nacht des 13ten März 1821! ruft der Verf. hierbei aus, Nacht, welche unsere theuersten Hoffnungen wie einen Traum zerstörte! Piemont konnte kein größeres Unglück erfahren." Der Prinz v. Carignan wollte die Befehle des neuen Königs, Karl Felix abwarten, aber er konnte dies nicht mehr, er war genöthigt die spanische Verfassung zu proclamiren und zu beschwören. Die Revolution war gemacht, es kam darauf an, sie zu vertheidigen. „Seine Regentschaft, welche acht Tage währte, bereitete durch eine verderbliche Unthätigkeit und falsche Maßregeln das Unglück des Vaterlandes vor." Das Ministerium war unvollständig, die Junta furchtsam. Der erste Schritt der constitutionellen Regierung hätte eine Kriegeserklärung gegen Oesterreich seyn müssen, welche nicht erfolgte, und eben so wenig wurden die Wahlversammlungen zusammen berufen. Unterdeß waren die Häupter der Revolution zu Alessandria. Erst als man dort erfuhr, wie schwankend und ungewiß die Schritte des Ministeriums seyen, wie bestürzt die öffentliche Meinung, wie verlegen der Regent, begab sich Santa Rosa nach Turin. Er wurde Kriegsminister, zugleich aber verließ der Prinz von Carignan jetzt heimlich die Hauptstadt. Nun schien der Sturz der constitutionellen Regierung gewiß zu seyn; Muthlosigkeit ergriff die Gemüther. Es war die größte Gefahr, daß Anarchie hereinbreche, und die Junta mußte die Zügel der Regierung noch in den Händen behalten. Unter diesen Umständen gab ein Regiment Dragoner, welches die antiliberale Armee von Novarra verließ, und zu den Liberalen überging, dem Kriegsminister neuen Muth. Er gab Befehle zu militairischen Bewegungen, welche alle disponiblen Truppen an den Grenzen der Lombardei versammeln sollten, um angriffsweise zu verfahren. Aber diese Befehle blieben großentheils unvollzogen, und einige Generale, auf die Santa Rosa gerechnet hatte, begaben sich zum Haupte jenes gegen die Revolution versammelten Heeres, dem Grafen La Tour, während der Prinz von Carignan wie ein Flüchtling bei dem österreichischen General Bubna erschien. Die Revolution welche am 23sten März unter dem Volke von Genua ausbrach, dessen Bewohnern der Verf. die größten Lobsprüche ertheilt †), konnte nicht von bedeutender Wirkung seyn, und der Muth, welchen sie auf kurze Zeit der Junta eingeflößt hatte, machte auch der allgemeinsten Bestürzung Platz, als die Nachrichten von der gänzlichen Besiegung der Neapolitaner einliefen.

Um diese Zeit machte der russische Gesandte zu Turin, Graf Mocenigo, den Häuptern der Liberalen Anerbietungen zu friedlichen Unterhandlungen, jedoch nicht in Namen seines Kaisers. Die Hauptpuncte waren, daß die Oesterreicher keinen Fuß auf piemontesischen Boden setzen sollten, und die Ertheilung einer gänzlichen Amnestie; indeß gab er auch für die Bewilligung von verfassungsmäßigen Einrichtungen Hoffnung *). Die Junta nahm diese Dazwischenkunft an; an die Häupter der Revolution in Alessandria geschah eine Mittheilung, wo jedoch Volk und Heer nur von der spanischen Constitution hören wollten. Die Häupter indeß wiesen den Antrag nicht zurück, aber über die Art wie sie antworteten, drückt der Verf. sich nicht deutlich aus.

Obschon die Nachrichten aus Neapel, die drohenden Erklärungen des Königs Karl Felix, und die Flucht des Prinzen von Carignan lauter Umstände waren, welche die Zuversicht derer, die der unumschränkten Monarchie ergeben waren, ungemein erhöhen mußten; obschon es dem Gouverneur von Savoyen leicht gelang, in dieser Provinz die Gegenrevolution zu machen; so ereigneten sich doch mehrere Umstände, die den General La Tour von seinem ersten Vorsatze, die Liberalen mit seinen eignen Kräften zu bekämpfen, zurück brachten. Denn der Gouverneur von Nizza, so anticonstitutionell er auch gesinnt war, wollte ihm doch die verlangten Truppen nicht überlassen, und als die Division von Coni ihren Befehlshaber in Begriff sah, sich an die Armee von Novarra anzuschließen, gingen die Soldaten größtentheils in ihre Heimath. Dagegen kam ein Regiment aus Savoyen nach Turin, und setzte dadurch die dortigen Befehlshaber in den Stand, denjenigen Theil der Besatzung zu verjagen, welcher mit dem Grafen La Tour im Einverständniß war. Daher glaubte dieser nunmehr, nur durch österreichische Hülfe seinen Zweck erreichen zu können.

Andererseits fehlte es der Junta zu Turin seit der Abreise des Regenten an jeder constitutionellen Berechtigung. Den Ansichten des Verf. zufolge, hätte sie den König Karl Felix als in fremder Gewalt befindlich erklären, daher eine Regentschaft ernennen, und die Wahlversammlungen zusammen rufen müssen. Dazu aber konnte sie sich nicht entschließen, und der Kriegsminister hielt einen Marsch auf Novarra für das einzige Mittel der Rettung aus dieser üblen Lage. Er entschloß sich dazu, obschon die Macht, die ihm zu Gebote stand, der des Grafen La Tour, welcher 7—8000 Mann befehligte, und außerdem auf die Savoyischen Truppen rechnen konnte, nicht gleich kam. Was er von diesem Schritte hoffte, war, daß die Armee von Novarra, großentheils liberal gesinnt, den Bürgerkrieg verabscheuen, und zu dem Heere seiner Partei übergehen würde. Er stützt diese Vermuthung auf die geringe Zuversicht, welche der Graf La Tour zu seinem Heere gehabt haben muß, weil er sonst nicht bei der Annäherung der Liberalen Vercelli verlassen haben würde, da er stärker war, als sie. Auf die Einwendung, daß ein solcher Schritt zu den angefangenen Unterhandlungen mit dem Grafen Mocenigo nicht paßte, anwortet der Verf., daß das Land gerade von dem glücklichen Ausgange dieser Unternehmung, und von diesem allein angemessene Bedingungen erwarten konnte. — Aber der Tag von Novarra endete alle Hoffnungen seiner Partei.

Der Verf. schließt seine Schrift mit Aufforderungen und Prophezeihungen, die wir ihm nicht nachschreiben können.

94.

---

*) Ist es aber doch nicht eben. A. d. R.

†) Jamais peuple ne montra une attitude digne de plus de confiance.

*) Il donnait en même temps l'espérance de la concession d'un statut qui garantirait les intérêts de la société.

sung welche sich bekanntlich von der englischen nicht sehr unterscheidet in einem Anhang zu seiner Schrift vollständig mit, und hebt ihre Vorzüge heraus. Er macht auf die Vortheile aufmerksam, welche für Neapel aus der Annahme derselben erwachsen seyn würden. Der blutige Streit mit Sicilien wäre vermieden worden; Neapel hätte mit Wahrscheinlichkeit auf den Beifall Englands und Frankreichs rechnen können, deren bürgerlichen Institutionen es sich dann so sehr genähert hätte. Ja er zeigt den einzigen Grund, welchen die Neapolitaner anführen konnten, um ihre Abneigung gegen diese Verfassung zu rechtfertigen, die Furcht nämlich vor der überwiegenden Aristokratie, in seiner Nichtigkeit, indem ein Adel, der ähnliche Besorgnisse wie der französische einflößen könne, in Italien gar nicht existire. Hierüber aber waren unter den piemontesischen Liberalen die Meinungen getheilt, allein diejenigen welche für eine größere Annäherung an das monarchische Princip stimmten, unter welchen der Verf. wie er andeutet, sich selbst befand, gaben den übrigen nach, um die so nothwendige Eintracht nicht zu stören. Ohne Zweifel aber hat, wenn sich dies wirklich so verhält, die vernünftige Partei den Andersgesinnten ein viel zu großes Opfer gebracht; und der besonnene Beobachter sieht auch hierin einen Beweis, daß die verderbliche Absicht, welche, wie gut sie es auch mit ihren Mitbürgern und deren Wohlergehen meinen mögen, in einer politischen Modetheorie der Zeit, aus dürren Abstractionen entstanden, die Quelle und die einzige Quelle aller Glückseligkeit erblickt, auch an der Bewegung in Piemont mehr Antheil gehabt hat, als das Bestreben, die bürgerliche Freiheit auf einen Grund zu errichten, dessen Bau schwieriger und zeitraubender ist, der aber auch unendlich fester steht, auf den Grund von Einrichtungen nämlich, welche aus den eigenthümlichen Bedürfnissen und der eigenthümlichen Natur des Landes wie des Volkes hervorgehen, und eben dadurch der zu errichtenden Freiheit wahres Leben geben können.

Auch durch die Einmischung der äußern Verhältnisse hat der Verfasser nach unserer Ansicht, den Standpunct nicht wenig verrückt. Eingeklemmt zwischen zwei große Mächte, sagt er, habe der König von Sardinien nur die Wahl gehabt, ein Vasall Oesterreichs zu seyn, oder die Krone von Italien (worunter der Verf. immer nur Oberitalien versteht) auf sein Haupt zu setzen, und diesem Lande endlich die Unabhängigkeit von fremder Herrschaft zu geben. Dazu habe der italienische Patriotismus, dazu die offenbaren Gesinnungen der Lombarden gegen Oesterreich eingeladen. Dieses auf die österreichschen Besitzungen in Italien gerichtete Vorhaben wird überall mit der piemontesischen Staatsumwälzung in genaue Verbindung gebracht. Allein eben dadurch muß man von dieser ganz andere Ansichten gewinnen; sie erhält andere Bewegungsgründe als die, welche das Innere des sardinischen Staats betreffen und aus dem Verhältniß zwischen der Regierung und den Regierten abgeleitet werden können. Es ist dann nicht mehr der gefühlte Mangel politischer Institutionen, nicht mehr die schlechte Verwaltung, welche die piemontesischen Liberalen in Bewegung setzt. Wie großen Anlaß zu Beschwerden auch die Regierung in der Lombardei und in Venedig gegeben haben mag: die Piemonteser konnten den Druck, unter welchem ihre italienischen Brüder lebten, beseufzen, aber sie durften sich nicht thätig in ihre Angelegenheiten mischen, welches auf die Reinheit ihrer Absichten nothwendig einen Schatten werfen muß. Wie anders stehen sie da in der Geschichte, jene unsterblichen Schweizer, die, als sie die Freiheit ihres Vaterlandes gründeten, kein Habsburgisches Erbe antasteten. Indem sie die piemontesischen Liberalen Aeußeres zu gewinnen trachten, verlieren sie an innerer Haltung, und rufen ganz andere Kräfte gegen sich in die Schranken. Sie erklären sich gegen Europa, insofern dieses für den auf den Wiener Congreß festgestellten Besitzstand Gewähr geleistet hat. Indem der Verf. uns die sardinische Revolution als bereit und entschlossen zeigt, die Lombardei mit in ihre Strudel zu ziehen, hat er offenbar denjenigen seiner Partei, welche gegen Oesterreichs Recht sich in die innern Angelegenheiten anderer italienischen Staaten zu mischen, gesprochen haben, einen schlechten Dienst geleistet, denn hier ist factisch erwiesen, was Oesterreich schon in den frühern Plänen dieser Partei für seine eigenen Staaten zu fürchten hatte, wenn es nicht zuvor kam.

Wir kommen auf den Gang der Begebenheiten zurück, und heben aus dem, was der Verf. über die Thatsachen und in seinem Sinne über die Motive derselben und über die der handelnden Personen sagt, Folgendes heraus.

Der Studententumult vom 12ten Jan. 1821 war der Revolution fremd, und wurde von keiner politischen Absicht herbeigeführt; aber man verabscheute die Grausamkeit, mit welcher er gestillt worden war, und dies blieb nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung. Zwei Monate vergingen mit derjenigen Stille, welche den nahenden Sturm ankündigt. Zu Anfang des März wurden der Fürst von Cisterna, der Marquis von Prié, und der Ritter von Perron verhaftet; man hatte sich getäuscht, sie gehörten nicht zu der Verschwörung, aber für die Liberalen war diese Maßregel eine Aufforderung, ihre Kräfte ohne weitern Aufschub zu brauchen. Die Verschwörung sollte ausbrechen, aber es fehlte ihr an einem Haupte. Der General Gifflenga besaß alle Talente um der Washington des nördlichen Italiens zu werden, aber nicht die Gesinnung. Wie der Prinz von Carignan in der Darstellung des Verf. erscheint, kann er in der That den Beifall keiner der Parteien erhalten. Man urtheilte, heißt es, schon früher sehr verschieden von ihm. Er wollte der Held des neuen Italiens werden, aber dazu fehlte es ihm an Geist und Muth. Jemehr die Verschwörung sich bildete, jemehr schien der Prinz die Partei Italiens zu der seinen machen zu wollen. Lange waren die Häupter unschlüssig, entschieden sich aber doch zuletzt dafür, ihm zu trauen. Der Ritter von Collegno, Artillerie-Officier und Stallmeister des Prinzen, und der Oberst Karl v. Saint Marsan, Sohn des Ministers, Männer, welchen hier die größten Lobsprüche ertheilt werden, zogen den Prinzen in das Geheimniß, und dieser empfing in der Nacht vom 6ten März die Häupter der Verschwornen: die Grafen Santa Rosa und Lisio und die beiden genannten Officire bei sich. Nun beginne, ward dem Prinzen in dieser Zusammenkunft vorgestellt, die Zeit des höchsten Glanzes für das Haus Savoyen; alles sey bereit, nur seine Einwilligung fehle. Der Prinz gab diese Einwilligung und der 8te wurde zum Tag des Ausbruchs bestimmt. Aber er nahm am nächsten Tage sein Wort zurück, und zeigte sich doch am folgenden wieder bereitwillig. Die Verschwornen bestimmten sich jetzt für den 10ten, verschwiegen dies aber, einmal mistrauisch gemacht, dem Prinzen. In der That hinterging er sie, denn während er in einer Unterredung, die er mit Santa Rosa hatte, Aeußerungen that, die auf Einverständniß mit den Verschwornen schließen ließen, hatte er schon Befehle ertheilt, welche die Ausführung des Vorhabens zu Turin verhindern mußten. Doch will der Verf. das härteste Urtheil über den Prinzen nicht gefällt wissen, und ihn lieber blos des Schwankens in seinen Entschlüssen beschuldigen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Kleist's Prinzen Friedrich von Homburg.

(Beschluß aus No. 161.)

Weit weniger sind die übrigen Charaktere dieses Schauspiels Misdeutungen ausgesetzt. In Natalien sehen wir die schönste Weiblichkeit dargestellt, empfänglich für alle zarteren Gefühle, aber zugleich durch männ-

liche Stärke veredelt. Als der Nachtwandler sie in der ersten Scene für seine Braut erklärt, hält sie sich schamhaft zurück, ohne auch nur ein Wort zu erwiedern, eben so beim Abschiede. Die Nachricht vom Tode des Kurfürsten schlägt auch sie zu tiefer Betrübniß nieder, aber doch nicht so, daß sie ihr die Kraft raubte, der noch schmerzhafter verwundeten Kurfürstin eine Stütze zu seyn, und sich (S. 39) der Bedrängniß des Vaterlandes, als des größeren Unglücks, zu erinnern. Sie hat ja (ebend.) schon früher eben so herbe Schicksale erduldet, und in ihnen ist ihre Seele zu männlicher Kraft erstarkt. Als der Prinz (S. 45) gegen die Kurfürstin eines Wunsches erwähnt, den er ihr vorzutragen habe, und sie dies mit Recht auf seine Liebe zu ihr deutet, sehen wir wieder ihre schüchterne Schamhaftigkeit hervortreten. Wo jedoch ihre Seelenstärke in Anspruch genommen wird, fehlt sie ihr nicht, und wahrhaft verklärt zeigt sie sich in der erschütternden Scene, wo der Prinz feig um sein Leben bettelt. Ein Mädchen, welches den von ihr heiß Geliebten, und noch dazu, nachdem er, auf sie verzichtend, sich ihrer Liebe unwürdig gemacht hat, ermahnen kann:

„Geh junger Held, in Deines Kerkers Haft,
Und auf dem Rückweg, schau noch einmal ruhig
Das Grab Dir an, das Dir geöffnet ward! ꝛc. ꝛc."

und sogleich nachher:

„Doch wenn der Kurfürst des Gesetzes Spruch
Nicht ändern kann, nicht kann: wohlan! so wirst Du
Dich tapfer ihm, dem Tapfern, unterwerfen. ꝛc."

und welches dabei doch so viel Zärtlichkeit behält, auf die Bitte des Unwürdigen die schwierige Fürsprache bei'm Kurfürsten zu unternehmen, nimmt unsere höchst Bewunderung in Anspruch. Auf gleiche Weise in der Scene mit dem Kurfürsten. Sie versucht es zwar, seine strenge Rechtsansicht zu mildern, aber für die Idee des Vaterlandes, mit welcher diese auf das engste verknüpft ist, selbst begeistert, beugt sie sich bescheiden seiner höheren Einsicht. Auch die umsichtige Klugheit, mit welcher sie des Grafen Reuß Bericht von der Bittschrift, obgleich jetzt dieselbe, dem Anscheine nach, unnöthig ist, aufnimmt, und alles für einen möglichen Fall zu einer kräftigeren Wirksamkeit anordnet, muß unsere Achtung vor ihr erhöhen. Den Prinzen sucht sie zwar, da doch einmal seine Todesfurcht die Sache zu diesem Ausgange getrieben hat, zur Annahme der ihm gebotenen Freisprechung zu bewegen, ja zu drängen; da sie aber sieht, er habe sich zum wahren Heldenmuthe erhoben, wendet sich ihr Herz, trotz des nun fast mit Gewißheit ihm bevorstehenden Todes, zu gleich heldenmüthiger Freudigkeit.

„Nimm diesen Kuß! — Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir."

Doch trifft sie alle Anstalten, der Vollziehung des drohenden Urtheils vorzubeugen.

„Inzwischen, wenn Du Deinem Herzen folgst,
Ist's mir erlaubt, dem meinigen zu folgen . . . .
Das Regiment bricht auf, der Herr befiehlt's;
Hier, noch vor Mitternacht, erwart' ich es!"

Erst da auch dieser letzte Schritt scheinbar mißglückt ist, und nun der Prinz vor ihren Augen zum unvermeidlichen Tode geführt wird, fließt ihr Gefühl über:

„O Mutter, laß! Was sprichst Du mir von Sitte?
Die höchst' in solcher Stund', ist ihn zu lieben!
— Mein theurer unglückselger Freund!"

Und ein so von allen Seiten über das Gewöhnliche, über das Irdische sich erhebender Charakter sollte ohne Poesie seyn? wie der Rec. im Hermes sagt: „Natalien aber macht das so ausnehmend schön und mädchenhaft, daß im Innersten ihrer Seele, ohne daß sie es sagt und weiß, nichts wohnt, denn die Wahrheit und Wirklichkeit," und später: „Der stille Reiz ihres Wesens ist der, daß sie gar keine Poesie in sich hat" (S. 359). Offenbar ist hier das Wort Poesie nur in der Bedeutung von „Nichtigkeit, falscher Schmuck, leidenschaftliche Ausschweifung" gebraucht! sonst können wir uns diese Behauptung gar nicht erklären. Und doch darf ein solcher Gebrauch auf keine Weise gestattet werden. Natalie ist in so hohem Maße poetisch, daß sie in ihrer Fürbitte bei dem Kurfürsten sogar zur Prophetin wird (S. 69), in den Worten:

„Das Vaterland, das Du uns gründetest,
Steht, eine feste Burg, mein edler Ohm:
Das wird ganz andre Stürme noch erleben,
Fürwahr! als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausbaun herrlich, in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken allen Feinden ꝛc. — —

Die übrigen Charaktere eben so ausführlich zu zergliedern, würde uns hier zu weit führen. Wir begnügen uns daher mit den hier und dort gegebenen Andeutungen und bemerken nur noch, daß uns von allen der Charakter des Grafen von Hohenzollern am wenigsten genügt hat. Außer einigen humoristischen Zügen, haben wir ihm wenig Anziehendes abgewinnen können, und er spielt zu sehr die blos ausfüllende und vermittelnde Rolle des charakterlosen Vertrauten.

Der Schluß des Schauspiels hat manchen Anstoß erregt, und wir müssen hier gegen Tieck's Urtheil, der ihn seiner Lieblichkeit und Wundersamkeit wegen lobt, dem Rec. im Hermes beistimmen, wenn er gegen ihn einwendet, es störe das Gefühl, daß der Prinz, den wir eben erst aus seinen Träumereien zu einem edleren Seyn erwachen sehen, von neuem mystificirt werde. Daß der Kurfürst ihm seine Begnadigung nicht eher ankündigt, als bis ihm die Augen verbunden worden, ist — wir möchten sagen, ein Theatercoup, der nach seiner Verklärung in den kurz vorhergehenden Auftritten durch eine Art von Herabwürdigung stört. Die Ausrufe: „Heil, Heil dem Prinz von Homburg! Heil Heil! Heil dem Sieger in der Schlacht bei Fehrbellin!" verdient er nicht, wenn er gleich später einen höheren Sieg erfochten hat. So großer Preis gebührt dem von Ruhmlust entflammten kriegerischen Muthe nicht; sein Sieg war ja zum Theil Geschenk des Glücks; ihm mangelte die Einsicht; und die Erinnerung daran also konnte dem Begnadigten nur schmerzhaft seyn. Am befriedigendsten wäre vielleicht der Schluß gewesen, wenn der Dichter bei dem neunten Auftritte den Prinzen noch hätte gegenwärtig seyn und daran die Verbindung mit Natalien und den Ruf zur Schlacht sich anreihen lassen. — —

Möge unsere dramatische Literatur durch recht viele Schauspiele von gleichem Meisterwerthe bereichert werden!

101.

— Zu London hat der Architekt Pugin unter dem Titel: Proben gothischer Baukunst, eine große Sammlung von Plänen, Aufrissen ꝛc. auf 60 Kupfertafeln herausgegeben. „Es ist erfreulich zu sehen, wird hierbei in einem englischen Journale bemerkt, daß der wiederauflebende Geschmack für unsere National-Architektur so gestiegen ist, daß eine Sammlung dieser Art darauf berechnet werden kann. Solche Werke erleichtern die Ausführung wahrhaft gothischer Gebäude und tragen mehr zur Verbannung jener matten und übelangebrachten Nachahmungen griechischer und römischer Bauwerke bei, als alle Anstrengungen der Vernunft und Beredtsamkeit."

„Da müßt' ich noch den Prinzen erst befragen,
Den Willkür nicht, wie Dir bekannt seyn wird,
Gefangen nahm, und nicht befreien kann."

Er weiß sehr wohl, daß Dörfling höchstens nur halb an das Complott glaubt, und daß vielmehr sein Vorschlag, nur ein nach seiner Weise entworfenes anderes Complott zur Freisprechung des Prinzen ist; deshalb bleibt er (wie Dörfling selbst sagt) „jedwedem Pfeil gepanzert." Aber wie nun in der entscheidenden Scene, wo er zwar ebenfalls alle Vorstellungen zurückweist, und mißbilligend zurückweist, zuletzt aber dennoch — das Todesurtheil zerreißt? Ist das nicht Wankelmuth, ist das nicht Willkür? Und größere Willkür, als wenn er vor allen diesen ersten Schritten den Prinzen begnadigt hätte, welche doch von Männern ausgingen, deren Stimme ihm keineswegs gleichgültig seyn durfte? Was hat ihn so plötzlich umgestimmt? Die Erzählung des Grafen von Hohenzollern, von des Prinzen Zerstreutheit? Der Graf rühmt sich freilich: „Ich bin sicher, Mein Wort fiel, ein Gewicht, in Deine Brust." Aber der Kurfürst hat ihn so eben, wenn auch den Ausdrücken nach nicht, doch der Sache nach völlig ernst, einen „Thoren, einen Blödsinnigen" genannt, und über die „delphische Weisheit seiner Officiere" sich beklagt. Oder — Kottwitz Beweiß, das der Prinz recht gethan? Auch er ist als „arglistige Rednerkunst" abgewiesen worden. Oder Nataliens Schmerz? Davon zeigt sich nicht die geringste Spur, vielmehr scheint ihn der Kurfürst gar nicht bemerkt, gewiß wenigstens nicht berücksichtigt zu haben. Ist also hier der Kurfürst wirklich aus dem Charakter gefallen?

Um dies richtig zu beurtheilen, müssen wir zuerst bemerken, daß es von Anfang an der Wunsch und die Absicht des Kurfürsten ist, den Prinzen zu begnadigen. Der Wunsch; daher er schon bei der ersten Nachricht, daß die Officiere sich zu seinen Gunsten versammelt haben (S. 87), ausruft:

„Nun gut! — So ist mein Herz in ihrer Mitte."

Um aber diesem Wunsche genügen zu können, war, nach seiner Gerechtigkeitsliebe, welche jede Willkür verwarf, die Erfüllung einer Bedingung durchaus nothwendig. Das Heer hatte den Prinzen durch das Kriegsgericht, als sein Organ, verurtheilt; das Heer, also mußte öffentlich den Wunsch, daß er begnadigt werde, aussprechen. Daß dies geschehen würde, konnte er mit fast vollkommner Gewißheit voraussehn, und auf diese Weise sein Wunsch zugleich Absicht werden. Daher er die Vorbereitungen dazu mit großer Theilnahme beobachtet, und, da ihm nun Kottwitz die Bittschrift wirklich überreicht, auf dem Puncte steht, sie ohne Weiteres zu gewähren. Er hat in den Vorbereitungen zu ihrer Annahme davon gesprochen, Kottwitz solle den Prinzen mit seinen Schwadronen die letzte Ehre erweisen, und dieser sagt daher bei der Uebergabe trauernd:

„Doch das Wort, das Deiner Lipp' entfiel,
Schlägt alle meine Hoffnungen zu Boden;"

und der Kurfürst, der durch die Bittschrift jener einzigen Bedingung Gnüge gethan glaubt, weit entfernt, sich ohne Grund länger bitten lassen zu wollen, erwiedert ihm sogleich:

„So hebt Ein Wort auch wiederum sie auf."

Nun also hat er den Prinzen begnadigt. Aber warum denn nimmt er sein Wort wieder zurück? Warum bestürmen ihn Kottwitz und Hohenzollern vergebens? — Wir sagten: der Kurfürst „glaubt jener einzigen Bedingung Genüge gethan;" als er aber die Bittschrift wirklich gelesen hat, schwindet dieser Glaube. Nach der Ueberschrift zwar erfleht sie Gnade, ihrem eigentlichen Inhalte nach aber will sie eine Rechtfertigung des Prinzen aufstellen, und diese konnte sich der Kurfürst nicht gefallen lassen. Und in der That war auch eine solche Rechtfertigung nicht möglich, und der Kurfürst mußte sie, als sophistisch, zurückweisen. Was auch Kottwitz und der Rec. im Hermes von militairischen Formalismus sagen mögen, im Gegensatze mit welchem „die Empfindung, welche einzig retten kann," erhoben werden müsse: der Kurfürst hat vollkommen Recht, indem er sagt (S. 93):

„Den Sieg nicht mag ich, der, ein Kind des Zufalls,
Mir von der Bank fällt: das Gesetz will ich,
Die Mutter meiner Krone, aufrecht halten,
Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt."

Er sieht Homburgs voreiligen Angriff, wie er es in der That ist, als einen durch kriegerisches Feuer erzeugten Fehltritt an, wie es freilich jeder Feldherr seinen Unterfeldherrn, aber nicht ohne Besonnenheit und Gehorsam, wünschen muß, welche allein jenen die ihn inwohnende verderbliche Kraft nehmen können. Zum Krieger gehört lebendige Begeisterung für das Vaterland (das streitet er Kottwitz nicht ab), aber außerdem noch Einsicht, die zum Gehorsam führt. Da also die von den Officieren unterschriebene Bittschrift, des Prinzen Verfahren rechtfertigen will: so muß er sie abweisen: sie hat die für die Begnadigung nothwendige Bedingung nicht erfüllt. Noch weniger aber kann ihm Hohenzollerns Beweis, daß er selbst durch sein Spiel mit dem Nachtwandler die Schuld von dem Vergehn des Prinzen trage, genügen. Beide Vorfälle stehen in so losen Zusammenhange, daß der Kurfürst mit vollem Rechte die Schuld, den Grafen parodirend, auf diesen selbst zurückschieben kann. Die Sache steht also, dem Aeußeren nach, ganz wie vor der Annahme dieser beiden Bittschriften; dem Wesen nach aber, steht sie nicht wie vorher: denn das allgemeine Verlangen des Heeres nach des Prinzen Begnadigung, ist jetzt wirklich ausgesprochen, wenn es sich auch in den Worten vergriffen hat, und insofern abgewiesen worden. Ein an dem militairischen Formalismus hängender Pedant hätte es nun vielleicht auf eine zweite, geziemender abgefaßte Bittschrift ankommen lassen, dazu aber ist der Kurfürst zu groß. Was er gewollt, ist geschehn; und wenn auch zu viel geschehn: so entschuldigt er dies gern, als nur aus dem zu lebendigen Wunsche, Homburg frei gesprochen zu sehn, hervorgegangen; und eben so wenig mißfällt ihm Hohenzollerns Erzählung, welche den Prinzen, wenn auch nicht rechtlich, und wenn auch nicht völlig, doch zum Theil, und vor dem Familienvater entschuldigt. Das Recht muß in seiner Reinheit hervortreten, muß von den Sophismen befreit werden, durch welche es die Zuneigung zu Homburg entstellt hat; mit seinem gewöhnlichen Scharfblick wählt er dazu den Prinzen selbst. Aber nachdem dieser erklärt:

„Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Daß ich verletzt' im Angesicht des Heers,
Durch einen freien Tod verherrlichen!"

als Kottwitz seine Sophistik eingestanden, indem er dem Prinzen zuruft:

„Mein Sohn! Mein liebster Freund! Wie nenn' ich Dich?"

da ist auch der Kurfürst vollkommen befriedigt, und er führt nun die geforderte rechtmäßig abgefaßte Erklärung des Heeres selbst herbei durch die Frage (S. 103).

„Ja urtheilt selbst, ihr Herrn! Der Prinz von Homburg
Hat im verfloss'nen Jahr, durch Trotz und Leichtsinn,
Um zwei der schönsten Siege mich gebracht;
Den dritten auch hat er mir schwer gekränkt.
Die Schule dieser Tage durchgegangen,
Wollt ihr's zum vierten Male mit ihm wagen? . . . .
Wollt ihr? Wollt ihr?"

Ein zweites Kriegsgericht, durch welches nun, und mit der voll'sten Befugniß, der Ausspruch jenes ersten aufgehoben wird. Wozu auch sollte nun der Prinz noch sterben? Er hat ja „die Schule dieser Tage durchgegangen," und was das Todesurtheil beabsichtigt, die Verklärung des „heiligen Gesetzes," ist ohne seinen Tod auf das Herrlichste herbeige-

führt. Nun also darf der Kurfürst getrost das Todesurtheil zerreißen; er ist seiner Würde unerschütterlich treu geblieben, so wie er den Prinzen zu dieser Würde hinaufgezogen hat; und von der Einsicht, „daß er nicht minder einem Abwege nah war, wie der Prinz," findet sich auch nicht die geringste Spur oder Veranlassung. Dasselbe reinstralende Bild der Majestät, vor welchem Alle bewundernd sich beugen.

(Der Beschluß folgt.)

Uebersicht einiger interessanten Kunstleistungen in Frankfurt am Main. *)

Große musikalische Akademie im Schauspielhause. Zum Vortheil des Herrn Kapellmeister Guhr.

Noch weich und milde gestimmt von den sanften Festtagsfreuden, gingen wir mit dem nachhallenden Kinderglück im Busen in das Concert, um uns auf den zauberischen Wellen der Musik in süße Träume wiegen zu lassen. Ach! Wir hatten keine Ahnung von dem Entsetzlichen das geschah, und dessen wir Zeuge seyn mußten. Den Anfang sollte die Völkerschlacht bei Leipzig, ein großes Tongemälde, machen. Allein unter diesem Vorwande wußte der Verfasser eine geheime Verschwörung gegen den guten Geschmack, der sonst so mild und weise regierte, und dessen Legitimität begründeter als eine ist, anzuzetteln, und heute kam die Verrätherei zum Ausbruch. Die Truppen standen in Reihe und Glied geordnet, und machten Anfangs die Parade-Manövers zur großen Freude des Publicums willig mit, als auf einmal feindliche Märsche ertönten, ein Detaschement Janitscharen mit seiner Feldmusik anlangte, und die Losung zum allgemeinen Aufstand gab. Alles erklärte sich jetzt entschieden gegen den guten Fürsten; die Geigen hoben ein Rottenfeuer an; die Pauken schossen Kartätschen, und selbst die sonst so zarten sentimentalen Flöten trieben (in Fischerweiber verwandelt) im dreigestrichenen Tonfach demagogische Umtriebe. Vergebens war diesen tollgewordenen Gewalten zu widerstehen. Der gute Geschmack hatte nicht eine einzige Stütze, nicht eine einzige Stimme für sich, und da er schon lange am musikalischen Mal de Naples kränkelte, so erlitt er eine totale Niederlage, und sank tödlich verwundet dahin.

Durch eine Arie aus der Oper König Siegmar von Hr. Guhr gab er zuerst wieder ein Zeichen des Lebens, und die süße, reine Stimme der Dem. Bamberger goß ihm Oel in seine Wunden. Hätte sie nur bessere Manieren in Behandlung des Kranken! Von weit besserer Wirkung war ein großes Pianoforte Concert von Hummel aus H moll, von Hrn. Guhr vortrefflich gespielt; die freien Cadenzen aber konnten seine gereizten Nerven noch nicht ertragen. Da suchte der Hr. Concertgeber ihn durch ein Violinconcert von Fränzel zu magnetisiren, und schon die ersten Striche wirkten ungemein calmirend. Das narkotische Andante brachte ihn vollends in einen wohlthätigen Schlaf, in welchem ihn das folgende Rondo nicht störte.

Jetzt aber bemächtigten sich traurige Bilder seiner träumenden Seele. Wahrscheinlich glaubte er seinen Verfolger vor sich zu sehen, denn in großer Beklemmung und Angst stöhnte er oft heftig, und seine abgebrochenen Laute klangen fast wie: Ro — — s — — ini, Spon — ti — — — ni, Tom — — — asini. — — —**)

Ihn länger diesen Qualen der Phantasie ausgesetzt zu lassen, wäre eben so grausam als gefährlich gewesen. Herr Stinser weckte ihn mit einer brillanten Tenor Arie auf. Aber obgleich er die Augen öffnete, so konnte er doch nicht zum völligen Bewußtseyn gelangen, und wähnte sich noch immer in feindlichen Händen. Man zeigte ihm deswegen im Concertzettel, daß das, was er hörte, eine Arie aus der Oper Achilles von Pär war. „Ach! wer doch ein Achilles wäre, der nur an den Fersen verwundbar, am übrigen Leib aber so fest war, daß selbst Bären ihm nichts anhaben könnten" seufzte er in krankhafter Sinnenverwirrung, „ich bin aber so schmetterlingszart, daß jeder Laffe mich blessirt." In diesen Klagen unterbrachen ihn neue Klänge, die seine ganze Aufmerksamkeit fesselten. Es war das zweite Finale aus der Oper König Siegmar von Hrn. Guhr, in welchem besonders ein zweistimmiges Canon mit Chor sehr erfreulich auf ihn wirkte. Schon glaubten wir ihn außer aller Gefahr, als aus Unvorsichtigkeit ein neuer Unfall sich ereignete. Hr. Guhr beging nämlich den psychologischen Fehler, die Variationen von Moscheles über den Alexandermarsch zu spielen, und kaum begann das Thema, so glaubte der Kranke seine Feinde kämen wieder heranmarschirt, rannte in panischem Schrecken davon, und wir haben bis jetzt noch keine Kunde wo er hingeflohen sey. — —

Musikalische Abendunterhaltung von Hrn. Capellmeister Conradin Kreuzer.

Hr. Kr. besitzt als Componist und ausübender Künstler, ohne auf bedeutender Kunsthöhe zu stehen, ein angenehmes Talent, und weiß besonders durch seine Compositionen das zahlreiche Heer der Dilettanten sich zu befreunden, indem er es ihnen leicht macht, ihn zu spielen und zu verstehen. Mag auch der ernste Kritiker und der gebildete Kunstfreund, das Haupt schüttelnd, fragen: wo ist hohe Genialität? wo tiefes Studium des Contrapunctes? wo jene herrliche Combinationskraft, die nur allein im Stande ist ein, in allen Theilen im schönsten Verhältniß stehendes Kunstwerk zu schaffen? so schreit sogleich die Menge: „Ey was! Wir wollen keine Genialität, wir wollen keinen Contrapunct, wir wollen uns nur ergötzen. Sey, Sänger, wie unser Einer, damit wir dich hübsch begreifen." — Wehe dem Künstler, den dieser Beifall blendet! er schwimmt zwar mit der Welle der Gegenwart, allein er zerrinnt mit ihr.

Die sämmtlichen Tonstücke dieser Abendunterhaltung waren von dem Herrn Unterhalter selbst verfaßt, und bestanden aus einem Divertissement für das Pianoforte mit Blaseinstrumenten (von Hrn. Kr. und hiesigen Künstlern trefflich ausgeführt), einer Sonate für zwei P. F. (vom Hrn. Verfasser und Hrn. Guhr sehr gut gespielt) mit zwei begleitenden Waldhörnern; einigen Gesangstücken, und Sätzen für das Panmelodion. In allen diesen Werken ist das melodische Element vorherrschend, und man wird an die Manier erinnert, in welcher der Flügel der Liebling seiner Zeit geworden ist, ohne aber dessen Reichthum an wirklich neuen Melodien zu finden. — Das Lied ist wohl das Feld, mit welchem Hr. Kr. diesen Abend am meisten Glück machte. Er trug mehrere Wander- und Frühlingslieder von Uhland selbst vor, und wußte bei der deutlichsten Aussprache so viel Ausdruck hinein zu legen, daß sie tief zu Gemüthe drangen.

Den gebundenen Styl, der den Kreuzerschen Compositionen abgehet, vermißten wir sehr bei seinem Spiel auf dem Panmelodion (einem höchst klangvollen Tasteninstrument, auf welchen die Töne nicht nur nach Willkür ausgehalten, sondern auch an- und abgeschwellt werden können), welches durch seine Aehnlichkeit mit der Orgel schon eine ernstere würdevolle Behandlung verdient. Wie herrlich wäre ein fugirter Choral gewesen, allein statt dessen hörten wir nur eintönige Echo-Spielereien in Waldhorn-Styl, wo die Dominante bis zum Ueberfluß dominirte.

4.

---

*) Durch Zufall verspätet.

**) Luigi Tomasini war der Concertmeister unseres großen Haydn in der Esterhazyschen Capelle, als sie 1790 aufgelöst wurde. Warum der Kranke in seinem Delirium diese neutralen Namen aussprach, überlasse ich andern zu entziffern. —

Art findet man genug.) Borely wählte den letztern und trat bei einem Krämer in die Lehre, wo er sich bald durch Fleiß und gute Sitten auszeichnete. Unterdeß entzog man, Kraft der menschenfreundlichen Edicte von 1686 und 1724, seiner Mutter, weil sie Protestantin war, das Recht ihr kleines Vermögen zu verwalten und damit auch die Mittel, ihre unmündigen Kinder zu ernähren. Indeß für letztere wurde beliebt zu sorgen. Man sperrte sie in Klöster und vertraute, zur Rettung ihrer Seelen, ihre Erziehung den weisen und duldsamen Händen der Jesuiten. Der fromme Eifer wurde aber im Ganzen nur schlecht belohnt. Nur Eines von den Geschwistern ging zur katholischen Religion über und — man bewundere die Gerechtigkeit — von diesem Augenblick an ward es unter Vormundschaft eines guten Christen, d. h. eines Katholiken, der, nebenbei bemerkt, zu des Kindes Bekehrung beigetragen und Nutzen davon gezogen, in den Genuß seines Antheils des älterlichen Vermögens gesetzt. Zwar protestirte die Mutter gegen dieß ganze Verfahren, und meinte sehr richtig ein Kind von sieben Jahren sey noch nicht so reif um entscheiden zu können, zu welchem Dogmen es sich halten wolle, aber — was halfs! man entzog der Mutter nun völlig alle Unterstützung, und sie war gezwungen so lange vom öffentlichen Mitleiden zu leben, bis sie einst von den Dragonern, die, zur Schande der Religion, ausgesendet waren echt muselmännisch mit der Klinge in der Hand zu bekehren, in einem Gehölze mit mehreren ihrer Glaubensgenossen überrascht und von den Satelliten der Willkür so schwer verwundet wurde, daß sie bald darauf ihren Geist aufgab. Sie verschied in den Armen ihres ältesten Sohnes, der sie heimlich beerdigte, um die Leiche der geliebten Mutter den Mishandlungen eines fanatischen Pöbels und einer ihm ähnlichen Geistlichkeit zu entziehen. Nach einer langen Reihe von Kränkungen und Unterdrückungen jeder Art, die über Frankreichs damalige Regierungsverwaltung ein schreckbares Licht verbreiten, entschloß sich Ambrosius endlich sein Vaterland zu verlassen und nach Holland zu gehen; aber unterwegens von den Bauern aufgehalten, denen man ein Drittel des Vermögens von jedem erwischten Emigranten zugesagt, wird er, gleich einem Mörder, in Ketten gelegt, mit Straßenräubern zusammengesperrt und endlich in Marseille so lange in einen wahrhaft scheußlichen Kerker geschmissen, bis man ihn nebst mehreren Glaubensgenossen und einer Rotte Verbrecher einschifft, um in die Colonien gebracht zu werden.

Kaum hat die Escadre das hohe Meer erreicht, so läßt der Befehlshaber derselben, vermuthlich nach geheimen Instructionen handelnd, das Fahrzeug auf welchem die Schlachtopfer der Intoleranz sich befinden, anbohren und es versinkt in die Tiefe. Borely rettet sich, anklammernd an ein Stück abgebrochenen Mastes, durch Schwimmen so lange bis ein vorbeisegelnder Engländer ihn aufnimmt und nach London bringt. Hier begünstigt ihn das Glück; Fleiß und Betriebsamkeit erwerben ihm Vermögen, Achtung und Ehre werden dem rechtschaffenen Manne, aber immer und immer fehlt eins ihm zu seinem Glück und dieß eine ist — sein grausames Vaterland. — Lange kämpft er mit dem Entschluß England zu verlassen, lange — endlich siegt die Liebe zum Lande der Heimath. Er vergißt die Abscheulichkeiten, welche seine Jugend trübten und schifft sich ein um die Orte noch einmal zu sehen, wo er als Knabe spielte. Aber kaum hat er den geliebten Boden wieder betreten, so treffen auch neue Unfälle sein Haupt, neue Schmerzen seine Brust. Die Sitten hatten sich in der langen Zeit seiner Abwesenheit zwar geändert, aber nicht die Gesetze, und Toleranz existirte auch damals nur noch in den Schriften der Philosophen. Zu tief hatten des vierzehnten Ludwig abscheuliche Maximen Wurzel geschlagen (der Sturm einer fast 30jährigen Revolution hat, wie wir täglich sehen, kaum hingereicht, sie zu vernichten), wie konnte zu jener Zeit schon eine Aenderung statt finden, groß genug um den Opfern fanatischer Glaubenswuth Sicherheit zu versprechen! — Zwei Schwestern des Ankömmlings hatten gleichfalls, verführt durch pfäffische Umtriebe, den Glauben ihrer Väter abgeschworen: Sie waren so tief in die Schlingen des Wahns verfallen, daß die Stimme der Natur ihren Einfluß auf ihre Herzen verlor. Der ketzerische Bruder wird von ihnen nicht anerkannt und als nun neue Verfolgungen gegen ihn, der eine Katholikin geheirathet hat, losbrechen, ein Richterspruch auf's neue ihm einen Theil seines Vermögens raubt und sogar, da er sich zu beklagen wagt, ewige Haft ihn bedroht, verläßt er mit blutendem Herzen das Vaterland wieder, um abermals in der Fremde sich ein Plätzchen zu suchen, wo man menschlich genug ist, ihm zu erlauben, seine Tage in Ruhe zu beschließen.

Dies ist der ungefähre Inhalt dieses auf Thatsachen gegründeten Werkes, das als ein Denkmal der bis zum Jahr 1788 fortdauernden Barbarei die Beachtung auch noch der heutigen Zeit verdient, denn — verhehlen wir es nicht — noch fehlt viel als daß es so weit wäre, daß unsere Zeit sich schon stolz über jene, hier besprochene, erheben, oder das andere Länder noch heut, Frankreich in diesem Puncte große Vorwürfe machen dürften. Noch schmachten in Deutschland Tausende, die auch Menschen sind wie wir und deren Geschichts-Urkunden von uns für heilig gehalten werden, unter Einrichtungen die ihre Stifter nicht leben; noch unterdrückt man im sogenannten freien England Tausende, weil sie einer andern Kirche zugehören, und selbst das sich wiedergebärende Spanien hat noch nicht alle Spuren seiner alten Intoleranz verwischt, und man muß daher leider! noch immer mit Preußens unsterblichem König fragen: „Wenn werden die Zeiten kommen wo man einem Jeden, unbeschadet seiner menschlichen und bürgerlichen Rechte, erlaubt dem Ewigen zu dienen wie es ihm gefällt?"

77.

Fortsetzung der Anzeige über: 1) Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche ꝛc. 2) Der Wundermann im J. 1821 ꝛc. 3) Die neue Wundersucht ꝛc. 4) Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen ꝛc. 5) Die Frömmigkeit ꝛc.

(Fortsetzung aus der Beilage No. 15.)

Gewiß nicht ohne Absicht kam Fürst Hohenlohe diesmal nach Würzburg und es war noch etwas anders als blos fürstliche Herablassung, daß er den Bauer Michel mit sich nahm. In der Perspective lag ihm die kranke Fürstin. Am 18ten Junius speiste er mit ihr und schon am 20sten Vormittags 10 Uhr machte er unter Assistenz des Bauern — oder war dieser, mit der Quintessenz zu reden, der Hauptacteur? — seinen Wundercurversuch an der Prinzessin.

Der Versuch glückte. Die Fürstin — das ist Thatsache, durch Protocolle aller Art verificirt — ging, nachdem Hohenlohe und Martin Michel über sie gebetet und ihr geboten hatten, aufzustehen, ohne Maschine und Bänder, konnte von jetzt an ungehindert ausgehen und gegen das Ende des Julius verließ sie Würzburg völlig geheilt und genesen, um in den Schoos ihrer Familie zurückzukehren. Man hat auch neuerdings nicht vernommen, daß die Genesene in ihren vorigen Krankheitszustand wieder verfallen sey.

Am 27. Junius behandelte hierauf Hohenlohe die Harihörigkeit des baierschen Kronprinzen und in einem merkwürdigen Brief (Brückenau von 3ten Juli 1821) versichert dieser erhabene Fürst ausdrücklich: (Quintess. S. 226) „So gut wie ein Anderer höre ich zwar nicht, aber kein Unterschied zwischen dem, wie es vorhin war; und seit dem verbessert sich mein Gehör noch auffallender."

Schon nach der Heilung der Prinzessin Mathilde und nun vollends nach dem gelungenenen Versuche am Kronprinzen, dem der Brief des letztern als ein höchst gewichtvolles

Document folgte, wurde der Fürst Mirakelmacher. Er hatte vom Anfang nicht bemerkt, daß er die Kraft der Natur aus ihrem Kreise heraus nöthigte. Wie konnte es anders kommen, als daß er nun nach diesen beiden Erfahrungen ganz verblendet wurde und das, was er der Natur gemäß mit dem tiefsten Schweigen hätte bedecken sollen, geradezu ganz öffentlich machte.

In der Antwort an die Würzburger Polizei vom 22sten Junius (Quinteſſ. S. 118 f.) spricht bereits durchweg der Verzückte — aus dem natürlichen Kreise Herausgetretene. Neue Wunderversuche werden ohne Scheu und öffentlich gemacht. Zu nachsichtig von der Polizei einer Kreisstadt behandelt, geht er bald, nach der Heilung der Prinzessin, in Abwesenheit des Directors, in das Heine'sche Institut und es bleibt zweifelhaft, ob er auf einen fast wieder genesenen Knaben irgend etwas gewirkt habe. Verkündigt wird jedoch das Wunder. (Quinteſſ. S. 122). Am 28sten Julius besucht der Fürst das Juliushospital und mitten im Wunderthun wird er von dem Zutritt des gläubigen Professors der Dogmatik und der Zeit Prorectors der Universität Würzburg Dr. Onymus unterbrochen. Der Demüthige findet große Gnade. Aber das Resultat der Heilungen, die nun wirklich sich einbildeten, in solcher Oeffentlichkeit und Förmlichkeit den Charakter des Ungewöhnlichen ablegen zu können, war kläglich. (Quinteſſ. S. 169—186). Selbst die Anhänger des Fürsten erklärten: „„deswegen seyen ihm im Hospitale keine Wunder gelungen, weil die Aerzte ihm Kranke, an organischen Fehlern leidend, vorführten, die sich dazu nicht eigneten, ꝛc.““ (Quinteſſ. S. 186). Am 29. Junius, (Quinteſſ. S. 148 f.) nach dem bei dem Kronprinzen eingenommenen Mittagsmale, heilt er Tochter und Gemahlin eines Vornehmen und verrichtet das merkwürdige Heilungswunder an Elisabeth Lauerin, einer ganz contracten Weibsperson. Ueberhaupt folgt seit seinem Besuche im Heine'schen Institute Wunder auf Wunder, und es stört die Begeisterung für den Wundermann nicht sehr, daß man bald darauf die Todesanzeigen von zweien der Behandelten und angeblich Geheilten im Wochenblatte liest (Quinteſſ. S. 123). Der Charakter des Mirakelmachers entfaltet sich immer mehr. Die Gläubigen und Ungläubigen — Krüppel Würzburgs und der Nachbargegenden (Quinteſſ. S. 148) strömen herbei. Wo der Fürst geht, ist er von einer großer Anzahl Hülfesuchender und Wundersüchtiger umgeben. Mancher der Kranken, im Innersten aufgeregt und so der ihm selbst inwohnenden Wunderkraft bewußt geworden, fühlt Erleichterung. Andere empfinden nicht die geringste Veränderung ihres Zustandes. Noch andere müssen über Verschlimmerung ihrer Leiden gerechte Klage führen. Wie viele mögen vor der Zeit ins Grab gebracht worden seyn. Und — können die Geheilten einer Genesung sich freuen, die sie um denselben Preis erkauft haben, um welche jene pariser Damen bleibende Jugend zu erkaufen meinten, die sich im warmen Blute geraubter und getödteter Kinder badeten? — Die Naturkraft war aus ihrem natürlichen Bette getreten und verwüstete nun viel mehr, als sie aufbaute Man lese, was in der Quinteſſenz aus den Bamberger Briefe S. 169 ff. von den Versuche im Juliushospital referirt wird.

Jetzt endlich — man hört nicht, aus welchem Grunde — verläßt der Fürst Würzburg, (den 1sten Julius) und kömmt am 3ten in Bamberg an. Einmal aus dem Gleise gewichen, irrt er immer weiter von dem rechten Wege ab. Er will nun den Wunderthäter von Profession machen. Er sieht die Schlingen nicht, die ihm gelegt sind und in welchen sein ganzes verkehrtes Streben den Todesstoß erhalten muß. Eine Polizeicommission, die höchst wahrscheinlich nur deshalb das Thun des Fürsten einer solchen Berücksichtigung werth hält, einmal, weil keine Kreisregierung in Bamberg ist, dann, weil das böse Gewächs in Würzburg durch die unbegreifliche Nachsicht der dasigen Behörden schon zu tief gewurzelt hatte, und die Heilung des aufgeregten Pöbels nur auf dem Wege einer solchen Akkomodation eingeleitet werden konnte — eine Polizeicommission nimmt von Rechtswegen den Fürsten unter Aufsicht und doch vergißt er sich so weit, daß er kein Bedenken trägt, unter ihren Augen Wunder thun zu wollen. Aber nicht länger als bis zum 8ten Julius hält er es in Bamberg aus. Denn alle seine Versuche mißlingen; und wo sie zu gelingen scheinen, da stellt sich bald der heftigste Rückfall ein, und — die meisten, ohne Rücksicht auf ihren Krankheitszustand herbeigeschafft, mögen viel kränker von ihm gegangen seyn, als sie gekommen waren. Er geht nach Brückenau. Hatte früherhin das Vicariat in Würzburg in öffentlichen Erklärungen alle Theilnahme an dem Fürsten, an den fürstlichen Wundern abgelohnt (Quinteſſ. S. 52) so macht ihm das Generalvicariat zu Bamberg unter dem 19ten Julius (Quinteſſ. S. 256) Eröffnungen, die ihm wohl nicht ganz gefällig seyn konnten. Aber dem Vollendeten gehen die Augen immer nicht auf. Er trägt seine Angelegenheit dem Papste vor und erklärt sich unter dem 28sten Julius (Quinteſſ. S. 264) vor dem Publicum auf eine Weise, die nur zu klar sehen läßt, daß die fixe Idee bei ihm die tiefsten Wurzeln geschlagen hat. Seit dem 14ten August, in Folge der Generalvicariats-Einberufung, ist Hohenlohe endlich wieder in Bamberg, aber — nun lassen die Wunder nach. Am 30sten August erscheint eine kräftige Bekanntmachung des Bamberger Stadtmagistrats, wo dem fürstlichen Unwesen, freilich wohl noch immer mit Rücksicht auf die Schwachen, Ziel gesetzt, der Fürst indeß mit Strafe bedroht wird (Quinteſſ. S. 303 f.). Jetzt erst erklärt Hohenlohe unter einem spätern Datum, daß seine angegriffene Gesundheit (Sic!) ihm nicht verstatte, seine Wundercurversuche fortzusetzen, beweist aber doch zugleich, daß seine fixe Idee noch lange nicht ausgerottet sey, indem er heimlich den Wunderkram fortsetzt und, den neuesten Nachrichten zufolge, so gar auf dem Wege der Correspondenz, durch gedruckte Heilbriefe ꝛc. zu quacksalbern fortfährt. —

Das ist wahr! In einem weiten Umkreise war das Volk erhitzt; Tausende von ihrer Arbeit, ihrem Berufe, den natürlichen Heilmitteln abgezogen — Zeit und Geld unnütz verschwendet worden. Statt daß die Ungläubigen hätten bekehrt werden sollten, wurde einer Anzahl von Religionsverächtern der Mund geöffnet, um das Heilige zu schmähen und zu lästern; und — je größeres Relief diesem Spuk durch den fürstlichen Namen, welcher ihm vorleuchtete, gegeben wurde, desto ausgedehnter war das Unheil, das durch ihn im Ganzen ist angerichtet worden. —

Auf diesen wenigen Seiten glaubt Referent die ganze Geschichte des neuesten Wunderschauspiels vollständig umfaßt zu haben. Vielleicht hat er schon zu viel Details gegeben. Von dem Wichtigern, das weiß er, hat er nichts übergangen. Und — was ist nun das zu Recht beständige Urtheil über diese Vorgänge nach der oben aufgestellten Theorie? —

(Der Beschluß folgt.)

Verbesserung.

In der Beilage Nr. 13 zum 29. Juni in dem Aufsatze über Wolff's haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen:

S. 1,	Sp.	a,	Z.	17	v. o.	l. Meinungen f. Vergnügungen
=	=	=	=	30	v. o.	l. Wolff's f. Wolf,
=	=	=	=	34	v. o.	l. hiesigen f. hiesegen
=	=	b,	=	8	v. o.	l. gediegenen f. gediehenen
=	=	=	=	7	v. u.	l. ungrammatikalisch f. ungrammatikalich.
= 2,	=	a,	=	11	v. o.	l. Stände f. Stücke
=	=	=	=	35	v. o.	fehlt hinter solcher: nie
=	=	b,	=	6	v. o.	l. wohlberechnetem f. wohlbenehmenden

liche Paar allein ist; jetzt wo jede weniger liebend vornehme Frauennatur sich in endlosen Vorwürfen würde Luft gemacht haben, daß er sie verrathen und unglücklich gemacht habe, jetzt hat sie auch nicht den leisesten Vorwurf, sondern ruhig anerkennend, daß doch nun einmal geschehen sei, was geschehen ist, erinnert sie ihn nur sanft, ihm mangle die Erquickung aller Wesen „der Schlaf," und er wohl wissend, daß er doch nicht werde schlafen können, da er ja den Schlaf gemordet hat, läßt sich wie ein halb erschöpftes Kind von ihr abführen. — Vornehm ist nur der, der es sich selbst oder dem geliebtesten Wesen allein gegenüber am meisten ist.

Möge das Wort hier nicht befremden. Es gibt ohne Zweifel nur eine einzige reinächte Vornehmheit; es ist die, welche ein entschieden sittliches festgebildetes Gemüth auch in der äußern Erscheinung abspiegelt. Davon darf, wie sich von selbst versteht, nirgends weniger die Rede seyn als hier bei diesem Ehepaar. Dennoch kann selbst in dem unseligst verderbten Menschen noch ein Stral vom alten Gemüthsadel wohnen, eine einzige edle Neigung kann noch gerettet worden seyn, in der die letzte Spur seiner göttlichen Abkunft zu lesen ist. Da wo dieser einzelne Lichtglanz hervorbricht, — wenn auch über grausenvolle Trümmer hinleuchtend — und dauernd sichtbar waltet, dürfen wir es wohl auch als „vornehm" bezeichnen; obwohl nur in untergeordnetem Sinne.

§. 6.

Bemerken wir ferner, daß die schauderhafte Krankheit der Lady — wie die Kammerfrau dem Arzte berichtet — erst dann ausbricht als er von ihr gezogen ist ins Feld. So lange er noch um sie ist, so lange ihr noch sein Heldenauge mit liebendem Mitleid leuchtet, vermögen selbst die Qualen des empörten Gewissens sie nicht völlig zu überwältigen. Aber allein mit sich selbst vermag sie nicht mehr zu widerstehen, und es ist in dieser Beziehung sehr bedeutend, daß sie sich nachwandelnd auch an jenen Vorwurf der Feigheit, durch den ihr Gatte mit fortgerissen ward, erinnert. (Fie, mylord, fie! a soldier and afear'd?)

Und nun sehen wir ihn, umgeben von dem empörten Reich, verlassen von einem Vasallen nach dem andern, wie er dennoch sich mehr beschäftigt mit dem Leiden seiner Gattin, als mit dem ihn als König bedrohenden Sturme. In einer Zeit wo schon das ganze Leben und die ganze Erde gewissermaßen zerbrochen vor ihm liegt, hat er doch noch ein tiefes wehmüthig liebendes Mitleiden mit seiner Gattin, und in diesem Ton, rührend abstechend von seiner in der zweiten Hälfte des Stücks fast wie Donner rollenden Sprache, fragt er mit Aengstlichkeit nach dem Befinden der Kranken und zeigt dann seine ganze Theilnahme in den Worten:

canst thou not minister to a mind diseas'd u. s. w.

das ist freilich nur eine trübe Betrachtung; aber es ist das ganze Herz in derselben, nicht befriedigend für die, welche für jede Liebesversicherung ganze Seiten voll tönender und doch wohlfeiler Jamben bedürfen; völlig genügend für den dem das zerrissene Herz des gefallenen Helden klar geworden. Sein Ausruf bei der Nachricht vom Tod der Königin:

She should have dy'd hereafter u. s. w.

könnte wohl nur dem kalt erscheinen, der noch in den Anblick der tiefen und vollendeten Verzweiflung gesehen; und das Wühlen in den finstern Gedanken

to-morrow, and to-morrow, and to-morrow

zeigt deutlich den Mann der alles verloren, da er die Liebe verloren, und dessen Glaube nicht an ein Jenseits reicht, oder es zu sehr fürchtet, um irgend eine Hoffnung an dasselbe knüpfen zu können.

§. 7.

Es schien mir nothwendig, bei dieser höchst seltsamen und rührenden Liebe des verbrecherischen Ehepaars ein wenig lange zu verweilen, theils weil sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, das eigentliche Auge des Stücks ist, theils weil, wie bereits erwähnt worden, noch kein Ausleger derselben gedacht hat. Man ist nun einmal gewöhnt, daß wenn ein Dichter die Liebe schildern will, er nur möglichst tugendhafte Personen dazu wählt, (worin er auch, sobald von reiner Liebe die Rede ist, vollkommen Recht hat) daß er ihnen aber auch häufig in den Mund lege: „ich liebe Dich, Du liebst mich, und wir lieben uns" und daß er auch andern gelegentlich sagen lasse, es sei ordentlich enorm, wie sich die Leute lieben. Ueber dergleichen stereotypische Charakterzeichnungen wird wohl noch oft genug Gelegenheit sich finden zu reden, denn auch in der Darstellung der Tugend und des Lasters sind wir an jenen Mechanismus gewöhnt worden, und gerade Shakspeare ist's, der, von aller Manier frei, uns auch von dieser retten kann.

Ist uns nun diese Liebe klar geworden, so hat sich auch über das ganze Wesen der beiden Hauptpersonen Licht verbreitet.

Macbeth steht im Anfange des Stücks sehr herrlich und leuchtend da, eine großartige Natur, die nur von Seiten der Ehre und Liebe noch zu steigern aber auch zu verletzen ist. Nach diesen Seiten hin richtet die Hölle ihre Waffen, denn hier nur ist er verwundbar. Er ist nicht ohne elegische Anklänge, die sich um so rührender ausnehmen, da wir hier einen gewaltigen Helden vor uns haben; er scheut niemanden als sich selbst und sein Gewissen, und er scheint jenen Luftdolch nur um deswillen auch außer sich sehen zu können, weil er ihn schon in sich fühlt. Dennoch führt ihn der Luftdolch in Duncans Schlafzimmer, und das Verbrechen geschieht. Wie: darüber kein Wort, denn jene Scenen sind von jeher die Bewunderung Aller gewesen, und die Genialität waltet hier mit einer so vollendet siegreichen Kraft, daß Niemand ihr zu widerstehen im Stande ist. Desto ungleicher sind die Urtheile ausgefallen über Macbeths pathetische Reden gleich nachdem Duncans Mord ans Tageslicht gekommen ist. Einige Kritiker haben dieselben als unnatürlich getadelt; andere aber, und zwar die Meisten, haben sie deshalb gelobt, indem Macbeth ja in diesem Augenblicke keinen wahrhaften Schmerz empfinde und um deswillen nach prunkender Rede streben müsse. Nach meiner Ueberzeugung haben beide Theile Unrecht; denn betrachten wir nur jene Reden genau, so finden wir in ihnen die höchste individuelle Wahrheit und Natur. Es ist die erste Freveltat, die Macbeth begangen, und sie löst — nach Art des tödtlichen Gifts — seine bis dahin starke Seele aus allen ihren Fugen, und er ist nun weich und ohnmächtig, wie ein Kind. In diesem Zustand hat er noch keinen Gedanken an seine irdische Sicherheit, sondern er verweilt (in der Nähe der Lady und allein mit ihr) am längsten bei der rührenden Idee des Schlafes in welchem Duncan gemordet worden ist.

Es war als hört ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuldigen
Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeschützten,
Den Schlaf, der den verworrnen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Lust
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das frische Bad der wundenvollen Brust,
Das linde Oel für jede Herzensqual
Die beste Speise an des Lebens Mahl.
(Nach Schillers Uebersetzung.)

§. 8.

Wer so fühlen kann, und wer, selbst in dem furchtbaren Augenblicke des Ueberraschung drohenden Klopfens an die Pforte, nicht an seine Gefahr denkt, sondern nur den Wunsch hat, daß dieses Klopfen den Todten möge wieder erwecken können, der ist zum Heuchler verdorben, und fast möcht' ich sagen: nur die Gewohnheit zu leben und als Held aufrecht zu stehen, hält ihn in diesem Augenblicke noch. Sie hält ihn um ihn späterhin noch tiefer sinken zu lassen.

Jetzt aber ist nur das entsetzliche Gefühl in ihm, ein Verbrechen begangen zu haben, durch das er sich auf ewig mit sich selbst entzweit hat, und dieses Gefühl steht dem sehr nahe, welches er ausspricht, als die Schreckensthat zur offenen Kunde gekommen, und es ist sein schmerzlichster Ernst, wenn er, mit Rosse aus der Mordkammer zurück kommend, ausruft:

O wär ich eine Stunde nur
Vor diesem Unfall aus der Welt gegangen,
Ich wär' gestorben als ein Glücklicher.

Er beneidet den Todten, daß er todt seyn darf, und bejammert sich, daß er in einem Leben verharren muß, welches, durch ihn selbst entadelt, nunmehr wüst und freudenleer geworden ist.

Es ist eine überaus widerliche Idee, daß Macbeth, unmittelbar nach dem Morde, schon wohl überdachter Verstellung fähig sey und klüglich Pathos wähle, weil ihm Pathos hier am rechten Orte zu seyn scheint. So klug und — gemein ist der Held einer solchen Tragödie nicht.

Auch in Beziehung auf die Lady hat der Dichter hier sehr weise verfahren. Sie, die endlos kluge Sünderin bringt es nur zu Einem, doch entscheidend klugen Wort:

Hilf Himmel! was? in unserm Haus?

und begnügt sich hierbei mit einer Ohnmacht, die ich für echt halte, da ihre leibliche Kraft hier zu Ende seyn muß.

§. 9.

Verweilen wir jetzt bei dem Opfer welches hier gefallen ist. Der König Duncan ist mit großer Feinheit und Zartheit geschildert worden, denn sein Gemüth selbst ist ein zartes und feines. Er ist ein liebenswürdiger Mensch, sanft und milde, und mit regem Sinn für Liebe und Natur; aber er ist kein Feldherr, ja überhaupt kein Kriegsmann. Darum nimmt er auch nicht einmal Theil an der Schlacht, die um seine Krone geliefert wird. Es kann uns sogar einmal begegnen, über ihn ein wenig zu lächeln, als bei dem Bericht des blutenden Krieges, wie nach der ersten Halbschlacht der norwegische König den Rebellen zu Hülfe gekommen sey, die Frage über seine Lippen geht:

„Erschreckte das nicht unsre tapfern Feldherrn
Macbeth und Banquo?"

Dieses leise Lächeln hat uns der Dichter nicht erlassen wollen, denn es ist nicht störend für die Liebe, die er uns dennoch einflößt.

Duncan ist kein vollendeter König, kein Heldenfürst, *) aber er hat die schönste Eigenschaft eines solchen: die reine Freude am Wohlthun, und die Art, wie er wohl thut, ist eine rein christlich-königliche, zarte Weise. Seine Dankbarkeit ist fast leidenschaftlich zu nennen, und er zeigt sich in ihr wenn auch weich, doch nie weichlich und stets anmuthig. So heißt er denn auch in dem ganzen Stücke fast nie anders, als, der „gnadenreiche", ein Beiname, dessen Wirkung nie verloren geht, sondern hier von der höchsten Bedeutung ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Denken wir uns einmal, was daraus geworden wäre, wenn S. ihn als solchen geschildert hätte. — Ein Held von einem Helden in einer Mordkammer geschlachtet — welch' ein Bild!

Kant an Schultz.

Folgender Brief von Kant, dessen Urschrift sich seit Kurzen in der Bibliothek der Kaiserl. Universität zu Dorpat befindet, wird seines Inhalts wegen für manchen Leser Interesse haben. Einsender will übrigens keinem, der zu einer philosophischen Partei gehört, in seinem Urtheil für oder wider vorgreifen. Die Aufschrift des auf einem Foliobogen geschriebenen Briefs ist: Des Herrn Hofprediger Schultz Hochehrwürden. Kant's Orthographie ist beibehalten.

„Erlauben mir Ew. Hochehrw. eine Bedenklichkeit, die mir nach Durchlesung Ihrer gründlichen Recension eingefallen ist, doch unmasgeblich, mitzutheilen. Sie betrifft die Stelle von Ihrer Theorie der Parallellinien. Ich besorge nämlich, daß Eberhard, welcher, um seiner Schreiberey durch fremde Federn ein gewisses Ansehen zu geben, Mathematiker geworben hat, hiervon Anlas und Vorwand nehmen möchte, sie aufzuwiegeln von dieser Seite die Kritik anzufechten, wenigstens zum Schein, und dadurch die Würdigung seiner Behauptungen (wegen der gemischten Materien) in der künftigen Beurtheilung sehr erschweren möchte. Da Ihr gründliches Werk der reinen Mathesis ohne Zweifel entweder jenen Streit beendigen, oder zur Abfertigung der Gegner Ihrer Theorie ohne Zweifel hinreichenden Anlas geben wird, so wäre meine Meinung, Hrn. Eberhard, der ohnedem so gern von der Klinge abspringt, nicht dadurch in seiner Gewohnheit, den Standpunct der Beurtheilung unaufhörlich zu verrucken, Vorschub zu geben, vornehmlich da das vor jener Stelle vorhergehende schon für sich hinreichend ist, die von Misdeutungen Ihrer Theorie hergenommenen Einwürfe abzuweisen. Doch habe ich hierdurch nichts vorschreiben wollen, sondern überlasse alles Ihrem eignen gründlichen Ermessen und beharre mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochehrwürden
ganz ergebenster Diener
I. Kant
d. 16ten Aug. 1790."

Boisserée S. Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms zu Kölln. Fünf Lieferungen.

Die erste Lieferung dieses Prachtwerks, das ich Kennern und Freunden der Kunst vorzuzeigen so frei bin und zu dessen näherer Beschauung ich dieselben hiermit ergebenst einlade, enthält: den Titel, den Grundriß, den Durchschnitt, den Längenaufriß.

Die zweite Lieferung gibt die Säulen und colorirten Fenster.

Der treffliche Herausgeber beauftragt mich, durch Vorlegung der angekommenen Probeblätter, die so eben in Paris fertig geworden sind, das Publicum von der nahen Erscheinung dieses großen unendlich schwierigen Werkes zu überzeugen.

Das Ganze wird auf grand-monde Papier gedruckt, erhält also durchaus ein und dasselbe Format und wird mithin noch mehr geleistet als im Prospectus versprochen ist; der Text, von bedeutendem Umfange, kommt auf gewöhnliches Folio-Papier. Er ist so wie die Platten gegenwärtig schon unter der Presse: in sechs Wochen etwa sollen die Versendungen der ersten Lieferung bewirkt werden; die zweite folgt zur Michaelismesse, wenn möglich auch noch früher nach.

Daß die Abdrücke fernerhin noch sauberer werden und daß alle in den Platten etwa noch vorhandenen kleinen Mängel nach diesen Proben von den Künstlern ausgeglichen und verbessert worden sind, glaube ich beiläufig bemerken zu müssen.

Möge der Anblick dieses Prachtwerkes, eines herrlichen Zeugnisses deutscher Kunstliebe und unternehmenden Kunststrebens recht viele Liebhaber bewegen, das große mühselige Unternehmen zu unterstützen und den Herausgeber wenigstens nicht im Nachtheile zu lassen!

Leipziger Jubilatemesse 1822.

Joh. Ambr. Barth.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 165.

18. Juli 1822.

Loveday's Bittschrift an die Pairskammer; aus dem Franz., mit Erläuterungen aus den Gegenschriften, und einem freimüthigen Wort über Proselytenmacherei von Baumgarten-Crusius. Dresden, Hilscher.

Gegenwärtige Schrift verdient eben so wie der Gegenstand, den sie behandelt, gewiß überall Beherzigung, vielleicht aber vorzugsweise in Deutschland. Der letztere ist an und für sich schon aus unsern Blättern bekannt. Douglas Loveday, ein engländischer Protestant, hat sich in Frankreich etablirt, und während er auf längere Zeit nach England zurückgehen muß, läßt er zwei Töchter und eine Nichte bei einer Dame, Nepoul, in katholischer Pension. Bei seiner Rückkehr findet er alle drei katholisch — theils nur gesinnt, theils sich auch dazu bekennend. Die beiden jüngsten rettet er durch Zurücknahme aus der Pension vor völligem Uebertritt; die älteste widersetzt sich dem Vater, entflieht dreimal, und wird ihm zuletzt unter dem Vorwand der Mündigkeit durch Hülfe eines Klosters und der Geistlichkeit in der Art gewaltsam entrissen, daß weder väterliche Rechte noch die Anwendung des Gesetzes sie erreichen konnten.

In dem heftigen Klageausbruch eines großen Vaterschmerzes erneuern sich dem Referenten schon überwundene Gefühle, und er empfindet einen Verlust lebhaft mit, indem die Vergangenheit ähnliche Stätten der Trauer in der Erinnerung ihm anwehet, und die Gegenwart ihn mit trüben Ahnungen gleichermaßen erfüllt. Aber nicht für ihn allein, für jeden protestantischen Familienvater ist der Gegenstand von Wichtigkeit; die Besorgniß muß sich ihm aufdringen, daß ein ähnliches Unglück, wie Loveday, auch ihm begegnen kann. Wahrlich! nicht ohne Wehmuth vermag man zu denken, daß wir heute noch an der Brust eines Freundes ruhen, heute noch ein theures Kind, durch Gottes Gnade, und zärtliche Sorgfalt hoffnungsvoll herangewachsen, mit Innbrunst in unsre Arme schließen, freudig in der Betrachtung nicht unthätig gewesen zu seyn im Weinberg des Herrn, da wir vermögen unsre wankenden Kräfte durch einen solchen Arbeiter zu ersetzen — und vielleicht morgen sind uns beide entrissen. Nicht körperlich; nein! durch eine viel schmerzlichere Trennung im innersten Mark des geistigen Lebens. Durch die Blumen der Liebe gedeckt, sahen wir nicht die Verheerung der tödtlichen Parzenscheere, welche zwar ohne die Kraft eines Glaubens nicht tödten kann, aber wohl zerschneiden, das Verständniß der Seelen, den Einklang der Gemüther, die heiligsten Bande des Lebens, so daß die theuern Häupter noch blühend mit unveränderten Zügen vor uns stehen, und es dennoch andere sind; unser Auge möchte uns so gerne täuschen, aber die unsichtbare tiefe Verwandlung übt Basiliskenkräfte, strebend immerdar zu lösen, was die Gewalt der Herzen ängstlich reizt noch festzuhalten. Zwar des Christen Zuversicht in das Jenseit trennt den Protestanten nicht vom Katholiken, aber der Bekehrte darf diese Hoffnung nicht nähren; er glaubt sich im allein seligmachenden Zustand, und muß es; auf Vater und Mutter, die verehrten Gegenstände seines ersten Gefühls, blickt er von der jüngst erklommenen Höhe mit wehmüthigem Bedauern nieder, sie noch in der Nacht des Irrthums zu wissen; und dabei darf er nicht ruhen. So hat sich das kindliche Gefühl verwandelt, daß wie früher die Eltern strebten ihre Kinder zu Christen zu erziehen, jetzt die Kinder sich beeifern, ihre Eltern für ihr junges Heil zu bekehren. Sie müssen hoffen, daß die Barmherzigkeit Gottes, wenn auch spät, doch zuletzt den Verblendeten die Gnaden der Reue schenken, und sie erlösen werde. Ohne diesen hoffnungsvollen Glauben bliebe ihnen für Gefühl und Pflicht kein Trost, weder Diesseit noch Jenseit. Das empfinden sie dunkel vielleicht; auch nicht freiwillig läßt sich die tiefgewurzelte Liebe in der Freistatt des Herzens unterjochen, um ganz diesen Platz dem frommen Glauben einzuräumen: kämpfend muß es geschehen, aber dieser Kampf zerstört, was er wohl erhalten möchte. Es wird dabei nicht an heiligem Eifer fehlen, und Waffen sind in dem neuen Kleide schnell zur Hand; es kann dem Proselyten nicht genug seyn, sich losgerissen zu haben von dem Schooß, der ihn trug, nicht genug, Liebe mit Feindschaft zu erwiedern, nicht genug, die theuersten Wesen der Verzweiflung zu überlassen: — Nein! — gegen diese selbst richtet er sich gegürtet mit dem stets gezückten Schwert eines wenn auch noch so milden Fanatismus, und zwinget sie zum Streit für ihren Glauben und ihr ewiges Heil mit den geliebten Kindern. Durch welches verdienstlichere Werk kann sich der Neubekehrte mehr heiligen, als wieder ein glücklicher Bekehrer zu werden? und gelingt es nicht, war seine Liebe so groß, daß sie Duldung übte, wird und kann sie es bleiben? — Wer hat die Wunder noch begriffen, die Menschen geheimnißvoll zu einander ziehen, und von einander reißen?

Scheinbar ein Nichts bindet unauflöslich, und wieder ein anderes scheinbares Nichts löset auch das scheinbar Unauflösliche. Neben allen oft so zarten und selten erklärbaren Veranlassungen, welche Seelen-Stimmungen herbeiführen, gibt es keine von so mächtigem Einfluß als religiöse Meinungen, und vor allen der Glaube! In diesem liegt des Menschen ganze Gefühlsfähigkeit, und er hat keine Liebe mehr zu verschenken, wenn sie jenem widerstreht.

Zu dieser Betrachtung findet sich Ref. durch obige Schrift veranlaßt. Eltern sind dreier Kinder durch die verborgenen Wirkungen der Bekehrung beraubt worden, wie sehr man sich auch bemühe darzuthun, daß dieselbe ohne fremden Einfluß, allein in den Gemüthern der jungen Mädchen sich aus eignem freiem wunderbaren Triebe bewerkstelligt habe. Dieser von den Gegnern oder Mitgenossen hervorgehobene Umstand, und die Lebhaftigkeit des Vaterschmerzes, in welchem man spitzfindig Entstellung der Thatsachen gesucht, haben dieses Familienunglück aller Genugthuung von Seiten der Staatsbehörden entbehren lassen, und der Vater muß sich mit dem Vorwurf trösten, den er sich leider selbst zu machen hat, seine Kinder während zweijähriger Abwesenheit in so zartem Alter in einer katholischen Pension zurückgelassen zu haben.

Und alles ruhig erwogen, wen kann sonst ein Vorwurf treffen! hatte die Dame Repoul, oder wer sonst dabei thätig war, unrecht? war es nicht ihre Religionspflicht, die verirrten Seelen zu Gott zurückzuführen? welche Mittel sie auch möge angewendet haben; — ihre Priester haben es ja oft gelehrt, daß für diesen höchsten Zweck jedes nützende auch recht; — sie war eifrig in ihrem Glauben, — eifriger als die Bekehrten; was thut es ob ihr Sieg — ein Raub bei andern ist? Es wäre zu fragen, ob der Vater wohl an das Gebet des Herrn sich in Demuth erinnert — da er hier die eigenen Kinder so offenbar selbst in Versuchung führte, und sie darin verließ.

Wenn dem nun so ist, wenn jene von Loveday hier Angeklagten im Recht, — (und daß es so, könnte durch vielfache Beweise gezeigt werden, denn es kommt hier nicht zur Sprache, ob sie zunächst in dem Geiste Christi handelten, sondern nur im Geist der römischen Kirche, wie sich diese im Lauf der Zeiten durch die weitgerühmte Tradition gestaltet hat), — dann ist es auch Noth, daß alle evangelischen Protestanten nie aufhören zu protestiren, daß sie beständig wach bleiben im Geist des Herrn, denn so sie schlafen, wird er von ihnen weichen, und die Versuchung wird eben so Macht an ihnen haben, wie an den Töchtern Loveday's.

Die Leser mögen dem Ref. die Wärme nachsehen, welche ihn bei diesem Fall belebt; allein öfter wiederholen sich ihm diese Erfahrungen in dem Kreise seiner Bekannten, und täglich dringender wird es, gegen die noch vielfach verbreitete Lauheit im Glauben unsrer Väter anzukämpfen. Das ist ein Teufel in uns. Denn so einer wahrhaft Christ wäre, es sey in welchem Bekenntniß es wolle, so wird kein Bekehrer Macht an ihm haben. Kurz ist es erst, als Ref. zwei Jünglinge aus dem Vaterhause auf die Hochschulen gehen, und den einen geheim zur katholischen Kirche übergetreten, zurückkehren sah; er war noch nicht mündig, was bei der Miß Loveday für so wichtig galt — hier wußte es der Vater nur nicht, und beide Fälle haben denselben Erfolg; zwar dürfte schwer zu entscheiden seyn, was schlimmer — den Vater zu betrügen, oder sich ihm zu widersetzen! — Beides Früchte der allein seligmachenden Bekehrung!! Wenn wir solches vor unsern Augen sehen, es miterleben — kann man unterlassen, wiederholt an die heiligen theuer erkauften Segnungen der Reformation zu erinnern, und für ihre Erhaltung besorgt zu werden?

Diese Besorgniß ist aber für einen Segen Gottes zu achten. Wir dürfen die Missionen, welche gegen Protestanten ausziehen, die Proselytenmacher, sowohl offenkundige als geheime mit oder ohne abgelegtes Glaubensbekenntniß, nicht anklagen; wir müssen aber eben so eifrig seyn für unsere Religion, als sie für die ihre. Sie sind unsre Freunde; sie fordern uns auferweckend zum Kampf heraus für unser göttlich Heil. Durch ihn werden wirs erringen und bewahren; wir wollen kämpfen, und durch Abfall nicht unwürdig werden vor Gott, Christi unverfälschter Lehre gewürdigt zu seyn; wir wollen zeigen, daß nicht abstracte Philosophien unsern Glauben regieren — nein! daß wir schöpfen an den Quellen des Heils, an dem Borne Christi selbst; — und dann wird es sich ergeben, wie viel Seelen uns abtrünnig werden können. Allein unsre Lauheit kann Sieg über uns möglich machen: thun wir sie gänzlich ab, und es wird kein Lamm aus unserem Stalle mehr gerissen werden.

Wahrlich, es liegt nicht in dieser Zeit im katholischen Geist, feindlich gegen Protestanten zu denken. Ganz katholische Länder geben die erfreulichsten Zeichen wahrhaft geistlicher Duldung. Referent hat dort Katholiken aus freier Neigung mit Vorliebe zu den Quellen des reinen Evangeliums in protestantischer Kirche kommen sehen. Die katholische besitzt Priester, deren evangelische Gesinnung protestantisch genannt werden kann. Also nicht von Katholiken überhaupt oder ihrer Kirche werden wir angegriffen. — Nein! — Lauernd und schleichend ziehen im Verborgenen Sektirer durch die Länder, und wie in politischer Knechtschaft predigen sie Aberglauben und Frömmelei — (nicht Frömmigkeit, nicht zu den Frommen kann man sie zählen), sie suchen für König und Kirche durch nie fehlende Motive zu hoffenden irdischen Vortheils und zu bereuender Sünden zu bekehren; sie lassen die gewonnenen Proselyten äußerlich bei dem alten Bekenntniß, damit sie durch diese Doppelheit mehr Seelen gewinnen; wo man nicht des Feindes gewärtig ist, hat er das leichteste Spiel. — Bei diesem Treiben

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 166.

19. Juli 1822.

Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officier. Geschrieben in dem Jahre 1820. Leipzig bei Brockhaus 1822. S. 292. 12.

Diese Briefe, die von einem gebildeten Manne, der Beobachtungsgabe, Kenntnisse und Erfahrung besitzt, in einem leichten und gefälligen Tone geschrieben sind, enthalten eine lebendige Schilderung des merkwürdigen Landes, welches jetzt nach einem elfjährigen blutigen Kampfe in die Reihe der Freistaaten der neuen Welt eingetreten ist. Der Vf. (nach S. 196 ist sein Name Carl Richard) gehört zu den Unzufriedenen, die mit großen Erwartungen an die Ufer des Orinoko zogen und sich nach unendlichen Mühsalen bitter getäuscht sahen. Referent hat ähnliche Berichte von brittischen Officieren über Columbien gelesen, die aber noch größeren Unmuth ausdrückten und weniger lehrreich waren als diese Briefe. Schwärmerischer Freiheitssinn, mit kriegerischem Muthe gepaart, und von ehrgeizigen Hoffnungen einer leicht verzeihlichen Eigenliebe getrieben, findet selten oder nie seine Rechnung in dem chaotischen Kampfe eines Volks, das noch nicht vorhanden ist, eines Staats, der noch in den Geburtswehen liegt, eines Heeres, das in seiner Zusammensetzung einer militärischen Robinsonade gleicht, und einer Regierung, die nichts verwalten kann, weil das zu Verwaltende sich in dem wilden Gährungsprocesse der gegenseitig sich abstoßenden und anziehenden Lebensstoffe eines politischen Körpers erst abklären und crystallisiren muß. Wer in die Mitte solcher Abenteuer eines um die rohen Elemente der Ordnung noch kämpfenden Naturstandes nicht die Kraft, den Muth und die Kunst mitbringt, alles zu entbehren, was Gewohnheit und Bildung in sinnlich-geistiger Hinsicht verlangen, der wird von der gährenden Masse wie etwas Fremdartiges ausgestoßen.

So ist es unserem Verf. gegangen. Er konnte oder wollte sich nicht mit dem Gemisch, was dort noch kocht und braust und siedet, amalgamiren. Aehnliches ist manchem wackern Manne begegnet, der mit europäischen Culturbegriffen in den Lapithen-Krieg der neuen Hellenen sich eindrängte. Kalte, erfahrne, durch Schicksalskämpfe gestählte Männer fassen auf dem schwankenden Boden eines kreisenden Berges eher festen Fuß, als kühne, rasche, hochherzige Jünglinge. Darum fand General von Normann in Morea seinen Platz, und Baron von Eben in Columbia. Letzterer kam in Maracaibo an, als unser Verf. das Land, mit welchem er sich nicht befreunden konnte, verließ. Seitdem haben wir aus öffentlichen Blättern erfahren, daß Bolivar den aus brittischen und portugiesischen Diensten und durch ernste Schicksale, die er erfahren, bekannten General von Eben mit Wohlwollen aufgenommen und sogleich angestellt hat.

Wenn nun gleich unser Vf. vieles, was am Orinoko vorging, durch seine europäische Nebelkappe in einem trüben Lichte sah, und die ersten Triebräder des ungeheuern Schleifwerks einer neuen Staatsmaschine vor lauter Staub und Spähnen, die auch um ihn herumflogen, nicht deutlich erkennen konnte, so hat er dennoch über das Land, die Natur des Bodens, die Lebensweise der Einwohner, die Producte, die Sitten und über die Personen, mit denen er in nähere Berührung kam, so viel Neues und Interessantes gesagt, daß wir seine Briefe Jedem empfehlen, der ein anschauliches Bild von einem republikanischen Embryo zu erhalten wünscht, welcher sich von den Ufern des atlantischen Meeres, längst den Savannahs und Llanos des Orinoko, bis zu dem höchsten Felsengürtel der Anden und bis an die Gestade des stillen Oceans über eine Fläche von 90 bis 100,000 Quadratmeilen, wie ein junger Riese, hingelagert hat. Der Vf. lernte jedoch nur den wichtigsten Theil kennen, das Innere des Landes an dem Orinoko, und die vorzüglichsten Städte der neuen Republik.

Nach einer abenteuerlichen Fahrt kam er den 28. Mai 1820 zu Angostura an, das er am 9. Juni verließ, worauf er durch die Savannahs eine beschwerliche Reise nach S. Juan de Poyara und nach Guadualito antrat. Von hier begab er sich in das Hauptquartier nach San Cristoval, welche Stadt er am 27. August erreichte, und am 20. Sept. nach Rosario de Cucuta (gegenwärtig der Sitz des Congresses) abging, um den General Bolivar zu sprechen. Endlich erhielt er am 26. Sept. den Bescheid, daß, wenn er eine Zeitlang zur Probe den Dienst verrichtet habe, er eine Anstellung erhalten solle. Nach seiner Legitimation konnte der Verf. erwarten, als Oberstlieutenant angestellt zu werden, und der zugemuthete Probe-Dienst schien eine absichtliche Beleidigung zu seyn, um ihn ganz abzuschrecken, Dienste zu nehmen. (Allein aus allen Umständen, die der Verf. selbst anführt, geht hervor, daß es da-

mals eine Unzahl von Stabsofficieren gab, die in dem Dienste der Republik müßig gingen; da konnte wohl Bolivar endlich ein Ziel zu stecken sich gezwungen sehen.) Indeß hatte man wirklich die Absicht, ihn als Major bei einem Depotbataillon anzustellen; da er aber keinen Sold erhielt, so erbot er sich, als Volontär den Feldzug mitzumachen, wenn er die Geldmittel dazu erhielte, außerdem bat er um seinen Paß und die nöthigen Mittel zur Rückkehr nach der Insel Trinidad. Nach wiederholten Bitten gab man ihm endlich am 17. Decbr. den Paß und zu seiner Reise Einhundert Piaster. Der Verf. verließ hierauf am 19ten Decbr. die Thäler von Cucuta, wurde unterweges von einem dort gewöhnlichen Fieber befallen und kam daher erst den 4. April 1821 in Angostura wieder an, von wo er am 24sten Mai nach Jamaica unter Segel ging. Hier fand das Schiff keine Ladung nach England; darum segelte es nach Havannah, und mit einer flüchtigen Schilderung dieses berühmten Stapelorts des westindisch-merikanischen Handels schließt unser Verf. seinen Reisebericht. Schon aus diesen chronologischen Angaben sehen die Leser, daß die Reise wirklich gemacht und nicht hinterdrein erst mit Hülfe einer Bibliothek ausgearbeitet worden ist; aber auch der Ton des Berichts hat die historische Treue der Autopsie.

Wir heben nur Einiges aus, um unsre Leser mit dem Gehalte dieser Briefe näher bekannt zu machen.

Vom General Bolivar sagt der Verf. S. 222 und 281 Folgendes: „Bolivar's Gemüthsart ist kalt, herrisch und stolz ohne Grenzen; seine Umgebungen leiden eben so sehr von seinen in jedem Augenblicke wechselnden Launen, als von seiner beinahe kindischen Eitelkeit, (von der letzten Eigenschaft hätten wir einige nähere Züge kennen zu lernen gewünscht.) Mißtrauen ist einem Charakter, wie dem seinigen, so natürlich, daß es vielmehr auffallen müßte, wenn man dieses bei ihm nicht fände. Er ist Herr genug über sich, freundlich gegen solche Personen sich zu stellen, die er fürchtet, und duldet Leute um sich, räumt ihnen sogar vielen Einfluß ein, von denen er weiß, daß sie schlechte Menschen sind (dies möchte wohl auch in Europa und im tiefen Frieden hier und dort der Fall seyn. Leider kann es oft nicht anders seyn.) Er ist sehr thätig, vielleicht der thätigste Mann in der Republik, hat aber die Eitelkeit, alles selbst thun zu wollen, und ergreift deshalb oft das Verkehrte (Beispiele fehlen). Die Schnelligkeit, mit der er sich in dem ungeheuern Lande von einem Puncte zum andern begibt, grenzt an das Unbegreifliche. — — Er ist lebhaft in der Unterhaltung, glücklich in raschen und treffenden Antworten; sein Blick ist starr und finster, seine unfreundlichen, mürrischen Gesichtszüge verrathen die Kälte des berechnenden Egoisten (?) *), die sich nur an Gegenständen erwärmt, welche seiner Herrschsucht nahe treten, und die bei Widerspruch leicht zur Flamme auflodert. In seinem Aeußern ist er einfach — des Schlafs hat er sich so sehr entwöhnt, daß er die Nächte fast ohne Schlummer hinbringt und nur in der heißesten Tageszeit ein wenig in seiner Hängematte ruhet; bei Geschäften ist er überaus lebhaft und thätig. Geiz und Gewinnsucht sind nicht in seinem Charakter. Auf die Generale Paez, Mariño und A. ist er im höchsten Grade eifersüchtig. (Was Paez betrifft, so möchte er wohl Grund dazu haben. Auch möchte Paez, nach dem, was der Verf. und andre Nachrichten von ihm sagen, nicht verdienen, an der Spitze zu stehn.) Den Ausländern hat er geschmeichelt, so lange er sie bedurfte; jetzt, wo er sich ohne sie sicher glaubt, vernachlässigt er sie sehr, wiewohl er Einzelne, die ihm zu imponiren wußten, ganz anständig behandelt hat. Unter den Creolen zieht er besonders seine Landsleute, die Venezuelaner, vor, und befördert sie mit Hintansetzung der Neugrenadiner ganz vorzüglich; diese empfinden das bitter, um so mehr, da die Venezuelaner sie mit Stolz und Uebermuth behandeln. Hierin und in der gegenseitigen Eifersucht und dem heimlichen Hasse der Generale möchte der Keim zu langem und blutigem Zwiespalt ruhen, der die junge Republik im Innern zerreißen wird. (Wenn Bolivar nicht als Präsident sein Werk vollendet.)"

Nach Bolivar, den der Verf. nur flüchtig und nicht ohne Vorurtheil beobachtet hat, ist der Zweite im Commando General Mariño; auch von ihm führt der Vf. mehrere Züge an S. 30, so wie von den Generalen Soublette Sücre und Urdaneta. Manche Anekdote möchte jedoch wohl mehr eine scherzhafte Erfindung als ernste Wahrheit seyn, z. B. was der Vf. von dem General d'Evreux S. 73 erzählt. General Urdaneta ist ein Creole, dessen Gesichtszüge viel Gutmüthiges haben. Gleichwohl hat er nach S. 177, auf Bolivar's Geheiß, oft das Amt eines Henkers ausgeübt. Als es nämlich Sitte wurde, die Kriegsgefangenen zu tödten, wünschte Bolivar's Partei ihre Landsleute, die Creolen, am Leben zu erhalten; aber desto unfehlbarer traf der Todesstoß jeden europäischen Spanier. General Urdaneta erhielt den Auftrag, die Spanier aufzufinden. Er ließ daher, wenn ihm die Gefangenen vorgeführt wurden, Einen nach dem Andern langsam den Namen Francisco aussprechen; das mehrere oder wenigere Zischen bei der Aussprache der zweiten Sylbe dieses Worts, welches auffallend verschieden von den europäischen Spaniern und von den Creolen betont wird, entschied über Leben und Tod.

General Paez, von dem man bisher so viel Widersprechendes erzählt hat, ist nach dem Verf. S. 90, 102, 114, 274, ein Creole aus der Provinz Varinas und vollkommen das, was man dort einen Llanero nennt, und

*) Bolivars großer Lebenszweck ist: Befreiung seines Vaterlandes. Diesem hat er Vermögen und Ruhe aufgeopfert. In jedem Falle ist sein Ehrgeiz großartiger Natur.

A. d. Red.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 167.

20. Juli 1822.

Aus meinem Leben, von Göthe. Zweiter Abtheilung fünfter Theil. Auch ich in der Champagne. — 1822.

Von dem ganz eigenthümlich geheimnißvollen Reiz aller Götheschen Werke ist auch dieser fünfte Theil seiner Lebensdarstellung durchdrungen und beseelt. Den Zusatz Wahrheit und Dichtung ablegend, führt er von Italien aus den Leser mit einem Sprung sogleich nach dem Rhein und in die Zeitperiode, welche mit dem Feldzug nach der Champagne im Sommer 1792 beginnt und mit der Eroberung von Mainz schließt, wie sie etwa ein Jahr darauf erfolgte. Er umfaßt also etwa ein Jahr aus dem Leben des Mannes, den wir gewohnt sind, vorzugsweise den Dichter zu nennen, und es geschieht uns mit diesem Buch wieder, ja vielleicht in einem Grade, wie es noch nicht stattgefunden, was wir jedesmal erfahren, wenn wir lesen, was seiner Feder entflossen ist. Zufällig, wie auf einer absichtslosen Wanderung irgend ein Gegenstand den Sinn zuerst zu berühren pflegt, und wie etwa sich alles Uebrige leicht und ungezwungen anreihet, so umgeben uns nach und nach gefällig, ungesucht, und wie von selbst hervortretend, mehrere einzelne Bilder, Züge, Ereignisse und Scenen, welche dem Schauplatz angehören, auf welchem wir eine Zeit lang verweilen sollen. Der Lebenswanderer hat keineswegs auf das Eine oder das Andere seinen Sinn ausschließend oder auch nur vorzugsweise gerichtet. Er hat keinem vorherrschenden Gedanken oder Zweck einen Einfluß auf das eingeräumt, was die einzelnen Tage, was die einzelnen Schritte vorwärts, seitwärts und rückwärts ihm dargeboten. Er hat es jenen nicht untergeordnet, sondern er hat, was überall ihn angesprochen, auf eine bewundernswerthe Weise rein, klar, faßlich, natürlich, eindringlich und vergegenwärtigend wieder erzählt. „So ist das Leben beschaffen!" — werden wir geneigt, uns zu sagen. „Dieses mannichfache, bunte, willkürliche, absichtslose Begegnen und Durchkreuzen der sonderbarsten Einzelnheiten von der verschiedenartigsten Beschaffenheit charakterisiren es in seinem wirklichen Daseyn, und derjenige Autor hat Recht, dessen Auffassung desselben uns mit diesem Reichthum bald einzelner Bruchstücke, bald einzelner sich rund und gefällig ablösender kleiner Bilder umgibt." —

So wird es dem Leser gehen, wenn er sich mit dem Buche bis etwa über die Hälfte hinaus beschäftigt hat. Ein solch naives Hinnehmen der sich darbietenden Gegenstände, dem sich nur selten eine tiefsinnigere Bemerkung am paßlichen Orte anschließt, hat er vielleicht bei Göthe noch nicht wahrgenommen. Zu jeder beliebigen Zeit kann die Lectüre abgebrochen oder wieder begonnen werden, und umgekehrt. Wo wir aufschlagen, um zu lesen, werden wir in einen selbstbestehenden interessanten Moment hineingezogen; jedes Fragment gibt uns zugleich ein gewisses Ganze.

Aber schon ehe wir zu demjenigen Wendepunct in dem köstlichen Wanderungstage gelangt sind, der jener Zeit des wirklichen Tages zu vergleichen seyn möchte, wo der Morgen, welcher in den Abend, der Vormittag, welcher in den Nachmittag übergehen will, die Welt anders malt und die Gefühlsweise des Menschen einem Instrument gleich umstimmt; noch ehe wir zu demjenigen Wendepunct, welchen der Verf. durch die Bezeichnung Zwischenrede uns andeutet, wirklich kommen; faßt uns ein ahnungsvolles Vorgefühl, daß ein geheimeres Etwas nun uns anreden werde. Aber nicht durch ein Verweilen bei der räthselhaften Stimme, sondern durch ein bloßes Hinübergleiten in eine Region des Lebens und Daseyns, welche die Gegenseite von derjenigen darbietet, mit der wir bis dahin verkehrten, durch ein Hinübergelangen zu derselben auf die nämliche Weise, wie sie der Verf. äußerlich erlebt und innerlich empfunden hat, kurz, durch eine Anschauung und Erfassung der Welt, des Lebens und des menschlichen Treibens von zwei Puncten aus, die nichts mit einander scheinen gemein zu haben, vielmehr Gegensätze verrathen, kündet sich dem Leser das Geheimste und Tiefste an, was die Seele nur zu suchen und zu vernehmen vermag. So legen wir, dem Autor in dem folgend, was ihm das Leben von außen dargeboten hat, was in seinem Innern vorgegangen und geschehen ist, endlich was er dabei empfunden hat, nun einen Weg durch stille Gänge ganz anderer Art zurück und langen an der Hand des nämlichen Führers allmählig wieder dort an, wo wir uns anfangs befunden hatten, von wo wir mit ihm ausgegangen waren.

Daraus entstehen Vorzüge dieses Bandes von mannichfacher Art. Einige wollen aufgesucht seyn und bieten sich nur dem tiefer dringenden Blick, dem inniger eingreifenden Mitgefühl dar. Andere treten auffallender und augenscheinlicher entgegen. Zu den erstern gehört der schöne Anblick, die wohlgefällige Empfindung der herrlichen Abrundung des Ganzen in unvergleichlicher Verbindung mit dem reizendsten Charakter, welchen frag-

mentarische und abgebrochene Darstellung wohl jemals fähig gewesen ist, davon zu tragen. Aber jenes, was als fragmentarischer Erguß und als vollendete Abrundung zugleich erscheint, das stellt sich in derselben Gleichzeitigkeit doch auch als Widerspruch im Aeußeren, oder Widerspruch im einzelnen Hervortritt als Einzelnes, und eben sowohl als innigster Einklang im Innern, stellt sich als nothwendige Folge des nothwendigen Verhältnisses aller Dinge dar. Endlich, so thun wir wieder einen Blick in das letzte aller Geheimnisse.

Wenn denn also dieser fünfte Theil von Göthe's eigenem Lebensbericht wieder eine reiche Fundgrube für den ist, welcher in der möglichst richtigen Durchschauung einer selten reinen und wahren Menschennatur auch einen Aufschluß und eine Bestätigung über so manches zu finden gewiß ist, was einem größeren Kreise, dem jene Natur eben auch angehört, zuständig ist; so kann es nicht fehlen, daß wir nach und nach darüber manches vernehmen werden, ja daß sich mancher Streit in Beziehung hierauf anspinnen und lösen oder ausgleichen wird. Denn wer vermag jetzt schon den Reichthum der Anlässe für alles dieses zu übersehen! — Aber dies möge nicht hindern, daß ein vorläufiges, vorübergehendes Aufgreifen einzelner Züge unternommen werde. Hoffentlich mißbilligt es Keiner bei sich im Geheimen, hoffentlich tadelt Keiner es laut, wenn an einem Orte, wo vielfältige Bedingungen einer Anschauungsweise diejenige Tiefe und denjenigen Umfang, welchen sie zu behaupten wünscht, verbieten, sie diesem Verbot sich fügt und nur Andeutungen darbietet, die hier und dort von den am Wege stehenden Bäumen abgerissenen Blättern und Zweigen gleichen.

In leichtes, vorüberschwebendes Bild, in anmuthig hingehauchte Erzählung, ja in scherzhaft vorgetragene Anekdote löset zu Anfang des Bandes sich das Meiste auf, und selten verflechten sich der Erzählung so ernste und allgemeine Betrachtungen, wie folgende. S. 48: „Daß mit Welt- und Geschäftsleuten besser auch in wissenschaftlichen Dingen zu handeln sey, weil sie den Geist frei halten und dem Referenten aufpassen, ohne weiteres Interesse als eigene Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben, und worüber sie mit ihres Gleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort: Credo, bei welchem so gut zu verharren ist, als bei irgend einem andern."

S. 62 gibt eine treffliche Charakteristik des Krieges und dessen, was ihn in unserer modernen Zeit eigentlich verderblich macht.

„So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immerhin, und dies mag es wohl seyn, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand, Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besondern Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Merkwürdig aber wird des Dichters Stimmung, als der Marsch nach Trier und über Trier wieder hinaus geht. Seine Gedanken rücken im voraus dem großen Gegensatz entgegen, der späterhin ihm das Gemüth einnimmt. So schon in einer Charakteristik des Monuments zu Ygel, von dem er sagt:

„Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen, so ist hier Leben dem Tod, Gegenwart der Zukunft entgegengestellt, und beide unter einander im ästhetischen Sinn aufgehoben. Dies war die herrliche Art der Alten, die sich noch lange genug in der Kunstwelt erhielt."

Nun fängt an eine innere Unruhe den Verf. dergestalt zu treiben, daß Aussichten und Anerbietungen, die unter jedem andern Verhältniß ihn gefesselt hätten, es nicht vermögen ihn zurückzuhalten. Er macht die Bemerkung:

„Es ist wunderbar; wie sich der Mensch an ruhige Zustände gewöhnt und in denselben verharren mag: so gibt es auch eine Gewöhnung zum Unruhigen; es war in mir die Nöthigung zu einem rollenden Forteilen, der ich nicht gebieten konnte."

Merkwürdig, daß dem Dichter auf diese Weise sich ankündigen mußte, was nur Verlangen nach jener Beengung im gewohnten Kreise war, von der seine von den Stockungen des Todes gedrückte Seele neues Leben verhoffte, und merkwürdig, wie sich dieses in der Betrachtung ihm dargestellt hat. Die an jener Stelle geschilderte Unruhe ist das untrüglichste Symptom jener unglückseligen Strebungen im Leben, von denen Göthe in der Zwischenrede so trefflich spricht. Wenn das Thätige zu stocken anhebt, wenn der Kern Schale werden will; dann ergreift den Menschen anfangs mit wohlthätiger Wirkung jene Unruhe, jene Nöthigung zu einem rollenden Forteilen. Sie trifft ihn im engen heimischen Kreise und jagt ihn aus diesem hinaus, wie sie ihn ereilt in der Periode, wo er sich wandernd von einem Orte zum andern bewegt. Und sie führt ihn entweder zum engen heimischen Lebenskreise zurück, oder sie macht ihn zum rastlosen Wanderer auf immer.

Es ist das Eigenthümliche fast jeder Wanderschaft, daß beim Antreten derselben fast alle Gegenstände Leben darbieten und empfangen. Daher wird die Seele häuslich und heimisch bei jedem einzelnen neuen Gegenstande um so vollkommner, je mehr solch ein Zusammentreffen frei von jeder Stockung ist. Aber diese schleicht ein und ist das, was rastlos weiter treibt. Nur nicht immer ist es die weiterwollende bewegliche Lust, sondern gewöhnlich das Verlangen nach dem Lebendigen und Thätigen. Und nicht selten ist die Ruhe und das enge Daseyn, worin jene uns wieder aufgehen sollen, was wir in der Unruhe und mit der Unruhe suchen.

Hiernach offenbart es sich deutlich, welcher Natur der Eindruck war, der in Göthe das Leben hemmte und ihn unruhig machte. Leer, nichtig und erstorben fühlte

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 168.

22. Juli 1822.

De Pradt über Europa und America im J. 1821.

(Vergl. eine andere Beurtheilung in Nr. 108 d. J.)

Man muß es dem Herrn de Pradt zugestehen, seine Schriften folgen der Zeit auf der Ferse. Kaum hatte das Jahr 1822 einige Wochen von seinem angetretenen Laufe zurückgelegt, so waren seine Betrachtungen über das eben verflossene schon in zwei, fast achthundert Seiten starken Bänden, die Nachschrift vom 14ten Januar datirt, in den Händen des Publicums. Der Deutsche braucht Jahre, um die Begebenheiten zu ordnen, und das Material gründlich und genau zusammenzustellen; der Franzose bedarf nur eben so vieler Tage, nicht um nur zu erzählen, was sich Großes und Bedeutendes ereignet habe; denn dies weiß zur Noth ja wohl jeder aus den Zeitungen, sondern um der Mitwelt den Spiegel hinzuhalten, den er aus dem, was sie gethan und nicht gethan, für sie zusammengesetzt, daß sie ihr eigenes Bild schaue und sich ihrer Gestalt freue oder davor erschrecke. Er erzählt wenig, raisonnirt und reflectirt aber desto mehr, lobt und tadelt, und spart besonders die Warnungen nicht. Die furchtbaren Dinge, die er nun schon so oft prophezeihet hat, werden endlich eintreffen. Ich weiß was kommen wird, sagt er, und — setzt er mit naiver Selbstgefälligkeit hinzu — wenn ihr es nicht wißt, meine Schuld ist es nicht, ich habe es euch längst verkündet.

Aber wem möchten diese schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten des Hrn. de Pradt unbekannt seyn? Eine Schilderung derselben mag der Literärgeschichte angehören, für ein Zeitblatt kommt sie gewiß zu spät. Wie viele Schriftsteller haben sich Europa in den letzten Jahren so bemerklich gemacht, als er? Wie viele haben Gelegenheit gegeben, sie nach ihren guten und schlimmen Seiten so vollständig kennen zu lernen? Und wem, der seine zahlreichen Schriften auch nur einer flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdiget hat, kann es schwer geworden seyn, sich selbst ein Urtheil über die Form derselben zu bilden? Wenigstens ist es gewiß nicht dieses der Kritik anheimfallende Interesse, welches eine neue Schrift des Ueberreichen bei dem lesenden Publicum erweckt. Schon ganz anders verhält es sich freilich mit dem Urtheile über den Werth seiner Ansichten, über das politische System, welches er immer wieder von neuem zu empfehlen so unermüdlich ist. Wir denken hier nicht an Leser, die sich an den äußersten Enden der politischen Factionen befinden. Hr. de Pradt gehört zu sehr einer politischen Partei an, als daß diese nicht ihr Urtheil über ihn vollkommen fertig hätte; denn welcher politische Schriftsteller wird von den Lesern dieser Gattung nach einem andern Maßstabe beurtheilt, als nach dem Nutzen, den seine Schriften ihrer Partei bringen, als nach der Menge derer, die seine Declamationen nicht überzeugen sondern überreden und übertäuben? Solche — und die Zahl derselben ist leider nicht gering — fragen nicht nach dem, was der Schriftsteller Gutes, Haltbares, Ersprießliches gesagt hat; denn sie wollen nur das, was ihren Vorurtheilen und ihren Leidenschaften schmeichelt; es kommt ihnen einzig und allein darauf an, wie blendend es ist, und inwiefern es Unkundige täuschen kann, daher ihnen auch Reden, welche grade aus dem andern äußersten Ende des großen politischen Tummelplatzes herüberschallen, weil sie so viele leicht aufzudeckende Blößen geben, bei weitem lieber sind, als die aus der gemäßigten Mitte, deren viel größere Gefahr sie sehr wohl erkennen. Beurtheiler solches Sinnes also sind längst mit Herrn de Pradt fertig. Sie verdammen oder erheben ihn unbedingt; und wenn die Heftigsten seiner Partei vielleicht nicht überall zu dem letzteren Ursache haben, so sind sie doch mit dem Wege, den er einzuschlagen räth, zu sehr einverstanden, und sie fühlen zu sehr, welch einen rüstigen Streiter sie an ihm haben, als daß sie nicht dergleichen Abweichungen ertragen zu müssen glaubten. Aber es gibt doch auch Leser, die ein solches schon im voraus nach der im Allgemeinen bekannten Tendenz des Schriftstellers fertiges Urtheil noch nicht haben, und um dieser willen wäre es doch wohl der Mühe werth, eine solche alles umfassende und alles besprechende Schrift des Hrn. de Pradt einer ruhigen und besonnenen Prüfung zu unterwerfen. In der That findet sich in ihm das Falsche so häufig neben dem Wahren, das Uebertriebene neben dem Gemäßigten, und wenn man auch schon die leitende Idee und den eigentlichen Mittelpunct seiner politischen Ansicht seicht und von der Oberfläche geschöpft nennen muß, doch so manches geistreich, scharf und klar Aufgefaßte, daß es grade die Schriften des Hrn. de Pradt sind, die zu einer sondernden und auseinanderlegenden Beurtheilung wohl reizen können. Aber um diese anzustellen, bedürften wir vor allem einen Grad von Redefreiheit, nach dem wir uns gegenwärtig vergeblich sehnen. Denn was frommte es, bemerklich gemacht zu haben, wo der Verf. irrt und schwer irrt, wenn wir daneben nicht auch diejeni-

gen seiner Behauptungen, wo Wahrheit und Recht auf seiner Seite sind, ins Licht stellen dürfen, und wohl zuweilen in ein noch stärkeres Licht stellen dürfen, als er selbst auf sie fallen läßt und auf seinem Standpunct fallen lassen kann? Für jetzt mag daher eine Beleuchtung der de Pradtschen Grundsätze mit so vielem Andern unausgeführt bleiben.

Doch das politische System des Hrn. de Pradt mag immerhin ein noch so wohl begründetes seyn, mag immerhin dasjenige seyn, bei welchem sich Regierte und Regierende am besten befinden, mag als das vorzüglichste Mittel betrachtet werden, die Spannung zu enden, in welcher sich die meisten Staaten von Europa gegenwärtig befinden — ist darum mit der Aufstellung und Annahme solcher allgemeinen Grundsätze schon alles — oder das meiste gethan? — Hat man sich dem großen Ziele dadurch in der That schon bedeutend genähert? Man müßte Vernunft und Geschichte bei diesen hochwichtigen, das Wohl der Menschheit betreffenden Fragen wenig zu Rathe gezogen haben, um diese Behauptung aufzustellen. Das Princip, wenn es das wahre ist, ist allerdings ein Schritt auf der rechten Bahn, aber auch nur Ein Schritt. Alle andere — und deren sind sehr viele und schwierige — bleiben noch zu thun übrig. Es ist ein eben so verderblicher, als gewöhnlicher Irrthum, ein Irrthum, gegen den man eben darum seine Stimme nicht oft und nicht laut genug erheben kann, daß man, um bürgerliche Einrichtungen zu formen, nur gewisse oberste Grundsätze und allgemeine Wahrheiten anzuerkennen und zur Richtschnur des Handelns zu machen habe — alles Uebrige mache sich dann schon von selbst. Aber das geistige Princip in seiner Abstraction erkannt haben, heißt noch nicht, es in allen den besondern Gestalten erkannt haben, zu welchen es sich formt, wenn sich der Geist dem Körper vermählt. Nicht blos jenes im Allgemeinen zu erkennen; nein, die unendlich verschiedenen Modificationen der Geburten, die von der Eigenthümlichkeit des Stoffes abhängen, recht anzuschauen und aufzufassen, eben diese Individualitäten, diese mannichfachen Gestaltungen welche das wahre Leben ausmachen, zu ehren, zu pflegen und ihnen eine Richtung zu geben, in der ihr Wachsthum weder gehemmt werde, noch allzuwuchernd um sich greife — das ist die Aufgabe, deren ungemeine Schwierigkeit man einsieht, wenn man die vielgestaltige Entwickelung des Menschen in allen Eigenschaften seiner höhern und bessern Natur in der Tiefe ihrer Bedeutung erkennt.

So ungefähr verhält es sich mit der Ansicht, daß zum Heile der Staaten mit der Annahme des constitutionellen Princips schon das meiste gethan sey. Man muß diesen Glauben allerdings verzeihlich finden, wenn man erwägt, wie groß und in die Augen springend die Vortheile eines verfassungsmäßigen Ganges der Gesetzgebung sind, schon allein darum, weil sie der Willkür, der Uebereilung, der Beschränktheit einen mächtigen Damm entgegen setzen. Folgt aber aus der Nothwendigkeit, daß in einem wohleingerichteten Staate die ausübende Gewalt nicht zugleich die allein gesetzgebende seyn dürfe, auch, daß eine solche Vertheilung der Gewalten schon allein ein untrügliches und universelles Mittel gegen alle Gebrechen sey, an welchen ein Staat leiden kann, daß sie alle Wunden zu heilen vermag, die Unverstand und Verkehrtheit ihm geschlagen? Es gibt Uebel, die in einem Lande, dessen Verfassungsformen kaum etwas zu wünschen übrig lassen, höchst drückend und verderblich seyn können, während man sie an andern Orten, wo die bürgerlichen Einrichtungen noch in ihrer Kindheit sind, kaum kennt. Gewiß kann daher nicht alles, was das Glück der Völker ausmacht, unter den Gegensatz von constitutionellen und nichtconstitutionellen Einrichtungen fallen, und dieser Gegensatz ist weder ein so durchgreifender, noch ein so erschöpfender, als er bei Hrn. de Pradt erscheint. Nach ihm ist alles ungemein leicht und einfach. Das Constitutionelle und Nichtconstitutionelle — das erste ist das gute, das zweite das böse Princip. Man hat nichts zu thun, als sich zu dem ersten zu bekennen und dann alles gehen zu lassen; es geht gewiß ganz vortrefflich. Es ist eine ungemein süße und wohlschmeckende Speise, die man mit außerordentlicher Leichtigkeit verschluckt; sie behagt dem Gaumen, und man gedeiht und nimmt zu, man weiß selbst nicht wie. Von der Schwierigkeit der Verdauung, der Assimilation ist nicht die Rede. Wenn aber Hr. de Pradt aufhört, die allgemeinen, für alle Mägen passenden Glückseligkeits-Recepte zu geben, wenn er auf die Krankengeschichte einzelner, ja solcher Staaten kommt, die sich seiner Heilmethode in aller ihrer Strenge bedienen, so klingt es freilich zuweilen ganz anders. Hören wir ihn, wenn er über Spanien spricht!

„Die Spanische Revolution, sagt er, ist ungefähr mit eben so viel Kunst und Einsicht geleitet worden, als der Despotismus seit 1814. . . Auch sind die Wirkungen beider einander vollkommen gleich gewesen. Revolutionen sind immer von Unfällen begleitet; die Aufgabe ist, sie zu vermindern, indem man sie so leitet, daß sie an Heftigkeit verlieren. Diese Kunst ist Spanien fremd geblieben. Es liegt etwas der Ordnung Widerstrebendes im Charakter seiner Bewohner, und vermöge der außerordentlichen Hartnäckigkeit desselben, welche Beständigkeit genannt wird, beharren sie bei allen einmal gefaßten Beschlüssen und trachten, sie immer wieder ins Leben zu rufen. Bei der Eröffnung der ersten Cortes entwarf der Minister des Innern das Gemälde des bejammernswerthesten Zustandes, in welchem sich jemals ein Land befunden: es lag am Tage, daß Spanien sich nicht in einer Revolution, daß es sich im Zustande der Auflösung befand; daß es nur Verstellung seyn konnte, eine Regierung, die in den letzten Zügen lag, der eingetretenen Staatsumwälzung wegen zu beklagen, und daß eben diese Umwälzung sie in das Leben zurückrief, welches schon überall zu erlöschen begann. Wenn der König von Spanien noch einen Staat zu beherrschen hat, so dankt er ihn der Revolution; mit seinem Spanien war es zu Ende. Vor der Revolution

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 169.

23. Juli 1822.

Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften ꝛc. Zweiter Theil. Von Dr. K. F. W. Gerstäcker.

Der zweite Theil der Beispielsammlung steht dem ersten, in Nr. 293 und 294 des vorigen Jahrganges dieses Blattes angezeigten, an Verdienstlichkeit nicht nach. Auch von den hier gegebenen Proben gilt es, daß sie ihren Hauptzweck um so mehr erfüllen, je weniger die Aufmerksamkeit durch besondere Merkwürdigkeiten in der Materie gefesselt wird, sondern ungestört auf der inneren und äußeren Form dieser Musterschriften haften kann. Sie bieten den angehenden Praktikern selbst dadurch einen überaus nützlichen Leitfaden dar, daß sie einmal sich auf die verschiedenen Fälle erstrecken, in denen der Beistand eines Defensors in Anspruch genommen zu werden pflegt, wie bei Incidentpuncten, der ersten und weiteren Vertheidigung und Begnadigungsgesuchen, und daß sie zweitens meistentheils sich mit Gegenständen beschäftigen, welche in der Criminalpraxis zu den alltäglich vorkommenden gehören. Duell, Widersetzlichkeit, Fälschung, Diebstahl, Betrug, Ehebruch u. s. w. sind die Veranlassungen der hier gelieferten Arbeiten gewesen, unter denen besonders die sub M. P. R. und K. K. den Preis verdienen, ohne darum die übrigen zurückzusetzen. Was alle diese Arbeiten vortheilhaft auszeichnet, ist

1) die logische Ordnung, in welcher die Vertheidigungsgründe zusammengestellt sind, und die dadurch erleichterte Uebersicht;

2) der zweckmäßige Vortrag, der die rechte Mittelstraße zwischen unnützer Declamation und ermüdender Trockenheit hält, so wie die Geschliffenheit und Reinheit der Schreibart;

3) der Fleiß in der Aufsuchung, und der Scharfsinn in der Entdeckung der Vertheidigungsmittel;

4) die Gründlichkeit und Richtigkeit der Theorie, die es allein möglich macht, mit sicherem Auge zu erkennen, worauf es bei der Vertheidigung ankommt, und was nichts dazu beitragen kann, daher Scheingründe und unhaltbare Ausführungen vermeidet; endlich

5) die unverkennbare Fertigkeit und Gewandtheit in der ganzen Einrichtung und Ausführung der Schriften, welche die Frucht einer vielfältigen Uebung ist. Eben deswegen ist es nicht zu verwundern, daß die Vertheidigung sub S, welche der Verf. schon als Probeschrift bei seiner Zulassung zur Advocatur ausgearbeitet hat, gar merklich von den übrigen absticht, so daß nur die Vorliebe eines Verf. für sein Erzeugniß die Ursache ihrer Aufnahme in diese vortreffliche Sammlung gewesen seyn kann. Es ist dieselbe nicht nur auf eine theoretisch ganz falsche Behauptung gegründet, daß nämlich eine Wechselverfälschung die eigenhändige Ausstellung des falschen Wechsels voraussetze, da nicht blos der Urheber mit dem Thäter gleich strafbar ist, vielmehr überhaupt das, was Jemand durch einen Andern thun läßt, rechtlich eben so angesehen wird, als ob er es selbst gethan hätte; sondern es ist auch bei dieser Arbeit noch der Fehler besonders sichtbar geworden, die Entschuldigung durch bloße Vermuthungen bewerkstelligen zu wollen. Thatsachen dürfen nie vermuthet werden! Aber nur auf erwiesene Thatsachen darf sowohl die Anklage, als die Rechtfertigung gebaut werden; die bloße Möglichkeit reicht weder zu der einen, noch andern hin. Wenn also vermöge eines unrichtigen Schlusses aus einer erwiesenen Thatsache auf die Existenz der Schuld geschlossen worden ist, indem aus der Möglichkeit der Causal-Verbindung beider die Gewißheit der letztern gefolgert wird, dann gehört es unstreitig zu den Obliegenheiten des Defensors, die Unrichtigkeit dieses Schlusses aufzudecken und seinen Beweis durch Beispiele anschaulich zu machen, in deren Erfindung sein Witz sich zu zeigen Gelegenheit hat. Wenn aber die gesetzwidrige That selbst, und ein nach den natürlichen Regeln aus ihr entstehender Erfolg bereits feststehen, dann ist es ein vergebliches Unternehmen, weil es ein unlogisches Verfahren ist, andre mögliche Ursachen eben dieses Erfolges zu erdichten, um daraus zu folgern, die erwiesene That habe den Erfolg nicht hervorgebracht und sey deswegen gar nicht, oder doch weniger strafbar.

Dieser Fehler wird aber von Vertheidigern, so wie von Richtern, allzuhäufig begangen, als daß es unverdienstlich wäre, darauf nicht besonders aufmerksam zu machen. Er findet sich hin und wieder selbst in einigen der übrigen hier vorgelegten Schriften, welche außerdem nichts zu wünschen übrig lassen, als etwa bei einigen noch größere Kürze und Gedrängtheit.

Der Verf. hält zwar dafür, daß ein Vertheidiger sich nicht ermächtigen dürfe, Vertheidigungsgründe, die ihm sein Client angibt oder sich aus den Acten darbieten, blos darum wegzulassen, weil sie ihm untauglich erscheinen. Allein diese Ansicht dürfte kaum Stich halten. Der Defensor ist eine Art von Arzt! So wenig

dieser dem Kranken eine schädliche Medicin verschreiben wird, weil er sie begehrt, so wenig darf ein Vertheidiger anführen, was nach seiner Einsicht seinem Rechts-Patienten schädlich werden kann — dieser müßte denn ausdrücklich darauf bestehen, weil dem, der vor Gericht Schaden leiden will, solches nicht gewährt werden darf. Bei Anführungen, die zwar nicht schädlich, aber doch unerheblich erscheinen, wird der Defensor zwar sich nicht erlauben, sie ganz zu unterdrücken, aber doch sich hüten müssen, dabei lange zu verweilen, aus gegründeter Besorgniß, dadurch dem hauptsächlichen Inhalte seiner Schrift unersetzlichen Schaden zuzufügen. Ueberhaupt ist es ganz zweckwidrig, wenn ein Vertheidiger den Richter in einer umständlichen Auseinandersetzung von dem unterrichten will, was er wissen muß. Dies ermüdet nicht nur die Geduld und die Aufmerksamkeit, sondern beleidiget auch das Selbstgefühl der Pflichtmäßigkeit und Sachkenntniß, woran es unverholne Zweifel ausdrückt. Nur darum ist der Werth und Erfolg der Defensionen in der Praxis der Gerichtshöfe so außerordentlich gesunken, weil ihr Inhalt meistentheils trivial ist, und weil sie nach der Elle — nach Bogen — gemessen worden sind. Je kürzer, je gedrängter, je wortkarger sie bei alle dem sind, was keiner Ausführung bedarf, desto eher und erfolgreicher können sie sich über diejenigen Puncte verbreiten, welche ohne Auseinandersetzung nicht ins Klare zu bringen sind. Dem Zwecke gemäß zu seyn, ist das Eigenthümliche des Vernünftigen! Ist der Zweck der Vertheidigungsschriften, den Referenten dahin zu bringen, daß er die That aus dem möglichst günstigen Lichte betrachte, so kann es nicht vernünftig seyn, ihn durch Mangel an schuldiger Achtung zu verstimmen, und durch Wiederholungen und breite Darstellungen zu ermüden; sondern die Defension muß sich darauf beschränken, einmal durch bloße Anführung, mehr noch durch zweckmäßige Zusammenstellung aller Umstände zu verhüten, daß von dem Referenten keiner außer Acht gelassen werde; demnächst aber bei denjenigen, welche der thatsächlichen oder juridischen Beschaffenheit nach einer mehrfachen Auslegung und Ansicht fähig sind, den Referenten zu der günstigsten dadurch zu vermögen, daß sie als diejenige dargestellt wird, wofür Kopf und Herz, Natur und Wissenschaft, Recht und Billigkeit sich zu entscheiden die triftigsten Gründe haben.

Wenn gleich indessen bei einigen, aber auch nur bei einigen dieser Schriften eine kürzere Fassung, ohne Verkürzung des materiellen Inhaltes, noch möglich gewesen wäre, so sind doch alle insgesammt frei von jenem leeren Wortschwalle, Empfindeleien oder gelehrtem Klapperwerk, womit Defensoren so häufig den Richtern edle Zeit rauben und die Angelegenheit ihrer Schützlinge verderben. Sie sind in der That in aller Hinsicht so musterhaft, daß sehr zu wünschen wäre, jeder junge Jurist bildete sich darnach, und befleißigte sich, Arbeiten gleicher Art zu produciren.

Schließlich bemerken wir zu S. XLIV. nur noch, daß die Milderungsgründe nicht zu den Einwendungen, sondern zu den Ausflüchten gehören. Sie sind nicht gegen die Anwendbarkeit der gesetzlichen Strafe selbst gerichtet, sondern auf den Erlaß eines Theiles derselben, aus Gründen, die nicht aus der Beschaffenheit des Verbrechens, sondern aus andern Umständen hergenommen sind.

Hiermit würde unsre Anzeige von diesem Buche zu Ende seyn. Da aber der Verf. unsre Kritik des ersten Bandes diesem zweiten hat vordrucken lassen, und, unser Lob annehmend, den beiläufigen Tadel in einer Menge von Anmerkungen von sich abzulehnen bemüht gewesen ist, so sind wir es uns selbst schuldig, demselben Rede zu stehen. Indessen lassen wir Dinge, um welche zu rechten es sich nicht der Mühe lohnt, ganz auf sich beruhen; auch sind wir weit entfernt, die Antikritik des Hrn. Verfs. auf die gewöhnliche Recensentenweise abzuspeisen, beweisen demselben vielmehr in dieser Erwidrung selbst unsre Hochachtung. Man kann das Folgende füglich als einen für sich bestehenden Aufsatz ansehen, der zu der Beurtheilung der Schrift des Verfs. nicht mehr gehört, sondern einen ganz andern Gegenstand betrifft. Denn wenn schon der Verf., um die Verschiedenheiten der Vertheidigungsarbeiten im schriftlichen und mündlichen Verfahren vor Gericht darzustellen, die Hauptunterschiede beider Verfahrungsarten selbst, so weit sie das Vertheidigungswerk angehen, herausheben mußte, so gehört doch die Erörterung der juridischen oder politischen Vorzüglichkeit der einen oder der andern ganz und gar nicht in eine Anleitung zur Vertheidigungskunst. Auch fällt es uns nicht ein, dieses weitläuftige Thema hier ausmachen zu wollen. Nur daß es nicht damit abgemacht sey, womit der Verf. die Sache entschieden zu haben vermeint, zu zeigen und die häufigen Uebereilungen nachzuweisen, in welche ihn Einseitigkeit der Ansicht gezogen hat, kann hier unsre Aufgabe seyn.

Der Verf. irrt aber augenscheinlich, wenn er S. XL. meint, daß diejenigen Verbesserungen, wodurch alles das, was dem gemeinen deutschen Criminalprocesse zum wahren Vorwurfe anjetzt noch gereicht, den Inquisitionsproceß unmöglich machen würden. Die Zuziehung des Defensors bei allen Zeugenvernehmungen und bei der ganzen Specialinquisition; die Oeffentlichkeit des Vortrags der Referenten sowohl, als des Ausspruches des Gerichts, die sorgfältige Trennung der General- und Specialinquisition dergestalt, daß auf die letztere ausdrücklich zu erkennen ist; das Alles verträgt sich mit dem Inquisitionsprocesse sehr wohl. Selbst die allerdings sehr löbliche Aufstellung des öffentlichen Anklägers ändert in dem Wesen des gemeinen deutschen Proceß-Rechtes nichts, da es eben so gut den Anklage-, als den Inquisitionsproceß kennt. Beiläufig sey hier nur erwähnt, einmal daß es ohnehin eine logisch falsche Eintheilung ist, alles Criminalverfahren in den Inquisitionsproceß und die Jury einzutheilen; und zweitens, daß es zu den grundlosen Einfällen der neueren Zeit gehört, obgleich sich Männer, wie Meyer und Gerstäcker, davon haben hinreißen lassen, als wenn der deutsche Inquisitonsproceß

seinen Ursprung in den Höhlen der Sancta Casa der Inquisition genommen habe, da es vielmehr keinem Zweifel unterliegt, daß er aus den westphälischen Freigerichten in die übrigen Gerichtshöfe übergegangen, also echt deutschen Ursprunges ist. (M. v. Weisse's Geschichte der churfächs. Staaten B. II. S. 173)

Von einer Wirksamkeit des Defensors während der Untersuchung (S. XXXIX) kann überall nicht die Rede seyn, wenigstens nicht in der vollen Bedeutung des Worts, da dessen Wirksamkeit lediglich negativ seyn kann, und sich auf die Controle des Gerichts, außer der Aufsuchung und Vorbereitung der Vertheidigungsmittel, beschränken muß, keineswegs die Ueberführung des Angeschuldigten erschweren oder verhindern darf. Daß aber die Anwesenheit des Defensors bei der Beweisaufnahme und Specialinquisition, und die Oeffentlichkeit der Verhandlung, nebst der jedesmaligen Wahl der Richter aus dem Volke das Wesen der Jury ausmache, ist abermals irrig. Die beiden ersten Eigenschaften gehören gar nicht dazu, wie denn die englische Geschichte, und das Revolutionstribunal von Paris genug Beispiele ihrer Abwesenheit darbieten; auch können beide jedem andern Criminalprocesse einverleibt werden. Der Wechsel der Richter aus dem Volke, und die damit unvermeidlich verknüpfte Ungewißheit sowohl ihrer Rechtskunde als ihrer Unerfahrenheit in der Behandlung und Beurtheilung von Rechtsstreitigkeiten, ist zwar eins der wesentlichen Merkmale der Jury; das zweite aber ist, die Trennung des Urtheiles über den Thatbestand des Verbrechens, über die Schuld des Angeklagten und deren rechtliche Bedingungen, endlich über das Maß der Schuld und deren gesetzliche Folgen. Denn also theilen sich die drei Bestandtheile eines Criminalerkenntnisses bei dem Daseyn der Jury. Zu einem dritten Merkmal derselben könnte man noch die Unmöglichkeit des schriftlichen und die Unvermeidlichkeit des mündlichen Verfahrens vor ihr rechnen, wenn solches nicht vielmehr eine Folge ihrer Beschaffenheit wäre.

Unwürdig des Verfs. ist die seichte Behauptung, daß die unmittelbare Wahrnehmung beim mündlichen Verfahren überall mehr Gewißheit gebe, als die mittelbare beim schriftlichen. Das heißt, behaupten, die Sternkundigen sollen ihre Ferngläser wegwerfen, um mit bloßen Augen besser zu sehen! oder der Furchtsame werde mit eignen Ohren zuversichtlicher hören, was um Mitternacht in einer Kirche gesprochen wird, als er es durch seinen beherzten Freund erfahren kann; oder es sey sicherer, um etwas im Gedächtnisse zu behalten, sich es auf dem Jahrmarkte einmal vorlesen lassen, als es auf seiner Stube so oft lesen, bis man es auswendig weiß. Im practischen Leben ist das Unmittelbare selten das Gewisse; und der geradeste Weg ist nicht der nächste, wenn er über Felsen und Sümpfe führt, die unwegsam sind. Das Leben der Menschen aber ist ein Land voller Sümpfe und Precipicen; die Leidenschaften, die Vorurtheile, die Schwachheit, das Laster aller Art bilden sie.

Es ist ein großer Fehler, wenn man bei der Würdigung der Jury nicht vor allen Dingen nach ihrem juridischen Werthe fragt; (S. XXXVII) und ein noch größerer, wenn man den Despotismus zu den Staatsformen rechnet. Für jeden Staat aber ist die erste aller Pflichten, seinen Unterthanen Justiz zu leisten, weil dies die Bedingung des Aufhörens der Eigenmacht ist. Diejenige Form der Rechtspflege, durch welche die Gerechtigkeit am besten gehandhabt wird, ist also ganz von selbst die politischeste aller politischen Einrichtungen; und jede Einrichtung, die hierin etwas verdirbt, ist absolut tadelnswerth, so viel Gutes sonst an ihr seyn möge. Kein Zweck heiliget die Mittel, und keine Pflicht, der Gesammtheit wie des Einzelnen, verabsäumt zu haben, wird dadurch gerechtfertiget, daß solches in sonstiger guter Absicht geschehen sey. Es ist allemal verkehrt, die Rechtspflege im Staate zu einem Mittel für andre politische Zwecke zu machen. Sie bleibt durchaus das Höchste und Heiligste und Unverletzliche. Nur wenn zur Erreichung ihres Zweckes es mehrere gleich gute Mittel gibt, ist es erlaubt, dasjenige auszuwählen, wodurch noch andre Nebenzwecke erreicht werden können.

Das Argument: Weil es unmöglich ist, eine ganz vollständige und untrügliche Beweistheorie, und eine sie sanctionirende Gesetzgebung aufzustellen, so ist es besser, hierin gar nichts zu thun, sondern alles dem augenblicklichen Einfalle derer zu überlassen, welche zu Gericht sitzen, braucht man nur in seiner Nacktheit hinzustellen, um seine Absurdität sogleich zu erkennen. Je schwieriger es ist, etwas einzusehen, desto nothwendiger ist es, die Erfahrungen von Jahrhunderten und die Einsichten der größten Denker darüber zu sammeln, zu benutzen und zur Regeln für alle diejenigen aufzustellen, welche nicht im Stande sind, diese Erfahrungen zu machen und in die Verhältnisse der Sache einzudringen. (S. XXVII.) Eine Wahrheit aber, die keine wahre gründliche Wahrheit ist, (S. XIV) was ist das für ein Ding?

(Der Beschluß folgt.)

Shakspeare's Macbeth.

(Fortsetzung aus No. 159.)

§. 10.

Selbst Macbeth, obwohl er ohne Zweifel in kalten Stunden das unkriegerische Wesen des Königs nicht ohne Ironie betrachtet haben mag, wagt dennoch niemals diesem Gefühle Worte zu leihen, sondern in seinem besseren Selbst wohnt eine sehr richtige Ansicht, und eine fast zärtliche Liebe für den König. Er sagt sich selbst kurz vor der That, wie sicher Dunkan bei ihm seyn müsse, er sey ja dessen Vasall, Blutsfreund und Wirth. Doch alles rührt ihn noch nicht so, als die fast kindlichen Tugenden dieses Königs, der so gelind regiert, und sein großes Amt so tadellos verwaltet habe.

Er oerweilt bei diesem Gedanken und sagt sich selbst, daß gegen seine schauderhafte That sich Dunkan's Tugenden wie Cherubim mit Posaunenzungen erheben werden, er sieht das Mitleid, das wie ein nacktes neugebornes Kind, (like a naked new-born babe) vom Himmel niedersteigen werde, und, während es Thränen aus den Augen jedes Guten lockt, die Herzen Aller zur Wuth gegen den Mörder des Unbeschützten entflammen müsse. Er sagt sich dies alles; nur Eins verschweigt er: Dunkan's Alter, das sich fast der Greisenzeit nähert. Diesen Einen Umstand, völlig genügend, um auch den Löwen zu zähmen und das Lamm in Sicherheit zu stellen, dürfte er jetzt sich selbst und uns nicht nennen, denn nur wenn er diesen Einen Umstand vergessen hat, kann die That als möglich gedacht werden, was sie sonst kaum wäre. Wir sollen aber über Dunkan's Alter nicht in Ungewißheit bleiben, und so muß Macbeth selbst es in einem schaudervoll rührenden Bilde vorstellen. Er hat die Kämmerlinge getödtet, um sie, des Mordes verdächtig, zum ewigen Schweigen zu bringen. Mit Recht fragt Macduff, warum er so gehandelt, und nun muß er, um sich nur einigermaßen zu entschuldigen, ein Bild von der Scene geben, die er so eben gesehen und veranlaßt hat. Da heißt es denn:

Here lay Duncan,
His *silver*-skin *) lac'd with his golden blood u. s. w.

Jetzt erst steht die That vollständig vor unsern Augen; wir haben alles erfahren; aber alles zu rechter Zeit. Jetzt nehmen wir selbst das leise Lächeln, das uns früherhin anwandeln konnte, zurück, denn der Greis darf allenfalls sich entfernt halten von der Schlacht, die für ihn geliefert wird,

*) Schiller hat dies höchst wichtige Wort ganz übersehen, und statt dessen: „königlicher Leib."

und der Greis mag allenfalls fragen, wie er vorhin fragte: Erschreckte das nicht unsre tapfern Feldherren? u. s. w.

§. 11.

Eine sehr merkwürdige Stelle findet sich im zwölften Auftritt des ersten Acts. Dunkan hat sich selbst freundlich eingeladen zur Abendmahlzeit und zur Nachtruhe auf Macbeth's Schloß, und jeder Leser und Zuschauer ahnet, daß er hier sich selbst seinen Mördern ausliefern werde. Jetzt erscheint Dunkan, in Gesellschaft des treuen Banquo, wirklich vor dem Schlosse, und nun drängt sich uns die Frage auf: Wie würden wohl hundert und wieder hundert europäische Dichter ihn jetzt reden lassen?

Die meisten, ohne Zweifel an Frankreichs vierten Heinrich denkend, schwer bedenklich, ahnungsvoll. Er hört „im ahnungsvollen Ohr der Tritte Klang, die durch die Straßen von Paris ihn suchen, das Gespenst des Messers fühlend, lange, ehe noch der Mörder Ravaillac sich damit bewaffnete." Oder, wenn man ihn auch unbedenklich seyn ließe, so würde doch wenigstens ein Freund ihn warnen, und auf die Frage, wie er denn hier Unheil besorgen könne, nichts weiter erwidern dürfen, als daß eine innere Stimme sich also vernehmen lasse. Es wird nicht in Abrede gestellt, daß eine solche Behandlung in manchen Tragödien zweckmäßig seyn könne. Hier aber würde sie den Eindruck gestört haben, denn in dem stillen, weichen Gemüth Dunkan's und dem muthig kühnen Banquo kann keine mystische Stimme walten.

Andere Dichter hätten vielleicht durch grellen Contrast zu erfreuen gehofft, und wohl gar dem Könige eine muthwillig scherzende Stimmung geliehen, was sich hier seltsam genug würde ausgenommen haben.

Unser Dichter hat, mäßig gesinnt, und die Menschen klar anschauend, den rechten Punct getroffen, und überaus wohlthätig ist nach den ersten dunkelschweren Scenen das Stillleben, welches er jetzt eröffnet, um sodann das tiefste tragische Pathos darauf folgen zu lassen.

Dunkan, völlig erheitert durch den Sieg seiner Feldherren und durch die Gnade, die er auf sie gehäuft, fühlt sich mit doppelter Freude und Innigkeit jetzt von den stillen Reizen der Natur angesprochen, und wie ein guter, freundlicher Mensch äußert er sein Wohlgefallen an der angenehmen Lage von Macbeth's Schlosse, und daß so erquicklich linde hier die Lüfte wehen, so wie er auch bald mit beredter Zierlichkeit und Galanterie der Lady begegnet, die schon den Dolch für ihn zurecht gelegt hat.

§. 12.

Auch das nächste Todesopfer, Banquo, steht in heller Liebenswürdigkeit neben dem Könige. Es ist dem tapfern Feldherrn nicht zu klein, die Nester der häuslichen Mauerschwalbe an den hervorragenden Friesen und Verzahnungen des Schlosses zu betrachten, und, wie ein echter Freund und Kenner der Natur macht er die sehr richtige Bemerkung, daß wo diese Vögel am liebsten ihre Wohnung aufschlagen, die Lüfte rein und lau zu wehen pflegen.

Es ist indeß nicht blos das schöne Stillleben in dieser Scene, welches, zwischen das Gewühl feindseliger und verbrecherischer Leidenschaften tretend, uns so angenehm überrascht; es ist die Freundlichkeit der Natur selbst, die uns hier so bedeutend anspricht. Sie weiß nicht um das Verbrechen, das, bis jetzt nur wühlend in der verschwiegenen Brust, noch nicht zur That geworden und an das Licht gekommen ist, noch darf sie lächeln; doch späterhin, wenn der Frevel begangen und erschienen ist, reißt auch sie gleichsam aus ihren Fugen, und wüthet gegen die Menschen an, die ihr reines Stillleben gestört haben.

Aber auch noch ein Gedanke wird hier in uns angeregt: die häusliche Mauerschwalbe hat mit Sicherheit ihr Nest am Gebälk des Schlosses gebaut, vielleicht unter den Fenstern der Lady, vielleicht sogar von ihr gelockt und begünstigt. Ein alter frommer Aberglaube schützt das harmlose Geschöpf; und Dunkan, der gnadenreiche König, findet keinen Schutz! und das Schloß, über dessen angenehme Lage er sich gefreut, wird für ihn zur Höhle des Verraths und Mordes.

§. 13.

Es ist oben bemerkt worden, daß Macbeth noch vor der That sich selbst, mit Ausnahme eines einzigen Umstandes, alles sagt, was Pflicht und Gewissen gegen sein Verbrechen sagen können, und daß er sich gewissermaßen das ganze qualvolle Leben selbst prophezeiht, das ihn erwartet. Er hat den Schlaf gemordet und soll nun selbst nicht mehr schlafen. Wer kennt nicht die furchtbare Sage vom ewigen Juden, der nicht sterben kann; hier sehen wir etwas Aehnliches: einen durch die tückischen Mächte der Finsterniß und durch sich selbst innerlich zerrissenen Helden, der, von Furien gepeitscht, immer wachen muß, und doch die unendliche Wohlthat des süßen heiligen Schlafs so ganz erkennt und so rührend diese Wohlthaten seiner eigenen lechzenden Seele vormalt. Aber der ewig Wachende geräth zuletzt in einen fieberhafttrunkenen Zustand und der Zerrissene will zerreißen, und glaubt zerreißen zu müssen. Er glaubt zu müssen, denn was blutig anfing mit Verrath und Mord, kann nur mit Verrath und Mord fortgesetzt werden. Ehe soll der Weltenbau zerbrechen, ehe er ferner noch in Angst sein Brot essen und in bangen Fieberträumen sich wälzen will. Eher aber ist kein besserer Zustand möglich, als bis alle Feinde gefallen sind. Daß er in dieser Hoffnung irre, versteht sich, denn so lange es Menschen gibt, glaubt der Verräther sich verrathen, und der Mörder von Mördern umgeben. Aber zuletzt will er auch zerstören, denn solche Sünder, wie er einer geworden, fühlen zuletzt eine gewisse gräßliche Langeweile, *) die nur durch pikante Frevel zu beschwichtigen ist. Wie ihm dabei die Hölle strafend zu Hülfe kommt, indem sie ihn durch doppelsinnige Orakel und Erscheinungen täuscht, darüber bedarf es keiner Erklärung, da alle diese Scenen im Gedächtnisse und in der Bewunderung eines jeden sind, der sich überhaupt mit Shakspeare beschäftigt. Ich bemerke nur, daß Macbeth's Sprache, die anfangs höchst melodisch ist, nach der Erscheinung von Banquo's Geist aber immer zerrissener wird, und nicht selten wie aus einem finstern Kellergewölbe hervor zu kommen scheint. Wer sich an den Himmel mit dem Vorwurfe wendet, daß doch sonst auch wohl Mord geschehen, und daß, wenn einem „das Gehirn heraus war," der Mann gestorben sey, jetzt aber mit tausend Todeswunden wieder aufsteige und die Lebenden verwirre, weshalb der „Bauch der Geier" vielleicht nur noch ein sicheres Grabmal sey, der lebt nur noch mit Hülfe der höllischen Mächte, und er kann nicht anders, als sich einer Sprache bedienen, die immer härter, rauher und scharfkantiger wird, jemehr er in sich selbst zerfällt, bis sie zuletzt zur ärgsten Grellheit und Wüstheit wird, z. B.

I'll fight, till from my bones my flesh be hack'd.

Ich will fechten, bis mir das Fleisch von den Knochen abgehackt ist.

Diesem Ausruf scheint der nach dem ersten Kampf mit Macduff: I'll not fight with thee zu widersprechen; allein der Schein ist leicht zu heben. Dieser letzte Ausruf ist nur das Resultat des einzigen Augenblicks, in welchem Macbeth selbst nicht mehr an die — Hölle glaubt, und, indem auf diese Weise alle Wahrheit für ihn untergegangen, sinkt auch für jenen Moment selbst die äußerliche Ritterkraft. Aber es ist auch nur Ein Moment, denn gleich im folgenden ist auch die alte Gewohnheit leiblich tapfer zu seyn, — das Einzige was dem Verlorenen noch blieb — wieder bei ihm, und er fällt wie billig mit dem Schwert in der Hand und nach langer verzweiflungsvoller Gegenwehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Tacitus Schilderung der letzten Lebensjahre des Tiberius.

war Spanien ohne Finanzen, und stets ist es das Deficit, welches die Staaten stürzt. Die Hauptquellen der spanischen Reichthümer waren versiegt; America spendete nichts mehr, es kostete durch den Krieg, der dort geführt wurde, noch ungeheure Summen; die Grundsteuer litt unter der allgemeinen Unordnung; die indirecten Auflagen waren durch die neuen Douanengesetze der Cortes auf nichts zurückgebracht. Menschen, welche die Ergebnisse der Zeit nicht erwarten konnten und ihre Kraft nicht kannten, haben den ersten Tag das vollenden wollen, was man zehn Jahre aufschieben mußte; diese Verwegenheit hat ihren Lohn erhalten: jene höchst bedeutenden Einkünfte sind verschwunden; die inneren Unruhen haben den Schleichhandel, diese endemische Krankheit Spaniens, begünstiget. Jeder Schleichhändler hat sich einen Feind der Revolution genannt, und jeder Feind der Revolution ist zum Schleichhändler geworden; das Land hat sich in Servile und Liberale getheilt, die einen haben die andern hervorgerufen: hier werden wüthende Motionen gemacht, dort die Constitutionssteine umgestoßen und besudelt, jeder macht eine Verschwörung auf seine Weise: mitten in dieser allgemeinen Unordnung wird ein Name Zeichen und Vereinigungspunct der Parteimänner, welche den Gesetzen nicht gehorchen wollen, sie offen angreifen und von dem Monarchen fordern, daß er seine Diener entferne. Diese bieten zwar dem Sturme zuversichtlich die Spitze, aber die Cortes, als wüßten sie nichts von allem, was in Spanien geschehen ist, nichts von dem wahren Zustande des Landes und den Fehlern der Verwaltung, werfen die ganze Last auf die unglücklichen Minister, die waffenlos sind und nur über einen leeren Schatz zu gebieten haben. Sind sie die Urheber, die Beförderer der Parteien, der Zerstörungen, von denen immer eine der andern folgt, seitdem es eine Constitution in Spanien gibt? Sind sie es, welche die Gesetze geben, durch welche das Geld verschwindet? Haben sie den Verlust von America herbeigeführt? Haben sie Summen verschwendet, die niemals vorhanden waren? Haben sie von einem erschöpften und im entgegengesetzten Sinne von den Parteien hin und her gezerrten Volk, Steuren erzwingen können? Was wollen die Cortes mit der Erklärung sagen, daß die Minister das Vertrauen von Spanien nicht haben? Welcher Minister besaß es, besitzt es oder wird es besitzen in einem Zustande, wie der gegenwärtige? Hat es vor diesen Ministern nicht genug andere in Spanien gegeben, und haben sie sich erhalten können? Man mag immerhin andere Minister suchen, sie von einem Posten zum andern bringen, die Abgesetzten wieder zurück rufen; damit wird man nicht weiter kommen. Die Menschen sind hier nichts, die Sachen sind alles. Gebt Spanien eine andere Gestalt; beruhigt es; schreitet langsam auf dem constitutionellen Wege fort; richtet Eure Kraft zur Rechten und zur Linken gegen jeden, der ihn versperren will, und alle Schwierigkeiten werden schwinden, die Minister werden das öffentliche Vertrauen vollkommen genießen. Die Cortes haben eben so wenig Großmuth, als Einsicht gezeigt, Unglückliche, deren Ergebenheit sie unterstützen sollten, völlig zu Boden zu drücken. Ein herrliches Vergnügen in solchen Zeiten Minister zu seyn! Eine schöne Art, sich den Factionisten zu widersetzen, wenn man in ihrem Tone redet und ihnen bewilligt, was sie verlangen! Wenn der Monarch, von den Dienern verlassen, die vielleicht mehr werth sind als ihre Vorgänger, und als die, welche man an ihre Stelle setzen kann, endlich der Gewalt weicht, welche sie von seiner Seite reißt: von welchem Uebel wird Spanien dadurch geheilt seyn? Von welchem wurde Frankreich und Ludwig XVI. durch den gewaltsamen Einbruch der Jakobiner in seinen Rath am 10ten März 1792 geheilt? Von da bis zum 10ten August ist nur Ein Schritt. Wird ein Thaler mehr im Schatze, ein Schleichhändler, ein Serviler, ein Liberaler weniger im Lande seyn, wenn diese Minister nicht mehr sind? Die Verbesserung des Staats hängt also nicht von der Veränderung der Personen, sondern von der der Sachen ab, sie hängt von der ursprünglichen Richtung ab, welche der Maschine gegeben wird. Wenn diese gut gebaut und in die gehörige Richtung gebracht ist, so geht alles von selbst; wenn sie gegen die Regeln der Kunst gemacht ist, und in eine falsche Richtung getrieben wird, so sind alle Arme der Welt zu schwach, um die Fehler des Baues und die fehlerhafte Richtung zu verbessern. Bei dieser Gelegenheit haben die Cortes gezeigt, daß sie in dem nur zu gewöhnlichen Irrthum befangen sind, welcher Menschen und Sachen verwechselt und jenen zuschreibt, was nur in diesen liegt. Es zeigt von Schwachheit des Kopfes wie des Herzens, wenn man die Verhältnisse so beurtheilt und alle Last auf Leute wirft, die ohnehin mit einer sehr schweren Bürde beladen sind. Es zeigt von einem geringen Muth, sich den Gefahren auf Kosten anderer zu entziehen, und zuzusehen, wie das Ungewitter sich auf ihre Häupter entladet. Mit Recht hat Virgil gesagt:

Et quae sibi quisque timebat,
Unius in miseri exitium, conversa tulere. —"

So weit Hr. de Pradt. So oberflächlich man auch manches in dieser Darstellung finden mag; so ungründlich besonders die angerathenen Heilmittel erscheinen mögen: gewiß ist ein Theil der Uebel, unter welchen Spanien seufzt, hier vortrefflich angegeben. Könnte man sich aber wohl in dieser falschen Richtung befinden, wenn selbst die Besseren und Redlichen in Spanien nicht vom Anfange der Revolution an in dem Irrwahne befangen gewesen wären, daß die Annahme einer Verfassung, und die erweckte Begeisterung für sie hinreichend sey, um bürgerliche Freiheit, ungehemmte Entwickelung der Geistesthätigkeit, harmonisches Ineinandergreifen aller Kräfte, Wohlstand und Ruhe herbei zu zaubern?

94.

Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

(Fortsetzung von No. 166.)

In dem letzten Mittel von Frau von Weißenthurn sahen wir beide Gäste als Baronin Waldhüll und Baron Gluthen. Je mißlicher es ist, eine Rolle voll Widersprüche mit den gewöhnlichen Ansichten des schaulustigen Publicums auszugleichen, desto unbezweifelter muß in der Ansicht des Kunstkenners, daß Mad. Stich jene im feinsten Welttone und in immer wechselnder Laune gab, Lob für die Darstellerin enthalten seyn. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß Grillen und Launen auch im Gefolge einer schönen Frau sind, wie Grazien im Gefolge der Venus", sagt Betty in einer der ersten Scenen von ihrer Gebieterin. Und so war es auch wirklich. Denn wie die Hauptzüge dieses weiblichen Charakters Scharfsinn und Schalkheit, Weltsinn und Empfindung sind, so war auch im Spiele dieser launenhaften Fängerin (wie man das Wort Coquette hat übersetzen wollen) ein sprechender Blick, ein stilles Ueberdenken, ein leichtes nachlässiges Bewegen des Arms voll Sinn, Ausdruck und Bedeutung. Wie fein bezeichnend war z. B. das verstohlenlauschende Neigen des Kopfes, als Gluthen an dem glücklichen Ausgange des auf tiefer Kenntniß des Männerherzens berechneten Plans zweifelt! Wie leicht scherzend der Ton, wo sie mit einem selbstgefälligen Blick in den Spiegel zu Betty spricht: „Engel? nicht wahr, Engel muß er wenigstens zu mir sagen"! Wie triumphirend der lange prüfende Blick in den Spiegel, wie vertrauensvoll der Ton der Stimme, mit dem sie ermuthigend zu sich selbst spricht: „Er kommt gewiß"! Das alles mußte man selbst sehen und hören, um es mitempfinden zu können. Am vorzüglichsten bewährte sich die Künstlerin als solche in der Scene mit Gluthen und der

Frau von Silben durch das immer gesteigerte: „So schweigen Sie doch" zu jenem, durch die Geschäftigkeit mit der sie in der sprachseligen Freundin selbst die Frage zu erregen suchte, auf deren Beantwortung die über den Ernst des Lebens leicht dahin gleitende Frau ihren Sieg baut, und das stumme Zuspiel, die mimische Beredsamkeit, als sie dieser die Neuigkeit mitgetheilt hat. Davon freilich verstehen die wenigsten Schauspieler etwas, wähnend, nur wer spreche, brauche zu spielen. *) Und wer mußte nicht, selbst vor der Bühne sich wissend, die Ohnmacht im vierten Act als wahr erkennen, bis die Baronin bei des Grafen „Ha!" freudig und des Siegs gewiß aufspringt? Das war die höchste Natürlichkeit, die nur die Künstlerweihe gibt. Wie fein und listig, und doch wie verstohlen zärtlich sprach die Künstlerin nach so mancher Angst über Gluthen's Fortspiel die Worte: „Ich sollte wohl eigentlich" zu Sonnstett. Es lag darin der schmelzende lockende Ton der sich hingebenden Liebe, den wir schon im ersten Acte bei dem bloßen Namen „Eduard" gehört hatten. Ueberhaupt ist Mad. Stich in allen Situationen, wo sie sich dem Gefühle, das sie mächtig ergreift, willig hingibt, vergessend, daß sie spiele, ebenso wahr als bezaubernd. Darum möchten wir die Art und Weise, wie sie mit Betty sprach, nicht ganz im Geiste dieses Charakters, der von Gefallsucht und Eitelkeit gespornt, sich gern andern mittheilt, und nach den Andeutungen der Dichterin finden. Das war unmöglich die Vertraulichkeit zwischen der Herrin und Dienerin, die der Graf beim Eintreten tadeln konnte. — Die Rolle des Gluthen bewegt sich, wie das ganze Stück, in den Verhältnissen des höhern geselligen Lebens, und will daher fein aufgefaßt und leicht dargestellt seyn. Herr Stich nahm sie zum Theil leidenschaftlich, zum Theil gutmüthig-komisch; letzteres allein hätte uns noch richtiger geschienen, da Gluthen, mehr Weltmann, weniger aus Neigung als aus Interesse handelt. Nur selten schimmert jene unter diesem hervor, wie neben Ida und in der Scene, wo die Baronin ihn zur Eifersuchtelei gegen diese reizt. Die höchste Fertigkeit im Besitz der Rolle, die feinste Gewandheit im Ton und im Geberdenspiel entwickelte hier der Künstler. Die schwierigste Aufgabe bleibt das Doppelspiel im vierten Act, wo Gluthen die Rolle des Grafen spielt, und diese selbst dann noch fortspielt, wo jener schon zugegen ist. Herr Stich vermied hier besonders jedes Ueberschreiten der Grenzen des Schicklichen und Conventionellen, was bei der leichten Charakterschilderung überhaupt nicht ohne Schwierigkeit ist. Ueberhaupt gelang ihm mehr das gutmüthig-komische in seiner Rolle, als die sentimentalen Stellen, wo man schon weniger den Darsteller über der Darstellung vergaß. Die Scene, wo ihm die gefallsüchtige Wittwe die Rolle ihres Liebhabers und Bräutigams wider Willen aufdringt, hat uns am wenigsten gefallen, da er seinen Widerwillen dagegen, weniger sein Erstaunen, das am rechten Orte gewesen wäre, und sich mehr im Stillen kund gethan hätte, mit allzulebendigen Farben malte, als daß die zungenfertige Frau v. Silben nicht hätte merken sollen, wie alles nur ein leichtangelegter Plan sey. Das etwas wilde Freude heuchelnde Lachen in dieser Scene würde wohl mehr tieffühlenden Menschen eigen seyn, zu denen dieser Gluthen gewiß nicht gehört. Auch haben wir bei den öftern Verbeugungen des Künstlers ein dem Auge widerliches Heraufziehen der Schultern bemerkt, das leicht vermieden werden könnte.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Wie viel Treffliches gegen diese Ansicht und über die Diderotschen Scenes composées, so wie das sogenannte jeu mixte hat Böttiger in seiner Entwick. d. Iffland'schen Spiels S. 393 ff. gesagt!

Kirchliche Angelegenheiten in Baiern.

Gegen die im Königreiche Baiern beabsichtigte Einführung von Presbyterien bei den lutherischen Kirchengemeinden sind aus zwei der bedeutendsten Städte des Königreichs, Anspach und Nürnberg bei dem Consistorium der ersteren Stadt Protestationen eingegeben worden, mit zahlreichen Unterschriften der Gemeindeglieder, zum Theil sehr angesehener und achtbarer Personen. In der Eingabe von Nürnberg heißt es unter andern:

„Wir sind alle von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Grundverfassung der evangelisch-lutherischen Kirche keiner Aenderung bedarf, weil sie einfach und würdevoll ist, und Jahrhunderte hindurch sich fest und unerschüttert erhalten hat, daß sie aber auch keine Aenderung verträgt, ohne erschüttert zu werden, und vielleicht ganz unterzugehen. Für eine solche gefährliche Aenderung erkennen wir jede Einrichtung, welche einem fremden Lehrbegriffe angehörig, auf sie übertragen werden will, ihre Grundpfeiler, Glaubens- und Gewissens-Freiheit durch Aufstellung eigner Sittenrichter untergraben, den inneren Richter vom äußeren Zwang abhängig machen, den geistlichen Obern einen Vorzug im religiösen und kirchlichen Wissen vor der Kirche selbst zugestehen und Wahrheit in Wort und That allmählig vernichten würde. Für eine solche Einrichtung aber erklären wir die presbyterianische Verfassung, welche und noch dazu in beschränkterem Maße, als man sie in der evangelisch-lutherischen Kirche einzuführen gedenkt, nicht ihrem großen Stifter, diesem Helden des Glaubens, sondern einem spätern Nachfolger desselben, Calvin, ihr Daseyn verdankt. Ihr können die Nachkommen Luthers niemals huldigen! Sie würden es nie gegen ihre Kinder, gegen ihre Enkel verantworten können, ihre Zustimmung zur Aenderung einer Kirchenverfassung gegeben zu haben, die auf einfachem, aber festem Grunde gebaut, ehrwürdig, wie ein altes Gebäude der Vergangenheit, dasteht, aber wanken und stürzen würde, wie dieses, wenn ein neuer Baumeister denselben zu verbessern gedächte."

In gleichem Sinne haben die Bewohner Anspachs gesprochen. Wie sie hierauf von der Regierung beschieden worden, verlautet in diesem Augenblicke noch nicht.

Möge es indeß erlaubt seyn, diesem Berichte noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Vor noch nicht langer Zeit glaubte man in Deutschland ziemlich allgemein, der Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten sey nur noch in der Form, in der That und Wahrheit aber gar nicht mehr vorhanden; man dürfe daher das Wort der Vereinigung nur aussprechen, denn faktisch sey die Scheidewand längst gefallen. Wie nun dies Wort wirklich ausgesprochen wird, zeigt es sich zwar an einigen Orten allerdings so, wie es diese Ansicht erwartete, an andern aber will ihr der Erfolg aber nicht entsprechen. Vielmehr scheinen die Anstalten das Getrennte zu verbinden, die vorhandene Kluft theils erst zu zeigen, theils noch weiter von einander zu reißen. Man macht gern auf die Abweichungen in Glauben, Lehre und Kirchenform, welche zwischen den Anhängern Luthers und denen Zwinglis und Calvins herrschen, aufmerksam. Nun wird über diejenigen, welche in diesem Sinne handeln von den Zeitgenossen ein sehr verschiednes Urtheil gefällt. Die Einen beschuldigen sie der Halsstarrigkeit und einer unverständigen Anhänglichkeit an veraltete Formen; die andern behaupten, daß hier für heilige Güter gestritten werde, indem der Mensch oft über sein Theuerstes gleichgültig, so lange ihm dessen ruhiger Besitz gegönnt wird, es erst dann erkennen und schätzen lernt, wenn es ihm geraubt werden soll. Welche von beiden Ansichten hat recht?

er die Tage, die hinter ihm lagen. In diesem Charakter malte sie sich ihm auf jedem Gesicht, und in jeder Folge des Krieges, so in der Natur, wie der Jahreszeit. Das war es, was ihn rastlos zu neuem Leben und zu neuer Thätigkeit trieb. Wir sehen auch bald, worin er dieses gesucht, worin er es gefunden hat.

Aber merkwürdig sind zwei Charakteristiken, die er uns zuvor noch in seiner der Beobachtung des Vergangenen nun viel geneigteren Stimmung gibt, von denen die eine den miterlebten ganzen Feldzug im richtigen Lichte zu sehen versucht, die andere den österreichischen und den preußischen Geist sich gegenüber stellt.

Jene enthält, musterhaft zusammengedrängt, eine kurze treffliche Geschichte des ganzen Krieges in folgenden Worten:

„Ein französischer General, Lafayette, Haupt einer großen Partei, vor kurzem der Abgott seiner Nation, des vollkommensten Vertrauens der Soldaten genießend, lehnt sich gegen die Obergewalt auf, die allein nach Gefangennehmung des Königs das Reich repräsentirt: er entflieht, seine Armee, nicht stärker als drei und zwanzig tausend Mann, bleibt ohne General und Oberofficiere, desorganisirt, bestürzt.

Zur selbigen Zeit betritt ein mächtiger König, mit einem achtzigtausend Mann starken verbündeten Heere, den Boden von Frankreich, zwei befestigte Städte, nach geringen Zaudern, ergeben sich.

Nun erscheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; ohne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gewandt und klug, eine sehr starke Stellung; sie wird durchbrochen, und doch erreicht er eine zweite, wird auch daselbst eingeschlossen und zwar so, daß der Feind sich zwischen ihn und Paris stellt.

Aber sonderbar verwickelte Zustände werden, durch anhaltendes Regenwetter, herbeigeführt; das furchtbare alliirte Heer, nicht weiter als sechs Stunden von Chalons, und zehn von Rheims, sieht sich abgehalten, diese beiden Orte zu gewinnen, bequemt sich zum Rückzug, räumt die beiden eroberten Plätze, verliert über ein Drittheil seiner Mannschaft, und davon höchstens zwei Tausend durch die Waffen, und sieht sich nun wieder am Rheine. Alle diese Begegnisse, die an das Wunderbare grenzen, ereignen sich in weniger als sechs Wochen, und Frankreich ist aus der größten Gefahr gerettet, deren seine Jahrbücher jemals gedenken."

Durch einen Streit zwischen einem preußischen und einem österreichischen Unterofficier wird uns der Charakter beider Nationen also in's Licht gesetzt.

„Vom Oesterreicher, auf der fliegenden Brücke bei Coblenz postirt, um die möglich schnelle Ueberfahrt einer Wagen-Colonne zu beaufsichtigen, aller Verwirrung vorzubeugen, und deshalb kein anderes Fuhrwerk zwischen zu lassen, verlangt der Preuße heftig eine Ausnahme für sein Wägelchen, auf welchem Frau, Kind und einige Habseligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelassenheit oerfagt der Oesterreicher die Forderung, auf die Ordre sich berufend, die ihm dergleichen verbiete. Der Preuße wird heftiger, der Oesterreicher wo möglich gelassener. Er leidet keine Lücke in der ihm anempfohlnen Colonne, und der andere findet sich einzudrängen keinen Raum. Endlich schlägt der Zudringliche an seinen Säbel und fordert den Widerstehenden heraus; mit Drohen und Schimpfen will er seinen Gegner ins nächste Gäßchen bewegen, um die Sachen daselbst auszumachen. Der höchst ruhige verständige Mann aber, der die Rechte seines Postens gar wohl kannte, rührt sich nicht und hält Ordnung wie zuvor. Wie im Betragen, so unterscheiden sich beide in der Gestalt. Der Gelassene war stämmig und stark. Der Wüthige, denn zuletzt erwies er sich so, hager, lang, schmächtig und ruhrig."

Nun aber, nachdem durch eine leicht hingeworfen scheinende, aber höchst wahre und erschöpfende Charakteristik das Unternehmen und die Eigenthümlichkeiten der beiden Heere uns in festen Zügen vor die Seele gestellt worden sind, gehen wir der höchst merkwürdigen Zwischenrede entgegen, die aus einem beweglichen, Tag für Tag bedeutenden, vorüberführenden Leben, mit dem Anblick eines friedlichen Wasserspiegels, wie nach dem Erwachen aus einem bösen Traum, hineinführt in die Wahrheit eines innigen Lebens, dem die äußere Beweglichkeit abgeht, zu welchem den Dichter kein äußerer Antrieb, sondern eine unüberdachte stille Nothwendigkeit führt, welche die Gestalt des Zufalls annimmt. Wir hören den Dichter wieder von den Qualen jener innigen Sehnsucht sprechen, die von Zeit zu Zeit stets wieder sein Inneres hat erfüllen müssen, und so langt er im Novembermonat zu Pempelfort bei Jacobi an. Jede Zeile fast, welche der Dichter uber diesen Aufenthalt geschrieben hat, ist beachtungswerth und liefert Stoff zum Nachdenken. Eins der merkwürdigsten Selbstgeständnisse findet sich hier. Göthe sagt: „meine heftige Leidenschaft für das, was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte sich manche gehässige Ungezogenheit gegen irgend ein scheinbar falsches Streben u. s. w." Eine tiefe und seltene Selbstkenntniß, die auch über Göthe als Autor, namentlich als Beurtheiler, einen großen Aufschluß in Bezug auf alle Urtheile gibt, die es nicht verläugnen können, daß sie aus Antipathie entstanden sind, und die dadurch mehr der zerstörenden wie der productiven Kritik angehören, die er selbst so scharfsinnig zergliedert.

Hier ist jeder, auch der kleinste Zug, der sich auf die geistige Richtung der Zeit und im Vaterlande beziehet, und der Gang, den die geistige Entwickelung in beiden, zugleich aber auch in Göthe selbst zu nehmen ankündigt, von höchster Merkwürdigkeit. Wir sehen, wie der Trieb nach geistigem Wirken und Hervorbringen auch hier den Dichter in Unruhe versetzt und fortjagt von Pempelfort. Aber es begleiten uns die herrlichsten Mittheilungen über den Geist und die Hervorbringungen der Zeit. Betrachtungen über Hemsterhuis Philosophie lassen Göthe abermals jenes aussprechen, von dem er selbst bekannt hat, daß er stets wieder darauf zurückkommen müsse. Man möchte behaupten, was er zum zehntenmal von der Natur ausgerufen, sie habe weder Kern noch Schale, das sagt er hier zum eilften mal von der Kunst und vom Schönen: es sey nicht sowohl leistend als versprechend, dagegen das Häßliche aus einer Stockung entstehend, selbst stocken mache, und nichts hoffen, begehren und erwarten lasse; was wir vielleicht so umstellen möchten: nichts hoffen und erwarten läßt, aber alles auf die falsche Weise begehren macht. Vielleicht bietet diese Betrachtung ein Mittel dar, das Büchlein vom Begehren richtig zu verstehen.

Wie stark nun der zurückgedrängt gewesene Trieb zum poetischen eigenen Hervorbringen und zum productiven Ideenverkehr damals in Göthe gewesen seyn muß, davon zeugen seine Beschäftigungen mit dem Theater, der plastischen Kunst und der Natur, nach der Rückkehr in Weimar, von denen er abermals durch den Ruf, der ihn nach Mainz ziehet, abgelenkt wird. Aber alles dieses verträgt keinen eng zusammengedrängten Auszug, wie er hier nur gegeben werden könnte, und so schließen wir für dieses mal.

42.

Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officier. Geschrieben in dem Jahre 1820.

(Beschluß aus No. 166.)

Auch über die Beamten der Republik theilt der Verf. Einzelnes mit, was er beobachtet oder erfahren hat, z. B.

über den damaligen Vicepräsidenten D. Roszio, der an Zea's Stelle die Geschäfte leitete. Roszio ist thätig, schreibt sehr gut und redigirt die Zeitung, die unter dem Titel des Couriers von Orinoco acht- oder 14 tägig herausgegeben wird. Aber von Jesuiten erzogen, mit ihnen aufgewachsen, ist er mehr im Stande, spitzfindige Fragepuncte aufzustellen und zu lösen, sich durch Winkelzüge aus Verlegenheiten zu ziehen, um das Vertrauen der Menschen zu täuschen, als an der Spitze einer Regierung zu stehen. Am wenigsten ist der abgelebte Mann zur Leitung militairischer Angelegenheiten geschickt, und der ihm untergeordnete Kriegsminister Urbaneja hat zu wenig Willenskraft, um sich geltend zu machen. Der feinste von Allen scheint der Staatssecretair Revenga zu seyn; er leitet sehr den alten Roszio; man wirft ihm vor, die eigne Bereicherung mehr als das Wohl der Republik zu beachten. — Doch scheint der Verf. von den Staatsmännern, welche an der Spitze der Geschäfte stehen, und von dem Gange der Verwaltung im Großen nur unvollkommene Kenntniß erlangt zu haben. Es war auch in seiner Lage nicht gut möglich. Desto genauer und vollständiger ist das, was er in der Nähe und länger beobachten konnte.

Unter den Natur-Schilderungen haben uns die des Rio grande, Orinoco S. 42. 77, fgg., und der Savannahs vorzüglich angezogen. Nicht minder interessant ist das Gemälde von den Wohnungen und Sitten der Einwohner, von ihrer Art zu reisen, von ihren Bällen und andern Vergnügungen. „Die creolische Lebensart, heißt es S. 59, ist Morgens mit dem ersten Frühroth aufzustehen und sogleich Mañana zu nehmen, welche nach den Umständen in einer Tasse Kaffee oder einem Glase Rum besteht. Dann geht oder reitet man bis um 9 Uhr; um diese Zeit ist das Frühstück bereit, bei dem mehrere Fleischgerichte, gesottene Plantanus, Eier und dgl. nicht fehlen dürfen, und welches mit Käse und Chocolade, die man zusammen genießt, beschlossen wird. Geschäftsleute gehen nun an ihre Arbeit. Um 4 oder 5 Uhr wird zum Mittag gegessen, nach dessen Beendigung ein Creole nie ermangeln wird, noch eine bedeutende Menge Dulces, in Zucker eingemachte Früchte, oder auch wohl Syrup mit Käse zu genießen. Außer diesen bestimmten Mahlzeiten nehmen manche noch um 11 Uhr eine Collation von Früchten, oder ein Glas Punsch, und eine andre vor Schlafengehen. Sie haben in der Regel Alle eine starke Eßlust; dabei trinken sie sehr viel Wasser; doch sind sie mehrentheils sehr mäßig im Genuß geistiger Getränke. Affen und Papageien, die durch ihr kreischendes Nachschwätzen den Creolen ungemein belustigen, findet man beinahe in allen Häusern. Nicht selten tritt ein Bekannter ins Zimmer und hält nach der ersten Begrüßung seinen Finger den Pagagei hin, der sich darauf setzt, mit diesem wirft er sich in eine Hängematte, und hin und herschaukelnd, plaudert er Stundenlang mit ihm, ohne sich um die Anwesenden zu bekümmern. Ueberhaupt sind die spanischen Creolen ein lustiges, geschwätziges, lüsternes und eitles Volk; höfliche Gutmüthigkeit scheint in ihrem Charakter zu liegen; aber die Männer haben seit der Revolution viel von der versteckten Falschheit der Spanier angenommen, und sich auf eine den Menschenfreund betrübende Weise zur Raubsucht, Grausamkeit und Blutdurst hingeneigt. Sie lieben schimmernden Prunk in reichen Kleidern, tönenden Worten und langen Titeln, sind dem Tanz und der Musik leidenschaftlich und allen Glücksspielen mit blinder Wuth ergeben. — Den Beamten fehlen häufig gründliche Kenntnisse; denn die spanische Regierung verhinderte jede Art einer liberalen Erziehung und jede Verbreitung nützlicher Kenntnisse durch strenge Verpönung. Die Erziehung im Auslande untersagte der König bei Lebensstrafe." (Der letzte Umstand scheint dem Ref. unglaublich; — was hat übrigens jenes geistige Sperrsystem geholfen? Es macht, wie man sieht, das Uebel nur ärger.)

Als Probe, wie das Innere des Landes aussieht, heben wir die Schilderung der Llanos aus. „Die weitausgedehnte, während der Regenzeit fast ganz überschwemmte Provinz Barinas besteht aus Llanos oder Ebenen, durchschnitten von tausend größeren und kleineren Flüssen (meistens Quellen des Apure). Die Provinz ernährt auf ihren grasreichen, unabsehbaren Savannahs Millionen von Rindvieh und Pferden, welche wild im Stande der Natur leben. Die Einwohner, im Allgemeinen Llaneros genannt, sind ein kühner, starker, abgehärteter, behender Menschenschlag, der sich jedoch zu Raub und Grausamkeit hinneigt. Ihre Wohnungen — Hattos — die Stammsitze ganzer Familien, sind vereinzelt in den Savannen auf erhöhten Plätzen angelegt, die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt sind, und von ihnen aus beobachten sie ihre wilden Heerden. Sie leben von Milch, Käse und Rindfleisch. Von ihrer frühsten Jugend an zu Pferde, sind Alle sehr gewandte und dreiste Reiter; auch ist ihnen das stets gesattelt am Hatro angebundene Pferd unentbehrlich. Eben so geschickt im Schwimmen, setzen sie durch angeschwollene Flüsse und starke Strömungen, mit der einen Hand den Schweif des Pferdes haltend, und mit der andern rudernd, indem sie auf dem hoch aus dem Wasser emporgestreckten Kopfe ihre Sättel und Kleider tragen, um beide trocken zu erhalten. Ihre Kleidung besteht gewöhnlich nur aus einem kurzen, weiten Beinkleide und einer Cobija, oder einem viereckigen wollenen Mantel von zwei Farben, und bei den Aermeren braun, der in der Mitte eine Oeffnung zum Durchstecken des Kopfes hat und von den Schultern herabhängend den Körper bedeckt. Hemden tragen sie selten. Ein Strohhut mit breitem Rande bedeckt den Kopf. Das tägliche Einfangen und Schlachten wilder Stiere ist ihre liebste Beschäftigung." Der Verf. beschreibt diese kühne Jagd S. 126, sehr anschaulich. Das Einfangen der wilden Pferde ist dem in Polen üblichen fast gleich. Die Pferde in den Llanos sind leicht gebaut, nicht gar groß, fein gefesselt, feurig und ausdauernd, sie können 24 Stunden ohne Futter geritten werden.

Oft gibt auch der Verf. sehr genaue Beschreibungen von den dort einheimischen Thieren, z. B. von dem Danter S. 161, dem Fliegenfänger S. 67, und von der sogenannten Plaga, worunter die Creolen das ganze Heer von fliegenden Insecten verstehen, die durch ihre Bisse und Stiche dem Menschen oft lebensgefährlich werden. Die Zahl der Mosquitos ist Legion. Diese kleinen Fliegen (Sandfly), die nicht viel größer, als der Kopf einer größeren Stecknadel sind, fallen nur am Tage beschwerlich; ihre Stiche sind schmerzhaft und giftig. Mit dem ersten Schatten des Abends kündigen sich in eben so großer Zahl als die Tag-Mosquitos, unter lautem Singen andre Blutsauger an, die Sancudos oder Nacht-Mosquitos. Noch andere Insecten, Jigger, sind kleine, kaum bemerkbare Thierchen, die ihre Eier unter die harte Haut der Füße, oft sogar unter die Nägel der Fußzehen legen. Werden die Eier nicht mittelst einer Nadel hervorgeholt, so entstehen Maden, die sich bis auf die Knochen einfressen, und größtentheils unheilbare oder gar tödtliche Wunden machen.

Diese wenigen Proben von dem reichen Inhalte der vorliegenden Reisebeschreibung mögen beweisen, wie lebendig der Verf., was er selbst sah und gut beobachtete, geschildert hat. Er führt seine Leser mit sich in eine wahrhaft neue Welt, und diese finden natürlich manches sehr begreiflich, vielleicht auch nicht so schlimm, als der Verf., weil sie in ihrer behaglichen Ruhe nicht gefährdet, die Erwartungen desselben nicht mit ihm zu theilen haben. Möge der brave Hannoveraner, bald in eine glücklichere Lage versetzt, an dem Gefühle sich erquicken: Peracti labores jucundi!

26.

eben deshalb wird er von den Bewohnern so hoch verehrt. Er ist ein weißer blühender Mann, etwa 35 Jahre alt, hat ein lebhaftes, oft etwas wildes Aeußere, recht angenehme, sprechende Gesichtszüge und mit allen Creolen das complimentenreiche Wesen gemein. Seine frühere Erziehung ist ganz vernachlässigt, er versteht weder Französisch noch Englisch; daher unterhält er einen Mohren als eine Art von Hofnarren, mit dem er wahre Possen und Kinderspiele treibt. Für die Musik, die er bis zur Leidenschaft liebt, hat er ein außerordentliches Talent; er spielt beinahe alle Instrumente, ohne je Unterricht genossen zu haben. Von seiner persönlichen Tapferkeit und seinem Hange zur Grausamkeit erzählt der Verf. mehrere zum Theil schauderhafte Beispiele. Die Llaneros, welche seine Cavallerie bilden, sind das Schrecken der Spanier. Als nach dem Verluste von Carthagena, Bolivar und Mariño gezwungen waren, sich nach den westindischen Inseln zu flüchten, widerstand Paez, von seinen Llaneros unterstützt, allein der Gewalt der Spanier, ihnen in diesen ungeheuern Ebnen stets ausweichend, wenn sie zu stark waren, aber auch zugleich jede ihrer Schwächen mit einer Schnelle und Umsicht benutzend, welche die Provinz der Freiheit erhielt, so daß später Mariño und Bolivar an ihm einen Stützpunct fanden, der es möglich machte, die Schwäche der Independenten siegreich über Morillo's Macht zu erheben. (Der Beschluß folgt.)

Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

„Das Kunstwerk des Schauspielers geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht des Menschen; darum rede der Freund und Bewunderer des seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist."

So wahr diese Aeußerung eines Mannes ist, der, selbst der größte Künstler seiner Zeit, manch treffliches Wort über die Kunst geredet und geschrieben hat, um so ernstlicher muß sie zum Freunde und Bewunderer der leider immer mehr zum Handwerke herabsinkenden Schauspielkunst sprechen, wenn er bedenkt, wie selten das wahre Talent gefunden und anerkannt wird.

Die Leipziger Bühne hat seit dem Beginn ihrer Selbständigkeit so manchen Künstler und so manche Künstlerin vom ersten Range in der Schauspiel- wie in der Gesangs-Kunst als Gast aufgenommen, daß man hätte glauben sollen, das Leipziger Publicum habe jedes vorzügliche und in den einzelnen Rollenfächern einzig dastehende Talent mit eigenen Augen bereits betrachtet und bewundert, und es könne ihm also ein neuer Genuß gar nicht geboten werden. Allein auch hier hat es sich bewährt, daß die Kunst der Natur getreues Abbild sey, indem wir jene wie diese haben vor unsern Augen sich wechselnd neu gestalten und verjüngen sehen. Es konnte wohl den durch keine persönlichen Verhältnisse und kleinlichen Nebenrücksichten beengten, nur die Kunst und den Künstler in seinen Leistungen achtenden und bewundernden Theil des hiesigen Publicums erwarten, als die Vorstellungen, in welchen Herr und Madame Stich vom Berliner Nationaltheater auf unserer Bühne auftraten. Denn wir mögen nun jenes auf das hiesige Publicum kürzlich angewendete Wort Macbeth's: „Ihr werdet voll gesättigt vom Entsetzen" als wahr unterschreiben oder nicht, so verdient doch die Direction den Dank jedes Kunstfreundes, daß sie uns den Genuß verschaffte, Künstler zu bewundern, die, meist die Gewohnheit des Daseyns und Wirkens in den Kreis ihrer Darstellungen ziehend, ihrem Benehmen jene Gewandtheit und Leichtigkeit, ihren Mienen den natürlichen Ausdruck zu geben wissen, der Menschen aus gebildeten Ständen in dieser oder jener Lage des Lebens angemessen ist. Und zu diesem Danke fühlt sich jeder gewiß um so verpflichteter, als solche Künstler überhaupt immer seltener werden und dem hiesigen Publicum dieser seltene Genuß auf das wünschenswertheste geworden ist. Denn wenn auch der Ruf jenem Künstlerpaare vorausgegangen, und daher der Kreis der so noch nie versammelten Menge, von den höchsten Erwartungen erfüllt, den einzelnen Vorstellungen entgegensah, so wird doch gewiß jeder unbefangen Urtheilende und nicht den durch conventionelle Rücksichten bedingten, sondern nach den allgemeinen Regeln der Kunst festgesetzten Maßstab an das Kunstwerk anlegende Freund des Theaters darin uns beistimmen, daß diese Erwartungen nicht blos erfüllt worden sind. Um so mehr möchte es daher zu entschuldigen seyn, wenn wir hier, wo manch wahres, nicht unberücksichtigt zu lassende Wort noch jüngst bei Gelegenheit der Gastspiele des Wolfschen Ehepaars auf der hiesigen Bühne ausgesprochen worden ist, unsere Ansichten über einige Darstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater, wie uns diese in Erinnerung geblieben sind, mittheilen. Möchten darin beide Künstler nur einen Beweis der Achtung und das von Iffland angedeutete dankbare Wort finden; denn — und dessen ist sich der Schreiber dieses nur zu sehr bewußt — der folgende Aufsatz kann ebensowenig beider schon vielfach bewährten Künstlerwerth erhöhen, als er bei dem löblichen Handwerksgebrauche gewöhnlicher Schauspieler keinen Anspruch an einige Berücksichtigung von Seiten dieser macht.

Moreto's Donna Diana war die erste Vorstellung, in welcher Mad. Stich als Donna Diana, Herr Stich als Perin auftraten. Das Stück selbst ist zu bekannt, als daß nicht jeder mit der Schauspielkunst einigermaßen Befreundete durch eignes Anschaun wissen sollte, wie schwierig beide Rollen sind. Hier Dianens angeborner und in ihr tiefstes Innere verflochtener Männerhaß, ihr ernster kalter Stolz, später durch das Erwachen der Empfindung und die ausbrechende Gluth der Liebe verdrängt, dort Perin's überströmende, durch Freundschaft und Zuneigung zwar begründete, aber durch Rücksichten und Pflichten gegen die Gebieterin beschränkte Lebendigkeit und Vertraulichkeit sind Aufgaben, welche nur durch Künstler würdig gelöst werden können, die es verstehen, die ihnen zugetheilten Rollen bis zur Individualität sich anzueignen und aus sich heraus zu spielen. Betrachten wir nach diesen flüchtigen Umrissen des spanischen Charaktergemäldes die Rolle der Donna Diana und die Künstlerin bei deren Darstellung, so ist uns vom ersten Auftreten an, wo das erwartungsvolle Publicum sie mit stürmischem Beifalle begrüßte, um mit des Dichters eigenen Worten zu reden, in ihr

> ein Weib, begabt mit allem, was
> Natur und Kunst verführerisches hat,

erschienen. Und hierdurch glauben wir genugsam anzudeuten, daß eine feste Ansicht der Rolle die Darstellung der Künstlerin, die durch Gestalt, Organ und Talent selbst ein liebliches Kind der Natur wie der Kunst ist, beherrscht habe. Der Dichter des el desden con el desden wollte doch gewiß in die Rolle der Diana die Aufgabe legen, den nur durch Kunst zur Natur gewordenen Stolz mit dem so natürlichen Gefühle der Liebe im Kampfe und den Sieg dieser über jenen darzustellen. Darum hat es uns ganz vorzüglich gefallen, daß die Künstlerin den Uebergang vom Stolz zur Liebe, der schon in der achten Scene des zweiten Acts vorbereitet wird, durch den sanftern Ton der Stimme, durch einen freundlichern Ausdruck des Gesichts, durch ein weniger streng abgemessenes Geberdenspiel andeutete, und so die beiden einander widerstreitenden Pole des Charakters scharf bezeichnete. Bisweilen wollte es uns scheinen, als neige sich ihre Persönlichkeit mehr zum Ausdrucke des Gemüthlichen hin, wenigstens gewannen die Scenen, in welchen Empfindung und Liebe zu ihrem Herzen traten, noch mehr an Lebendigkeit

und Wahrheit. Doch soll damit keineswegs behauptet werden, als sey Mad. Stich keine stolze, leidenschaftliche Diana gewesen; im Gegentheil bewies dies schon die ganze Haltung der Rolle, nur war über die Darstellung selbst eine gewisse Natürlichkeit und Ungezwungenheit verbreitet, die es allein erklärlich machte, wie eine erst so kalte, herzlosscheinende Spanierin bald so heißer Liebe fähig seyn könne. Beide Gefühle, und so muß es seyn, blieben in den Grenzen der natürlichen Weiblichkeit. Dies sprach sich in manchen unbedeutend scheinenden Zügen aus. So muß das öftere Niederschlagen der Augen, ehe sie den drei Bewerbern zuruft:

Ihr wollt's, so habt den Krieg!

nicht etwa als Zeichen ängstlicher Verschämtheit oder demüthiger Furcht, sondern als verachtender Stolz genommen werden. Ebenso bezeichnend ward das spöttische: „das wäre sehr betrübt," und das stolzwarnende Wort:

„Auch wenn er scherzt, führt Amor ernste Waffen."

zu Don Cesar gesprochen, ob man schon in der etwas sinkenden Stimme, mit der die letztern gesprochen wurden, gleichsam einen Anklang von dem von der Warnerin am wenigsten erwarteten Ausgange ihres Strategems zu vernehmen glaubte. Aber eben in solchen kleinen Nüancen beurkundet sich die Künstlermeisterschaft, während oft andere Schauspielerinnen auch Nebendinge, die nur als Mittel zum Zweck dienen sollen, ihr Hauptaugenmerk zu richten pflegen. Am meisterhaftesten spielte die Künstlerin in den Scenen mit Cesar und Laura (I, 10. II, 6. 12. III, 10. 11. 12.) wo dort besonders der einschmeichelnde Sirenenton, das ängstliche Lauschen nach der Gewißheit des Triumphs, das hinterlistige Erhaschen des Besiegten, als er Liebe bekennt, mit Widerwillen und Haß gegen das aller Liebe feindselige Weib erfüllt, hier der Schmerz, sich überwunden zu sehen und es der Freundin bekennen zu müssen, ungewiß, ob von ihr Erfüllung ihrer nicht mehr schlummernden Wünsche zu hoffen, der durch Liebe Besiegten unsere Theilnahme, unser Mitleid gewinnt. Mancher hat es für einen etwas gezwungenen Kunstgriff erklärt, daß Mad. Stich in der einen Scene mit Cesar (I, 6.), der später entzückt und sich vergessend die Worte spricht:

Der Pfeil der holden Hand
Die mich berührt, ꝛc.

den Handschuh der einen Hand auszog und dann, als sie sich getäuscht sieht, wieder anzog. Wenn man aber bedenkt, daß diese Scene und besonders von Dianens Seite nichts, als eine Komödie in der Komödie ist, was die drei Hauptpersonen selbst mehrmals andeuten, *) so verdient dies keinen Tadel, obschon das Wiederanziehn des Handschuhs um deswillen, weil man nicht annehmen kann, Diana habe nach solch einem Betrug Aufmerksamkeit genug für dergleichen Toilettenkünste behalten, nicht unbedingt vertheidigt werden kann. Vielleicht wäre auch das Ausziehen des Handschuhs, unbeschadet der folgenden Worte Cesar's, nicht nöthig, wenn jede Künstlerin in dieser Rolle des italienischen Worts sich erinnern wollte: l'amore passa il guanto. Die Umständlichkeit, mit der wir hierüber sprechen, beweise zum Theil die Aufmerksamkeit, mit welcher wir dieser Darstellung beigewohnt haben. Wenn wir irgend etwas zurechtweisend bemerken dürfen, so ist es ein unangenehmes Ziehen und Singen der Stimme, da, wo sich ein ruhiges, tiefes Empfinden aussprechen soll, und was besonders bei schnellen Uebergängen vom heftigen Affect zum sanftern etwas Widerliches hat. Das kann nur ein sorgfältiges Aufmerken, wenn nicht heben, doch gewiß mildern. Auch möchten wir uns den Zweifel erlauben, ob Donna Diana die Worte (III, 15.)

Du fragst? — du selbst bist es, Tyrann!

mit ganz hinweggewendetem Gesichte, oder nicht vielmehr zu Cesar gewendet sprechen sollte. Sie hat es ja schon gestanden, daß ihr Stolz durch Liebe überwunden worden; warum solle sie es nicht dem geliebten Gegenstande selbst offen bekennen? Dagegen verdient das stumme Mienenspiel, womit die Künstlerin so ausdrucksvoll die fremde Rede begleitet, die Leichtigkeit der Geberden, die ihren Worten gleichsam von selbst und ohne viel Zwang angepaßt erscheinen, so wie im einzelnen Gang, Bewegung, Hebung des Arms und vor allen der umsichtige Gebrauch des sprechenden Auges eine rühmliche Anerkennung. — Perin ist eine um so schwierigere Aufgabe, als sie ungebundene Vertraulichkeit und strenge Berücksichtigung conventioneller Formen in sich vereinigt. Perin ist der Diener und Vertraute einer Fürstentochter, und erlaubt sich, seine Gebieterin zu Gunsten eines fürstlichen Liebhabers nach Gefallen zu gängeln und zu zügeln. Schon hieraus ersieht jeder die Hindernisse, die sich der Darstellung dieser Rolle entgegenstellen. Herr Stich wußte recht wohl, daß er nach des Dichters Willen das allbelebende Princip des Stücks, aber auch die Schlange hinter der Eva seyn sollte. Darum war er eben so offen und unerschöpflich, Dianen und Cesarn zu Fortführung der einmal übernommenen Rollen zu ermuthigen, als verstohlenlauschend und stillhorchend hinter den Spielenden. Am meisten verstand der Darsteller, jenes in der Expositionsscene mit Cesar, wo er in dessen Brust den ersten Hoffnungskeim eines Siegs weckt, sowie in einigen andern mit Cesar und Dianen, dieses vorzüglich in der dritten Scene des zweiten Acts hervorzuheben. Indeß diese Nothwendigkeit haben auch andere umsichtige Künstler eingesehen und hiernach diese Rolle gegeben. Lob dagegen verdient die Feinheit und Gewandtheit, mit welcher Herr Stich diese Aufgabe löste. Nie artete seine Vertraulichkeit in Zudringlichkeit aus, und immer beachtete er neben dem „Was" und dem „Wie" das „Wo", worüber gewöhnliche Schauspieler oft hinwegzuschlüpfen pflegen. Um so mehr fiel des Darstellers Benehmen gegen Floretten auf, das schon etwas mehr an „den schlichten Mann", wie er selbst gegen Cesar sich nennt, erinnerte. Vielleicht liegt in dieser Bezeichnung des Dichters ein Grund der Entschuldigung für den Künstler, daß er Floretten gegenüber, der er verstohlen freilich herzlich gut ist, die Gebieterin vergißt und seinen schuldigen Respect gegen die „strenge Göttin" aus den Augen setzt. Denn neben der letztern allein blieb, trotz aller List, Spott, Schadenfreude, Ungeduld und Bewunderung malenden Geberden sein Benehmen in den engsten Schranken der Zucht und Ehrfurcht, so daß er selbst da, wo er in Dianens Gegenwart mit Cesar wider sie die Karten mischt, den dem Dichter deshalb zu machenden Vorwurf durch sein feingehaltenes Spiel möglichst zu heben suchte. Dabei war er aber immer, um mit einem unserer bühnenkundigen Gelehrten zu reden, die lustige Seele des ganzen Stücks, die bald im Vorgrunde, bald im Hintergrunde gleichsam verkörpert hin und herschwebt. Bei alledem müssen wir aber doch bekennen, daß Herrn Stich's Organ, besonders in den Scenen, wo sein Charakter sich mehr dem Ernste nähert, durch einen unangenehmen Nasenton etwas Störendes für uns hatte, wir auch mit seiner Recitation der Verse nicht ganz einverstanden seyn können. Freilich bleibt es immer eine schwere Aufgabe, gereimte Verse so von der Bühne herab zu recitiren, daß der Zuhörer den Reim nicht hört. Daß übrigens Herr Stich seinen Anzug nicht wechselte, verdient nur darum eine zurechtweisende Bemerkung, weil Perin nicht so eigentlich zu den Hofbedienten gehört, sondern der Fürstin, das zeigt jede Situation, näher steht und darum auch am Feste Theil nehmen darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sie brauchen selbst die Worte Komödie (I, 1.), Verstellung, Schauspielkunst (II, 6.) und mehrere andere Ausdrücke, die dies andeuten.

in der Finsterniß, erfüllt das am meisten mit Betrübniß, daß oft die edelsten Gemüther sein schnellster Raub werden; schnell und verdienstlos, weil sie durch irgend eine Seelenstimmung, irgend einen Gemüthszustand schon vorher halb verwandelt waren, und sich nicht vertheidigungsfähig fühlten.

Wie viel spricht man nicht unter Protestanten von der Nothwendigkeit den Gottesdienst feierlicher zu machen. Weiß man auch was man will? — ist man gewiß, daß nicht unvermerkt die Absicht der Verführer sich in unsere Meinung stahl? daß nicht blos ein Gefallen am Schönen uns besticht —? war es nicht oft die Macht der Künste, welche bei reizbarer Sinnlichkeit, oder lebhafter Einbildungskraft so siegreich für den katholischen Cultus würkte? Die Musik gewinnt den Katholiken vielleicht mehr Proselyten als alle Priester, obgleich sie den Protestanten nicht minder heilig ist, nur in andrer Weise; sie soll die Seele erheben, aber nicht bis zur geistigen Schwelgerei entzücken und berauschen. Das wußten die schweizerischen Reformatoren am besten, da sie jegliches Abbild aus der Kirche verbannten, damit nichts den Menschen störe in seiner Demüthigung vor Gott, damit die Seele keinen andern Eindruck empfange, als den geistigen des ewigen Wortes.

Wer, oder was auch die Töchter Loveday's bekehrte —, man kann sich nicht täuschen, daß die Proselyten in ihrer Meinung, einen tugendhafteren Zustand, ein besseres Heil, (und abgesehen von diesem Fall sehr oft Beruhigung eines gequälten Gewissens) zu erringen hofften. Nun, beim Himmel! wir fordern den Gleichgültigsten, den Gottfernsten Menschen auf, er mag sagen, wie das Betragen der Miß Loveday ihm gefalle: so errangen die Märtyrer nicht ihre Palmen. Wahrlich nur im Evangelio fuhlen, denken und handeln macht den Menschen besser und zum Christen — nicht diese Art Bekehrung, welche Protestanten für einen Abfall halten müssen. Dagegen, wenn sich Loveday immer sagen muß, er selbst sey des Unglücks Veranlassung, so muß man doch ihm wieder die Gerechtigkeit nicht versagen, zu gestehen, daß er in den Verblendeten nie die Kinder vergaß, und ihr Verfahren nie seiner Liebe Eintrag thun ließ.

Herr Baumgarten-Crusius, der sich schon in verschiedenen Schriften als echter Protestant bewährt, zeigt sich auch hier als solcher; er beurtheilt den Fall mit Ruhe und Duldung; er sucht den Leser auf den rechten Standpunct zu stellen, hört alle Gegner, verschweigt sie nicht, berücksichtigt jeden Umstand, würdigt jeden Einwand, und vertheidigt seine und unsre Ueberzeugung mit der guten Waffe des Evangeliums siegreich. Wir können uns hier nicht entbrechen, seiner Worte uns zu bedienen.

S. 52. „Wer bist du nun, daß du einen fremden Knecht richtest? Warum kommst du mit der Blendlaterne deines allein seligmachenden Glaubens, und steckst deines Bruders Haus in Brand, unter dem Vorgeben, es erleuchten zu wollen? Warum drängst du dich zum Führer auf, ein blinder Leiter des Blinden? Wir zünden alle unsere Lampen an an dem ewigen Licht, und sie werden uns sicherer zum Urquell leuchten als die Irrwische der Menschen. Aber ihr besteht darauf die Unsrigen zu belehren und zu bekehren, wenn gleich sich der Herr zu dem Evangelium, das einen Welttheil entflammte, durch geistigen und irdischen Segen bekannt hat. Immer streitet ihr um das Wort Kirche."

S. 55. „Aus dem allen geht denn der Grund hervor, warum unsere protestantischen Geistlichen nicht mit den katholischen auf den Kampfplatz treten wollen. Nicht daß es uns an Männern fehlte, die Gelehrsamkeit und Eifer für die Sache hätten — die Namen sind aller Welt bekannt, und eure Gelehrten gehen alltäglich bei ihnen in die Schule —; aber sie sehen, daß für das Gute mit Streit und Zank nichts gewonnen wird, daß sich diejenigen, denen es Ernst um das Wahre ist, über den Kampf ärgern, und die Boshaften und Gleichgültigen auf beiden Seiten in Hohn und Spott ausbrechen. Das Gute und Wahre siegt allemal, nicht mit Worten, aber im Geist, und der ist es, der schafft und lebendig macht, während der Buchstab tödtet. Die sich aber für unüberwindliche Kämpfer halten, gehen mit Schanden zu Grunde, und behalten nichts, als ihren eiteln Stolz. Auch diese Worte sollen nicht Herausforderung seyn, eben so wenig haben sie die Absicht, die Hartnäckigen unter euch auf andere Meinung zu bringen — sie würden sich nicht ändern, und wenn ein Todter auferstünde —; sie sind den schwachen Brüdern auf unserer Seite vorzüglich bestimmt, die sich endlich es einreden lassen, daß uns der Mund gestopft sey, wenn wir nimmer ein Wort der Vertheidigung von uns geben; sie sollen ein Zeugniß seyn, wie deren auf eure Veranlassung immer mehr abgelegt werden, daß auch bei uns Wärme und Kraft nicht erloschen und erstorben ist; sie wollen nicht mit dem Glanz der Gelehrsamkeit und dem Schmuck der Sprache blenden und schlagen, aber mit Klarheit und Herzlichkeit wankende Gemüther aufrichten, und sorgende beruhigen. Ja, es gehen viele von uns. Mögen es noch mehr thun, die nicht Saft haben, in unseren guten Boden einzuwurzeln, oder es nicht aufrichtig meinen. Der Sturm der Zeit ist groß, die Anfechtung wächst; darum fällt ab was mürb ist. Die aber ihre Nahrung aus dem Weinstock des Lebens nehmen, halten fest an ihm allein, und bringen Frucht, und der Gärtner beschneidet sie, daß sie mehr Frucht bringen."

S. 60. „Sollten die Worte der Vertheidigung die Sprache der Unduldsamkeit gewesen seyn? Ich glaube es nicht — ich weiß, daß ich, mit so vielen meiner Brüder tief gekränkt durch die Härte, fast Verwerfung, mit der man uns behandelt, nur Rechtfertigung, nur die uns gebührende Achtung mit mäßigem, anständigem Tone gesucht habe. Sind wir Protestanten nicht in Deutschland seit drei Jahrhunderten durch die heiligsten Verträge, nicht in Europa durch die ausgezeichnetsten Staatsverfassungen, nicht nach Wiederherstellung des Friedens durch den Beschluß aller Fürsten, nicht in der Cultur durch unsern Fleiß und unsere bürgerliche Ordnung, nicht in der Wissenschaft durch Früchte der Gelehrsamkeit anerkannt? Schützen uns nicht die Gesetze und die Throne, wie unsere katholischen Mitchristen? Warum wollen Einzelne immer uns anfeinden und verwunden, und wir sollen schweigen, und uns unsere allgemein anerkannten Rechte niedertreten lassen? Wie viele Gelegenheiten zu heftigen Anfällen geben die Schriften, die ohne Unterlaß in Frankreich und in Deutschland gegen uns erscheinen! Dort immer das Wort der Staatsreligion, ungeachtet die gleiche Uebung der Religionscülten öffentlich ausgesprochen, und dadurch dem innern Kriege ein Ende gemacht ist. Hier immer neue Lostrennungen, mit Triumph und Hohn gefeiert, und doch Geschrei über Unduldsamkeit, wenn wir ein ernstes Wort für Haus und Heerd sprechen. Wie Nichtchristen werden die von uns Uebergehenden aufs neue getauft, ungeachtet der römische Katechismus selbst die von einem Juden gegebene Taufe anerkennt, wenn die Taufformel dabei gebraucht worden ist; feierliche Abschwörungen werfen Schmach zurück auf unsern Ketzerverein, auf Aeltern, Voraltern, und alle, die die ersten Wohlthäter des Abtrünnigen waren; heimlich Uebergegangene tragen die Maske unserer Bruderschaft fort, und schwören Eide als protestantische Obrigkeiten und Lehrer, um uns versteckt gefährlicher zu schaden; Kinder kündigen Aeltern den Gehorsam auf, und verletzen, mit Worten Liebe heuchelnd, die Wahrheit im Herzen und mit der That; das Vertrauen verschwindet zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Kind, zwischen allen Verhältnissen des Lebens; und selbst in die andere Welt erheben sich traurige, trostlose Blicke; Zweifel an Seligkeit, an Wiedervereinigung verwirren den Geist im Leben, und schrecken ihn im Tode; und doch folgen wir dem Evangelium, und einem Meister Christus; und doch predigen wir Liebe und üben sie; wir haben unser Licht leuchten lassen, und die Welt hat unsere Werke, nicht Wunderthaten, aber Werke

des Geistes und der Wahrheit gesehen; und wir sollen schweigen, immer und ewiglich? Nein, mit dem alten Sinne, die Person zu lieben, und der unedeln Sache frei und männlich entgegen zu treten, mit dem Geist und Herzen unsers oft verkannten, oft verlästerten, aber von allen Guten hochverehrten Luther wollen wir zusammentreten, und dem vertrauen, der eine feste Burg, eine starke Wehr und Waffe ist. Wir wollen den Fürsten und dem Gesetz treu bleiben, wie wir es immer waren; aber ehe wir unsere geistige Freiheit aufopfern, eher mit Weib und Kind, wie unsere Väter, neue Wohnplätze aufsuchen, wo Gerechtigkeit und Friede wohnt, oder das Leben hingeben, das nur eine Qual ist, wenn wir des Geistes Leben verlieren. —"

Wenn Ref. in dieser Anzeige mit aufrichtiger Anerkennung der wahrhaft katholischen Gesinnung gedacht, kann er nicht umhin hier zugleich eines höchst schätzbaren Werkes zu erwähnen.

Vraie idée du saint siége par l'Abbé Don Pierre Tamburini de Brescia, professeur à l'Université de Pavie, trad. de l'italien.

Der Verfasser sucht darin folgende Sätze zu beweisen:

1) die Aussprüche des Papstes und seines apostolischen Stuhls haben keine Unfehlbarkeit, wenn sie nicht zugleich aus der Einstimmung der ganzen christlichen Kirche hervorgehen; sie erfordern nicht den Gehorsam, welcher einer unfehlbaren Vorschrift gebührt. Der ist weder Ketzer noch schismatisch, welcher bei einer Entscheidung des Papstes oder seines Stuhls an der Einstimmung der allgemeinen Kirche zweifelt, und ihr zu gehorchen sich weigert; aber er muß Gründe angeben, und sie beweisen.

2) Der Ausspruch des Papstes mit Einstimmung des apostolischen Stuhls, d. i. der römischen Kirche, hat mehr Vertrauen für sich, als ein solcher ohne diese Zustimmung.

3) Die Aussprüche des Papstes als Nachfolger Petri, und ersten aller Bischöfe ohne Zuziehung der römischen Kirche, sind, was den Glauben und die Sitten betrifft, verehrungswerth, sie haben die günstige Präsumption für sich; — aber sie sind nicht unfehlbar.

4) Obgleich die Aussprüche des Papstes, welcher dem Irrthum unterworfen ist, die Gläubigen in Glaubenssachen nicht verbinden, so verdienen sie doch schweigende Verehrung. (Gerson T. 1 p. 1.) Man muß genau unterscheiden, daß das päpstliche Primat keine absolute Monarchie in sich begreift.

5) Für den Gläubigen ist die Bestätigung des päpstlichen Ausspruchs durch seinen Bischof eine große Autorität, denn dieser hat mit dem Papst gleiches Urtheil.

6) Die Bischöfe haben das Recht, die päpstlichen Aussprüche zuvor zu prüfen, ehe sie solche verlautbaren; sie dürfen des letzte auch unterlassen, wenn sie es für schädlich halten. u. s. w.

Der Verfasser nimmt seine Beweise größtentheils aus der früheren Kirchengeschichte; sie gibt dem Forscher ohne Zweifel die reichste Ausbeute. Freilich kann man auch im Stolbergschen Sinne dort finden; aber was läßt sich in gewisser Art nicht beweisen? und was ist wiederum ein auch noch so gründlicher Beweis gegen vorgefaßte Meinung, Ueberzeugung, Glauben, oder bösen Willen?

Unbefangenheit, und Unparteilichkeit sind Grundbedingungen historischer Forschung — sonst wird alles — Partei! — selbst die Einseitigkeit der Beschränktheit. So hat Stolberg nicht geforscht. Als er zu prüfen anfing, war er schon befangen. Aus gleicher Segensquelle kamen die Sätze: „Selig wer glaubet ohne zu sehen," und „prüfet alles, das Beste behaltet;" dem Christen wird ihr heiliger Sinn ohne Widerspruch klar; aber Menschen jener Gattung, verrammen sich verwickelnd in selbstgeschaffne Grenzen, über welche hinaus sie Alles verdammen, und wäre es eine neue wundervolle Offenbarung. Widerlegen kann man sie nicht, denn je mehr man es thäte, je mehr verwirren sie sich, fürchten sie, überflügelt zu werden, halten sie den Eigensinn fest, und verschließen ihre bessere Einsicht schroff und hartnäckig jedem andern vernünftigen Gedanken.

Der Ort ist vielleicht hier nicht übel gewählt, an eine Stelle in den Briefen Jacobi's bei Veranlassung von Stolberg's Uebertritt zu erinneren, zumal da wir dabei eines beherzigenswerthen Buchs wieder erwähnen können, worin jene Briefe wieder abgedruckt sind, welches vor zwei Jahren zwar schon erschienen, aber in der jetzigen Bücherflut nur zu leicht vergessen wird, nämlich:

Voß und Stolberg, oder Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunklung. In Gesprächen von Dr. Schott. Schade, daß es zu wortreich abgefaßt ist. Seite 208 heißt es im Briefe an den Grafen Holmer.

„Stolberg wurde ja jedesmal blaß und roth, Stimme und Lippen bebten ihm, wenn nur irgend eine Frage entstand, die seine Lieblingsmeinungen anzufechten von weitem drohte. Oft gerieth er in Feuer und Flammen über einen stummen Gedanken, den er in Andern blos vermuthete, so daß es oft schwer zu errathen war, mit wem er es eigentlich zu thun habe. Gräfin Catharina weiß das sehr wohl, und wird sich unter anderen erinnern, wie Stolberg vorigen Winter einmal auf Luther schimpfte und schmähte, mit dem Trotz einer beliebigen Unwissenheit, die uns allen unbegreiflich schien; denn in dem Grade unwissend und ungerecht hatte selbst der eifrig katholische, wegen seiner Parteilichkeit wider die Reformation, und ihre großen Urheber und Beförderer (Gustav Adolph nicht ausgenommen) berüchtigtste Geschichtsschreiber, Ignaz Schmidt sich zu zeigen, nicht unterstanden. Wie mag ein solcher leidenschaftlicher Mann sich rühmen, daß er Jahrelang geprüft, daß er untersucht, und daß er endlich sich vollkommen überzeugt habe?"

Ganz ähnliche Erfahrungen hat Ref. gemacht, und darum findet er sich berufen zu warnen, so lang es noch an der Zeit ist. Im vorigen Jahrhundert gab es noch eine Zeit, wo der größte Theil des öffentlichen Interesse in der Religion beruhte, wo sie der geselligen Unterhaltung zum Thema diente, wie jetzt oder noch vor Kurzem die Politik. Diese lebendige Theilnahme wieder hervorzurufen dürfte wohl ersprießlich seyn; sie würde, vermöchte sie gänzlich die Politik zu verdrängen, größere Liebe und allgemeineres Wohlwollen befördern, sie würden dem zunehmenden Egoismus steuern; nur Feindseligkeit und intoleranter Sectengeist müßten fern bleiben. Ein brüderlicher Geist würde nothwendig verbreiteter werden, je mehr man sich in den Wahrheiten der segensvollen Lehre, und den Wundern des Christenthums vergegenwärtigte. Wo geschieht jetzt dergleichen als zuweilen im engsten Kreise der Familien? Die allgemeine Sinnesart ist so weltlich, daß wenn man auch sonntäglich in die Kirche geht, man außer derselben selten oder nur beiläufig davon spricht, es sey denn daß der Redner ein persönliches Interesse geweckt hätte. Aber auf Casino und Ressource, in Leseclubb und Theater geht man täglich, und sammelt dort ein, womit man den Tag über der Unterhaltung Nahrung gibt. Wahrlich, die Klage über unsere Gegner ist sündlich! Wir sollten mit der Klage über uns beginnen.

20.

— Die für das Conv. Bl. eingegangenen: Correspondenz-Nachrichten über die russisch-deutschen Ostsee-Provinzen, ferner: die Aufsätze über die Bauern-Angelegenheiten; und: Antwort des liefländischen Bauerknechts ꝛc., konnten, als nach Inhalt, Umfang, und Ausführung für dieses Blatt nicht passend, in demselben keinen Platz finden, werden aber nächstens in einer andern, sich mehr dafür eignenden, Zeitschrift (der Isis) erscheinen. — Dies zur einstweiligen Nachricht für die Hrn. Einsender.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 170.

24. Juli 1822.

Essai sur les garanties individuelles que réclame l'état actuel de la société; par P. C. F. Daunou. (Paris 1822. 1 Bd. in 8. 3te Auflage.)

Diese Schrift, welche in Frankreich so gute Aufnahme fand, daß in kurzer Zeit eine dritte Auflage nöthig war, verdient auch unter uns bekannter zu werden. Wir geben deswegen einen kurzen Ueberblick desselben.

In zwei Haupttheile zerfallend, behandelt der erste die Frage: worin die individuelle Sicherung eigentlich besteht? der zweite: wie Regierungen sie befördern und sichern, oder vernichten? Ganz einfach ist übrigens die Grundlage, welche der Verf. aufstellt. Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit des Verkehrs und der Industrie, der Meinungen und des Gewissens. Hierauf beruht das Ganze.

Da wir indeß hier, um nicht zu weit zu gerathen, uns enthalten müssen, in das Detail der Auseinandersetzungen des Verfs. einzugehen, so begnügen wir uns, anzuzeigen, von welchem Gesichtspunct aus Hr. D. seine Ansichten über Eigenthum und Freiheit gibt, und verweisen im Uebrigen den Leser auf die Schrift selbst, die so viel Bemerkenswerthes und Wichtiges enthält.

Nach einer vorangestellten Definition über das Wesen des aus Arbeit und Erwerb hervorgehenden Besitzes, mit Bemerkung des allgemein gültigen Systems des Umtausches, bestimmt der Verf. den wahren Charakter und die Natur des Eigenthums, wie folgt: „Liegende Gründe, Renten und Einkünfte von Capitalien, diese selbst, Natur- oder Kunst-Erzeugnisse, dies sind die gewöhnlichen Formen, unter welchen der Mensch den Ueberschuß seines Arbeits-Gewinnes sammelt, und alle, sie mögen nun als Capital, als Grundeigenthum oder was sonst angelegt seyn, sind wahres und eigentliches Besitzthum, ihr Inhaber Besitzer (Propriétaire). Wer diesen Namen nur mit dem Besitz von Grund und Boden verbinden will, begeht einen Irrthum, ja ein Unrecht, denn alle diese verschiedenen Arten von Besitz haben Einen Ursprung; alle sind (oder sollten es doch wenigstens seyn) die Früchte einer Betriebsamkeit, die mehr erwirbt, als sie verbraucht, und alle haben daher gleichen Anspruch auf Sicherung und Unverletzlichkeit. Ein Fleck Land ist nichts anderes, als eigentlich eine Werkstatt, auf welcher menschlicher Fleiß, in Verbindung mit den Naturkräften, eben so Producte hervorruft, wie der Künstler oder Arbeiter in der Manufactur, und nur in barbarischen Zeitaltern und unter uncultivirten Nationen konnte der bloße Besitz von Grund und Boden persönliche Rechte verleihen, ja sogar zu einer öffentlichen Macht erheben, denn indem die industrielose und arme Menge sich um Wohnsitze bewarb, ward sie gewissermaßen dem Grundeigenthümer hörig. Aus solchen Zeiten sind die Begriffe von den besondern Rechten und Vorzügen, welche der Bodenbesitz gibt, in unsere gesellschaftlich anders gestalteten Tage übergegangen, so daß noch nur zu viele die falsche Meinung hegen, als gebe es eigentlich keinen wahren und gesetzlicher Anerkennung würdigen Besitz, als eben den von Grund und Boden. Genau betrachtet ist dieser Irrthum aber die Hauptquelle der Uebel, welche die Gesellschaft drücken, denn indem er sich zum Theil wie in die Meinung, so auch in die Gesetzgebung geschlichen hat, stößt er das ganze Verhältniß einer richtigen und gleichmäßigen persönlichen Sicherung um und legt dem Boden die Rechte bei, die nur seinen Bewohnern, den Menschen, zukommen. So wird unter dem Vorwande, die Rechte des Eigenthums zu schützen, im Grunde durch einseitige Ausübung, unser Recht gekränkt, und vielleicht gar einmal wieder, wie früher schon vielfältig geschehen, noch ein Unterschied zwischen großem und kleinem Landbesitz insofern gezogen, daß man den Ersteren mit bedeutenden Vorrechten und Erleichterungen zum Nachtheil des Letzteren begabt. Das aber ist allein eine gerechte Regierung, die jeden Besitz, sey er welcher Art er wolle, nicht allein schirmt und schützt, sondern auch unter sich gleich stellt."

Man sieht hieraus, daß der Verf. weder der Meinung der Oekonomisten, noch derer ihrer Verehrer und Beschützer ist, die meinten, nur Grundbesitz sey eigentlicher Besitz und verleihe Eigenthümerrechte, sondern daß er im Gegentheil sich mit Say und Andern der Territorial-Aristokratie entgegenstellt, und mit jener verlangt, daß Mobiliar-, Commercial- und industrieller Besitz u. s. w. dieselben Rechte genieße, wie der von Grund und Boden. Diejenigen aber, welche noch heutiges Tages nur auf Geltung des letzteren bestehen, machen sich mit Recht des Verdachtes schuldig, daß es ihnen nicht sowohl darum zu thun ist, den Staat — wie sie vorgeben — sicher zu stellen, sondern mehr darum über den gewerbthätigen Fleiß Vieler, den privilegirten Müßiggang Weniger also zu stellen, daß nur diese die Gunst genießen, Repräsentanten des Volks (oder vielmehr des eigenen Standes) zu wählen und zwar sich selbst und keine Anderen zu wählen.

Obschon man nun, nach allem, was vorgegangen

ist, und nach der Weisheit und Gerechtigkeit der jetzigen Herrscher Europas nicht vermuthen darf, daß ein Unrecht und ein Unsinn, den zu bekämpfen die Menschheit dreißig Jahre blutete, jetzt wieder Begründung erhalten dürfte, weder in Frankreich noch anderwärts, so ist es dennoch gut, wenn Männer von Geist, mit Scharfsinn und Kenntnissen ausgerüstet, auftreten, theils um zu zeigen, wie gehandelt werden soll, theils um den Schreiern ihr Recht anzuthun, die sich bemühen, der Menge — die selten ein eigenes Urtheil hat — zum Schaden des wahren monarchischen Princips, zum Schaden des Wohls und der Ruhe von Fürsten und Völkern, einzureden, es gebe nichts Trefflicheres auf dem Erdenrund, als die Institutionen jener barbarischen Zeit, wo der Fürst wenig, das Volk nichts, der grundbegüterte Adel aber alles war. Darum ist es gut, daß bei aller tief anerkannten und bewiesenen Weisheit und Güte der dermaligen Fürsten Europas, bei aller anzuerkennenden Gerechtigkeitsliebe und Einsicht ihrer Minister, kurz, bei aller Ehrenhaftigkeit der Zeit im Ganzen, tüchtige Publicisten auftreten und auseinander setzen, daß der Mensch, und nicht die Scholle, auf welcher er klebt, die Hauptsache ist, und daß es in Wahrheit zu nichts führt als zum Nichts, wenn man alles nur auf das todte Nichts — was ohne den Menschen in staatlicher Hinsicht die Scholle ist — gründet. Wissen aber mögen jene, die meist und nur zu häufig auf nichts zu pochen vermögen als auf den Boden, der sie eben emportrieb, wie er noch manches Andere emportreibt, daß es außer diesem Besitz noch viele andere Arten von Besitz gibt, die dem Staate mindestens nicht weniger heilsam sind wie ihrer und daß es daher Pflicht des Staates ist, diese eben so heilig und ehrenwerth zu halten, wie jenen.

Weiterhin, wo der Verf. auf die Freiheit der Meinungen und des Gewissens zu sprechen kommt, sagt er mit besonderer Anwendung auf mehrere Verhältnisse im jetzigen Frankreich:

„So wie es Einige gibt, welche die Idee und selbst den Ausdruck „Staatsreligion" gänzlich verbannen möchten, so finden sich hinwiederum Andere, nach deren Dafürhalten eine Art von Cultus allein schon darum, weil er vielleicht seit Jahrhunderten von der Mehrheit geübt wurde, den Vorrang verdient, ohne daß sie weiter erwägen ob er auch dieser besondern Begünstigung sich durch besonders gute Einwirkung auf die Sittlichkeit des Volks oder die Dauer guter Institutionen würdig macht. So wenig ich mir es nun auch anmaßen will, zwischen diesen beiden entgegengesetzten Ansichten zu entscheiden, so gewiß scheint es mir dennoch zu seyn, daß niemals dasjenige, was die wahre Freiheit beschränkt, der Sittlichkeit hinderlich seyn kann, und daß, geschichtlich bewiesen, stets diejenigen Völker die geneigtesten waren zu insurgiren, bei denen Freiheit des Glaubens, also Gewissensfreiheit, nicht herrschte. Daher haben denn auch noch alle wahrhaft große Gesetzgeber, dies einsehend, verordnet: „daß jeder seine Religion mit gleicher Freiheit ausüben kann," und: „daß jeder für seinen Cultus im Staate dieselbe Sicherstellung habe," welches beides übrigens sehr gut denk- und ausführbar ist, auch neben dem vielleicht angenommenen Grundsatze, daß dieser oder jener Cultus der des Staates seyn soll u. s. w."

Wir erlauben uns hier einige Gegenbemerkungen mit der Frage: Was sollen wir unter dem Worte Staat verstehen, der eine besondere Religion, oder Cultus vielmehr, für sich hat? oder deutlicher: Wer ist der Staat, dem eine Staatsreligion zugeschrieben wird? Versteht man vielleicht unter Staatsreligion die Religion des Staatsoberhauptes? In diesem Fall kann man hierauf sogleich erwiedern, Einmal: daß das Staatsoberhaupt nicht der Staat ist, dann, daß das Oberhaupt eines Staates kein Recht hat, weder die Freiheit des Gewissens zu beschränken, noch das zu bestimmen, was der Einzelne von und über Gott zu glauben sich angetrieben fühlt, noch die Art, wie der Einzelne den Herrn der Welt anzurufen unternimmt. Darüber, daß Staat und Fürst nicht identisch sind, ist man hoffentlich jetzt wohl im Reinen. Geglaubt und angenommen konnte dies nur in Zeiten werden, wo Despotismus und Finsterniß Hand in Hand gingen. Aber auch zugegeben — was im Grunde nicht mehr wie billig ist, obschon es dem Staate, als Staate, in manchen Fällen Nachtheil bringen kann — daß es dem Oberhaupte, so gut wie jedem Andern, erlaubt seyn muß, sich die Art der Gottesverehrung zu wählen, die ihm nach seinem Gewissen die zuträglichste scheint, so sehen wir doch noch nicht ein, daß hieraus eine Verbindlichkeit für die andern Arten der Gottesverehrung im Lande gegen die vom Fürsten gewählte also entspringen könnte, daß die letztere dadurch gleichsam zum Range der anerkannteren und folglich doch immer bevorrechteteren stiege. Man muß daher annehmen, daß mit dem Ausdrucke „Staatsreligion", die Religion der Mehrzahl der Glieder eines Staates verstanden werde, und dies würde die Sache beendigen, wenn nicht eben in dem Ausdrucke „Staatsreligion" oder „Religion des Staates" unwiderstreitbar ein Sinn läge, der dem klaren Gesetzausdruck: „daß jeder seine Religion mit gleicher Freiheit üben, jeder für seinen Cultus dieselben Rechte haben soll" offenbar widerspricht. Schon Mirabeau bemerkte sehr richtig, daß Staatsreligion nichts anders heiße als privilegirte Religion. Da nun Religion insofern nichts anders ist als Glaube und Meinung, indem die verschiedene Art derselben auf angenommenem Glauben und Meinungen beruht, so kann man, dünkt uns, wohl mit Recht fragen, ob der von den Mehrsten in einem Staate angenommene Glaube und Meinung ein Recht hat, den Glauben Anderer, der stets frei seyn muß, zu beherrschen — denn dies geht aus dem privilegirt seyn hervor — und hier leuchtet wohl jedem ein, daß dies nicht der Fall seyn darf, denn Einmal der Mehrheit dies Recht zu beherrschen in einer Sache zugestanden, wird es sich auch bald in andern offenbaren, und wir werden dann in einem solchen Staate aufs schnellste

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 171.

25. Juli 1822.

Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger; zwei Bände, Frankfurt am Main. 1822. 8. Verlag von Heinrich Wilmans.

Die schon durch mehrere Schriften, z. B. Fernow's Leben, achtenswerth bekannte und durch den Roman Gabriele in den höhern Ständen beliebt gewordene Verfasserin, hat im Anfange d. J. Biographien mehrerer alter Maler herausgegeben. Durch den Namen der Schriftstellerin wird dieses Werk viele Leser, und durch den angenehmen Styl und die Leichtigkeit des Vortrags, Beifall finden. Besonders lobenswerth ist es, daß die zur Novellistin sich hinneigende Lebensbeschreiberin, durch Anmuth der Ausmalung die Wahrheit nicht verletzt, und sich der verführerischen Nachahmung der Chronikensprache und des Dr. Luther Tons fast ganz enthalten hat, in welchen so viele neuere Schriftsteller verfallen, wenn sie alte Geschichten erzählen, und so den Architekten gleichen, welche kleine Lusthäuser im gothischen Geschmack aufführen. Dafür, daß die Verfasserin sich die Lebensbeschreibung der alten Maler zur Aufgabe gewählt hat, verdient sie unsern Dank, weil sie dadurch diejenigen in Kenntniß unserer vaterländischen würdigen alten Meister setzt, welche schwerlich Carl von Mander, des Camps, Joachim von Sandrart und von Mars Werke lesen werden, und leider ist dies der größte und einflußreichste Theil des Publicums. Die Achtung der trefflichen alten Meister hängt davon ab, daß sie nicht blos den Gelehrten und Kunstkennern, sondern allgemein bekannt werden. Das Vorurtheil gegen das Altdeutsche, unter den vornehmen Kunstliebhabern, hat keinen andern Grund, als die Unwissenheit derselben, und eine unendliche Scheu, sich belehren zu lassen; daher kommt ein Buch wie das, Johann van Eyk und seine Nachfolger, zur rechten Zeit und Stunde, weil es unterhält und geflissentlich belehrt. Da der Einfluß dieses Werks nicht ausbleiben kann, so sehen wir uns veranlaßt, einiges hinzuzufügen, und zu erinnern, was die Verfasserin übergangen oder übersehen hat. Bei dem Titel müssen wir bemerken, daß unter dem Worte Nachfolger, insonderheit was die in diesem Werke angeführten Deutschen betrifft, diese blos in der Zeitfolge als Nachfolger von Eyk zu betrachten sind, keineswegs aber als Nachfolger im Geiste und Style des großen Niederländers. Wenn Eyk das Tiefste, und nur dem reinen Sinn Unverborgene und Zarteste im Menschen aufzufassen wußte, und die wahrnehmbare Natur, welche er bis zur Täuschung darzustellen verstand als die Offenbarung des Geistigen, Schönheit aber als eine unverletzbare Forderung der Kunst und als Symbol des Göttlichen im Menschen ihm heilig war: so faßte dagegen Albrecht Dürer blos die Natur ohne Wahl, ohne Erkennen ihrer geistigen Seite, als eine positive Aufgabe für die Kunst auf. Er war der größte Techniker und der genaueste Beobachter, daher tragen seine Werke das Gepräge einer großen äussern Wahrheit, wie die Bilder eines Spiegels. Ihm war es gleich viel, welchen Charakter ein Kopf aussprach, genug, daß das Bild täuschen konnte und zu leben schien. Man vergleiche Dürer's Madonnen mit denen des Eyk, um zu erkennen, welche verschiedenen Richtungen beide der Kunst gaben.

Bei der Wahl der Künstler, deren Leben Frau S. beschrieb, hat sie sich größtentheils durch die treffliche Gallerie der Herren Boisserée's und Bertrand bestimmen lassen, wir können daher den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Verfasserin uns noch einiges in folgenden Bänden über das Leben und die Werke mehrerer anderen trefflichen deutschen Meister, als z. B. Wohlgemuth, Martin Schön, Herlen, Schäuflein, Baldung Gruen, und andrer mehr, mittheilen möge. Herlen hätte recht eigentlich als Nachfolger des Johann van Eyk verdient erwähnt zu werden, und Schäuflein — und Baldung Gruen stehen weit höher als Dürer. Daß Herlen in Verhältniß zu Johann van Eyk stand, ist aus seinen in Nördlingen befindlichen Gemälden, besonders der Verkündigung unverkennbar. In der Einleitung, welche eine weitumspannende Uebersicht der Kunstgeschichte bezweckt, hätten jene classischen Meister, deren Lebensbeschreibung die Verfasserin nicht in ihr Buch aufnehmen wollte, doch angeführt werden sollen; denn so wie Kalf, *) oder Wilhelm von Kölln am Niederrhein eine eigenthümliche Schule **) stiftete, so gründete Wohlgemuth im südlichen Deutschland eine eigene Schule, freilich ohngefähr 50 Jahre später, aus welcher Dürer hervorging. Herlen scheint ohne entschiedenen Einfluß auf die deutsche Kunst geblieben zu seyn. Auch hätten in der Einleitung wohl die verschiedenen

*) Nicht etwa mit Wilhelm Kalf von Amsterdam zu verwechseln.

**) Das berühmte Gemälde: der Stadtpatron Kölns ward 1410 vollendet, und Wohlgemuth 1434 geboren.

Verzweigungen der süddeutschen Schule mit der schweizerischen und ihre Zerspaltung in die fränkische und schwäbische, wie denn zuletzt der Untergang der deutschen Kunst in der italienischen Manier durch Augsburger Maler und Kupferstecher, gezeigt werden sollen. Wenn diese Einleitung auch zu allgemein abgefaßt ist, so hat sie in andrer Hinsicht durch die darin sich entwickelnde Gemüthsschönheit große Verdienste, und wir folgen der Verfasserin in ihrer Begeisterung für das Schöne, in welcher sie bisweilen ungerecht und hart gegen die Byzantinische Schule und die symmetrische Anordnung der Bilder wird. Es ist uns kein echtes byzantinisches braunes Madonnenbild bekannt, und wir zweifeln, daß die Verfasserin ein solches uns wird nachweisen können. Die sogenannten ägyptischen Madonnen von brauner Farbe, von welchen das gemeine Volk sagt, sie sollten die Maria nach der Flucht nach Aegypten, auf welcher ihr Teint von der Hitze braun geworden wäre, vorstellen, sind Abbildungen von hochverehrten aus Cedernholz geschnittenen und darum braunen Madonnenbildern, wie z. B. der Madonna von Loretto. Die symmetrische Anordnung ist so im Allgemeinen nicht zu verwerfen, und für Bilder, welche nicht Begebenheiten, sondern Charaktere darstellen sollen, sehr zu empfehlen, wie denn auch Raphael selbst in seiner Cecilia, Correggio im St. Franziskus, Fra Bartolomeo di St. Marco und andre große Meister oft feierliche Bilder symmetrisch anordneten. Die Reihe der Maler, welche an uns vorübergeführt wird, nimmt mit den Geschwistern von Eyk ihren Anfang und da die Geschichte von den Lebensumständen derselben nur kurze Nachrichten aufbewahrt hat, so ergänzt die Verfasserin die Charakteristik der Eyks durch eine lebendige und wahre Schilderung des Charakters ihrer Werke, was denn auch sehr zweckmäßig genannt werden kann, weil der Maler in seinem Werke, mit dem Gegenstand seiner Kunst, sich selbst gibt. So wird z. B. der Umstand aus Joh. v. Eyk's Leben immer zweifelhaft bleiben, ob er in das Gefolge Philipp's des Guten von Burgund eintrat; selbst sein Geburts- und Sterbejahr ist nicht mit Gewißheit anzugeben und eben so klar steht sein inneres Leben und Wesen in seinen Werken vor uns, als seine Geschichte in Dunkel gehüllt ist; ja dies trägt so gar dazu bei, daß Joh. v. Eyk über der Geschichte erhaben, als Repräsentant aller Reinheit und Trefflichkeit erscheint, welche seine Kunstepoche charakterisirt und auszeichnet. Die Verfasserin scheint in ihrem Werke sich zu der Meinung hinzuneigen, welche Johann van Eyk für den Erfinder der Oelmalerei hält. In wiefern dies für wahr anzunehmen sey, wird wohl eine unentschiedene Frage bleiben; man sehe hierüber von Murr's Journal 1. Band. Ich meines theils möchte jener Behauptung, daß Eyk der Erfinder der Oelmalerei sey, nur in sofern beitreten, wenn unter Oelmalen das Vermischen der Farben mit Oel, und das Auftragen derselben durch Pinsel verstanden wird. In jener Abhandlung des Hrn. v. Murr sind von andern Schriftstellern veranlaßte Irrthümer aufgenommen, als z. B., daß Hans von Hemmling nicht in Oel gemalt habe. Ferner sind jene alten italienischen für Oelgemälde gehaltenen Bilder vielleicht nur mit Oel getränkte, Wasser- oder Eierfarben-Gemälde. Von allen den jetzt in der Gallerie der Akademie zu Bologna aufgestellten Gemälden aus dem 14. Jahrhundert, *) welche Malvasia für Oelgemälde hält, und sonst in mehrern Kirchen zerstreut umher hingen, ist zuverlässig kein einziges in Oel gemalt. Hat doch bekanntlich Fra Filippo Lippi sich der Eierfarben bedient. Von Antonello de Messina habe ich niemals Gemälde gesehen, und kann daher über diese nicht urtheilen. Welchen Einfluß aber die alte niederländische Schule auf mehrere italienische Maler gehabt hat, sieht man deutlich nicht nur am Farbenauftrag, sondern auch am Styl der Zeichnung, wie überhaupt im Sinne, welcher in diesen Gemälden herrscht. So hat das Gemälde des Bartolomeo Vivarinus den heiligen Augustin im bischöflichen Ornate auf einem Throne sitzend, vorstellend, in der Kirche St. Giovanni e Paolo zu Venedig ganz das Ansehen des Werks eines altdeutschen oder niederländischen Meisters, besonders durch den scharfwinklichten Faltenbruch in den Gewändern. **)

Noch mehr werden wir von dem Einflusse der alten niederländischen Schule auf die italienische überzeugt durch die beiden Madonnenbilder von Karl Chrivellus in der Gallerie Brera. Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß sich die Italiener die Manier und den Farbenauftrag der Niederländer aneigneten, und unter diesen war ja Johann van Eyk der erste, welcher mit einer äußerst glatten, lichtstrahlenden Farbe zu malen verstand, und zugleich auch der vorzüglichste Künstler überhaupt. Mehr noch als alle andern Beweise, daß Eyk der Erfinder einer neuen Art mit Oel zu malen, wenn auch nicht der Oelmalerei selbst war, ist, daß es kein einziges voreykisches Gemälde gibt, welches einen so dünnen und glatten Farbenauftrag hat, wie Eyk's Bilder haben. Selbst die Gemälde von Wohlgemuth, ganz besonders die zu Zwickau, haben eine dicke, durchsichtige Farbe, in welcher man den Pinselstrich wahrnimmt. Wohlgemuth's Bilder zu Schwabach habe ich nicht in der Nähe gesehen; doch ist ihr Colorit lebhafter, als das der Bilder zu Zwickau. Die glattgemaltesten Bilder dieses Meisters sind die in der Gallerie des Belvedere zu Wien, wenn solche wirklich von Wohlgemuth sind. Unter den deutschen Malern scheinen Cranach und Dürer die ersten gewesen zu seyn, welche den dünnern Farbenauftrag von den Niederlän-

*) Besonders ist das eine vortrefflich, durch die glückliche Zusammenfügung von Malerei und Schreinerarbeit, so daß gewiß der einer gothischen Kirchenfaçade gleichende Rahmen, und die kleinen Gemälde von der Erfindung eines Künstlers sind.

**) Da die Meinungen so verschieden sind, wann Vivarino gelebt hat, so gebe ich hier die Unterschrift dieses Gemäldes, wie ich solche genau an Ort und Stelle abgeschrieben habe: Bartholomeo Vivarinus MCCCCIXXIII.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 172.

26. Juli 1822.

Ansichten eines neuern englischen Reisenden über einen Theil des jetzigen griechisch-türkischen Kriegsschauplatzes und dessen Bewohner.

Es fehlt uns zwar nicht an brittischen Reisebeschreibern, denen wir mehr, als den Ethnographen irgend einer andern Nation, die im letzten Vierteljahrhundert so sehr erweiterte antiquarische, geographische und physische Kunde des heutigen Griechenlands verdanken; allein über den Nationalcharakter, die Denkweise und Sitten der Bewohner in der dem Ausbruch ihres gegenwärtigen Aufstandes unmittelbar vorangegangenen Periode, tragen ihre Angaben nur zu oft die Farbe der guten oder bösen Laune, deren Wandelbarkeit man nicht mit Unrecht besonders den Reisenden dieser Nation vorwirft. Gleicher Vorwurf trifft nicht den brittischen Geistlichen T. S. Hughes, dessen Reisen durch Griechenland, *) sichtlich vorurtheilsfrei und anspruchslos geschrieben, mehrere Einzelnheiten enthalten, die, wenn gleich der Verf. seine Reise schon in den Jahren 1813 und 1814 machte, theils das Verdienst der Neuheit haben, theils nicht allgemein bekannt zu seyn scheinen. Wir heben daher einige Bruchstücke aus, die uns den jetzigen Kriegsschauplatz und dessen Umgebungen, so wie den Zustand seiner Bewohner in jenem noch nicht lange verflossenen Zeitpuncte vergegenwärtigen und zur Leitung unseres Urtheils über die Elemente der dortigen Weltereignisse beitragen können.

Im September 1813 segelte Hr. H. von Sicilien nach Griechenland ab. Auf der Insel Zante, wo er weilte, bewohnen zwei Fünftheile der Bevölkerung, nämlich 12,000 Menschen, die Hauptstadt gleiches Namens, welche für diese mäßige Volksmenge nicht weniger als 62 Kirchen, 5 Capellen, 2 Mönchs- und 2 Nonnenklöster enthält. Die Insulaner sind scharf gesondert in die drei Classen der Edelleute, Bürger und Bauern. Die ersten sind meistens venetianischen Ursprungs und genossen unter der Herrschaft Venedigs ungemeiner Vorrechte, die sie zu den größten Ordnungslosigkeiten und Gesetzwidrigkeiten misbrauchten. Die brittische Regierung erwarb sich das dauernde Verdienst, sie zur Ordnung zu weisen und im Zaume zu halten; seitdem wohnen sie in der Zurückgezogenheit auf ihren Gütern. Unter den Bürgern findet man eine seltsame Mischung von griechischen und italienischen Sitten, Gewohnheiten und Trachten. Sie sind lebhaft und rachsüchtig, haben aber die größte Anhänglichkeit für ihr Geburtsland. Die Bauern gehen nie unbewaffnet aus; von Natur reizbar, wurden sie in ihrem Hange zu Gewaltthätigkeiten durch die Strafloſigkeit, die sie von den venetianischen Behörden für ein geringes Geld erkaufen konnten, noch bestärkt. (Hier wenigstens war also die neuliche Maßregel der Entwaffnung von Seiten des englischen Gouvernements nicht übel angebracht.)

Die griechischen Religionsverwandten stehen unter einem Protopapas oder Erzpriester, dessen Vorgesetzter der Bischof von Kephalonien ist. Die Katholiken, die ihren Gottesdienst unter der venetianischen Regierung auf der Insel eingeführt haben, stehen unter dem hiesigen bischöflichen Stuhle, zu dessen Sprengel auch die Katholiken auf Kephalonien, Ithaka, St. Maura und Cerigo gehören.

Seitdem die Insel unter englischer Oberherrschaft steht, erscheint hier eine Zeitung unter dem Titel: Jonische Ephemeriden, welche politisch-literarischen Inhalts ist und sowohl auf den Inseln, als auf dem benachbarten Festlande viel gelesen wird. Hier macht der Verf. eine Digression über den Bildungszustand der heutigen Griechen, wovon wir die Schlußbemerkungen hauptsächlich deswegen anführen, weil sie schon im Jahre 1813, und zwar von einem umsichtigen Engländer niedergeschrieben wurden. „— — Die christlichen Monarchen sehen gleichgültig zu, wie Barbaren, befleckt durch die schrecklichsten Laster, geschworne Feinde des christlichen Glaubens, das schönste Land der Erde entvölkern, dessen Bewohner zu Tausenden niedermetzeln oder aufs unwürdigste mishandeln, und man trägt kein Bedenken, jeden Entwurf zu ihrer Befreiung, unter dem Vorwande, als ob die Griechen der Freiheit nicht würdig wären, als unpolitisch und ungerecht zu behandeln."

„Es würde eine abgeschmackte Idee seyn, zu hoffen, daß irgend eine europäische Macht zur Befreiung der Griechen einen Krieg unternehmen werde, sie müßte denn durch Vergrößerungszwecke dazu angetrieben werden; und in diesem Falle würden die übrigen Mächte nicht ermangeln, sie zur Aufgebung ihrer Projecte zu nöthigen. Dann blieben die Griechen aufs neue der Wuth ihrer Tyrannen ausgesetzt, wie zur Zeit des letzten Einfalls der Russen, welcher kein anderes Ergebniß hatte, als schreckliche Metzeleien, die auf Befehl des Divans unter ihnen angerichtet wurden;

*) Travels in Sicily, Greece, and Albania etc. by the Rev. *T. S. Hughes*; with maps etc. London. 2 Vol. 4. 1820.

und schon war in diesem Blutrathe die gänzliche Ausrottung der griechischen Nation zur Sprache gekommen, als der berufene Capudan Pascha, Hassan, die Frage aufwarf: Wer wird denn aber künftig das Kopfgeld bezahlen, wenn wir alle Griechen ums Leben bringen? — Es bleibt daher den Griechen keine Hoffnung, und den übrigen christlichen Nationen kein anderes Hülfsmittel für sie übrig, als sie in den Stand zu setzen, selbst ihre Freiheit zu erringen. Hierzu genügt es nicht, Waffen und Subsidien zu liefern; denn in ihrem jetzigen herabgewürdigten moralischen Zustande würden sie keinen gehörigen Gebrauch davon machen können, sondern anstatt ihnen ihre Mängel und Fehler, — das unvermeidliche Ergebniß des Drucks, unter dem sie seufzen, vorzuwerfen, müssen die europäischen Nationen ihnen behülflich seyn, aus den Finsternissen der Unwissenheit und des Aberglaubens hervorzugehen. Sobald Aufklärung sich über Griechenland verbreitet hat, werden sie das Joch der Sclaverei abwerfen." Zum Schluß dieser Digression überläßt sich der gutmüthige Geistliche der sanguinischen Hoffnung, England werde die Nation seyn, welcher Griechenland seine Befreiung verdanke; von den ionischen Inseln werde sich, wie aus einem Centralpunct, die Aufklärung über das griechische Festland verbreiten und nie werde England das Interesse der Menschheit einer falschen Politik aufopfern, welche kein anderes Resultat haben könne, als ihm die Herzen dieses unglücklichen Volks zu entfremden und es zu zwingen, sich einer andern Macht in die Arme zu werfen."

Von Zante segelte Hr. H. nach Patras, in der Absicht, ganz Morea zu durchreisen. Diese Stadt, trefflich gelegen am Fuße eines Berges, ist ganz geeignet, dem Reisenden einen günstigen Begriff von Griechenlands Naturschönheiten zu geben. Da sie die Hauptniederlage des moreotischen Handels ist, halten sich hier mehrere europäische Consuln auf; auch suchen alle Verbrecher aus den benachbarten Inseln hier ihren Zufluchtsort, um sich den Verfolgungen der Gerechtigkeit zu entziehen. Die türkischen Einwohner von Patras benutzen diesen Umstand, um sich allerlei Gewaltthätigkeiten gegen die Ausländer zu erlauben. Hr. H. war selbst Zeuge einer solchen Scene. Es entstand eine Streitigkeit zwischen zwei Vagabunden von Kephalonien, welche eine Menge Zuschauer herbeizog; sogleich stürzte eine Anzahl Türken, theils mit langen Stäben, theils mit Dolchen bewaffnet, aus den benachbarten Häusern hervor, drangen wüthend in die versammelte Menge ein, stießen und schlugen von allen Seiten um sich her, ohne zwischen den Schuldigen oder Unschuldigen einen Unterschied zu machen, und verfolgten die Fliehenden bis in die Kaffeehäuser.

Von Patras führte Hrn. H. sein Weg nach Arkadien, dessen Naturschönheiten er mit den darüber vorhandenen Beschreibungen vollkommen übereinstimmend fand. Von den, die Gegend beherrschenden Anhöhen von Suthena herab sieht man eine Kette natürlicher Terrassen, beschattet von Platanen- und Eichengehölzen, und bewässert von klaren Bächen. Den Horizont begrenzen auf der einen Seite waldbekrän te Berge, aus denen sich hin und wieder Felsspitzen erheben, auf der andern Hügel von der üppigsten Vegetation. Immer noch sieht man hier arkadische Schäfer, den Hirtenstab in der Hand, zahlreiche Herden hüten, oder ruhend im Schatten der Platanen die Flöte blasen; doch hüte sich der Reisende, in dessen Einbildungskraft diese ländlichen Töne Erinnerungen der Vorzeit wecken, diesen Schäfern zu nahen, wenn nicht diese lieblichen Bilder in Nichts zerfließen sollen, denn sie sind, wie die ganze spärliche Bevölkerung des Landes ein elender, durch übermäßige Arbeit und Mangel ausgemergelter Menschenschlag.

Aus Arkadien führte den Reisenden sein Weg in die schöne, fruchtbare Ebene von Tripolizza, wo einst die beiden großen Städte Tegea und Mantinea sich erhoben. Die Stadt Tripolizza, jetzt die Hauptstadt von Morea (jüngst der Schauplatz der furchtbarsten Schreckensscenen, aber auch der siegreichen griechischen Tapferkeit), stand damals unter dem Befehl Achmed Paschas, eines stolzen, unbiegsamen Despoten. Hr. H. ließ ihm durch seinen Dolmetscher Empfehlungsschreiben überreichen mit der Bitte um eine Audienz und um einen Bujurdi (ein Befehl, dem Vorzeiger desselben unentgeldlich Postpferde, Quartier und Kost im ganzen Paschalik des Ausstellers zu geben); allein der Pascha verweigerte sowohl die Audienz, als den Bujurdi, trat die Empfehlungsbriefe vor den Augen des Dolmetschers mit Füßen und spuckte darauf. Dieser Unwille rührte vorzüglich daher, weil er sich von einigen Engländern beleidigt glaubte und deshalb einen heftigen Haß gegen die ganze Nation gefaßt hatte. Inzwischen schickte er unter allerlei Vorwänden Sendlinge in Hrn. H's. Quartier, um den Zweck seiner Reise zu erspähen und zu untersuchen, ob etwa unter seinen und seiner Reisegefährten Effecten sich irgend etwas befände, was seine Habgier hinreichend befriedigen könnte, um seinen Zorn zu mäßigen. Diese Forschung mußte jedoch nicht nach Wunsch ausgefallen seyn; denn der Pascha blieb nicht nur unerbittlich, sondern der Dolmetscher vernahm bei der Wiederholung seines Ansuchens aus dem Munde des Satrapen die nichts weniger als tröstlichen Worte: „Sage diesen Christenhunden (Giaurs), daß sie sich auf der Stelle auf dem kürzesten Wege aus meinem Gebiete entfernen und nicht von der Hauptstraße abweichen, denn sonst stehe ich nicht für ihr Leben ein; übrigens erhalten sie von mir auf keinen Fall weder einen Bujurdi, noch eine Bedeckung." Dies setzte Hrn. H. in das höchst unangenehme Dilemma, entweder durch Bleiben den Zorn des Pascha aufs höchste zu bringen und sich überdies den immer steigenden Schmähungen des türkischen Stadtpöbels auszusetzen, oder auch auf der Landstraße schutzlos sein Leben in Gefahr zu setzen. Hierzu kam, daß ihm unter diesen Umständen Niemand Pferde zur Fortsetzung seiner Reise vermiethet haben würde, so daß ihm

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 173.

27. Juli 1822.

Büchernachdruck.

1. Die Debatten über den Büchernachdruck, welche in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten statt fanden. (Aus der officiellen Actensammlung abgedruckt.) Stuttgart. Metzler. 1822. 66 S. 8.
2. Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspuncte des Rechts, der Moral und Politik betrachtet von Dr. Ludwig Friedrich Griesinger. Stuttgart. Macklot. 1822. 88 S. 8.

Seit 50 Jahren ist der Streit über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks wieder erwacht und mit dem regsten Eifer geführt worden; Gräff (Versuch einer einleuchtenden Darstellung des Eigenthums und der Eigenthumsrechte des Schriftstellers und Verlegers. Leipz. 1794) zählte schon 26 besondere Schriften darüber auf, ohne die Abhandlungen in Zeitschriften, ohne die Recensionen und gelegentlichen Betrachtungen in andern Werken zu rechnen, und doch sollten wir wirklich noch so wenig damit aufs Reine seyn, daß weder die Moral noch die Rechtswissenschaft ein festes Urtheil über die Frage gewonnen hätte? — das wäre doch wirklich arg, wenn es beiden Wissenschaften so gänzlich an allen sichern Grundlagen fehlte, daß sie nicht einmal über eine so einfache Frage eine unveränderliche gewisse Antwort geben könnten!

Und doch scheint es wirklich so zu seyn. Ein geachteter, namhafter Rechtsgelehrter unternimmt aufs neue die Vertheidigung eines Gewerbes, welches die gemeine Meinung, wenn auch nicht zu den bürgerlich verbotenen, doch zu den mehr als zweideutigen zählt, *) und er vertheidigt dasselbe nicht etwa nur aus dem Gesichtspunete des bestehenden positiven Rechts, sondern sogar in Beziehung auf die zu gebenden Gesetze. Er ist nicht zufrieden, seine Ansichten der würtembergischen Ständeversammlung gleichsam als Zweifelsgründe vorzutragen, sondern er wendet sich damit an die deutsche Bundesversammlung, um auch da die geringe Hoffnung, daß allgemeine entscheidende Maßregeln werden beschlossen werden, noch mehr zu vermindern. Es ist nicht mehr die Rede davon, ob ein einzelner deutscher Staat vielleicht in seinen besondern Verhältnissen Gründe finden könne, mit Abschaffung des Nachdrucks langsam und vorsichtig zu verfahren, sondern davon, demselben, wenn die Bundesversammlung sich für ihn entscheidet, eine förmliche Anerkennung als gesetzmäßiges, rühmliches, ehrenvolles Gewerbe zu verschaffen. Schon ereifert sich Hr. Griesinger heftig darüber, daß man die Nachdrucker Diebe und Räuber genannt habe. Er findet dies (S. 22) abgeschmackt, ausschweifend und lächerlich; ja das Verhältniß wird (S. 25) gerade umgekehrt, die Nachdrucker sind ehrliche Leute, welche nur den schändlichen Gewinn der Originalverleger hindern; diese sind feile Lasterdirnen, welche den Mond ihren Brotdieb nennen!

Hr. Gr. geht also viel weiter als die bisherigen Vertheidiger des Nachdrucks, welche nicht etwa sich selbst, wie weiland der Edle von Tratner, dabei zu vertheidigen haben. Desto mehr wird seine Schrift einer sorgfältigen Prüfung bedürfen, und es wäre sehr zu wünschen, daß unsere kritischen Journale dieselbe mit rechtem, blos auf die Sache gerichtetem Ernst und bald vornähmen, ohne sich dabei durch die Achtung, welche Hr. Gr. sonst als Rechtsgelehrter erworben hat, irgend bestechen zu lassen. Denn es kommt in dieser Angelegenheit nicht auf den Nachdruck, an und für sich, sondern auf allgemeine Grundsätze des Rechts und der Moral an, deren Befestigung von der größten Wichtigkeit für ein jedes Volk ist.

Das Historische bei den beiden obengenannten Schriften ist folgendes: In der 167. Sitzung der würtembergischen Ständeversammlung am 23. Mai 1821 wurde von dem Abgeordneten Weber ein Commissionsbericht über den Nachdruck erstattet, welcher sich bestimmt gegen denselben erklärt, und mit dem Antrage schloß, den König um einen Gesetzentwurf zu bitten, wodurch das literarische Eigenthum unter den Schutz des Gesetzes gestellt werde. Es wurde dabei vorgeschlagen, den Schriftstellern oder Verlegern ein ausschließliches Verkaufsrecht auf ihre Lebenszeit, und ihren Erben auf zehn Jahre nach dem Tode des Erblassers einzuräumen, den Nachdruck und das Verkaufen von Nachdrücken zu untersagen, die Nachdrücke zu confisciren, und die Nachdrucker, so wie die Verkäufer ausländischer Nachdrücke zum Schadenersatz anzuhalten. In der Sitzung vom 5. Juni 1821 kam die Sache zur Verhandlung. Zuerst nahm Hr. Griesinger das Wort für den Nachdruck und stellte dabei die Sätze auf:

1) daß der Nachdruck auf jeden Fall rechtmäßig und durchaus nicht gesetzwidrig sey;

*) Ein großer deutscher Staatsmann (der königl. preuß. Staatskanzler Fürst Hardenberg) nannte den Nachdruck „ein Gewerbe, auf welchem die öffentliche Schmach ruht"; ist dieser Ausdruck richtig, wie kann denn ein solches Gewerbe in einem Bundesstaate, wo es nur von einzelnen Individuen getrieben wird (und welchen?), Schutz und Aufmunterung finden? D. Red.

2) daß er überhaupt nicht für unmoralisch gehalten werden könne;

3) daß, wäre dies auch der Fall, daraus nicht folgen würde, daß er gesetzlich verboten werden müßte; und

4) daß ein Verbot des Nachdrucks, auch selbst politisch betrachtet, im Allgemeinen nicht räthlich sey.

Diese Ansichten wurden nun von Vielen bestritten. Eigentlich für den Nachdruck wollte sich keiner erklären, nur meinten einige, es sey für Würtemberg nicht rathsam, mit strengen und durchgreifenden Gesetzen gegen denselben andern Staaten voranzugehen. Zwischen dem Vicekanzler v. Autenrieth und Hrn. v. Cotta entstand eine kleine Discussion über theure und wohlfeile Bücherpreise in England, Frankreich, Deutschland und deren Ursachen, über Verlegergewinn, Honorar und Maximum der Bücherpreise, welche auf die Hauptsache keinen Einfluß hatte. Es fielen dabei manche lebhafte Worte, am Ende aber vereinigte sich die Kammer dahin, in einer Adresse den König um Verwendung bei der deutschen Bundesversammlung, wegen allgemeiner gesetzlichen Maßregeln zu bitten, was mit 64 Stimmen gegen 16 angenommen wurde. (Ueber die Frage: Ob der König statt dessen um ein besonderes Gesetz gegen den Nachdruck zu bitten sey? waren die Stimmen getheilt gewesen, 40 gegen 40, und der Präsident, Weishaar, hatte seine Stimme dagegen gegeben, weil er glaubte, daß ein isolirtes Vorschreiten Würtembergs [Vorschreiten Würtembergs?!] dem Zwecke im Allgemeinen nicht entsprechen, und doch dem Lande manchen Vortheil entziehen werde.) Die Commission hatte nun nach jenem Beschlusse die Adresse zu entwerfen, und fügte dem Hauptantrage, freilich ohne Auftrag der Kammer, noch die eventuelle Bitte hinzu, daß der König, wenn ein allgemeines Bundesgesetz noch länger nicht zu Stande käme, die Kammer in ihrer nächsten Sitzung einen Gesetzentwurf gegen den Nachdruck vorlegen lassen möge. Darüber entstanden denn in der 179. Sitzung vom 8. Juni 1821 neue Debatten. Hr. Griesinger und einige Andere fanden, daß die Commission ihren Auftrag sehr überschritten habe, und der Antrag, wie ihn dieselbe gestellt hatte, wurde mit großer Mehrheit verworfen, dagegen ein etwas modificirter, in welchem aber doch eine Mißbilligung des Nachdrucks ausgesprochen war, mit 69 Stimmen gegen 4 angenommen.

So kann man wohl sagen, daß die Ständeversammlung eines der ansehnlichern deutschen Staaten sich beinahe einstimmig gegen das Nachdruckergewerbe erklärt habe, und es ist dies um so erfreulicher, als Würtemberg bisher demselben einen besondern Schutz gewährt zu haben schien. Die Verhandlungen wurden in die officielle Sammlung wie gewöhnlich aufgenommen, aber auch ein besonderer Abdruck davon gemacht. Hr. Gr. ist mit dem darin enthaltenen Auszuge seines Vortrags nicht ganz zufrieden; er setzte daher seine Ansichten, wie er sie in der Kammer vorgetragen hatte, in dieser kleinen Schrift auseinander. Diese hat er, wie erwähnt, der deutschen Bundesversammlung überreicht, und sie ist von derselben mit Dank angenommen worden. Dagegen hat auch die Verlagsbuchhandlung den oben erwähnten besondern Abdruck ebenfalls der Bundesversammlung übergeben, und es ist darauf in der 18. Sitzung d. J. der Beschluß gefaßt worden, die Regierungen zu ersuchen, ihre Aufmerksamkeit auf die in der eingesendeten Schrift enthaltenen Verhandlungen erstrecken zu wollen. Der Referent, k. baierische Gesandter v. Aretin, äußerte dabei, daß diese Verhandlungen ein um so größeres Interesse darböten, als der Gegenstand darin sehr vielseitig beleucht t, und die Gründe von beiden Seiten sehr ausführlich entwickelt worden seyen.

Diese letzte Meinung können wir nun nicht theilen, ohne der würtembergischen Ständeversammlung damit den geringsten Vorwurf machen zu wollen. Eine ständische Verhandlung ist der Regel nach nicht der Ort, wo theoretische Untersuchungen mit systematischer Ordnung und Vollständigkeit angestellt werden können; und obwohl sie dagegen häufig in der Lebhaftigkeit der Discussion fruchtbare Gedanken und neue Ansichten entwickeln, so ist doch kaum ein Gegenstand jener strengern schulgerechten Bearbeitung so sehr bedürftig, als die Lehre vom Nachdruck. Denn gerade sie führt uns bei dem Mangel positiver Bestimmungen, auf deren breiter Basis feststehend, die Gelehrten sich mit allerlei historischen Forschungen und Messungen einer lebendigen, aber bequemen Geschäftigkeit erfreuen können, an die äußersten Grenzen und zu den ersten Gründen unserer Wissenschaft zurück.

Darum müssen wir denn auch die Ordnung, in welcher Hr. Gr. seine Sätze vorgetragen hat, etwas umkehren. Er fängt vom Recht an und kommt erst nebenher zur Pflicht, indem er die gewöhnliche Trennung beider beibehält, als deren Urheber man (es ist hier nicht zu untersuchen, mit wie viel Recht) Chr. Thomasius zu nennen pflegt. Wenn auch, sagt er, der Nachdruck überhaupt für unmoralisch gehalten werden könnte, so würde daraus nicht folgen, daß er gesetzlich verboten werden müßte. Diese Ansicht muß für einen der verderblichsten Grundirrthümer der ganzen Rechtswissenschaft erklärt werden, so häufig sie auch durch die Verwechselung des subjectiven moralischen Urtheils über eine concrete einzelne Handlung, als womit freilich das Recht nichts zu thun hat, mit dem Urtheil über den sittlichen Werth einer Handlungsweise unter den Juristen geworden ist. Alle Rechte entspringen aus Pflichten; der Mensch darf nur, weil er soll; aus der Pflicht, frei, das heißt unabhängig von den sinnlichen Trieben der Natur, zu handeln, entsteht erst sein Recht auf die äußere Freiheit, auf die Selbständigkeit im äußern Handeln, auf die Ungestörtheit im moralisch erlaubten Gebrauch seiner Kräfte, und des dadurch Hervorgebrachten, des Eigenthums. Wenn das Rechtsgesetz unmoralische Handlungen schützen muß, so geschieht es nur darum, weil das Unsittliche in der Gesinnung liegt, nicht aber in der allgemeinen Beschaffenheit der Handlung, oder mit andern Worten, weil sich das Gebot der Pflicht nicht auf ein äußerlich bestimmbares Maß bringen läßt. Was aber an und für sich und überhaupt

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 174.

29. Juli 1822.

Der Pirat, nach Walter Scott von Georg Lotz. 3 Theile. Leipzig, bei Kollmann.

Vorliegendes Werk kann man nicht ohne Bewunderung über die ungemeine Schnelligkeit des Uebersetzers betrachten, der, kaum sechs Wochen später als das Original im Druck erschien, die Uebersetzung vom ersten Theil lieferte. *) Zwar hat er sichs bequem gemacht, mitunter obenhin gearbeitet, aber da dies doch nur dem genauen Kenner beider Sprachen merkbar wird, und im Ganzen nicht stört, so ist die kaum erklärliche Eile nicht zu schelten, (?) nur gegen die Lieder ließe sich einwenden, daß ihnen metrische Vollendung abgeht, und gegen manche sprichwörtliche Redensarten, wie z. B. das Hasenpanier ergreifen, im Oberstübchen nicht richtig seyn, die sich im Mund eines Shetländers ganz seltsam ausnehmen, vieles erinnern. Drows wären besser Trolle benannt worden, da diese eingebildeten Geschöpfe auch unter uns durch die Nordlandssagen wohl bekannt sind. Noch mehr Verdienst, als durch das Nichtbegehen der ästhetischen und Uebersetzer Sünden würde jedoch Hr. Lotz sich erworben haben, wenn er hie und da kürzen gewollt, indem bei allen Vorzügen des Originals eine zu große Breite sich nicht abläugnen läßt, zumal in den Gesprächen der Seeräuber im letzten Theil.

Der Pirat versetzt die Leser nicht, wie die meisten der Scottschen Romane, nach Schottland, sondern an die viel rauhere unwirthbarere Küste der shetländischen Hauptinsel Mainland, in das Ende des 17ten Jahrhunderts. Damals hatte sich in jenen entfernten Eilanden noch vieles von alt-normännischen Sitten, Namen und Aberglauben erhalten; wenn man so von den Udaller, Jarlshof u. s. w. liest, der Seekönige, weisen Frauen, welchen die Sehergabe der alten Scandinavierinnen, die inwohnende heilige Kraft derselben verliehen ist, erwähnen hört, könnte man glauben, es sey eine Fouquésche Dichtung, die zuweilen wohl schon mit denen von Scott verglichen wurden, vielleicht nicht mit Grund. Die Ideen bei Fouqué sind dichterischer, er versteht sich besser auf die Sprache der Liebe, des Gefühls, der Gemüthlichkeit, wie Scott, aber dafür zeichnet dieser ungleich richtiger und ist frei von Schwulst, von Manier und Vorurtheil, seine Ritter haben gelebt in aller ihrer Großheit und Rohheit, statt daß die von Fouqué einzig der romantischen Zeit, die nirgends als in der Phantasie der Dichter bestand, angehören, und doch machen diese Fouquéschen Helden die Ansprüche, als seyen sie Gebilde der Wirklichkeit. Scott's mit Meisterhand ausgeführte Gestalten sind nicht allein einem Stande angehörend, er stellt den Edelmann wie den Bauer, das schöne Fräulein wie die alte Zigeunerin gleich wahr, originell, und mit nationellen und zeitgemäßen Eigenthümlichkeiten dar, so innig er auch sein Vaterland liebt, verblendet er sich doch nicht gegen die Kehrseiten des schottischen Charakters, noch verräth er Casten- oder Parteigeist, er ist billig und gerecht im schönsten Sinn. — Sein Pirat ist aus einer wirklichen Begebenheit entstanden, die in der Kürze dem Roman vorangeht.

Sitten und Charakterschilderungen sind wie gewöhnlich die wesentlichen Schönheiten desselben; der Pirat in seiner wilden Größe, nicht frei von Schlauheit und Zügellosigkeit, zieht bei alledem an, auch erhebt er sich wieder aus der tiefen Versunkenheit gesetzlosen Treibens, das keinen Herrn über sich erkennt und einzig der Leidenschaft, und dem was ihm Vortheil dünkt, gehorcht, und endet ehrenvoll. Sein Nebenbuhler, und, wie sichs in der Folge ergibt, Halbbruder, Mordaunt, ist eine Gestalt, bei der man gern verweilt; ein Sohn der Natur, freimüthig, unerschrocken und wohlwollend, dankt er die Zartheit und Reinheit seines Gefühls einzig den freien Regungen seines unverdorbenen Herzens und hellen Geistes, der auch ohne Weltbildung und gelehrtes Wissen ihm einen sichern Blick, eine gründliche Urtheilskraft verleiht. Man kann es den reizenden Töchtern des Udaller, der hohen sinnigen Minna, der heitern lieblichen Brenda, doch kaum verzeihen, daß sie den wackern Jüngling gegen Cleveland in Schatten stellen, dem Gebot des Vaters, ihm zu meiden, so willig Folge leisten konnten. Wie ein so durchaus tüchtiger Mann, als Magnus Troil, gemeinen neidischen Klätschereien ein

*) Diese Schnelligkeit ist indeß noch bei weitem von der Uebersetzung der fortunes of Nigel übertroffen worden, deren erster Band, wie wir hören, in vierzehn Tagen gefertiget ist. Ohne über diese Uebersetzung auf irgend eine Weise richten zu wollen, oder zu können — da sie uns noch völlig unbekannt ist — können wir doch die im Allgemeinen geltende Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieses Verfahren unserer Literatur weder zum Nutzen noch zur Ehre gereichen kann. Da müssen freilich alle Forderungen, die man an der Form eines Kunstwerks, wie es doch ein Roman ist, oder seyn soll, zu machen berechtiget ist, als lächerlich erscheinen; man eilt nur mit Courierpferden dem großen Ziele zu, von den Leihbibliotheken gekauft zu werden. Ein Mitbewerber, der mit Ernst und Mühe feilt, kommt zu spät, und sein Verleger findet, da die Heißhungrigen schon gesättigt sind, einen schlechten Markt. A. d. Red.

offnes Ohr leihen, gar nicht untersuchen konnte, bleibt ein ungelöstes Räthsel. Die Veränderung in den beiden Mädchen ist nicht genug motivirt, zumal bei der Brenda nicht, die nicht, wie ihre Schwester, für den Seeräuber eine geheime Neigung im Busen trägt. Die Mädchen sind, gegen Scott's Weise, sehr gut ausgeführt, und wirklich nicht allein durch die Verhältnisse, in welche sie gesetzt wurden, sondern durch ihre Persönlichkeit anziehend. Großartige heroische Naturen, wie die der Rebecka in Ivanhoe, der Flora in Waverley, vermag Scott mit Erfolg darzustellen, für sie zu begeistern, auch mit schnippischen, wilden Naturkindern gelingts ihm, wie Katharine im Abt beweist, aber er ist kein guter Maler sanfter, zarter weiblicher Gestalten, sie werden stark und ausdruckslos, ein Fehler, in den treffliche, plastische, pittoreske und dichtende Künstler, deren Fach das Charakteristische ausschließend ist, nur zu oft verfallen. Es erfreut denn um so mehr, wenn es dem Artisten gelang, durch Studium das zu erreichen, was nicht sein natürliches Talent ist, und Gestalten zu schaffen, die weder durch verletztes Ebenmaß den feinen Kunstsinn beleidigen, in denen kein Zug zu stark hervortritt, keiner verblasen, nebelhaft ist, die ganz sind was sie seyn sollen, zart, anmuthig, liebend und doch fest und ausdrucksvoll.

Die alte Norna, eine potenzirte Meg Merrelies in ihrer nordischen Selbstthümlichkeit, ist grandios gedacht, und mit Vorliebe ausgeführt. Das mystische Dunkel, das sie umgibt, verleiht ihr einen ganz eignen Reiz, sie hält sich selbst für ein mit übernatürlichen Kräften ausgestattetes Wesen, aber sie betrachtet ihre Sehergabe nicht als einen Segen, sondern als einen Fluch des Himmels, ihr auferlegt, weil sie unerlaubte Liebe gepflogen, und mittelbar die Ursache des Todes ihres Vaters war. Durch sie wird man mit einer Menge abergläubischer Gebräuche und Meinungen, einem Gemisch scandinavischen und hochschottischen, heidnischen und christlichen Aberglaubens, bekannt, die der Dichter für mehr als Trug ansehen darf, denn „die Fabel ist wie die Liebe auch des Dichters Heimathswelt", er hat nicht die Wirksamkeit von Zaubersprüchen zu leugnen, ihm liegt's nicht ob, gewisse magische Erscheinungen, manchen seltsamen Brauch und Glauben aus örtlichen Ursachen herauszugrübeln, historisch ihn zu erklären, oder ihn aus Unkenntniß und falschem Verstehen der Naturkräfte abzuleiten. Das Ahnungsvolle in der Natur, das geheime Anziehungs- und Abstoßungsvermögen vieler leblosen und belebter Gegenstände zu und wider einander zu empfinden, Mittelwesen, womit ein poetisch kindlicher Glaube Wälder und Felsen, Lüfte und Ströme belebt, anzunehmen, ist ein Vorrecht des romantischen Dichters; er wird es nicht verschmähen, manchen uralten Wahn, für den eine geheime Anhänglichkeit in der menschlichen Brust selten völlig vertilgt ist, zu erwecken, und bei vorkommender Gelegenheit zu seinen Zwecken zu benutzen. Scott ist zu sehr Dichter, um nicht auch die tiefere Bedeutung in dem Mährchen seiner Kinderjahre, als in der Wahrheit, die das Leben lehrt, zu fühlen. Daß dem wirklich so ist, läßt sich daraus folgern, daß er für nöthig erachtet, gewissermaßen bei dem Publicum zu entschuldigen, abergläubische Bräuche, fabelhafte Beziehungen und Gestalten und Kräfte nicht geradezu als unstatthaft aufzustellen. Zur eignen Rechtfertigung erklärt er manches Zauberstückchen der Norna als Ergebniß natürlicher Ursachen, läßt sie ihren Irrthümern entsagen, und um überhaupt jeden Mislaut mild aufzulösen, statt Beschwörungen zu treiben, zu den einfachen Lehren des Evangeliums zurückkehren, wodurch denn auch in die verirrte in sich entzweite Seele Ruhe und Frieden herabsteigt.

Ganz neuen Figuren begegnet man in diesem Roman. Da ist der originelle Claudius Halcro, ein humoristischer Phantast, der so ohne Aufhören von dem herrlichen John Dryden schwatzt, den in London kennen zu lernen, er für so eine hohe Gunst des Himmels ansieht. Immer und immer kömmt er auf ihn zurück, und doch erfährt man von seinem Ideal nichts als geringfügige Kleinigkeiten. Ein ausgesprochenes Wort lenkt ihn zu allerlei Nebenbegriffen, zu ganz andern Begebenheiten, das Einschachtelungssystem ist ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er zur eigentlichen Hauptsache nie gelangt. Bunce, ein ehemaliger Kammerrad von ihm, herumziehender Komödiant, so wie Halcro Fiedler und Reimer war, schließt sich ihm würdig an, nur tritt jener Seeräuber weniger hervor als der shetländische Minstrel. Ein treffliches Original ist Krämer Boyle, der so weitschichtige Begriffe von Mein und Dein hat; auch Baby ist individuell, was sich ihrem Bruder Triptolem doch auch nachrühmen läßt. Zwar wurde er mit Sampson im Astrologen verglichen, aber der Vergleich hinkt, Pedanten sind's wohl alle beide, aber Triptolem's landwirthschaftliche prahlerische Schulfüchserei ist doch völlig verschieden von der gelehrten und schweigsamen Sampson's. Erkennt man allenfalls in den übrigen Personen alte Bekannte wieder, so treten sie doch in ganz andern Verhältnissen und Zuständen wieder auf, und ähneln sich überhaupt blos in einzelnen Zügen oder in Gattungsbegriffen, so daß sich dem Verfasser ohne arge Unbilligkeit nicht vorwerfen läßt, er habe sich ausgeschrieben und nachgeahmt. Die Scenerei ist durchgängig neu und vortrefflich in der Art.

Die Uebersetzung desselben Buchs von S. H. Spiker (Berlin, bei Dunker und Humblot, 3 Bände) ist der von Lotz in jedem Betracht bei weitem vorzuziehen. Keine Uebersetzungssünden, keine andere Bedeutung der Worte, oder unpassende sprüchwörtliche Redensarten stören, die Diction ist gerundeter und zugleich einfacher; die Gedichte gut, das Harte, Spröde auch im Sylbenmaß in den Beschwörungsliedern der Norna im Geist und Charakter der Frau und des Originals. Die Liederstrophen, die zu Ueberschriften der Capitel dienen, und die bei Lotz wegfielen, sind meistens gelungen, nur bei einigen wünschte man, er habe bereits vorhandene Uebertragungen derselben genommen. So ist z. B. über die Berge u. s. w.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 175.

30. Juli 1822.

Jahrbücher der Literatur. Sechzehnter Band. 1821. October. November. December. *) Wien, gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

Die Beurtheilung der Werke des Grafen Montlosier macht den Anfang. Sie zerfallen nach der verschiedenen Zeit ihrer Erscheinung in vier besondere Darstellungen. Jede einzelne führt den Titel: De la Monarchie française, mit der beigefügten nähern Angabe des betroffenen Zeitabschnittes. So lautet z. B. die Ueberschrift der letzten: De la Monarchie française au premier Janvier 1821. Diesen periodischen Charakteristiken zufolge, ist die französische Monarchie nicht schlechter zu Fuße, als ehedem die große Armee; auch der Graf Montlosier erscheint in den verschiedenen Stadien als ein tüchtiger Wettläufer sans perdre halaine. Der Recensent der vier Monarchieen, die in ihren pariser Tanzschritten auffallend mit dem elephantenmäßigen Auftreten ihrer vier verstorbenen Schwestern in der alten ehemals beliebten Universalhistorie des Freyer und Zopf contrastiren, ist Hr. von Eckstein. Eben derselbe hat auch im vorhergehenden Bande die merkwürdigen, eingreifenden Schriften des berühmten Grafen Maistre zu würdigen unternommen. Sonach gibt er sich als Politiker von Profession. Ob auch von Beruf? das mögen die Meister auf ihren Stühlen entscheiden. Referent bescheidet sich, weit weg von ihnen, weder zur Rechten noch zur Linken, selbst ohne Centrum, doch wo möglich auch ohne Excentricität, den Rollwagen der politischen Conversation hin und her zu bewegen. Er will dabei nichts als die eigene Direction regieren.

Was nun die erwähnte Recension betrifft, so will ihm vorkommen, als ob der Recensent meistens aufhörte, wo er anfangen sollte, und so auch umgekehrt, ungefähr wie ehedem die deutsche Reichsarmee. Ein solcher Eckstein paßt vortrefflich in den Grundbau des deutschen Charakters. So hat er unter andern bei dem Urtheile über die Schriften des Grafen Maistre den alten gordischen Knoten, die normale Feststellung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, in specie zwischen Kaiser und Papst, ganz unaufgelöst gelassen, ohne auch nur ernstlich versuchend die Hand anzulegen, wozu er besonders nach seinem politischen Glaubensbekenntniß um so mehr verbunden war, da ihm der Verfasser in dieser wesentlichen, äußerst verwickelten Sache nicht Genüge gethan. Hic Rhodus, hic salta! ruft die Klippe. Ein Naturalist, wie unser einer, hat seinerseits die vollste Erlaubniß, den Sprung durch die Reifen des geistlichen Rechts und über die Degenspitzen der bürgerlichen Gewalt zu scheuen; man denkt zur guten Stunde an Braun den Bären, als er Reinecke den Fuchs zum Hoflager des königlichen Löwen abholen sollte, und ihm beim versuchten Honignaschen die breiten Tatzen eingeklemmt wurden. Dagegen darf ein Politiker par excellence auf wissenschaftlichem Boden diese Reise nicht ausschlagen, und zwar soll er, wie die Feinen wünschen, stets in der Mitte des schmalen Weges dahinfliegen, ohne je auf die eine oder die andere Seite des Grenzgebietes hinüber zu biegen oder gar hinüber zu stolpern. Niemand darf ihn eigentlich gehen sehen, vielweniger gehen hören. Unser Recensent ist kein so leicht beschwingter Hermes, er tritt in seinen Courierstiefeln schwerfällig genug einher, läßt dabei die Wurzel der Materie größtentheils liegen, so gern er auch die extrahirende Methode anwendet. Vorzüglich hat der aufmerksame, unbefangene Leser darüber zu klagen, daß es ihm so gut als unmöglich gemacht ist, aus dem Mitgetheilten auf den reinen, ursprünglichen Gehalt der Originale zurückzuschließen. Die Darstellung zeigt allerdings von historischer Kenntniß des Gegenstandes, lobenswerther Besonnenheit, zweckmäßiger Ordnung und einer ernsten, heilsamen, religiösen Tendenz; doch fehlt dem Ganzen der rechte Guß, die durchdringende Schärfe, die befriedigende Klarheit, die natürliche Wärme. Das an und für sich schöne und nicht genug zu rühmende Bestreben nach Unparteilichkeit nähert sich häufig zu sehr dem doctrinären Universalismus. (Der Universalismus wird schwerlich in der Politik mehr fruchten, als ein Universalmittel in der Medicin.) Die herrschenden Formeln der Tagesparteien handhabt der Recensent mit großer und selbstgefälliger Leichtigkeit; fast läßt er das journalistische Schnarrwerk stärker spielen, als der angenommene Ton der Gründlichkeit erlaubt. Die Selbständigkeit eines gediegenen politischen Schriftstellers verschmäht, wie mich dünkt, das Läutern der Wahrheit durch den Trichter einer ephemeren Umgangssprache. Mehrere Wiederholungen, größtentheils entstanden aus diesem Modelurus, sinken zu Gemeinplätzen herab. Ein Anhänger des politischen Spiritualismus — so mag einmal die Theorie des allseitigen, festen, systematischen Erhaltens heißen — darf unter keiner Bedingung den frischen Spiritus ausgehen lassen; er muß ihn nach Belieben und Verlangen destilliren und sublimiren können, sonst wird er mitten unter den mannichfaltigen Gestalten, Kräften und Embryonen des Lebens so gut ein starrer, mechanischer Atomistiker, als der Pseudoliberale ohne wahren Freisinn mit seinen Hebeln, Rollen, Flaschenzügen, Schrauben, Wagen und dem gesammten Apparat. (An den meisten politischen Uniformen unserer Tage machen die Aufschläge den Hauptunterschied.)

Jetzt ein bestimmteres Wort über den nähern Inhalt der Recension. Hat sie den Grafen Montlosier überall treu dargestellt, so schaut seine hochadliche, nach altem Schnitt geformte Physiognomie quer über den geraden Weg der constitutionellen Monarchie hinweg, absprechend auf den Bürgerstand, einseitig auf die Geistlichkeit, gleichgültig, ja beinahe feindselig auf die Literatur herab. Vermuthlich hat der Recensent beim Ausführen des Bildes zuweilen durch eine angelaufene Brille gesehen; denn kaum darf ein wahrheitsliebender Leser dem Originale ohne nähere, zuverlässige Bekanntschaft diese widerwärtige Verdrehung eines desorganisirten Kopfes zuschreiben. Lassen wir einen Augenblick das Bild als getroffen gelten: warum hat denn in diesem Falle der Recensent die häßliche Caricatur auf deutschen Boden verpflanzt, wo des Misgerathenen, Verkehrten, Ungethümlichen ohnehin genug ist? Wenn er uns aber schlechterdings

*) Der auf diesen December-Band folgende 17te Band ist erst gegen die Mitte des Juli in Leipzig eingetroffen.
D. Red.

mit einer neuen Abnormität des französischen Ultra-Unwesens beschenken mußte, warum rieb und stutzte und preßte und stampfte er sie nicht nach Verdienst? Entweder sein Urtheil oder sein Mitleiden ist blind. Eine genauere Untersuchung der Werke selbst dürfte indessen leicht darthun, daß der Recensent dasjenige, was im Gange der historischen Entwickelung über Adel, Geistlichkeit, Bürgerstand, Literatur unter sehr abweichenden Verhältnissen und Gesichtspuncten vorkommt, ohne Grund oder doch viel zu sehr obenhin als ein allgemeines unbedingtes Urtheil angesehen hat; eine Verwechslung, die am ersten da übergreift, wo das eigenthümliche Leben eines Standes zu irgend einer bestimmten Zeit nach seinen mannichfaltigen Reizungen, Zwecken, Lagen in der größtmöglichen Anschaulichkeit hervorgehoben werden soll, unabhängig von den kleinen und flachen Begriffen des Tages. Die nothwendige und selbst wohlthätige Spannung der verschiedenen Stände, so lange nur nicht ein einzelnes Mitglied, sondern ein Gesellschaftskörper mit dem andern, und zwar im Ganzen und für das Ganze kämpft, muß allerdings während der ersten und allmähligen Ausbildung der monarchischen Regierung oft befremdende und widerliche Formen annehmen, die aber der gründliche politische Geschichtsforscher darum noch nicht gut heißt und anrühmt, wenn er sie ohne Rücksicht auf die beliebte, unhistorische Verschwemmung in eindringender Schärfe aufzufassen sucht. Immer und überall versteht sich dabei von selbst, daß jede politisch-historische Arbeit ihren höchsten Zweck verfehlt, die irgend einen Stand auf Kosten des andern begünstigt und auf diesem Schleichwege Parteigunst erlangt. Das Beste kann seiner innersten Natur nach nie ganzen Körperschaften, immer nur Einzelnen entschieden zusagen, auf welcher Seite der Gesellschaft diese nun auch stehen mögen. Sie bilden in jeder Entfernung und, ohne sich persönlich zu kennen, die stille, und man darf wohl sagen, ewige Verbindung echt aufgeklärter Geister und großer Gemüther. Gehört Graf Montlosier zu diesem Vereine, oder dient er unter der Fahne des aristokratischen Wahnsinns? Die Beantwortung dieser Frage fordert andere Beweise, als hier vorliegen.

Zu Wiederherstellung der französischen Monarchie für die Rückkehr der Bourbons hat unser Verfasser einen merkwürdigen Rath ausgedacht, der zugleich als ein Gradmesser seines politischen Talents dienen kann. Zufolge einer höchsten Erklärung hätte, wie er meint, der gesammte administrative Zustand Frankreichs so lange fortbestehen sollen, bis eine ernannte Staatscommission im Stande gewesen wäre, nach Ausarbeitung eines organischen Werkes dem Könige die Grundlinien der künftigen Verfassung zur Bestätigung vorzulegen. Der Recensent findet diese Idee an und für sich haltbar und interessant, ohne sie genauer zu prüfen, wie ihm doch zukam und er auch versprochen. Dafür wiederholt er, nicht einmal am rechten Orte, das wohlbekannte Wiegenlied von der Unmöglichkeit, Constitutionen zu improvisiren. Constitutionellgesinnte Leser können diese Wahrheit zugeben und dennoch fragen, ob denn auch etwas anderes, wie z. B. das Impromtu der gegenwärtigen Recension fertig werde, wenn man nicht anfange. Mir scheint jene Idee weder haltbar noch interessant. Ich möchte übrigens in dieser Sache lieber ein lustiger Rath seyn, als einen ernsthaften spielen. Die folgenden Fragezeichen werden ihre Ausrufungszeichen schon finden.

Wenn bereits Cäsar von den Galliern sagt: Novis student, wäre denn wohl für ihre Abkömmlinge — die Franken mag unterdessen Guizot unterhalten — die Erklärung eines provisorischen Zustandes an der Zeit und Ordnung gewesen? Jedes Provisorium ist ein Schlagbaum, und die Franzosen ertragen eher Alles, als Langeweile. Konnte man ihnen daher nicht innerhalb erlaubter Grenzen eine kleine poetische Zerstreuung, einen unschuldigen grünen Dunst zubereiten, da der blaue des Buonapartismus durch die starke Versetzung mit Pulverdampf zuletzt unpopulär geworden war? Die Regula falsi gibt trotz ihres Namens ein richtiges Facit. Dunstblasen, gefüllt mit dem leichten, brennbaren Gas des Nationalcharakters, sind und bleiben nun einmal in Frankreich die ältesten und liebsten Montgolfieren. Der Franzose ist ein geborner Luftschiffer, wie der Deutsche ein geborner Bergmann. (Der Letztere lebt theils über, theils unter der Erde, daher hat das gewählte Bild zwei Seiten.) Daß der Dunst in Frankreich selbst da noch eindringt, wo man ihn mit der absichtlichsten Anstrengung absperren will, beweisen die Werke des Grafen Montlosier augenscheinlich durch den Rauch, welchen sie beleuchten. Indessen ist es immer rathsamer, so ein politisches Hausmittel still anzuwenden, als laut davon zu reden. Darum weiter. Erklärte nicht die Festsetzung eines provisorischen Zustandes dem Volke die Klemme, die Schwäche, die Ungewißheit der Regierung? Die Franzosen sind in ihrem politischen Leben Schauspieler, sie mussen wie das Bühnenvolk mehr beherrscht als regiert werden. War es nicht möglich, in allen Dingen von allem Anfang an liberaler zu seyn als die vorhergegangene Afterliberalität? Durfte man nicht im besten und also auch erhaltenden Sinne nach manchen Seiten hin noch revolutionärer verfahren als die Revolution selbst, um eben diese durch scheinbare Vollendung des Systems, bei äußerer Aehnlichkeit des Mechanismus und innerer Ungleichheit in den Grundsätzen rein auszutilgen? In einem solchen Sinne nennen die stabilsten Männer Burke einen revolutionären Schriftsteller gegen die Revolution. Die extemporirende Sinnesart der Franzosen unterwirft sie mehr als alles Andere dem Geist und der Kraft des Improvisirens. Auch Buonaparte ist größtentheils dadurch zu Grunde gegangen, daß er am Ende nur noch auf dem Schlachtfelde zu improvisiren verstand, denn in der Politik hatte er sich schon seit längerer Zeit den wiederkäuenden Thieren zugesellt. Werden ferner je die vorgehaltenen Hoffnungen einer neu anhebenden Zeit zu dem fortbestehenden Gerüste einer früheren passen? Der alte abgetragene Rock zu den neuen übersilberten Tressen? Kummert sich irgend ein Volk sonderlich um das Wesen einer Administration, sobald ihm das Minus der Abgaben und das Plus der Einkünfte recht handgreiflich, recht hageldick in die Tasche und in den Mund fliegt? Umgekehrt lernen auch die Regierungen nichts so leicht, wie Adam Smith sagt, als das Herumwühlen in den Taschen der Unterthanen. Hier liegt nach unten wie nach oben, der Bodensatz aller Grundsätze, die nicht frei aus lebendiger Tiefe kommen. Grenzt der provisorische Zustand mit der ernannten Staatscommission nicht an das verrufene lächerliche Schaukelsystem? oder hängt ein Staat nicht in der Schwebe, der vermöge einer öffentlichen Erklärung den status quo als unzulänglich ansehen soll und den Terminus ad quem auch nicht gefunden hat? Er kommt einem unreifen Gesellen nahe, der sich zu klug dünkt für die Zeit der Minderjährigkeit, aber auch zu schwach fühlt für den Genuß der Mündigkeit, und nun in seiner Interimsnoth, einem neuen Vacuum Torricellianum zwischen Nein und Ja die Neutralität theilen möchte. Wird die Grundschwierigkeit wirklich gehoben und nicht blos künstlich versteckt durch die Aufstellung der erwähnten Staatscommission, deren bestmögliche Zusammensetzung — und nur diese kann helfen — gerade so schwer ist als das Schema der allgemeinen Organisation? Die Menschen machen die Dinge nicht umgekehrt. Gewöhnlich ist auch die Zeit während der langen Arbeit, Entwürfen der Art schon wieder entwachsen, wenn sie endlich zu Stande kamen. Die Uhr des Staats will im Gehen ausgebessert seyn. Wo und wann hat endlich eine Staatscommission für den angegebenen Zweck Großes gethan, wenn nicht ein Jupiter optimus maximus die olympische Versammlung wählte, überschaute, beflügelte und in dringenden Augenblicken, mit den Blitzen seiner Weisheit und Kraft wohlthätig erschütterte? Trägt aber ein solcher

Kronide die Staatscommission im Kopfe, fühlt er sie im Arme; wird und soll er zur Unzeit im Schlafrock den provisorischen Fabius Cunctator spielen? Cäsar ging mit Entschiedenheit über den Rubicon, Hannibal über die Alpen. Wo ihr Geist in den großen Geschäften des Friedens fehlt — der rechte Krieg und der rechte Friede sind nur nach außen betrachtet entgegengesetzte Pole — da wird auch jede außerordentliche Staatscommission zuletzt eine unordentliche.

Nach einer Aussage der Recension hatte Graf Montlosier von Buonaparte, als er in dessen Staatsdienste stand, den Auftrag erhalten, ein ausführliches Werk über die verschiedenen Phasen (— reimt sich gut auf Phrasen —) der französischen Monarchie zu schreiben, angeblich zu ernsthaften Absichten. Nichts als Blindekuhspiel. Saß die Binde dem guten Grafen wirklich fest? oder lag sie leicht an? war sie durchsichtig? Die historische Basis taugte nicht wohl für Buonaparte, sie ist die Mutter und das Kind der Legitimität. Der Recensent tadelt streng den französischen Ausdruck des Verfassers. Hr. von Eckstein sollte die Recension ins Französische übersetzen, wahrscheinlich ist er in dieser Sprache einheimischer als in der deutschen. Besonders hat seine Constructionsweise oft einen hyperboreischen Anstrich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger.

(Fortsetzung aus No. 171.)

Den ersten Band beschließt die Verfasserin mit der Lebensbeschreibung Albrecht Dürer's des jüngern. Durch den kurzen Auszug des wichtigsten, was der alte Albrecht Dürer sich auf seine Familie Bezügliches aufgezeichnet hatte, und von seinem Sohne Albrecht vermehret wurde, weiht uns die Verfasserin in die Lebens- und Sinnesweise dieser einfachen, redlichen und werkthätigen Menschen, und den Dürerschen Familienkreis ein. Die Verfasserin fährt dann fort selbst zu erzählen. Hierbei erwähnt sie einen Umstand, welcher viel bestritten worden ist, und tritt der Meinung Doppelmeier's und Joachim von Sandrart's bei, nehmlich der: daß der berühmte Albrecht Dürer in die Lehre zu Martin Schön nach Colmar von seinem Vater gebracht werden sollte, da aber Schön 1486 gestorben, so sey Albrecht bei Michael Wohlgemuth auf 3 Jahre als Lehrling verdungen worden. Folgendes sind die Gründe für und wider diese Meinung. Herr von Murr und Bartsch führen eine Schrift an, welche auf die Rückseite des Portraits eines Hypsch Martin Schongauer Maler geklebt ist, zu folge welcher dieser Meister 1499 gestorben seyn soll. Ist nun dieser Hypsch Martin Schongauer und Martin Schön ein und dieselbe Person, und spricht jener Zettel wahr, so hätte recht füglich Albrecht Dürer 1486 in die Lehre bei Schongauer treten können. Ferner behauptet Hr. von Manlich, weil sich in der Schleußheimer Gallerie mehrere Gemälde befinden, auf welchen die zwei in einander verschlungenen Buchstaben M. und S. und die Jahrzahl 1524 zu sehen sind, daß Martin Schongauer bis dahin gelebt habe. Hofrath Lerse versichert in Manuscripten, Beweise gefunden zu haben, daß Martin Schön länger gelebt habe, als unsere Philosophie sich träumen läßt. Einige anonyme Recensenten, welche für die Jenaer Literatur-Zeitung arbeiten, haben bei anderer Gelegenheit diese Meinung mit vielem Muthe und groben Geschütz vertheidigt, und man muß in der That über die Kunst das Leben zu verlängern, erstaunen, denn da das Leben dieses Meisters bis ins Jahr 1525 ausgedehnt, und von Bartsch angenommen wird: Schongauer sey 1445 geboren worden, so hat dieser Meister in seinem 79sten Jahre Werke hervorgebracht, welche Jugendkraft und Begeisterung voraussetzen. Ueberhaupt scheint dieser Meister den Aloen zu gleichen, welche erst sehr alt werden müssen, um zur Blüthe zu kommen, denn alle Werke desselben fallen in diese späte Lebenszeit. In der Domkirche zu Ulm findet sich ein Gemälde von demselben Maler vom Jahre 1521, und so viel wir wissen, ist dies eines seiner frühesten, in welchem er sich als Meister zeigt. Auf der einen Hälfte dieses Bildes erblicken wir Zebedäus, welcher dem Evangelisten Johannes eine Birne reicht, dieser steht auf dem Schooße der Maria Salome, und wird von ihr gehalten. Jacobus minor bringt ein Täfelchen, auf welchem mehrere Namen geschrieben stehen; ein alter Mann lehnt sich auf ein Piedestal. Das Seitenbild dazu ist Jacobus minor, welcher von Maria Cleopha an ihrer Brust getränkt wird; Josephus justus spielt mit einem Vogel, Alphamis in vornehmer Kleidung führt den kleinen Judas Thadäus, welcher auf einem Steckenpferde reitet, bei der Hand, und Simon Cana bringt ein Täfelchen, auf welchem das A. B. C. geschrieben steht. Auf diesem Bilde findet sich das ineinander geschlungene M. S. und folgende Jahrzahl: Anno Domini IDXXI.

Wenn wir nun diese Beweise, daß Schongauer oder Schön bis nach 1486 gelebt haben soll, prüfen, so finden wir gleich anfangs v. Murr und Bartsch verschiedener Meinung in der Lesart der sehr beschädigten Schrift auf der Rückseite des Schongauerschen Portraits. Peintre Graveur Vol. 6. pag. 104. (Anmerk. 4.) Die letzte Zeile ist auch wirklich sehr unleserlich, und nach der Angabe im Peintre Graveur hat Bartsch richtiger den Namen Largkmaier als Murr gelesen. Das Original, welches sich bei Graf Fries in Wien befindet, habe ich niemals zu sehen bekommen können, so unbeschreibliche Mühe ich mir auch deshalb gegeben habe. Die räthselhafte letzte Zeile, von welcher ein Drittheil fehlt, legt Bartsch folgendermaßen aus: Und war ich sein junger Hans Largkmaier im Jahr 1488. An der gezwungenen Wortfügung fühlt sich sogleich, daß diese Zeile sehr unrichtig von Bartsch ergänzt wird; die Uebersetzung des Worts junger, mit Discipel ist ebenfalls fehlerhaft, denn junger, wie es scheint, wäre viel natürlicher mit Junker zu vernendeutschen, und also nicht mit Schüler gleichbedeutend. Auf dieser Zeile beruht gar sehr die Glaubwürdigkeit der ganzen Schrift, denn war dieser Largkmaier im Jahr 1488 wirklich der Schüler von diesem Schongauer, so verdiente allerdings seine Aussage Glauben.

Ferner ist es ganz gegen den deutschen Sprachgebrauch, das Adjectiv nach dem Substantiv zu setzen, und Martin Schön zu sagen, wohl aber sagt man Hübsch Schongauer. Daher ist es sehr wahrscheinlich, daß es einen Martin Schön, der den Namen Schön als Familiennamen gehabt, und einen hübschen Martin gegeben hat, und also ganz verschiedene Personen, welche mit einander verwechselt werden, lebten. Ferner ist wohl zu bemerken, daß Schongauer von keinem ältern Schriftsteller Schön Martin, sondern immer nur Hübsch Martin genannt wird, und dieser Name Schön Martin, und die daraus entstandene Verwechselung mit Martin Schön, rührt von der Rückübersetzung des Namens beau Martin, wie die Franzosen diesen Künstler nennen, ins Deutsche her. Joachim von Sandrart spricht mit der größten Bestimmtheit *) von einem berühmten Martin Schön, wie folgt: Er hat zu Calenbach das Tageslicht zum erstenmal begrüßet, und hernach Colmar mit seiner Inwohnung beglückseliget. Joachim von Sandrart kannte das alte adliche Augsburger Geschlecht der Schongauer sehr wohl, und hätte daher gewiß nicht die Familiennamen Schongauer mit Schön verwechselt. Dieser Hübsch Martin Schongauer, Maler 1483, wie auf seinem mehrmals erwähnten Portraite zu lesen, nebst den Schongauerschen Wappen zu sehen ist, muß also ein ganz anderer als der berühmte Martin Schön seyn. Sandrart

*) Der deutschen Akademie 2ter Theil ꝛc. gedruckt, Nürnberg, bei Johann Philipp Wildenberger 1675, Seite 220.

irrt nur darin, daß er glaubt, jener zu Calenbach geborne, und sich in Colmar angesiedelte Schön habe den Zunamen Hübsch erhalten, da doch zu Folge des erwähnten Portraits der zu Colmar geborne Martin Schongauer Hübsch Martin genannt wurde. Schon diese Verschiedenheit des Geburtsortes beweist die Verschiedenheit beider Personen, Bartsch selbst Peintre Graveur, Vol. 6. pag. 107—108 behauptet, daß es zwei ganz verschiedene Familien gegeben habe, wovon die eine Schongauer, die andere Schön geheißen, daß jene ursprünglich von Augsburg, diese von Nürnberg stamme, und macht über diese Verwechselung der Namen P. 5. Vol. 6. pag. 116. 13te Anmerkung, den Herren von Heinecke und von Murr Vorwürfe. Selbst Paul von Stetten macht diesen Fehler, indem er den nach von Sandrart zu Calenbach geborenen Martin Schön mit den zu Colmar geborenen Martin Schongauer verwechselt, (Kunst-Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg S. 376) und sagt: Dennoch kann ich mich nicht enthalten es anzuführen, daß er (Martin Schön) aus einem sehr alten ehemals gewaltigen Geschlecht der Schongauer entsprossen war. Und ist nicht vielleicht Bartsch in einen ähnlichen Irrthum gerathen, indem er glaubt, daß der hübsche Martin Schongauer, Maler, zugleich Kupferstecher sey, da sehr leicht Martin Schön von Calenbach Maler und Kupferstecher war. Bartsch gibt es ja selbst zu, daß es verschiedene Personen Namens Schön und Schongauer gegeben habe, und wie leicht ist es zwei Personen, wovon der eine der hübsche Martin, der andere Martin Schön genannt wird, und beide an einem Orte wohnen, für ein Individuum zu halten. Joachim von Sandrart sagt ja nicht, daß Schongauer sondern Martin Schön 1486 gestorben sey. Dadurch daß erst 1499 ein Hübsch Martin Schongauer Maler starb, ist nicht widerlegt, daß schon früher ein Martin Schön 1486 gestorben war. Es wird also ebenfalls das, was Joachim von Sandrart und Doppelmeier sagen: Albrecht Dürer's Vater habe seinen Sohn zu Martin Schön nach Colmar in die Lehre geben wollen, wenn dieser Martin Schön nicht 1486 gestorben wäre, nicht widerlegt. Daß jener Meister, welcher für Ulm und die umliegenden Klöster so treffliche Bilder malte, weder Martin Schön, noch der hübsche Martin Schongauer seyn kann, fällt schon dadurch in die Augen, daß die Zeit, in welcher diese Bilder gemalt worden sind, in Schön's und Schongauer's späteste Lebensjahre fallen würden, wenn auch beide wirklich nach 1525 gelebt hätten. Außerdem aber sind diese Gemälde in einer von der frühern Zeit ganz verschiedenen Manier gemalt, und setzen eine vollkommnere Ausbildung der Kunst voraus, als jene oft genannten Meister erlangt haben können. Ferner ist ja das Monogramm von diesem Ulmer Meister von dem, welches wir auf den Martin Schönschen Kupferstichen sehen, ganz verschieden, und es ließe sich nicht erklären, warum Schön seine Kupferstiche anders als seine Gemälde bezeichnet hätte. Daß z. B. Orgagna auf seinen Gemälden sich Bildhauer, und auf seinen plastischen Werken sich Maler unterzeichnete, geschah darum, um sich in beiden Künsten als Meister zu zeigen; allein Martin Schön hätte diese Absicht gerade verfehlt, wenn er als Kupferstecher ein anderes Monogramm, und als Maler ein anderes gehabt hätte. Daß Lucas Kranach dreier Monogramme in verschiedenen Zeiten sich bediente, kommt daher, daß er anfangs blos seinen Namen mit L. C., sodann als kurfürstl. sächs. Hofmaler das Wappen seines Herrn, und als er geadelt worden war, die geflügelte Schlange aus seinem eigenen Wappen, als Zeichen brauchte; welche drei Zeichen sich auf seine äußern Verhältnisse beziehen. Selbst Raimond's Monogramme (mit Ausnahme Peintre Graveur, Vol. 14. Tab. XIV. Fig. n. o. und s. deren Auslegung aber auch erst noch erwiesen werden muß) sind unter einander nicht so verschieden, wie diese beiden, wovon das eine jener Ulmer Meister, das andere Martin Schön führte.

Warum aber Martin Schön sich verschiedener Monogramme sollte bedient haben, dafür läßt sich kein Grund wie bei Raimondi anführen, welcher viele Gehülfen hatte, eine Folge von Blättern herausgab, die ihn in große Unannehmlichkeiten stürzte, und vielleicht veranlaßten, später anderer Monogramme sich zu bedienen. Daß Brulliot auch in diesen Irrthum verfallen und Martin Schön's Monogramm und das verschlungene M. S. des Ulmer Meisters für gleichbedeutend halten würde, war zu erwarten, da er ohne Prüfung andere Autoren auszog.

Wir sehen, daß sich wenigstens eben so viel für als wider die Meinung Joachim von Sandrart's anführen läßt; daß der junge Dürer Martin Schön's Schüler werden sollte, wenn nicht Martin Schön 1486 gestorben wäre. Was nun die Form in welcher die Verfasserin Albrecht Dürer's Leben vorträgt, anbelangt, so scheint es uns, als ob sie in derselben Auszüge aus Briefen Dürer's und anderer Schriftsteller, Charakterschilderung und Erzählung mit einander verflochten, aber diese Elemente nicht genug mit einander verbunden hätte, um uns wie aus einem Gusse das Bild dieses trefflichen Mannes zu geben. Von Albrecht Dürer's Kupferstichen und Gemälden sagt die Verfasserin viel zu wenig; lag es auch nicht in ihrem Plan uns ein Verzeichniß seiner Werke zu geben, da schon Bartsch ein treffliches Verzeichniß der Dürerschen Kupferstiche und Holzschnitte gegeben hat, und Joseph Heller an einem größern Werke über Albrecht Dürer arbeitet, so hätte doch wenigstens gezeigt werden sollen, wie Dürer als Kupferstecher sich zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen verhält, und mehreres über Dürer's vorzüglichste Gemälde zu erfahren, wäre wohl der Wunsch eines jeden Lesers ihres Buchs gewesen. Die Verfasserin hätte mit dem ihr eignen Scharfblick gewiß manche übersehene Schönheit an Dürer's Aposteln zu Nürnberg und München, an seinem Portraite zu München, an seinen Meisterwerken in der Gallerie zu Wien aufmerksam gemacht, wenn sie diese Gemälde gesehen hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Miscellen.

— In Paris ist der erste Theil eines Werkes angekündigt unter dem Titel: Dictionnaire chronologique et raisonné des découvertes, inventions, innovations etc. en France dans les sciences, la littérature, les arts, l'agriculture, le commerce et l'industrie, de 1789 à la fin de 1820. Die Zeitbestimmung scheint aus großer Parteilichkeit für die Revolution hervorgegangen, die doch für die Förderung der auf dem Titel genannten Gegenstände eben nicht als epochemachend betrachtet werden kann, in ihrem Entstehen wenigstens gewiß nicht. Aber was geschieht jetzt in Frankreich nach irgend einer Richtung, worauf die politische Parteiung nicht ihren Einfluß übte?

— Ein Pariser Tageblatt erwähnt der Tausende von Brochüren, die in Deutschland jeder Tag erzeuge. Zu dieser Zahl, setzt es hinzu, gehört auch eine Sammlung unter dem Titel Zeitgenossen, „qui se distingue de toutes les compilations de ce genre par une grande impartialité. Ce recueil pourra fournir un jour des matériaux précieux à l'histoire; chaque page fournit la preuve des recherches scrupuleuses qu'ont dû faire les écrivains qui le publient.“

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

bei Herder in den Volksliedern besser, bezeichnender und treuer der Urschrift der Refrain der Strophe:

Love will find out its way,
Find't Liebe sich Weg,

bei Spiker:

Die Liebe wohl zieht.

Die Anmerkungen sind eben so geistvoll als belehrend, und keine überflüssige darunter. Die Charte von den shetländischen Inseln ist eine nothwendige Zugabe, und ein wahres Verdienst, das sich Hr. Sp. dadurch um das Buch erwarb. 19.

Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

(Fortsetzung von No. 171.)

Nach dem Urtheile eines unserer geistreichsten Kunstrichter, *) der Shakspeare's Romeo und Julia einen herrlichen Lobgesang auf jenes unaussprechliche Gefühl, welches die Seele zum höchsten Schwunge adelt und die Sinne selbst zu Seele verklärt, eine schwermüthige Elegie auf dessen Hinfälligkeit vermöge seiner eigenen Natur und der äußern Umstände, die Vergötterung und das Leichenbegängniß der Liebe nennt, bleibt die Rolle der Julia eine der schwierigsten Aufgaben. Es sind dabei allerdings, wie der nun verstorbene, aber in seinen genialen Schriften fortlebende Hoffmann **) behauptet, Jugend und körperlicher Reiz unerläßliche Bedingungen, aber auch noch ein, wir möchten sagen, poetisches Auffassen aller durch die erste glühend erwachte Jugendliebe herbeigeführten Situationen nothwendig, das, mit Hülfe eines lebendigen Gefühls durch die ganze Darstellung sich verbreitend, über die rauhe uns zunächst umgebende Wirklichkeit erhebt und uns dadurch das unserm Denken und Fühlen Fremdartige, ja in einzelnen Scenen vielleicht Störende der Dichtung vergessen läßt. Auch hier kann Kunst zur Wahrheit werden; nur verlange keiner das rein Unmögliche und eine sechzehnjährige Schauspielerin, die ihren Jahren vorauseilend, die sechzehnjährige Julia so gebe, wie sich der Dichter sie gedacht. Hiervon ausgehend glauben wir mit Recht behaupten zu können, daß Mad. Stich diese Rolle auf jeder deutschen Bühne mit dem entschiedensten Beifalle geben wird. Denn wer wollte in solcher Darstellung das ungekünstelte Mädchen nicht erkennen, das früher, vom Strahl der Liebe unberührt, jetzt auf einmal, aber auch auf ewig sich hingibt und darum mit aller der Liebe eignen Kraft jede Rücksicht überspringt, um dem Gegenstande seiner freien Wahl ganz anzugehören? Wer diese Julia für unbesonnen und vorlaut hält, versteht den Dichter und eine wahrhaft von Liebe durchdrungene Seele nicht. Wenn Mad. Stich beim ersten Auftreten vielleicht zu sehr bemüht war, das kindlich unbefangene für jede Lebensfreude Sinn gewinnende Gemüth blicken zu lassen (was darum keinen Tadel verdient, weil sie dem Dichter nachbildete, der uns diese Julia nur in wenigen Situationen vorführt) so gelang es ihr später, wir möchten sagen, unwillkürlich, die Macht der Liebe von dem ersten staunenden Blick auf Romeo an bis zu dem Momente, wo sie an dessen Seite sich selbst den Tod gibt, in lebendigen Blicken vor unsern Blicken darzustellen. Man nehme nur, um an das Vollendetste zu erinnern, das berühmte Zweigespräch im Garten. Wie verändert betritt dies Kind der Natur nach der Ballscene, in der wir das etwas in Manier ausartende Streben, der Stimme eine gewisse Jugendlichkeit zu geben, ***) wodurch, wie schon anderswo bemerkt worden, die Worte mehr von den Lippen, als aus dem Herzen zu kommen schienen, tadeln mochten, den Balcon, und wie trefflich wußte die Künstlerin durch das Falten der Hände, den langaushaltenden Blick gen Himmel, den aus tiefster Brust sich hervordrängenden Seufzer die Sehnsucht der Liebe zu malen! Nur bei solchem Spiele spricht Romeo Wahrheit:

„Sie spricht, doch sagt sie nichts: was schadet das?
Ihr Auge red't."

Wie unverstellt und doch wie sittsam gesteht sie ihm hier ihre Neigung, und wie verstand es die Künstlerin, ihre innere Freude neben der wehmüthigen Ahnung (am Schlusse dieser Scene) im Ton der Stimme auszudrücken! Wer hätte bei solcher Kunst nicht mitempfinden wollen? Wir übergehen hier die einzelnen Situationen z. B. als Julia Romeo's Verbannung erfährt; (auch hier vergaß die Künstlerin nicht, die Härten und Dissonanzen in der Dichtung selbst möglichst zu mildern) die Abschiedsscene zwischen den Liebenden; (wie wußte sie hier neben liebeathmender Freude das Ende ihres Glücks durch die hervorgehobenen Worte:

O Gott, ich hab' ein unglückahnend Herz!

scharf zu bezeichnen!) die Scene, wo sie den Anforderungen der Mutter die feinste Verstellung entgegensetzt, den die sich bedroht fühlende Liebe allein fähig ist; (wie bedeutungsvoll sprach sie die wenigen, jene mit Besorgniß und dem Gedanken, als trete des Vetters Geist zwischen die gepriesene Verbindung, erfüllenden Worte aus!) — es sind einzelne treffliche Züge in dem großen Gemälde, die das innere Auge des Kunstfreundes gewiß lebhaft aufgefaßt hat. Wir verweilen nur noch bei der Scene mit Lorenzo und dem darauf folgenden Monologe Juliens, dem Vollkommensten, was wir von Mad. Stich gesehen. Der Mönch tritt ein; mit freudiger Hast empfängt sie ihn nach des verhaßten Paris Abschied; *) er ist ja auf der weiten Erde der einzige Mensch, dem sie ihren Schmerz vertrauen darf. Mit Ernst weiß sie seinen innern Blick von den schrecklichen Bildern der Zukunft abzuziehen und durch die Erinnerung der nächsten Vergangenheit auf den unseligen Kummer der Gegenwart zu lenken; mit Ungeduld, ja fast drohend verlangt sie seinen Rath:

„den Tod verlang ich,
Wenn deine Antwort nicht von Hülfe spricht."

und weiß, als der Mönch ihr einen Hoffnungsschimmer zeigt, ihn durch Erbieten zu allem, was ein weibliches Gemüth mit Graußen erfüllen kann, zu vermögen, daß er seinen Empfindungen Worte gibt. Aber welch ein meisterhaftes Spiel der Künstlerin begleitet jetzt Lorenzo's Rede, und wie versteht sie seiner Beschreibung von den furchterregenden Wirkungen des Kräutertrankes Wahrheit und Seele einzuhauchen! Ohne Leben und Odem steht sie neben dem Mönch, schon durchzucken sie Schauer des Todes und kaum kann sie, aller Kraft beraubt, nur noch mit beiden Händen die Augen bedecken, die den so Schreckliches Anrathenden nicht schauen mögen. Da trifft aus des Todes Grauen, das der Mönch ihr schildert, ein Hoffnungsstrahl ihr Innres, Leben regt sich wieder um sie, Romeo's Name berührt ihr Ohr und das vorher starre Ebenbild des Todes bricht jetzt heitern, trunkenen Angesichts in die Worte aus:

„Gieb mir, o gieb mir, rede nicht von Furcht."

So lebendig und wahr hier die Künstlerin die widerstreitenden Gefühle in Juliens Brust darzustellen wußte, so feierte sie doch in dem gleich darauf folgenden Monologe (eigentlich

*) A. Wilh. v. Schlegel in seinen Vorles. über dramat. Kunst und Liter. Th. 3. S. 138 (1817).

**) Seltsame Leiden eines Theaterdirectors (1819) S. 47.

***) Jeder Künstler, jede Künstlerin sollte es sich zur ersten Regel machen, überall die eigene Stimme zu sprechen, oder, wie es die französische Kunstsprache ausdrückt, die Stimme in der Mitte zu fassen (prendre sa voix au milieu).

*) Das Stück ward nämlich nicht nach Schlegel's Uebersetzung, sondern nach einer Bearbeitung gegeben, der jene zum Grunde gelegt war. Ob dies die nämliche Bearbeitung ist, die der Braune bei Hoffmann (Seltsame Leiden ꝛc. S. 128 eine abscheuliche Verhohnung unsrer Theaterdreter nennt?

VI, 3.) ihren höchsten Triumph. Denn wie ergreifend war ihre Rede und ihr Mienenspiel, als sie von den furchtbaren Fällen spricht, die ihre aufgescheuchte Einbildung sich vormalt, und dabei Furcht, Schmerz, Entsetzen, Ekel und Verzweiflung auf sie einstürmen! Wie suchte sie immer durch ernstverweisende Worte sich zu ermannen, um den Trank zu nehmen, bis sie von den graußenden Bildern und Visionen, die sie zu erblicken glaubt, aufgejagt und sich selbst wahnwitzig wähnend, dem gepreßten von all diesen Schrecken mächtig bewegten Herzen durch ein wildes herzzerreißendes Jammern Luft macht! Der selbst dann, als der Vorhang gefallen war, lange noch forthallende Beifall möge der Künstlerin gesagt haben, wie ihre Kunst ergriffen habe. Nur möchten wir neben der Mannichfaltigkeit der Geberden und Stellungen, welche die Künstlerin vorzüglich in dieser Scene entwickelte, tadeln, daß sie einmal, vielleicht vom Gefühl und von der Wahrheit der Rolle fortgerissen, zu sehr dem Zuschauer den Rücken zuwendete. Doch wer wollte um eines kleinen Staubpunctes willen das ganze Gemälde verwerfen? — Auch in der Rolle des Mercutio, den Schlegel *) mit vollem Rechte „eine große Nebenperson" nennt, bewährte sich Herr Stich als denkenden und geübten Schauspieler. Wer hätte nicht in ihm, was der Dichter darstellen wollte, einen immer aufgeweckten, lustigen Gesellen gefunden, der über den ruhigen Ernst des Lebens spöttelnd nur den Frohsinn und das Schöne, wo er es findet, liebt, und eben so muthig als muthwillig noch mit einem Spaße aus der Welt geht? Denn er selbst stellt sich ja der Wärterin als einen vor, „den der Teufel plagt, um andere zu plagen," die nachher von ihm sagt, (III, 1. nach Schlegel's Uebersetzung) „daß er ein lustiger Gesell sey, der nichts als Schelmstücke im Kopfe habe." Dies alles drückte sich in der Lebendigkeit des Spiels, in der Beweglichkeit der Zunge, in dem heitern Ausdrucke des Gesichts aus. Daß wir diesmal die höchst poetische Schilderung der Mab hörten, die sonst hier weggelassen wird, haben wir wahrscheinlich Herrn Stich zu danken, **) der vielleicht, und nicht mit Unrecht eine solche Zustutzung der Rolle verweigern mochte, damit nicht auf sie die Worte Benvoglio's von Mercutio's Ende angewendet werden könnten:

„Sein edler Geist schwang in die Wolken sich,
Der allzufrüh der Erde Staub verscheucht."

Nur hätten wir gewünscht, daß Herr Stich diese Schilderung in einem mehr leichten Tone vorgetragen, nicht so eigentlich declamirt hätte. Dadurch verlor die Stelle zum Theil das Lustige, Phantastische, das der Dichter darin hat andeuten wollen. Sein launiges, neckendes Gespräch mit Benvoglio vor der Sterbescene ward sehr belacht, aber nicht der Darsteller, sondern die Darstellung; ein Beweis von der Trefflichkeit dieser. In der darauffolgenden Scene mit Tybalt hätten wir trotz des ernsten Gegenstandes, um den es sich handelt, noch mehr ungezwungene spöttische Laune gewünscht. Diese bleibt solchen Personen auch in den ernsthaftesten Lagen des Lebens zur Seite. Dagegen ward die Sterbescene, wo das Zusammenbrechen der Kniee, das Sinkenlassen des Kopfes, die ebenso durch Schmerz erstickte, wie durch den immer lustigen Sinn neu belebte Rede, all dies Einzelne zu einem harmonischen Ganzen vereint, von besonderer Wirkung war, meisterhaft gesprochen und gespielt, so daß dem strengsten Kunstrichter nichts zu wünschen übrig bleiben konnte. (Der Beschluß folgt.)

*) S. über Shakspeare's Romeo und Julia in Schiller's Horen, Jahrg 1797. St. 6 S. 35.

**) Neben diesem Danke können wir folgende Bemerkung nicht unterdrücken. Der Schauspieler, welcher den Romeo gab, erschien auf dem Balle in Capulet's Hause als Pilger gekleidet, verfällt also in den Tadel, welchen Schlegel am a. O. S. 28. über den Maler ausspricht, der auf einem Bilde der Shakspeare's Gallery den Romeo als Pilger verkleidet vor Julien hintreten läßt, weil sie ihn Pilger nennt, indem sie die Lieblichkeit seiner Anrede fortführt. Abgesehen vor dieser Erklärung ist auch kein Grund für den Schauspieler vorhanden, so zu erscheinen. Tybalt sagt nur von ihm:

Was! wagt der Schurke
Vermummt in eine Fratze herzukommen, ꝛc.

und Julia würde ihn, gienge er als Pilger, am Schlusse des ersten Acts gewiß nicht in allgemeinen Ausdrücken bezeichnen, da man ihr die Ungeduld anmerkt, den Namen dessen zu erfahren, den sie meint.

Ladislaus Pyrker, Patriarch zu Venedig,

gab in den Jahren 1819—20 vor dem Antritte seiner bischöflichen Stelle ein geschichtliches Werk heraus, wodurch er sich um die Nachwelt, wie um seine Zeitgenossen zu verdient machte, als daß das Conversationsblatt darüber schweigen könnte. Der berühmte Geschichtschreiber Chrysostomus Hanthaler nämlich, ein Conventual, Bibliothekar und Archivar der cistercienser Abtei Lilienfeld in Oesterreich, hatte die Jahrbücher dieses Klosters in 4 Foliobänden zum wesentlichen Gewinne der allgemeinen deutschen Geschichte herausgegeben, einen Recensus diplom. genealog. archivii Campililiensis verfaßt, und die vielen dazu nöthigen Kupferplatten verfertigen lassen, starb aber noch vor dem Abdrucke. Unter seinen Nachfolgern im Amte war keiner von gleichem Patriotismus erfüllt; das Manuscript blieb also liegen bis zur Auflösung des Klosters im J. 1819, in welchem es an die K. K. Hofbibliothek abgegeben wurde — die Kupferplatten waren als altes Metall auf den Wiener Trödelmarkt gekommen, durch einen glücklichen Zufall von einem Kenner daselbst entdeckt, und für das Kloster erworben. Ladislaus Pyrker, damals Prior, erbot sich sogleich zur Mitwirkung für den Abdruck der Platten und des Manuscripts, was er auch nach der kriegerischen Epoche als Abt erfüllte, ehe er noch ahnden konnte, als Bischof von Zyps bald nach Ungarn wandern zu müssen, oder gar Patriarch von Venedig zu werden. Er ließ die beiden Foliobände von Hanthaler's Recensus im Drucke erscheinen, um den Verdacht zu beseitigen, daß er und seine übrigen Conventualen einen wichtigen Beitrag zur Geschichte nicht zu beurtheilen wüßten oder dem Publicum vorenthalten wollten, und um die vaterländische Geschichte sowohl, als die allgemeine Chronologie zu vervollständigen und zu berichtigen. Die Einleitung handelt vom Zwecke und Nutzen der Geschichte im Allgemeinen und dieses Werkes ins Besondere. Die römischen Päbste, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Dom- und Kollegiatstifte, Pfarrer, Doctoren, Professoren, Notaren, Generale, Aebte, Pröbste, Ordens-Meister, Superioren und Convente männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche durch Ertheilung oder Unterschreibung der zum Flore der Abtei Lilienfeld dienlichen Urkunden sich verewigten, werden chronologisch und alphabetisch aufgezählt. Ein Gleiches geschieht mit allen Urkunden der Kaiser, Könige von Böhmen und Ungarn, der Markgrafen, Herzöge und Erzherzöge von Oesterreich aus dem Babenbergischen und Habsburgischen Stamme, der Herzöge von Baiern, der Stadt- und Dorf-Gemeinden nebst 968 adelichen Familien, welche zum Theile längstens ausgestorben sind, oder sich zu Fürsten und Grafen erhoben haben. Am Schlusse findet sich noch eine genaue Beschreibung aller Grabmäler in der Abtei Lilienfeld, und ein chronologisch-alphabetischer Auszug aus dem Todtenbuche derselben. — Ein so muhsam zusammengetragenes Werk, mit so vielen gründlichen historischen Erläuterungen und mit so vollständigen Literatur-Notizen, hat das geschichtliche Publicum seit Jahrzehnten nicht erscheinen gesehen — ohne Pyrker's lebhaften Sinn für Vaterland und Literatur wäre es dem Publicum wahrscheinlich für immer entzogen geblieben. 110.

als unsittlich erkannt wird, ohne daß solches je durch besondere Umstände und durch die Absicht des Handelnden gerechtfertigt werden könnte, das kann auch eigentlich niemals gesetzmäßig seyn. So muß zwar das Rechtsgesetz einem jeden das Urtheil darüber anheim geben, ob er in den ehelichen Stand treten wolle, allein die wesentlichen Rechte der Eheleute selbst sind durch das Moralgesetz so fest bestimmt, daß den Parteien darüber keine willkürliche Disposition gestattet wird; und da es für den Einzelnen Pflicht seyn kann, den ehelichen Stand zu wählen, so kann ein Versprechen, ehelos zu bleiben, so wenig von privatrechtlicher Wirkung seyn (die katholischen Gelübde beruhen auf andern Verhältnissen) als irgend eine andere dem Moralgesetz zuwider laufende Bedingung. Man muß also den Satz des Hrn. Griesinger gerade umkehren, und sagen, was an sich und unbedingt unmoralisch ist, muß auch gesetzlich verboten seyn.

Freilich wird man bei einer nähern Untersuchung darauf kommen, daß eine solche allgemeine und unbedingte Unsittlichkeit meistens nur bei solchen Handlungen nachgewiesen werden kann, welche auch an sich als Verletzungen des Rechts erscheinen. Allein theils ist dies doch nicht immer der Fall, wie schon aus dem Beispiele der moralischen Gesetze über die Ehe sich ergibt, theils wurde es auch darum nichts an der Sache ändern, weil die Pflicht der Gerechtigkeit auch unter den Tugendpflichten oben ansteht. Dennoch werden viele Rechtsgelehrte, mit Hrn. Griesinger, den hier aufgestellten Satz für eine juridische Ketzerei erklären, obgleich selbst die positiven Rechte eine Menge Andeutungen und Anwendungen desselben enthalten und noch mehr die juridische Praxis sich immer nach demselben hinneigt, ohne ihn klar auszusprechen. Indessen, wenn uns nicht alles trügt, so ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Rechtswissenschaft durch die Anerkennung und höchst fruchtbare Entwickelung desselben einen bedeutenden Schritt thun wird. Denn denkende Rechtsphilosophen und Politiker, wie Ancillon, Ad. Müller u. a. sind demselben schon ziemlich nahe gekommen. Selbst Hugo hat sich von jeher, und mit Recht, gegen die Trennung des Rechtmäßigen vom Sittlichguten erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Essai sur les garanties individuelles que réclame l'état actuel de la societé; par P. C. F. Daunou.

(Beschluß aus No. 170.)

Gehen wir jetzt zu Hrn. D's. weiterer Besprechung der individuellen Garantien über, die der Staat nach seiner guten oder schlechten Einrichtung entweder beschützt oder vernichtet.

„Viele Andere — sagt der Verf. — haben bereits über die Vorzüge und Nachtheile der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie discutirt. Meiner Ansicht nach, ist jede Regierungsform gut, sobald sie nur die möglichst gesicherte individuelle Garantie gewährt; schlecht, falls sie dies nicht thut. Alle Arten von Verfassungen aber, mit Ausnahme der reinen Despotie, die im Grunde nichts anders ist, als ein Zustand der Anarchie (Gesetzlosigkeit), können diese Sicherung gewähren, und es ist hierzu weder unbedingt vorherrschender Republikanismus, noch Monarchismus nothwendig. Wo ein König waltet, kann eben so gut persönliche und Gewissensfreiheit, eben so gut Sicherung jedes Besitzes statt finden, wie da, wo ein Senat die höchste Autorität repräsentirt, und umgekehrt kann wieder Sclaverei in jeder Beziehung herrschen, wo die demokratischen oder aristokratischen Principe oben an stehen, wie da, wo ein Fürst die Zügel des Regiments hält. Die Geschichte beweist beides vielfach, und es bleibt daher hier nur zu untersuchen, was für oder gegen die dem Einzelnen im Staate zukommenden Garantien von dieser oder jener Regierungsart unternommen zu werden pflegt."

Wir bemerken hierbei, daß der Verf. schon anderwärts (in seinem Cours d'histoire) die Erklärung von de Tracy, über die verschiedenen Regierungsarten zu der seinigen gemacht hat, zu Folge welcher das von Montesquieu aufgestellte System der mehrfachen Arten von Regierungsformen noch vereinfacht, und alle in zwei Classen getheilt werden, in Regierungen fürs Allgemeine nämlich (gouvernemens généraux) und in Regierungen für Einige (gouvernemens speciaux), mit andern Worten: in Regierungen, deren Princip auf das Wohl Aller, und in Regierungen, bei denen es nur auf das Wohl Einiger (Classen, Casten oder auch Familien) abgesehen ist. Hier bestreitet nun Hr. Daunou den theoretischen Grundsatz, daß bei einem Repräsentativ-System eine Opposition zur Erhaltung des Ganzen in dem gebührenden Wege nothwendig sey, doch gibt er zu, daß die Idee, den Ministern und den beiden Kammern das Recht zuzugestehen, die Constitution zu modificiren, nichts anders hieße, als die gesellschaftlichen Garantien in ihren Grundfesten erschüttern. Seinem Urtheile nach, welches auch wohl das der einsichtsvollsten Männer seyn dürfte — würde das beste Mittel zu einer festen Sicherung der von der Gesellschaft, wie sie jetzt ist, begehrten Gewähren in der Annahme eines gesellschaftlichen Vertrages oder einer bewilligten Charte liegen, zufolge welcher eine gesetzgebende Kammer, gewählt aus treuen, loyalen und unterrichteten Deputirten, sich gestalten müßte. Außer diesen besonders gewählten Repräsentanten, die die gesetzgebende Kammer bilden sollen, wünscht aber der Verf. auch noch andere Vertreter des Volks und findet diese in den Mitgliedern der Jury, in denen der Communal-Versammlungen und der Provincial-Räthe und in den Wählern der Deputirten zur gesetzgebenden Kammer. Mit dem Grundsatz, daß in Monarchien der erste und erhabenste Repräsentant der Monarch selbst seyn muß, daß er allein die Ernennung der Minister und, direct oder indirect, die aller andern verantwortlichen Beamten über sich hat; daß er Vertheiler der Belohnungen, oberster Ordner der äußern und innern Staatsangelegenheiten und überhaupt auch derjenige sey, in dessen Namen alle Gesetze vorgeschlagen, bekannt gemacht und ausgeführt werden; mit diesem Grundsatz ist Hr. D. übrigens vollkommen einverstanden, so daß sein Werk, dessen Tendenz dahin geht, die Sicherung aller Rechte, die wir unter dem Namen gesetzliche Freiheit begreifen, zu bewirken, zugleich nicht weniger eine klare und bündige Auseinandersetzung und Sicherung der königlichen Vorrechte ist, und man daher von diesem Buche füglich sagen kann, was Montaigne von seinen „Essais" sagte: „C'est ici un livre de bonne foi, lecteur."

Er selbst spricht sich über die Absicht, die Sicherung der Rechte und Freiheiten des Volks mit der Feststellung der Krone so zu verbinden, daß Eins das Andere stützt und hält, gleich von vorn herein also aus: „Ich bin überzeugt, daß der Schriftsteller, dem es eines Tages gelingen wird, dasjenige, was ich hier nur anzudeuten vermag, gründlich auszuführen, eben so viel zur Sicherung der höchsten Staatsgewalt beitragen wird, wie zur Sicherung der Rechte und Freiheiten der Regierten; denn, nur indem er jene nothwendig mit allem bekleidet, was dazu dienen kann, sie ehrwürdig und achtungswerth in den Augen des Volks zu machen, vermag er ihr auch die Mittel zu leihen, welche sie braucht um die Rechte der Einzelnen im vollsten Maße zu schützen."

Man sieht hieraus, welche loyale und gute Ansichten der Verf. von dem gegenseitigen Verhältniß der Regierer und der Regierten zu einander hat, und wird durchaus finden, daß sein Werk, welches die größte Anerkennung verdient und dem zu wünschen ist, daß es die Berücksichtigung denkender Staatsmänner überall finde — insofern einen reinen und erfreulichen Gegensatz zu Machiavelli's berühmtem Buche, vom Fürsten, macht, als es überall Offenheit, Ehrlichkeit und Rechtlichkeit mit Recht als die sichersten Staatsstützen für

Alle empfiehlt, während jener sich bemüht den Fürsten Hinterlist und Trug — die alten Rüstzeuge der Tyrannei — als das Beste für ihr Wohl anzurathen.

Was aber Hr. D. hier durch Wort und Schrift zu erreichen und zu lehren sucht, hat er, seit 1819 als ausgezeichneter Deputirter in der zweiten Kammer des französischen Reichs, auch durch Wort und That zu erreichen gestrebt, und indem er hier in mancher energischen, tiefgedachten Rede die Mittel ans Herz legte, durch welche allein das was Alle wünschen, oder doch wünschen sollten, vollständige Gesetzlichkeit nämlich in allen Verhältnissen, erlangt werden kann, nahm er dennoch nie, wie mancher Andere, seine Zuflucht weder zu elenden Kriechereien vor der Macht, noch zu Anpreisungen von veralteten, nur dem Interesse Einzelner zusagender Formen, noch zu einer eben so elenden Schmeichelei des oft unbeholfenen und vagen Verlangens der Menge.

84.

Der Beherrscher der Eilande in 6 Dichtungen, nach Walter Scott bearbeitet v. F. P. E. Richter. Leipzig bei Richter.

Es gibt Kunstfreunde, die an einem guten Umriß eines Gemäldes sich vergnügen, auch wenn sie das Original nicht kennen, und er ihnen also kein Erinnerungszeichen, welches das Ganze ihnen vergegenwärtigt, ist. Die Absichten des Künstlers, Gruppirung, Formen und Ausdruck, kurz, das Wesentliche sey beibehalten, und könne man sich damit wohl begnügen. Nein, entgegenen Andre, mit dem fehlenden Licht und Schatten und Colorit der mangelnden Luftperspectiv ist der zauberische Hauch und Duft, der das Gemälde erst zum idealischen Kunstwerk macht, entflogen, nimmermehr lassen sich die Schöpfungen eines Künstlers nur aus Umrissen beurtheilen, und wären sie noch so schön. — Diese widersprechenden Ansichten haben sich nicht blos bei Freunden der bildenden Kunst angesiedelt, auch die der Poesie theilen sie. Prosaische Bearbeitungen und Uebersetzungen von Gedichten halten die Einen für zulässig und ausreichend, einen erhöhten Ausdruck in der Schreibart höchstens dabei noch einbedingend. Sie haben den Vortheil eines großen Erfolgs in Luther's Bibelübersetzung für sich; aber, versetzen die Gegner, die Luther sind selten, und bei einer solchen Aufgabe ist der Schmuck der Rede nur Nebensache. Poetische Prosa misrathe meistens, der Ausdruck werde häufig verfehlt, sage bald zu viel bald zu wenig, die Schreibart falle ins Steife, Matte, oder Uebertriebene, ein Gedicht in Prosa aufgelöst gleiche einem Tanz ohne Musik, da würden die Zuschauer bei den zierlichen Schritten und künstlichen Verschlingungen bedenklich den Kopf schütteln und meinen die Leute seyen ein wenig närrisch geworden, statt daß, wenn harmonische Töne ihre Bewegungen begleiteten, ein Jeder sie verstehen, sie im Einklang mit den Gesetzen einer idealen Art der Bewegung finden würde. Ob zwischen beiden äußersten Enden kein Indifferenzpunct zu treffen wäre, bedürfte einer hier nichtpassenden Untersuchung, genug wenn der Leser weiß, daß er hier eine Uebersetzung in Prosa von Walter Scott's Gedicht: the Lord of the Islands findet, damit er nicht, wenn er zu der Classe derjenigen gehört, welche metrische Bearbeitung von Gedichten für ein unerläßliches Erforderniß halten, den Verdruß getäuschter Erwartung auf den Uebersetzer mit übertrage, der, wenn man billig ist und keine Forderungen macht, die Nachbildungen der Art ihrer Natur nach nicht erfüllen können, alles geleistet hat, was zu leisten möglich.

Der Inhalt der Dichtung ist sehr anziehend, wie ritterlich königlich der aus dem Lande vertriebene, abgesetzte, mit des Papstes Bannfluch beladene König Robert, wie großartig Ronald, der Herr der Eilande, wie magdlich und sittig verschämt die treue liebende Editha. Der lieblichste, vollendetste Charakter von allen ist diese jungfräuliche Heldin, die als stummer Page den König und den Herrn der Eilande, der aus einem Gegner nun dessen eifrigster Anhänger und Vertheidiger wurde, überall begleitet, ganz Aufopferung, ganz Liebe, nicht gedenkend, daß Ronald sie, die ihm verlobte Braut verschmähte, und seine ganze Neigung der einst von ihm geliebten Isabelle von neuem schenkte. Robert Bruce ist auch nicht abgeneigt, den wieder erworbenen Freund mit der Hand der Schwester zu beglücken. Editha liebt hoffnungslos, und doch hängt sie mit unveränderter Treue an dem ihr so theuern Ronald, sie erkennt willig die Trefflichkeit der Nebenbuhlerin an und entsagt unaufgefordert den Ansprüchen, um beider Glück zu gründen. Isabelle, groß und edel, aber nicht so innig, so ergeben und mild wie diese, wählt den Schleier, und trägt dazu bei, die feinste Schonung für das Zartgefühl der Freundin doch dabei nie verletzend, daß Ronald die Herrlichkeit Edithens erkenne, und daß in ihm sich die Achtung und Freundschaft für sie bis zur Liebe steigere. Großartig ist die Scene, wo der Abt, ein eifriger Diener der Kirche, zum gottbegeisterten Seher wird, und durch die Macht höherer Eingebung, statt dem vom Papst geächteten Bruce zu fluchen, ihn als einen Gesalbten des Herrn, den Befreier des Vaterlands, den Beglücker des Volks, wie er ihn im prophetischen Vorgesicht sieht, segnend.

Im Charakterisiren ist Walter Scott Meister, und so erblickt man auch in dieser Dichtung die Gestalten lebendig vor sich, man wähnt diesen bösartigen, harten und ehrgeizigen Herrn vor Lorn, Editha's Bruder, und Bruce's heftigsten Feind, die hitzigen und pflichtigen Häuptlinge, den beschränkten, halsstarrigen, aber redlichen Torquit, die wilden Wegelagerer, die rohen Seeräuber, zu kennen, man glaubt die Schlachten mit gekämpft, die Gefahren auf Bergen und auf Seen, in der Einöde, und der hochzeitlichen Burg mit bestanden, die Gegenden selbst mit angeschaut zu haben, so frisch und lebendig und natürlich ist alles beschrieben! — Die Schreibart ist edel und männlich, nicht mit Bildern und Betrachtungen überladen, wo sie sich finden, sind sie aber auch wirklich schmückende Zier. In den gemüthlichen Stellen ist der Dichter von der süßesten Anmuth und auch in den reflectirenden sinnig und geistreich. Wie schön ist z. B. die Idee, aufzuführen, welche Gedanken Bruce, Ronald und der Page Allan verfolgen, um sich durch feuriges Interesse daran munter zu erhalten! —

Die Noten sind zum bessern Verstehen nicht überflüssig und gut abgefaßt, nur sind ihrer zu wenig.

19.

— Unter den neuesten zu Paris erschienenen Büchern erregt folgender Titel: *Les mille et une calomnies*, ou Extrait des correspondances privées insérées dans les journaux anglais et allemands pendant le ministère de M. le duc de Cazes, im Verlage von Tentu, Aufmerksamkeit. Zwei Bände sind bereits erschienen und ein dritter soll folgen. — Auf zwölf Bände ist eine Sammlung berechnet, von welcher der Prospectus erschienen ist, unter der sonderbaren Aufschrift: *La religion defendue* par Descartes, Bossuet, Fénélon, Pascal, Mallebranche, La Bruyère, Bourdaloue, Massillon, Bacon, Grotius, Clarke, Addisson, d'Agnesseau, Leibnitz, Newton, Euler etc. contre Voltaire, Rousseau, Helvétius, Diderot, d'Alembert, Fréret, Boulanger, Volney, Dupuis etc., ou le grand siècle et le siècle de philosophisme. — Aus dem Deutschen übersetzt sind erschienen: die zwölf schlafenden Jungfrauen von Spieß (!) und Christian Müller's Reise nach Griechenland und den ionischen Inseln.

nichts übrig blieb, als mit Zurücklassung seines Gepäcks zu Fuß nach Patras zurückzukehren. Zum Glück erschien, als ein Deus ex machina, von Korinth zurückkehrend, Nuri Bei, der Kaimakan des Pascha, an welchen Hr. H. ein besonderes Empfehlungsschreiben hatte. Durch das Geschenk eines schönen Teleskops vermochte er diesen, sich für ihn beim Pascha zu verwenden, so daß er wenigstens einen Firman erhielt, welcher ihn befugte, den Weg zum Isthmus von Korinth einzuschlagen; überdies gab ihm der Kaimakan einen seiner Leute zur Bedeckung mit.

Der erste Ort wo Hr. H. sich unterwegs aufhielt, war die ärmliche Hüttengruppe auf dem Grund und Boden des einst so glänzenden Argos, dessen Spuren mehr als die, irgend einer alterthümlichen Stadt Griechenlands, Lacedämon etwa abgerechnet, vertilgt sind. Das Merkwürdigste in dieser ganzen Umgebung war dem Reisenden die uralte Veste Tiryns, eine Stunde Weges von Argos, deren ungeheuere Mauern seit Jahrtausenden dem Zahn der Zeit Trotz bieten und wahrscheinlich noch in dem nämlichen Zustande sind, worin sie sich zur Zeit des Pausanias befanden, der sie an Solidität mit den ägyptischen Pyramiden vergleicht. Bei dieser Gelegenheit verbreitet sich Hr. H. mit ungemeiner Sachkunde und Vollständigkeit über den Ursprung und die unterscheidenden Merkmale der kyklopischen Bauart.

Die Aufnahme, welche dem Verfasser beim Pascha von Nauplia zu Theil ward, war ganz das Widerspiel der Unbilden die ihm zu Tripolizza widerfuhren. Der Pascha von Nauplia empfing ihn aufs freundlichste, und misbilligte im höchsten Grade das Benehmen seines Collegen. Nauplia liegt sehr angenehm im Hintergrund des Meerbusens von Argos, am Fuß eines Felsen, auf dessen Gipfel eine für uneinnehmbar gehaltene Veste liegt. Diese Stadt war unter der venetianischen Herrschaft der Sitz des Gouvernements von Morea und blieb es auch anfangs unter der türkischen Regierung, die aber in der Folge dem mehr in der Mitte gelegenen Tripolizza den Vorzug gab. Die Albaneser, welche in verschiedenen Zeitpuncten das eigentliche Griechenland überschwemmten und theils mit, theils ohne Bewilligung der Einwohner sich unter ihnen niederließen, haben immer noch ihre ursprünglichen Gewohnheiten, Trachten, Sprache, so wie die physische und intellectuelle Thätigkeit beibehalten, wodurch sie sich von den Griechen und Türken unterscheiden. In Argos machen sie die Mehrzahl der Bevölkerung aus. Die dortigen Albaneserinnen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Ernten und Spinnen der Baumwolle, die Männer mit dem Landbau und der Schafzucht. Die albanesischen Mädchen tragen ihren ganzen Brautschatz im Kopfputze zur Schau; auf ihren scharlachnen Kopfbedeckungen sind türkische Piaster und andere Münzen, unter denen sich bei Wohlhabenderen Goldstücke, mitunter auch seltene alterthümliche Münzen befinden, zierlich geordnet.

(Der Beschluß folgt.)

Shakspeare's Macbeth.

(Fortsetzung aus No. 169.)

§. 14.

Ganz anders steht es mit der Lady. Zu ihr haben keine trüglichen Orakel gesprochen, sie zu gewinnen hat die Hölle keiner sichtbaren Erscheinung bedurft, denn in ihrer Brust lag schon der Keim zu jeglichem Verbrechen, und sie begeht es, wenn es nur zum Ziele führt. Aber ihre Sprache ist doch weit kühner als ihre Thaten, obwohl sie, als Macbeth sich vor sich selbst, wie vor etwas Dämonischem, scheuet, genugsam Bescheid zu wissen meint in ihrer Brust, um nimmermehr sich selbst fürchten zu dürfen. Während er, der gesunkene Held, seine blutigen Hände betrachtend, dumpf hinlallt: „Das ist ein trauriger Anblick," während er, wohl fühlend, daß er nie wieder beten könne, matt hinflüstert: „Warum denn aber konnt' ich nicht Amen sagen?" während dessen hat sie nur Sinn für den Drang des Moments, und ob auch alles glücklich vollführt worden sey. Während er auf des Lebens schönsten Balsam, den Schlaf, für immer verzichtet, und, Wehe über sich selbst rufend, alle Fluthen des Oceans nicht für hinreichend hält, das Blut von seiner Hand abzuwaschen, sagt sie, aus der Mordkammer zurückkehrend, fast kühl und keck: „Ein wenig Wasser reinigt uns von dieser That."

Und dennoch hat Shakspeare bei der Schilderung dieses entsetzlichen Charakters niemals vergessen, daß er doch einen Menschen zeichnet. Da ihr Duncan fast verächtlich zu seyn scheint, so bietet sich die Frage, die auch schon sonst aufgeworfen ist, warum nicht sie dem zaudernden Gemahl zuvorkomme und die That selbst verübe? und man hat bewundernd geantwortet, daß sie sich ja selbst darüber genau erkläre,

— — — — Hätt' er mich nicht,
Wie er so schlafend lag, an meinen Vater,
Gemahnt, ich hätt' es selbst gethan.

Wie gesagt, das hat man schon früher und mit großem Recht als einen höchst bedeutenden Zug im Gemälde bewundert; darüber aber einen nicht minder wichtigen ganz übersehen. Ihre ruchlose, leichtsinnige Keckheit in dieser Scene würde dennoch unnatürlich seyn, wenn nicht deutlich ausgedrückt wäre, sie sey jetzt in einem völlig krampfhaften Zustande. Dies zeigt sich besonders durch eine fast an Gemeinheit streifende, mit ihren sonstigem Pathos sehr contrastirende nackte und dürre Sprache, z. B. in der fast rohen Antwort, auf sein Seufzen beim Betrachten der Hände:

A foolish thought, to say a sorry sight

(Ein unkluger Gedanke, zu sagen „ein trauriger Anblick"); aber noch wichtiger ist, daß selbst in diesem Kampf und in dieser für jetzt nur noch irdischen Angst eine Ahnung ihrer endlos jammervollen Zukunft grell hingeworfen wird in den Worten:

Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht so beschaun. Das könnt' uns rasend machen.
(so, it will make us *mad*)

§. 15.

Sie selbst ahnet in diesem Augenblicke wohl schwerlich, was ihr bevorsteht; aber der Dichter leiht ihr diese tragischen Worte, um uns einen tiefen Blick in ihre jetzige Stimmung thun zu lassen, und uns mit der tragischen Ahnung ihres folgenden Schicksals zu erfüllen. Darum ist auch jene Ohnmacht, obwohl sie sich durch dieselbe, weil sie zu rechter Zeit kommt, rettet, rein natürlich. Ihr Geist hat sich krampfhaft aufgeschwungen und wagt es, jede Gewissensangst abzuweisen; aber der Körper gehört der Natur an und vermag sich nicht mehr aufrecht zu halten. Auch das verkündet leise, was einst ihr begegnet, und läßt uns einen tiefen Blick in die Ansicht des Dichters überhaupt thun.

In den nächstfolgenden Acten hält die Lady sich muthig aufrecht, denn die stete Sorge für die Erhaltung der Krone und ihres Gemahls theilt ihr Gemüth und lindert durch irdische Furcht gewissermaßen ihre höheren Qualen, bis endlich bei immer mehr hereinbrechendem Jammer keine Geisteskraft mehr aufrecht hält, und die furchtbarste Krankheit sie überwältigt. Jetzt soll auch sie, die Mörderin, nicht mehr schlafen, und ihre Lippen selbst, die sich sonst nur zu klugen Worten öffneten, sollen jetzt das furchtbare Geheimniß ihres Busens entdecken. Jetzt ist alles anders geworden, und die ganze Gräßlichkeit des begangenen Verbrechens steht der unseligen Nachtwandlerin klar vor den nur geistig offnen Augen. Jetzt reinigt nicht mehr ein wenig Wasser von dieser Schuld, sondern „Arabiens Wohlgerüche alle versüßen diese kleine Hand nicht mehr." Die kleine Hand! da

liegt es. Sie ist ja bestimmt zu ebenen, zu heilen, zu versöhnen; und sie hat gemordet! sie ist tief im Blut gewesen; und nun hat der Ocean nicht Wasser genug, um sie wieder weiß zu waschen, und Arabien nicht Wohlgerüche genug, um sie wieder süß duftend zu machen. Jetzt erkennt auch sie, daß die „Hölle sehr dunkel" sey, und jetzt wird (was abermals gänzlich übersehen worden ist) auch sie, wie einst ihr Gemahl, gezwungen, des Gipfels ihres Verbrechens laut zu gedenken, des Greisenalters des gemordeten Königs: „Wer hätte denken sollen, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich gehabt?" (Yet who would have thought the *old* man to have had so much blood in him?) *)

§. 16.

Wir wenden uns nunmehr zu Banquo, der sehr tüchtig und glänzend, aber, wie billig, ohne alle Idealität neben Macbeth steht. Auch er fliehet nicht vor den Zauberschwestern, sondern horcht und forscht begierig nach ihren wunderbar lockenden Stimmen. Aber wie ist alles so anders bei jenem! Bei den Worten: „Heil Dir, Macbeth, der einst König seyn wird!" verliert dieser die Sprache, was Banquo wohl bemerkt und statt seiner das Wort nimmt. Er forscht nach seinem eigenen Geschick, und hört fast noch dunklere Sprüche, an die sich der klare schließt, daß er selbst nicht König, aber Vater von Königen seyn werde. In einer so seltsamen Anregung nimmt er, wie der tüchtige Mensch oft wohl und mit gutem Erfolg thut, seine Zuflucht, zu einem — derben Witz-Wort:

The earth hat bubbles, as the water has,
And these are of them

Die Erd' hat Blasen wie das Wasser, und
Die sind davon

und späterhin, als Macbeth in Gedanken verloren da steht, vergleicht er mit altem Scherz, — der ist ihm gerade recht — die neue Ehre, die den Freund überrasche, mit neuen Kleidern die Anfangs ein wenig unbequem sitzen und an die man sich erst gewöhnen muß. Dennoch bleibt auch er nicht unbewegt; er hat doch gefragt, ob der Teufel denn jemals wahr sprechen könne, eine Frage die immer gefährlich ist, da die Antwort sich längst von selbst verstehen muß, auch hat er späterhin noch weiter über die Prophezeiungen nachgedacht. Das alles ist gar menschlich; aber es rächt sich doch auch durch einige böse Träume. Die Anfechtungen dienen indessen seinem edeln Gemüthe nur zum Heil, und durch reine Frömmigkeit, und insonderheit durch die beste Waffe, das Gebet, weiß er die verlockenden Stimmen alle in sich und außer sich zur Ruhe zu beschwören. Es bildet einen herrlichen Gegensatz zum Macbeth, wie er sich zum Schlaf bereitet. Er fürchtet sich fast davor, obwohl Müdigkeit wie Blei auf ihm ruht, und er bittet die wohlthätigen Mächte des Himmels, die bösen Gedanken zu entfernen, denen die schwache menschliche Natur im Schlaf leicht nachgibt. Dann erst glaubt er sich geschützt, und wohl darf er nach dem arbeitsvollen und sturmbewegten Tage sich nun zur Ruhe begeben.

Ueber den ganzen Mann ist eine gewisse heitere Arglosigkeit ausgebreitet. Daher sein schnelles Eingehen in die idyllischen Bemerkungen des Königs, der ihn auch zu seinem vertrauten Ehrenboten gebraucht, welcher der gütigen Wirthin einen Diamant zum Gegengeschenk überbringen muß. Seine Heiterkeit wird durch den Tod des Königs bis auf den Grund gestört, und trübe Zweifel an Macbeth's Tugend steigen in ihm auf; so wie er abermals auch mit sich selbst zu kämpfen hat. Dennoch bleibt er fest, und wie auch die Warnungsstimme in ihm sprechen möge, und obwohl er Macbeth am besten kennen sollte, will er ihn doch nicht kennen. Seine Gedanken klagen den Freund mit Recht an; aber er gelangt nicht zu dem festen Glauben, daß sein tapferer Waffenbruder einen solchen Frevel begangen haben könne. Dafür spricht der Umstand, daß er sich nicht von ihm trennt und nicht alsbald dem fliehenden Prinzen folgt. Er nimmt die Einladung zum Gastmahl an und reitet nach vollendetem Geschäft gelassen dahin.

§. 17.

Ich habe hier noch eine kleine, doch nicht ganz unwichtige Bemerkung mitzutheilen. Shakspeare, der alles wagte, was der Dichter wagen darf, wagt dennoch nicht, — ein Pferd auf die Bühne zu bringen. Mit großem Recht! denn da, wo edle Künstler die Weltgeschicke darstellen, auf den „Brecern, die die Welt bedeuten," da — sollen Bestien fern bleiben. In dieser Scene war es sogar schwierig, das Pferd zu vermeiden, und der Dichter hat seine Zuflucht zu vier fast nüchternen Zeilen *) nehmen müssen, um das Draußenbleiben der Thiere zu erklären. Es ist jedoch ohne Zweifel besser, ein paar solche an sich unbedeutende Zeilen nicht zu scheuen, als das Pferd auftappen zu lassen. Hätte doch Schiller, als er seinen herrlichen Tell schrieb, an diese Stelle gedacht, um uns seinen berittenen Landvogt zu ersparen.

Kehren wir zu Banquo zurück, und fragen: Welche Worte sind ihm zu leihen, als er fällt? Sterben sehen müssen wir ihn; um das Auftreten des Rachegeistes an der Tafel erklären zu können. Sein Tod muß bedeutsam erscheinen und wichtig, doch nur rasch vorüberfliehend; denn seit wir die Vorbereitungen zu Duncan's Morde sahen, gebührt dem zweiten Opfer nur ein minderer Raum. Darum unter allem, was gewählt werden konnte, abermals das Beste. Banquo sagt gelassen:

It will be rain to night

und der Mörder gibt ihm den Tod mit den roh witzigen Worten:

Let it come down.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der berühmte und in mancher Hinsicht verdienstvolle Steevens weiß bei diesen bis ins tiefste eindringenden Worten nichts weiter zu machen als: eine Anmerkung, in der er sich über zwei Wunden vernehmen läßt, welche im Ovid und Statius gleichfalls alten Leuten geschlagen werden. Dergleichen wohlfeile Gelehrsamkeit sollte nicht umkommen, und es ist fast dankenswerth, daß er nicht noch funfzig bis sechzig ähnliche Stellen beigefügt hat, die leicht genug aufzutreiben gewesen wären.

— Von einer sehr geschätzten englischen Dichterin, Miß Porden, ist ein großes Gedicht in sechzehn Gesängen: Löwenherz oder der dritte Kreuzzug, erschienen. Es behandelt, wie schon aus diesem Titel zu ersehen, König Richard's Thaten in Asien von der Belagerung von Acre bis zum Waffenstillstande mit Saladin. Im Plan und dem Gebrauch der Maschinen ist Tasso Vorbild der Dichterin gewesen; böse und gute Geister, Zaubereien u. s. w. sind hier wie bei dem berühmten Sänger des ersten Kreuzzuges zu finden. Die Versification wird als ungemein fließend und wohlklingend gerühmt, und wenn — sagt ein galanter englischer Kritiker — Miß Porden unter den Zierden ihres Geschlechts, welche in der englischen Literatur glänzen, nicht schon so hoch stände, so würde sie ihr Gedicht von Löwenherz allein in den ersten Rang stellen.

*) Erster Mörder.
Die Pferde gehen um.
Dritter Mörder.
Wohl eine halbe Stunde; doch er pflegt,
Wie jedermann, von hier zum Thor des Schlosses
Zu Fuß zu gehn.

dern annahmen, und beide trieben dies so weit, daß einige ihrer Bilder nicht mehr Gemälde, sondern konturirte, und mit Oelfarbe colorirte Zeichnungen auf Holz- und Kreidegrund genannt werden können. So lange also bis nicht erwiesen und durch ein voreykisches Gemälde belegt wird, daß schon vor Eyk, Künstler der Oelmalerei eine so glatte Fläche, eine solche Kraft und Durchsichtigkeit und den Lichtern solche Klarheit zu geben verstanden, wie sich dieses alles in seinen Werken findet, wird er als Erfinder der Oelmalerei anerkannt und verehrt werden müssen.

Was die Beschreibung der Eykischen Werke anbelangt, so gibt die Verf. uns in demselben mehrere treffliche Notizen; über das Technische hätten wir von ihr etwas mehr Auskunft erwartet, da sie sich im Praktischen der Kunst geübt hat. Den geistigen Genuß, welchen ihr die Anschauung mehrerer Werke verschaffte, theilt sie uns in einfachen aber aus der Tiefe des Gemüths hervorgehenden Worten mit, ohne in den Fehler der Kunst-Enthusiasten zu verfallen, welche, wenn sie Werke der Kunst schildern wollen, gleich dem Vogel Straus sich selbst die Sporen in die Seite setzen, um zu einem höhern Schwunge sich anzutreiben. Daß Rogier van der Weyde nicht Eyk's Schüler seyn kann, hat die Verfasserin vollständig erwiesen, denn auch angenommen, daß Johann van Eyk erst 1441 starb, so konnte Rogier, der 1480 geboren ward, doch nicht jenes Meisters Schüler seyn, und nur in sofern er die neue Art in Oel zu malen befolgte, darf er als Nachfolger Eyk's betrachtet werden. Wie beider geistige Richtung verschieden war, hat die Verfasserin angezeigt; wir fügen noch die Bemerkung hinzu, daß Rogier van der Weyde einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die niederländische Schule gehabt hat. In seinen Werken spricht sich ein reizbares Gefühl und eine rege Phantasie aus, welche weder Sinn für Schönheit noch Urtheil zügeln. Da keine reagirende höhere Kraft seine großen Anlagen leitete, weder Regel noch Beobachtung der Natur ihn auf sicherm Wege führte, so ist alles überschwenglich in seinen Werken. Die Stellungen seiner Figuren sind verrenkt, der Ausdruck leidenschaftlich, ja sogar der Faltenwurf höchst eckig, und zum Theil von Sturm bewegt. In der Gallerie du Musée Royal de Paris befindet sich eine Abnahme vom Kreuze, welche zu Folge der Notice des tableaux exposés dans la galerie du Musée royal 1819. pag. 100, No. 473, für ein Werk von Lucas van Leyden ausgegeben wird, höchstwahrscheinlich aber von Rogier van der Weyde ist. Es wäre höchst wünschenswerth, daß ein wahrer Kenner uns mit einer genauen Nachricht, wie dieses Gemälde nach Paris, und woher es dahin gekommen ist, so wie mit einer Vergleichung dieser Abnahme vom Kreuze mit jener berühmten, welche Rogier van der Weyde malte, beschenkte.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die Türkei und die Barbaresken.

(Aus einem uns mitgetheilten Privatschreiben.)

— — Denjenigen, welchen die Staatsverhältnisse nicht gegenwärtig sind, die zwischen der ottomanischen Pforte und den Barbaresken obwalten, möchte es vielleicht eine befremdende Erscheinung seyn, nicht nur die Kriegsfahrzeuge dieser letztern unter den Reihen der türkischen Flotte streiten zu sehn, sondern noch mehr die Bereitwilligkeit, womit der Vicekönig von Aegypten sich beeilte, die Verluste, welche sie erlitten, sofort wieder zu ersetzen. Ersteres könnte man nun allerdings dem, durch die dem Islamismus drohende Gefahr erweckten Eifer aller Muselmänner zuschreiben, allein es beruhet, so wie Letzteres, noch vielmehr auf politischen als auf religiösen Gründen und beides ist eine nothwendige Folge des Staatsverbandes, welcher die nordafricanischen Seeräuberstaaten mit der Pforte verknüpft. Denn nicht Mauren durchkreuzen unter der Flagge von Algier, Tunis und Tripolis das mittelländische Meer, sondern die Raubschiffe der Barbaresken sind beinahe ausschließlich mit Türken und Renegaten bemannt. Diese Türken, so wie die Miliz jener unglücklichen Gegenden, werden fortwährend aus den Hefen des osmanischen Pöbels rekrutirt. Die Eingebornen der africanischen Nordküste sind gewissermaßen nur die ersten Sclaven dieser Fremdlinge, unter denen, durch Grausamkeit und Wildheit, ihr ephemerer Despot sich aufschwingt. Wäre es dem Großherrn jemals ein Ernst gewesen, den Seeräubereien der Barbaresken ein Ziel zu setzen, so würde er nimmer erlaubt haben, daß sie in seinen Staaten sich rekrutirten und in seine Häfen mit ihren Prisen einliefen. Noch weniger hätte er es verstattet, daß man hier Kaperschiffe, unter der Flagge jener africanischen Regierungen bewaffnete. Vor allen Dingen aber hätte er nicht mit so großem Eifer die Verluste zu ersetzen sich bemühet, die vor mehreren Jahren die algierische Marine erlitt und ihnen Schiffe und Kriegsvorräthe zugehen zu lassen, damit sie ihre Seeräubereien wieder beginnen könnten. — Insonderheit ist es der Staat von Algier, der zu der Pforte in den engsten Verhältnissen steht und dessen Gründung selbst, in seiner dermaligen Beschaffenheit, ein Werk der osmanischen Politik ist. Der Dei ist Vasall des Großherrn, von dem er die Belehnung erhält. Die Regierung dieses Staats ist eine rohe Nachahmung des Ordens von Malta, der Zweck ihrer Einrichtungen ist gegen diesen gerichtet, und die Gebrüder Barbarossa, deren Stifter, wendeten auf dieselbe die nehmlichen Regeln und Anordnungen an, in sofern die Sitten und die Religion der Muselmänner es verstatteten. Man beabsichtigte durch diese Stiftung den Kapereien der Malteser, die den Handel in jenen Gewässern, der unter mohammedanischer Flagge betrieben wurde, gänzlich zerstört und eine Menge Sclaven gemacht hatten, Einhalt zu thun, und, so wie die Christenheit damals Malta als ihre Vormauer betrachtete, so sahe die Türkei Algier als ihren Vorposten an. — Indessen noch lange bevor der Malteser Orden seinen Hauptsitz verlor, hatten die Fortschritte der Civilisation und der Toleranz, in Verbindung mit mehrerern andern Ursachen, die Wichtigkeit und die Thätigkeit dieses Ordens sehr vermindert. Bei der Regierung von Algier dauerten gegentheils die ehemaligen Ursachen ihrer Thätigkeit fort; ihr ursprünglicher Fanatismus und besonders ihre unersättliche Raubgier. Hiervon ist der Grund unschwer aufzufinden, wenn man bedenkt, daß das Gouvernement selbst und dessen Streitkräfte aus den Hefen der osmanischen Nation bestehen, und daß die Türkei, die hinter den übrigen europäischen Staaten um mehrere Jahrhunderte zurückgeblieben ist, und sich in einem Zustande von Schwäche befindet, der sie nöthigt, eine jede Hülfsquelle zu benutzen, fortwährend in den Barbaresken die Vertheidiger des mohammedanischen Glaubens sieht und demnach die algierische Marine unterstützt, weil dies die Schule ihrer Seeleute ist und sie ihnen in Kriegszeiten eine sehr nützliche Hülfe gewährt. Auch begünstigt die Pforte in ihren Staaten die Rekrutirung der Marine und der Miliz dieser Regierung, schenkt ihr Kriegsschiffe und Kriegsbedürfnisse jeder Art. Die algierischen Flotillen, welche neuerdings nicht nur das Mittelmeer, sondern selbst den europäischen Ocean beunruhigten, verdanken ihr Daseyn und ihre Ausrüstung größtentheils allein dem Beistand der Pforte; denn diese, ohne Rücksicht auf die Vorstellungen der Minister mehrerer Höfe, ließ es sich dringend angelegen seyn, jener Regierung ihre durch die englische Expedition erlittenen Verluste wieder zu ersetzen. Daher ist es denn auch gekommen, daß das Uebel, dem die Engländer ein Ziel setzen wollten, gegentheils zugenommen hat und daß die Algierer seitdem ihre Kreuzfahrten, noch weiter als vorher, ausgedehnt haben. Unzweifelhaft bleibt es demnach, daß nur die Katastrophe der Pforte selbst, oder eine gänzliche Umgestaltung ihrer dermaligen Regierungsform und deren Maximen, den Seeräubereien der Barbaresken ein Ziel setzen kann, und daß diese nicht eher mit

Wirksamkeit gezwungen werden dürften, ihrem schändlichen Gewerbe zu entsagen, als bis alle Häfen der europäischen Türkei und des Archipelagus ihnen verschlossen sind und sie auf diese Weise keinen Zufluchtsort gegen die Stürme und die christlichen Kreuzer finden, welche das Mittelmeer in allen seinen Richtungen durchfurchen. Alsdann möchte es nicht schwer fallen, ihnen auch die letzten Hülfsquellen, die Kleinasien und Aegypten ihnen darbieten, abzuschneiden und sie zu nöthigen zur Gesittung überzugehen und dem Ackerbau und dem Handel sich zu widmen. — Allein sollte der Eifer, den im gegenwärtigen Augenblicke die Barbaresken für des Islams Sache gegen den Christianismus an den Tag legen, nicht ein schickliches Motiv seyn, um an die Wiederherstellung des Ordens von Malta zu denken? Die Wiedereinsetzung der Ritter in den Besitz der Insel Rhodus, auf welche sie so wohlbegründete Rechte haben, möchte eine der kräftigsten Garantien seyn, welche die christlichen Mächte von der Pforte zu verlangen befugt sind. Und hierbei würden die Interessen Aller auf gleiche Weise geschont. Die gegenwärtige Armuth dieses Ordens, im Vergleich zu seinem frühern Reichthum, scheint uns keine zulässige Ursache zu seyn, um ihn seiner früheren Verpflichtungen zu entheben. Denn ist der Orden nicht mehr reich, so ist die Zahl der Ritter doch noch groß und unter ihnen befinden sich viele sehr große Grundeigenthümer. Man muß also glauben, daß die, welche Vermögen besitzen, unter die Fahne des Kreuzes eilen, oder daß, wenn besondere Umstände sie davon abhalten sollten, sie sich beeifern werden, diejenigen ihrer Mitbrüder in diesem edlen Vorhaben zu unterstützen, deren Unvermögen ihren Muth und ihre Frömmigkeit fesselt. In einer Zeit, wo selbst, zu bürgerlichen Geschäften bestimmte Jünglinge die Feder mit dem Degen, die Toga mit dem Kriegskleid vertauschen, um ihren bedrängten Mitchristen Hülfe zu leisten, würden doch wohl die Ritter eines geistlichen und militärischen Ordens, deren Tapferkeit lange der Ruhm und die Bewunderung der Christenheit war, heilige Gelübde nicht vergessen und gleichgültige Zuschauer des schrecklichen Kampfes bleiben, der über die Herrschaft des Kreuzes oder des Halbmondes im Osten Europas entscheiden soll! 53.

Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

(Fortsetzung aus No. 168.)

Wenn wir die Darstellung der Johanna in Schiller's Jungfrau von Orleans im Allgemeinen betrachten, so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, Mad. Stich möchte da, wo sie als frommes Hirtenmädchen erscheint, weniger gespielt haben, und nur durch einzelne ruhige Bewegungen dem Sinne der Rede gefolgt seyn. Die ganze Rolle muß mehr declamatorisch, als pantomimisch genommen werden. Wir wollen nur einiges anführen, was uns zu jenem Wunsche berechtigt und uns veranlaßt, diese schon oft ausgesprochene Kunstansicht hier zu wiederholen. Bei des Vaters Thibaut tadelnder Rede stand zwar die Künstlerin ruhig an den Baum gelehnt, suchte aber durch ein Hin- und Herbewegen des Hirtenstabes am Boden, die später von Thibaut ausgesprochenen Worte:

„und schreibe keine Zeichen in den Sand"

die doch mehr wie die ganze Rede beweist, von einem Umgange mit Geistern „um Mitternacht" zu verstehen ist, anzudeuten. Auch möchte das Zurückgehen nach dem Gnadenbilde und das Beten vor diesem, als Thibaut seine Rede geendet, wider des Dichters Andeutung seyn, nach welchem Johanna in den beiden ersten Scenen still und ohne Antheil auf der Seite stehen soll. So würde bei der Stelle im ersten Monologe:

„Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen",

ein ruhiges Aufblicken nach oben, ein wenigstens nicht so heftiges Berühren dieses Zeichens hinreichend gewesen seyn. Denn selbst das Feuer der Begeisterung, das sich am Schlusse dieses Selbstgespräches ausspricht und gleichsam das Band ist, das beide Seelen in dieser Johanna, die der demüthigen Hirtin und kühnen Heldin geistig verbindet, möchte ein allzu lebendiges Geberdenspiel nicht entschuldigen. Auch gab Mad. Stich am Schlusse des vierten Acts, wo sie mit Raimond entflieht, schon dadurch zu viel, daß sie mit einem wiederholten, Dank andeutenden, Neigen des Kopfes dessen Rede begleitete; hier hätte ein sprechender Blick nach oben mehr gethan, als dieses, wir möchten sagen, zu bewegliche Nebenspiel. Trotz dieser kleinen Mißgriffe beherrschte die Rolle doch eine bestimmte Ansicht der Künstlerin, die selbst als Heldin nie die von Gott gesandte begeisterte Retterin vergaß. Feierlicher Ernst und heiliger Friede des Himmels blickte selbst durch den Sturm des Kriegs, durch die rauschenden Freuden. Zu den trefflichsten Momenten in dieser Kunstleistung rechnen wir die beiden Monologe, worin besonders die Stellen im zweiten, wo sich die wehmüthige Erinnerung an das vorige Hirtenleben so zart ausspricht, meisterhaft und wahrhaft zum Herzen gesprochen wurden; die Scene, in der Johanna als Priesterin geschmückt vor den Fürsten erscheint; (— wie ruhig horchte die versammelte Menge der heiligen Seherin! —) und die mit Lionel, wo wir Gelegenheit fanden, die Gewandheit der Künstlerin im Spiel im Allgemeinen, ihre Geberdenmalerei und die herrliche Bewegung des Körpers wie der Hände zu bewundern. Auch war der sanfte Laut der erwachenden Liebe neben dem ernsten Tone des Tadels recht gut gehalten, ob sich schon die Künstlerin hier vom Gefühle überwältigen ließ und dadurch etwas unverständlich ward. Dagegen sprach Madame Stich das Gebet im Kerker unübertrefflich; diese besonnene Steigerung des Tons (nicht der Stimme) wie des Affects, dieses ruhige Aufsparen der Kraft *) ist der Erfolg eines fortdauernden Studiums, von dem auch des Dichters Wort gilt:

„Still allmählich reift das Köstliche."

Der Künstlerin ward aber auch hier stürmischer Beifall zu Theil. Dabei müssen wir es lobend anerkennen, daß diese Johanna die Ueberredungsworte zu Burgund in kindlich ruhigem Tone — sagt doch der Herzog selbst:

„ihre Rede ist wie eines Kindes" —

nicht, wie so oft geschieht, mit rednerischem Pompe sprach, und am Schlusse des Dichters nicht mit Unrecht getadelte Andeutung unbeachtet ließ. Denn sie selbst umarmte nicht den Herzog, — wie durfte die keusche, Gott und der heiligen Jungfrau geweihte Johanna sich so weit vergessen — sondern neigte nur über die sich umarmenden Fürsten, gleichsam den neuen Bund segnend, ihre Fahne. Ein herrliches Gemälde, wohl werth, von der verschwisterten Kunst festgehalten zu werden! Auch bei dieser Darstellung müssen wir den feinen, dem Sinne des Dichters folgenden Geschmack der Künstlerin hinsichtlich des Costüms anerkennen. **) Denn so einfach die fromme Hirtin erschien, so blieb auch „des höchsten Gottes Kriegerin" diesem Charakter im Aeußern treu. Aus diesem Grunde können wir auch unmöglich in den lächerlichen Tadel derer einstimmen, die auf dem Helme den Federbusch vermißten; denn sollte das einfache Kreuz nicht bezeichnender seyn, als dieser? (Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Hier kann Engel's Wort nicht gelten: „Der Fehler, alle Kräfte auf gewisse Haupteffecte aufsparen, ist die Klippe der Schauspieler." Man sehe dessen Ideen zu einer Mimik Th. 2. S. 195.

**) Darum verstehen wir auch nicht, was ein Berichterstatter über die Darstellung der Johanna durch Mad. Stich dadurch andeuten will, daß er ihrem Anzuge das Nicht Kleidsame vorwirft.

nicht allein eine herrschende Religion, sondern auch eine herrschende Philosophie, herrschende Systeme u. s. w. sehen. Dies ist so natürlich als folgerecht; und wenn auch der Verf. mit vielem Scharfsinn zeigt, welche Mittel angewendet werden müssen, um dies Herrschendwerden der Staatsreligion (d. h. immer der privilegirten Gottesverehrung) zu verhüten, so steht doch immer zu befürchten, daß diese Mittel nicht hinreichen werden, und daß doch über kurz oder lang, die herrschende Staatsreligion — wie dies die Geschichte hinreichend lehrt — eine unterdrückende für andere werde. *)

(Der Beschluß folgt.)

Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften ꝛc. Zweiter Theil. Von Dr. K. F. W. Gerstäcker.

(Beschluß aus No. 169.)

Daß ein so scharfsinniger Mann, wie der Verf., Wahrheit mit Rechtsfictionen oder Präsumtionen, oder mit Contumacialstrafen, (S. XV) im Ernste verwechseln könne, ist kaum denkbar. Leichter ist die Verwechselung zwischen dem Erwiesenen, und zwischen dem, was auch ohne allen Beweis gesetzlicher Grund einer Rechtsentscheidung ist; leichter ist ebenfalls die Verwechselung zwischen dem Erwiesenen und der Wahrheit Das Erwiesene ist nicht das Wahre, sondern nur dasjenige, was als wahr gilt, eben weil Gründe vorhanden sind, es dafür zu halten, bis das Gegentheil erwiesen wird. Wo kein Beweis geführt, oder wo er nach den Gesetzen nicht zugelassen wird, ist nicht die Wahrheit das Fundament des Rechtsspruches, sondern die, in Abroessenheit derselben eintretende gesetzliche Bestimmung, z. B. die Vermuthung der Rechtschaffenheit, oder die Verurtheilung wegen Ungehorsam. Wenn in eben diesen Bestimmungen die Gesetze einen Unterschied zwischen dem Civil- und Criminalprocesse machen, und zu machen Ursache haben, wie in aller Welt mag darum behauptet werden: die Wahrheit selbst sey eine andre im Civil-, eine andre im Criminalgerichte? —

Selbst die Verwechselung von Wahrheit und Ueberzeugung (S. XXVI) kann nur der Befangenheit des Verfs. zugeschrieben werden; da sie außerdem allzuleicht sich bemerklich macht. Wie schwer hält es nicht oft, die Menschen von einer Wahrheit zu überzeugen; und von wie vielen Unwahrheiten sind sie so innig überzeugt gewesen, als der Verf. von der Unstatthaftigkeit objektiver Entscheidungsgründe eines Erkenntnisses immer seyn mag! Von demselben jedoch voraussetzend, daß er seine Ueberzeugung der Wahrheit zum Opfer zu bringen fähig sey, glauben wir indessen, ihn nur darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß er ebensowohl die abstracte (S. XV), als die objective Wahrheit (S. XXVI) mit der absoluten verwechselt habe. Diese letztere ist es, welche Menschen unerreichbar ist; die beiden ersteren aber können ihnen nicht fehlen, weil es außerdem weder Wissenschaft, noch Beweis, noch Rechtspflege, noch Staaten geben könnte. Die abstracte Wahrheit können wir indessen hier an ihren Ort gestellt seyn lassen, nur von der objectiven bemerkend, daß darunter nicht diejenige Wahrheit zu verstehen ist, die sich nothwendig aufdrängen und von allen Vernunftwesen anerkannt werden muß, sondern nur diejenige, deren zureichende Gründe äußerlich erkennbar gemacht worden sind. Zureichend aber sind die Gründe, aus denen nach den Regeln des menschlichen Denkens, oder in einer positiven Sphäre, wie z. B. die des Rechts im Staate, nach den dafür bestehenden Regeln, dasjenige wirklich folgt, was für wahr ausgegeben wird. Wenn also in einem richterlichen Erkenntnisse die Gründe, woraus die Schlußfolge gezogen ist, angegeben sind und daraus ebendieselbe sich wirklich ergibt; so enthält ein solches Erkenntniß objective Wahrheit. Der Verf. hat demnach Unrecht, wenn er sagt, diese Gründe wären eine unnütze Wiederholung des Inhaltes der Acten. Es ist vielmehr diese absolut nothwendig, um die Gewißheit hervorzubringen, einmal daß keine Gründe, welche in dem Verfahren entwickelt worden sind und auf die Sache Einfluß haben, außer Acht gelassen oder unrichtig vorgestellt worden sind, und zweitens daß dadurch das gefällte Erkenntniß auch wirklich gerechtfertiget werde. Indem die Jury die Gründe ihrer Urtheile verschweigt, gewährt sie weder für das eine noch das andre Gewißheit, nicht einmal Wahrscheinlichkeit. Sie verschleiert durch dieses Verschweigen nur ihre Unzuverlässigkeit und ihre Irrthümer. Ja die Geschwornen sind sogar angewiesen, sich nicht einmal selbst die Gründe ihrer Entscheidung zu vergegenwärtigen und deutlich zu machen; sondern sie sollen sich nach dem Totaleindrucke bestimmen, das heißt nach der Summe der Gefühle, oder vielmehr nach dem letzten Gefühle, welches unmittelbar durch die Gesammtheit der in der Gerichtssitzung erhaltenen sinnlichen Wahrnehmungen in ihnen hervorgebracht worden ist. Wie der Hund unmittelbar durch die Empfindung seiner Sinne seinen wahren Herren von einem falschen oft unterscheidet — oft nicht, nicht viel besser soll der Mensch nach den unmittelbar durch die Sinne erlangten Eindrücken bestimmen, was wahr sey, oder nicht, wo Schuld oder Unschuld obwalte. Das mag in einer Zeit, wo der Mysticismus sein Wesen so vielfältig treibt, recht sehr an der Tagesordnung seyn und Menschen recht sehr gefallen, die in diesem Geiste der Zeit befangen sind, ohne es selbst zu wissen. Auch die Anhänger einer mystischen Philosophie mögen in ihrer Ideenverwirrung und Begriffsverwechselung dafür eingenommen seyn; aber auch Leute, die da wissen, was sie wollen, und sich selbst davon Rechenschaft geben?

Soviel wird dem Verf. hieraus gewiß klar werden, daß Rechtsmittel gegen ein Erkenntniß, dessen Gründe vorliegen, nicht darum unnütz sind, weil in zweiter und dritter Instanz blos von andern Richtern ihre Ueberzeugung ausgesprochen wird; sondern daß das Wesen der Rechtsmittel in der Ausführung der objectiven Mangelhaftigkeit der Gründe des angefochtenen Erkenntnisses besteht, sey es daß die Richtigkeit und Vollständigkeit der Anführungen oder der daraus gezogenen Schlüsse in Abrede gestellt wird. Es wird also in zweiter und dritter Instanz zunächst nur über die Wahrheit dieser Beschwerden, und nur erst mittelbar darnach über die Hauptsache erkannt; keineswegs sind dieselben bloße Wiederholungen der Gerichtshandlungen der ersten Instanz; sondern eine sorgfältige Prüfung ihrer Rechtsbeständigkeit im Formellen und im Materiellen.

Endlich thut der Verf. uns sehr Unrecht, wenn er uns beschuldiget, eine Persönlichkeit und Leidenschaftlichkeit darin verrathen zu haben, indem wir behaupteten: „Die Vortheile, welche das mündliche und öffentliche Verfahren ihm in der Aussicht eröffne, möchten wohl ein sehr erheblicher Bestimmungsgrund seiner Vorliebe für dasselbe seyn.“ Das klingt etwas anders, als wie es der Verf. auszudrücken beliebt hat (S. XXXII): „er sey nur aus Egoismus ein Vertheidiger desselben geworden.“ Allein weder das: Nur, noch die Wissentlichkeit der Huldigung des Egoismus haben wir dem Verf. vorgeworfen. Nur wenn dies geschehen wäre, würde

*) Wir glauben indeß erinnern zu müssen, daß es noch eine ganz andere Ansicht dieses Gegenstandes gibt. Insofern nämlich die Religion nicht blos Sache der Meinung ist, sondern den ganzen Menschen durchdringt und erfüllt, wird sie nothwendig auch auf die Staatsform den entschiedensten Einfluß üben. Ein christlicher Staat ist schon darum, weil er ein christlicher ist, ein ganz anderer, als ein türkischer oder heidnischer. Die Anerkennung dieses Princips führt indeß noch keineswegs zur Unduldsamkeit.

D. Red.

seine Entgegnung uns treffen. Vor den unwillkürlichen und unbewußten Eingebungen des Egoismus ist kein Mensch sicher. Würden die Urtheile der Menschen nicht so sehr durch ihre Verhältnisse, Neigungen, Wünsche und Aussichten motivirt, so würde diese unendliche Verschiedenheit derselben unerklärlich seyn. Das Maß der Verstandeskräfte reicht bei weitem dazu nicht hin; aber die geheimen und süßen Sophistereien des Egoismus regieren allzuhäufig unsre Gedanken. Es gibt nur ein einziges Mittel, ihrer Herr zu werden, und das ist Verdeutlichung der Vorstellungen und Prüfung ihrer Verbindungen! Daß wir übrigens den rechten Fleck getroffen haben, davon hat der Verf. (S. XXXIV) selbst ein unumwundenes Geständniß abgelegt. Vergeblich will er uns bereden, daß die Advocaten sich beim schriftlichen Verfahren besser stünden, als beim mündlichen. Wer am Rheine und in Sachsen gelebt hat, weiß wohl, wo sie sich besser befinden. Vornehmlich aber kommt hierbei das öffentliche Ansehn in Betracht, in dem sie dort stehen. Die große Empfindlichkeit des Hrn. Verfs. selbst beweist seine Empfänglichkeit für diese Vorstellung; und nun lese man sein Geständniß: „in Deutschland könne es aus bekannten Ursachen schwerlich je dahin kommen, daß bloßes Verdienst und ausgezeichnete Talente zu Aemtern und Würden führen sollten!" 12.

Ueber das neue französische Douanengesetz.

Man liest hierüber in dem Courrier français einige Betrachtungen von Keratry, welche wohl herausgehoben zu werden verdienen, da sie die staatswirthschaftlichen Ansichten, zu welchen sich der Verfasser bekennt, so klar aussprechen.

Die Discussion über das Douanengesetz, heißt es im wesentlichen, welche eben in der Deputirtenkammer Statt gefunden hat, beweist entweder, daß der Mehrheit dieser Kammer wahre staatswirthschaftliche Kenntnisse fremd sind, oder daß örtliche, ja persönliche Interessen ihre Meinung bestimmt haben. Zum ersten mal vielleicht hat man eine Vereinigung gebildeter Männer vergessen sehen, daß der Handel zwischen Völkern nur ein Tausch ist von dem, was man zu viel besitzt, gegen das, woran man Mangel hat. Sie wollen verkaufen, ohne zu kaufen, alle Concurrenz vertilgen, um an sich selbst theuer zu verkaufen, also die Fortschritte des Kunstfleißes hemmen und die Mehrheit ihrer Mitbürger in den steten Zustand der Entbehrungen versetzen.

Dieser Rückschritt der Gesellschaft, insofern er zur Isolirung der Völker führt, kommt von zwei Grundirrthümern. Der eine ist der absolute Werth, den man den Metallen als Münzen oder Tauschmitteln gibt, da sie doch in der That, wie das Papiergeld und der Credit im Handel, nur den Reichthum des Bodens und der Industrie darstellen; der andere beruht auf der falschen Vorstellung, daß der hohe Preis der nothwendigsten Bedürfnisse ein Zeichen von Wohlstand ist, da sie in den elendesten Gegenden in sehr hohem Preise stehen können, wenn sie aus Mangel an Arbeit selten sind.

Viel hervorbringen und viel verbrauchen zum wohlfeilsten Preise, das ist die Bedingung des häuslichen Glücks der Völker. Aber von dem bloßen Verbrauche des Hervorgebrachten kann es nicht kommen; es gibt andere Bedürfnisse, als die rein materiellen; daher muß man Auswege suchen, muß durch das, was man zu viel hat, sich das, was man nicht hat, zu verschaffen wissen. Die leichteste Art, dies zu thun, ist ohne Zweifel die, die rohen Stoffe in großen Massen von geringem Werthe einzuführen, um ihnen, wenn sie verarbeitet sind, in kleineren Massen einen größeren Werth zu geben. Bei diesem Austausch ist aller Vortheil auf der Seite des Volkes, bei welchem der Kunstfleiß die meiste Ermunterung findet. Die Gegenstände des Luxus theuer verkaufen und die Masse der Producte, welche die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen, vermehren, dies ist ein Handelssystem, bei welchem man sich wohl befindet; Arbeit und Genuß für alle sind seine Ergebnisse.

Daß Deputirte, deren Mehrzahl aus einer Classe genommen ist, welche das Glück des Landes nur in dem Preise ihrer Pachtungen sieht, die Sicherheit, daß diese bezahlt werden, nur in dem hohen Preise der Producte; daß diese solche Ueberzeugungen nicht theilen, begreift sich: aber daß die Commissarien der Regierung die einfachsten Elemente einer guten Verwaltung verkennen, muß Erstaunen erregen. Dieses mit so großer Unbesonnenheit discutirte Gesetz zieht eine strenge Linie zwischen Völker, welche die wohlthätige Natur zu vereinigen dachte durch die Verschiedenheit der Erzeugnisse ihres Bodens und der nach den örtlichen Verhältnissen eigenthümlichen Industrie. Wer andern nichts gibt, hat kein Recht, etwas von ihnen zu verlangen; im Handel heißt kaufen geben, verkaufen empfangen; man geht dahin, wo man am besten behandelt wird. Etwas anders verlangen, ist Irrthum oder Ungerechtigkeit.

Meister Floh, ein Mährchen in sieben Abenteuern zweier Freunde. Von E. T. A. Hoffmann. Frankfurt a. M. 1822.

Der wackere Humorist, der, seit ihm ein hochbewunderter Meister bei dem gebildeten Publicum einführte, der vollgültigen Empfehlung sich besonders würdig erwiesen, dünkt uns gerade im Fache des muntern, phantastischen Mährchens, voll erfreulicher Anspielungen, vorzüglich an seinem Platze gewesen zu seyn. Diese Flohhistorie dürfte leicht zu den freundlichsten einer Gattung gehören, deren Urheber man den Verfasser selbst nennen kann. Der seltsame Wahn, den Hoffmann häufig in die durch ihn gezeichneten Charaktere hineinspielen läßt, findet sich auch hier in einer recht ergötzlichen Art wieder, und wo wäre den dargestellten Personen ein traumgleicher Zustand wohl erlaubter, als in einem Werke, das unter dem bescheidnen Titel eines Mährchens dargeboten wird? Der Besitzer des Mikroskops, welches Meister Floh dem Manne, den er seiner Protection würdigt, ins Auge setzt und womit dieser den mit ihm verkehrenden Menschen so tief ins Herz schauen kann, daß dasselbe gewöhnlich im lustigsten Widerspruche mit den glatten Aeußerungen ihres Mundes erscheint, würde übrigens ein äußerst gefährliches Subject in jedem gesitteten Staate seyn, weil er, wenn ihm nicht zuvor die Galle benommen worden, nur all zu oft versucht werden müßte, in seinem Grimme über die menschliche Falschheit mancher Respectsperson allen möglichen Respect für immer zu verweigern.

Das Aeußere hat der Verleger recht artig und dem Inhalte anpassend verzieren lassen. 17.

— Ueber den neuen Roman Walter Scott's, the fortunes of Nigel, urtheilt ein englischer Kunstrichter, daß er den großen Ruhm des Verfassers noch erhöhen werde. Die Erzählung selbst, sagt er, mag weniger interessiren, als die in manchen frühern Werken des Verfassers, aber in seiner ganzen Laufbahn hat dieser nirgends mehr Kunst in der Entwicklung und Haltung der Charaktere, wie in der Harmonie der Fabel mit Zeit und Geschichte gezeigt. Was aber über Alles geht, ist die wunderbare Zusammensetzung der Maschinerie, so daß jede Triebfeder und jede Person wesentlich zum Ziele wirkt, ob man schon, wenn sie zuerst eingeführt werden, schwerlich sagen kann, warum und zu welchem Zweck jedes erscheint.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 15. Juli 8.

Fortsetzung der Anzeige über: 1) Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche ꝛc. 2) Der Wundermann im J. 1821 ꝛc. Die neue Wundersucht ꝛc. 4) Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen ꝛc. 5) Die Frömmigkeit ꝛc.

(Fortsetzung aus No. 153.)

Ich hätte vielleicht, wie Galvani seine animalische Elektricität, so meine Wunderkraft zuerst durch Experimente einführen und erläutern sollen. Man weiß ja, was solche Thatbeweise vermögen. Aber ich zog, deutscher Sitte gemäß, absichtlich den viel schwerern Weg der Deduction vor, und ich frohlocke nun, daß ich, ohne genöthigt gewesen zu seyn, auch nur ein einziges Experiment zur Hülfe zu rufen, den Wunderberg gerade an seiner steilsten Seite erstiegen habe.

Viel dünkt mir, ist durch meine Entdeckung gewonnen und durch diese Verrainung der alte Streit über die Grenzen der Natur und des Wunders nicht nur entschieden, sondern auch jeder neue Streit darüber für alle Ewigkeit, so lange nur das Fund- und Flurbuch meiner Deduction nicht verloren geht, unmöglich gemacht. Vielleicht habe ich, als sehr dankenswerthe Zugabe und ungesuchtes Hermäon, zugleich den Schlüssel gefunden, um ein anderes Räthsel zu lösen, das jetzt die rüstigsten und gewandtesten Dialektiker beschäftigt. — Doch das gehört nicht hierher, wohl aber gebührt es mir nun, nach vollendeter Relation, den auf dem Gebiete und über das Gebiet des Wunderbegriffs streitenden Parteien den nach der Natur der einzelnen Streitpuncte motivirten Bescheid und Urtheilsspruch nicht länger vorzuenthalten.

Zuerst also: es gibt Wunder, und sie stehen sogar nicht mit der Natur in Widerspruch, daß vielmehr nichts natürlicher ist als sie. Alle diejenigen, welche von Störung der Naturordnung durch Wunder reden und meinen, der Schöpfer, „verletze in launenhafter Willkür im Wunder wiederum die Ordnung und die Regel, die er sich bei Lenkung aller irdischen Dinge selbst vorzuschreiben für gut befand" (Quintess. S. 321. Anm. Röhr S. 16. oben) sind von dem dialektischen Schein getäuscht worden, der immer über dem Wunder, als einem Ungewöhnlichen in der Reihe der natürlichen Erscheinungen, schwebt.

Zweitens: Wunder sind so häufig als Nichtwunder. Dem Gewöhnlichen steht das Ungewöhnliche überall gegenüber. Wer aber nur das Gewöhnliche festhält, leugnet das Ungewöhnliche, und wer dieses allein sucht, verachtet jenes. Die einen werden Wunderverächter, die andern Wundersüchtige, beide sind gleich einseitig. — Wie jedem Geschöpf die Kraft für das Gewöhnliche beiwohnt, so auch die Wunderkraft Das Leben des Menschen schwebt bis an das Grab zwischen Gesundheit und Krankheit. Jeder Mensch kann Wunder thun. Auch die Natur hat ihre Wunder. Die Geschichte der Menschheit, unter der Form einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechtes, hat die auffallendsten, ausgezeichnetsten Wunder. Das erste hat schon Ammon gar schön anerkannt in seiner Predigt, S. 18. „Nervenleiden des inneren Sinnes, wißt ihr, was das heißt; wißt ihr, wie die Lebenskraft des Körpers mit der freien Kraft des Geistes verbunden ist; wißt ihr, wie der Geist zuletzt die Fülle seines Lebens aus der gläubigen Gemeinschaft mit Gott und seinem heiligen Worte schöpft; wißt ihr endlich, wie der himmlische Vater, in dem wir Alle leben, wirken und sind, das fromme und herzliche Gebet seiner Kinder hört und ihnen mit Trost, Muth und Kraft aus der Höhe entgegenkommt? Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten, und so er hat Sünde gethan, wird sie ihm vergeben seyn, denn das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist. So spricht ein ehrwürdiger Apostel; so dachte man in der alten christlichen Kirche; das glaubten die Weisen und Frommen aller christlichen Gemeinden und Parteien; auf diese Hoffnung gründen zuletzt auch diejenigen ihre Heilungsversuche, die wir als Wunderthäter und neue Heiligen betrachten. Können wir aber das mit Gott und unserem Gebete nicht Alle, sollten wir vor dem Krankenbette unserer leidenden Brüder nicht die gaukelhaften Blendwerke einer falschen Kunst, die unwürdigen Lesereien, die leichtsinnigen Gespräche und Hoffnungen verbannen, mit welchen wir sie oft unverantwortlich täuschen und betrügen, wenn ihnen der Tod schon auf der Lippe schwebt; sollten wir nicht mit den einfachen Heilmitteln der Natur und bewährten Wissenschaft eine weise, der Fähigkeit des Kranken angemessene, und was die Hauptsache ist, sittlichreligiöse Erregung des Gemüths verbinden; sollten wir ihm nicht die Bibel oder ein frommes Liederbuch reichen, ihn zur Andacht, zum Gebet und Vertrauen ermuntern, und so, wie auch Gott über ihn gebieten möge, einen neuen, gewissen Geist und die Kraft des ewigen Lebens in seine Seele leiten? Hierher stellt euch, geliebte Brüder, und ihr findet den Schlüssel zu allen Wundern der neueren Zeit; das fasset und erwäget, und ihr steht höher als die, welche sie verspotten, vielleicht selbst höher als die, welche sie verrichten; diesen Glauben an die innere Kraft und Erhörung des Gebetes, den wir in einer unheiligen Zeit verloren haben, rufet in eure, rufet in die Herzen eurer Siechen und Leidenden zurück, und es wird besser mit euch, es wird besser mit ihnen werden, weil der Herr gerecht ist, ein Helfer, und nicht ferne von einem Jeglichen unter uns." Der Schiller'sche Gemeinplatz:

„— aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme."

läßt immer die Aussicht auf die Ausnahme von der Regel, wie jeder locus communis, offen. Wir wollen es nur gestehen, wie aufgeklärt und freisinnig, fern von Aber- und Ueberglauben, wie gebildet in physikalischem und äußerem Wissen wir seyn mögen, es zieht sich um uns alle, außer dem Kreis des Gewöhnlichen, eine Welt von Wundern, in die wir in der Regel Niemanden gern blicken lassen, die wir aber dennoch nicht los werden können, und Lichtenberg war nicht der Einzige, der auf Predigen achtete und Zeichen deutete. — Es war ein sehr bedeutungsvolles Wort, wenn der Herr dort in der Wüste sprach: „der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes geht." Das Brot ist das Gewöhnliche. Außer diesem gibt es auch noch Erhaltungsmittel, deren Kraft aus einem andern Boden gezogen scheint, als der Acker ist, welcher das Korn trägt. — „Die Noth lehrt beten." Der roheste, ungläubigste Mensch ist schon im Schiffbruch, in augenscheinlicher Lebensgefahr, am Krankenbette geliebter Menschen auf seine Knie geworfen und zu brünstigem Gebet begeistert worden, nachdem vorher alle ordinäre Rettungsmittel vergeblich aufgerufen waren. Die Wunderhülfe blieb in den wenigsten Fällen aus; und wenn sie ausblieb, so wollen wir doch nicht vergessen, daß menschliche Wunderkraft, so gut wie jede andere Naturkraft im Menschen, beschränkt, endlich ist. Ist das Gebet in der Noth weiter nichts, als

Ausdruck der völligen Rettungslosigkeit, so kann ich entweder mir nichts bei dieser Beziehung denken, oder es deutet auch, als solcher, immer nur auf eine andere Möglichkeit der Rettung hin, die außer dem Kreise des Gewöhnlichen liegt. — — Von den Wundern der Natur spricht Ammon in seiner 2ten Predigt S. 32. f. gar treffend, und nur Schade, daß sein „dunkler Eindruck von der Nähe Gottes" eben durch das Beiwort „dunkel" die Beleuchtung etwas zu düster gehalten hat! — „Es ist unsere eigene Gewissensangst bei dem schnellen Ausbruche eines Gewitters eine neue Bestätigung der plötzlichen Wirkungen, welche dunkle (?) Eindrücke der Religion in dem Gemüthe erzeugen. Oder möget ihr im Ernste behaupten: Gott sey uns näher im Blitze, als in der Erleuchtung unsers Gewissens, er sey uns näher im Donner, als in der Warnung des göttlichen Worts? Sollte eben daher der Sünder nicht eher vor sich selbst erschrecken, als vor der nahen Gewitterwolke; nicht eher zittern vor der heiligen Majestät des Sittengesetzes, als vor dem Sturme, der über seinem Haupte heult? Dennoch spricht die Erfahrung fast überall für das Gegentheil; dennoch wirkt das reine und helle (?) Licht bei Wärme nicht so stark und mächtig auf uns, wie das gebrochene (?);" — — Geht denn die Natur in dem Wechsel ihrer Jahreszeiten einen einförmigen, sich immer gleichen Gang? Selbst da, wo der Unterschied der Jahreszeiten, den klimatischen Gesetzen gemäß, viel weniger hervortritt, als in unsern vom Aequator entfernteren Gegenden; redet sie nicht neben der einfachen Sprache eines heitern klaren Himmels gar oft in den erschütternden Worten verheerender Orcane? — Die Wunder in der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts hat selbst Röhr in seiner Predigt anerkannt, nachdem er sie früherhin in den Briefen über den Rationalismus und in mehrern Stellen der krit. Predigerbibliothek ganz und völlig geleugnet hatte. Hier aber wirkt nicht die Wunderkraft des einzelnen Menschen, auch nicht die Wunderkraft in der Natur (Natur in dem Sinne genommen, in welchem wir es bei der vorhergehenden Wundergattung genommen haben), sondern die der Weltgeschichte, des Universums. Sind es Menschen, durch welche sie zur Erscheinung kommen, so sind jene welthistorische, Herren im höchsten Sinne des Worts; so Moses, Christus. Sind es Naturereignisse, in welchen sie sich zeigen, so dienen jene nur dazu, um als Symbol und Hülle der Erscheinung den Geist der Weltgeschichte zu offenbaren; so die Wunder bei der Gesetzgebung auf Sinai, bei dem Tod des Herrn, am ersten christlichen Pfingstfeste. Von diesen Werken gilt das Wort Gamaliels allein: „ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen." Apostelgesch. Cap. 5, V. 38. 39. Solche Wunder hängen allein von dem Willen und der Berechnung des Herrn der Welt ab, und der Mensch kann sie weder hindern noch fördern, wenn die Zeit ihrer Erscheinung da ist. Nur Mitleiden verdient es, wenn der fürstliche Wunderthäter, seine Schamanenwunder den Wundern des Herrn an die Seite stellend, spricht: „Wir können diese Heilung (sic) von Gott fordern" ꝛc. Quinteſſ. S. 119. Die Umlaufszeiten dieser großen, durch das Ganze hindurchgehenden Kraft sind so ungeheuer, daß der menschliche Calcul ihre Perioden so wenig festzusetzen vermag, als es ihm gelingen wird, die Perioden der Menschengeschichte ins Reine zu bringen. Was wir hier festsetzen, ist, genau genommen, entweder nur Spiel, oder bloßer Nothbehelf für unsre Beschränktheit, um in der unendlichen Masse nicht ganz unterzugehen.

Drittens: Der höchste Zweck der Wunder ist kein anderer, als einer jeden Erscheinung überhaupt: Offenbarung, Verherrlichung Gottes. Wollte man spielen, so könnte man hier dem in majorem Dei gloriam, eine etwelche Deutung geben, aber immer würde sie ganz anders ausfallen, als die jesuitische in Ellwangen aus den Jahren 1774. 75. und in Wurzburg von 1821. Der Wunderbeweis ist ein Beweis κατ ἀνθρωπον, wie der Mensch eben jetzt ist und wie er bis in die frühesten Zeiten seiner Geschichte hinauf gewesen ist. Jene kannten meine Wunderkraft noch nicht, die da meinten, durch Wunder werde das Daseyn Gottes gewisser und ausgemachter. Gott ist so gut außer und über dem Gewöhnlichen und Ungewöhnlichen, wie er in beidem ist. Andere, die behaupten, der Mensch, auch wie er jetzt ist, brauche keine Wunder, um sich zu einem göttlichen Leben zu erheben, hatten eben so wenig einen richtigen Begriff von der Kraft, die ich nachgewiesen zu haben mich rühme. Recht nahe hat Röhr in seiner Predigt an das Wahre gerührt, und bis auf die Wunderdefinition und einige dadurch bedingte Limitationen unterschreibe ich den Inhalt folgender Stelle: S. 9. „Er, dieser ewige Geist, der große Herr und Meister, der über uns in einem Lichte wohnet, wo Niemand zukommen kann, er ist dem Menschen zwar auch in den gemeinsten Erfolgen und in den gewöhnlichsten Ereignissen nahe — denn was geschähe ohne ihn und seine herrliche Gotteskraft? — aber näher scheint er ihm zu kommen, deutlicherer, sicherer und zweifelloser sein mächtiges Wirken zu werden, wenn irgend etwas in seinen (?) Gesichtskreis tritt, was er mit Uebergehung der gewöhnlichen Naturgesetze und ihrer Wirkungen, unmittelbar auf Ihn zurückzuführen vermag, und was ihn mehr, als ganz alltägliche Dinge, zu rufen berechtigt: Siehe, das ist Gottes Finger! Seinem innersten Herzensdrange und dem unauslöschlichen Verlangen, den Unsichtbaren in dem Sichtbaren, den Alles schaffenden und durchdringenden himmlischen Geist in der Gestalt der irdischen Erscheinungen zu sehen, zu fassen und, wo möglich, zu greifen, (?!) fühlt er gewissermaßen vollere Gnüge geschehen, wenn Thaten und Dinge vor seine Augen treten, die die gemeine Menschenkraft und die gewöhnliche Ordnung der Natur bei weitem überschreiten, wenn sich in Zeichen und Wundern der Himmel mit der Erde, das Göttliche mit dem Menschlichen, das Ewige mit dem Zeitlichen gleichsam zu vermählen (?), und Gott aus seiner Höhe Boten zu senden scheint, welche durch seltene und große Erfolge seinem Daseyn, seinem Wirken lautes Zeugniß geben." Wie gesagt, den Inhalt dieser Jamben lasse ich größtentheils gelten.

Viertens. Jede dem Menschen zu Gebote stehende Naturkraft kann gemißbraucht werden, und ihr Mißbrauch rächt sich fürchterlich. Mag Bosheit sie als Werkzeug für ihre schlechten Absichten benutzen, oder Einfalt und Aberwitz den Geist heraufbeschwören, ohne ihn zu verstehen, ohne ihn leiten zu können — in dem einen wie in dem andern Falle wird die Naturkraft zum zerstörenden Element. Die natürlichen Dämme sind durchstochen, die blinde Gewalt von der sie bändigenden Gesetze frei gemacht, und losgelassene stürzt nun verheerend und verwüstend über die Fluren, die sie wohlthätig tränken und befruchten sollte. Je höher und geistiger, also universaler, die so losgelassene blinde Naturkraft ist, desto schrecklicher ihre Verheerungen. — Welch Unheil mag in unsern Tagen schon der Mißbrauch des thierischen Magnetismus gestiftet haben! — Das Element ist blind, und seine Wirkungen, wenn es seinem natürlichen Wächter, dem Gesetz, sich entrissen hat, fürchterlich. Solch Element ist auch die Wunderkraft, und je höher sie steht, desto schwieriger ihr Gebrauch, desto gefährlicher ihr Mißbrauch. — Es mag seyn, daß von der aus ihrem Kreis herausgerückten manche Pflanze getränkt und erquickt, mancher fürstliche Baum wohlthuend erfrischt wird; aber viel mehr Gewächse, kranke und gesunde, werden von dem übermüthiggewordenen Strom zertrümmert. Den Heilungen durch Wunder stehen viel mehr Beispiele von Kranken, die dadurch noch kränker, von Gesunden, die dadurch krank geworden sind, gegenüber. Der Fanatismus, die blinde, verfolgungssüchtige Schwärmerei ist die natürlichste Begleitung. Kampf der untergehenden und

der zerstörenden Kräfte, mit fanatischer Wuth von beiden Seiten geführt — auf der einen wie auf der andern wider Gott gefrevelt — das Endresultat — allgemeinerer Zweifel an dem Heiligen und überall größere Finsterniß, wie die Nacht schwärzer erscheint, wenn der sie durchzückende Blitz wieder verlöscht ist — das gerade Gegentheil von dem, wozu die Wunderkraft da ist.

Misbrauch aber, frevelnder Mißbrauch ist es, wenn der Mensch die ihm verliehene Wunderkraft aus dem Kreise seines Lebens herausführt und zum Heilmittel machen will, das nun, wie das Recept aus der Apotheke, aus der gepriesenen Wunderofficin verschrieben und geholt werden kann, wenn und wie man will. Das Ungewöhnliche soll zum Gewöhnlichen werden, und damit sind alle ursprüngliche Verhältnisse verkehrt. Selbst der Herr gebot denen, an welchen er Wunder that, sie sollten es niemanden sagen, damit der eigenthümliche Charakter des Wunders nicht getrübt würde. — Trefflich sagt Ammon in der Vorrede, S. III.: „Neue Wunderthäter pflegt das gebildete Europa als religiöse Convulsionäre zu betrachten, die, nachdem sie den gesunden Glauben verloren, oft der obrigkeitlichen Warnung, in jedem Falle aber der psychologischen und moralischen Zurechtweisung bedürfen." — Die Wunderkraft soll der Mensch nur dann in sich anrufen und gebrauchen, wenn er weiß, daß das Gewöhnliche erschöpft ist und nicht weiter reicht, und nur der frömmste, reinste, heiligste Sinn ist würdig, für sich und dazu nur an der stillsten, verborgensten Stelle seines Hauses auf diesem Altare zu opfern. Will er die verborgene, wunderbare, die nur dann ihren Charakter behauptet, wenn sie als Ausnahme erscheint, öffentlich machen, Wundercuren für das Protocoll bewirken, auf öffentlichen Markt treten und die Preßhaften und unheilbaren Krüppel an seinen Triumphwagen fesseln — sein Haus öffnen, damit von allen Himmelsgegenden dem Thaumaturgen Kranke zueilen — so soll das Ungewöhnliche der Regel sich unterwerfen; und somit ist die Gabe der Natur dem schrecklichsten Mißbrauche unterworfen. Absichtlich betrügend oder selbstbetrogen — das gilt hier gleich. — Die Verhältnisse sind verrückt und der erbärmliche Meister, der den Geist aufruft, hat das Wort vergessen, ihn zu bannen.

Wie Gauner, Mörder, Räuber u. s. w. die ursprüngliche Ordnung der Natur verletzen und darum mit Recht überall als eine Pest der Gesellschaft verfolgt werden, so sind alle Schamanen, Jongleurs, geheime und öffentliche Wunderärzte, jeder, der durch Gebetsformeln und Wundersprüche heilen will — absichtlich betrügend oder im frommen Wahne selbst betrogen — Menschen, die der öffentlichen Wohlfahrt gefährlich sind. Mit dem wenigen Lebensgold, das sie geben, wird der armen Menschheit tausendmal mehr Lebenskraft und Reichthum entzogen. Findet meine Wunder-Pharmakopöe Anerkennung, so wird die Polizei in der Zukunft viel durchgreifendere Maßregeln gegen diese Wunderverfälscher und Charlatane gebrauchen, als bisher — wird nicht einmal so viel Bequemung nach der öffentlichen Stimme sich nachsehen, als der bamberger Magistrat sich erlauben zu müssen glaubte. Was ist lächerlicher, der vor der Commission heilende Fürst, oder die mit der Feder in der Hand das Wunder ablauernde Deputation? — Es ist nicht hart, wenn in solchen Fällen Polizeidiener oder Soldaten die zum Wunderthäter Wallfahrenden mit Gewalt zurückweisen, den aber, welcher den Mirakelspuk veranlaßt, als einen der öffentlichen Ruhe gefährlichen Menschen, zur Ruhe bringen. Ob nach Schönbrunn zur Hummitzschin, oder nach Dülmen zur Ernonne Emmerich (Quinteff. S. 3) oder nach Roym in Schlesien zum Wunderdoctor Richter (Quinteff. S. 233.), oder nach Ellwangen zu Gaßner, oder nach Brückenau zum Fürsten Hohenloh gewallfahrt werde, ob blos niedriger Pöbel, oder vornehmer, sogar gelehrter auf diesem Wege Hülfe suche — das ist gleich, und überall gilt es, wie Ammon (Vorr. S. IV.) sagt, „Zauberern, welche der obrigkeitlichen Aufsicht bedürfen." —

Fünftens. Welcher Unterschied ist zwischen der Wunderkraft und der des thierischen Magnetismus? Ich könnte darüber recht viel sagen, aber wenn ich zugebe, daß in der Scala meiner materia medica die magnetische Kraft das nächste Glied nach unten zu von meiner Wunderkraft an ist, so habe ich viel zugegeben, und Jeder sieht nun wohl, daß der Magnetismus immer und ewiglich nur auf dem Gebiete der gewöhnlichen Naturkräfte bleibt und also von meiner Wunderkraft rein geschieden ist. Es bleibe überhaupt meinen Epitomatoren und Commentatoren überlassen, daß Detail meiner Entdeckung auszuspinnen. Ich begnüge mich jetzt an dem: ἐυρηκα! — Das neue Tellurium oder Titanium ist zu Tage gefördert! — Gibt es für den thierischen Magnetismus eigene Zeitschriften, und hat es längst Bibliotheken des Wundervollen gegeben, so muß nun gewiß bald ein besonderes Journal für meine Wunderkraft fundirt werden. Ich will reichliche Beiträge liefern und — unser so wundersüchtiges als wunderschönes Publicum wird den Verleger, bei welchem es, wie in einem Panorama, Ellwangen, Würzburg, Bamberg, Schönbrunn, Wittighausen u. s. w. beisammen haben kann, nicht verderben lassen. Meinen Rechtsbescheid, mein Facultätsurtheil zeichne ich nun mit nichts weiter, als mit der alten Signatur:

Von Rechts wegen.

Ich habe den herkulischen Kampf mit dem Wunderthier überhaupt bestanden; meine Leser werden mir hoffentlich das Zeugniß geben, daß ich mehr als blos im Fliehen gesiegt habe. Natürlich hat eigentlich schon in den lumbis jenes das Würzburg-Bamberger Gelenk des Polypen sein verdientes Schicksal empfangen. Aber man vergönne mir die Erholung, nun meinen abstracten Sieg auch noch zu einem concreten zu machen und — vielleicht ist es dem Leser noch ergötzlicher, ein Beispiel meiner Wunderpraxis zu erhalten, als mit meiner nackten, dürren Theorie sich begnügen zu müssen. Wenn mich indeß auch nicht mein Recensentenberuf daran erinnerte, bei diesem Kampf in specie das gelehrte Publicum, das vor mir — vertheidigend theils, theils bestreitend — sich eingemischt hat, zu berücksichtigen, so wüßte ich doch an sich schon keine zweckmäßigere Tactik mir anzurathen, als erstens: die Sache selbst aus dem Felde zu schlagen, und zweitens: den schriftlichen Vertheidigern und Bestreitern derselben ihr Schicksal zu bestimmen: Also:

I. Die neusten Wunderthatsachen.

Eine getreue actenmäßige Darstellung der Geschichte der neusten Wunderbegebenheiten wird, nach dem Vorgange meiner Theorie, der vollständigste Sieg über dieselben seyn.

In den schönen Frühlingstagen des Jahres 1821, welche, nach einer sehr merkwürdigen Idiosynkrasie dieses Jahres, für mehr als Ein Gehirn verwirrend geworden sind und die ohnehin sehr beschränkten Geisteskräfte mancher Individuen bis an die äußerste Grenze ihrer Beschränktheit geführt haben, gefiel es dem Prinzen und königl. baier. Domherrn und Vicariatsrath zu Bamberg, Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst *), zuerst in Würzburg und

*) Dem Ur-Urenkel des ersten Convertiten aus der Hohenlohe-Schillingsfürstl. Linie (Quinteff. S. 17 Bemerkung: „Der Vater Alexanders war Erbprinz von Hohenlohe-Schillingsfürst, konnte aber wegen Gemüthskrankheit nicht zur Regierung kommen."), demselben Hohenlohe, welcher an dem Wetzelschen Krankenbette seinen Ultramontanismus so klärlich documentirt hat, daß er

hierauf in Bamberg als Wunderthäter öffentlich aufzutreten.

Ein Bauer, Martin Michel, Schultheis in Unterwittighausen, einem großherzogl. badenschen Dorfe, schon längst in seiner Gegend als Wunderthäter gesucht und beliebt, aber eben sowohl, wie der Fürst, aus seinem Hause ohne die nöthige Aufsicht entlassen, war dem Letztern als Wunderthäter bekannt geworden. Der Bauer hatte die Wunderkraft an sich selbst erprobt und meinte nun, sie sey ihm verliehen, um sie auch an andern und so lange zu erproben, bis das Wunderthun zu etwas Gewöhnlichen und Alltäglichen würde, und so war es denn geschehen, nicht nur, daß er manchen, der Hülfe bei ihm suchte, noch kränker wieder entlassen (Quinteff. S. 102, wo die Geschichte einer verwundeten Hand erzählt wird, deren Besitzer an der Michelschen Cur starb); sondern auch, daß die verständige badensche Obrigkeit ihm alles Quacksalbern ernstlich untersagt hatte, daß er jedoch, wie alle Bauern-Wunderdoctoren dieser Art, nun im Geheimen forttrieb und mitunter sogar bis Würzburg ausdehnte.

Die Bekanntschaft des Fürsten mit dem wunderthätigen Bauer war zu Haßfurt, einem würzburgschen Landstädtchen, bei dem Schwager des Letztern, dem dasigen ultramontanischen (Quinteff. S. 105. Anm.) Pfarrer und Decan Dr. Bergholz schon im J. 1820 gemacht und zu Pfingsten 1821 erneuert worden. Am 12ten Junius dieses Jahres reisten beide nach Würzburg. Der Fürst, der schon früher Celebrität gewonnen hatte, zog in dieser Stadt die Aufmerksamkeit des Volks durch Predigen und Messelesen auf sich. Er, mit der Familie von Schwarzenberg längst bekannt, wußte, daß die junge, siebzehnjährige Fürstin Mathilde von Schwarzenberg in Würzburg sich aufhalte, um in dem orthopädischen Institute des Hrn. Heine behandelt zu werden. Seit dem dritten Lebensjahre hatte sie das Geh- und Stehvermögen durch Schrecken bei dem bekannten Brande zu Paris in der Wohnung des österreichischen Gesandten verloren. Nach acht Jahren kam sie in Paris so weit, daß sie an Krücken hüpfend in dem Zimmer sich herumbewegen konnte. Bald darauf kehrte indeß ihr altes Unvermögen wieder zurück und, unfähig zu stehen und zu gehen, kam sie, Ende October 1819 nach Würzburg in das Heine'sche Institut. Aerzte, Physiologen und Anatomen konnten den eigentlichen Charakter und die wirkende Ursache der Krankheit nicht erkennen und bestimmen. Die wiener Aerzte sollen sogar ihr Unvermögen zu gehen für Mangel an moralischer Kraft erklärt und behauptet haben, die Patientin könne gehen, wenn sie sich nur ermuthigte, festen Vorsatzes wollte. (Quinteff. S. 64 Anm.) Heine hatte sie fast 20 Monate behandelt und bei seiner Behandlung auf die verschiedenen äußern Abnormitäten am Thorax, auf Verkrümmung des Rückgrates, der Rippen u. s. w., Gebrechen, welche die Fürstin mitgebracht hatte, vorzüglich Rücksicht genommen. Nach der Heilung fand der fürstlich wallersteinische Hofrath, Dr. Schäfer, welcher die Fürstin früher behandelt hatte, während ihres Aufenthalts in Würzburg aber sie nicht gesehen hatte und nun zur Beurtheilung ihrer Heilung herbeigerufen worden war, eine große und vortheilhafte Veränderung in der Gestalt ihres Thorax, und mußte diesen Erfolg auf Rechnung der Heine'schen sorgfältigen Behandlung schreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

ihn in seiner Selbstvertheidigung mit nichts wegwaschen kann. (Vergl abgedrungene Vertheidigung des Fürsten Alexander von Hohenlohe, Vicariatsrathes des Bisthums Bamberg gegen einen Aufsatz in dem Weimarer Oppositionsblatte vom Jahre 1819. No. 73. überschrieben: „Kaum glaubliche Proselytenmacherei in Bezug auf den Uebertritt des Dr. Wetzel zu Bamberg zur katholischen Religion." (Bamberg,) 1819. (31 S. in 8.) und der Auszug daraus in der Quintessenz S. 26 — 28.

Bücher mit oder ohne Inhaltsanzeige?

Wir haben in Deutschland ein begierig gekauftes Conversations-Lexicon, ein Conversationsblatt, aber wenig Conversation; wir sprechen viel weniger als die Franzosen, zum Theil weil wir die Kunst der Unterredung weniger verstehn. So lange man die Grundregeln dieser Kunst versäumt oder gar verachtet, wird man auch nicht weiter kommen. Vielen unserer Landsleute, zumal unter den Gelehrten ist es noch immer unbekannt, daß ein Hauptstück der Kunst der Unterredung und eine nothwendige Bedingung, damit diese gelinge, darin besteht, daß man beiderseits einen Gegenstand des Gesprächs sogleich fallen lasse, wenn man merkt, daß die Berührung desselben oder die Art der Beurtheilung dem Andern unangenehm sey. Dies mag nun geschehen aus Wohlwollen oder aus Klugheit, der Erfolg ist in beiden Fällen gleich gut. Dadurch und allein dadurch ist solche Unterredung oder wenn man will solch Geschwätz möglich, worin der Franzose die Würze seines Lebens findet. Daß jene Regel nicht für ernstliche Verhandlungen gilt, versteht sich von selbst; das zeigt sich auch deutlich genug in der Deputirtenkammer.

Wir Deutschen machen mehr Bücher als irgend eine andere Nation; aber verstehen wir denn auch die Kunst ein Buch zu machen? Ich zweifle, daß sie den deutschen Scribenten allgemein bekannt sey, wenigstens werden Hauptregeln derselben allzu oft vernachlässigt. Erspart man dem Leser so viel möglich das Unangenehme? In spurloser Gegend zu reisen ist nicht angenehm; damit ein Land den Namen eines gesitteten verdiene, sind gute Wege nothwendig, und damit man ein Buch bequem lese, sind Abtheilungen nnd Inhaltsanzeige erforderlich. Eine vollständige Inhaltsanzeige ist ein unentbehrliches Stück eines wohleingerichteten Buchs. In keinem guten französischen Wercke vermißt man eine table des matières. Aber in Deutschland ist es Sitte mancher Schriftsteller — ich will nicht sagen Unart, weil manche berühmte Namen wie Görres, Steffens darunter sind, ihre Bücher nicht abzutheilen und keine Inhaltsanzeige mitzugeben. Wenn diese fehlt, so kann man fast nicht umhin dies für einen Mangel an Achtung von Seiten des Verfassers gegen das Publicum zu nehmen, oder zu argwöhnen, daß der Verf. nicht nach einem Plan gearbeitet habe, sondern daß daß Werk verworren sey, und es dem Verf. selbst zu schwierig gewesen, eine zergliederte Inhaltsanzeige mitzugeben. Es scheint wirklich Mangel an Achtung für das lesende Publicum zu seyn, wenn ein Verf. sein Buch ohne Inhaltsanzeige ausschickt; es ist das nämliche, als wenn man einen Brief an eine unbekannte Respectsperson mit undeutlicher Hand schreibt, was in Deutschland auch noch oft geschieht; oder als wenn ein Hausherr, der Gäste geladen hat, die sich einander fremd sind, unterließe sie sich gegenseitig vorzustellen. — Statt der Inhaltsanzeige geben freilich manche deutsche Bücher Noten und Einschiebsel die Menge. Aber ein wohlgeordnetes Buch muß keiner Noten bedürfen. Der Apparat der Gelehrsamkeit soll in der Regel nicht mitgegeben werden. Quand l'edifice est fini, l'échafaudage doit disparoitre. Mein Wunsch ist, daß künftig kein Buch in Deutschland geschrieben werde ohne ordentliche Abtheilungen und Inhaltsanzeige, oder wenn es doch geschieht, daß solche unhöfliche Bücher ungelesen bleiben.

5.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 16. Juli 15.

Zwei Stimmen aus dem neuen Mittelalter über die Sache der Griechen.

Der echte alte Rittersmann machte eigentlich um keine Sache viel Worte! er nahm sein gutes Schwert und bestieg sein edles Schlachtroß, oder er blieb daheim auf seiner Burg, und ließ sich höchstens, wie der wackere Junker Siegfried im Pommerlande, die Aviseu vorlesen. Das ist jetzt nun freilich anders: die Ritter sprechen; sie schreiben sogar und lassen ihre Meinung drucken. Auch gut! Dadurch erfahren doch wir gemeinen Leute, wie die Ritter denken, und nebenher glaubt mancher wohl: die Ulrich von Hutten seyen noch nicht ausgestorben.

Was denken also unsre Ritter von der griechischen Sache? Zwei Stimmen darüber sind uns zu Ohren gekommen. Sie lauten aber ganz verschieden. Die Eine, dünkt uns, läßt sich eben so vernünftig und fromm vernehmen, als die andre abgeschmackt und albern. Doch unsre Leser mögen selbst entscheiden, welche von beiden Stimmen dem Davus angehört.

Ein ehrenfester deutscher Rittersmann, der uns allen theure Sänger der Corona, des Bertrand du Guesclin, der selbst das Schwert im heiligen Kampfe geführt hat, und im Felde sowohl als im Ritter- und Harfenspiele ebenbürtig ist, wie irgend Einer, Friedrich Baron de la Motte Fouqué hat seine

Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg

drucken lassen (Berlin 1822, 31 S. 8.), in welchen Er, nach kurzer Abfertigung des Siècle de Voltaire, das die Muselmänner gegen die Kreuzfahrer in Schutz genommen — wiewohl Voltaire selbst gegen die Türken einst die Sturmglocke geläutet — und nach einer loyalen Rechtfertigung des bisherigen diplomatischen Verfahrens der europäischen Höfe gegen die Pforte, — den Satz aufstellt:

„Ohne Frevel glaube ich nun sagen zu dürfen: Gott hat die Ungläubigen dahin gegeben in ihres wilden Herzens Gelüste! Der Krieg wider sie ist gerecht, ist nothwendig, wenn es je einer auf Erden war!"

Hierauf ruft unser Baron den jungen ritterlichen Kampfhelden, die etwa nach dem neuen Hellas ziehen möchten, väterlich zu:

„Mit der Obrigkeit und seiner Familie einig, soll der für die Sache der Christenheit ins Feld rückende Streiter seyn, wenn er hoffen will, den rechten Gott vertrauenden Schlachtmuth bei Sonnenschein und Ungewitter in seinem Busen zu bewahren."

Zuletzt spricht unser Dichter und Ritter den Glauben aus, den Er habe, daß wenn der östliche Kampf ausgebrochen sey, die Regierung den „kriegbemuthigten" Söhnen, welche mit Bewilligung ihrer Familien, als Freiwillige an die Schaaren befreundeter Mächte wider bundbrüchige Barbaren sich anschließen wollten, die Fahrt nicht allein gestatten, sondern auch erleichtern werde. Dies sey viel ersprießlicher, als die einjährige Uebungsgarnison. Jedoch ruft Er den jungen Streitern, die Er im Geiste schon (am 27sten August 1821) auf dem Marsche sieht, warnend zu: „Hütet Euch vor den beschleichenden Lockungen des Heidenthums, wo es Euch unter dem Himmel voll südlicher Gluth als Sieg belohnende Göttin erscheinen will!" — „Und haltet fest an Christo, Eurem Erlöser!" —

Glücklicher Weise kann diese Gefahr Heiden zu werden, nun gar nicht eintreten — da die Moldau und Walachei geräumt werden sollen, was man freilich am 27. August 1821 nicht wissen konnte.

Dagegen hat ein gewiß hoffähiger alter französischer Edelmann, der scharfsichtige und unbefangene Verfasser der Recherches politiques et historiques qui prouvent l'existence d'une Secte révolutionnaire etc. der Hr. *Chevalier de Malet*, in Paris drucken lassen:

Quelques Réflexions sur la Grèce et sur l'état actuel de l'Europe (p. 30. 8.),

in welchen Er sich als den wahren Antipoden des deutschen Barons zu erkennen gibt.

Er hebt gleich mit der klugen, nur leider von ihm selbst nicht befolgten Bemerkung an: „Schon lange spricht man von der griechischen Sache, über die man, wie ich glaube, nie ein Wort hätte verlieren sollen." — Dann setzt er folgende Axiome fest: „Wenn die Türken keine legitime Macht sind, so gibt es keine auf der Erde." — „Die Royalisten, welche den Griechen wohlwollten und wohl gar einen Kreuzzug gegen die Türken billigten, seyen zwar gute, aber sehr einfältige Leute," — denn „sie sehen nicht ein, daß die rechten Griechenfreunde, die Liberalen, nur Jacobiner, nur die ärgsten Feinde des Christenthums wären, die illoyalsten Menschen von der Welt, welche die Brandfackeln der Revolution gegen alle legitime Throne schleuderten, um den Despotismus zu vollenden." — Es sey daher „eben so sehr gegen alle Politik, den Griechen Beistand zu leisten, als gegen Menschlichkeit und Vernunft: denn als Rebellen verdienten die Griechen nur Züchtigung, als kriegführendes Volk aber seyen sie ihrem Schicksale zu überlassen." — Hierauf gibt der Herr Chevalier allen Monarchen den guten Rath, sich mit bessern Rathgebern, als Ludwig XVI. hatte, zu umgeben — also wohl keine Türgots, Malesherbes und Necker zu wählen? Denn diese scheint der Herr von Malet unter den Mäcenen der Philosophie und Literatur, welche Ludwig den XVI. vom Throne gestürzt, zu verstehen; — sodann räth Er ihnen, die Libellisten sammt und sonders auszurotten; denn sie seyen nichts weiter als die Knechte der geheimen revolutionairen Secte; desgleichen alle Leute, die den Wunsch des Volks im Munde führten; denn diese seyen schon darum insgesammt Schelme und Feinde der guten alten Zeit vor 1789; die übrigen Liberalen, welche ihnen nachschwatzten, seyen entweder bornirte Köpfe qui parlent sans penser, oder gehören zur Canaille, die nur aus Eigennutz handelt. Kurz: um die Griechen solle man unbekümmert bleiben; Eins nur thue Noth: „Das Ungeheuer der Revolution so zu Boden zu werfen, daß es nie sich wieder erheben könne."

Man sieht der Herr Chevalier de Malet wirft jedem, der wie der brave deutsche Baron denkt, den Fehde-Handschuh hin. Wir wollen ihn nicht aufheben. 26.

Beschluß der Anzeige über: 1) Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche ꝛc. 2) Der Wundermann im J. 1821 ꝛc. 3) Die neue Wundersucht ꝛc. 4) Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen ꝛc. 5) Die Frömmigkeit ꝛc.

(Beschluß aus No. 160.)

Wir wollen uns vor allen Dingen doch ja recht herzlich freuen, daß Obscurantismus und Wundereinfalt, die zu allen Zeiten ein gar böses Spiel getrieben haben, unter der glänzenden Aegide eines fürstlichen Namens aufgetreten sind, dadurch ein Aufsehen erregten, das frühere Erscheinungen der Art nie gewonnen haben, und eben deshalb nun recht öffentlich abgethan werden können. So läßt sich hoffen, daß dem Mirakelspuk vielleicht auf immer ein Ziel gesetzt werde,

und daß den Wundersüchtigen und Wundergläubigen die Augen doch vollkommner, als es bisher geschehen konnte, aufgehen müssen. Wahrscheinlich wird das Unkraut der gemißbrauchten Wunderkraft nie ganz ausgetilgt werden können. Ist es bis jetzt der Polizei doch noch nicht einmal gelungen, die eigentlichen, durch Arzneimittel curirenden Quacksalber und Afterärzte, außer Praxis zu setzen! Aber es kann nicht fehlen, die Behörden müssen von nun an gewiß feste Puncte finden, an welche sie sich bei Erscheinungen solcher Art in der Zukunft unverrückt zu halten wissen werden. Die Gesetzgebung über Hexerei und Zauberei, von Thomasius eingeleitet, kann nun am besten sich vollenden und vervollständigen. Wird, nach dem schmachvollen Ausgang dieses fürstlichen Schauspiels, forran nicht jede Polizei, wie das kräftige Baden seinem Martin Michel, so jedem neuen Wundermacher ohne Umstände das Handwerk legen und gewiß nie wieder solche halbe und schwankende Maßregeln ergreifen, wie jetzt Würzburg und Bamberg, das letztere freilich wohl durch das erstere dazu genöthigt, gethan haben? Wird nicht die Obrigkeit es von nun an frei und unumwunden aussprechen, daß jeder, wenn er Lust und Ernst genug hat, in seinem Hause Wunder thun möge; sobald er aber aus diesem Kreis heraustritt und ohne Legitimation dem Herrn der Welt vorgreifen will, Züchtigung und nachdrückliche Strafe zu erwarten habe? und das sollte nicht doch dazu beitragen, allmählig das Unkraut zu dämpfen und zugleich dem echten, besonnenen Glauben Vorschub zu thun? —

Abgesehen aber von dem Glanze, welchen der fürstliche Name den Hohenloheschen Wundern geliehen, und von der Celebrität, die sie dadurch erhalten haben, so ist doch wahrhaftig der ganze Spuk in seinem Verlauf und in allen seinen Symptomen nichts weiter, als was wir täglich und überall vor Augen haben, und was zu allen Zeiten das nämliche gewesen ist. Wo ist die Gegend in unserm lieben deutschen Vaterlande, in welcher es nicht kluge (sic!) Männer und Frauen gäbe und gegeben habe, die durch Gebet und magische Zeichen heilen, zu welchen der Pöbel aller Art strömt und die bald mehr bald weniger Aufsehen machen, jenachdem sie mehr oder weniger fanatisch und schwärmerisch sind? — Wie weit, viel weiter, als die unschuldige, mit dem Innern des Landvolks zu wenig bekannte vornehme Welt, meinen mag, sind die „Höllenzwang," die Rosenkreuzerischen Schriften u. s. w. in den untersten Sphären verbreitet und werden abgeschrieben, und gehen im Geheimen von Hand in Hand? — — — Was die Wundercuren in Schönbrunn im Kleinen, das sind die Hohenloheschen im Großen — Mißbrauch der ursprünglichen Naturkraft, Ausdehnung derselben über ihre Grenze hinaus, wo sie dann allemal verderblich wirken muß. Die meisten Kranken werden auf diesem Wege unheilbar gemacht und die wenigen, die so geheilt worden sind, hätten ihre Genesung auf unschuldigerem und kürzerem Wege, im eignen Gebete und stillen Vertrauen auf den, von welchem jedes Wort dem Menschen zu erhalten und zu heilen vermag, finden können.

Ob Fürst Hohenlohe nur Selbstbetrogener ist? das läßt sich nicht ganz sicher entscheiden. Indessen so viele Beweise von Geistesschwäche, die er überall gegeben hat, machen es wahrscheinlich, daß er es sey. Ist man nicht überhaupt intolerant — läßt sich die Entrüstung über eitles, kleinliches Spiel zu sehr übernehmen, schlägt das hohle, gehaltlose Treiben erwachsener Kinder viel zu hoch an, wenn man jetzt dem Katholicismus seine Intoleranz und Proselytenmacherei so bitter und schneidend vorwirft? — Ich halte dafür, man thut der Sache viel zu viel! —

Die katholische Kirche mußte natürlich bei der wiederkehrenden allgemeinen Ordnung der Dinge auch daran denken, die gar vielfältig zerrüttete Ordnung ihres Organismus wiederherzustellen. Dies führte nothwendig neuen Glanz und neue Festigkeit für sie herbei und wohl kaum in einem andern katholischen Lande hat sie so viel erhalten, als in Baiern durch das Concordat. Darf man sich wundern, wenn der Troß dieser Kirche die Zeit benutzen zu müssen glaubte, um zu werben, um dem Protestantismus Gehässiges zu insinuiren? — Brütet die wiederkehrende Frühlingssonne nicht überall Ungeziefer aus? — Soll man aber kleinlich fürchten, daß Bewegungen, die von dem schlechtesten Theile der katholischen Kirche ausgehen, von sonderlich großem Einflusse seyn werden? Soll und darf man sie der erleuchteten, wahrhaft aufgeklärten, bessern katholischen Kirche zurechnen? — Ich halte es für sehr unrecht, daß unsre protestantischen Theologen sich über die neuen Bekehrungen — von Werner an bis zum Herrn von Haller — so entrüstet haben. Lasse man die Kinder spielen! Wenn der Frühling vorüber ist, hören auch die Knabenspiele auf, die er brachte, aber freilich hat der Sommer und der Herbst auch wieder seine eignen, wie dies Krummacher in seiner Kinderwelt so schön nachgewiesen hat.

II. Die Schriften über die neusten Mirakelversuche.

Ist es mir gelungen, im Vorstehenden wirklich über Mirakel überhaupt und über die Würzburg-Bamberger vom vorigen Jahre insbesondere ein Endurtheil ausgesprochen zu haben — der Hoffnung lebe ich wenigstens, daß die Sachen schon zu veraltet sind, als daß noch einer nach mir das Wort darüber nehmen möchte — so muß ich, um in meiner stolzen Bescheidenheit fortzufahren, gestehen, daß ich mein größtes Verdienst dabei der neusten Wunderliteratur, die fast eben so stark geworden ist, als die über den Harmsschen Thesenstreit, zu danken habe. Schreiben ist jetzt dem Deutschen ziemlich eben so viel als reden, und wundern mag man sich darum nicht, das die Hohenlohiade die Pressen so vielfältig in Thätigkeit gesetzt hat. War es den Tausenden, die den wunderthätigen Fürsten aufsuchten und bespöttelten und bewunderten, vergönnt, im Gespräch ihres Herzens Gedanken zu offenbaren, mochten in den Erholungen, Ressourcen ꝛc. Würzburgs, Bambergs ꝛc. in den Bädern, z. B. Wiesbaden (Quintess. S. 244) die erbittertsten Wortzweikämpfe für und gegen die Wunder gehalten werden, so wollen wir es doch ja geschehen lassen, daß Schriften aller Art, zum Angriff und zur Vertheidigung, vom Glauben und Unglauben dictirt, das merkwürdige Tageswort breit traten. — Ich aber, wie gesagt, wäre undankbar, wenn ich, so vielfältig genährt und erquickt, den Gebern und freundlichen Wirthen — ich meine, den neusten Wunderschriftstellern — nicht noch ein verbindliches Wort zum Schlusse sagen wollte. Und — welch ein glücklicher Umstand für mich! — Indem wirklich meine liebe Quintessenz, wie in einer allgemeinen Cour den ganzen Hofstaat der Wunderliteratur mir vorstellt und ich also auch durch den Mund derselben am besten und kürzesten mich meiner Verbindlichkeit gegen jene ganz entledigen kann, — ich muß es nur bekennen, daß ich alle meine Bekanntschaft mit meinen Vorgängern und Vorarbeitern auf dem neusten Wundergebiete, bis auf die drei in meiner Recensentenfirma genannten homiletischen Artikel und den „Wundermann", durch die treuen und wörtlichen Relationen der Quintessenz gemacht habe — so bin ich zugleich, durch einen nicht eben bedeutenden salto mortale auf einmal wieder bei meinem eigentlichen Ziele, von welchem ich mich allerdings wohl bisher durch gar zu große Abschweife entfernt gehalten habe. Ich kann, indem ich nun endlich zur eigentlichen Recension übergehe, mit den wenigen freundlichen Worten, welche ich den fünf Titeln, die der geneigte Leser am Anfang meines Aufsatzes gefunden hat, sagen werde, auch meiner Dankverpflichtung Genüge thun. Das wird denn nun auch recht sehr kurz sich abthun lassen. Den „Wundermann im Jahre 1821," der überdies auch in der Literatur der Quintessenz S. 35 angeführt, freilich aber von den hier angeführten die einzige Schrift ist, die ich zur selbsteignen Ansicht erhalten habe, übergehe ich mit seinen: S. VII „das Bereich," S. 1 „ein allverbreitender Schleier" S. 24 „der allmächtigste" u. s. w. stillschwei-

gend, so wie die Quintessenz auch kein Wort aus ihm außer dem Titel, angeführt hat. Weitläuftiger werde ich meine treue Referentin, die Quintessenz, charakterisiren. Und eine heitere coronis mit drei glänzenden Sternen finde ich dann gewiß für mein mühsames Opus in den drei protestantischen Kanzelfrüchten, die der Leser sich zugleich als ein angenehmes Desert gern gefallen lassen wird. Ich eile recht heiter dem Schlusse entgegen.

Die „Quintessenz" empfehle ich mit voller Brust als ein höchst wichtiges Actenstück. Sie selbst charakterisirt sich S. 3 „als eine Quintessenz gegen das Wiederkommen der (Wunder) Influenza, vor dem Publicum zum immerwährendem Andenken niedergelegt." Und S 35 nachdem zuerst 13 Nummern aus der Wunderliteratur mit ihren Titeln angeführt worden sind, fährt sie fort: „Aus allen diesen Schriften und aus andern glaubwürdigen Nachrichten ist das Wesentliche in folgender Quintessenz concentrirt. Recipe nach Bedürfniß! Aus allem Uebel in dieser besten Welt soll Gutes hervorgebracht werden. Die Steigerung der Unvernunft treibt die Nationalität, desto mehr sich in ihrer Gültigkeit zu zeigen. Aus den mystischen Mischungen des Aberglaubens sind Präservative wider ihn und die Arzenei des Glaubens an das Glaubwürdige zu bereiten. Adduntur Reflexionen für die, welche reflectiren können und wollen." Ich sage weiter: Die Quintessenz ist eine höchst geistreiche und vollständige Relation aus allem, was bisher von der rechten und linken Seite, von den Liberalen und den Ultras in dem Wunderstreit eingereicht und beigebracht worden; und wenn auch die Lavine der Wunderschriften nach der Erscheinung der Quintessenz aufs neue gewachsen ist, ich behaupte, sie sind sämmtlich, schon dem Specifischen ihres Inhalts nach, in jener mitreferirt. Mit einer großen Sorgfalt sind mehr als 30 Schriften nicht blos angeführt, sondern auch excerpirt und recht treu und gewissenhaft excerpirt; Actenstücke, die, in Zeitungen niedergelegt, da mit dem Tagesblatt selbst bald genug verloren gegangen seyn würden, Briefe und Erklärungen, die für die Geschichte sehr wichtig sind, aber ohne unsre Quintessenz schon nach einem Jahre vielleicht nicht mehr aufzutreiben gewesen wären, aufbewahrt worden. — Sie ist die vollständigste Bibliothek des neuesten Wundervollen und dabei sehr geistreich geordnet und in einer Folge aufgestellt, die die Aufmerksamkeit nicht nur erhält, sondern vom Anfang bis zum Ende dem Leser die wohlthuende Ueberzeugung läßt, daß er ein ästhetisch angelegtes und ausgeführtes Ganzes vor sich hat. Sechs und zwanzig Capitel oder Abtheilungen mit gar sinnreichen Ueberschriften sorgen für gehörige Abwechselung und gewähren wirklich auf der öden Sandsteppe dieser neuesten Mirakel eine sehr angenehme Unterhaltung. Ich muß jedem rathen, der sich mit Anfang, Mitte und Ende der würzburg-bamberger Wundercuren bekannt machen will, nichts weiter zu lesen, als die Quintessenz; und die Bibliotheken thun am besten, für das Fach der neuesten Wunderliteratur nichts weiter anzuschaffen, als einzig und allein die vorliegende Schrift. Ich meine sogar, wer in der neuesten Wunderliteratur noch etwas anderes thun will, als ich etwa thue, der ich die Quintessenz recensire, wird seine Zeit viel besser anwenden, wenn er Volksmährchen schreibt und das undankbare Geschäft: acta agere, aufgibt.

Die Quintessenz ist Relation, und die vollendetste Relation, die ich nur denken kann. Damit ist sie hinlänglich recensirt, und ich kann und darf wirklich nichts weiter hinzusetzen. Denn eine Relation aus der Relation würde doch gar zu ungesucht an den längst verschrienen Unsinn gewisser philosophischen Schulen in der Vergangenheit erinnern. — Die Sprache ist sehr schön, gewandt, witzig; die Combination, der historische Pragmatismus in der Zusammenstellung der Facta scharf, treffend, und nur bisweilen hat es Ref. geschienen, als ob der treffliche Verfasser sich gar zu schwer und zermalmend auf den ärmlichen Wunderspuk gelegt habe. Der edeln, kräftigen Erbitterung desselben wäre ein würdigerer Gegenstand mitunter zu wünschen gewesen. Diese fürstlichen Mirakel waren ihrer am Ende nicht werth. — Verläßt freilich der Verfasser der Quintessenz mitunter das Gebiet der geistreichen Relation aus den Pros und Contras und kann sichs hin und wieder nicht versagen, entscheiden, aburtheilen zu wollen, z. B. in der XXV. Section, in den Sätzen: „Pfafferei — Was ist ihre Grundlage?" S. 305—315 „Sind Wunder statt der Gründe?" S. 316—340 und gelegentlich in den Anmerkungen und Uebergängen, so müssen wir zugeben, daß er seine Sphäre überschritten hat, und es war ganz in der Ordnung, daß er, weil er blos Referent seyn sollte, mit diesen Extravaganzen die Sache ihrem Ziele nicht näher gebracht hat — er mußte wohl so Partei nehmen! — Die Exegese S. 131—133 ist allerdings eben so einseitig, als die der Gegner, und die Auferweckung des Lazarus, wie sie S. 328 dargestellt wird, erneuert einen längst verschollenen Irrthum. — Aber das sind alles außerwesentliche Dinge. Man komme und lese! und man wird dem Verfasser danken, herzlich danken, der nun seinen Lesern die undankbare Mühe erspart hat, sich selbst durch die voluminösen Wunderacten durchzuarbeiten, und sein „approbatum!" eben so treuherzig unter die geistvolle Schrift setzen, wie es jene Roßtäuscher an die antiken Pferde auf dem Marcusplatz zu Venedig schrieben. Ich möchte den Verfasser kennen, um ihm recht bieder und warm die Hand für seine schöne Gabe zu drucken! —

Merkwürdig ist es, daß von den drei vornehmsten sächsischen Kanzeln herab die Wundersache zur Sprache gebracht worden ist. Wenigstens sind Referenten, außer diesen dreien, keine gedruckten Wunderpredigten protestantischen Ursprungs zu Gesichte gekommen Ueberdies glaubt derselbe auch gefunden zu haben, daß die Scala der gedachten drei Kanzeln zugleich den Maßstab für den Werth der gelieferten Arbeiten enthält. Der Oberhofprediger Dr. Ammon steht höchst würdig an der ersten Stelle. Auf eine geistreiche Vorrede läßt er zwei Predigten, der Ordnung des Inhalts wegen in der umgekehrten Ordnung ihrer Zeitfolge, abdrucken. Ich muß hier der einzig würdigen und salbungsvollen, mit höchster Eleganz und lebendigster Innigkeit den Gegenstand darstellenden Kanzelsprache des großen Redners meine Huldigung bringen. Es haben für mich jene Frühlingstage, in welchen bei Gewitterschwüle und einzeln fallenden Regentropfen und magisch durch dunkles Gewölk brechenden Sonnenstrahlen die Fruchtbarkeit ihre herrlichen Panathenäen feiert, immer einen vorzüglichen Reiz gehabt. An sie erinnert mich beständig Dresdens gefeierter Kanzelredner. Es ist wahr, nicht jede Wolke löst sich in reinen Aether auf; manche fällt als Tropfen zur Erde. Aber der Eindruck des Ganzen ist so unaussprechlich anregend, elektrisirend! Nur in solcher Atmosphäre werden die Lebenskeime befruchtet und gelockt! — Daß ja nicht Erkältung der Luft darauf folge und die zarten verletze! Alle die schönen Eigenthümlichkeiten, die ich hier andeute, haben die beiden Ammonschen Wunderpredigten in einem reichen Maße. Zwei herrliche Stellen habe ich schon ausgezogen. Ich mache noch auf einige aufmerksam S. 20—22. „Gehen wir hingegen mit Ernst und Besonnenheit — zur nähern Gemeinschaft seines Lichts in das selige Land der Verheißung auf! Amen." S. 41. „Ist nur dein Glaube rein — und daß alles das Seine auch dein ist." S. 42. „Da, nicht im Sturme bewegter Gefühle — einst seine Herrlichkeit zu schauen." — Gehen nicht einzelne dunkle, elektrisch geladene Wolken über das heitere Sonnenlicht? — In der ersten Predigt ist die Vergleichung der alten und neuen Wunder größtentheils schlagend. Aber was sagen die Erklärer der biblischen Wunder aus gewöhnlichen Erscheinungen zu der Unterabtheilung: „Die alten, evangelischen Wunder sind gewiß und glaubwürdig, die neuen hingegen unsicher und ungewiß," S. 8 besonders von den Worten an: „Hier

ist alles klar, bestimmt und entscheidend" ꝛc.? — Sind die „dunkeln Eindrücke von Gottes heiliger Nähe" ꝛc. in der zweiten Predigt wirklich dunkle Eindrücke, oder nicht blos überraschende, ungewöhnliche ꝛc.? Warum wird der Blitz, das Leuchtendste, das es geben kann, genannt? S. 33. — Eine Stelle in der Vorrede ist mir ganz unverständlich geblieben: S. III. „Christen, die sich kein neues Evangelium ersinnen, sondern das alte freudig und dankbar als eine von Gott bestimmte Heilordnung aufnehmen, glauben eben so aufrichtig an die Wunder des Erlösers, als an das Wunder der Weltschöpfung und Erhaltung. Neue Wunderthäter hingegen pflegt das gebildete Europa als religiöse Convulsionaire zu betrachten, die, nachdem sie den gesunden Glauben verloren, oft der obrigkeitlichen Warnung, in jedem Falle aber der psychologischen und moralischen Zurechtweisung bedürfen. Mit dem gesunden Glauben sind neue Wunderheilungen unvereinbar, weil es eben so unmöglich ist, etwas Uebernatürliches zu erfahren, als die Seele durch ein Mikroskop zu betrachten." — Stelle ich das Lämpchen meiner obigen Wundertheorie in die dunkeln Stellen der Ammonschen Ansichten, wird dann nicht — um ein verhaßtes Wort doch zu brauchen! — die völlige Identität seines und meines Wunderglaubens bis zur Evidenz dargelegt? —

Röhr, der eifrige, redliche Freund durchgängiger Klarheit und Durchsichtigkeit, insofern allerdings ein wahrer Antipode von Ammon, hat treulich in seiner Predigt nach Licht gerungen. Es steht das Versprechen in der Vorrede, „den Wunderglauben an sich selbst mit der menschlichen Milde würdigen zu wollen, die er verdient, und welche mit dem entschiedensten Widerstande gegen das Verderbliche desselben gar wohl vereinigt werden zu können scheint," nicht als leere, nichts sagende Floskel da. Aber — Referent sieht durchgängig mit inniger Theilnahme in seiner Predigt das redliche Streben, die Sache in ihrer rechten Tiefe zu erfassen; allein er hat sich überzeugt, daß der Verfasser der Briefe über den Rationalismus so wenig, als der Urheber der vorliegenden Kanzelrede, den Proteus des Wunderbegriffs so lange festgehalten habe, bis derselbe in seiner natürlichen Gestalt erschienen. Daher, und weil daneben Licht, Klarheit, Begreiflichkeit durchgängig das letzte und einzige Ziel des würdigen Mannes ist, mußte der Gegensatz des Lichts und des Schattens hin und wieder auch höchst grell ausfallen. So kündigt er sich schon in der Disposition an. S. 8 wird der erste Theil so eingeleitet: „Von ihm (dem Geist der Wahrheit) erleuchtet, können wir nun die immer rege Zeichen- und Wundersucht der Menschen nicht ins Auge fassen, ohne vor allen Dingen zu bemerken, daß sie in den geheimsten Tiefen des menschlichen Gemüths einen Grund und eine Quelle hat, die man nicht anders als achten und ehren kann." Und S. 14 bei dem Anfang des 2. Theils heißt es: „Und doch, doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß diese immer rege Zeichen- und Wundersucht der Menschen in jedem Falle verwerflich ist und nie des Weisen und Besonnenen Billigung finden kann." Eben so weiß man nicht, werden die Wunder Jesu noch ausgenommen, oder nicht? wenn es S. 15 heißt: „Stellt sie (die Erfahrung), seitdem der Göttliche auf Erden Wunder that, auf den die Kraft des Herrn — in reichstem Maße gekommen war, stellt sie im langen Laufe der Jahrhunderte nur Eine ganz bewährte Thatsache auf, die sich in Wahrheit seinen Wundern beigesellen ließe? Legt nicht dieselbe im Gegentheile offnes Zeugniß ab, daß da, wo nach demselben Seltenes und Wundervolles zu geschehen schien, stets nur die Thorheit und der Selbstbetrug, der Mangel an Einsicht in die wahre Natur der Dinge — solch einen übereilten Ausspruch that? Hat nicht zu jeder Zeit das folgende Geschlecht das, was ein früheres für Wunder und Zeichen nahm, u. s. w. bis S. 16 — seine Wege?" — Was mit den Wundern der Apostel wird, wenn das wahr ist, was S. 19 steht: „Doch alle, welche nach ihm (Jesus) kamen und Zeichen und Wunder zu verrichten vorgaben, erklärte er schon selbst für falsche Propheten u. s. w." sieht Referent nicht ein. Im 24sten Capitel Matth. V. 23. 24. steht wohl etwas anderes, und noch anderes im 16. Cap. Marc. V. 17. 18. — Sehr schade, daß in dieser und in andern Predigten des würdigen Verfassers die überflüssig gesuchte Klarheit in den Fluß der Rede eine Wortfülle bringt, die um sehr viel beschnitten werden könnte und mitunter freilich auch zu einem schielenden, incorrecten Ausdruck führt. Man vergleiche S. 6. „Wie? würde wohl der Herr — erscheinen sollte." Der heftige Ausfall auf die Katholiken S. 19. 20. in der Predigt und in der Anmerkung mußte Referenten unfreundlich berühren.

Bretschneider hat die Frömmigkeit officinell gemacht, aber freilich in einem andern Sinn, als Referent es oben mit der Wunderkraft versucht hat. Sie ist, nachdem es dem Verfasser gelungen, sie aus dem Gebiete jener Heilungen zurück zu rufen, von welchem die Apotheken allerdings directe nichts zu ziehen haben, nicht gerade als ein heroisches Mittel, doch als ein gutes Ingredienz der Hausapotheke und heilsames Palliativ charakterisirt. Die weitläufige Vorrede gibt in der trennenden und spaltenden Manier des Verfs eine Kritik der neuesten Begebenheiten in Würzburg und Bamberg mit einigen historischen Unrichtigkeiten, und, ohne diese Manier zu verläugnen, kämpft die auch in der Form sehr alterthümliche Predigt oft genug mit Phantomen und Gegnern, die gar nicht aufgetreten sind. Die Jesuitenriecherei, so wie sie hier S. 20 f. auftritt, hat mir nicht gefallen können. Sonst kommen einige interessante Anekdoten aus dem Magazin des Wundervollen vor, die vielleicht selbst bei den Anhängern des fürstlichen Wunderthäters Beifall finden. So wenig der Verfasser sein kritisches Talent durch die Verdächtigmachung des Johannes und früher durch die Rettung eines Glossems im Josephus bewährt hat, so wenig scheint er als Kanzelredner den Anforderungen unsrer Zeit zu entsprechen.

32.

Literarische Miscellen.

In Paris ist vor kurzem die zweite Auflage von Daru's classischer Geschichte von Venedig erschienen. (Wie kömmt es, daß wir in Deutschland, wohin doch so viel Unwichtiges mit Eil und Eifer verpflanzt wird, noch keine Uebersetzung oder abkürzende Bearbeitung dieses Werkes erhalten haben?)

— Der bekannte Geschichtschreiber Roscoe hat einen Band historischer und kritischer Erläuterungen zu seinem Leben des Lorenzo von Medici herausgegeben. Er hat sie besonders bestimmt, den Vorwurf ungebührlicher Parteilichkeit über den Charakter des Lorenzo von sich abzuwälzen. Die Einleitung, welcher unser deutscher Uebersetzer der Biographie, Kurt Sprengel, in einem Briefe an seinen Bruder seiner Arbeit vorgesetzt hat, ist in englischer Uebersetzung als ein Anhang beigegeben.

— Ist es Zufall oder herrschender Geschmack, welcher die Wahl eines französischen Bearbeiters auf den in Deutschland vor mehreren Jahren erschienenen Roman: Peter Schlemil (dessen Held seinen Schatten dem Teufel verkauft) gelenkt hat? Ein französischer Kritiker meint, dies Buch sey hinreichend, um die ganze schöne Jahreszeit hindurch vom Teufel sprechen zu machen, und unterläßt nicht, dabei des „climat fantasmagorique de la Germanie" zu erwähnen.

— In Genf arbeiten zwei gelehrte Juristen, Meinier und Cerclet an einer Uebersetzung von Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, welche von den französischen Rechtsgelehrten mit Ungeduld erwartet wird.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 17. Juli 23.

Briefe über den badischen Landtag.

Dritter Brief.

Karlsruhe den 19ten Juni.

Ich habe Ihnen schon längere Zeit nichts mehr über unsern Landtag geschrieben, weil ich nur solches mitzutheilen gesonnen bin, was von allgemeinerem Interesse, also nicht blos für die Bürger Badens merkwürdig ist. Das allgemeinere Interesse — sey es nun ein staatswissenschaftliches, oder ein politisches oder humanes — wird nun allerdings durch das Detail der einzelnen Sitzungen nur wenig angesprochen. Aus der Summe von Gesetzesvorschlägen, Motionen und Petitionen, welche den Landtag beschäftigen, sind natürlich die meisten nur für den einheimischen Staatshaushalt oder für partikuläre Interessen von Personen oder Ortschaften bedeutend, und auch bei den wenigen, deren Gegenstand ein allgemeiner ist, kann gewöhnlich nur durch das Ergebniß der Verhandlungen, durch die endliche Erledigung das höhere Interesse befriedigt werden. Von solchen wichtigeren Gegenständen — als deren Beispiele ich die neue Gemeindeordnung, dann ein neues Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister, weiter die Vorschläge zur gänzlichen Reform der Justiz und zu ihrer Trennung von der Administration, das beliebte, allenthalben besprochene Thema von der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens und von den Geschwornen, endlich den Entwurf einer neuen Conscriptionsordnung anführe – ist jedoch noch keiner erledigt; der langsame Gang der Berathungen in zwei Kammern und in ihren Abtheilungen und Commissionen bringt solches mit sich; und, ein Paar Zwischenacte von eigener Bedeutsamkeit abgerechnet, wird erst gegen das Ende des Landtags, durch Zusammenfassen der Einzelheiten und durch Würdigung der Resultate der Berathungen, die Theilnahme des größeren Publikums zu gewinnen seyn.

Ich habe Ihnen schon früher berichtet, daß der populäre Deputirte von Liebenstein dieses Jahr auf der Bank der Regierungscommissarien seinen Sitz genommen. Dessen ungeachtet hat er seine Stelle als Deputirter beibehalten, und spricht daher in doppelter Eigenschaft, einmal, während der Discussion als Regierungscommissär, dann bei der Abstimmung als Deputirter. Es läßt sich nicht verkennen, daß solche doppelte Stellung sowohl theoretisch, als praktisch nicht unwichtiges Bedenken erzeuge, und daß im Allgemeinen wohl gefragt werden könne, ob die Eigenschaft als Regierungscommissär, welche zur Befolgung erhaltener Instructionen, als zum Aussprechen fremder Ansichten und Gesinnungen verpflichtet, vereinbar sey mit jener als Deputirter, dessen Abstimmung — gemäß der Natur seiner Sendung, und gemäß ausdrücklicher Verordnung unserer Constitution — nur aus selbsteigener Ueberzeugung hervorgehen darf? — Durch diese Betrachtung bestimmt, hat auch im Jahre 1820 der Deputirte v. Seyfried, als er zum Regierungscommissär ernannt wurde, seine Deputirtenstelle niedergelegt, und dasselbe hat so eben auch der Deputirte, Staatsrath Reinhard, gethan. (Im J. 1820 jedoch hatte der letzte ohne alles Bedenken beide Stellen vereint begleitet, weshalb es auffiel, daß er gerade jetzt, oder jetzt erst die eine niederlegte.)

Allein es ist eine alte Wahrheit, daß jedes Ding zwei Seiten hat, und daß allgemeine Sätze gar oft wegen besonderer Verhältnisse Ausnahmen leiden und fordern. Soviel ist gewiß, daß, wenn Hr. v. Liebenstein das Beispiel Hrn. Reinhard's nachgeahmt hätte, alle Wohlgesinnten der Kammer und im Volk dadurch tief wären betrübt worden. Die Stelle des Regierungscommissärs ist eine prekaire, der augenblicklichen Zurücknahme unterworfene Stelle. Legt ein Regierungscommissär sein Deputirten-Amt nieder, so tritt sofort eine neue Wahl ein, und wenn ihn morgen die Regierung von der Commissarien-Bank abruft, so hat er dann gar keinen Sitz mehr in der Kammer. Solches kann, nach Umständen, ein unersetzlicher Verlust für dieselbe seyn; und es ist der patriotischen Pflicht des Gewählten, welchen das Volk liebt, gemäß, sie diesem Verlust nicht auszusetzen. Noch mehr! Die Aufstellung des Grundsatzes der Unvereinbarlichkeit beider Stellen, würde der Regierung ein Mittel in die Hand geben, sich eines ihr mißfälligen Deputirten — zumal wenn er zugleich Beamter wäre — dadurch zu entledigen, daß sie ihm die schwer abzulehnende Stelle eines Regierungscommissairs auf ein paar Tage übertrüge, was, wie Jedem einleuchtet, von den verderblichsten Wirkungen seyn könnte. Zudem ist's ja nicht nothwendig, daß die erhaltene Instruction mit der eigenen Ueberzeugung des Commissairs im Widerstreit seyz vielmehr ist natürlich, daß man denjenigen zur Vertheidigung eines Gesetzesentwurfs oder irgend eines andern Antrags bevollmächtige, mit dessen eigener Gesinnung die Sache übereinstimmt, oder aus dessen eigenem Antrag sie hervorging. Wenigstens wird ein Mann wie Liebenstein niemals den Auftrag zur Vertheidigung eines Gesetzvorschlages annehmen, mit dessen Grundidee und Hauptbestimmung er nicht einverstanden ist. Würde die Regierung jemals etwas Illiberales vorschlagen wollen, so müßte sie sich hiezu einen andern Vertheidiger wählen. Nicht nur ruhig kann daher die Kammer, sondern freudig muß sie ihr edles Mitglied auf den Sitzen der Regierungscommissarien erblicken; sie sieht in ihm den Ausdruck der Volksthümlichkeit ihrer Regierung.

Unter den bis jetzt zur Sprache gebrachten Gegenständen hat keiner so vielseitige Theilnahme und weithin so großes Aufsehen erregt, als die zur Beschützung der badischen und deutschen Handelsinteressen von der Regierung ergriffenen und von den Ständen mit lebhaftestem Beifall aufgenommenen, ja noch zur Verschärfung empfohlenen energischen Maßregeln. Die öffentlichen Blätter haben hierüber schon mancherlei und in sehr verschiedenem Geiste erzählt und geurtheilt. Ich will Ihnen einfach berichten, was unter meinen Augen geschah, und was die Stimmung der Kammer und des Volkes in Baden ist. Die Sache ist hochwichtig fürs ganze deutsche Vaterland und des Besprechens wohl werth. Könnte eine Gleichförmigkeit der Ansichten darüber erzeugt werden, ihre Folgen würden für die Nation sehr heilbringend seyn.

Gerade im Augenblick der Landtagseröffnung war die höchst merkwürdige Schrift erschienen: „Das neue französische Douanensystem in seiner fortschreitenden Entwickelung, oder die Vernichtung des Handels des südwestlichen Deutschlands mit Frankreich." (Karlsruhe in der Marrschen Buchhandlung. 72 S. 8.) Der Verfasser hat sich nicht genannt; aber man weiß, daß es der geh. Referendair Nebenius ist, — ein in Staatswirthschaftlichen Dingen eine sehr gewichtige Stimme, als Gelehrter und als praktischer Staatsmann, führender Schriftsteller, und welcher schon lange, zumal bei den in Darmstadt über die Handelsverhältnisse des südwestlichen Deutschlands — bis jetzt leider mit noch wenig befriedigendem Erfolg — gepflogenen Verhandlungen, als Commissair der badischen Regierung die Interessen der Handelsfreiheit mit allem dem Eifer verfocht, welchen die Ueberzeugung des Rechts und des Gemeinwohls dem erleuchteten Patrioten einflößen. Die Veranlassung zu dieser Schrift war

der am 16ten Januar d. J. den französischen Kammern von ihrer Regierung vorgelegte Gesetzesentwurf, welcher die Einfuhrzölle für die meisten, nicht mit völligem Verbote belegten Waaren — worunter namentlich die wichtigsten noch übrigen Ausfuhrartikel von Süd-Deutschland nach Frankreich, und insbesondere alle Gattungen des Schlachtviehes sich befinden — unmäßig erhöht, und dadurch zum Vortheil der französischen Landwirthschaft — die wesentliche Beschränkung solcher Einfuhr, oder vielmehr die gänzliche Verhinderung derselben bezweckt, und zu bewirken geeignet ist. Gegen dieses Gesetz nun — welches bekanntlich von der französischen Regierung bereits provisorisch in Vollzug gesetzt worden, und welchem die egoistischen Interessen der großen Gutsbesitzer einen vielstimmigen Beifall in den Kammern zusichern — erhebt sich unser Verfasser, zwar in sehr gemäßigtem Ton, und von den völkerrechtlichen und kosmopolitischen Verwerfungsgründen aus Schonung wegblickend, doch mit allem Nachdruck der tiefbegründeten Wahrheit und von dem Standpunct einer erleuchteten Nationalökonomie; und zeigt die Folgen, die es haben wird und haben muß für Deutschland und Frankreich. Deutschland — oder in bestimmterer Bezeichnung das südwestliche Deutschland mit Inbegriff der Schweiz, ein Markt von ungefähr 8 Millionen Einwohnern, von welchem Frankreich bis jetzt alljährlich die größten Summen für Weine, Seidenzeuge, Bijouterie- und andere, meist Luxus-Waaren bezog, und welches dagegen an Frankreich fast nichts als einige Erzeugnisse der Landwirthschaft, worunter das Schlachtvieh weitaus den wichtigsten Artikel ausmacht, absetzte, wird nun plötzlich dieses letzten Mittels der Saldirung durch Waaren beraubt, und soll hinfort, was es von Frankreich bezieht, alles mit Geld bezahlen, ohne irgend welches von dorther zu empfangen. Kann dieses in der Länge geschehen? — Die Ausfuhr des Schlachtviehes bloß allein aus Würtemberg nach Frankreich hat bisher jährlich über 5 Millionen Franken betragen, aber um vieles größer war der Werth der aus Frankreich nach Würtemberg gekommenen meist nur dem Luxus dienenden Waaren, und in einem ähnlichen Verhältniß stand die Einfuhr und Ausfuhr Badens und der übrigen Theile des oben bezeichneten Marktes, obschon die genaueren Nachweisungen nicht also wie bei Würtemberg vorliegen. Bisjetzt schon hat daher das südwestliche Deutschland eine ungünstige Geldbilanz im Handel mit Frankreich gehabt; — was zumal aus dem Wechselkurs und aus dem Verschwinden aller französischen Münzen am Rheine hervorgeht; was wird geschehen, wenn die vielen Millionen, die die Ausfuhr des Schlachtviehs eintrug (jährlich wenigstens 6 Millionen Gulden nur für das eigentliche Süddeutschland, ohne die Schweiz) nimmer gewonnen werden? — Womit soll Süddeutschland die französischen Waaren bezahlen? — Wie lange wird es noch überhaupt mit Frankreich handeln können? und wenn es aus Mangel an Zahlungsmitteln diesen Handel aufgeben muß, was wird Frankreich gewonnen haben durch seine engherzige Maßregel? — Es wird den Markt einbüßen, der ihm bisher so große Vortheile gebracht; denn die einzige Waare, die es von uns noch abnehmen will, das Gold, mangelt uns eben darum, weil Frankreich den Erzeugnissen unserer Landwirthschaft die Abnahme verweigert. Nothgedrungen wird Deutschland seine eigene Industrie anstrengen zur Erzeugung der sonst von Frankreich bezogenen Artikel, und dieselben mit den Producten seiner Landwirthschaft bezahlen; die Artikel, welche es nicht erzeugen kann, wird es entbehren oder durch stellvertretende Erzeugnisse der inländischen Industrie ersetzen lernen. Angelangt auf diesem Punct wird seine Stellung keineswegs beklagenswerth, vielmehr selbständig, und das Gedeihen der Landwirthschaft wie der Industrie gleichmäßig versichernd seyn, während Frankreich die Wunde, welche der Verlust eines Marktes von 8 Millionen Menschen seiner industriellen Production und mittelbar auch seiner Agrikultur nothwendig schlagen muß, sehr lange nicht wird heilen können. Nur eines ist dabei zu bemerken. Wenn auch Deutschland durch die natürlichen Wirkungen des egoistischen Douanensystems Frankreichs dahin gebracht werden muß, dem französischen Handel ganz zu entsagen, und wenn solche Entsagung ihm für die Zukunft eine selbständige Wohlhabenheit verheißt, so ist gleichwohl der Uebergang aus dem gegenwärtigen Verhältniß in das neue nothwendig mit vielen Wehen verbunden, und wird, wenn man erst im Augenblick des völligen Unvermögens jenem Handel entsagt, zuvor das Glück von Millionen zerstört, und eine auf lange Zeit drückende Erschöpfung hervorgebracht haben. Die Weisheit gebietet demnach, dasjenige, was unausweichlich eintreten wird, aber beim langsamen, allmählichen Eintreten großes Unheil mit sich führen muß, durch einen muthigen Entschluß gleich jetzo herbeizuführen, demnach gleich jetzt, und bevor eine völlige Erschöpfung an Geld vorhanden ist, den französischen Handel freiwillig aufzugeben, und alle Erzeugnisse der französischen Industrie und Agricultur — nicht bloß mit hohen Einfuhrzöllen zu belegen, sondern vielmehr durch unbedingtes Verbot ganz ausser Gebrauch zu setzen. Da die meisten dieser Erzeugnisse entbehrliche Luxus-Artikel, auch großentheils leicht zu erkennen, d. h. von ähnlichen Productionen unseres eigenen Landes zu unterscheiden sind; so kann die Maßregel keine große Schwierigkeit haben, und es ist zu hoffen, daß der Patriotismus der eigenen Bürger den Anordnungen der badischen Regierung willfährig entgegenkommen, auch daß das Erkenntniß der gleichen Gefahr und der gleichen Rettungsmöglichkeit für alle Staaten des oft bezeichneten Marktes, dieselben zur Unterstützung jener Maßregeln durch aufrichtigen Beitritt bereitwillig machen wird. Ja, es ist sogar möglich, daß Frankreich, wenn es den Ernst unseres Vertheidigungs- oder Selbsterhaltungs-Entschlusses wahrnimmt, die Verderblichkeit seines eigenen — seit Colbert's Zeit in immer fortschreitender Entwickelung bis zur engherzigsten Prohibition fast aller Erzeugnisse des Auslandes (einst mehr nur der Fabrikate, jetzt aber auch der Naturproducte) gelangten — Douanensystems einsehen, und durch Rücksichten des eigenen wohlverstandenen Interesses bewogen, zu den Maximen der Humanität und der Billigkeit zurückkehren werde. — Dies ungefähr ist die Summe von des Verfassers Ideen, für welche sich sofort sowohl nah als fern eine Menge vaterländischer Stimmen aussprach, so wie sie auch die Aufmerksamkeit der Regierungen Süd-Deutschlands, und — da eine Uebersetzung der Schrift schnell in Frankreich verbreitet ward — auch der französischen auf sich zogen.

Das Gefühl des Unmuths und der Indignation, womit das badische Volk und seine Stellvertreter schon seit langem die feindselige und engherzige Handelspolitik seiner westlichen Nachbarn betrachtete, hatte endlich, durch den neuen Schlag noch mächtiger aufgeregt, sich im lauten und kräftigen Ausdruck Luft gemacht; und um die in jener eindringlichen Schrift erhobene Fahne sammelten sich sofort die meisten Freunde der Handelsfreiheit, und die durch deren harte Bedrückung Leidenden oder Bedrohten. Anwendung von „Retorsionsmaßregeln" gegen Frankreich wurde wie das Feldgeschrei der Gedrückten. In der zweiten Kammer machte der Abgeordnete Bassermann den Antrag, den Großherzog um einen Gesetzesentwurf zu bitten, wornach der Eingang von allen französischen Erzeugnissen, ohne alle Ausnahme, gänzlich verboten, und der Durchgangszoll für diese Gegenstände so erhöht würde, daß derselbe einem Verbot gleich käme.

Schon früher war von einem andern Deputirten (Schlundt) der Antrag gemacht worden, den Großherzog ganz im Allgemeinen um Ergreifung solcher Maßregeln zu bitten, wodurch das durch die Prohibitiv-Verordnungen und hohen Zollsätze der benachbarten Regierungen gedrückte badi-

sche Volk von seinem gänzlichen Untergange gerettet wurde. Der Proponent hatte hier theils Frankreich, theils aber auch deutsche Bundesregierungen im Auge, insbesondere Baiern, welches die Einfuhr der badischen Weine mit einem so hohen Zolle belegt habe, daß die Wirkung davon der eines förmlichen Verbotes gleich ist; während doch Baden den Weinen aus Rheinbaiern und mit diesen auch den französischen Weinen gegen sehr mäßige Zölle den Eingang verstatte. Der einheimische Weinproducent, einerseits unfähig, in der Concurrenz mit den wohlfeilen und beliebten überrheinischen Weinen aufzukommen, und anderseits der natürlichen Absatzorte durch jene Sperre beraubt, sey also rettungslos verloren, und ziehe mit ihm auch den Fruchtbauer und andere Classen ins Verderben, um so mehr, da das System der Prohibition sich auf die meisten Artikel der Industrie wie des Ackerbaus erstrecke, und nicht nur von den fremden Staaten, Frankreich, den Niederlanden und England, sondern leider! von vielen deutschen Bundesstaaten, vorzüglich von Seite der Preußischen, durch ihre Rheinlande für Baden so wichtigen Regierung schonungslos ausgeübt werde.

Bei Gelegenheit der Verhandlung über diesen Schlundtschen Antrag wurde die Entrüstung über die einheimischen, d. h. von deutschen Regierungen angelegten Handelsfesseln in vielstimmigen Klagen kund. Mit ganz besonderem Nachdruck sprach darüber der Deputirte, Dr. Duttlinger. Er sagte unter anderen: „Es gebe Wahrheiten, die man so oft sagen und so lange wiederholen müsse, bis sie von den Mächtigen der Erde gehört werden. In die Classen dieser Wahrheiten gehörten nun eben die Forderungen der Handelsfreiheit unter Bundesstaaten. Er besorge sehr, daß die deutschen Regierungen diese Wahrheiten erst dann erkennen werden, wenn es zu spät sey, erst dann, wenn sie wegen Verkennung derselben untergegangen seyn werden. Der Art. 19 der deutschen Bundesacte enthalte die Verheissung, daß sich die Bundesversammlung bei ihrer ersten Zusammenkunft mit möglicher Herstellung des freien Handels und Verkehrs beschäftigen werde. Bis jetzt sey nichts geschehen. Es scheine, daß man in Frankfurt weniger auf die Erfüllung des 19. Artikels dringe, als man bis jetzt auf die Erfüllung gewisser andrer Artikel gedrungen habe. Die badische Regierung werde von Zeit zu Zeit von den übrigen Bundesstaaten zur Erfüllung eines gewissen Artikels (des 14ten) aufgefordert. Es sey zu wünschen, daß die badische Regierung jede solche Erinnerung als Veranlassung gebrauche, um andere Bundesstaaten, die es treffe, an die Erfüllung nicht nur des neunzehnten, sondern auch des dreizehnten Artikels zu erinnern u. s. w."

Einmüthig beschloß die Kammer, die Motion in ungesäumte Berathung zu ziehen, und erklärte dabei den Wunsch, daß die Regierung — da jeder Aufschub Gefahr bringe — durch eine alsogleich zu erlassende provisorische Verfügung, dem bereits aufgeregten Spekulationsgeist unmöglich machen möchte, sich schon zum voraus für mehrere Jahre mit ausländischen Waaren zu versorgen. (In der That waren binnen 8 Tagen unerhörte Quantitäten überrheiner Weine eingeführt worden). Die Regierung gewährte augenblicklich den Wunsch der Kammer und erließ unterm 15ten Mai eine provisorische Verordnung, wodurch die Einfuhr der französischen Weine verboten, die rheinbairischen Weine mit sehr hohem Zolle belegt, und weitere Maßregeln, je nachdem die Gesinnungen der benachbarten Staaten sie nöthig machten, vorbehalten wurden.

Diese Verordnung verursachte fast allgemeine Freude. Die erste Kammer, worin besonders der grundherrliche Deputirte, Freih. v. Türkheim, die Nothwendigkeit des von der Regierung ergriffenen Retorsions-Systems mit patriotischem Feuer behauptete, ordnete eine eigene Deputation an den Großherzog zur Ueberreichung einer feierlichen Dankadresse ab, und die zweite Kammer, nach dem Antrag ihres Commissions-Berichterstatters, des Deputirten Griesbach, beschloß einmüthig, mit den Aeußerungen des Dankes noch die Bitte um Ausdehnung der Prohibition auf viele andere Gegenstände zu verbinden, und zwar mit der, daß nicht nur die Einfuhr, sondern auch der Gebrauch solcher Gegenstände, insbesondere der französischen Liqueurs und Branntweine, dann aller und jeder Fabrikate von Seide, vom dünnsten Flor bis zum schwersten Sammt (Band und Nähseide allein ausgenommen) verboten, daß nicht minder die Einfuhr der überrheinischen Tabaksblätter und des fabrizirten Tabaks alsogleich verboten, und daß endlich in dem Fall, daß noch mehrere Staaten mit Baden zu gemeinschaftlichen Maßregeln sich verbänden, auch Bijouterie- und Quincaillerie-Waaren, Modewaaren, Porcellain, Parfumerien, Uhren, feine Meubles, feine Esswaaren, Seefische, auch Fabrikate aus Baumwolle, Hanf, Flachs und Wolle, dann Eisen, Lederfabrikate u. v. a. theils mit völligem Verbot, theils mit sehr hohen Eingangszöllen belegt, daß endlich dieses Retorsionssystem gegen alle und jede, auch deutsche Staaten ausgeübt werde, welche, die Anerbietungen eines gegenseitig freien Handelsverkehrs zurückweisend, auf ihrem bisherigen Prohibitionssystem beharren würden. Die oben genannten Waaren sind sämtlich in dem Griesbachschen Berichte genannt, die Kammer jedoch hat sich in Rücksicht derselben nur zu dem allgemeinen Schlusse vereinigt, „daß die Regierung zu ermächtigen sey, provisorisch, bis die darmstädter Verhandlungen zu dem erwünschten Resultat einer gänzlichen Vereinigung geführt haben werden, alle Maßregeln, welche die Lage des Landes in Bezug auf die auswärtigen Handelsverhältnisse erfordern möchten, so weit es durch gemeinsame Verabredung mit benachbarten Regierungen geschehen könne, zu ergreifen:" — in Bezug auf Weine, Branntweine und Seidenfabricate aber ausdrücklich das Verbot des Gebrauches verlangt.

Der Griesbachsche Bericht, dessen Anträge die Grundlage solcher Beschlüsse waren, kann als schöne Probe sachkundiger und patriotischer Eloquenz gelten. „Es mag der hohen Regierung — also spricht der Redner wegen des Zolls gegen Rheinbaiern — so schmerzlich gefallen seyn, als es uns ist, wenn wir hiemit die Nothwendigkeit auch dieser Maßregel anerkennen. Dieses Land ist nicht nur eine deutsche Provinz, sondern dabei noch jedem Verkehr geöffnet, vielleicht in dieser Beziehung das freieste in Europa. Die Maßregel gegen Frankreich wäre aber ganz vergebens gewesen, wenn wir eine Grenze frei gelassen hätten, über welche uns jenes Königreich seine Weine auf einem kleinen Umweg zugesandt haben würde, und wobei es eines sicheren Erfolges gewiß gewesen wäre, weil wir von daher seit langer Zeit Weinzufuhren erhalten. Aber auch abgesehen von Frankreich, muß die genommene Maßregel sich rechtfertigen durch die Zollauflage der obersten Regierung von Rheinbaiern gegen unser Land, wornach noch ein größerer Zoll von unseren Weinen erhoben wird, als der, welchen wir nun von dem Wein dieser bairischen Provinz verlangen. Es bedarf kaum erwähnt zu werden, daß, so wie das Königreich Baiern sich mit uns in Betreff der Handelsverhältnisse vereinigt, und ihre Zollsätze gegen uns aufhebt, auch die unsern gegen seine Rheinprovinz verschwinden."

In Rücksicht der vorgeschlagenen Retorsion gegen Rheinpreußen sagt der Berichtserstatter: „Ihre Commission könnte sich bei der Berathung dieses wohlbegründeten Antrages traurigen Gefühlen und Betrachtungen nicht entziehen. Das Königreich Preußen ist ein deutscher, ein Bundesstaat..... Es sind sieben Jahre, daß auf einer der zahlreichsten Versammlungen der Mächtigen Europas, deren die Geschichte kaum ihres Gleichen aufzuweisen hat, im Betreff Deutschlands beschlossen wurde: „„Die Bundesglieder be-

halten sich vor, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt wegen des Handelsverkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, so wie wegen der Schiffahrt nach Anleitung der auf dem Congreß zu Wien angenommenen Grundsätze in Berathung zu treten.""

„Einer Folge dieses schönen Vorsatzes zu Wien hatte sich nur die Elbe zu erfreuen, sonst woher erfuhren wir nichts Günstiges; im Gegentheil ward der Verkehr noch mehr beengt, und unserem Rhein zu den alten Fesseln noch mit neuen gedroht. Wir sollen kräftig dastehen gegen das Ausland; und die ersten Bedingungen der Staatskräfte bleiben unbeachtet: wir sollen ein Vaterland lieben und schätzen; und die Bundesstaaten entfremden sich je länger je mehr: man glaubt gegen Umtriebe Unzufriedener Vorkehrungen treffen zu müssen, und verhindert Wohlstand und Behaglichkeit."

„Wenden wir uns zu einer erfreuenderen Seite, danken wir aufrichtig für die väterlichen Gesinnungen unseres hochverehrten Regenten, für die bekannten Bemühungen unserer aufgeklärten Regierung, hoffen wir, daß Wahrheit und wohlverstandenes Interesse noch siegen werden, und bitten wir unsern Großherzog, nicht müde zu werden auf dem beschwerlichen Wege der deutschen Unterhandlungsweise. Freilich, wenn alle Aussicht verschwände, wenn Hülfe und Rettung nur in uns selbst zu suchen wären, so treffe unsere Regierung durchgreifende Maßregeln, wann und wo und gegen wen sie auch gerichtet werden müssen, versichert, daß ein dankbares Volk sie segnen, und Entbehrung einzelner Bedürfnisse durch Angewöhnung an Erzeugnisse unseres mild begabten Bodens und vermehrte Industrie zu ersetzen wissen werde." —

Als die bemerkten neuen Beschlüsse der zweiten Kammer an die erste gelangten, so zeigte sich in dieser nicht mehr die frühere Einmüthigkeit des Beifalls. Mehrere gewichtige Stimmen, insbesondere jene des Bisthumsverwesers v. Wessenberg und des von der Universität Heidelberg abgeordneten geh. Hofr. Zachariä, erklärten sich gegen die Verbrauchs-Verbote, als der bürgerlichen Freiheit Eintrag thuend, ja überhaupt gegen ein Retorsionssystem, als welches die Handelsfesseln nur noch enger zusammenziehe. Dagegen vertheidigten zumal der Freih. von Türkheim und der Hofr. v. Rotteck, Deputirter der Universität Freiburg, die Gerechtigkeit und auch politische Unbedenklichkeit einer Maßregel, welche durch Wiedervergeltung des unbillig erlittenen Drucks in der That der Freiheit eine Huldigung leiste, und durch den Nachtheil, den sie dem Feind der Handelsfreiheit zufüge, leicht ein Motiv für ihn werden könne, zu den Grundsätzen der Billigkeit und Humanität zurückzukehren; endlich auch die Unabweißlichkeit eines Entschlusses, welchen die Selbsterhaltung gebiete. Zwischen so widerstreitenden Ansichten war eine Ausgleichung unmöglich. Beide sollen nun nächstens der Kammer in ausführlichen Berichtserstattungen vorgetragen werden, die eine von dem Bisthumsverweser von Wessenberg, die andere von dem Hofr. v. Rotteck. Mein nächster Brief soll Ihnen das Ergebniß der hiernach zu erwartenden lebhafteren Verhandlung berichten.

·57·

Aus Paris.

Hr. Gay-Lussac präsidirte bei der letzten hiesigen jährlichen öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften, welche nicht so besucht als die vorhergehenden war. Das pariser Publicum muß in der Unterhaltung auch Vergnügen finden. Diese angenehme Unterhaltung gibt aber keine naturhistorische oder astronomische Untersuchung. Daher ist die Akademie immer in Verlegenheit, was sie im Laufe des Jahrs aus den Vorlesungen, für die Privarsitzungen und für die öffentlichen, auswählen soll. Hr. Ampere unterhielt die Zuhörer über die seit einem Jahre gemachten neuen elektro-magnetischen Versuche; aus seiner kurzen Darstellung erhellt, daß man in diesem Zeitraum keine bedeutenden neuen Entdeckungen in Folge der Oerstedischen gemacht hat. Hr. Delambre, einer der beiden beständigen Secretarien der Akademie, las etwas über den jetzt am Horizont sichtbaren Cometen vor. Man erfuhr, daß er schwierig wahrzunehmen sey und bald ganz aus dem Gesichtskreise verschwinden werde. Dies ist, glaube ich, der 25ste Comet, welchen der Astronom de Pons zuerst entdeckt hat, weswegen er auch in seinem Vaterlande der Spürer (denicheur) im Cometenneste genannt wird. Eine von Girard vorgelesene Nachricht über die schiffbaren Canäle, welche Paris Subsistenz zuführen, hatte natürlich blos ein örtliches Interesse. — Hr. Cuvier hielt eine Lobrede auf seinen, bereits 1816 verstorbenen Collegen Duhamel. Er war der erste Professor der Bergwerkskunde in Frankreich. Man fand aber nöthig, ihn erst nach Deutschland zu senden, um sich dort noch besser zu unterrichten; so neu war man vor vierzig Jahren in dieser Wissenschaft in Frankreich, das dem Verstorbenen unter andern verschiedene Verfeinerungen des Stahls schuldig ist. Sein Lobredner bemerkte, daß, seitdem Duhamel auf die Verbesserung der Bergwerke in seinem Vaterlande ein Auge heftete, der Ertrag derselben sich vervierfacht habe, und daß Frankreich jetzt manche Producte seiner Bergwerke in Masse ausführe, welche es vormals aus der Fremde bezog.

In nämlicher Sitzung wurde der Jahresbericht über die Arbeiten der Akademie verlesen. Die Akademie der Wissenschaften ist von allen Sectionen des königl. Instituts die zahlreichste und thätigste, und ihre Berichte enthalten die Resultate vieler interessanten Verhandlungen. Folgendes ist aus dem letzten Berichte das merkwürdigste. Hr. du Trochet hatte wahrgenommen, daß der Stamm der Pflanzen in eben der Richtung aufwärts schieße, wie aus dem Samen der erste Keim nach der Luftseite emporsteigt. Er legte einige Samenkörner in Löcher, die in den Boden eines mit feuchter Erde angefüllten Gefäßes gebohrt waren, und hing das Gefäß an der Decke des Zimmers auf; dadurch wollte er den Versuch machen, die Stämme der Samen zu zwingen, niederwärts statt aufwärts ihren Stamm zu schießen. Das Gegentheil aber erfolgte, die Wurzeln des Samens stiegen durch die Höhlen, worin sie gelegt waren, niederwärts und die Stämme sproßten durch die dicke Erdschicht aus der obern mit der Luft communicirenden Erdlage hervor. Hr. du Trochet steckte einen Mispelkern auf die Spitze einer Nadel, welche sich auf einer Angel frei bewegte, die auf einem kleinen Stück Holz befestigt war; die Wurzel schlug in der Richtung nach diesem Stücke Holz hin, nieder und gelangte dahin in fünf Tagen, indeß die Nadel, auf der der Kern festsaß, sich durchaus nicht bewegt hatte. Aus diesen und andern Thatsachen schließt du Trochet, daß die Vegetation, durch eine im Samen selbständige Kraft geleitet wird, und nicht durch Anziehungskraft der äußeren nahen Körper, wohin der Stamm oder die Wurzel ihre Richtung nimmt. *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Das folgte nun wohl nicht gerade aus dieser Erfahrung, sondern vielmehr, daß die Kronenspitze jedes Keims eine Bestimmung hat, sich in der atmosphärischen Luft zu entwickeln und die Wurzel dagegen in der entgegengesetzten Ferne von naher Communication mit jener Luft. Beide Spitzen der Vegetation streben, die eine zum Zenith, die andere zum Nadir, und wenn beide divergirende Spitzen einer gleichen Entwickelungsfreiheit genießen, bildet die Natur das Resultat, üppige Vegetation.

A. d. R.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 18. Juli 30.

Literarische Notizen aus Wien.

Der Katalog der diesjährigen, im Gebäude der kaiserl. Akademie der bildenden Künste bei St. Anna öffentlich ausgestellten Kunstwerke (diese Ausstellung hat alle drei Jahre einmal Statt) enthält über fünfhundert Gegenstände, die in sechs auf einander folgende Säle vertheilt sind. Die Beleuchtung fällt durch ein einziges Fenster von oben. Unter dieser großen Anzahl, besonders von Gemälden, ist freilich nur wenig Bedeutendes, mehrere Stücke waren früher schon ausgestellt; ausgezeichnete Kunstwerke finden sich jedoch in jedem Saal. Die Abtheilungen des ersten bestehen aus Zeichnungen, Kupferstichen, lithographischen und kalligraphischen Gegenständen, — Miniatur- und Pastell-Gemälden, — Bildhauer-Arbeiten, — gestickten Zeichnungen. Der zweite Saal enthält Oelgemälde und beginnt mit Darstellungen aus der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, von Carl Ruß. Diese bilden eine Reihe von dreißig Gemälden, denen noch einige gemischte Darstellungen folgen. Die Nummern dieses Saals laufen bis in den sechsten fort. Hier reihen sich fünf aus Venedig eingeschickte Architektur-Zeichnungen an, und zuletzt sieben und zwanzig Perspectiv-Zeichnungen von den Schülern der Architektur-Schule an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Ein großer Theil der versammelten Kunstwerke besteht aus Portraits, worunter manches Auszeichnungswerthe sich befindet. Der erste Saal bietet schon allein acht und vierzig dar. Ich führe blos folgende an: das Portrait Kaiser Franz I., Miniatur von Schiavone, und das seines großen Staatsministers, Fürsten von Metternich, ebenfalls Miniatur, von Fr. Lieder; beide vorzüglich. Der Monarch ist auch in einem Basrelief aus Wachs, von Jos. Reinhold, Modeleur der k. k. Porzellan-Fabrik, abgebildet. Hier zeigt sich noch das wohl getroffene Bild des Königs Friedrich Wilhelm III., mit der Feder gezeichnet von Bunzel. Die Aufmerksamkeit vorzüglich ansprechende Bildnisse sind auch die der beiden vielgerühmten Kanzelredner: Johann Wächter, Superintendent, augsburger, und Justus Hausknecht, helvetischer Confession; beide von J. Schakini gezeichnet. Der Ausdruck jugendlicher Heiterkeit und klarer Gemüthlichkeit auf dem Gesicht des Letztern bildet einen angenehmen Gegensatz zu dem männlich festen, frommen Ernst in den Zügen des Erstern. Als bleibende Zierden dieses Saals zeigen sich, unmittelbar dem Eingang gegenüber, die Bilder Carl's VI. und Joseph's II. in Lebensgröße, dann der unvergeßlichen Maria Theresia und des allgeliebten jetzt regierenden Monarchen, denen das Institut seine Existenz und seinen Flor verdankt. Diese glanzvollen Kunstwerke verbreiten Pracht und Würde über das Ganze. Mit Wohlgefallen verweilt man auch an dieser Stelle vor einigen den genannten Ebenbildern beigesellten Bruststücken, die als Studien von den Kunsttalenten der Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses zeugen. Unter den gestickten Zeichnungen führe ich hier zunächst das Portrait Göthe's an, von der Frau Gräfin Rosa von Kaunitz, nach Jagemann; eine eben so fleißige als glückliche Nachbildung, obgleich diese Darstellungsweise weder zur Verjüngung, noch zur Verschönerung des Originals geeignet ist. Ein lithographirtes Portrait des Fürsten, Haus-, Hof- und Staatskanzlers, ebenfalls von dem früher genannten Künstler, Fr. Lieder, gehört zu den gelungensten. Unter den Bildhauerarbeiten spricht die Büste der Kaiserin Carolina durch Wahrheit des Ausdrucks an; hiernächst Beethoven's durch den Charakter der Genialität, die seinen Ebenbildern immer einen idealen Anstrich geben. Die Büste des weiland Herrn Benno Pointner, Abt zu den Schotten, aus weichem Metalle, von Franz Prokopp, stellt sich in ihrer charakteristischen Originalität mit dem Gepräge des kräftigsten physischen Lebens den Bildnissen der oben erwähnten evangelischen Geistlichen recht humoristisch contrastirend gegenüber. Zuletzt erwähne ich noch der Portraits zweier kleinen Mädchen, deren eines mit einem Lamm spielt, hinter einer blauseidenen Gardine schaut das andere hervor. In beiden haben Natur und Wahrheit mit der reizendsten Phantasie den Pinsel geführt.

An Landschaften, theils ideal, theils nach der Natur, ist ebenfalls kein Mangel, aber nur wenige sind bedeutend. Den ersten Platz nimmt hierunter die Ansicht des Wasserfalls bei Roithau in Ober-Oesterreich ein (Traunfall genannt), von Schödtberger. Im vierten Saal ausgestellt, trat dieses Bild in einer magisch wirkenden Abendbeleuchtung hervor, und die Einbildungskraft schuf zu dem aufsprühenden Silberschaum das donnernde Geräusch des Wogensturzes kühn hinzu. Nächst diesem verdient die in ihrer Starrheit Leben athmende Winterlandschaft vom Prof. Jos. Fischer ehrenvolle Würdigung. Von demselben ist auch eine waldige Gegend mit einer Zigeunerschmiede; recht phantastisch! Im dritten Saal befinden sich zwei Landschaften von eben diesem Meister: Ansicht des alten Schlosses Theben an der Donau und eine morgenländische Gegend, worin Ruth und Boas hervorragen. Der Charakter dieses Gemäldes ist Kühnheit und Originalität. Eine zweite Schilderung des Traunfalls nebst der Umgebung desselben, gleichfalls in diesem Saal, von F. Runk, verdient der erstgenannten beigestellt zu werden. Mehrere Gegenden vom Ritter von Düvivier, unter diesen ein idealer Wasserfall und dann der Berg Olymp, zeugen von Phantasie in zarten Farbenmischungen.

Unter den häufig vorkommenden Madonnen fesseln zwei alle Aufmerksamkeit des Beschauers: Madonna mit dem Kinde, von dem in vorhergehenden Notizen bereits erwähnten, zu früh für die Kunst verewigten Joh. Scheffer von Leonartshof, von dem auch eines seiner letzten Werke, die heilige Catharina — ein Bild der reizendsten Unschuld — diese Sammlung schmückt. In der Madonna spricht sich hohe Idealität und die lieblichste Zartheit aus. Man pflegt diesen Künstler gern den österreichischen Raphael zu nennen. Die zweite dieser vorzugsweise genannten Madonnen ist von Schnorr von Carlsfeld. In Ansehung des Colorits halte ich sie für gelungner, als die erstgenannte. Reine Jungfräulichkeit und Verklärung thront auf ihrer Stirn.

Wir wollen nun noch einmal der Reihe nach die Zimmer rasch durchwandern und diejenigen Stücke, die eine Folge bilden, flüchtig überschauen, wie es Zeit und Raum nicht anders wohl gestatten, dann auch zugleich, um einiges zu dem Vorhergehenden Gehörige nachzuholen.

Gruppe aus dem Abendmahl des Leon. da Vinci, gestochen von Thom. Benedetti, hat treffliche Charakterzüge. — Die heilige Cäcilia, nach dem Gemälde des Joh. Scheffer von Leonartshof, von Thad. Schöpf lithographirt, gibt ein schwaches Nachbild von dem trefflichen Original, das in der Bildergallerie des verewigten Herzogs von Sachsen-Teschen prangt. — Odoaker vor dem heil. Severin in Heiligenstadt; Zeichnung von Ruß. Edel und würdevoll, doch etwas hart. — Der Kopf eines Jagdhundes, von C. Baumann, ist ungemein nett und lebendig gezeichnet. — Eine Landschaft mit farbigem Sand bestreuet, von Laurent

macht eine treffliche Wirkung. — In der Mitte dieses ersten Saals, den wir nun verlassen, zeigt sich das Modell des neuen Burgthors, zu welchem im verflossenen Jahr der Grundstein gelegt wurde, nach dem Plane des Directors Nobile, verfertigt von Bened. Böck. Sehr zierlich und anschaulich gearbeitet! Der Bau selbst wird den Charakter einfacher Erhabenheit tragen, wie es die Lage, der Familienburg des österreichischen Beherrschers gegenüber, schon erfordert. Fünf Reihen Säulen ziehen sich durch das Gebäude hin und bilden eben so viele Passagen. In der mittleren fährt nur der Hof; der Weg rechts und links ist zur Aus- und Einfahrt für die Uebrigen bestimmt, die andern beiden bleiben den Fußgängern überlassen. Ein herrliches Ornament wird das Ganze schmücken, und der Bau in vielleicht weniger als zwei Jahren vollendet seyn.

Der folgende Saal ist durch zwei Reihen von Darstellungen besonders merkwürdig. Erstens die aus der Geschichte des österreichischen Kaiserthums, von Karl Ruß, Custos der Gallerie im Belvedere. Dieser Künstler arbeitet vielleicht etwas zu ängstlich im Styl des Albrecht Dürer. Bei großem Fleiß in der Ausführung großartiger Compositionen ist er überaus fruchtbar; in dem bunten, brennenden Glanz der Farben verschwimmt zuweilen der Ausdruck, das Materielle herrscht oft zu sehr hervor, und trotz der Nettigkeit der Zeichnung im Ganzen, wird doch bei genauer Betrachtung das Verhältniß im Einzelnen häufig vermißt. Diese Reihe beginnt mit der Taufe Rudolph's von Habsburg, bei welcher Friedrich II. Pathenstelle vertritt. Letzterer hält den jungen Fürsten, der schon in der kaum hervor gebrochnen Knospe seine Kraft verkündet, über den Taufstein, indem er die vorgebogene Stirn mit der flachen Hand unterstützt, während der Bischof aus einem Gefäß das Wasser auf des Kindes Scheitel gießt. Ein Charakter von Feierlichkeit und Würde verbreitet sich über diese Handlung; wie im Keim erblickt man hier das großartige Leben Rudolph's und schreitet von diesem Anfangspunct an mehreren der wichtigsten Momente seines glorreichen Daseyns vorüber. Das sechste Bild zeigt uns die Eltern Rudolph's v. H. im Kreise ihrer Kinder, in häuslicher Beschäftigung und Waffenübung. Eine sehr anziehende Darstellung! Das zehnte stellt den jungen Prinzen dar, wie ihm der Sterndeuter Friedrich's II. die künftige Größe seines Hauses weissagt. Nun folgen einige Momente aus dem Leben Maximilian's I. Wie Albrecht der Weise, ins gelobte Land ziehend, an der Erbgruft seines Hauses zu Mury Abschied nimmt, zeigt das funfzehnte. Nr. 17) Albrecht II. und seine Gemahlin danken dem Himmel für drei in Einem Jahr erhaltene Kronen. 18) Rudolph's v. Habsburg erste Fehde gegen Hugo von Tieffenstein. 20) Heinrich's v. Hohenstaufen Todeskampf in den Armen seiner Gemahlin, Margaretha von Oesterreich, und seiner Kinder. 22) Rudolph der Weise verjagt diejenigen, die ihn durch nächtlichen Spuk zu schrecken versuchen. Dieses Bild zeichnet sich durch einen abenteuerlichen Anstrich aus. Nr. 23) sehen wir den ersten Maximilian, den ritterlichen Kaiser, zu Worms für die Ehre deutscher Ritterschaft kämpfen, gegen den berühmten Kampfhelden Claude de Barre. Ein vorzüglich gelungenes Gemälde ist das sieben und zwanzigste: Der Bischof Kollonitz nimmt als einzige Beute die im türkischen Lager dem Blutbad entronnenen Christenkinder. Mit besonderm Interesse verweilt man vor Nr. 28: Der Ursprung des Namens Metternich, aus der Zeit des Kaisers Heinrich des Heiligen. Die Sage von dem Raben in Hunyady's Wappenschild macht den Schluß dieser Reihenfolge, der sich wieder einzelne Darstellungen von demselben Meister anschließen. Der junge Prinz Lanzelot vom See, nach der Sage Ulrich's von Zazikoven, unterscheidet sich fast vor allen Werken dieses Meisters durch den zarten, romantischen Charakter. An große Namen in der magyarischen Geschichte erinnert das letzte dieser Abtheilung: Die Gefangennehmung der ungarischen Königin Maria und ihrer Mutter Elisabeth, Wittwe Ludwig's des Großen, durch den Baron von Horwathi, nach heldenmüthiger Vertheidigung des Palatins Gara und des gewaltigen Blasius Forgacs.

Ein frisches, liebliches Blumenstück, auf Milchglas gemalt von Franz Mahlknecht, zieht im Vorübergehen unsre Blicke an. — Nun stehen wir vor der zweiten Reihe von Darstellungen, nämlich aus Klopstock's Messiade, von dem verewigten Füger. Sie besteht aus zwanzig Stücken und erscheint in dieser Ausstellung zum ersten Mal, obgleich andere Werke des genannten Meisters schon früher vorgekommen sind. Poetische Auffassungsgabe und ein schmelzender Farbenton fallen überall ins Auge; die Christusköpfe sind fast durchgehends mislungen, theils unbedeutend, theils beinah verzerrt. Eins der vorzüglichsten Gemälde ist die Begnadigung Abadonna's — voll Kraft und Erhabenheit. Hierher gehört auch, was den Charakter des Ganzen betrifft, das Gemälde: Christus, vor Gott dem Vater die Erlösung der Menschen schwörend. Ferner die Versammlung der Geister, die den Messias zu tödten beschließt. Judas in Verzweiflung, ein Bild voll ergreifenden Ausdrucks. Den Schluß macht: Christus, dem göttlichen Vater zur Seite.

Im dritten Saal zeigt sich eine Allegorie von C. Ruß, die mir nicht recht klar geworden, wiewohl der Katalog sie als Darstellung des melancholischen und sanguinischen Temperaments bezeichnet. — Kräftig und edel gehalten ist das Bild: Die Schweizer am Rüthli, von J. A. Rechenberg. Durch Lebensfülle und glänzende Colorirung tritt ein anders vom Prof. Anton Petter hervor: Der Triumpheinzug Maximilian's I. in Gent, wobei dessen Gemahlin ihm den während seiner Abwesenheit gebornen Prinzen entgegenbringt. — Wir treffen hier noch eine Landschaft: Gegend mit Wald im Sturm, (vom Ritter v. Düvivier), die sich vor unsern Augen zu bewegen scheint. — Ein treffliches Architekturstück ist: Das Innere der Domkirche zu Mailand, von Franz Migliara. — Eine See-Ansicht im Sturm ist ein gelungnes Seitenstück zu der vorhergehenden Waldgegend des genannten Ritters.

Im vierten Saal sprechen uns noch folgende Bilder recht erfreulich an: Die heilige Familie, von Guerard, k. k. Kammermaler. Ruhe und fromme Einfalt sind die Hauptzüge. Das Testament Jakob's, von Göbel. Eine sorgfältige Ausführung. Die Portraits eines hundert und zweijährigen Mannes, und einer vier und achtzigjährigen Frau, beide von Waldmüller. Es ist schwer, die Kunst von der Natur zu unterscheiden. Das graue Barthaar des Greises scheint zu stechen; der untere Kinnladen der Matrone sich zu bewegen, als ob er gänzlich zahnlos wäre. Liebeswahnsinn, ebenfalls von Guerard. Reich an Ausdruck. Die Gesetzgebung Mosis, von Göbel. Ein imposantes Gemälde. Endlich Dido's Tod, von Schönemann — in einem ziemlich tragischen Styl. Mit diesem wetteifert die Darstellung des nämlichen Gegenstandes von Göbel, die wir im fünften Saal bemerken. Hier fesselt auch in einem vorzüglichen Grade ein großes, glänzendes Gemälde von Arnold: Die Verklärung des heiligen Martin, das blos nachlässig hingestellt und selbst nicht im Verzeichniß angeführt ist, weil es zu spät eingeschickt wurde. Eins der bedeutendsten Stücke. Ein zweites Prachtgemälde ist das lebensgroße Bildniß des Fürsten von Rosenberg, von Guerard gemalt; im Costüm der Ritter des goldnen Vließes. Die Kunst hat sich hier in Natur verwandelt. Ein herrliches Blumenstück von Hrn. Conrector Petter, entfaltet seine lebendigen Reize in dessen Nähe.

Im sechsten Saal lächelt uns zum Abschied eine Venus von Füger mit dem schönsten idealischen Kopf an. Schade, daß der Körper nach unten zu immer materieller wird und fast ins Unförmliche sich verliert!

(Der Beschluß folgt.)

Ansichten eines neuern englischen Reisenden über einen Theil des jetzigen griechisch-türkischen Kriegsschauplatzes und dessen Bewohner.

(Beschluß aus No. 172.)

Die Ruinen von Mycene fand Hr. H. vorzüglich anziehend durch das uralte kyklopische Portal der Citadelle, dessen Architrav aus einem Felsstück gehauen und mit rohen Basreliefs verziert, wahrscheinlich die älteste, noch vorhandene Bildhauerarbeit ist, und die unterirdischen Gewölbe (θησαυροι οἰκοδομηματα), welche Pausanias die Schatzkammer des Atreus nennt. Eines dieser Gewölbe ist erst neuerlich durch die Bemühungen des Lord Elgin und Veli Paschas, (des Sohnes von Ali, Pascha von Janina) damaligen Gouverneurs von Morea, zugänglich geworden. Dies Gewölbe ist in zwei Zimmer abgesondert, wovon das eine in der Form eines Bienenkorbes, funfzig Fuß hoch ist und sieben und vierzig Fuß im Durchmesser hält. Hr. H. ist der Meinung, daß dieses Gewölbe schon vor Atreus Zeiten von ägyptischen Ansiedlern oder Architekten angelegt und zur Feier ihrer religiösen Ceremonien bestimmt war.

Ueber Korinth ging der Vers. nach Athen. Er widerspricht der Behauptung anderer Reisenden, als ob sich die heutigen Athenienser immer noch durch die Charakterzüge ihrer Voreltern, — Neugier, Leichtsinn und Eitelkeit von andern Griechen auszeichnen, mit denen sie, seiner Meinung nach, diese Eigenschaften gemein haben. „Die schwere Hand des Despotismus," sagt er, „hat alle Abschattungen verlöscht, welche den geistreichen Athenienser vom einfachen, naiven Arcadier, vom plumpen Böotier und vom ernsten Spartaner unterschieden. Sämmtlich gebeugt unter ein erniedrigendes Joch, vertauschten sie ihre unterscheidenden Charakterzüge gegen Verschlagenheit und Gewandtheit, — die einzigen Waffen, welche den unterdrückten Schwachen übrig bleiben. Die Athenienserinnen verbinden, ohne schön zu seyn, ausdrucksvolle Augen mit der anmuthvollsten Haltung, besonders in ihrer Begrüßungsweise. Sie schminken sich und färben die Augenbraunen schwarz; ihre Kleidung ist reich und geschmackvoll. Ungemein schnell verblühen ihre Reize, und eine Athenienserin, die im sechzehnten Jahre in der Blüthe der Schönheit steht, zeigt sich schon im zwanzigsten in unförmlicher Fülle und ist im fünf und zwanzigsten ganz verblüht. Dies ist größtentheils den Dampfbädern zuzuschreiben, in denen die Griechinnen fast täglich einige Stunden zubringen und ihre Nerven erschlaffen, so daß sie unfähig werden, sich die nöthige Bewegung zu machen. Uebrigens fühlen sie sich, da es ihnen an Geistesbildung fehlt, in gemischter Gesellschaft verlegen, und die Munterkeit, welche in andern europäischen Ländern dergleichen gesellschaftliche Zusammenkünfte belebt, ist aus den athenienssischen gänzlich verbannt. Selbst die Tänze sind langsam und einförmig, und die Musik ist höchst erbärmlich. Die Athenienserinnen sind sehr abergläubisch; es hat sich sogar unter ihnen, wenigstens in den untersten Classen, ein unverkennbarer Rest des Heidenthums erhalten. Es liegt nämlich unfern des Ilyssus ein den Parzen geweihter Altar; hier bringen junge heirathslustige Mädchen diesen Gottheiten Opfergaben dar, bestehend aus Kuchen, Honig, Eiern und dgl. und erflehen sich einen Gatten. Eine alte Frau, die förmlich das Amt einer Priesterin des Altars versieht, macht sich die Opfergaben zu Nutze, und um den Ruf des Altars zu erhalten, bemüht sie sich, unter den Männern ihrer Bekanntschaft die Reize und guten Eigenschaften der opfernden Schönen zu preisen, welches nicht selten die Erhörung ihres Flehens zur Folge hat.

Die öffentliche Schule von Athen, welche Hr. H. besuchte, hat ein ziemlich hübsches Local und eine Bibliothek. Der Oberlehrer, Namens Palamas, steht unter seinen Mitbürgern in großem Ansehn und hat den Ruf eines tief gelehrten Mannes von großer Beredtsamkeit. In des Verf. Anwesenheit hielt er eben eine Vorlesung über den Homer, welcher nicht nur seine gewöhnlichen Schüler, sondern alle wissenschaftliebenden Athenienser, jung und alt, beiwohnten. Der Archididaskalos saß auf einem großen Lehnstuhl; sein Haupt war mit einem gewaltig großen Kalpack, (einer breiten, hohen, mit schwarzbraunem Zeug überzogenen Mütze) bedeckt. Nachdem die gewöhnliche Vorlesung geendigt war, las der älteste Schüler eine Stelle von etwa funfzig Strophen aus dem Homer, welche der Archididaskalos in neugriechischer Sprache sehr weitschweifig commentirte, so, daß die einfachen Schönheiten Homer's in einen mystischen Schwall dunkler Philosophie eingehüllt wurden. Gleichwohl hörte ihm die Versammlung mit der größten Aufmerksamkeit drei Stunden lang zu. Eine kleine Geldsumme, welche Hr. H. nach Endigung der Vorlesung dem Hrn. Palamas zur Vertheilung unter die fleißigsten Schüler einhändigte, zog dem freigebigen Engländer einige Tage nachher eine Fülle von Complimenten und Danksagungen in Versen und Prosa zu. Ueberhaupt legen sich die Neu-Athener sehr eifrig auf die Dichtkunst, jedoch mit geringem Erfolge; in alle Gegenstände ihrer poetischen Arbeiten mischen sie Klagen über den unglücklichen Zustand ihres Vaterlandes, und Anspielungen auf die glänzenden Talente und die patriotische Tapferkeit der alten Griechen; und ungeachtet eine große Schwülstigkeit den meisten dieser Geisteserzeugnisse eigen ist, so fühlen sich doch die Einwohner im höchsten Grade dadurch enthusiasmirt. Ueberhaupt haben die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre eine große Gährung unter den Griechen hervorgebracht; und werden sie nur einigermaßen unterstützt, so darf man hoffen, in nicht gar langer Zeit Genie und Geschmack unter ihnen wieder aufleben zu sehen.

Kurz vor der Ankunft des Hrn. H. hatte sich in Athen zu diesem Zweck eine Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Wissenschaften gebildet. Sie legt eine Bibliothek und ein Museum an, und ist beschäftigt, classische Werke alter und neuer Schriftsteller in das Romaische übersetzen zu lassen, jungen ausgezeichneten Griechen die Mittel zur Fortsetzung ihrer Studien auf auswärtigen Universitäten zu erleichtern, und die daheimbleibenden durch Preisvertheilungen aufzumuntern. An der Spitze dieser Anstalt steht der Erzbischof von Athen nebst den vier Primaten und einigen andern vornehmen Stadtbewohnern. Jeder, der sich als Mitglied unterzeichnet, zahlt jährlich drei schwere Piaster. Diejenigen, welche der Gesellschaft eine Schenkung von vierzig Piastern machen, bilden eine eigene Classe, unter der Benennung εὐεργεται; ihre Namen werden auf einer Marmorsäule eingegraben; eine Ehre, die sehr gewürdigt wird und der Gesellschaft reichliche Fonds verspricht.

Alle Religionen, die jüdische ausgenommen, werden in Athen geduldet; die zahlreichsten Bekenner zählt die griechische. Diese betrachten ihren Erzbischof nicht nur als ihren Seelenhirten, sondern auch als ihre erste obrigkeitliche Person; und ungeachtet der türkische Statthalter ihr eigentlicher Richter ist, so unterwerfen sie ihre Rechtsstreitigkeiten untereinander lieber der gerichtlichen Entscheidung eines Collegiums, bestehend aus vier Primaten, unter dem Vorsitz des Erzbischofs, weil eine langjährige Erfahrung sie belehrt hat, daß die Entscheidungen der türkischen Richter beiden Theilen in gleichem Grade nachtheilig sind, wenn sie der griechischen Nation angehören: — eine Meinung welche ihre Priester bei jeder Gelegenheit wiederholen und sie glauben machen, daß sie gegen Christi Gebot handeln, wenn sie die unter ihnen obwaltenden Streitigkeiten von türkischen Richtern entscheiden lassen.

Von Athen trat unser Reisender seinen Weg nach Janina an. Unterwegs besuchte er Theben und ging dann nach Livadien, wo er den Archonten Logotheta, den angesehensten und reichsten Privatmann der ganzen Gegend, besuchte, der ihn in einem palastähnlichen Gebäude, umgeben von einer

Menge Diener und Clienten, welche ihm mit den Zeichen der äußersten Ehrerbietung nahten, äußerst höflich empfing. Der Archont unterhielt sich mit ihm in italienischer Sprache über die Besetzung der ionischen Inseln durch Großbritannien. Sowohl der Archont, als mehrere seiner Landsleute glaubten in dieser Besetzung die Morgenröthe einer neuen Existenz für die Griechen zu sehen und freuten sich der Vortheile, die sich aus einem dem Festlande so nahen Centralpuncte der Aufklärung über Griechenland verbreiten würden. Als Hr. H. ihm erzählte, die englische Regierung habe den Plan entworfen, in Zante eine Universität zu stiften, erhob er sich voll Enthusiasmus und schwur, daß er, falls dies Project zur Ausführung käme, sich ungeachtet seines hohen Alters noch auf ein Jahr nach Zante begeben würde, um Mathematik zu studiren. Die Unterhaltung ward durch die Ankunft eines Tartaren unterbrochen, welcher dem Archonten, Namens des Woiwoden, die Nachricht von Czerni Georg's Niederlage und der Einnahme von Belgrad durch den Großvezier überbrachte, Der Archont empfing den Tartaren sehr ehrerbitig und ließ sich von ihm die Einzelnheit dieser Ereigniſſe, deren Augenzeuge er gewesen war, erzählen. Der Tartar malte sie mit den schrecklichsten Farben aus und berichtete unter andern, daß fast alle männlichen Einwohner von Belgrad niedergehauen, und die Frauen, jede für drittehalb Piaster, als Sclavinnen verkauft wären.

Hr. H. besuchte die Höhle des Trophonius und das Schlachtfeld von Chäronea, das Grab der Freiheit und der Tugenden des alten Griechenlandes. Von der Stadt Chäronea, dem Geburtsort Plutarch's, ist nichts weiter übrig, als einige Mauern der alten Veste, ein kleines ziemlich gut erhaltenes, in einen Felsen gehauenes Theater, und einige Inschriften. Auf dem Grund und Boden des alten Chäronea liegt jetzt die Stadt Caprena, eine ärmliche Hüttengruppe, hauptsächlich bewohnt von albanesischen Landleuten.

90.

Aus Paris.

(Beschluß aus der Beilage Nr. 17.)

Seitdem die Bienen in ihrer Thätigkeit so aufmerksam beobachtet worden sind, müssen wir gewiß auch mit der Naturgeschichte dieser kleinen Thiere bekannter seyn, wenigstens konnte dies die große Zahl der Bienenschriften wahrscheinlich machen. Der Gegenstand scheint indeß für neue Ansichten unerschöpflich zu seyn. Eine gewisse Schweizerfamilie, mit Namen Hubert, hatte beschlossen, die Bienen ununterbrochen zu beobachten und eine neue Naturgeschichte nach diesen Wahrnehmungen zu bilden. Obgleich das Haupt dieser Familie blind ist, so scheint es doch manches über seine Lieblinge beobachtet zu haben, was Andern entging. Zwanzig bis dreißig Jahre lang hat diese Familie sich gewöhnt, die Bienen zu beobachten; es ist daher zu vermuthen, daß sie in so langer Zeit auch alle Geheimnisse des Bienenstocks werde entdeckt haben. Neulich theilte diese Familie der Akademie einen Aufsatz mit, worin solche die alte, gemeinangenommene Meinung widerlegt, daß der Blumenstaub die Bienen mit dem Wachsstoff versieht. Die gedachte Familie bemerkte dagegen, daß die Bienen blos dann Wachs hervorbringen, wenn sie den Honig oder den Blumennectar ausgezogen haben; ferner daß die Bienen blos den Blumenstaub einsammeln, um ihre Larven zu ernähren und zu solchem Behuf den Blumenstaub mit ein wenig Honig mischen. Wenn sie Wachs machen, so geschieht dies immer in kleinen Quantitäten, indem sie solches aus den Ringen ihres Unterleibes ausdrücken, woselbst der große Insectenanatom Latreille Wachsbehälter gegen den zweiten Magen der Insecten über entdeckt hat. Auch scheint Latreille die Ursache des gellenden Geräusches der Grillen und Heuſpringer aufgespürt zu haben. Er vermuthet, daß solches von einem musicalischen Instrument herrührt, welches aus einer Art Trommel oder Büchse voll Luft, an jeder Seite des untersten Bauchs liegend, besteht. An diese Trommel, Büchse oder Violine, wie man solche nennen will, lehnen sich Sehnen, die die Stelle der Saiten vertreten, indeß die Hinterschenkel dieser Thiere ihnen zum Bogen dienen. Ist diese Entdeckung Latreille's wirklich in der Wahrheit gegründet, so muß man gestehen, daß die Grillen u. s. w. sehr kunstreiche kleine Musiker sind, obgleich ihr Concert, besonders in der Vielheit derselben, weder viele Abwechselung der Töne, noch Anmuth anbietet. — Ein anderer franz. Naturforscher, Namens Savigny, hat die Würmer zum Gegenstand unablässiger Forschungen erwählt. Er hat in der Nähe von Paris 22 neue Gattungen entdeckt. Das kriechende Thiergeschlecht ist zahlreicher, als man sich solches denkt. — Vom Geschlecht der Schleimwürmer mit Lungen, die auf dem Bauche kriechen, hat Ferusac dreihundert Arten von Land- und Flußmollusken entdeckt. Gleichfalls glaubt solcher entdeckt zu haben, daß der Pflanzenwuchs der Vorzeit auf den Bergen demjenigen gleich war, der jetzt unsere Ebenen oder Thäler bedeckt, und daß vormals der Pflanzenwuchs unserer Ebenen der Vegetation der Tropenländer gleich war; dies Resultat zieht er aus den Resten der alten Vegetation, die man noch jetzt in verschiedenen Erdschichten entdeckt. Daraus folgert er ferner, daß die Temperatur der Oberfläche der Erde sich beträchtlich verändert hat und daß die neubildende Kraft der Natur von der Höhe zur Ebene abnimmt. Nach dem Bericht der Akademie wünschte Hr. Ferusac, ähnliche Folgerungen aus den Resten von Thierkörpern zu ziehen, besonders aus den Mamuthsknochen im Norden. Aber diese Hypothese wird widerlegt, weil die Mamuths Wolle und langes Haar hatten, folglich Kälte aushalten konnten. Aus ihrer Existenz im Norden folgt also nicht, daß das Klima sich dort verändert hat, wo sie lebten. — Der in Seifensiedereien arbeitende Chemiker Chevreul hat eine, den Stolz der Menschheit erniedrigende Wahrnehmung mitgetheilt, daß im Fett von Menschen und Schweinen der Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff sich ungefähr gleich sind, daß wir also in der Fettbildung unserer Körper vor den eicheln-fressenden Thieren nichts voraus haben.

— Die Knechte aller Parteien spielen in Revolutionen wohl keine ehrenvolle, aber doch eine sichere Rolle. Menschen, welche allem Ehrgefühl entsagt haben, und Hüte, die schon auf der Erde liegen, können nicht tiefer fallen! —

— Wer den Hund zum Symbol des Neides nahm, hatte Unrecht. Er hätte, wie Ovid, den Menschen dazu nehmen sollen! —

— Die offiziellen Zeitungen haben es bei uns so weit gebracht, wie die Dorfpfarrer auf der Kanzel. Es darf ihnen Niemand widersprechen!

— Bauspröche der Zimmerleute sind auch Reden, aber keine demosthenische; die Abmessung der großen Weltbegebenheiten nach dem Philistermaßstab der Spießbürger ist auch Politik, aber keine aristotelische!

— Zwischen der europäischen und Provinzial-Cultur ist der nämliche Unterschied, als zwischen der Bildung der Hauptstadt und eines Dorfes!

— Die Justiz ist heutzutage nur für die gemeine Welt, und hat ihre Schriftsäßigen, welche sie nicht zu erreichen vermag. Darum sahen wir lange kein Beispiel, daß ein Dieb, welcher den Verstand besaß, Millionen zu stehlen, gehangen worden wäre. In Frankreich bestand schon lange das Sprichwort: Nur leinene Hosen zieren den Galgen!

W. u. Z.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XVII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Der Unterzeichnete bittet die geehrten Käufer seiner Idealen und Realen Philosophie, wegen des langen Ausbleibens seiner in diesen Blättern angekündigten urkundlichen Darlegung der von Herrn N†r (in dem Ergänzungsblatt, Nr. 80, zu der jen. A. L. Z. 1821) vorgenommenen durchgängigen verleumderischen Fälschung des gesammten von ihm dort berichteten, zur Sache gehörigen Inhalts jenes Werkes um Nachsicht, da das Erscheinen seiner zu diesem Zweck verfaßten und schon längst fertigen Schrift nur durch unerwartete Weitläufigkeiten bei der Censur in Posen verspätet wurde. Sobald diese gänzlich beseitigt sind, wird gewiß sein Versprechen in allen Puncten erfüllen

D. E. Rambach.

Breslau, den 12ten Juni 1822.

Uebersetzungsanzeige.

Von dem von Walter Scott während seines Aufenthaltes in Frankreich geschriebenen Werke:

Paul's letters to his family

erscheint eine sorgfältig gearbeitete deutsche Uebersetzung nächstens in meinem Verlage. Dies zur Vermeidung unangenehmer Collisionen.

Leipzig, den 18ten Juni 1822.

Gerhard Fleischer, Buchhändler.

Unter dem Titel:

System der Technik
vom Finanzrath D. August Koelle

ist in dem Verlage der Buchhandlung Carl Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße Nr. 11) so eben ein Werk erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben, welches die wichtige, noch nicht gelöste und von den ersten technologischen Schriftstellern sogar für unausführbar erklärte Aufgabe sich gesetzt hat, das ganze Gewerbswesen streng systematisch zu gestalten und die einzelnen Gewerbe in genealogischer Folge, sowie in ihren wechselseitigen Verhältnissen, darzustellen. Von der Erzeugung der Naturproducte, wodurch für alle Gewerbe der Inhalt geliefert wird, ausgehend, steigt diese Darstellung in vier Stufen mit einer bis in das kleinste Detail gehenden Consequenz und nach dem Gesichtspuncte einer immer höheren Entwickelung bis zu den Gebilden der Kunst auf, welche, da sie nur um der Idee willen erschaffen worden, über dem Gewerbswesen stehen. Das Unbestimmte, welches die mancherlei Bezeichnungen: Handwerke, Fabriken, Manufacturen, Künste u. s. w. enthalten, fällt dadurch nothwendig hinweg. Zugleich ist in dieser Darstellung sowol die Idee der einzelnen Gewerbe, als auch die praktische Methode, ferner der wissenschaftliche Grund und endlich derjenige Grad der Ausbildung kurz und bestimmt angegeben, auf welchen sie durch die raschen Fortschritte der Zeit gehoben worden sind. Dieses Werk ist sonach das erste, welches aus diesem Gesichtspuncte erscheint, und darf mit den vielen vorhandenen Technologieen keineswegs verwechselt werden. Während es an sich eine sehr fühlbare Lücke in der Wissenschaft ausfüllt, während es das Gewerbswesen auf der ihm gebührenden Stufe darstellt und zeigt, daß bei seiner Entwickelung durchaus keine Willkür statt findet, muß es sowol als akademischer Leitfaden, als für jeden Techniker, der sich über den bloßen mechanischen Arbeiter erhoben hat, so wie für den Staatsmann, der das ganze Gewerbswesen in seinen wechselseitigen Verhältnissen klar überschauen soll, eine willkommene Erscheinung sein.

Das Buch enthält auf schönem Papiere 429 Seiten in gr. 8. und ist mit guten deutschen Lettern gedruckt. Der Preis ist 1 Thlr. 18 Gr. pr. Cour.

So eben sind bei J. F. Hartknoch in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kriegs- und Reisefahrten
herausgegeben von Christ. Aug. Fischer.
2ter Theil. 8. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. rhein.

Inhalt: I. Soldatenleben. II. Tagebuch einer Seereise von Drontheim nach Malaga 1820. III. Kleine Sommerwanderungen durch einige Gegenden der Schweiz, 1819. IV. Blätter vom Nordpol, 1819 und 1820.

Jacob Cujas
und seine Zeitgenossen.
Von D. Ernst Spangenberg,
königl. großbr. hannöv. Hof- und Canzleirath zu Celle.
Gr. 8. Mit 1 Kupfer und Steindruck.
1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Griechenland
in
Beziehung auf Europa.
Aus dem Französischen
des Herrn von Pradt,
ehemaligen Erzbischofs von Mecheln.
Von
B. J. F. v. Halem.
Leipzig, bei Gerhard Fleischer. 1822.
12 Gr.

So eben erscheint:

Zeitgenossen. Neue Reihe Nr. VII. (Der gesammten Folge Nr. XXXI.) (Redakteur: D. Friedrich Cramer.) Gr. 8. Geh. 190 S. Druckpapier 1 Thlr.; Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr.

Nr. I—VI der neuen Reihe kostet jedes 1 Thlr. auf Druckpapier und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier. Die 24 Hefte erster Reihe werden zusammen statt 24 Thlr. und 36 Thlr. im herabgesetzten Preise zu 16 Thlr. und 24 Thlr. erlassen; einzeln kostet das Heft 1 Thlr. und 1 Thlr. 12 Gr. — Nr. VIII verläßt in 14 Tagen die Presse.

Inhalt von Nr. VII:

Friedrich Creuzer. (Selbstbiographie). — Theodor Hagemann. — Freiherr von Ziegesar, dargestellt von D. F. A. Köthe. — Johann August Hermes. — Angelica Kaufmann. — Baron von Menou. — Etienne Henrich Mehul.

Leipzig, den 12ten Juni 1822.

F. A. Brockhaus.

Vollständiges
italienisch-deutsches
und
deutsch-italienisches
Taschenwörterbuch.
Zusammengetragen
aus den vorzüglichsten über beide Sprachen bisher erschienenen Wörterbüchern und vermehrt mit einer großen Anzahl Wörter aus allen Fächern der Künste und Wissenschaften,
von
D. Francesco Valentini
aus Rom.

Neueste Ausgabe,
worin man alle gebräuchlichen Wörter mit ihren Ableitungen und Zusammensetzungen, ihrem Geschlechte und ihren verschiedenen Bedeutungen, sowol im eigentlichen als bildlichen Sinne, nebst deren mit der größten Genauigkeit angegebenem Accente, sowie auch die Unregelmäßigkeit der Zeitwörter beider Sprachen findet. Dem Ganzen ist ein vollständiges geographisches Wörterbuch und zwölf von demselben Verfasser entworfene Tabellen, welche eine kurze und deutliche Uebersicht der ganzen italienischen Grammatik enthalten, hinzugefügt.

Zwei Theile.

Zusammen 65½ Bogen, in 8., mit ganz neuer Perlschrift, jede Seite in 3 Spalten, gedruckt auf franz. Velinpapier. Sauber geheftet 3 Thlr.

Berlin,
Verlag der Buchhandlung von Carl Friedr. Amelang.

Die italienische Sprache hat in neuerer Zeit in Deutschland so viele Verehrer gefunden und die Zahl derselben mehrt sich fortwährend so, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man darauf dachte, die Erlernung dieser eben so schönen als reichen Sprache durch zweckmäßige Hülfsmittel zu erleichtern, zu welchen nun vorzüglich die Wörterbücher gehören. Es sind deren auch bisher, in verschiedenen Gestalten, besonders aber sogenannte Taschenwörterbücher mehrere schon erschienen, wo aber bei fast allen das ganze Verdienst in einer bloßen, mehr oder minder vollständigen Wörtersammlung besteht. Da indessen jede Sprache eine Menge Wörter hat, welche mehrern und durchaus verschiedenen Bedeutungen unterworfen sind, so muß der Lexikograph diese sorgfältig aufführen und nöthigenfalls durch Beispiele erläutern, so wie die besondern Fälle, in denen man ein Wort braucht, und alle der fremden Sprache eigenthümliche Redensarten genau angeben. Das vorliegende Taschenwörterbuch nun wird, obgleich eben durch diesen Titel in Hinsicht seiner Tendenz beschränkt, doch gewiß jeder der erwähnten Forderungen genügend entsprechen, und Referent glaubt versichern zu dürfen, daß dasselbe allen Freunden der Sprache eines Dante und Boccaccio die willkommenste Erscheinung sein und dem Lehrer sowol als dem Schüler gleich großen Nutzen gewähren wird. Einen nicht geringen Vorzug vor andern Wörterbüchern dieser Art hat der Herr Verfasser dem seinigen durch die Hinzufügung von 12 Tabellen gegeben, die in klarer und gedrängter Darstellung das Wesentlichste der Sprachlehre enthalten, und es ist zu erwarten, daß derselbe bei einer folgenden Auflage dieses Werks die wenigen hier und da anzubringenden Zusätze und Verbesserungen nicht übersehen und so demselben die möglichste Vollkommenheit geben wird. — Der Druck ist rein und correct und das Papier ausgezeichnet gut, sowie überhaupt das Ganze mit der von der Verlagshandlung gewohnten Eleganz geliefert, und bei allen diesen Vorzügen der Preis von 3 Thlr. für 65½ eng gedruckte Bogen so mäßig, daß auch dem minder Bemittelten die Anschaffung dieses empfehlungswerthen Buchs nicht schwer fallen wird.

f

In unterzeichneter Handlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
zur
Vergleichung und richtigen Anwendung
der
sinnverwandten Wörter
der
deutschen Sprache
von
J. G. E. Maaß,
ordentl. öffentl. Lehrer der Weltweisheit an der Friedrichs-Universität zu Halle, Ritter des eisernen Kreuzes.

Drei Theile,
enthaltend einen Auszug aus J. A. Eberhard's Synonymik und aus des Verfassers 6 Ergänzungsbänden zu derselben.

1822.

Preis für alle 3 Theile, planirt und gebunden, 3 Thlr.

So allgemein anerkannt der innere Werth von Eberhard's Synonymik in 6 Bänden ist, so konnte doch dieses Werk noch lange nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen. Die Zusätze dazu vom Prof. Maaß bilden ein fast eben so starkes Werk in 6 Bänden, welche lauter neue, von Eberhard noch übergangene Sinnverwandtschaften enthalten. Durch das Erscheinen dieser 6 Ergänzungsbände zur Eberhard'schen Synonymik von Maaß haben wir aber nun ein Wörterbuch der Sinnverwandtschaften der deutschen Sprache erhalten, welchem wir in Hinsicht auf seine hohe Vollständigkeit und seinen innern Gehalt kein zweites an die Seite zu setzen haben.

Aus beiden großen Werken (der Eberhard'schen Synonymik in 6 Bänden und dem Ergänzungswerke zu der-

selben von Maaß in 6 Bänden) liefern wir hier nun einen Auszug, der also alle, bisher untersuchten sinnverwandten Wörter im Deutschen vollständig umfaßt. Es zerfällt dieser Auszug in 3 Theile, in deren erstem ein Auszug aus Eberhard's Synonymik in 6 Bänden, im 2ten und 3ten Theile aber ein Auszug aus denen, vom Prof. Maaß zur Eberhard'schen Synonymik herausgegebenen 6 Ergänzungsbänden enthalten ist.

Die Käufer des in Berlin erschienenen Auszugs aus Eberhard's Synonymik, welche ein vollständiges Handbuch der Synonymik im Auszuge zu besitzen wünschen, würden zur Vervollständigung des berliner Auszugs den 2ten und 3ten Band unsers Handbuchs u. s. w. sich anzuschaffen haben, da diese beiden Bände nur solche sinnverwandte Wörter enthalten, welche in genanntem berliner Auszuge gänzlich fehlen. Wir müssen jedoch diejenigen, welche sich den 2ten und 3ten Band (jeder Band 1 Thlr.) zur Vervollständigung anschaffen wollen, bitten, dies so bald als möglich zu thun, da späterhin wir diese beiden Bände nicht mehr einzeln ablassen können.

Halle, im Juni 1822.

Ruff'sche Verlags-Buchhandlung.

Bei Carl Heymann in Glogau ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Violen oder Kleine Erzählungen und Gedichte von Alwin. 8. 1822. 21 Gr.

Eine blühende Sprache, streng sittlicher Inhalt und eine reiche Phantasie zeichnen dieses Werkchen vor vielen andern aus, und sichern demselben die freundlichste Aufnahme im Publicum.

Laugner, D., Gesänge für die häusliche Andacht. 2te Auflage (für den Buchhandel die erste). 8. 1822. 1 Thlr.

Der seel. Probst Hanstein in Berlin hat diese Gesänge seiner besondern Aufmerksamkeit werth gehalten, den Verfasser veranlaßt, zu ihrer Vervollkommnung manche kleine Aenderung damit vorzunehmen, und ihn zur Veranstaltung einer neuen Auflage aufgefordert. Hoffentlich genug, um ihnen überall Eingang zu verschaffen.

Borkenhagen, Kaufmännische Notizen und Waarenberechnungen, für junge angehende Kaufleute. 4. 1822. 1 Thlr.

Ein geübter praktischer Kaufmann theilt hier seine vieljährigen Erfahrungen jüngern Geschäftsverwandten uneigennützig mit; wer wird nicht gern 1 Thlr. für ein Buch geben, wodurch man Zeit, Erfahrung und Geld gewinnen kann.

In meinem Verlage sind so eben nachstehende Schriften erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Burchardi's, D. G. Ch. (ord. Professor der Rechte an der Rhein-Universität), Grundzüge des Rechtssystems der Römer, aus ihren Begriffen vom öffentlichen und Privatrecht entwickelt. Angehängt ist eine Abhandlung über die Beschränkungen des Intestat-Erbrechts der Weiber bei den Römern von D. M. J. Euler. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Calker's, D. Fr. (Professor der Philosophie a. d. Rhein-Universität), Denklehre oder Logik und Dialektik. Nebst einem Abriß der Geschichte und Literatur derselben. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Diesterweg's, D. W. A. (ord. Prof. der Mathematik a. d. Rhein-Universität), trigonometrische Formeln. (Zu Vorlesungen über analytische Trigonometrie und auch bei trigonometrischen Rechnungen mit Nutzen zu gebrauchen.) Gr. 8. 4 Gr.

Homer's Odyssee, übersetzt von Konrad Schwenk. (Zehnter Gesang als Probe.) 8. Geh. 9 Gr.

Cuvier's Ansichten von der Urwelt. Nach der zweiten Original-Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. J. Nöggerath. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Schlegel, Aug. Wilh. von, Indische Bibliothek. 1sten Bandes 3tes Heft. Gr. 8. 21 Gr.

Inhalt dieses Heftes: VI. Die Einsiedelei des Gandu, nach dem Brahma Purana, von Chezy. VII. De studio etymologico. VIII. Wilsons Wörterbuch. IX. Nachrichten.

Das 4te Heft erscheint gleichfalls in 4—6 Wochen.

Bernd, D. Ch. S. Th., die Verwandtschaft der germanischen und slavischen Sprache mit einander, und zugleich mit der griechischen und römischen. Gr. 8. (In Commission.) 1 Thlr. 4 Gr.

E. Weber, Buchhändler in Bonn.

Von der

Sammlung alt-, nieder- und ober-deutscher Gemälde der Brüder Sulpiz und Melchior Boißerée und Johann Bertram, lithographirt von Johann Nepomuck Strixner. Mit Nachrichten über die altdeutschen Maler von den Besitzern. 48 Hefte in groß Folio.

ist das 3te Heft, enthaltend:

die Verkündigung, von einem Schüler des Meisters Wilhelm von Cöln;
der heilige Christoph, von Johann Hemling;
die Flucht nach Aegypten, von Johann Patenier.

an die Subscribenten versandt und der Subscriptionspreis von 8 Thlr. 8 Gr. für das Heft noch bis zur Erscheinung des 6ten Heftes geltend.

Von den

Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Cöln, mit Ergänzungen, nach dem Entwurf des Meisters, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst und vergleichende Tafeln der vorzüglichsten Denkmäler von Sulpiz Boißerée. 20 Kupfertafeln auf Grande-monde-Papier mit Text. Gr. Folio. 5 Lieferungen.

liegen die, die erste Lieferung ausmachenden 4 Kupfertafeln und zwei der zweiten bei mir in ersten Probedrucken zur Ansicht bereit, zu der ich alle Kunstfreunde einlade, die treff-

liche Ausführung dieses Hauptwerks selbst zu würdigen. An die Subscribenten dürfte die erste Lieferung in einigen Wochen, die zweite zu Michaelis versandt werden. Der Preis jeder Lieferung ist 35 Thlr. baar.

Zugleich empfehle ich das eben fertig gewordene Bild von

Wilhelm, König von Würtemberg (ganze Figur mit Landschaft), gemalt von Schnitzer, lithographirt von J. N. Strixner. Gr. Fol. 5 Thlr.

unbezweifelt eine der gelungensten Leistungen der Lithographie.

Joh. Ambr. Barth.

Es ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Der Olymp,
oder
Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer.
Zum Selbstunterricht für die erwachsene Jugend und angehende Künstler.
Von
A. H. Petiscus, Professor.
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit 48 Kupfern und einer Titelvignette von Ludw. Meyer. 8. 272 Seiten. Sauber geheftet. 1 Thlr. pr. Cour.

Berlin, 1822.
Druck und Verlag von Carl Friedrich Amelang.

Recensent hat bereits bei der Anzeige der ersten Auflage dieses nützlichen und brauchbaren Buches sein Urtheil zu Gunsten desselben ausgesprochen, und findet dasselbe durch diese binnen Jahresfrist nothwendig gewordene zweite Auflage vollkommen gerechtfertiget; daher es hier keiner weitern Empfehlung bedarf. Der Herr Verfasser ist redlich bemüht gewesen, das Ganze durch mancherlei Einfügungen und Zusätze zu erweitern und zu verbessern, und es auf diese Art zu vervollständigen. Recensent stimmt seinem Wunsche, daß es besonders in Schulen eingeführt werden möge, aus voller Ueberzeugung bei; denn zuverlässig würde es den Lehrern als Grundlage zum erweiterten Unterricht in der Mythologie und der Jugend als Leitfaden dabei von Nutzen sein. Der Herr Verleger hat dieser neuen Auflage noch sieben Kupfer hinzugefügt, ohne jedoch den Preis des Buches zu erhöhen.

B—n.

Für Schulen und Lehrer der Geographie.

Bei H. Ph. Petri in Berlin erschien so eben:

Geographische Handtafeln,
ein rechtmäßiger, verbesserter und vermehrter Abdruck der geographischen Wandtafel, als eines Bedarfs für die Märker, Pommern und deren Grenznachbarn.
Mit einem vollständigen Sach- und Namen-Register versehen.
von
Johann Pfeiffer.

4. Sechs Bogen. Preis 4 Gr., in Partieen von 25 Exemplaren 3 Gr.

Der Vorläufer dieses Werkchens, die Wandtafel, hat sich, bei dem starken Absatze, einen Platz in vielen Lehr- und Geschäftszimmern zu verschaffen gewußt. Dieses schon, aber mehr noch die günstigen Erwähnungen, welche sich jener geographische Leitfaden in den Literaturzeitungen, so wie auch in der preuß. Staatszeitung vom 15ten Mai v. J. zu erfreuen hatte, ist hinreichend, jeden auf die aus den besten Quellen berichtigten Handtafeln aufmerksam zu machen, und es folgt hier zur Anempfehlung derselben auszugsweise das Urtheil, welches der seelige Herr Propst Hanstein über die Wandtafel fällte:

„Mit besonderem Vergnügen habe ich mich der gedrängten und klaren Uebersicht gefreut, welche die geographische Wandtafel dem Liebhaber und dem angehenden Schüler der Erdkunde gewährt. Der Bestimmung nach, die der Wandtafel für Elementar- und Bürgerschulen gegeben ist, geben die Tafeln von Europa und den übrigen Welttheilen das Allgemeine; die Tafeln von Deutschland gehen mehr ins Einzelne und ganz besonders sind diejenigen von dem preuß. Staate für den Jüngling und Mann vollständig belehrend, correct und glaubhaft in ihren Angaben. Das Ganze ist ein sehr angenehmes Geschenk für Schulen und den häuslichen Privatunterricht, und wird besonders dem viel beschäftigten Jugendlehrer einen schnellen und sichern Ueberblick wohlthätig erleichtern."

D. und Propst G. A. L. Hanstein.

Herabgesetzter Preis von acht Thalern auf vier Thaler des Taschenbuchs

Minerva
Neunter bis Zwölfter Jahrgang
oder
1817 bis 1820.

Mit Kupfern zu Schiller's dramatischen Werken.
Leipzig, bei Gerhard Fleischer.

Ich erfülle hiermit den so häufig an mich ergangenen Wunsch und setze auch den 9ten bis 12ten Jahrgang der Minerva von acht Thalern auf vier Thaler herab. Diese Jahrgänge enthalten, so wie die vorigen, Kupfer zu Schiller's dramatischen Werken, und der 12te Jahrgang macht den Schluß dieser mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Gallerie.

Die acht ersten Jahrgänge sind gleichfalls noch zu haben, und die sämmtlichen zwölf Jahrgänge mit 106 Kupfern zu Schiller's Werken, von unsern besten Künstlern, nach Zeichnungen von Ramberg bearbeitet, und mit poetischen und prosaischen Aufsätzen unserer geachtetsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen, haben gegenwärtig den sehr geringen Preis von zwölf Thalern, der früher 24 Thlr. gewesen.

Bei dem Verleger, so wie in allen Buchhandlungen, sind dieselben zu erhalten.

So eben wird versandt:

Allgemeine medicinische Annalen für 1822. 5tes Heft. (Preis des Jahrgangs von 12 Heften 6 Thlr. 16 Gr.

Isis von Oken für 1822. 5tes Heft. (Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit vielen Kupfern 8 Thlr.)

Leipzig, den 18ten Juni 1822.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XVIII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bei
Georg Friedrich Heyer
in Gießen
sind zur Jubilate-Messe 1822 folgende neue der Empfehlung würdige Verlags-Bücher herausgekommen, und nun in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

1. Bindernagel (Carl), Sammlung geometrischer Formeln nebst nöthiger Erklärung zur Vereinfachung der rechtwinklichen Parallel-Vermessung und der damit verbundenen Berechnungen. Mit 2 lithographirten Zeichnungen. Gr. 8. 8 Gr. oder 36 Kr.
2. Blumenwitz (Ferd.), Anleitung zum lebendigen Straßenbau durch Weidenzweige. Mit 1 lithographirten Abbildung. Gr. 8. Broch. 4 Gr. oder 18 Kr.
3. Floret's (P. J.), historisch kritische Darstellung der Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogthums Hessen. Gr. 8. Auf ord. Druckpapier 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr., auf weiß Schweizerpap. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.
4. Fritz (D. Joh. Ad.), Versuch einer historisch dogmatischen Entwickelung der Lehre vom Testamente, welches Aeltern unter ihren Kindern errichten. 8. 6 Gr. oder 27 Kr.
5. Gemeinde-Ordnung des Großherzogthums Hessen. 2 Gr. oder 9 Kr.
6. Hüffel (Ludw.), über das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen. Gr. 8. Erster Band. Auf weiß Schweizerpapier 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr., auf ordin. Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.
(Desselben Werkes zweiter Band ist unter der Presse.)
7. Mackeldey (D. Ferdinand), Lehrbuch des heutigen römischen Rechts. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Auf ord. Druckpapier 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr., auf weiß Druckpap. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.
8. Schlez (J. F.), der Denkfreund, ein lehrreiches Lesebuch für Volksschulen. Sechste verbesserte Auflage. 8. 14 Gr. oder 1 Fl. 3 Kr.
9. — — Handbuch für Volksschullehrer über den Denkfreund. 5ter Band. Auch unter dem besondern Titel: Handbuch der Geographie. 1 Thlr. 4 Gr.
10. — — der Kinderfreund, ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8 Gr. oder 36 Kr.
11. — — Parabeln. Mit Vignetten von Gubitz. 12. Auf Velinpapier 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr., auf weiß Schweizerpapier 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr., auf ord. Druckpapier 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.
— — kurzer Abriß der Geographie. 8. 5 Gr. oder 24 Kr.
12. Verhandlungen der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen, von ihr amtlich herausgegeben. 20 Hefte, nebst 4 Heften außerordentlicher Beilagen (und Register). Gr. 8. 1821. 13 Thlr 3 Gr. oder 23 Fl. 36 Kr.
13. Verfassungs-Urkunde, oder Constitution des Grossherzogthums Hessen. In 4. Auf Velinpapier 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr., auf Schweizerpapier 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. In 8. Ord. Papier 3 Gr. oder 12 Kr.
14. Wiedasch (Ernst), die Dialecte der griechischen Sprache, nebst Auszügen aus den Classikern. Ein Lesebuch für die obern Classen in Gymnasien. Zweiter und letzter Theil. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Im Laufe des Sommers erscheint bei mir eine Originalausgabe

der sämmtlichen Werke Napoleons,

aus ächten Quellen geschöpft; und zwar solchergestalt, daß die Erscheinung derselben hier in Berlin an dem nämlichen Tage statt haben wird, an welchem das pariser Haus: Brüder Bossange, die ursprünglichen Verleger, von denen mir der Verlag für Deutschland und den ganzen Norden von Europa ausschließlich übertragen worden, solche in Paris ausgibt.

Die erste Abtheilung in vier Bänden führt den besondern Titel:

Mémoires pour servir à l'histoire de France par Napoléon.

Der 1ste und 2te Band werden enthalten: Siège de Toulon — 18me Brumaire — Bataille de Marengo et de Jena — Machine infernale — Duc d'Enghien — Conspiration de Georges, Pichegru etc. — Affaire du général Moreau etc. etc.; der 3te und 4te Band: Campagnes d'Allemagne 1799, 1800.

Jeder Band wird etwa 1½ Alphabet stark. Der Inhalt besteht meistens aus ungedruckten Aufsätzen von Napoleons eigner Hand, und über die Originalität darf um so weniger ein Zweifel aufkommen, als die Herren Bossange sich contractmäßig verpflichtet haben, mir alle meine sehr bedeutenden Leistungen zu erstatten, wenn das Gegentheil auf eine überzeugende Weise dargethan werden sollte.

Zugleich erscheint:

Manuscrit de 1814
par Fain
(secrétaire intime de Napoléon),

welches auf Napoleons Befehl verfaßt und von ihm selbst durchgesehen, ergänzt und verbessert worden. Die Glaubwürdigkeit desselben wird vom Grafen Montholon öffentlich bezeugt und dadurch jedes Mißtrauen beseitigt werden.

Beide Werke werden zugleich in der Ursprache und in einer sorgfältigen deutschen, mit Anmerkungen begleiteten Uebersetzung, von einem geschätzten Schriftsteller und Manne vom Fach, ausgegeben werden.

Es werden verschiedene Ausgaben veranstaltet, deren Preise, sowol vom Original als von der Uebersetzung, ungefähr folgende sein dürften:

auf weißem Druckpapier 10 Thlr., auf Schreibpapier 12 Thlr., auf Velinpapier 18 Thlr.;

vom Manuscrit de 1814: weiß Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr., Schreibpapier 3 Thlr., Velinpapier 4 Thlr. 12 Gr.

Berlin, im Juni 1822.

G. Reimer.

Neue Verlagsmusikalien von S. A. Steiner et Comp. in Wien, welche in allen guten Musikhandlungen zu haben sind und in Leipzig für Rechnung der Verleger von C. F. Whistling ausgeliefert werden.

(Die Preise in Conventionsmünze.)

Gesangmusik:

Mosel (J. F. v.), 3 Hymnen von M. v. Collin, 4stimmig mit Orchester. Partitur. 4 Fl. 30 Kr.

Stadler (Abbé), die Liebe, von Stolberg, für 1 Singstimme mit Pfte. 30 Kr.

Sammlung komischer Theatergesänge aus dem Theater in der Leopoldstadt in Wien mit Pfte. Nr. 7—14. 3 Fl. 50 Kr. (Auch einzeln zu haben.)

Theaterjournal für Gesang mit Pfte. Nr. 38—94. 25 Fl. 30 Kr. (Auch einzeln zu haben.)

Für die Violine:

Krommer (F.), 3 Quartetten für 2 Violinen, Viola und Violoncelle. Op. 103. Nr. 1, 2, 3. à 2 Fl.

Für das Pianoforte:

Adler (G.), Var. p. Pf seul. Oe. 2. 4. à 1 Fl.

— — Sonate p. Pf. et Violon. Oe. 3. 1 Fl.

Assmayer (J.), Adagio und Allegro, leicht und angenehm 4händig, f. Pf Op. 23. 30 Kr.

— — Einleit. und Polonaise, leicht und angenehm, 4händig, f. Pf. Op. 24. 30 Kr.

— — 25 Handstücke, leicht und angenehm f. Pfte. Op. 25, 6 Lieferungen. à 30 Kr.

Czerny (C.), Var. brillantes p. Pfte. Oe. 14. 1 Fl.

— — Rondeau brillant sur un Menuet favori p. Pf. Oe. 17. 1 Fl.

Haslinger (T.), die dankbare Jugend, Concertino f. Pfte. 4händig, mit Violine und Veelle. (Jugendfreund, Nr. 25.) 2 Fl.

Hummel (J. N.), grosses Quintett f. Pf., Violine, Viola, Veelle und Contrabass. Op. 87. 4 Fl.

— — dasselbe für 2 Pfte vom Autor eingerichtet. 3 Fl.

Leidesdorf (M. J.), Persévérance, Sonate p. Pf. Oe. 132. 2 Fl.

Mayseder (J.), Var. in F, f. Pfte Op. 25. 45 Kr.

Moscheles (J.), Introduction et Rondeau sur une Barcarole venetienne p. Pf. 45 Kr.

Pixis (J. P.), Ouverture zur Oper: Der Zauberspruch. f. Pfte. 45 Kr.

— — dieselbe Ouverture, 4händig, f. Pf. 1 Fl. 30 Kr.

Reissiger (G.), le Désir, Rondeau passionné p. Pf. 1 Fl.

Spontini, Olympia, Oper f. Pf., ohne Text, arr. von Leidesdorf. 2 Fl. 30 Kr.

— — dieselbe 4händig f. Pf., ohne Text, arr. von demselben. 4 Fl.

Weber (C. M. v.), der Freischütz, Oper, f. Pf., ohne Text, arr. von Leidesdorf. Vollständige Ausgabe. 4 Fl. 30 Kr.

— — Ouverture daraus f. Pfte. 45 Kr.

— — dieselbe Ouverture, 4händig f. Pfte. 1 Fl.

Worzischek (J. H.), Rondo f. Pf. und Violine. Op. 8. In A. 2 Fl.

Neue Schrift über Griechenland.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Griechenland in seinen Verhältnissen zu Europa, von Herrn de Pradt, frei nach dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von D. Fr. Ludw. Lindner. Stuttgart, bei Metzler. Gr. 8. Geh. 1 Fl. 24 Kr. oder 18 Gr.

Diese gehaltvolle Schrift nimmt die Theilnahme der Leser in einer Zeit, wo ganz Europa durch die Sache der Griechen beschäftigt ist, in hohem Grade in Anspruch; sie enthält die klarste Darstellung der europäischen Interessen, in Beziehung auf die große Angelegenheit, wie solche noch in keiner frühern Schrift versucht worden. Der Uebersetzer hat der Arbeit des berühmten französischen Publicisten durch zahlreiche, über die griechischen Verhältnisse belehrende Zusätze und zeitgemäße Anmerkungen noch einen höhern Werth gegeben und sie dadurch fast zu einer Originalschrift gemacht. Daß übrigens überall würdevolle Freimüthigkeit mit der den europäischen Verhältnissen schuldigen Rücksicht verbunden worden, dafür bürgen die Namen des Verfassers und des deutschen Bearbeiters. — Die Verlagshandlung hat sich bemüht, durch typographischen Aufwand ihrer Seits die Würde des Gegenstandes zu ehren.

Nachricht für Theologen.

Bail's Archiv für die Pastoralwissenschaft, theoretischen und praktischen Inhalts, 4ter Theil; oder neues Archiv u. s. w., 1ster Band, herausgegeben von Brescius, D. Mezel und D. Spieker. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieser neue Band des nach Bail's Tode von den genannten Herausgebern fortgesetzten Archivs ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Es verdient derselbe, wegen der Reichhaltigkeit seines Inhaltes, allen Theologen empfohlen zu werden.

Wilhelmi, D. F., die Lehre von der Erlösung des Menschen durch den Tod Christi, in einer neuen Art und zur Erbauung für Christen aus allen Confessionen, in Passionsbetrachtungen dargestellt. Gr. 8. 14 Gr.

Auch dieses Werkchen ist vor kurzem erschienen und in den Buchhandlungen zu haben; es wird dasselbe zugleich als eine zweckmäßige Erbauungsschrift empfohlen.

Darnmann in Züllichau.

Neue Bücher, welche bei Phil. Krüll in Landshut erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Aschenbrenner, M., Betrachtungen über vorzügliche Gegenstände im Staatsleben. Gr. 8. 20 Gr.

Dictirübungen nach den Regeln der Orthographie geordnet, nebst einem Dictir-Surrogat für Volksschulen. Ein Hand- und auch Lesebuch für Elementarschüler, von dem Verfasser der Hausaufgaben. 8. 3 Gr.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereier, 1stes Bändchen. Gr. 12. 3 Gr.

Oberndorfer, J. A., System der Nationalökonomie, aus der Natur des Nationallebens entwickelt. Gr. 8. 2 Thlr.

Sailer, J. M., P. B. Zimmer's kurzgefaßte Biographie und ausführliche Darstellung seiner Wissenschaft; mit dem Bildnisse des Verblichenen. Gr. 8. 16 Gr.

Spangenberg, E., über die sittliche und bürgerliche Besserung der Verbrecher, mittelst des Pönitentiarsystems, als den einzigen zulässigen Zweck jeder Strafe; und über die Unzweckmäßigkeit der frühern Straftheorien, namentlich der Abschreckungstheorie, in ihrer praktischen Anwendung. Frei nach dem Englischen. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereier. 2te verbesserte Auflage. Gr. 12. 3 Gr.

Bei Petri in Berlin erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neues Museum
des Witzes, der Laune und der Satyre.
Mit Beiträgen von M. Cunow, Jocosus Fatalis, Haug, K. Locusta, K. Müchler, J. Regiomontanus, J. D. Symansky und Anderen.
Herausgegeben
von
H. Ph. Petri.

Erster Band, bestehend aus 4 Heften. Mit Kupfern. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt des zweiten Heftes:

1. Die Revue beim Städtchen Knallburg. 2. Eröffnungsrede im Bachus-Clubb. 3. Der neue Kirchenbau in der Mode. 4. Die verunglückte Schaudergeschichte. 5. Recept zu einem Hofschranzen. 6. Betrachtungen in der Kirche. 7. Ungleiche Ansicht. 8. Aphorismen von den Beweiskräften des Metalles. 9. Die Prüfung. 10. Der Abbé in der Säule. 11. Alexis Piron. 12. Miscellen.

Bei mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cuvier's Ansichten von der Urwelt.
Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. J. Nöggerath. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Alles, was die Erforschung des Baues der Erdfeste, die organischen Reste früherer Erdperioden, die Sage und Geschichte der ältesten Völker, ihre hinterlassenen Denkmäler u. s. w. zur Deutung der Urgeschichte unseres Planeten bieten können, findet sich in dieser Schrift nach den Hauptmomenten zusammengefaßt und mit interessanten Folgerungen begleitet. Schon nach der ersten Originalauflage ward dieselbe in vier Sprachen übersetzt; in die englische sogar viermal. Durch die gegenwärtige Verdeutschung dieses für den Natur- und Geschichtsforscher, für den Theologen, Anatomen und Astronomen, so wie für jeden Gebildeten, gleich wichtigen Werkes ist daher einem wahren Bedürfnisse abgeholfen worden. Die reichhaltigen und belehrenden Anmerkungen des Herrn Uebersetzers, so wie die ebenfalls beigefügten wichtigen Bemerkungen des Herrn Prof. von Münchow, wird jeder Leser als eine sehr willkommene Zugabe erkennen.

E. Weber, Buchhändler in Bonn.

Neue Verlags-Werke von J. Lintz, Buchhändler in Trier. Neugasse, Nr. 408.

Triers Vergangenheit und Gegenwart, ein historisch-topographisches Gemälde, von Th. v. Haupt, 2 Theile.

1ster Theil unter dem Titel:

Panorama von Trier, ord. Papier 21 Gr., weiß Papier 1 Thlr.

2ter Theil:

Triersches Zeitbuch vom Jahr 58 vor Christi Geburt bis zum Jahr Chr. 1821. Ord. Papier 14 Gr., weiß Papier 16 Gr.

---

24 Ansichten der vorzüglichsten öffentlichen Gebäude, Kirchen, Monumente der Vorzeit Triers, so wie seiner malerischen Umgebungen, gezeichnet von Herrn Habicht, Sohn, lithographirt von Sussenbett, mit einem Plane der Stadt, in Quer-Folio.

Alle Blätter sind gezeichnet und 8 wirklich abgedruckt; an den übrigen wird ununterbrochen gearbeitet. Subscription ohne Vorausbezahlung wird angenommen, und die Liste der Herren Subscribenten wird der 2ten Lieferung beigefügt werden; dieselben erhalten die besten Abdrücke, und da der Preis sich noch nicht genau bestimmen läßt, die Versicherung, daß sie wenigstens 10 p.C. weniger bezahlen werden, als der nachherige Ladenpreis sein wird.

Es ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neue kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre
zum Selbstunterricht und für Schulen.
Nebst
einer kurzen Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, Briefen und Titulaturen.
Von M. Joh. Christoph Vollbeding.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Berlin, 1822.
Druck und Verlag von Carl Friedrich Amelang.
8. 12 Gr. preuß. Cour.

Unter den mancherlei Schriften, durch welche der rühmlichst bekannte Herr Verfasser sich um die Reinigung und Vervollkommnung unserer Muttersprache nicht geringe Verdienste erworben hat, nimmt das oben angezeigte Buch nicht die letzte Stelle ein; es wird vielmehr unter der Legion von größern und kleinern deutschen Sprachlehren stets einen ehrenvollen Platz behaupten. Mit vollem Rechte sagt der

Verfasser in der lesenswerthen Vorrede, daß er nicht ohne gewissenhaften Fleiß und sorgfältige Aufmerksamkeit bemüht gewesen sei, die Grundsätze unserer so reichen, ausgebildeten, biegsamen und kraftvollen Sprache faßlich und einleuchtend darzustellen, — den eigenthümlichen Geist der Sprache zu erfassen, — dabei auch Fremdartiges und Sprachwidriges zu rügen. Die Bedürfnisse und Fähigkeiten der Ungeübten fordern weiter nichts als kurze Uebersicht der Sprache — faßliche auf die meisten und wichtigsten Fälle sich erstreckende Regeln und wenige, aber treffende und einleuchtende Beispiele. Daher hat der einsichtsvolle Verfasser da, wo es der Deutlichkeit unbeschadet geschehen konnte, alles Weitläufige vermieden und sich blos, mit Auswahl des Nützlichern, Einfachern und Klarern, auf dasjenige in zusammenhängender Kürze beschränkt, was als Vorkenntniß zur Verständlichkeit und Anwendung der Regeln der Sprache unfehlbar führen kann. — Indessen wird hier nicht blos der Ungeübte seine volle Befriedigung finden; sondern auch derjenige, welcher es schon zu einer gewissen Fertigkeit im Deutschen gebracht hat, wird über zweifelhafte Fälle manches Belehrende in diesem Buche finden und sich daraus Rath holen können. — Besonders zu empfehlen ist noch der Anhang, welcher eine kurze Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, Briefen und Titulaturen enthält, und, seiner Kürze ungeachtet, allen Anforderungen Genüge leistet, die man daran zu machen das Recht hat.

Eine weitere Anpreisung dieses nützlichen Buches, das sich auch besonders für den Unterricht in Schulen eignet, würde überflüssig sein, da die binnen kurzer Zeit nothwendig gewordene zweite Auflage, die mit Recht eine vermehrte und verbesserte genannt werden kann, der beste Beweis von der Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit desselben ist.

F.....g.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geschichte der Päpste,
von Errichtung des heiligen Stuhls bis auf unsere neueste Zeit.
Von Fr. S. Heyne.
1822. In Umschlag brochirt. 1 Thlr.

Obschon die Geschichte der Päpste im abgeflossenen Jahrhundert mehrere Bearbeiter gefunden, welche diesen wichtigen Gegenstand theilweise mit vieler Umsicht und umfassend, aber auch mit vieler Weitläufigkeit und Umständlichkeit behandelt haben, so dürfte doch ein Buch, welches zwar nur in einem Bande die Hauptbegebenheiten, den Papst und die Kirche betreffend, in gedrängter Darstellung liefert, den Freunden der Geschichte überhaupt und insbesondere jenen willkommen sein, welche vorzugsweise Religions- und kirchliche Angelegenheiten mit historischem Interesse betrachten. Einen vorzüglichen Werth aber hofft der Verfasser dem Buche durch die Beifügung von Tabellen mitgetheilt zu haben, welche, in sechs Rubriken getheilt, das Gleichzeitige eines jeden Jahrhunderts von der Gründung unserer Religion bis auf die neueste Zeit, die Namen und Reihenfolge der Päpste und Kaiser, die wichtigsten Begebenheiten aus der Weltgeschichte, die Streitigkeiten in Religions- und Glaubenssachen, Religionsschwärmerei, die Namen der Ketzer, Irrlehrer, welche diese veranlaßt u. s. w., gleichsam in einem Bilde vereinigt, den Leser lebendig vor die Augen stellen.

An alle Buchhandlungen ist versandt worden:

Prof. J. A. Eisenmann's Lehrbuch der allgemeinen Geographie nach den neuesten Bestimmungen. Zweite berichtigte Auflage. Gr. 8. München 1822, bei Fleischmann. 1 Thlr. 4 Gr.

Ausgezeichnet durch Anlage, Ausführung und Zweckmäßigkeit, wurde diese Geographie bald allgemeines Schulbuch und die erste Auflage daher schnell vergriffen. Diese so eben erschienene zweite Auflage, welche an Vollkommenheit ungemein gewonnen hat, kann Referent allen Lehrern der Geographie unbedingt als eines der zweckmäßigsten Handbücher empfehlen, da er bei seinem Unterrichte die beste Gelegenheit hatte, sich von der vorzüglichen Brauchbarkeit derselben vollkommen zu überzeugen. W.

Bei A. Rücker in Berlin ist erschienen und für 16 Gr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der vollkommene Conditor, oder Anweisung, alle Arten Zuckerwerk, Macaronen, Dragées, Pastillen, Marcipan, Conserven, Marmeladen, Compots, Gelées, Marsellen, Fruchtsäfte, Gefrornes, desgleichen feines Backwerk und Pasteten zu verfertigen; Früchte in Zucker oder Branntwein einzumachen, Liqueurs, Cremes, Huiles und Ratafias zu destilliren; auch Chocolate, Kaffe, Thee, Bavaroise, Limonade, Orgeade, Citronelle, Sorbets, Punsch, Cardinal und Bischof zu bereiten. Von Franz Seebach, Hof-Conditor. Mit 3 lithographischen Zeichnungen. Nach dem Französischen. 8.

Dieses nützliche Werk, welches in der Ursprache bereits 6 Auflagen erlebt hat, zeichnet sich besonders dadurch aus: daß die mitgetheilten Recepte deutlich vorgetragen und leicht zu bereiten sind. Da der Nachtisch mit zu den vorzüglichsten Freuden der Tafel gehört, so wird diese Anweisung, welche ihn in angenehmen Formen schmackhaft und nicht kostspielig zu bereiten lehrt, gewiß allen Frauen höchst willkommen und selbst für Männer vom Fach lehrreich sein.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Neue
Kleine Plaudereien
für Kinder
von
J. A. C. Löhr.
2 Bände. Mit einem illum. Titelkupfer.
Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
2 Thlr.

Sie sind im Geist und Ton der ältern, die sich in der wandelnden und wechselnden Zeit so lange im Werth erhalten haben, dem Wunsche sehr vieler Kinderfreunde zu Folge, geschrieben, um, wie die frühern, Herz und reines Gefühl zu bilden, ohne jedoch den Geist leer zu lassen. Da diese letztern allen Freunden der Jugend und auch diese neuern selbst schon im Auslande bekannt sind, so bedarf es blos dieser Anzeige.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XIX. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Endesunterzeichneter arbeitet fortgesetzt an einem bereits früher angekündigten literarischen Handbuche:

Die deutschen Schriftstellerinnen des Neunzehnten Jahrhunderts,

oder

Verzeichniß der jetztlebenden und seit dem Jahr 1800 verstorbenen Schriftstellerinnen Deutschlands, mit biographischen Notizen und Angabe ihrer Schriften,

wovon, durch die Unterstützung der geachtetsten Gelehrten und Bibliotheken der verdientesten Schriftstellerinnen selbst, der erste Theil, zum Theil weitläufige Notizen enthaltend, bereits dem Druck übergeben ist und in wenigen Monaten erscheinen wird; — auch die Materialien zu dem 2ten Bande, der das Werk mit einigen Nachträgen schließt und wenigstens binnen Jahresfrist folgt, sind schon zum großen Theil ausgearbeitet. Der Verfasser, der diesem Werke die möglichste Vollkommenheit zu geben wünscht, wiederholt seine angelegentlichste Bitte an Freunde der Literatur und die Schriftstellerinnen selbst, um gütige Mittheilungen; und erklärt nochmals vorläufig, zu Vermeidung aller Mißverständnisse seines Zwecks, daß er weder lange Biographieen, noch Nachrichten von, für das Publicum nicht geeigneten Privatverhältnissen, sondern nur Mittheilungen über Geburtstag und Jahr, Wohnort, Namen des Vaters, Verheirathung und merkwürdigste Lebensereignisse, besonders solche, die auf die geistige Bildung Bezug haben, und ein vollständiges Verzeichniß der Schriften, auch der Beiträge in Zeitschriften, mit Angabe des Verlagsorts und Jahres, auch ob sie anonym erschienen? wünscht; — jede Kritik aber von seinem Plan ausgeschlossen bleibt. — Die Erfüllung seiner Bitte in unfrankirten Briefen wird ihn zu dem innigsten Danke verpflichten.

Schönbrunn bei Görlitz in der Ober-Lausitz, im Juni 1822.

Carl Wilh. Otto Aug. von Schindel,
auf Schönbrunn, Techritz, Landesältester des Fürstenthums Görlitz im Marggth. Ober-Lausitz, Präsident der Ober-Lausitz. Gesellschaft der Wissenschaften.

Obiges Werk wird in meinem Verlage erscheinen und der erste Band zu Michaelis ausgegeben werden.

Leipzig, den 1sten Juli 1822.

F. A. Brockhaus.

Neue Verlags- und Commissions-Bücher von J. G. Heubner in Wien, welche zur Ostermesse 1822 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Commentatio historica, qua, quantum linguarum Orientalium studia Austriae debeant, exponitur. Pars I. 4. maj. Vindobonae, J. G. Heubner (in Commission). 4 Gr. oder 18 Kr. rhein.

Geist der Zeit. Ein Journal für Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur. 12. Jahrgang 1822. 12 Hefte. Gr. 8. Wien, J. G. Heubner. 6 Thlr. oder 10 Fl. 48 Kr. rhein.

Giftschütz, C., Sammlung verschiedener Gedichte zum Gebrauche für die gewöhnlichen Gedächtniß- und Vortragsuebungen in deutschen Schulen, mit Anmerkungen. Nebst einer kurzen Vorerinnerung über die vorzüglichsten Eigenheiten des Versbaues. 1stes Bändchen. 5te verbesserte und vermehrte Auflage. 12. Wien, J. G. Heubner. 10 Gr. oder 45 Kr. rhein.

Glatz, J., Trostbuch für Leidende. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 1 Titelkupfer. Gr. 8. Wien, J. G. Heubner. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

— — dasselbe auf Schreibpapier 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr. rhein.

Handbuch der französischen Sprache, nach ihren Redetheilen bearbeitet, vorzüglich für diejenigen, welche diese Sprache ohne Lehrer erlernen wollen. Gr. 8. Wien, J. G. Heubner 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr. rhein.

Handbuch der italienischen Sprache, nach ihren Redetheilen bearbeitet, vorzüglich für diejenigen, welche diese Sprache ohne Lehrer erlernen wollen. Gr. 8. Drei Abtheilungen in zwei Bänden. Wien, J. G. Heubner. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl. rhein.

Hildenbrand, Val. Nob. ab, Institutiones practico medicae, edidit, redegit ac propriis lectionibus adcomodavit filius Fr. Nob. ab Hildenbrand. T. III. 8. maj. Viennae, J. G. Heubner. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl. rhein.

Salis, C. A. Freiherrn v., Lehrbuch der Mathematik für Militairschulen und zum Selbstunterricht. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Lehrbuch der theoretischen und praktischen Geometrie für Militairschulen und zum Selbstunterricht. Mit 6 Kupfern. Gr. 8. Wien, J. G. Heubner. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr. rhein.

Schels, J. B., Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates. Fünfter Band. Gr. 8. Wien, J. G. Heubner. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr. rhein.

Schwarzer, Dr. A. Cl., Handbuch der Geburtshülfe für Hebammen. Gr. 8. Wien, J. G. Heubner. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl. rhein.

Stoll, Maxim., Aphorismi de cognoscendis et curandis febribus. Editio secunda. 8. Vindobonae, J. G. Heubner. (Wird Ende Juli d. J. fertig.)

Stransky, Dr. C. J., Tractatus de St. Viti Chorea. 8. maj. Vindobonae, J. G. Heubner (in Commission). 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr. rhein.

Trautmann, L., Versuch einer wissenschaftlichen Anleitung zum Studium der Landwirthschaftslehre. Zwei Theile. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Wien, J. G. Heubner. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr. rhein.

Ugazy, B. M., vollständige, auf Versuche und Erfahrung gegründete Abhandlung über den Anbau der Getreidesamen, hinsichtlich der ihnen zuträglichen Tiefe und des Flächenraums, in welchem sie zuverlässig gedeihen und zum höch-

sten Ertrag gebracht werden. Nebst Anweisung zur Auswahl derjenigen Ackerwerkzeuge, mittelst welcher die Cerealien mehr systematisch der Erde übergeben und dem häufigen Verderben der Saamenkörner möglichst vorgebeugt werden kann. Mit Tabellen und drei Kupfern. Gr. 8. Wien, J. G. Heubner (in Commission). 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

Verhandlungen und Aufsätze der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark. Erstes bis achtes Heft. Mit Kupfern und lithographischen Abbildungen. 8. Grätz. Wien, J. G. Heubner (in Commission). 5 Thlr. 16 Gr. oder 10 Fl. 12 Kr. rhein.

Zeitschrift, österreichisch-militairische, 1822. Zwölf Hefte. Gr. 8. Wien, J. G. Heubner (in Commission). 8 Thlr. oder 14 Fl. 24 Kr. rhein.

Anzeige für Gymnasien, Schulen und Seminarien.

Hientzsch, J. G., Sammlung drei- und vierstimmiger Gesänge, Lieder, Motetten und Choräle für Männerstimmen, von verschiedenen Componisten. Erstes Heft. Quer Folio. Züllichau, Darnmann. 14 Gr.

Eben so wie die frühern ähnlichen Sammlungen des Herausgebers mit verdientem Beifall aufgenommen wurden, wird auch diese sich desselben zu erfreuen haben.

Sintenis, Gradus ad Parnassum, sive promtuarium prosodicum, syllabarum latinarum quantitatem, et synonymorum, epithetorum, phrasium, descriptionum ac comparationum poeticarum copiam continens, et in usum juventutis schol. editam. Correctum et auctum a Dr. O. M. Müller. 2 Tomi. 8. Züllichaviae, Darnmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese neue vom Director D. Müller, Herausgeber von Ciceronis de oratore libri tres, von C. C. Sallustii Catilina et Jugurtha etc. verbesserte Ausgabe des in so vielen Gymnasien und Schulen eingeführten Werks wird gewiß allen denen, die davon Gebrauch machen können, willkommen seyn. Druck und Papier ist gut. Der Preis sehr mäßig.

Es ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Hersiliens Lebensmorgen,
oder
Jugendgeschichte eines geprüften und frommen Mädchens.
Ein Buch für Jungfrauen von F. P. Wilmsen.
Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage.
Mit Titelkupfer und Vignette. 8. Sauber geheftet.
1 Thlr. preuß. Cour.

Berlin, 1822. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.

Herr Prediger Wilmsen, gleich achtbar als Kanzelredner und als Jugend-Schriftsteller, liefert hier ein Andachtsbuch für jüngere und erwachsene Mädchen, und zwar in historischer Form. Die Wahrheiten und Segnungen der Religion, in ihrem Einflusse und in ihrer Wirksamkeit auf das Leben, sind hier in der Geschichte eines jungen Mädchens, welches lange mit Leichtsinn und mit Eitelkeit zu kämpfen hatte, beinahe untergelegen wäre und endlich durch Freundschaft, Religion und Liebe gerettet wurde, kräftig und einfach in ihrem unschätzbaren Werthe dargestellt, und werden sich so den jugendlichen Seelen tiefer einprägen, sich mehr des Herzens bemächtigen und selbst dem Verstande besser einleuchten, als in einer blos lehrenden Darstellung. So einfach und prunklos Hersiliens Jugendgeschichte auch ist, so anziehend hat sie doch der Verfasser zu machen gewußt, so daß sie selbst auch den Leserinnen Vergnügen gewähren wird. Möchten doch alle Aeltern, denen das Wohl ihrer Töchter am Herzen liegt, ihnen dieses Buch zu der Zeit, wo sie den Religionsunterricht zu besuchen anfangen, in die Hand geben, da diese Jahre gerade es sind, wo Leichtsinn und Eitelkeit das weibliche Gemüth in Anspruch nehmen und es so leicht von der Bahn der Tugend ablenken! — In dieser neuen Auflage, welche ein Beweis von dem Beifalle ist, den das Buch gefunden, hat der würdige Verfasser mit Sorgfalt und Fleiß gefeilt und umgearbeitet, wo es ihm nöthig schien, erweitert und berichtigt, so daß er seinen Zweck nun vollständiger erreicht zu haben hoffen darf. — Sehr schätzenswerth ist der Anhang, der bei dieser neuen Auflage unter der Aufschrift: Hersiliens Blumenlese, hinzugekommen ist. Er enthält, von S. 249 bis 366 eine treffliche Auswahl religiöser und ernsthafter Gedichte aus den Werken unserer gefeiertesten Schriftsteller, eines Klopstock, Wieland, Herder u. s. w. — Das saubere Titelkupfer von Meno Haas stellt Hersilien auf dem Sterbebette und die Titelvignette ihr Bildniß dar.

B***n.

So eben wird fertig:

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Reihe. Nr. VIII (womit der 2te Band geschlossen). (Redakteur D. Friedr. Cramer.) Gr. 8. Geh. 178 S. 1 Thlr. auf Druckpap. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Nr. I—VII neuer Reihe kosten ebenfalls 1 Thlr. und 1 Thlr. 12 Gr. — Die 24 Hefte erster Reihe werden zusammen im herabgesetzten Preise zu 16 Thlr. auf Druckpap. und 24 Thlr. auf Schreibpapier erlassen. Einzeln kostet jedes Heft 1 Thlr. und 1 Thlr. 12 Gr

Inhalt von Nr. VIII:

Ludwig XVIII., König von Frankreich. — Simon Bolivar, Präsident des Freistaates von Columbia.

Leipzig, den 15ten Juni 1822.

F. A. Brockhaus.

Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, für die Geschäfts- und Lesewelt. Von D. Theodor Heinsius, ordentlichem Professor am Berlinisch-Köllnischen Gymnasium. Vierter Band. S—Z. Hannover, in der Hahn'schen Hof-Buchhandlung.

Beim Erscheinen des 4ten und letzten Bandes des obigen klassischen Werks dürfen die Verleger ihre Freude ausdrucken, ein Unternehmen glücklich vollendet zu sehen, an welchem die ganze deutsche Nation ein, ihrer würdiges Interesse schon vielseitig bewiesen hat. Auf dem Wege der öffentlichen Kritik ist die Ausdauer und Einsicht des Verfassers allgemein geschätzt und anerkannt. Denn glücklich hat er die Aufgabe

gelöset, den ganzen reichen Sprachschatz der Deutschen, aus allen Gegenden, aus einheimischen und fremden Quellen alter und neuer Zeit, zu sammeln, und allen Ständen des gemeinsamen Vaterlandes, im Gebiete des höhern und niedern Wissens, im praktischen Leben des Umgangs, in der Welt der Geschäfte, wie der Schriftsteller und Dichter, ein sicherer Führer zu werden. Die Verdienste des Herrn Professor Heinsius sind daher auch selbst in den höheren Kreisen deutscher Geschäftswelt durch officielle Empfehlung seines Wörterbuchs gewürdigt worden. Dies beweist vor allen das ehrende Urtheil, welches das königlich preußische Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in einem empfehlenden Umlaufschreiben an sämmtliche königl. Regierungen, vom 16ten Sept. 1820, über dieses Wörterbuch gefällt hat. Denn, indem dort gesagt wird: „daß dieses Werk Vollständigkeit mit Kürze verbinde, daß es allenthalben zweckmäßig den Unterschied der Synonymen angebe, daß es die Stelle eines Verdeutschungswörterbuchs und die eines technologischen Wörterbuchs vertrete," kann die Eigenthümlichkeit und Brauchbarkeit des Werks für Gelehrte, Beamte, Geschäftsmänner, Kaufleute, Technologen und Leser aus allen Classen nicht bestimmter und treffender bezeichnet werden, als es in jenem hohen Umlaufschreiben geschehen ist. Der, nach der gegenwärtigen Lage des Buchhandels, sehr wohlfeile Preis des Ganzen kommt hinzu, um dasselbe, als eine Bereicherung deutscher Literatur, allgemein zugänglich zu machen; denn die 353 Bogen der 4 Theile des Werks, in groß Lexicon-Format, kosten bei einem compressen, aber deutlichen und anständigen Druck in dem noch vorerst fortbestehenden geringen Pränumerationspreise nicht mehr als 10 Thlr. auf Druckpapier, mithin wird jeder Bogen den Käufern nicht höher, als ungefähr auf acht Pfennige zu stehen kommen; die bessere Ausgabe auf Schreibpapier kostet nur 13 Thlr. 8 Gr.

Nachricht für Tabaksfabricanten, Oekonomen u. s. w.

Tnuchy, L., Handbuch der Tabaksfabrication, oder Anweisung zur sichersten und wohlfeilsten Bereitung aller in- und ausländischen Sorten von Rauch- und Schnupftabaken, nach den neuesten Entdeckungen und vieljährigen eigenen Erfahrungen, nebst Anleitung zu Bereitung aller dazu erforderlichen Saucen. Von Behandlung der rohen Blättertabake, dem Handel, welcher damit getrieben wird, und von welchen Handelsplätzen sie am vortheilhaftesten zu beziehen sind. Auch wie man alle bei der Tabakssaucirung erforderliche Ingredienzien genau kennen lernen und alle dazu benöthigte einfache und zusammengesetzte Präparate auf die wohlfeilste und beste Manier selbst bereiten könne. Nebst einem Anhange über den Tabaksbau. Mit einer illuminirten Kupfertafel. 8. Züllichau, Darnmann. 2 Thlr.

Die früheren Schriften des Verfassers über einzelne Gegenstände der Tabaksfabrication sind mit verdientem Beifalle aufgenommen worden, und es hat derselbe den vielfältig an ihn ergangenen Aufforderungen, ein vollständiges Handbuch der Tabakefabrication zu liefern, in vorliegendem Werke nunmehr ein Genüge geleistet.

Durch J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist so eben an alle Buchhandlungen versandt worden:

Oesterreichisch militairische Zeitschrift.
Das
sechste Heft
für
das Jahr 1822.
Enthaltend:

Die Schlacht von Austerlitz; am 2'en December 1805. Mit dem Plane der Schlacht. — Winterfeldzug in Baiern im Jahre 1745. — Literatur. — Neueste Militairveränderungen.

Ferner ist daselbst erschienen:

Geist der Zeit.
Ein Journal
für
Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur.
Das
sechste Heft
für
das Jahr 1822.
Enthaltend:

Aus Alexander Autran's ungedrucktem Tagebuche seiner Reise nach Odessa durch Syrien und Aegypten, im Jahr 1819 (Fortsetzung). — Bruchstücke aus des Capitain G. F. Lyon Reise im nördlichen Africa, in den Jahren 1818, 1819 und 1820 — Aus dem Tagebuche eines fremden Freiwilligen bei der österreichischen Armee, während des Feldzuges gegen Neapel im Jahre 1821.

Bei Enslin in Berlin sind so eben folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blumensprache, die, oder Bedeutung der Blumen nach orientalischer Art; mit 1 illumin. Kupfer. 6te Auflage. 12 Brosch. 8 Gr.

Feier, gottesdienstliche, bei der am Palmsonntage den 31sten März vollzogenen Vereinigung der beiden zur Dreifaltigkeitskirche gehörenden Gemeinden; enthaltend: 1) Gebet am Altare, gesprochen von D. Marheinecke; 2) Rede am Altare von dem Superintendenten Küster; 3) Predigt von D. Schleiermacher. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Giesecke, J. C., das Gesetz des Herrn, ein Volkserbauungsbuch in gebundener Rede. 8. 8 Gr. Schreibpapier 12 Gr.

Hecker, J. F. C., Geschichte der Heilkunde, nach den Quellen bearbeitet. Erster Band, von den Urzeiten bis Galen. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Hippocratis Aphorismi, ad emendatiorum librorum fidem accurate editi; graece et latine, cum indice Verhoofdiano. 12. Charta membranacea; cartonn. 1 Thlr.

Horn, Franz, die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. Erster Band. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Küster, S. C. G., der christliche Hausaltar, oder Betrachtungen andächtiger Christen in den Morgen- und Abendstunden auf alle Tage im Jahre; aus den Werken der vorzüglichsten Gottesgelehrten sorgfältig ausgewählt. Zwei Bände, mit dem Bildniß des Herausgeders. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Waage, J. F. T., Gedichte, oder das bunte Sträußchen, gebunden zum Nutzen und Vergnügen deutscher Knaben und Mädchen, ihr Herz zu veredeln und ihnen die Declamationsübungen angenehm zu machen. 8. Broch. 18 Gr.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Humoristische Scenen der Vergangenheit.

In Erzählungen nach wahren Ereignissen des Lebens.

Von D. Fr. Rittler.

1822. In Umschlag geheftet. 20 Gr.

Inhalt: 1. Die Ballnacht. 2. Die übereilte Flucht. 3. Der Beruf zur Bühne. 4. Die Vetterschaft vom Postwagen. 5. Werberschlingen. 6. Eile mit Weile, als Jahrmarktsgeschenk.

Diese in humoristisches Gewand gehüllten Erzählungen, welche, auf wirkliche Begebenheiten gegründet, den Verfasser bei ihrem Vorfalle zum Augenzeugen hatten, werden durch den interessanten Stoff, so wie durch die höchst anziehende Darstellung desselben, den Freunden der schönen Literatur sicher die angenehmsten Stunden gewähren, da die Schilderungen der Charaktere in den handelnden Personen mit der treffendsten Wahrheit entworfen und mit den launigsten Farben ausgeführt sind.

Im Verlage der D. R. Marx'schen Buchhandlung zu Karlsruhe und Baden ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Archiv für standes- und grundherrliche Rechte und Verhältnisse, Geschichte und Statistik, alter und neuer Zeit.

Band I. 3tes Heft.

Inhalt:

I. Denkschrift Sr. Erlaucht des Herrn Grafen Franz zu Erbach-Erbach an die hohe deutsche Bundesversammlung, vom 12ten Juni 1821 u. s. w.

II. Fortsetzung der fürstlich hohenlohischen Denkschrift, und zwar der Protocolle über die Verhandlungen zwischen der königl. würtembergischen Commission und dem fürstlich hohenlohischen Bevollmächtigten.

III. Versuch einer Geschichte des vogteilichen Adels in der Rhein- und Neckarpfalz, und der ursprünglichen Reichsunmittelbarkeit desselben.

IV. Beschluß der fürstl. Löwenstein-Wertheim-Freudenbergischen Denkschrift u. s. w.

V. Beschluß der fürstl. Löwenstein-Wertheim-Rosenbergischen Denkschrift u. s. w.

VI. Beschluß des Commissionsvortrags an die hohe deutsche Bundesversammlung, die Vollziehung des Artikel 14 der deutschen Bundesacte betreffend.

VII. Nachrichten von den Besitzern der Grafschaft Limpurg.

VIII. Die Unterhandlungen mit dem vormaligen unmittelbaren Reichsadel in dem Großherzogthum Baden, seine staatsrechtlichen Verhältnisse betreffend.

IX. Neueste Verhandlungen der hohen deutschen Bundesversammlung, die Vollziehung des Art. 14 der d. B. A. betreffend.

X. Codex diplomaticus.

Mit diesem Hefte schließt der Iste Band. Das 1ste Heft des IIten Bandes ist schon unter der Presse und wird unverzüglich nachfolgen; so wie überhaupt die Veranstaltung getroffen ist, daß die übrigen Hefte des IIten Bandes ununterbrochen erscheinen können.

Der Subscriptionspreis für einen Jahrgang dieses Archivs, welcher aus II Bänden oder 6 Heften besteht, ist 9 Fl. rhein. oder 5 Thaler 15 Gr., der getrennt nicht abgegeben wird.

Die großherzogl. bad. Oberpostamtszeitungsexpedition in Karlsruhe hat die Hauptspedition dieses Archivs übernommen; übrigens nehmen sämmtliche großherzogl. bad. Postämter, so wie alle solide Buchhandlungen in Deutschland desfalls Subscriptionen an. Die Herren Subscribenten werden jedem Hefte vorgedruckt.

Für Leihbibliotheken, Lesecirkel und Literaturfreunde.

In der J. C. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart sind so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Friedrich Weisser's sämmtliche prosaische Werke.

Zweite wohlfeilere Ausgabe.

Sechs Bände.

Mit des Verfassers wohlgetroffenem Bildniß, gestochen von Rist. Octavformat. 10 Fl. oder 5 Thlr. 12 Gr. sächs.

Vielen, denen die vorige Ausgabe dieser Sammlung von Weisser's Erzählungen und vermischten, größtentheils humoristischen und satyrischen Aufsätzen zu theuer war, glauben wir durch die Ankündigung dieser, nur die Hälfte kostenden Ausgabe eine sehr angenehme Nachricht zu geben. Der große Reichthum und die Mannigfaltigkeit dieser Sammlung, verbunden mit dem für 190 sehr elegant gedruckten Bogen äußerst billigen Preise, empfehlen die Anschaffung jedem Freunde der schönen Literatur, und besonders sollte in jeder Leihbibliothek, die den Dank ihrer Leser sich erwerben will, dieses interessante Werk eine Stelle finden.

Die Insel Norderney und ihr Seebad, nach dem gegenwärtigen Standpuncte. Von D. F. W. v. Halem, königl. großbritannisch-hannöverschem Medicinal-Rathe. Mit 3 Kupfern. 8. Cartonnirt. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1 Thlr. 8 Gr.

Curgäste und Reisende erhalten hier eine willkommene Monographie der vielbesuchten Bade-Insel Norderney, so wie solche sich jetzt durch die väterliche Fürsorge des hohen hannöverschen Gouvernements befindet, und zugleich eine Darlegung der Heilkräfte des Nordsee-Wassers in der Umgebung desselben. Um den Reiseweg zu dieser Insel zu bezeichnen, ist ein Abschnitt der Le Coq'schen Charte von Westphalen der Schrift beigefügt worden. Zwei andere Kupfer stellen das Ganze dieses kleinen nordseeischen Eilands dar, von welchem der Verfasser am Schlusse seiner Schilderung, gewiß mit Recht, sagen kann: es ist reizend genug, um einmal gewonnene Freunde stets von neuem wieder anzuziehen, und heilkräftig genug, um jede Curreise mit dem glücklichsten Erfolge zu belohnen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XX. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Mittheilung.

Wenige Tage nach meiner Zurückkunft von meiner jüngst nach Leipzig (und von da auch auf einige Tage nach Halle) gemachten Kunstreise erhielt ich höchst unerwartet ein Schreiben des mir persönlich völlig unbekannten Herrn D. und Prof. F. K. J. Schütz (Gemahls der verdienten Künstlerin Mad. Hendel), worin ich aufgefordert wurde, mich gegen den Herrn Professor in Beziehung auf zwei darin aufgestellte Beschuldigungen zu rechtfertigen.

Die Art, wie diese Aufforderung von dem Herrn Professor an mich ergangen, macht die Beantwortung derselben, meiner Ansicht nach, unthunlich; da demselben aber zuzutrauen, daß er nun sein Versprechen oder seine Drohungen erfüllen werde, so erlaube ich mir, seinen Brief mit diplomatischer Treue öffentlich abdrucken zu lassen, um das Publicum schon in Voraus in Stand zu setzen, über die feine Art, wie der Herr D. und Prof. Friedrich Karl Julius Schütz Lebens- und Kunstverhältnisse zu würdigen gewohnt sein muß, sich ein Urtheil zu bilden.

Die Thatsache aber, welche den Herrn D. und Prof. in so außerordentlichen Zorn gebracht hat, ist keine andere, als daß meine Tochter es im Gedränge der uns knapp zugemessenen Zeit vergessen hatte, einen ihr von Mad. M. in L. an Mad. Schütz mitgegebenen Brief gleich zu überschicken oder selbst zu überbringen, und ihr derselbe erst bei unserer Abreise zugeschickt wurde.

München, den 11ten Juli 1822.

Eßlair.

Schreiben des Herrn D. und Prof. F. K. J. Schütz.

Halle, den 28sten Juni 1822.

Ew. Wohlgeboren

haben erst nach Ihrer Abreise von hier, meiner Gattin einen Brief zukommen lassen, den Ihnen Mad. M. in Leipzig mitgab, und worin dieselbe Ew. Wohlgeb. und Ihre Dem. Tochter uns zu freundschaftlicher Aufnahme empfahl. Mit dem größten Vergnügen würden wir auch Ihnen beiderseits Ihren hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und Ihnen selbst in Hinsicht des Zweckes desselben zu nützen gesucht haben, wenn Sie so viel Lebensart gehabt hätten, uns diesen Empfehlungsbrief selbst zu überbringen, und so viel Bildung: sich lieber in unserem als in dem Umgang mit — Comödianten zu gefallen. Da uns nun Mad. M. schreibt, daß ein Mitglied der herumziehenden Waltherschen Truppe, bei der Sie (zu unserem großen Befremden) hier gastirt haben, „Sie schon in Leipzig vor mir gewarnt und Ihnen vorgelogen habe, daß ich eine bittere Kritik über Ihr hiesiges Gastspiel schreiben würde," so scheinen Sie — aus Furcht nicht zu uns gekommen zu sein.

Ob eine solche Unmännlichkeit einem Manne von Ihrer Statur ziemt; fragen Sie ihren Spiegel! daß Sie aber jener elenden Klätscherei und Verleumdung Glauben beigemessen haben, zeigt ihr Betragen gegen uns. Ja, nachdem die würdigen Freunde des (aus der Zeitung für die elegante Welt und dem Gesellschafter seiner Ignoranz und seines Neides wegen sattsam bekannten) Herrn Hartmann im Parterre und auf der Gallerie Ihnen erst die Sottise zugefügt, mit Ihnen die Mad. Hartmann, als Oberförsterin (die sie unter aller Kritik gab), vorzurufen und Sie dann durch Werfen mit Kirschkernen, Auspfeiffen und Austrommeln auf das Gemeinste insultirt hatten, sollen Sie sogar geäußert haben, „daß dieser Begegnung eine Persönlichkeit von Seiten des Herrn Professor Schütz und seiner Gemahlin zum Grunde liege." — Hierdurch würden Sie sich jenem Lügner sogar selbst an die Seite gestellt haben, und ich sehe mich daher genöthigt, Sie hiermit aufzufordern, mir mit erster Post zu melden: 1) Wer der Klätscher ist, der Sie in Leipzig vor mir gewarnt? und 2) Ob Sie sich einer für mich und meine Gattin in mehr als einer Beziehung so beleidigenden Aeußerung wirklich bedient haben, und was Sie dazu veranlaßt hat? Hierüber erwarte ich Ihre baldigste und bestimmteste Antwort, widrigenfalls ich mich durch Sie selbst gezwungen sehen würde, Sie in öffentlichen Blättern für einen ehrlosen Verleumder erklären und die ganze Geschichte Ihres hiesigen Gastspiels darstellen zu müssen, was mir um der Hochachtung willen, die ich für Ihr Kunsttalent hege, doppelt Leid thun sollte.

F. K. J. Schütz,
Doctor und Professor an hiesiger
königl. Universität.

Von den so eben erschienenen Werken:

Beudant Voyage mineralogique et géologique en Hongrie, 3 vols. et Atlas

und

Hauy Traité de Crystallographie, 2 vols. et Atlas

werde ich deutsche Uebersetzungen besorgen, welches ich zur Vermeidung von Collisionen bekannt mache.

Rübeland am Harz, den 4ten Juli 1822.

C. Hartmann.

In der P. G. Hilscherschen Buchhandlung in Dresden sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tieck, Ludwig, sämmtliche Gedichte. 2 Theile. Auf feinem Postpapier 3 Thlr. 12 Gr.; auf Velinpap. 4 Thlr. 12 Gr.; auf geglättetem Velinpapier, größer Format, 6 Thlr.

Die über jede Erwartung freudige Theilnahme, die das Erscheinen der hier zum erstenmale gesammelten gedruckten und ungedruckten Poesien des trefflichen Dichters im deutschen Vaterlande überall angeregt, und welche, beiläufig sei es gesagt, den ziemlich allgemeinen Wahn von poetischer Uebersättigung des Publicums bündigst widerlegt, macht jede Anempfehlung gewiß überflüssig; auch beabsichtigen wir hiermit, blos die gebildete Welt auf obige Sammlung wiederholt aufmerksam zu machen, und verbinden damit die Anzeige, daß ein dritter Theil bereits unter der Presse ist.

Ankündigung eines neuen Erbauungsbuches.

Der
Christliche Hausaltar
oder
Betrachtungen andächtiger Christen
in den
Morgen- und Abendstunden
auf alle Tage im Jahre.
Aus den Werken der vorzüglichsten Gottesgelehrten
sorgfältig ausgewählt und
herausgegeben
von
Sam. Chr. Gottfr. Küster,
königl. Superintendenten u. s. w. in Berlin.
Zwei Bände.
Groß Octav; mit dem Bildniß des Herausgebers.

Frommes Andenken an Gott und Erhebung des Gemüths zu dem Hohen und Ewigen ist noch immer, welche Vorwürfe man auch unserm Zeitalter machen mag, für viele ein so heiliges Bedürfniß, daß sie jeden Tag mit diesem segensvollen Geschäft der Andacht beginnen und endigen. Aus dem eigenen Reichthum religiöser Vorstellungen das innere wahre Leben zu stärken, ist nicht allen verliehen, und selbst diese wählen sich gemeiniglich irgend einen Führer, der sie bei ihrem ersten und letzten Geschäft an jedem Tage leitet. Die große Menge von Morgen- und Abendbetrachtungen, welche in älterer und neuerer Zeit bewährte Gottesmänner frommen Gemüthern dargeboten haben, und die begierig gesucht und angenommen wurden, sprechen für den in unserm Volke noch immer lebenden religiösen Sinn. Die Zahl der Schriften dieser Art zu vermehren, würde daher ein überflüssiges Unternehmen genannt werden können, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß auch die gediegensten derselben, sobald sie lange hinter einander benutzt werden, durch ihre unvermeidliche Eintönigkeit ermüden und das Verlangen nach Abwechselung wecken. Dieserhalb wird gewiß eine sorgfältige Auswahl, gleichsam eine zarte Blumenlese, aus den geist- und gemüthvollsten Erbauungsschriften vielen erwünscht sein, und es hat daher der durch seine Schriften schon lange rühmlichst bekannte hiesige Herr Superintendent Küster sich dem schwierigen Geschäft dieser Auswahl unterzogen. Er ist dabei nach strengen Grundsätzen zu Werke gegangen und hat mit dem größten Fleiß eine höchst zweckmäßige Sammlung ächt christlicher und zugleich durch ihren Ton und ihre Einkleidung sehr ansprechender Betrachtungen veranstaltet.

Daß bei der größten Mannichfaltigkeit doch lauter Ausgesuchtes und Treffliches in dieser Sammlung zusammengedrängt sei, dafür bürgen die Namen: Arndt, Bail, Caspari, Cramer, Demme, Ehrenberg, Ewald, Fenelon, Flatt, Förster, Hanstein, Hundeiker, Köthe, Lohdius, Loskiel, Luther, Marezoll, Münch, v. d. Recke, Reinhard, Ribbeck, Ries, Rosenmüller, Seyfert, Sintenis, Spieker, Tiede, Thomas v. K., Veillodter, Wilmsen, Zollikofer u. m. a.

Dieser christliche Hausaltar ist in 2 Bänden erschienen, wovon der erste die Morgen- und Abendbetrachtungen für die erste Hälfte des Jahres und der andere die für die zweite Hälfte umfaßt. Da die meisten christlichen Feste nicht auf einen bestimmten Tag fallen, so ist für diese in einem Anhang zum ersten Bande gesorgt, und in dem Anhange zum zweiten Bande ist auf die wichtigsten Vorfälle im häuslichen Leben Rücksicht genommen worden. Zugleich ist jedem Bande ein Inhaltsverzeichniß mit den Namen der Verfasser beigefügt. Druck und Papier sind so gewählt, daß auch schwächere Augen das Buch ohne Anstrengung lesen können. —

Beide Bände — zusammen 94 Bogen stark — werden nicht vereinzelt; der Preis für das Ganze ist aber so mäßig als möglich angesetzt, nämlich zu 3 Thlr. 16 Gr. preuß. Cour. (oder 6 Fl. 36 Kr. rhein.). — Sammler sollen überdies auf 6 Exemplare, wenn sie sich mit portofreier Einsendung des Betrags an den Verleger selbst wenden, ein Freiexemplar erhalten. Der hier angegebene Preis ist übrigens der im v. J. angezeigte Pränumerationspreis, da inzwischen der erste Theil seitdem hat neu gedruckt werden müssen, so soll vor dem Schlusse des Jahres keine Erhöhung statt finden, und es können daher beide Bände dafür sofort von dem unterzeichneten Verleger oder von jeder Buchhandlung in Empfang genommen werden. — Das Publicum hat übrigens bereits so günstig für dieses Erbauungsbuch entschieden, daß der Verleger unnöthig findet, etwas weiter hinzuzufügen.

Berlin, im Juli 1822.

Th. Chr. Fr. Enslin.
Breite Straße Nr. 23.

Die Iduna, Schriften deutscher Frauen,

wovon der erste Band in 2 Heften im Jahre 1820 erschienen ist, hatte, nach dem sehr günstigen Urtheil eines berühmten Staatsministers, welches die Herausgeberin, Frau Helmina v. Chezy, in der Abendzeitung berichtete, das Glück, als ein sehr schickliches Handbuch für die höhere Bildung der weiblichen Jugend bezeichnet zu werden. Um es nun durch eine stärkere Verbreitung dieser Bestimmung näher zu bringen, setzt die unterzeichnete Verlagshandlung den bisherigen Preis von 3 Thlr. auf die Hälfte, 1 Thlr. 12 Gr., herab, wofür es von jetzt an durch alle Buchhandlungen zu haben ist.

Die Buchhandlung von C. G. Kretschmar
in Chemnitz.

Außerdem sind in neuem Verlag derselben Buchhandlung erschienen:

Kreisig, C. F., die Adrianopelroth-Färberei, baumwollene Merino Roth Fabrication mit bunten Farben, Adrianopelroth durch Aufdruck, Merino Lapis, Merino Violet, Iris, Lilla und andere Farben, nebst Anleitung, Weiß und bunte Farben auf Saffior, Rose, Indigo-Blau, Mordoré, Krapp Roth und andere ächte Farben zu ätzen und die hierzu nothwendigen chemischen Präparate zu bereiten, aus praktischer Erfahrung vollständig mitgetheilt. Mit fünf Tafeln in Steindruck. Gr. 8. Broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Vorschule der mathematischen Geographie. Ein Lehrbuch ihrer nöthigen Vorkenntnisse. Von D. Klein. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Handbuch der mathematischen und physischen Welt- und Erdbeschreibung von J. N. Freih. v. Liechtenstern. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Anstaux, N. (Sohn), chirurgische Clinik oder Sammlung von Abhandlungen und Beobachtungen aus der praktischen Chirurgie. Mit 1 Kupfertafel. Aus dem Französischen. 8. 21 Gr.

Romalino, der furchtbare Mädchenräuber, oder die Geheimnisse auf dem Schlosse Monte Rosso. Frei nach dem Französischen. 1822. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Bei Wiesike in Brandenburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Für practische Ärzte.

Klinischer Commentar über die Behandlung der Wasserscheu. Eine Denkschrift des Ritter Valer. Ludewig Brera. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. L. J. Meier, der Medecin und Chirurgie Doctor, Ritter etc. 8. Schreibpapier 12 Gr.

Diese kleine Abhandlung enthält die Geschichte von dreizehn von einem tollen Wolfe Gebissenen, von denen vier, auf gleiche Weise behandelt, geheilt wurden, während die übrigen neun, welche nicht dieser Behandlung unterworfen wurden, an der Wasserscheu starben. Sie wird einem jeden praktischen Arzte von höchstem Interesse sein, indem sie ihm in vorkommenden Fällen die Autorität eines berühmten, als wahrheitsliebend anerkannten Arztes für die zu wählende Behandlungsweise darbietet. Die Anmerkungen des Uebersetzers, welche mehrere Puncte in der Lehre von der Wasserscheu der Kritik unterwerfen, werden eine nicht unwillkommene Zugabe seyn.

Ferner erschien in demselben Verlage:

Deutsche Blätter von Karl Giesebrecht.

8. 1 Thlr.

Inhalt: 1. Reime: Das Blücherslied nebst dem Nachrufe. Wälsche Reime. Deutsche Reime. Lieder. Gedichte von Camoens. Nachschrift Poetisches Extrablättchen. 2. Prose: Bühnenblätter. Bemerkungen zu A. F. Bernhardi's letzter Schulschrift.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig sind neu erschienen:

Pölitz, Prof. K. H. L., die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studierende dargestellt. Wohlfeile Originalausgabe der dritten vermehrten, berichtigten und erganzten Auflage, mit 4 Titelkpf. 4 Bände. Gr. 8. Ordin. Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr.

Der große Beifall, den dies treffliche Werk durchgehends gefunden, veranlaßt die Verlagshandlung, obige sonst nur für Süd-Deutschland veranstaltete Ausgabe jedermann zugänglich zu machen.

Moore, G. Esq., Geschichte der brittischen Revolution von 1688 bis 1689 mit Inbegriff sämmtlicher dahin gehöriger Ereignisse in den brittischen Inseln bis zur Capitulation von Limerick 1691. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von B. J. F. v. Halem. Gr. 8. 1822. Postpapier 3 Thlr. 8 Gr., weiß Druckpapier 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Revolution gehört in jedem Betrachte zu einem der merkwürdigsten Ereignisse neuerer Zeit; durch sie ward eine deutlichere schriftliche Fixirung der alten unbestreitbaren Volksrechte herbeigeführt und ganz eigentlich die so gerühmte englische Nationalfreiheit wahrhaft gegründet. Aus diesem Grunde empfiehlt sich das Werk des berühmten Britten schon jedem nur einigermaßen aufmerksamen Betrachter der Weltbegebenheiten; aber auch der Geschichtsforscher wird dem Studium desselben eine Fülle neuer Ansichten, besonders rücksichtlich der Männer und Motiven, die diese merkwürdige Begebenheit herbeiführten, verdanken. Die Anmerkungen des beliebten Uebersetzers werden Vielen als dankenswerth erscheinen.

Geschichte des römischen Staates und Volkes, für die obern Klassen in Gelehrtenschulen dargestellt von D. Franz Fiedler. Gr. 8, 1821. 1 Thlr. 16 Gr.

Neben große Vertrauheit mit den Quellen und genauer Bekanntschaft mit den neuen Forschungen im Felde der römischen Geschichte haben Kenner an diesem mit lichtvoller Kürze, guter Auswahl und Ordnung gearbeiteten Werkchen gerühmt, daß es bei steter Berücksichtigung des neuesten, was für diese Geschichte geschehen, der Zeit wohl angepaßt sei. Durch die Einführung in mehreren gelehrten Anstalten ist dessen Zweckmäßigkeit als Lehrbuch bereits anerkannt, aber bei dem vollständigen Inhalt und der gefälligen Darstellung wird es auch dem reifern Jüngling eine genußreiche, zu eigenem Studium leitende Belehrung darbieten.

D. und Prof. C. G. D. Stein geographisch-statistisches Zeitungs-, Post- und Comptoir-Lexicon.

4 Bände in 8 Abtheilungen und Nachträge bis zum Mai 1822. Gr. 8. Weiß Druckpapier 13 Thlr. 12 Gr., ord. Druckpapier 11 Thlr. 12 Gr.

ist jetzt ganz vollständig erschienen.

Der Zweck, den der Herr Verfasser im Auge hatte und nach den öffentlichen Beurtheilungen auch erreichte, war, keinen durch Natur-, Kunstfleiß-, Geschichts- oder andere merkwürdige Verhältnisse für Deutsche interessanten Ort zu übergehen. Wir können dieses Werk als das neueste, vollständige, nach einem Plane bearbeitete Repertorium der Erdkunde jedermann anempfehlen.

Der Schulthurmsproceß im Königreich Sachsen. Ein Beitrag zu der Lehre von den im Königreich Sachsen geltenden summarischen Verfahrungsarten bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Von D. W. S. Teucher, OHG. und Consist. Advocat. Gr. 8. 1822. 1 Thlr. 4 Gr.

Da über die in dieser Schrift abgehandelte merkwürdige und seltene Verfahrungsart noch nie etwas ganz vollständiges, seit beinahe 100 Jahren aber gar nichts geschrieben worden ist, so dürfte dies Buch sowol den im Königreich Sachsen lebenden praktischen Juristen, als den im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen und in dem an Sachsen-Weimar gekommenen Neustädter Kreise, in welchen Provinzen jenes Verfahren ebenfalls noch gilt, eine nicht unwillkommene Erscheinung sein — der allgemeinen darin über

diesen Gegenstand aufgestellten Rechtsgrundsätze zu geschweigen, die auf die in den Altenburgschen, Coburgschen, Eisenachschen, Hildburghausenschen, Meiningenschen, Rudolstädtschen Landen u. s. w. eingeführten, dem königl. sächsischen höchst ähnlichen Schuldthurmsprocesse anwendbar sind.

Folgende Schriften sind so eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Drei Nächte außer dem Brautbette
oder die Töchter der Hexe von Endor.
Wundergeschichte
vom Verfasser des Eheteufels auf Reisen.
8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr. rhein.

D. Theob. Catholicus
Krieg und Friede
mit Man. Mandoza y Rios.
1stes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Kritik des Uebertrittes und der Grundsätze von Man. Mandoza y Rios.
8. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr. rhein.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig und bei A. Rücker in Berlin ist erschienen und in allen preußischen Buchhandlungen zu erhalten:

Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebürentaxe für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltender, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgemeine Gebürentaxe abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen; nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Repertorium. 1822. 8. VI und 503 S. Preis 1 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibpapier 2 Thlr.

Bei einer Gesetzgebung, wie die des preußischen Staates, deren Fortbildung zur Bestimmung des positiven Rechts und der Rechtspflege nicht allein durch wirkliche Gesetze, sondern in mancher andern Form, selbst durch Ministerialrescripte, statt hat, muß jedem zur preußischen Staatsverwaltung in Bezug Stehenden, besonders den Justizbeamten, das Bedürfniß fühlbar werden, den ganzen Inbegriff der gesetzlichen Bestimmungen nach der Anordnung des allgemeinen Landrechtes und der allgemeinen Gerichtsordnung zur Hand zu haben. Durch eine solche Sammlung wird dem angehenden Rechtsgelehrten erst das gründliche Studium des preußischen Rechtes und auch dem kundigen Justizbeamten die Revision und vollständige Uebersicht der preußischen Civilgesetzgebung möglich. Dieses Bedürfniß kann nicht gehoben werden durch, sonst schätzbare, sammelnde Zeitschriften oder durch Repertorien, in anderer Form als diejenigen der zur Grundlage dienenden Gesetzbücher ist. Darum unterzog sich ein berühmter preußischer Rechtsgelehrter dem schwierigen Unternehmen und gibt hier in den Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der Gebürentaxe alles, was bis zum Beginn des Druckes als abändernde, ergänzende oder erläuternde Bestimmung, rücksichtlich der genannten Gesetzgebungen, erschienen ist, geordnet nach der Paragraphenfolge derselben, ausgestattet mit einem vollständigen Register oder Repertorium. Ein gleiches Ergänzungswerk für das allgemeine Landrecht wird, da der Druck desselben schon bedeutend vorgeschritten ist, in wenigen Monaten bei denselben Verlegern erscheinen.

Zur Empfehlung dieser wichtigen Bereicherung der preußisch-juridischen Literatur braucht blos die Aufmerksamkeit des Sachkundigen auf solche gerichtet und schließlich bemerkt zu werden, daß Druck, Papier und billiger Preis ganz dazu geeignet sind, die allgemeinste Verbreitung dieses nützlichen Werkes zu befördern.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung
allerlei Flächen
auf eine leichte und sichere Art auszumessen und zu berechnen.
Mit 3 Kupfern. Gr. 8. Broch. 10 Gr.

Oekonomen und Besitzer von Grundstücken finden hier eine faßliche Anweisung, wie, ohne weitere geometrische Kenntnisse, Felder, Wiesen, Gärten, Teiche und dergleichen zu vermessen und ihr Inhalt zu berechnen ist.

Das Echo,
aus den Sälen europäischer Höfe und vornehmer Cirkel,
oder merkwürdige Erzählungen und unbekannte Anekdoten von den Ereignissen der neuesten Zeit.
1822. 1stes Stück. Mit 1 illum. Kupfer.
8. Broch. 12 Gr.

Dieses Stück enthält, nebst Anekdoten, Nachrichten von Napoleon's Aufenthalt auf St. Helena und den letzten Tagen seines Lebens, so wie des Paschas von Aegypten Wirken und Verdienste um Landescultur, Ackerbau, Handel, Gewerbe und Künste.

In der Schönian'schen Buchhandlung in Elberfeld ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Rheinische Jahrbücher
für
Medicin und Chirurgie.
Herausgegeben
von
Dr. Chr. Fr. Harless.
Band V, Stück III.
Mit 2 Abbildungen.
20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Bei Meusel und Sohn in Coburg ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wendel's, D. J. A., Vorlesungen über die Horazischen Oden und Epoden, ästhetischen, kritischen und erklärenden Inhalts, als fortlaufender Commentar. 1ster Theil: 1stes und 2tes Buch der Oden. Gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

Analectorum ad editionem M. Gabii Quintiliani Spaldingianam specimen, observationes ad librum X continens Edid. Dr. G. A. Hensler. 8 maj. 8 Gr. oder 36 Kr. rhein.

18. Gervais, L., kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens. In zwei Theilen. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. VI und 338 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Theil kostet ebenfalls 1 Thlr. 16 Gr.

19. Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Jahrgang 1822. Gr. 8. Geh. Preis von 4 Stücken (jedes von 25 Bogen engen Drucks) 10 Thlr.

Erschienen ist das 1ste und 2te Stück (Nr. XIII. XIV).

20. Alphabetisches Repertorium über den Inhalt des Hermes auf das Jahr 1821. Nebst einem alphabetisch geordneten Verzeichniß der beurtheilten Schriften. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

21. Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. XXXII und 449 und 374 S. Erster Theil 2 Thlr. 12 Gr., zweiter Theil 2 Thlr. 6 Gr.

Das Ganze wird aus 4 Theilen bestehen und erscheinen der 3te und 4te Theil noch in diesem Jahre. Jeder Theil enthält 6 bis 7 Stücke, und dem ersten ist noch eine Charakteristik Holberg's vom Uebersetzer beigefügt.

22. Huber, Therese, Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale. In zwei Theilen. 8. Geh. VIII und 308 und 344 S. 3 Thlr. 12 Gr.

23. Hufeland, Staatsrath C. W., Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach E. Darwin, und mit Zusätzen versehen. Eigenthum der Louisenstiftung zu Berlin. Gr. 8. Geh. XIV und 192 S. 18 Gr.

24. Isis von Oken Jahrgang 1822. 4. Preis von 12 Heften mit vielen Kupfern 8 Thlr.

Erschienen ist Jan.—Juli.

25. Das erste Buch der Odyssee. Neu übersetzt. Probeschrift von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 8. Geh. 32 S. 4 Gr.

26. Lucchesini, Marchese, Historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen von B. J. F. von Halem. 2ter Theil: Wirkungen des Rheinbundes. 1ster Band. Gr. 8. VIII u. 360 S. 2 Thlr.

Der erste Theil: Ursachen des Rheinbundes, erschien im vorigen Jahre und kostet 2 Thlr. 8 Gr.

27. Reisen der Lady Morgan. II. Italien. Zweiter Theil. 8. Geh. 416 S. 2 Thlr. 8 Gr.

Das Ganze dieser Reise durch Italien wird aus 4 Theilen bestehen, deren dritter noch in diesem Jahre die Presse verlassen wird. Der erste Theil erschien im vorigen Jahr und kostet ebenfalls 2 Thlr. 8 Gr. Die Reise derselben Verfasserin durch Frankreich in 2 Theilen kostet 3 Thlr. 12 Gr.

28. Martens, Charles Baron de, Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. Gr. 8. 620 S. Auf gewöhnlichem franz. Druckp. 2 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz. Druckp., geh., 3 Thlr. 8 Gr., auf feinem Schreibp. 3 Thlr. 12 Gr.

29. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch Martin Michel, Bauer von Wittighausen, und durch Se Hochwürden und Durchlaucht den Herrn Domherrn, Vicariatsrath und Prinzen Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Beleuchtungen des Wunderbaren und des Wunderbeweises überhaupt. Mit Hohenlohe's Bildniß. Gr. 8. Geh. VIII und 344 S. 1 Thlr. 12 Gr. Hohenlohe's Bildniß besonders 6 Gr.

30. Schulze, Ernst, Sämmtliche poetische Werke. Neue Ausgabe mit sechszehn Kupfern. 4 Theile. XVIII und 378, VIII und 367, VIII und 320, VIII und 350 S. Nr. 1, auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8., 6 Thlr.; Nr. 2, auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 8 Thlr.; Nr. 3 auf besserem Papiere, mit K., geh., 8., 10 Thlr.; Nr. 4, auf feinem franz. Velinpapier, mit K., cartonnirt, gr. 8., 12 Thlr.; Nr. 5, auf extra feinem franz. Velinpapier, mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 18 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sechszehn Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 4 Thlr., und Schulze's Bildniß besonders, in großem Formate, 16 Gr.

Hieraus ist besonders abgedruckt:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Ausgabe mit sieben Kupfern. 2 Theile. XVIII und 378, VIII und 367 S. Nr. 1, auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8., 3 Thlr.; Nr. 2, auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 4 Thlr.; Nr. 3, auf besserem Papiere, mit K., geh., 8., 5 Thlr.; Nr. 4, auf feinem franz. Velinp., mit K., cartonnirt, gr. 8., 6 Thlr.; Nr. 5, auf extra feinem französischen Velinpap., mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 9 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sieben Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 2 Thlr.

Die bezauberte Rose. Ein romantisches Gedicht in drei Gesängen. Dritte Auflage. 182 S. Ohne Kupfer, geh., 8., 1 Thlr.; mit 7 Kupfern, cartonnirt, 8., 2 Thlr.; auf feinem Velinpap. mit den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, gr. 8., 2 Thlr. 12 Gr. Ein vollständiges Exmpl. der sieben Kupfer kostet in den besten Abdrücken 2 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Mährchen in sieben Büchern. 8. Geh. 176 S. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. 8. Geh. 240 S. 1 Thlr. 12 Gr.

31. Schütz, Wilhelm von, Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie, mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 148 S. 1 Thlr.

Das erste Heft kostet ebenfalls 1 Thlr.

32. Tasso's, Torquato, befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände. Nr. 1, 8., blos die deutsche Uebersetzung, 707 S., geh., 3 Thlr.; Nr. 2, gr. 8., mit mit dem Originaltext gegenüber, 806 S., geh., auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr.; Nr. 3, ebenso auf feinem franz. Druckpapier 4 Thlr. 8 Gr.

33. Classisches Theater der Franzosen. Nr. III. Der Tod Cäsar's von Voltaire. Uebersetzt von Peucer. Mit dem Originaltext gegenüber. 8. Geh. 177 S. 1 Thlr. 4 Gr.

Nr. I, Zaire von Voltaire, übers. von Peucer, kostet 1 Thlr. 16 Gr.; Nr. II, Semiramis von Voltaire, übers. von Peucer, kostet 1 Thlr. 4 Gr. Nr. IV, Iphigenia von Racine, erscheint noch in diesem Jahre.

34. Vico, Giambattista, Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen, von D. W. E. Weber. Gr. 8. XXVI und 998 Seiten und eine Tabelle. 4 Thlr.

35. Winckell, G. F. D. aus dem, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. Dritter und letzter Theil. Mit einem Kupfer. XIV und 874 S. Auf Druckpap. 3 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 5 Thlr.

Der 1ste Band kostet 4 Thlr. auf Druckp. und 5 Thlr. 8 Gr. auf Schreibp.; der 2te Band 3 Thlr. 8 Gr. auf Druckp. und 4 Thlr. 16 Gr. auf Schreibpapier, und somit kostet das Werk vollständig 11 Thlr. auf Druckpapier und 15 Thlr. auf Schreibpapier.

36. Wolfart, K. Ch., Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Asklepieion. Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus. Vierten Bandes zweites Heft oder Nr. VIII. Gr. 8. Geh. 224 S. 1 Thlr.

Nr. I—VII kostet auch jedes 1 Thlr.

37. Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Reihe Nr. VI—VIII oder Nr. XXX—XXXII der ganzen Reihe. Gr. 8. Geh. Preis jedes Heftes auf Druckpapier 1 Thlr. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Die in diesem Verzeichniß bemerkten Preise sind die richtigen und in früheren Anzeigen bemerkte und hin und wieder davon abweichende darnach abzuändern.

Inhalt.

Nr. 151. 1) Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche des Fürsten A. von Hohenlohe und des Bauern Martin Michel. 2) Der Wundermann im Jahre 1821. 3) Die neue Wundersucht; zwei Predigten von Dr. Ammon. 4) Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen; eine Predigt von Dr. Röhr. 5) Die Frömmigkeit, zwar nicht eine wunderthätige Helferin in Krankheiten, aber doch eine kräftige Beschützerin der Gesundheit und des Lebens, eine Predigt von Dr. Bretschneider. — Elegieen des Propertius, übersetzt von F. K. von Strombeck. — Zur Nachricht.

152. Walther von der Vogelweide, geschildert von L. Uhland. — Der neue Achilles; ein Roman.

153. Gelehrte Lust und alter deutscher Fleiß. — Ueber Hohenlohe's Wundercuren (Fortsetzung).

154. Ueber Lacretelle's Geschichte der constituirenden Versammlung und Rabaut de St. Etienne's Abriß einer Geschichte der französischen Revolution. — Walther von der Vogelweide, geschildert von L. Uhland.

155. Europe; or a general survey of the present situation of the principal powers, by a citizen of the united states. — Mittheilungen über Theater, theatralische Kunst ꝛc. VI. VII. (Fortsetzung).

156. Fonk's Proceß. — Was ist Wahrheit? eine Abhandlung vom Grafen von Kalkreuth. — Noch ein Wort über Lauzun's Memoiren.

Beilage Nr. 15. Ueber Hohenlohe's Wundercuren (Fortsetzung). — Bücher mit oder ohne Inhaltsanzeige?

157. Freundliches Wort an die Reimersche Buchhandlung.

158. Ueber Divinations- und Glaubenskraft. Von Franz Ritter von Baader. — Baierische Landtags-Literatur.

159. Shakspeare's Macbeth. (Bruchstück aus einem größern noch ungedruckten Werke.) — Kant an Schultz. — Boisserée Ansichten des Doms zu Köln. Fünf Lieferungen.

160. Ueber Rabaut St. Etienne. — Ueber Hohenlohe's Wundercuren (Fortsetzung). — Verbesserungen.

161. Ueber Kleist's Prinzen Friedrich von Homburg. II. — Uebersicht einiger interessanten Kunstleistungen in Frankfurt am Main.

162. De la révolution piémontaise. — Ueber Kleist's Prinzen Friedrich von Homburg. II. (Beschluß). — Literarische Miscellen.

Beilage Nr. 16. Zwei Stimmen aus dem neuen Mittelalter über die Sache der Griechen. — Ueber Hohenlohe's Wundercuren (Beschluß). — Literarische Miscellen.

163. Bocksprung von Dresden nach Prag; und Berlins Licht- und Schattenseite von A. v. Schaden. — Striche zur Charakteristik deutscher Schriftsteller. I. E. T. A. Hoffmann. — De la révolution piémontaise (Beschluß).

164. De la Grèce dans ses rapports avec l'Europe, par M. de Pradt. — Auswahl beliebter Dichtungen für jede Stimmung des Gemüths.

Nr. 165. Loveday's Bittschrift an die Pairskammer, übersetzt mit Erläuterungen von Baumgarten-Crusius. — Nachricht.

166. Briefe aus Columbien, von einem hannöverischen Officier. — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

167. Aus meinem Leben von Göthe. Zweiter Abtheilung fünfter Theil. — Briefe aus Columbien von einem hannöverischen Officier (Beschluß).

168. De Pradt über Europa und America im J. 1821. — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Mad. Stich (Fortsetzung). — Kirchliche Angelegenheiten in Baiern.

169. Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften von Gerstäcker. Zweiter Theil. — Shakspeare's Macbeth (Fortsetzung).

Beilage Nr. 17. Briefe über den Badischen Landtag. Dritter Brief. — Aus Paris.

170. Essai sur les Garanties individuelles, par Daunou. — Gerstäcker's Anweisung zur Abfassung gerichtlicher Vertheidigungsschriften. Zweiter Theil (Beschluß). — Ueber das neue französische Douanengesetz. — Meister Floh; ein Mährchen von E. T. A. Hoffmann. — Literarische Miscellen.

171. Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger. — Ueber die Türkei und die Barbaresken. (Aus einem Privatschreiben.) — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Madame Stich (Fortsetzung).

172. Ansichten eines neueren englischen Reisenden (Hughes) über einen Theil des jetzigen griechisch-türkischen Kriegsschauplatzes und dessen Bewohner. — Shakspeare's Macbeth (Fortsetzung). — Literarische Miscellen.

173. Büchernachdruck. 1) Die Debatten über den Büchernachdruck, welche in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten statt fanden. 2) Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspuncte des Rechts, der Moral und Politik betrachtet von Dr. L. F. Griesinger. — Essai sur les Garanties individuelles, par Daunou. — Der Beherrscher der Gtlande in 6 Dichtungen, nach Walter Scott bearbeitet von F. P. E. Richter. — Literarische Miscellen.

174. Der Pirat nach Walter Scott von G. Lotz und S. H. Spiker. — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Madame Stich (Fortsetzung). — Ladislaus Pyrker, Patriarch zu Venedig.

175. Jahrbücher der Literatur. Sechzehnter Band. 1821. October. November. December. — Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger. (Fortsetzung). — Literarische Miscellen.

Beilage Nr. 18. Literarische Notizen aus Wien. — Ansichten eines neueren englischen Reisenden (Hughes) über einen Theil des jetzigen griechisch-türkischen Kriegsschauplatzes und dessen Bewohner (Beschluß). — Aus Paris (Beschluß). — Bemerkungen.

015.43
L7121
germ

Literarisches

Conversations-Blatt.

1822.

Monat August;

enthaltend:

25 Blätter, Nr. 176—200, 4 Beilagen, Nr. 19, 20, 21, 22, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XXI. XXII.

Von diesem Blatte erscheint (Sonntags ausgenommen), außer den Beilagen, täglich ein halber Bogen und ist der Preis pränumerando für den ganzen Jahrgang 10 Thlr.; für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr.; und für das Vierteljahr 3 Thlr.

Die K. Sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das Fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg und die K. Preuß. Grenz-Postämter in Halle und Erfurt haben Hauptexpeditionen übernommen, und liefern alle Postämter im Umkreise von 50 — 60 Meilen das Blatt ohne Preiserhöhung.

(Die Buchhandlungen, welche ihren sich für dies Blatt eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction desselben einzusenden. Im Fall, daß davon für das L. C. B. kein Gebrauch gemacht werden kann, wird das gesandte Exemplar wieder zurückgeschickt.)

Eigenthümer und Redacteur: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedruckt bei F. Brockhaus in Leipzig.

1822.

Neuigkeiten und Fortsetzungen, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1822 bei F. A. Brockhaus in Leipzig wirklich fertig geworden und zu den dabei bemerkten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind:

1. Allgemeine medicinische Annalen des neunzehnten Jahrhunderts auf das Jahr 1822, oder: kritische Annalen der Medicin als Wissenschaft und als Kunst vom dritten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts an. Herausgegeben von Dr. Johann Friedrich Pierer und Dr. Ludwig Choulant. 4. Preis des Jahrgangs in 12 Monatsheften 6 Thlr. 16 Gr.

Erschienen ist Januar — August.

2. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben v. Wilhelm Müller. I. Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. 8. Geh. XXXVI und 220 S. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Ganze dieser Bibliothek wird 8—9 Bändchen, wie dies erste, ausmachen. Bei jedem Dichter ist sein Leben, so wie ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke beigefügt. — Dies erste Bändchen ist auch unter dem Titel zu erhalten:

Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von Wilhelm Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

3. Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officiere. Geschrieben in dem Jahre 1820. 8. Geh. X und 292 S. 1 Thlr. 8 Gr.

4. Briefe von Joseph dem Zweiten, als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. (Bis jetzt ungedruckt.) Zweite mit einer neuen Einleitung vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Geh. XXVIII und 140 S. 1 Thlr. 8 Gr.

Die erste Auflage hat sich binnen Jahresfrist vergriffen.

5. Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Zweiter Band. 8. Geh. XXIV und 458 S. 2 Thlr 12 Gr.

Der 1ste Band dieses Werks erschien im vorigen Jahre und kostet ebenfalls 2 Thlr. 12 Gr.; der 3te Band wird zu Michaelis ausgegeben werden.

6. Casper, Joh. Ludw., Charakteristik der französischen Medicin, mit vergleichenden Hinblicken auf die englische. Mit einem Kupfer. Gr. 8. XXII u. 608 S. 3 Thlr.

7. Literarisches Conversations-Blatt für das J. 1822. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 300 Nummern mit vielen Beilagen und literarischen Anzeigern 10 Thlr.

Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich versandt und erschienen ist Januar — August oder Nr. 1 — 200.

8. Conversations-Lexicon. Neue Folge oder IIIter und 12ter Band. Erste Lieferung: A — Bombelles. 8. Der Pränumerationspreis des Ganzen, das aus 8 Lieferungen (jede von circa 25 Bogen) bestehen wird, ist No. I. auf Druckp. 4 Thlr. 16 Gr., No. II. auf Schreibp. 6 Thlr. 8 Gr., No. III. auf Median-Druckpap. mit erweiterten Stegen 7 Thlr. 12 Gr., No. IV. ebenso auf feinem franz. Druckp. 9 Thlr., u. No. V. ebenso auf fein engl. Velinp. 12 Thlr.

Die zweite Lieferung (von Bon—Cz) erscheint Anfang August.

9. Ebert, Friedrich Adolf, Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Gr. 8. Geh. XVIII und 358 S. 2 Thlr.

10. Ebert, Friedrich Adolf, Allgemeines bibliographisches Lexikon. Zweiten Bandes erste Lieferung, von Maaler bis Newes. Gr. 4. Geh. Der zweite Band vollständig in 6 Lieferungen von 12 Bogen 10 Thlr. auf feinem Druckp. und 13 Thlr. 8 Gr. auf feinem Schreibpapier.

Die 2te — 6te Lieferung werden als Rest nachgeliefert und erscheinen noch in diesem Jahre die 2te — 4te.

Der 1ste Band, A — L, nebst dem Verzeichniß der Aldinischen und Giuntinischen Drucke, kostet ebenfalls auf feinem Druckpap. 10 Thlr. und auf feinem Schreibp. 13 Thlr. 8 Gr.

11. Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung, von C. Lenning, durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Erster Band. A bis G. Gr. 8. Geh. VIII u. 488 S., in gespaltnen Columnen. Auf gutem Druckp. 2 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz Druckp. 2 Thlr. 20 Gr.

Das Ganze dieser Encyklopädie wird aus 3 Theilen bestehen, deren zweiter noch in diesem Jahre erscheinen wird.

12. Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebürentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltender, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgemeinen Gebürentaxen abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Repertorium. Gr. 8. V und 504 S. 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckpapier und 2 Thlr. auf Schreibpapier.

13. Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Erster Band, enthaltend: I. Philologie, Philosophie und Pädagogik. II. Theologie: bearbeitet von Ernst Gottfried Adolf Böckel. Dritten Bandes erste Abtheilung, enthaltend Medicin; bearbeitet von Friedr. Ang. Benj. Puchelt. Gr. 8. Preis des ganzen Werks in 4 Bänden auf gutem Druckp. 12 Thlr., auf Schreibp. 16 Thlr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 24 Thlr.

Das Ganze dieses Handbuchs wird aus 4 Bänden bestehen, und erscheint noch in diesem Jahre der 2te Band vollständig und die zweite Abtheilung des 3ten Bandes. Jede Literatur wird bis auf den Augenblick, wo der letzte Bogen die Presse verläßt, nachgetragen.

Einzeln ist bis jetzt aus diesem Handbuch zu erhalten:

14. Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottfr. Adolf Böckel. Gr. 8. VI und 590 S. Auf gutem Druckpap 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr. und auf Schreibp. in 4. Form. mit veränd. Stegen 3 Thlr.

15. Literatur der Theologie, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottf. Adolf Böckel. Gr. 8. VI und 582 S. Auf gutem Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr 6 Gr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr.

16. Literatur der Medicin, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Fried. Ang. Benj. Puchelt. Gr. 8. VIII und 750 S. Auf gutem Druckp. 1 Thlr. 20 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr. 8 Gr.

17. Gerstäcker, Karl Friedrich Wilhelm, Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften theils durch eine kurze Theorie, theils und hauptsächlich durch Mittheilung und Zergliederung wirklich bei Gericht eingereichter und größtentheils erfolgreich gewesener, die gewöhnlichsten Verbrechen und Vergehen betreffender Schutzschriften. Zweiter Theil. Gr. 8. LVI und 396 S. 2 Thlr. 6 Gr.

Der 1ste Theil kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 176.

1. August 1822.

Frau von Staël vor dem Richterstuhle der französischen Kritik.

Diese geistreiche Frau, deren Schriften einzeln bereits so vielfach in ihrem Vaterlande, wie in der Fremde, aus den verschiedensten Gesichtspuncten beurtheilt worden sind, nun auch als Schriftstellerin überhaupt nach mehreren ihrer bedeutendsten Werke gleichsam mit einem Blick gewürdigt zu sehen, kann allerdings Interesse erregen, um so mehr, da dies, indem es mit großem Beifall in Frankreich kürzlich von einem ihrer Landsleute geschehen, zugleich den Gesichtspunct angibt, aus welchem man im heutigen Frankreich des berühmten Necker berühmte Tochter betrachtet.

Hören wir demnach, wie wenigstens einzelne Franzosen jetzt über die Verfasserin der Corinna und der Delphine, so wie über die Frau von Staël selbst denken!

Drei Bahnen — beginnt ein franz. Kritiker — hat die berühmte Frau in ihren literarischen Bestrebungen betreten. Politik, Literatur und Psychologie (letztere vorzüglich in ihrem Werke „de l'influence des passions sur le bonheur des individus") wurden abwechselnd von ihr zum Vorwurf ihrer Thätigkeit genommen, und wir wollen nach dieser Classification einige ihrer bekanntesten Schriften betrachten.

Die Leidenschaften, deren Einfluß auf das Wohlbefinden des Einzelnen die Verf. untersucht, kann man füglich in angeborene und in angeeignete theilen; d. h. in solche, die dem Menschen gleichsam natürlich sind, deren keine von Haus aus in ihm liegen, und die sich mehr oder minder, bei Allen, wes Standes sie auch seyen und welcher Himmelsstrich sie auch werden sah, finden, und in solche, die erst durch die persönliche Lage jedes Individuums, und gewissermaßen durch den Conflict entstehen, in welchem sich der Einzelne mit der Gesellschaft befindet.

Bemerkenswerth ist hierbei, wie sich in dieser von der geistreichen Frau selbst angestellten Untersuchung ihr eigenes Inneres unwillkürlich selbst spiegelt. Ruhmsucht war die herrschende Triebfeder ihrer Seele, und Ruhmsucht ist auch die erste der Leidenschaften, welche sie ihrer Betrachtung unterwirft.

Das Bild, welches hier die Verf. von den Anstrengungen entwirft, die derjenige zu überwinden hat, welcher einzig durch die Kraft eigenen Verdienstes sich in Ländern emporzuschwingen sucht, wo der Geist des Nepotismus und die eingewurzelten Vorurtheile herkömmlicher Einrichtungen ihm bei jedem Schritt fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg dämmen; dann die noch größere Schwierigkeit, einmal auf einen gewissen Punct hingelangt, sich, ohne Spielball der Meinung der Menge zu werden, doch die so nöthige Popularität zu erhalten, indem man zugleich die Auszeichnungen genießt, welche der Gegensatz zu gewähren pflegt, so wie die reine Unmöglichkeit, jemals gänzlich den kleinlichen Neid zu beschwichtigen, der einst die Seele jenes Athenienfers verzehrte, welcher nur darum den Aristides mit verdammen half, weil er müde war, ihn immer den Gerechten nennen zu hören; ferner der Schmerz und die dumpfe, todtenähnliche Erstarrung, in welche derjenige fällt, dem Ungunst des Geschicks oder Umschwung menschlicher Dinge auf einmal mitten aus den glänzenden und schmeichelhaften Träumen der Macht und Größe wecken und ihn zwingen zu dem unscheinbaren Loose des Privaten von kaum erklimmter Höhe herabzusteigen: dies und noch manche andere ähnliche Betrachtung ist zwar von Frau v. St. mit eben so viel Geist als Lebendigkeit in ihren Betrachtungen über den Einfluß der Leidenschaften u. s. w. auseinander gesetzt worden, zeigt indeß nur, welche Richtung ihr eigenes fortwährendes Streben hatte, und wie wahre Philosophie und tiefere Auffassung des Lebens ihr eigentlich fremd blieb. Denn schwerlich wird der echte Weise, der Mann, welcher klar über des Lebens höhere Tendenzen und irdische Verhältnisse nachdachte, großes Mitleid mit einem Jammer empfinden, der seine Quelle eigentlich nur in sich selbst hat.

Seltsam ist dabei noch, daß nach Entwerfung dieser trüben Schilderung des Looses eines in seinen nach äußerem Ruhm gestellten Hoffnungen Getäuschten, die Verf. für nothwendig erachtete, hinzuzufügen: „Aber auf meinen Vater, den Mann, der die mehrste Ehre erwarb und von einer gerechten Nachwelt noch mehr erwerben wird, paßt nicht ein einziger Zug dieses Gemäldes." Man muß in der That hier fragen: Wirklich? denn leicht kann es einem begegnen, das was sie nur für ein allgemeines Gemälde ausgibt, für ein Portrait zu halten, zu welchem Necker und sie selbst später nur zu ähnliche Züge lieferte.

Weiterhin sucht F. v. St. den Unterschied festzustellen, welcher sich zwischen Durst nach Ruhm und Ehrgeiz findet. Letzterer ist, nach ihr, ihr nur eine untergeordnetere Leidenschaft, deren Streben nur dahin gehen soll, Macht und Einfluß zu erhalten und zu be-

wahren. Darum, fährt sie fort, ist der Ehrgeiz eine Empfindung, welche die Seele fast stets gegen jeden andern Genuß abstumpft, auch ansteckender ist, weil selbst die Mittelmäßigkeit des Geistes von ihr ergriffen werden kann, während wahrer Ruhmdurst nur großen Seelen eigen ist.

Von dem Elende, welches der Ehrgeiz sich und Andern bereitet, kömmt sie auf einen andern Dämon, der nicht minder die Menschen peinigt. Sein Name ist Eitelkeit. Während sie ihn aber mit Emsigkeit zergliedert, dringt sich einem die Bemerkung auf, daß sie oft da Wirkungen einer berechneten Eitelkeit sieht, wo im Grunde nur das Lächerliche vorsteht, oder Furcht die Menschen trieb. Am mehrsten zeigt sich dies, wo sie behauptet, die Eitelkeit sey ein Haupthebel bei der Revolution in Frankreich gewesen. Nun wollen wir zwar nicht in Abrede seyn, daß diese kleinliche Leidenschaft auch bei jener großen Begebenheit eine bedeutende Rolle spielte — und wo mischte sie sich nicht schon ein! aber sie allein war es wahrlich nicht, welche jene Männer meist dahin brachte, mit Gefahr des Lebens Rechte zu reclamiren, die verjährtes Unrecht geraubt hatte; und wenn Fr. v. St. an derselben Stelle meint, viele der grausamsten Beschlüsse des Convents seyen auch nur aus Eitelkeit von den Mitgliedern gebilligt worden, so ist dies in der That ein abermaliger Irrthum, zu welchem selbst vielleicht ein Grad von Eitelkeit führte, indem es weit klarer daliegt, daß oft Furcht allein das Motiv war, was diesen oder jenen Einzelnen zum Gutheißen von Handlungen trieb, deren Schwärze er selbst verabscheute.

Besser, wie diese Definitionen, ist indeß der Fr. v. St. die Schilderung des politischen Parteigeistes gelungen. Mit Recht vergleicht sie denselben mit dem religiösen Fanatismus; denn so, wie bei diesem, verschließt sich der davon befallene Mensch gegen alles andere, wird taub gegen jede Stimme der Vernunft und sieht zuletzt, ähnlich dem Gelbsüchtigen, alles nur unter der einmal, kraft seiner verdorbenen Säfte, sich ihm vorspiegelnden Farbe. Menschen dieser Art fürchten eine Ueberzeugung, die ihnen die Schwäche ihrer Ansichten aufdringt, noch mehr wie eine offenbare Niederlage, und sie gehen, im vollen Sinn des Wortes, lieber unter, ehe sie sich entschließen auch nur ein Titelchen von ihren einmal aufgestellten Meinungen fahren zu lassen. Unsere Zeit, reich an mannichfaltigen Erscheinungen der verschiedensten Art, hat Belege hierzu in einem betrübenden Ueberflusse geliefert, und man kann die Hoffnung, welche sich noch immer schmeichelt, solche Parteimenschen durch Vernunft und Erfahrung zu bekehren, eine wahrhaft sanguinische nennen. Bei Allen, wo der Parteigeist einmal seinen Sitz aufgeschlagen hat, ist es umsonst, auf Gerechtigkeit zu hoffen, sobald man nicht ihre Farbe trägt; und eben so wie sie blind sind für das Gute der Einzelnen, die auf einer andern Seite stehen, eben so sind sie es auch in Betreff der Fehler und Gebrechen von Menschen, die ihren Fahnen huldigen. Oft hörte man von Männern, deren persönlicher Charakter keineswegs schlecht und verdorben war, während des Laufes der Revolution den Ausspruch: „daß in Frankreich ein paar Millionen Menschen lebten, die nothwendig zum Besten des Landes vertilgt werden müßten," und leider hört man jetzt dasselbe, unter entgegengesetzten Beziehungen, von Andern wieder mit eben solcher grausamen Hartnäckigkeit behaupten, die, sobald die Stimme des Parteigeistes in ihnen schweigt, zu keiner ungerechten Handlung die Hand bieten würden. Treffend bemerkt Fr. v. St. über diese Menschen, daß sie eben so gut im sechzehnten Jahrhundert religiöse Fanatiker würden gewesen seyn, wie sie am Schluß des vorigen enragirte Aristokraten oder Jakobiner und jetzt Ultraroyalisten oder Ultraliberale sind.

Keine Leidenschaft reißt aber leichter zu dem ungeheuersten Verbrechen hin, wie eben der Parteigeist, und man kann ihn daher füglich als einen reinen Wahnsinn betrachten, der den Unglücklichen, welcher damit befallen ist, unfähig macht, ferner zu unterscheiden, was recht und nicht recht, gut und böse ist.

Auch die Grausamkeit wird von Fr. v. St. unter die Classe der Leidenschaften gesetzt; und in der That, ist der Mensch einmal durch die Verirrungen seiner Empfindungen bis zu einem gewissen Grade von Nichtswürdigkeit gesunken, so wird alsdann bei ihm die Wirkung zur Ursache, und die Verbrechen, welche er anfänglich beging, um zu seinem Ziele zu gelangen, werden nun selbst Ziel für ihn. Eine Art von Fieber ergreift sein Inneres und zwingt ihn, gleich den Thieren der Wildniß, zur Grausamkeit. In dieser blutigen Trunkenheit ist es dann, wo er, immer weiter taumelnd, von Abscheulichkeit zu Abscheulichkeit kömmt und gleichsam fortgejagt wird, nicht etwa weil noch eine Hoffnung ihm winkt, sondern allein weil hinter ihm ein Abgrund sich öffnet, der Rückkehr unmöglich macht

Von diesen furchtbaren Leidenschaften, die, zum Theil den Menschen angeboren, so oft schon Schrecken und Elend über ganze Erdtheile brachten, kömmt nun Fr. v. St. auf diejenigen zu sprechen, welche mehr als eine Folge der geselligen Einrichtungen, der Erziehung u. s. w. betrachtet werden können. Spielwuth, Geiz, Neid und selbst Rachsucht werden hier von ihr genannt und mit den schwarzen Farben, welche sie verdienen, gemalt. Aber so verwerflich sie sind; was sind sie in Verhältniß zu jenen furchtbaren Verirrungen, die das Glück von Millionen untergraben! Der Spieler, der Geizhals, der Neidhard und selbst der Rachsüchtige machen in der Regel nur sich selbst, höchstens ihre nächste Umgebung, unglücklich; wie anders ist es aber mit dem Ruhmsüchtigen, mit eitlen Ehrgeizigen, mit dem religiösen oder politischen Fanatiker! Ganze Generationen haben schon oft diesen Dämonen zum Opfer fallen müssen, und, der Philosophie und Aufklärung des Jahrhunderts zum Hohne, fließt ihnen immer noch an nur zu vielen Orten Blut.

Nicht ohne Erstaunen wird man übrigens in dem

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 177.

2. August 1822.

Büchernachdruck.

1. Die Debatten über den Büchernachdruck, welche in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten stattfanden.
2. Der Büchernachdruck, aus dem Gesichtspuncte des Rechts, der Moral und Politik betrachtet von Dr. Ludwig Friedrich Griesinger.

(Fortsetzung und Beschluß aus No. 173.)

Wenn also der Nachdruck an sich und unbedingt unmoralisch wäre, so würde er niemals rechtmäßig seyn können. Es könnte seyn, daß das bürgerliche Gesetz ihn doch nicht hindern oder mit Strafen bedrohen könnte, so wenig als es die Trunkenheit, die Unkeuschheit, die Lüge mit bürgerlichen Strafen belegt. Aber dies ist noch sehr davon verschieden, diese unsittlichen Handlungen für rechtmäßig zu erklären; ein Unterschied, welcher besonders dadurch sehr augenscheinlich zu machen ist, daß man sich zu rechtmäßigen Handlungen verpflichten und dazu mittelst der Staatsgewalt angehalten werden kann, zu jenen aber nicht. Es ist aber begreiflich hier nicht der Ort, diesen Unterschied weiter auseinander zu setzen und besonders auf den Nachdruck anzuwenden.

Hr. Griesinger will aber nicht einmal die Unsittlichkeit desselben zugeben und beweist seinen Satz durch einen merkwürdigen Cirkel im Schließen. An sich, sagt er, ist das Nachdrucken weder sittlich gut noch schlecht, denn es ist rechtmäßig, rechtmäßig aber ist es unter andern auch darum, weil es nicht unmoralisch ist. Es kommt Hrn. Griesinger sonach alles auf die Umstände an. Es ist erlaubt, ja verdienstlich, einem reichen Manne durch Nachdruck einen (vielleicht übertriebenen) Gewinn zu nehmen: aber schädlich, einem armen Verleger oder Schriftsteller die Früchte seines Fleißes zu entziehen. Hier ist er also ein sehr gelinder Moralist, (er meint überhaupt man müsse erst Mensch, als Moralist seyn, was wir nicht recht verstehen) aber desto strenger, wenn es die rechtmäßigen Verleger gilt. Da ist gleich von ihrer Immoralität die Rede, wenn sie ein Buch theurer verkaufen, als billig ist. Er kommt aber allerdings hiebei doch auf den eigentlichen Punkt, von welchem die Beurtheilung der moralischen Beschaffenheit des Nachdrucks ausgehen muß, ob nämlich dadurch irgend jemand von dem Seinigen etwas entzogen werde. Denn dies trifft das Wesen des Nachdrucks selbst, dagegen andere dabei vorkommende Umstände, z. B. Betrug, nur zufällig sind und den Nachdruck nur unter gewissen Bedingungen, aber nicht überhaupt und an sich zur unmoralischen Handlung machen würden.

Wenn nun Hr. Griesinger den Begriff des Eigenthums nach irgend einer positiven Gesetzgebung bildet, welche älter ist, als die ganze Buchdruckerei und unsere schriftstellerischen Verhältnisse: so ist es sehr natürlich, daß daraus ein positives Verbot des Nachdrucks nicht abgeleitet werden kann. Was daher ältere Rechtsgelehrte, z. B. Pütter von Anwendung römischer Klagen, welche dem Eigenthümer gegen Beeinträchtigungen und Anmaßungen Anderer zustehen, gesagt haben, ist freilich vielleicht nicht sehr überzeugend. Allein es ist doch nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß auch die Römer das Recht des Schriftstellers an seinem Werke und das damit auf das genaueste verbundene Verlagsrecht des Buchhändlers eben so gut geschützt haben würden, wenn sich diese Verhältnisse so wie bei uns ausgebildet gehabt hätten. Sie würden irgend eine Analogie mit einem andern feststehenden Rechtsinstitute aufgefunden und dazu gebraucht haben, wenn es auch nicht eben eine Pütterische Actio negatoria utilis oder actio furtiva, oder eine Kantische Klage gegen einen unbefugten Geschäftsführer (negotiorum gestor) gewesen wäre. In so fern ist Hrn. Hasse's Spott über Kant und ein vermeintliches Eigenthum an Gedanken sehr übel angebracht, und Kant hat gewiß den Geist der römischen Juristen, so lange sie selbst Bildner des Rechtssystems seyn durften, bei weitem richtiger aufgefaßt, als sein Gegner, dessen kurzer Aufenthalt in Königsberg nun vollends gar nichts zur Sache thun kann.

Von jeher haben die Vertheidiger des Nachdrucks sich auf zwei Sätze berufen, welche sie einander eben so gelassen nachbeten, als Juristen Kant's, der freilich kein Romanist oder Germanist der neuen Schule war, Gründe gegen den Nachdruck nachgebetet haben sollen. Der eine dieser Sätze spricht dem Verfasser und Verleger ein Eigenthumsrecht an ihrem Werke ab; der andere aber legt dem Käufer eines Exemplars als Eigenthümer desselben die Befugnis bei, mit demselben zu machen was ihm gutdünkt, es auch nachzumachen. Auf diesen beiden Nachdruckerkrücken schreitet denn auch Hr. Griesinger gar breit und fest einher, ob sie gleich beide genauer besehen, sehr gebrechlich sind. Das Eigenthum an Gedanken, welches eigentlich noch gar niemand behauptet hat und worauf bei der ganzen Sache auch nichts ankommt, geben wir gern Preis. Auf ein solches gründen sich die Rechte der Schriftsteller ganz und gar nicht; man pflegt es nur zu widerlegen, damit man doch etwas zu widerlegen habe, und meint dann damit wirklich einen Grund gegen den Nachdruck aus dem Wege geräumt zu haben. Davon unten mehr.

Noch lahmer ist aber das andere von dem Eigenthume des Käufers an seinem gedruckten Exemplare hergenommene Argument. Auch auf dieses Eigenthum kommt durchaus nichts an. Denn auf der einen Seite ist der Käufer nur berechtigt, von seinem gekauften Exemplare einen jeden beliebigen Gebrauch zu machen, vorausgesetzt, daß der Gebrauch in einer rechtmäßigen Handlung besteht. Wenn also das Nachdrucken an sich nicht schon rechtmäßig ist: so wird es dadurch um kein Haar breit rechtmäßiger, daß der Nachdrucker sich seines wohlerworbenen eignen Exemplars zum Nachmachen bedient hat. Der Räuber bleibt Räuber, wenn auch Pistole und Pferd, Maske und andere Mittel des Raubes von ihm auf das rechtmäßigste erworben waren; der Dieb ist nicht mehr noch weniger Dieb, wenn er auch auf einer gestohlenen Leiter eingestiegen ist. Auf der andern Seite ist aber auch das Nachmachen einer Sache, wenn es überhaupt nichts unrechtes ist, gar nicht auf den Eigenthümer beschränkt. Es ist noch niemand eingefallen zu behaupten, daß man die Rechte desselben kränke, wenn man eine ähnliche Sache, als er besitzt, hervorbringt, und nur in so fern hat

derselbe ein Recht des Widerspruchs, als das Nachmachen mit einem wirklichen Gebrauche seines Eigenthums, Aufenthalt auf seinem Grund und Boden, in seinen Gebäuden und dergl. verbunden ist, oder er sich bei dem Vorzeigen, z. B. eines Gemäldes, einer Handschrift ausdrücklich das Nachbilden, Abschreiben, Drucken lassen und dergl. verbeten hat. Also dieses Räsonnement vom Eigenthum an Gedanken, und vom Eigenthum am nachgedruckten Exemplar ist von beiden Seiten ganz ohne Grund und Zweck.

Hr. Griesinger verschmäht auch den Sprachgebrauch nicht, (ungeachtet er die öffentliche Meinung sonst gar nicht anerkennen will) um das volle Eigenthum eines Käufers am gekauften Exemplare in ein helles Licht zu setzen, so trivial auch dieser Grund herauskommt. Denn wer in aller Welt hat es wohl je einem solchen verübelt, wenn er sagt: Dies Buch ist mein. Aber selbst dieser Sprachgebrauch hätte ihn erinnern können, daß doch etwas im Buche bleibt, was nicht des Käufers Eigenthum wird. Denn man wird wohl sagen: mein Schiller, mein Horaz, aber nur ein Verrückter wird als Besitzer dieser Werke sagen: meine Werke, meine Oden, meine Räuber. Man nennt den, welcher das Werk eines Andern für das Seinige ausgibt, zwar einen gelehrten Dieb, aber doch einen Dieb, wie Martial sagt: (I, 67.)

Erras meorum, *fur* avare, librorum,
Fieri poëtam posse qui putas tanti,
Scriptura quanti constet et tomus vilis —

und trotz des Kaufens geht also doch nicht alles auf den Käufer über, sondern es bleibt davon etwas dem Verfasser eigen.

Und dies sind nicht die im Buche vorgetragenen Gedanken, wie originell sie auch seyn mögen, sondern es ist die Form, die Reihenfolge, die Worte, in welchen sie vorgetragen sind. Form ist überhaupt das einzige, was der Mensch den natürlichen Gegenständen durch seine Arbeit zu geben und wodurch er sie zu dem Seinigen zu machen vermag, indem er durch die auf sie gewendete Thätigkeit einen Theil seines Selbst mit ihnen verbindet. Schaffen kann er nichts, selbst bei dem Feldbau bringt er nur die Oberfläche der Erde in eine veränderte Lage (Form) und mit dem Saamen und andern Stoffen in eine solche Verbindung, daß die Kräfte der Natur ihm dienstbar werden müssen. Auch Jagd und das bloße Aufsuchen und Ergreifen der natürlichen Dinge lassen sich unter diesen Gesichtspunct bringen; der Mensch kann an ihnen (ehe das positive Gesetz hinzutritt) nichts Sein nennen, als die Arbeit, welche er an sie gewendet, und wodurch er sie in ein künstliches Verhältniß gebracht hat. Aber eben diese Arbeit kann kein anderer zu seinen Zwecken brauchen, oder vielmehr verbrauchen, so benutzen, daß sie für den Ersten verloren geht, ohne die äußere rechtliche Selbständigkeit desselben zu beeinträchtigen. Er entzieht ihm in der That einen Theil seines irdischen Daseyns, dessen eigentlicher Werth in einer Summe von Thätigkeiten besteht, wodurch er seine Kräfte entwickelt, ausbildet und sich mit Resultaten umgibt, die als Mittel zu größerer Thätigkeit dienen. Dies ist der Entstehungsgrund des natürlichen Eigenthums, dessen weitere Befestigung, definitive Bestimmung und Anerkennung freilich erst dem Staate angehört, oder welches, wie Kant es passend nennt, erst im Staate aus einem blos provisorischen zum peremtorischen wird. Die Grundlage bleibt aber immer der Satz, daß die Erzeugnisse der menschlichen Thätigkeit ihrem Urheber gehören, und ein anderer davon keinen Gebrauch machen kann, welcher die Zwecke des ersten theilweise vereitelt, ohne sich eines Unrechts gegen ihn schuldig zu machen.

Diese Ansicht führt uns denn zu einer genaueren Bestimmung des literarischen Eigenthums. Auf die Gedanken kann dasselbe nicht bezogen werden, denn diese sind ein allgemeines Eigenthum des menschlichen Geistes und so oft auch die Wahrheit von dem Unverstande zur verbotenen Waare gemacht wird, so kann doch niemand sagen, daß er Herr einer bestimmten Wahrheit oder Gebieter des menschlichen Denkens überhaupt sey. Sogar das erste Finden ist etwas sehr zweifelhaftes; es ist unmöglich zu bestimmen, wo der erste Lichtstrahl aufgedämmert ist, und auch der glücklichste Erfinder kann nicht sagen, wie viel von seinen Entdeckungen früheren Andeutungen, wie viel davon ihm selbst ausschließlich angehört. Ein einmal ausgesprochener Gedanke aber wird das allgemeine Eigenthum der Menschheit, und wirkt ins Unendliche fort, ohne daß irgend eine Macht dies zu verhindern vermöchte. Dagegen gehört die bestimmte Form in welcher er ausgesprochen ist, die Worte in welche er gekleidet ist, ihrem Urheber so ausschließlich an, daß der gemeine Sprachgebrauch aller Völker von jeher es für unrecht erklärt hat, diese Form einem andern als von ihm herrührend beizulegen.

Von jeher haben auch die Menschen sich verpflichtet gefühlt, die begünstigten Geister, welchen sie durch Mittheilung ihrer Schöpfungen Belehrung, Erheiterung, Erhebung zu höherer Kraft zu verdanken hatten, dafür durch Ehre und irdische Gaben zu belohnen. Je edler die Völker gesinnt waren, desto höher standen auch bei ihnen ihre Sänger und Lehrer. Es ist nicht nöthig für eine so bekannte Sache irgend einen historischen Beweis beizubringen. Man hielt es für unrecht, wenn der Dichter und Schriftsteller keine Früchte seines Fleißes sah.

Dicitur et nostros cantare Britannia versus;
Quid prodest? nescit sacculus ista meus.

So klagt Martial (XI, 4.) schon zu jener Zeit. In der unsrigen mag es zwar Leute geben, welche lieber alles Schriftstellerwesen ausrotten möchten, da es nicht zu läugnen ist, daß die Sprödigkeit, welche sich der bloßen Gewalt in dem von ihr behandelten Stoffe entgegengesetzt, zum großen Theil aus der geistigen Bildung der Völker stammt und mittelbarer Weise, also jedoch wiederum nur zum Theil, den Schriftstellern beigemessen werden kann. Allein diese Ausrottung wird doch immer einige Schwierigkeiten haben, und so müssen wir die Sache nehmen wie sie ist, daß nehmlich durch die immer fortschreitende Theilung der Arbeit der Schriftstellerberuf ein wahrer Staud des bürgerlichen Lebens geworden ist; daß eine namhafte Zahl von Menschen, und nicht eben der schlechtesten (denn das vornehme Herabsehen der Geschäftsleute auf die Schriftsteller ist nicht einmal recht ernstlich gemeint), ihr ganzes Einkommen auf gelehrte Beschäftigungen gründet, und sie als Arbeit betrachtet, wovon sie einen bestimmten Ertrag erwartet.

Hieraus muß das Verhältniß zwischen dem Schriftsteller und dem Publicum in rechtlicher Hinsicht beurtheilt werden. Der Schriftsteller tritt öffentlich redend auf, und der Verleger ist dabei sein Bevollmächtigter. Der Schriftsteller erwartet von einem jeden, der sein Werk sich so zueignen will, daß er es zu jeder Zeit zur Belehrung oder Unterhaltung brauchen kann, einen Beitrag zu seinem Solde, welchen der Verleger gewöhnlich auf seine eigne Gefahr vorgeschossen hat; der Verleger muß in dem Preise des Buches, wenn der Buchhandel überhaupt als eignes bürgerliches Gewerbe bestehen soll, nicht nur den Lohn für seine eigne Arbeit, sondern auch die Rente des Capitals gewinnen können, womit er sein Geschäft betreibt. Der Gewinn des einen Verlagsunternehmens muß den Verlust übertragen können, welchen auch der vorsichtigste Buchhändler bei andern und nicht eben bei den schlechtesten Büchern am meisten, ausgesetzt ist. Der Verkaufspreis des Buches muß also bei weitem mehr, als die bloßen Druck- und Versendungskosten decken.

Aus allen diesem ergibt sich, daß es für die Stände des Schriftstellers und Buchhändlers eine nothwendige Bedingung ihrer Stellung zu den Käufern ist, mit dem verkauften Exemplare nichts weiter auf den Käufer zu übertragen, als das Recht, gerade aus diesem Exemplare die Rede des Verfassers zu vernehmen. Die Belohnung des Verfassers,

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 178.

3. August 1822.

Auch ein Wort über den Meßkatalog.

In dem Conversations-Blatt ist die Rede von den Büchern, welche „zur Messe" erschienen sind, auch auf das beleibte, nicht aber mehr recht beliebte Verzeichniß derselben gekommen, welches alljährig zweimal erscheint, „Meßkatalog" genannt. Wer sollte in der Literatur so fremd seyn, daß er den Meßkatalog nicht kennte? Von den Lesern dieses Blattes mögen wohl selbst die meisten zu denen gehören, welche dem „Meßkatalog", als dem Verkündiger aller neuen literarischen Erscheinungen, jederzeit mit Begierde entgegengesehen haben, und deren Herz bei dem Anblick der Verheißungen, die er enthielt, frohlockte. Der „Meßkatalog" ist also gewiß ein interessanter Gegenstand der Conversation, und mancher Leser dieses Blattes, dem die wohlbekannte Physiognomie desselben nun einmal behagt, der ihm in seinem steifen, ehrbaren Ansehen zu bestimmten Zeiten zu begegnen gewohnt ist, wird bei der in Anregung gebrachten Reform tief aufgeseufzet haben: „soll sich denn die Wuth der Reformen in unserer Zeit bis auf diesen schlichten Boten erstrecken, von dem wir ja nicht mehr verlangen, als daß er uns schlecht und recht anzeige, was uns Neues bescheert wird!" —

Diesen Anhängern des Alten zu begegnen, bitte ich schleunig ums Wort, und ich erkläre rund heraus: Mir genügt der Meßkatalog durchaus nicht! Statt vor dem Gedanken einer bloßen Reform zu erschrecken, wie der gute Wille des neuen Besitzers der Weidmannischen Buchhandlung solche verheißt, statt mich den beiden Stimmführern anzuschließen, die diesen Gegenstand im Conv. Bl. (Nr. 157 d. J.) zur Sprache gebracht haben, sage ich: Kein „Meßkatalog" mehr! Die bloße Reform genügt mir nicht, ich verlange eine durchgreifende Umgestaltung dieses verjährten Instituts, das schon seinem Titel gar nicht mehr entspricht, noch weniger aber, in Hinsicht aller andern Erfordernisse, leistet, was es leisten soll. Die freundlichen Worte des Verlegers gelten mir nichts; er muß durch die That bewähren, daß es ihm hierbei um die Sache zu thun ist, und daß er seiner Stellung zum Publicum würdig ist. Seine Legitimität bleibe unangetastet. Es leitet hier kein revolutionaires Princip, kein Liberalismus, der verdrängen will; er hat den Besitz redlich erworben, ihm gebührt Zutrauen vermöge seiner bekannten Thätigkeit; er zeige nur, daß er unser Bestes wirklich zu Herzen nimmt, und wir wollen seinen Besitz ehren. Dieses festgestellt, so erkläre ich mein Verlangen, im Einverständniß mit den alten Verehrern des „Meßkatalogs", welche durch ihn das Neue kennen lernen wollen, dahin,

daß ich wirklich das Neue, aber das wahrhaft Neue, das Allerneueste von dem, was die Buchhändler uns darbieten, im Augenblick, da es neu ist, kennen lernen will.

Dies ist die Aufgabe; und nun frage ich, wie entspricht derselben der „Meßkatalog"? Ich habe schon vorhin erklärt, daß er nicht einmal seinem Titel Genüge leistet. Noch immer heißt es da: „Verzeichniß der Bücher, welche zur Frankfurter (!) und Leipziger Michaelis-Messe ꝛc. erschienen sind", und schon längst gibt es für die Buchhändler keine Frankfurter, keine Michaelis-Messe mehr, da nicht Einer zu einer Frankfurter Messe, oder zur Michaelis-Messe nach Leipzig reiset, und was die Leipziger Oster-Messe anbetrifft, so reisen zwar, wie es heißt, 150 Buchhändler wirklich gegen Ostern dorthin und vereinigen sich mit den 40 oder 50 dortigen, allein ich habe oft gehört, daß diese Herren dort, wie auf einer Börse, ihre Geldgeschäfte abmachen, daß aber da an kein Kaufen und Verkaufen von Büchern gedacht wird, daß also kein Büchermarkt, keine Buchhändler-Messe Statt findet. Ferner spricht der Titel dieses lügenhaften Boten von „Büchern, die zur Messe erschienen sind". Gottlob, die Buchhändler liefern uns alle Tage etwas Neues, und ich brauche nicht bis zur Messe zu warten, um, wie mit Fabricaten in Cattun, in Wolle, in Seide, die von Birmingham, von Lyon, von Eupen, von Chemnitz ꝛc. nur zur Messe, in Kisten gepackt, anlangen, mich mit neuen Büchern zu versorgen. Mein Buchhändler, der sich Schleiermacher's Dogmatik von Reimer; Spiker's Uebersetzung von Walter Scott's Piraten von Duncker und Humblot; Streckfuß neue Uebersetzung des Tasso von Brockhaus — erst zur Messe kommen lassen wollte, würde übel fahren, denn wie könnte ich damit bis zur „Messe" warten! Von diesen Büchern ist das erste im October, das andere im Februar, das dritte im Juni erschienen, jedes also zu einer Zeit, die von jeder Messe sehr entfernt ist, und da hätte ich viele Monate meine Ungeduld bekämpfen müssen. So wie diese Bücher, sehe ich aber viele andere neue Schriften, außer der Meßzeit, wöchentlich in Paketen zur Post, oder in Ballen zur Fuhre bei meinem Buchhändler anlangen; und wenn ich sie längst gelesen, wenn ich manches, das nicht wie diese auf Dauer gearbeitet ist, schon vergessen habe, dann

erst erfahre ich durch den „Meßkatalog", daß sie erschienen sind. Nein, ich lasse mich durch keinen Namen mehr bethören, diesen Schlendrian mit dem sogenannten Meßkatalog will ich nicht länger mit ansehen! „Mein Herr!" höre ich sagen: „Ihr großer Eifer verräth Sie, Sie sind Einer, der selbst Bücher macht, oder Einer von denen, die, ohne dem Buchhändler je ein Buch abzukaufen, sich fleißig bei ihm einfinden, alles Neue begierig verschlingen, ihm die geehefteten Bücher aufschneiden — und ungekauft aber benutzt und gelesen liegen lassen." Weder das Eine noch das Andere; mein Interesse an der Sache ist anders begründet; ich schade den Buchhändlern weder dadurch, daß ich sie veranlasse, Maculatur zu drucken, noch mache ich ihnen ihre guten Bücher dazu. Der Meßkatalog ist eine Angelegenheit, die die Schriftsteller, die Buchhändler, das Publicum betrifft, und ich habe, wenn auch nur als solcher, der jährlich eine ziemliche Summe zu Büchern verwendet, zuverlässig ein Recht mitzusprechen. Mein Eifer möchte vielmehr die Buchhändler über ihr wahres Interesse aufklären, und darum will ich ihnen und dem gesammten Publicum hier beweisen, daß eine so mangelhafte Art, uns die neugebornen Kinder, die man oft tauft, ehe sie das Licht der Welt erblickt haben, oder ohne daß sie es je erblicken, wie der „Meßkatalog" es thut, bekannt zu machen, der jetzigen Zeit und dem jetzigen Bedürfniß nicht mehr angemessen ist. „Aber, was bedürfen wir am Ende des Meßkatalogs", erwidert man; „die Buchhändler sind nicht so unthätig, daß sie es in Hinsicht der Bekanntmachung ihrer Neuigkeiten einzig auf den Meßkatalog ankommen ließen; die Intelligenzblätter jeder Literatur-Zeitung, jedes Unterhaltungsblattes, jeder politischen Zeitung stehen ihm zu Gebot, und man sieht, wie sie sie benutzen!" — Gut, es gibt allerdings eine Menge solcher Gelegenheiten, um die neuen Bürger der literarischen Welt uns bekannt zu machen und sie unserer Gewogenheit zu empfehlen; dem ungeachtet wird damit nicht erfüllt, was ich verlange. Diese Bekanntmachungen genügen allerdings wohl für eine zahlreiche Classe von Bücherliebhabern, für Alle, welchen die Literatur zur Unterhaltung, zur Ausfüllung müßiger Stunden, zur Befriedigung gelegentlicher Zwecke dient, aber nicht für die, welchen sie ein Bedürfniß ist; denen geistiger Verkehr und Fortgehen mit der Zeit eine Bedingung ihrer Existenz ist, welche durch rege Theilnahme selbst die Literatur fördern, und welche also besondere Berücksichtigung verdienen. Als einer der letzteren, verlange ich keine gelegentliche Bekanntmachung, ich bedarf einer festen, geregelten Einrichtung, die mir alles und schnell vor Augen bringe. Die Engländer haben außer den zahlreichen monatlichen und vierteljährlichen Ankündigungen die Liste der New publications in dem Morning Chronicle u. s. w., welche ihnen als stehender Artikel täglich; die Franzosen das Journal de la librairie, welches ihnen wöchentlich alle neuen Erscheinungen bekannt macht. In dem zuletzt genannten wird mir, unter fortlaufender Nummer, regelmäßig angezeigt, was in der letzten Woche im Druck fertig geworden ist. Ich brauche nicht, wie bei uns, zwanzig Intelligenzblätter zu durchblättern, um mühsam zusammen zu suchen, was die Buchhändler mit größerem oder geringerem Eifer, mit mehr oder weniger Verbrämung bekannt machen wollen (und, muß man der Wahrheit gemäß hinzusetzen, hin und wieder auch nur bekannt machen dürfen), und wo ich doch immer nicht alles finde; ich brauche nicht sechs Monat auf den Meßkatalog zu warten, der mir die unübersehliche Anzahl aller in diesem Zeitraum erschienenen Bücher nahmhaft macht, auf drei bis vierhundert Seiten, die ich ohne die tödtlichste Langeweile nicht lesen, sondern nur durchlaufen kann, wo ich vieles übersehe, manches, das Aufmerksamkeit verdient, wegen der Ermüdung geringer achte, wo ich fürchten muß, daß, da die Titel im voraus eingeschickt werden, sie mir die Namen ungeborner Kinder mittheilen, die den Weg aus dem Gehirn des Vaters nie finden, mit denen ich mich daher unnützer Weise beschäftige, und wo ich, durch die Unzuverlässigkeit so vieler Nachrichten, an ein Mistrauen gegen alle gewöhnt werde. Dies hat zu allen den Klagen über den Meßkatalog geführt, die das Conversations-Blatt erwähnt hat, und die, meiner Ueberzeugung nach — ganz ungegründet sind, weil es, der Natur der Sache nach, nicht anders damit seyn kann. Man verlange doch von einer Einrichtung nicht mehr, als sie gewähren kann. Nicht dieses oder jenes in dem Meßkatalog ist mangelhaft und bedarf einer Reform, sondern der ganze Meßkatalog bedarf einer zeitgemäßen Umgestaltung, einer dem jetzigen Leben in der Literatur angemessenen Einrichtung.

Ich bleibe bei dem Journal de la librairie stehen, das seit vielen Jahren in Frankreich erscheint, mir aber erst vor nicht langer Zeit durch ein deutsches Blatt bekannt geworden ist. Bei einem Besuch in der Buchhandlung, die ich mir erwählt, traf nämlich einst mein umherirrendes Auge auf ein Blatt, in Form unserer Zeitschriften oder Zeitungen, welches ich nicht kannte; ich ahnte, daß es damit eine eigne Bewandniß habe, und wußte herauszubringen, daß es ein Geschäftsblatt der Buchhändler ist, worin sie sich, unter sich, über allerhand besprechen; es hatte durch sein ungeschmücktes Aeußere ein schier officielles Ansehen; meine Neugier wurde rege und ich fand Gelegenheit, sie zu befriedigen. Das vorliegende Blatt (Jahrg. 1821. Nr. 4) interessirte mich durch einen Aufsatz über den „Meßkatalog." Aha, dachte ich, arbeiten die Herren nun endlich daran, dieses Institut zu verjüngen! Das Zutrauen, welches der Weidmannischen Buchhandlung in diesem Aufsatz bezeigt war, indem man ihr die Gebrechen des Meßkatalogs schilderte und Abhülfe von ihr erwartete, ließ mich hoffen, daß diese Hand anlegen würde; darauf habe ich aber vergeblich gewartet, was auch wohl nicht anders seyn konnte, bis ich, bei der Nachricht, daß diese Handlung jetzt in rüstigeren Händen sey, meine Hoffnungen wieder belebt sah. Ein einsichtsvoller Buchhänd-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 179.

5. August 1822.

Jahrbücher der Literatur. Sechzehnter Band. 1821. October. November. December.

(Fortsetzung aus No. 175.)

Das zweite beurtheilte Werk heißt: De l'église Gallicane dans son rapport avec le Souverain Pontife, pour servir de suite à l'ouvrage intitulé *du Pape*, par l'auteur des considérations sur la France. Lyon et Paris. Chez Rusand. 1821. S. 350. 8.

Verfasser ist der schon genannte Graf Maistre, Recensent oder vielmehr nur Referent Hr. von Haller, allgemein bekannt durch sein umfassendes Werk: Restauration der Staatswissenschaft, von leidenschaftlichen Freunden und Gegnern über alles Verhältniß erhoben und herabgesetzt. Bei Parteien will ich die Wahrheit nicht suchen, sollte ich es auch darüber mit den Absoluten aller Farben verderben. Der römische Dichter Ennius legte sich drei Seelen bei, weil er drei Sprachen verstand. In einem ähnlichen Sinne möchte ich mir für die richtige Beurtheilung des Gegenstandes die drei Geister der Geschichte, Politik, Theologie zusammenwirkend wünschen. Keiner darf fehlen, sonst ist die Phantasmagorie fertig. Kein wahrer Protestant, um es nebenbei zu sagen, wird von der Behandlung einer Unterscheidungsmaterie des Katholicismus etwas anderes verlangen als kirchliche Consequenz, welche Gerechtigkeit auch seinerseits der vernünftige Katholik dem Protestantismus zu erweisen hat. Da Katholiken und Protestanten als Glaubensparteien nur durch den Gegensatz der Lehre bestehen, so können sie diesen nicht gelegentlich und beliebig aufheben wollen, ohne die kirchliche Absonderung zu vernichten, der zufolge ihr religiöses Denken und Seyn in einer eigenthümlichen Gestalt erscheint. Wie die beiden Geschlechter zum tiefern Selbstbewußtseyn durch ihre Verschiedenheit gelangen, so verhält es sich auch mit dem Protestantismus und Katholicismus, obwohl die Zeit der ruhigen Anerkennung, der Fixität des Gegensatzes noch weit entfernt ist. Der wissenschaftliche Streit muß, soll er einmal Statt finden, auf einem viel höhern Gebiet und mit ganz andern Waffen geführt werden als mit dem Sande, den die neumodischen Obscuranten und Lichtmännerchen zum Ergötzen der Menge einander gern in die Augen würfen, wenn sie überhaupt etwas treffen könnten.

Die empfindlichste Lücke der erwähnten Anzeige entsteht durch die fehlenden Artikel über die gallicanische Kirchenfreiheit. Sie sollten in der treuesten Vollständigkeit mitgetheilt seyn und der ganzen Untersuchung zum Grunde liegen. Bossuet hat sie in seiner Vertheidigung der gallicanischen Kirchenfreiheit mit richtigem Gefühl vorangestellt. Trägt der Verfasser oder Hr. von Haller die Schuld dieses Mangels? Die gewichtige Frage, worin besteht das Wesen der gallicanischen Kirchenfreiheit? kommt aus diesem Grunde nirgends zur Sprache, zieht sich durch die ganze Anzeige wie ein Nebelstreif. Wie Mannichfaltiges kann eine scharfsinnige, gewandte, berechnende Auslegung nicht hinaus und heraus erklären! Gleich der erste Artikel, der bekanntlich das Verhältniß der geistlichen Macht zur weltlichen bestimmt, bietet durch die Allgemeinheit der Abfassung und die Unterscheidung des Unmittelbaren und Mittelbaren Stoff zu den verwickeltesten, unabsehlich weit führenden Folgerungen. Man denke zu dem Ende nur an den einzelnen, oft und lange bestrittenen; vielleicht noch immer schwierigen Punct, die Besetzung der Bischofsstellen. Das Umfassende, Tiefere des Gegenstandes ist, zufolge der Anzeige, kaum berührt, geschweige erschöpft. Die katholische Glaubenseinheit langt allein genommen hier nicht aus, wo statt eines einzelnen Punctes alle Dimensionen vorkommen. Die folgerichtige, zusammengekettete, vollständig durchgeführte Untersuchung hätte von dem klar und fest bestimmten Inhalt der vier Artikel ausgehen sollen; wogegen eine gelegentliche, oft anziehende historische Erläuterung mancher Nebendinge um sich greift; dahin gehören z. B. die Nachrichten von Port-royal, von der Bekanntmachung der vier Artikel, dem Verhalten Bossuet's u. s. w. Dem vortrefflichen Pascal, dessen liebenswürdige originelle Tiefe in seinen Pensées jedem Unbefangenen einleuchtet, scheint der Verfasser Unrecht zu thun, wenn er ansteht die bisher allgemein anerkannte Vorzüglichkeit seines mathematischen Geistes einzuräumen, und auf der andern Seite in schreiendem Verhältniß das versteckte, ausweichende Betragen Bossuet's, das nicht undeutlich auf eine Reservatio mentalis hinausläuft, auffallend sanft und schonend berührt. Wer, wie Bossuet, in Sachen seiner Kirche das Scepter des Geistes führen will und wirklich geführt hat, soll auch, wenn es gilt, die Krone des Märtyrerthums nicht verschmähen. Ein ganz anderer Glaubensheld ist Fenelon, nach meinem Gefühle der schönste religiöse Charakter der neueren französischen Zeit.

Ungeachtet der Anzeige die erwähnten Erfordernisse abgehen, zeichnet sie sich auf eine Weise aus, die es unentschieden läßt, ob der Vorzug in der Kunst der Auffassung oder der Natur der Ueberzeugung liegt. Denn sobald jemand von der historisch-kritischen Untersuchung der Fundamentalpuncte absieht, wird er den Gang der Auseinandersetzung zweckmäßig, dogmatisch streng und einnehmend lichtvoll finden. Das Talent des Hrn. von Haller wirkt in dieser Hinsicht auf eine beträchtliche Masse des Publicums mit instinctartiger Sicherheit und Kraft, steht überhaupt mit dem Zwecke seiner Schriften in der durchgreifendsten Verbindung. Ohne irgendwo mit systematischer Bestimmtheit von einem einzelnen und höchsten Grundsatz auszugehen, es müßte denn das ausschließliche Berufen auf unbedingten Glauben dafür gelten sollen, ohne auch nur im Allgemeinen die strengwissenschaftliche Methode zu suchen, ohne alles Bemühen, die daraus fließenden Schwächen und Lücken mit sophistischer Kunst decken zu wollen, weiß er jedesmal dem Gegenstande eine so bequeme, breite Mitte abzugewinnen, ihn so praktisch wichtig, so politisch fruchtbar, so ascetisch eindringend darzustellen, daß die verschiedensten Naturen durch das Eine oder Andere angezogen werden, dieser z. B. ihm die Religiosität verzeiht wegen seiner Politik, jener über die letztere hinwegsieht wegen der erstern, der eine sich gutmüthig freuet über das vermeinte Ruhekissen und den bevorstehenden ewigen Frieden der Welt und der Geister, der andere trotz des häufigsten und lautesten Widerspruches, die historische Deutung nicht ausgenommen, dennoch die Kühnheit des Unternehmens und den mächtigen Aufwand ungemeiner Kenntnisse für ein weit und tief wurzelndes Interesse, gebührend anerkennt. Da nun Herz und Kopf jetzt wieder mehr als je

nach Fragmenten, nach Partikelchen streben, so muß ein Magazin allerdings willkommen seyn, wo Nahrung auch für ganz entgegengesetzte Sinnesarten reichlich aufgehäuft ist.

Haller's Vortrag ist kunstlos, auch wohl derb, oft ungeschickt, zuweilen naiv bis zum Lächerlichen; dabei fehlt es ihm nicht an Nachdruck, Lebhaftigkeit, Fülle und einem eigenen Schwunge, besonders bei Lieblingsmaterien. Es sieht oft aus, als wolle der Verfasser gar kein Schriftsteller seyn, nur frisch von der Brust und Leber wegreden. Seine schwächste Seite bei vielen ausgezeichneten Kräften ist unverkennbar die Philosophie; denn schwerlich würde er die Leidenschaftlichkeit gegen die falsche so weit treiben, fast alles Unheil der Welt von ihr abzuleiten, könnte er sich zur Anerkennung der wahren erheben. Selbst sein Uebergang zum Katholicismus möchte wohl mehr die Frucht praktischer, insonderheit politischer Consequenz als philosophischer Denkkraft seyn, und insofern mehr einem Schluß- als einem Grundstein gleichen. Der vierte Theil der Restauration der Staatswissenschaft, der die geistlichen Staaten zum Gegenstande hat, liefert für die voranstehende Vermuthung unumstößliche Belege. Betrachtet Haller mit auffallender Einseitigkeit die Gegenstände immer nur von hinten, unter dem einzigen Gesichtspunct der religiösen, rechtlichen, politischen Ueberlieferung, so wollen Andere wieder Alles von vorn, von einem ersten Grund ableiten, auf welchem Wege sie unmöglich bei der Wirklichkeit ankommen können, sobald sie in ihr nicht den Wiederschein einer höhern Offenbarung verehren. Diese Einseitigkeit verhält sich zu den ersten, wie ein Pol zum andern. Die partiellen Liebhaber entscheiden sich für die Hemisphäre, die sie gerade bewohnen. Die ganzen Denker behaupten gegen beide Parteien, daß da, wo die Kraft der Ideen siegreich waltet, jede Entzweiung, folglich auch die zwischen Vernunft und Wirklichkeit verschwinden müsse. Zwischen den beiden angegebenen Extremen liegt für das ungebundene Herumschweifen eine weite Mitte, das heimathliche Feldlager der kämpfenden Journalistik. Diesen Kosakenkrieg treibe wer Lust hat.

Die folgenden beiden Geschichtswerke mögen zusammen genannt werden, da sie unverkennbar ein und derselbe Recensent besprochen hat. Das erste: Oesterreich unter Herzog Rudolph dem IV. — von Franz Kurz, reg. Chorherr und Pfarrer zu St. Florian. Linz, bei Cajetan Haslinger 1821. — Das zweite: Tyrol unter Friedrich von Oesterreich, von Clemens Wenceslaus, Grafen und Herrn zu Brandis u. s. w.

Wer mag der ungenannte Recensent seyn? Kein anderer als der Freiherr von Hormayr. Wenn er auch zuweilen Incognito reisen möchte, so verräth ihn doch immer und überall der Staub des Trosses, das Rasseln des bepackten Wagens, das Trompeten eigends aufgestellter Wachposten. Wie der Vogel Strauß, so glaubt auch der Herr Baron verborgen zu seyn, sobald er den Kopf in einen Strauch steckt. Schon die Schwungfedern der hochbeinigen Interpunction (!! — !? — !!!) melden seine Nähe. So oft hat er nun schon sein gutes Gedächtniß ausposaunt und ausposaunen lassen — er führt lustig und treffend genug für seine historiographische Kunst ein Posthorn im Wappen; wie sein Taschenbuch für die vaterländische Geschichte auch wieder postillonsmäßig bekannt macht — und doch vergißt er bei jeder neuen Zeile, was die vorhergehende enthält. Das Bauen der Pyramide von der Spitze her; der rothe Faden, der angeblich durch seine historiographischen Werke läuft, wie durch die englische Marine, obendrein als Bild Göthe's Wahlverwandtschaften entwendet; die Hudelei mit den Mediceern und ihrem Zeitalter, auch bei unpassenden Gelegenheiten; der Kaiser Maximilian, der Pförtner des Mittelalters, auf der Martinswand, nicht anders als habe er sein ganzes Leben auf ihr zugebracht; das Luftgespinnst von der sogenannten Vermählung der vaterländischen Kunst und Historie, die kaum geboren, vielweniger heirathsfähig sind; das Pochen auf Verbreitung urkundlicher Schätze, die der Historiograph nicht verarbeitet, nicht verschmolzen, sondern nur angebohrt hat, in der Manier der Motten; das Umherwerfen mit den österreichischen Abteien, mit Bessel, Fröhlich und den beiden Petzen, mit der Preisfrage des Durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, dessen gründlicher und allgemeiner Ruf jedes Hurrahrufen überflüssig mache; das Aufzählen der opuscula omnia, auch die künftigen mit eingeschlossen, nicht nur im Verkehr der Journalistik, nein, sogar in der Zueignung eines ganz verfehlten Buches an einen so fein fühlenden und erleuchteten Staatsmann, wie Fürst Metternich, dem der Stickstoff des gelegentlich dargebrachten Weihrauches unfehlbar den Athem versetzt hat; das Declamiren gegen die josephinische Periode in der plumpsten Absichtlichkeit ohne alle tiefere, freimüthige, vermittelnde Charakteristik ihres Geistes, Ursprunges, Einflusses und des großen, ewig geliebten Kaisers, dessen Fehlgriffe der Zeit anheimfallen, während sein schönster Ruhm ihm allein gehört: diese und hundert ähnliche Schemen, denn mit Gedanken haben sie nichts gemein, dazu noch ungerechnet die abentheuerlichen Findlinge von Wortern, wie verknöchert, verholzt, wahrscheinlich auch bald verkohlt, verglast: welcher Leser von Geist und Empfindung erkennt nicht so ein immer wiederhohltes, eckelhaft zudringliches Schellengeläute für das Zeichen historischer Marktschreierei?

Die beiden vorliegenden Recensionen bezeichnen ihren Verfasser noch durch eine besondere, schlecht versteckte Tendenz. Hormayr heißt Historiograph des Reiches und Hauses von Oesterreich, aber Kurz ist es. Das Publicum hat sich längst an solche literärische Verwechslungen gewöhnt. Ohnehin ruht auf der Geschichte als einem Hofamte kein Segen. Selbst der unsterbliche Johannes Müller hat als preußischer Historiograph keine Früchte getragen. Hormayr geht zwar recht eigentlich als Historiograph zu Hofe, setzt aber doch nur faules Obst auf die Tafel, wie z. B. seine Geschichte der letzten Zeit. Der Recensent dieses Buches hat im Hermes viel Treffendes dagegen erinnert, nur erweist er dem Verfasser zu viel Ehre, wenn er denselben für einen aristokratischen oder ultramonarchischen Schriftsteller hält. Hormayr kann so wenig einer Partei dienen, wie gern er auch möchte, daß er aus Mangel an Haltung selbst den Boden nicht berührt, in welchem er zu wurzeln wähnt. Es wäre ein Hauptscherz, wenn irgend ein Recensent einmal den löwenherzigen Ultra spielen wollte, um unsern Historiographen in dem Netze der eigenen Widersprüche und so indirecte in der Fuchsgrube des Liberalismus zu fangen. Gegen viele bisherige Angriffe kann er seine Blöße noch immer scheinbar mit dem Mantel der sogenannten guten Grundsätze decken. Die neuerlich und schon öfter pomphaft angekündigte Geschichte der Stadt Wien wird nach den ausgesprochenen Grundsätzen und mitgetheilten Proben gleichfalls das wahre Maß und Ziel verfehlen. Auch hier soll wieder das Surrogat des Maulpatriotismus den Kern einer edlen Darstellung ersetzen. Von dem Taschenbuche für die vaterländische Geschichte später ein Wort. Schon lange lastet auf dem Historiographen die Schilderung des freiwillig gewählten und mehrmals versprochenen Zeitalters Maximilian's und Karl's des V. Wenn ich nicht irre, hat er diese Arbeit mit einem Ausdruck von Johannes Müller das Werk seines Lebens, am Ende auch seiner Liebe genannt. Bei keinem andern Unternehmen kommt ihm so Vieles und Großes günstig entgegen, auch möchte er auf diesem Felde noch am ersten etwas Besseres leisten, obschon keine pragmatische, unparteiische, schöne Darstellung zu hoffen ist, die auch tüchtigeren Geschichtschreibern schwer fallen dürfte; nichts desto weniger harrt dieses Kind der feurigen, romantischen Ritterliebe noch immer in tartarischer Finsterniß, wie in einem rings verschlossenen Burgverließ, dem Licht der Oeffentlichkeit entgegen. Diese Bemerkungen können und sollen Hormayr's entschiedene Verdienste um mehreres Einzelne keineswegs in den Schatten

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 180.

6. August 1822.

Stimme aus Nordamerica über deutsche Kritik.

Während der große Umschwung, welchen das Studium der Literatur und Kunst anderer Zeiten und Völker in ihrem ganzen Umfange durch deutsche Kritik erlangt hat, von den meisten Völkern Europas aus Mangel an universellem Sinne und aus Eitelkeit noch großentheils verkannt wird, tönt von jenseits des atlantischen Weltmeers eine Stimme herüber, von der die Leser urtheilen mögen, ob wir Ursache haben, mit der Ansicht, welche sie über das ausspricht, was die Deutschen neuerer Zeit in der alten Literatur geleistet, zufrieden zu seyn. Es heißt in dem vor uns liegenden Aprilstücke des zu Boston erscheinenden North American Review von diesem Jahre in einer Kritik des Mitchellschen Aristophanes:

„Der Schluß des verflossenen Jahrhunderts war in Deutschland im Studium der alten Literatur durch zwei Dinge ausgezeichnet, welche ihrer Natur nach scheinbar nicht zusammenhängend, ja einander entgegengesetzt, doch oft von demselben Individuum zu einem hohen Grade von Trefflichkeit gebracht wurden — wir meinen einerseits das auf Kleinigkeiten gerichtete, grammatische Wortstudium der alten Ueberbleibsel, welches mit der peinlich genauen Schule der holländischen Philologie wetteifert, wo nicht sie übertrifft; auf der andern Seite den im hohen Grade scharfen, philosophischen Sinn, der in den innersten Charakter der alten Literatur eindringt und die Beschaffenheit ihrer Denkmäler mit einer vorher nie erreichten Strenge prüft. Von allen vorhergegangenen Kritikern hat Bentley allein einen Vorschmack dieser bewunderungswürdigen Vereinigung von Gelehrsamkeit niederer Art und erhabener Kritik gegeben, Bentley, dem doch volle Gerechtigkeit erst von der Nachwelt widerfuhr. Aber obschon er gewiß in einem sehr hohen Grade diese Vereinigung von genauer Wortgelehrsamkeit mit einem umfassenden philosophischen Geiste besaß, welche nie übertroffen worden ist, so starb sie doch mit ihm. Sie lebte in der holländischen Schule nicht wahrhaft auf, so berühmt diese auch in ihren drei Gelehrten-Geschlechtern, die durch Hemsterhuis, Ruhnken und Wyttenbach bezeichnet sind, geworden ist. Aber in Deutschland fand in der letzten Zeit des verflossenen Jahrhunderts eine völlige Reform im Studium des Alterthums und seiner Monumente statt. Und weil der Grund durch ein höchst genaues grammatisches Studium gelegt war, so wurde auch das Gebäude in dem unternehmendsten, kühnsten und erhabensten Geiste der Kritik aufgeführt. Von da jene Discussionen über die Authenticität des Homer, welche der halben philologischen Scienz eine so originelle Richtung gegeben; von da jene feinen Untersuchungen über alte Philosophie, jenes bewunderungswürdige Licht, welches die Denkmäler der alten Literatur und Kunst auf jede andere werfen, und von da endlich jene außerordentliche Genauigkeit und bestimmte Unterscheidung, mit welcher die Eigenthümlichkeiten der einzelnen alten Schriftsteller bestimmt worden sind, welche, wir hoffen für immer, Platz gewonnen hat gegen jenen schlaffen und unbestimmten Ton pedantischer Bewunderung, welcher alte Schriftsteller von allen Zeiten und Charakteren auf dieselbe Stufe stellte und fast mit denselben Worten pries."

Woher diese erfreuliche Anerkennung deutschen Verdienstes in einem fernen Welttheile? Wir müßten mit der Persönlichkeit des nordamerikanischen Kritikers bekannt seyn, um diese Frage vollständig beantworten zu können. Das aber dürfen wir behaupten, daß der Stammverwandtschaft ein Antheil an diesem umfassenden Urtheile zuzuschreiben ist. Der Stammverwandtschaft, sagen wir, denn was sind die Nordamericaner, der Abstammung wie der Bildung nach, anders als Engländer? Bei den Engländern aber möchten wir jedes Eingehen in deutsche Gesinnungen und Ansichten in ihrem Antheile an germanischer Bildung suchen, wie jedes Misverständniß des deutschen Wesens in dem vorherrschenden neulateinischen Elemente.

Wir können bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken. Die politische Entgegenstellung des nordamericanischen Freistaats und Englands macht, daß die Nordamericaner in keiner Rücksicht mehr Engländer seyn und heißen wollen, sondern Americaner. Dies sollte nicht so seyn. Die alten Griechen wollten überall Griechen seyn, und waren auf diese Abstammung, im Gegensatze der barbarischen, überall stolz, wo sie sich auch befinden mochten; in Cyrene und Massilia, wie im eigentlichen Hellas waren sie es auf gleiche Weise, und dort wollen sie, obschon aller politische Zusammenhang mit dem Mutterlande aufgehoben war, darum nicht für Africaner und Gallier gelten, was sie für eine große Entwürdigung gehalten hätten. Darum ist es auch nie einem Alten eingefallen, die Literatur nach Geburts- und Aufenthaltsörtern trennen zu wollen. Klima und Boden haben, wie die Stamm-

verschiedenheit, allerdings Einfluß auf die Richtung in Wissenschaft und Kunst, aber dies bildet nur die verschiedenen Seiten in der Einen hellenischen Gesammtbildung, keinesweges einen Gegensatz gegen das Hellenische. So sollten auch die Nordamericaner immerhin einen besondern Charakter behaupten wollen, aber darum doch in der Benennung den Stamm nicht verleugnen, von dem sie nur ein Zweig sind, da sie es doch innerlich und in der That nicht vermögen. Nicht anders geht es in den neuen Schöpfungen, welche in den sich zur Selbstständigkeit und Freiheit unwiderbringlich bildenden spanischen Colonien entstehen. Sie mögen Ursache haben, gegen das europäische Spanien nicht sehr freundliche Gesinnungen zu hegen; sie sind nichts destoweniger der Bildung wie der Sprache nach — und die Sprache bestimmt ja hauptsächlich das Nationelle — Spanier, nur freilich von einer durch Klima und Vermischung mit andern Stämmen sehr eigenthümlichen Art. Was hilft es, daß sie alte barbarische, ursprünglich americanische Namen auffrischen; treten sie dadurch in der That der Wildheit eines americanischen Ursprungs näher, als dem civilisirten europäischen? Und wenn sie dies erreichten, wäre es wünschenswerth? wäre es für die historischen Erinnerungen, die ein Volk bewahren soll, vortheilhaft? Sie sollten sich also immerhin americanische, columbische u. s. w. Spanier nennen, dadurch billigen sie eben so wenig, was europäische Spanier in ihrem Lande Uebles verübt, als sie sich in politischer Hinsicht Spanien auf irgend eine Weise unterordnen. Nennt das Volk das Land nach sich, oder behält es nur den ihm eigenthümlichen Stammnamen, so zeigt es dadurch offenbar sein Uebergewicht über den Boden; nennt es sich nach dem Lande, so gibt es dadurch gewissermaßen das Uebergewicht des Bodens als des Niedrigen und Untergeordneten über das höhere geistige Princip zu. Werden, wie jetzt wohl nicht mehr daran zu zweifeln ist, nach und nach alle Länder Americas frei und zu unabhängigen Staaten, und dadurch das Wurzeln und Gedeihen ächter Bildung jenseits des atlantischen Oceans befördert: so gehört diese Bildung, insofern sie höherer Art ist, unbezweifelt Europa an, und Europa muß nicht unterlassen, nicht aufhören, sich zu vindiciren, was ihm gehört. Denn nicht etwa einen ersten Anstoß hat unser Welttheil zu dieser intellectuellen Cultur gegeben; sie ist bei uns entstanden und zu einem herrlichen Baume emporgeschossen, der sein Wachsthum nach Jahrtausenden zählt. Ausgehend von griechischem Sinn und Geist, hat sie durch die besondere Richtung, welche ihr die germanisch-christlichen Elemente gaben, die ihr eigenthümliche Gestaltung gewonnen, schon in ihren frühesten Perioden eigenthümlich, was auch Schriftsteller dagegen sagen mögen, die noch immer die alten Germanen in den Wilden der nordamericanischen Wälder wiederfinden.

114.

Frau von Staël vor dem Richterstuhle der französischen Kritik.

(Beschluß aus No. 176.)

Im dritten Abschnitte dieses Werkes, das so charakteristisch ist, sucht Fr. v. St. die von dem Schicksal sowohl, wie von dem Willen Anderer unabhängigen Mittel aufzufinden, welche der Mensch hat, um sein Geschick frei von den Einflussen der Leidenschaften zu erhalten, und die Philosophie erscheint hier auch ihr als das Einzige, was im Stande ist, den Menschen über sich und seines gleichen, über Zeit und Umstände jegend zu erheben. So wahr dies indeß auch ist, so müssen wir doch gestehen, daß Fr. v. St. es sich mit ihrer Philosophie ein wenig bequem macht, denn, indem sie Muße und Abgeschiedenheit als wesentliche Grundlagen zu einem philosophischen Leben annimmt, raubt sie nicht allein der großten Anzahl der Menschen schon gleich von vorn herein die Aussicht, je zu diesen Tröstungen gelangen zu können, sondern gibt auch von den Wenigen, welche dies Glück genießen können, den Stürmen des Lebens eine Seite preis, wo eben das Leben mit seinen tausend Verhältnissen sie am leichtesten verwunden kann.

Ueberhaupt trifft man hier auf manchen Irrthum, den sich die geistreiche Frau in ihren Aufstellungen zu Schulden kommen läßt. Wir wollen nur Einen erwahnen. Den Grundsatz: „der Mensch kann, wenn er nur festen Willen hat, sich überwinden und Herr seiner Leidenschaften werden," findet sie hart und nennt ihn: „die Moral kalter Seelen und kleiner Geister;" und doch gehört wohl zu nichts mehr Größe des Geistes und Erhabenheit der Seele als eben hierzu. Wehe uns, wenn je die Menschen im Ganzen dahin kämen, den Zügel, welcher die schmeichelnden Einflüsterungen der Leidenschaften allein noch zurückhält, gänzlich abzustreifen! An die Stelle des Maßstabes fur moralisch Gutes und Böses würde dann eine Art Fatalismus treten, und jedes Uebel mit der unabwendbaren Nothwendigkeit, mit der Unwiderstehlichkeit der Gefühle entschuldigt werden können.

Doch wenden wir uns zu andern Arbeiten der jedenfalls geistreichen und scharfsinnigen Frau!

Die Liebe hat, wo nicht in dem Leben, doch in den Schriften der Fr. v. St. immer einen bedeutenden Platz eingenommen. Dennoch muß man gestehen, daß sie auch hier von Anfang bis zu Ende, d. h. vom ersten bis zum letzten ihrer Werke, einen eigenen, oft mehr bizarren als originellen Gesichtspunct aufstellte. Noch als Mademoiselle Necker schrieb sie eine Komödie „Sophie, ou les Sentiments secrets," in welcher die Heldin, fast ohne eigenes Wissen, von einer Leidenschaft für ihren Vormund beseelt ist, obschon dieser Vormund zugleich der Gemahl der Freundin Sophiens ist. Große Aehnlichkeit mit dieser Sophie hat die mehr berühmt gewordene Delphine. Auch diese verliebt sich, sogar ehe sie ihn noch sieht, in einen Mann, welcher der bestimmte Bräutigam ihrer Cousine ist, und stirbt endlich, verzehrt von Sehnsucht und Reue, nachdem sie lange Zeit mit ihrem Liebhaber eine Verbindung unterhalten hat, der nichts, als noch die Verirrung der Sinne fehlt, um sie zu einem langen und förmlichen Ehebruch zu machen. Frauen aber wie diese Sophie und diese Delphine, die stark durch ausgezeichnete Geistesgaben, zugleich aber auch durch ungezügelte Leidenschaftlichkeit über die Linie hinaus schweifen, welche Natur und Sitte den Personen ihres Geschlechtes vorzeichneten, sind keine sonderlichen Musterbilder, und das Verfehlte solcher Aufstellungen wird dadurch nicht ausgeglichen, daß sie zuletzt als Opfer ihrer Geistes- und Herzensverirrungen untergehen und überhaupt ein Leben unter Tränen und Schmerzen hinschmachten. Man kann es eher als eine Profanation wie eine Erhebung der Tugend betrachten, wenn man Wesen, die moralisch nichts sind, mit dem Schimmer umgibt, der allein der wahren Güte zukommt und für die das innigste Mitleid

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 181.

7. August 1822.

Ueber die Verurtheilung Fonk's.

Diese Angelegenheit ist höchst wichtig. Sie ward solches lange schon, nicht nur für jeden Rechtsgelehrten, sondern auch überhaupt für jeden Beobachter. Allen treuen Staatsbürgern ist eben so sehr daran gelegen, daß kein Schuldiger ungestraft bleibe, als daran, daß kein etwa Schuldloser verurtheilt werde.

Verzeihung demnach, daß über die Fonksche große Angelegenheit auch der Unterzeichnete hier Einiges zu bemerken wagt! Vielleicht ist seine, wenn auch unbedeutende Stimme nicht ganz zu überhören, da er, als Vertheidiger manches, auf den Tod Angeklagten, das öffentliche Verfahren vor den Geschwornen-Gerichten, zur Zeit des Königreichs Westphalen, von ihrem Anfang an bis zu ihrem Ende, genau kennen lernte.

Parteilos ist er durchaus. Er kennt wissentlich weder den angeklagten Fonk, noch Jemanden der Fonkschen Angehörigen, noch Irgendeinen der in die Sache Verwickelten, noch auch Einen der Vertheidiger oder Geschwornen oder Richter, weder persönlich, noch durch andere Verhältnisse. Er kennt die ganze Sache nur aus den öffentlich erschienenen Aufsätzen in Zeitungen und andern Zeitschriften sowohl, als auch aus dem zweiten Theile der, vom Angeklagten selber herausgegebenen Schrift und demjenigen Druckhefte, welches die neuste Anklage enthält, die dem Verfahren zu Trier zum Grunde liegt. Nach diesen sämmtlichen, gedruckten Stücken, nach reiflicher Prüfung der ausführlichen Anklage, hielt, gleich Andern, auch der Unterzeichnete es für unmöglich, daß Fonk nunmehr verurtheilt werden könne. Da es aber gleichwohl geschehen, folglich ein Ereigniß entstanden ist, welches von weit wichtigern Rechtsgelehrten, als von Unterzeichnetem, ebenwohl als unerklärbar angesehen wird, so müssen höchstwahrscheinlich noch andere Gründe vorhanden seyn, die den Angeklagten weit mehr belasten, als die in unserer Gegend bekannt gewordenen.

Sehr wäre mithin zu wünschen, daß baldmöglichst uns eine parteilose Schrift aus der Feder eines fähigen Trierer Zuschauers mitgetheilt würde, welche alle Verdachtgründe vollständig entwickelte, die bei der öffentlichen Verhandlung in Trier zum Vorschein gekommen sind, kraft deren wenigstens der größere Theil der Geschwornen Fonken für Cönen's Mörder hielt.

Der besorgte Deutsche, dem die Ehre seines Vaterlandes etwas gelten muß, vermag, bei aller Hochachtung, die er, wie für jeden, so auch für die Trierschen Richter und Geschwornen, gern hegen mag, bis jetzt nicht, über den schreckenvollen Gedanken hinauszukommen, es könne ein Irrthum, zu Fonk's Nachtheile, vorgefallen seyn. Welch ein Unglück wäre das! Es würde dann eine Schande für Deutschland keimen, unvertilgbarer, als die, welche aus des unschuldigen Calas Hinrichtung einst für Frankreich entstand.

Und wie nahe steht dieses Jammerereigniß vielleicht bevor! Eintreten wird es, sobald etwa das höchste Gericht zu Berlin das Fonksche Cassationsgesuch verwirft, und dann nicht vielleicht die Gnade des Königs zu Hülfe kommt.

Entsetzlich würde jener Fall seyn, grauenerregend, tödtend für den Frieden jedes Redlichen, auch des Unschuldigsten. Was Fonken beim öffentlichen Rechtsverfahren vielleicht aus Irrthum widerführe, könnte jedem Andern ebenfalls widerfahren, und beim nicht öffentlichen Verfahren natürlich noch weit eher, als bei jenem. Geschähe demnach das am grünen Holze, was sollte am dürren werden?

Möge mithin das hochachtbare Gericht zu Berlin sich bewogen finden, das Triersche Verfahren aufzuheben, und so die neuen Verhandlungen einem andern Gericht aufzutragen! Oder möge wenigstens, wenn es bei der, jetzt Vielen noch unerklärbaren, Verurtheilung bleiben sollte, jene parteilose Feder diejenigen Stich haltenden Verdachtgründe, welche die Verdammung des Angeklagten nothwendig bewirken mußten, bereits vor der Urtheilvollziehung bekannt machen!

Ueberzeugen sie die Umstehenden, so werden diese beruhigt werden und sich der Gerechtigkeit freuen, die stets walten muß, die um so heller strahlt, je mehr Wolken der Arglist sie verhüllen wollten. Ueberzeugt man aber sich nicht, so wird wenigstens der menschenfreundliche König durch Begnadigung dem gefürchteten größeren Unheile vorbeugen. Aber auf die eine oder auf die andere Art müssen mindestens die theilnehmenden Beobachter aus der Ferne (und ihrer sind zuverlässig eine große Zahl) beruhigt werden. Verletzung des heiligen Rechtsgefühls ist eins der größten Uebel. Ihm beugt jede Staatsverwaltung gerne vor.

Die bisher uns Entfernterwohnenden bekannten Verdachtgründe verdienen eine solche Benennung wahrlich nicht. Das Einzige, was einen Verdacht auf Fonk werfen konnte, war des Faßbinders Hamacher Behauptung, er und Fonk hätten Cönen umgebracht. Aber

dieser Hamacher hat jene Behauptung längst widerrufen. Er beharrte sogar beim Widerrufe. Er beharrte bei ihm selbst nach seiner eigenen Bestrafung, selbst nach der feierlichsten, würdevollsten Ermahnung vor dem Trierschen Gerichte. Er beharrte beim Widerrufe sogar, nachdem Fonk selber ihn aufgefordert hatte, ihn der That zu zeihen, falls Fonk schuldig sey. Jener einzige nahe Verdachtgrund wurde also längst aus dem Wege geräumt, und so aus dem Wege geräumt!

Dazu kam denn, falls es noch etwas Weiteres bedürfte — aber es bedarf nichts weiter — daß Hamacher's Behauptung, sein Bruder habe Cönen's Leichnam hinweggefahren, als unwahr dargestellt ist. Das allein benahm schon der frühern Beschuldigung alle Glaubwürdigkeit. Die gedachte, frühere Beschuldigung kann demnach kein wahres Gewicht in gerechten Waagschalen bilden. — Sie ist ja längst von dem Einzigen der sie vorbrachte, völlig widerrufen, und der Widerruf erscheint fürwahr unverkennbar gegründet.

Oder könnte man etwa das vorhandene „Schuldig!" auf entfernte Verdachtgründe bauen? — Welcher Biedermann, der ein Herz im Busen trägt, wird nicht vor dem Gedanken zurückbeben? Ist der denn nicht durch tausend Beispiele dargethan, daß eine Menge kleiner Verdachtgründe dennoch trügen, Unschuldige aufs Blutgerüst führen könne?

Aber hier scheint auch nicht Ein Verdachtgrund, welcher nicht bei näherer Beachtung alsbald verschwände.

Die angebliche Freihaltung der Fonkschen Mägde auf ihrer Zeugenreise soll nicht durch Fonk selber bewirkt seyn. Hätte sie sein schwiegerälterliches Haus veranstaltet, wie könnte das jenen des Mordes verdächtig machen? Auch der Schuldloseste wäre ja nicht zu tadeln, der mit den Zeugen in gutem Verhältnisse zu stehen suchte, nur daß er nie etwas Anderes von ihnen begehre, als: Wahrheit auszusagen!

Fonk's angebliche Bestürzung bei der Nachricht, daß Cönen's Leichnam gefunden sey? — Welcher Sterbliche kann denn wissen, ob diese Bestürzung nicht über die Frevelthat erfolgte, von einem Andern verübt, ohne daß Fonk sie veranlaßt hatte?

Cönen's Huth im Brunnen? — Nach allem, was wir gelesen haben, ist der Angeklagte ein gebildeter Mann; würde der den Huth eines von ihm Gemordeten in denjenigen Brunnen geworfen haben, aus welchem er, Fonk selber, hernach Wasser tränke? — Und wer hat denn in Gewißheit gesetzt, daß dieser Huth der Cönensche gewesen sey? — Und würde ihn dann wohl, nachdem er aus dem Brunnen geholt war, Fonk, der das wissen mußte, geraume Zeit daneben haben liegen lassen, nicht daran denkend, diesen, dann verdächtigen Gegenstand, Andern, ja sich selber, aus den Augen zu schaffen?

Allerdings hat man gesagt, Fonk habe aufgehört, Wasser aus dem Brunnen zu trinken; aber wann? — Unmittelbar nach der angeblichen Mordthat nicht (wie ich wenigstens verstanden habe) sondern erst später. Also konnte der Huth, der vorher im Brunnen lag, wo Fonk aus ihm getrunken hat, ihn keineswegs bestimmen, erst nunmehr dieses Gräuelwasser nicht zu brauchen; denn die Eigenschaft hätte es ja von dem Augenblick an bekommen, als von Fonk der Huth in den Brunnen geworfen wäre.

Hätte Fonk nöthig gefunden, den Huth, etwa wegen bemerkter Sichtbarkeit desselben, mit einem großen Steine zu belasten; würde der Umsichtige nicht weit eher (und mußte es allenfalls mit Lebensgefahr geschehen) zur Nachtzeit den Huth heraufgeholt haben?

Aber führt man vom Beschuldigten nicht sogar an, er habe den Brunnen kaufen wollen? — Nun, was er dann mit solchem, des Huthes wegen, etwa vornehmen wollte — konnte er das, ohne der alleinige Eigenthümer des Brunnens neben seinem Hause zu seyn, nicht auch, zumal zur Nachtzeit, eben so gut vornehmen?

Und wie sehr entfernt ist überhaupt dieser Verdachtgrund, hergenommen von einem unbekannten Huthe!

Sollten Gründe der Art zu Todesurtheilen hinreichen; wahrlich die Blutgerüste würden ansehnlich vermehrt werden müssen.

Und legte man denn gar kein Gewicht auf die Walterschen Gründe, kraft deren die Ermordung des, im Rheine gefundenen Körpers auf diejenige Art, welche Hamacher einst angab, aber bald und standhaft widerrief, gar nicht erfolgt seyn könnte?

Und dachte man denn gar nicht daran, daß Fonken an Cönen's Verschwinden gar nichts gelegen seyn konnte; da Fonk, nach wie vor, in gleichem Verhältnisse zu Schröder, in gleicher Verantwortlichkeit blieb? Oder hatten die Handlunggesellschafter sich nicht bereits vertragen? Wollten sie nicht des andern Tags ihre Auseinandersetzung vollziehn?

Nun sogar sollte Fonk der Abscheulichkeit fähig gewesen seyn, den Schröderschen Bevollmächtigten zu ermorden? Wer könnte das vermuthen? Nur vermuthen, geschweige dadurch den Grund zu einem Todesurtheile legen? — Oder hätte Fonk, wie jeder andere vernünftige Mann, nicht voraussehen müssen, daß der gewaltsame Tod Cönen's, ja schon dessen Verschwinden, einen Verdacht auf Fonk werfen könnte? Oder endlich ist Fonk nicht in Ansehung seines vorhergehenden Lebenswandels, als ein sittlich guter, ja vorzüglich braver Mann durch die wichtigsten Zeugnisse dargestellt worden?

Die Bücher soll er verfälscht haben? Das Urtheil der Schiedsrichter spricht ihn vom Verdachte frei. Aber wäre er wirklich ein eigennütziger Verfälscher der Bücher, ja selbst außerdem unredlich; welch eine Kluft zwischen dem Umstand und Cönen's Ermordung!

Viel eher entspränge ein Verdachtgrund gegen den inzwischen verstorbenen Fonkschen Buchhalter Hahnenbein. Der hatte, wie es in den Druckschriften heißt, an Cönen oder Schröder geschrieben, Fonk vervortheile diesen; Hahnenbein mußte, als er nun sah, daß die Parteien sich einten, durchaus fürchten, als gehässiger, vielleicht

lügenhafter Hinterbringer dazustehn. Hahnenbein mußte demnach wünschen, eine etwaige Schreiberei, welche das bewiese, zurückzubekommen; die befand sich vermuthlich in Cönen's Brieftasche. Nun aber bedenke man, daß Hahnenbein, am Abend, als Cönen verschwand, nach dem Abendessen, bei Nacht, aus dem Gasthofe mit Cönen allein wegging, daß Cönen in das Gasthaus, wo er wohnte, nicht zurückkam, daß Hahnenbein's Aufenthalt in jener Nacht nicht ausgemittelt ist, und daß beim Leichnam die Brieftasche nicht gefunden ward, obgleich sogar die goldene Uhr sich vorfand! — Fonk hingegen, der an jenem Abende, sowie die ganze Nacht hindurch, in seinem Hause an der Seite seiner Gattin war, Fonk hatte nach keinem Papier aus der Brieftasche zu trachten. Auch ist keins angegeben, das ihm wichtig hätte seyn müssen. — Wohin muß demnach die Waagschale sich neigen?

Hahnenbein steht bereits entkörpert vorm Angesichte Gottes. Ist der hier geäußerte Verdacht, der so nahe liegt, folglich jedem Denkenden sich aufdringen muß, wirklich grundlos, so wird ihn der Allwissende verzeihen. Sein Auge durchschaut alle Herzen. Keins verwirft er, welches nach Wahrheit strebt.

Wenigstens ist der Verdacht gegen Hahnenbein weit begründeter als gegen Fonk. Auch ist nicht etwa ein gemeinschaftlicher Plan zwischen Beiden gegen den unglücklichen Cönen dargethan, nicht einmal behauptet worden, wenigstens davon nichts bekannt. Selbst nach der widerrufenen Angabe Hamacher's, soll Hahnenbein bei der angeblichen Ermordung Cönen's in Fonk's Hause nicht wirksam, nicht einmal zugegen gewesen seyn. Ohnehin — wie hätte Fonk Hamachern zur Ermordung bestellen können, da Fonk vom unglücklichen Cönen unmöglich voraussetzen konnte, dieser werde spät, nach dem Abendessen, zu Fonk zurückkommen.

So wenig Stich haltend sind auch alle andere Verdachtgründe, die bis jetzt dem Unterzeichneten bekannt wurden. Die vermeint neuen, welche die Anklage für zulässig erkennen ließen, haben das allerwenigste Gewicht. In Ansehung der ältern aber wurde bereits wiederholt erkannt, daß, wegen ihrer, Fonk nicht in den Anklagezustand versetzt werden dürfe.

Man blicke demnach, wohin man wolle, so wird man das „Schuldig!" über Fonk sich, aus den bekannt gewordenen Gründen, nicht erklären können. Daher die Bestürzung manches Menschenfreundes. —

Möchten doch also, durch die Cassationsmittel, wenigstens durch eins derselben, die nunmehr zu Gericht sitzenden, edlen Berlinschen Richter zur Aufhebung des Trierschen Erkenntnisses bestimmt werden können! Dann würde, erwähntermaßen, ein neues Gericht eröffnet, und so den aufmerksamen Beobachtern Gelegenheit verschafft werden, im Fall Fonk wirklich schuldig wäre, die echten Gründe genau kennen zu lernen, im Fall er aber nicht schuldig wäre, bei der, dann erfolgenden Freisprechung, sich ganz zu beruhigen, folglich in jedem Falle die Ueberzeugung einer untadelhaften Rechtspflege zu erlangen, die das edelste Kleinod in jeder Krone bleibt.

Ueber die Cassationsgründe selbst darf Niemand zu urtheilen wagen, der nicht die öffentliche Verhandlung, welche zu Trier erfolgt ist, vollständig kennt, und sie zu prüfen vermag.

Den etwaigen neuen Geschwornen und allen andern, so wie jeder Gerichtperson, möchte man die folgenden Zeilen zurufen:

O Männer! Ueberzeugt Ihr standhaft Euch:
der Angeklagte sey Verbrecher;
ruft Euer „Schuldig!" aus; und ob die Hölle gleich
sich stelle dar, als des Verdammten Rächer! —
Doch zweifelt Ihr vielleicht; so ist er schuldlos wohl,
und ist die Möglichkeit vorhanden;
so sprecht ihn frei; erschall von Pol auch weit zu Pol,
verblendet, ein Gerücht, ihn weihend Tod und Banden! —
Ihr steht an diesem Ort der ew'gen Gottheit gleich!
Wie jetzt Ihr richtet — ja, so richtet einst sie Euch!

Kassel, am 25. Julius 1822. S. F. Merkel, Oberger. Anwalt.

Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

Beschluß.

(Siehe No. 177.)

Die ziemlich unbedeutende Rolle der Rosalie im „Welcher ist der Bräutigam?" hat unser früheres Urtheil, daß Mad. Stich jugendlich naive Rollen weit weniger, als muntere zur Zufriedenheit des Publicums geben wird, bestätigt. Denn so sehr ihr Spiel und ihre mimische Beredtsamkeit in allen Darstellungen, die wir zu sehen Gelegenheit hatten, tadellos, ja meisterhaft genannt zu werden verdient, so müssen wir doch in einigen Situationen der heutigen Darstellung neben der bisweilen manierirten Stimme auch noch ein öfteres Zurückwerfen des Kopfes und Zusammenknicken der Kniee bemerken, welches das Auge des Zuschauers, der so schöne Formen vor sich erblickt, um so mehr beleidigen muß. Möchte doch die Künstlerin nur immer ohne Zwang ihrem innern Genius folgen! Der komische Ernst in einzelnen Scenen mit ihrer Mutter und Ferdinand verfehlt auch hier seine Wirkung nicht. Vornämlich ward das gleichsam in Professorentone pathetisch gesprochene: „ein guter Kaufmann muß Gott vor Augen, seine Frau im Herzen und die Feder hintern rechten Ohre haben," gar sehr belacht. — Herr Stich ließ in der Rolle des Langers vielleicht zu sehr den verfeinerten Weltmann, zu wenig dagegen den deutschen Biedermann blicken; doch entschuldigt ihn auch hier zum Theil die Dichterin, die ihn eben erst aus der Hauptstadt der Thorheiten zurückkehren läßt. In der Erzählung seiner Schicksale an Ferdinand möchten wir es wohl rügen, daß der Künstler mehr zum Publicum sprach, als er sich an den Freund wendete, dem doch eigentlich all die Worte gelten. Auch hätten wir lieber Cupido statt Cupido gehört und können nur mit dem Geiste des Lustspiels überhaupt Ausdrücke, wie: „sich zur Thür hinausschlängeln" „zimperlich", „wabblich" u. dgl. entschuldigen. Das muß man unter die Categorie der lazzi bringen, und wenn das Lustspiel rasch hintereinander fortgespielt wird, überhören. In der Schlußscene des zweiten Acts, wo Langers zwischen der Hofräthin und deren beiden Töchtern steht, war besonders die feine Art und Weise, wie der Künstler Julien durch seine mehr an sie gerichteten Worte und Blicke auszeichnete, lobenswerth. Nur schien er den hier betretenen Pfad später zu verlassen, da er im vierten Acte zu sehr Weltmann war, und als solcher zu wenig Gefühl und wahre Neigung zeigte. Langers muß nach unserer Ansicht zwar ein lustiger Geselle, aber dabei immer bieder und tiefempfindend erscheinen.

Das letzte Stück, in welchem beide Gäste auftraten, war der Oberst, ein kleines Lustspiel nach dem Französischen von Blume, das zwar noch Manuscript, doch auf den meisten Theatern von einiger Bedeutung gegeben worden ist. So wenig wir es uns erklären können, warum namentlich Mad. Stich gerade diese Rolle zum Abschied gewählt hat, so müssen wir es ihr doch Dank wissen, daß sie durch die Darstellung der Elise von Belmont dem hiesigen Publicum auch ihre Kunst und ihr Talent in verkleideten Rollen bewährt hat. Wohl schwerlich kann man einen liebenswürdigern Oberst sehen. Die sittliche Grazie, die Wohlgestalt des Körpers und die durch Kunst zur Wahrheit gewordene Verstellung ließen nichts mehr zu wünschen übrig. Welchen militärischen Anstand wußte sich dieser blutjunge Oberst durch Gang und Haltung, selbst durch das öftere Ausstoßen des Säbels zu geben! Und

doch wie verschwand dies alles nach und nach, als Beklommenheit, Angst, ja Entsetzen sich ihrer bemächtigen! Das bei immer steigender Verlegenheit stets wiederkommende Zurückschwingen in die zarte Weiblichkeit kann nicht besser gegeben werden. Denn gerade hier ist das stete Fallen aus der Rolle die Würze des Spiels. Man muß nothwendig selbst Mad. Stich sehen und hören, als zu ihrem Entsetzen die Pistole wirklich losgeht, als der Anblick der Spitzen ihr neues Leben gibt, und sie später, schon in den Kreis der Weiblichkeit zurückgetreten, sich noch einmal gleichsam durch die zauberische Gewalt der Uniform ermannt und echt militärisch um ihren Abschied bittet. Das oft wiederkehrende Gelächter in solchen Situationen ist der schönste Beifall für die Darstellerin. — Die Rolle des Bontems, mit welcher Herr Stich die Reihe seiner Gastspiele auf unserer Bühne beschloß, scheint — wenn dies anders vom dramatischen Dichter, der stets Universalität vor Augen haben soll, gesagt werden kann — ganz für ihn geschaffen, so natürlich und ungekünstelt bewegte sich der Darsteller in ihr. Die angeborne Beweglichkeit und echtfranzösische Galanterie sprach sich überall aus. Nur schien Herr Stich bisweilen zu vergessen, daß er Soldat sey, wenigstens glaubten wir manchmal einen (man verzeihe den Ausdruck um des Gegensatzes willen) bürgerlichen Baurien zu erblicken. Militärische Gewandtheit kann auch neben feinem Welttone bestehen. Wer ihm dagegen vorwirft, er habe zu lebendig gespielt, der vergißt, daß dergleichen Rollen nicht rasch genug gegeben werden können, und daß die des Bontems eine vom französischen Theater auf die deutsche Bühne verpflanzte Rolle ist.

Wenn die Trefflichkeit und Wahrheit der Darstellung beider Künstler nur Lust und Vergnügen erweckte, und so auf Augenblicke vergessen machte, daß es für diesmal die letzte sey, in der wir sie auf unserer Bühne erblicken sollten, so mögen doch beide Künstler in dem lauten Beifalle und dem dreimaligen Lebehoch am Schlusse dieser Vorstellung mit dem Danke für ihre Kunstleistungen zugleich die Aufforderung, ihr Wort des Wiederkommens bald wahr zu machen, vernommen haben! —

119.

Rüge.

In Nr. 113 der Allgemeinen Zeitung von diesem Jahre befindet sich eine kurze Anzeige meines Versuches einer kurzen Geschichte der russischen Literatur. Diese Anzeige, augenscheinlich in der gutgemeinten Absicht geschrieben, mein Werk, vor dem Erscheinen einer deutschen Uebersetzung desselben, in Deutschland zu verschreien, enthält mehr falsche Angaben als Zeilen: ich halte es für meine Pflicht sie zu berichtigen.

Erstens ist das Hauptwerk, an welches die Literaturgeschichte angehängt ist, keine Beispielsammlung, sondern es ist ein Cursus der schönen Redekünste mit Beispielen aus den besten russischen Werken begleitet.

Zweitens spricht der Ref. von allen den Hülfsmitteln, die mir zu Gebote stehen. Wo sind diese Hülfsmittel? Wer hat mir vorgearbeitet? Wo finde ich die Geschichte irgend eines Zweiges unserer Literatur, das Lexikon der geistlichen Schriftsteller vom Metropoliten Eugen ausgenommen? Wird man mir glauben, wenn ich sage (was ich schon in der Vorrede zu meinem Versuche erwähnt habe), daß es mir unmöglich gewesen ist, biographische Notizen über unsern ersten tragischen Dichter Oserow (gestorben 1816) zu bekommen? Wo sind unsere gelehrten Zeitungen, wo sind Nekrologe unserer Schriftsteller? Ich mußte alles aus tausend zum Theil seltenen Büchern, aus tausend handschriftlichen und auch mündlichen Mittheilungen zusammenlesen.

Drittens läßt der Ref. die Grenzen aus den Augen, die ich mir gleich Anfangs vorgesteckt habe (s. die §. §. 1, 7, und die Vorrede zu meinem Buche): ich schrieb keine allgemeine Literaturgeschichte, sondern ich umfaßte nur das Volksthümliche aus derselben: die schöne Redekunst sammt ihrer Theorie und die Geschichte des Vaterlandes mit deren Hülfszweigen. Alle übrigen Wissenschaften und Künste wurden nur oberflächlich in den Uebersichten jeder Periode berührt. — In der Menge Ausländer, die ich aufgenommen haben soll, befinden sich: G. F. Müller, Schlözer, Stritter, Heym, Linde, Vater, Tappe, Puchmayer, Richter, Evers, Krug, Herrmann, und dgl. Konnte ich diese Männer mit Stillschweigen übergehen? Jeder weiß, was sie für unsere Literatur und Geschichte gethan haben! Was die von Ref. angeführten Namen der Schriftsteller betrifft, die ich in meiner Geschichte nicht aufgenommen habe, so kann seine Zurechtweisung in Rußland nur Achselzucken und mitleidiges Lächeln hervorbringen. Wie kommt Martos, der Bildhauer, Graf Tolstoy der Medailleur (beide zwar genial und in ihrem Fach seltne Männer) in die Geschichte der russischen Literatur? Welch ein Recht haben darauf der Pole Potocki, der französisch über alte Geschichte schrieb, der Graf Rasumowski, der nur über Geologie und auch französisch einige Werke herausgab, der Graf Orlow, der ein französisches Werk über Neapel drucken ließ? Unarow ist in der russischen Literatur nur durch eine Rede (gehalten in der St. Pet. Universität, 1819) bekannt: alle seine übrigen Werke sind nicht russisch und nicht für Rußland geschrieben. Daß ich den vortrefflichen Olenin nicht aus Leichtfertigkeit ausgelassen habe, beweiset sich dadurch, daß er seit mehr als 20 Jahren mein Chef, und daß mein Werk ihm dedicirt ist. Nur in Hinsicht Tumanski's könnte der Ref. Recht haben; er ist zwar kein eigentlicher Schriftsteller, sondern nur ein eifriger Sammler gewesen; da ich aber manchen Compilator, als z. B. Wichman, in meiner Geschichte erwähnt habe, so könnte auch der alte Tumanski darin eine Stelle bekommen.

Die Krone dieser Anzeige und auch der Schlüssel dazu ist die lächerliche Behauptung, daß ich von den 700 Schriftstellern Rußlands nur 400 angeführt habe! Der Ref. zeigt dadurch, daß er einen Versuch einer kurzen Geschichte mit einem gelehrten Rußland oder auch sogar mit einem Catalogue raisonné verwechselt! Darauf ist nichts zu antworten übrig. Der Verfasser dieser Anzeige ist höchst wahrscheinlich einer von den nach Rußland verirrten Halbgelehrten, die wir bei uns Katalog-Gelehrte nennen. Vom glänzenden Beispiel des großen Schlözer und noch einiger ausgezeichneter Deutschen in Rußland geblendet, studiren diese Menschen nur unsere Bücherverzeichnisse, und ohne je ein russisches Werk vom Anfang bis zu Ende gelesen zu haben, maßen sie sich das Richteramt in ausländischen Journalen über unsere Literatur an. Bedauern müssen wir das deutsche Publicum, dem diese Herren ihre unverdauten Urtheile zum Besten geben: bei uns dürfen sie sich nicht ans Tageslicht wagen.

Mein Versuch wird ins Deutsche übersetzt und erscheint nächstens. Mit warmen Dank werde ich eine jede Zurechtweisung eines wahren Gelehrten und Kenners der Literatur annehmen und benutzen.

St. Petersburg den $\frac{14}{26}$ Mai 1822.

N. v. Gretsch,
Collegienrath, Ehrenbibliothekar der kaiserl. öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg, und Herausgeber der Zeitschrift: Der Sohn des Vaterlandes, ꝛc.

Druckfehler.

No. 174, Sp. 1, Z. 8 v. u., statt: an der lese man: an die.

in Anspruch nimmt, deren selbst verschuldete Leiden höchstens bedauernde Nachsicht verdienen.

Der Vf. der Notizen zu der neuesten Ausgabe der Werke der Fr. v. Staël sagt: „Corinna sey das Ideal der verstorbenen Verfasserin gewesen, Delphine aber ihr eigenes Bild in ihrer Jugend.“ Glauben wir lieber, zum Ruhme der Hingeschiedenen, daß diese der moralischen Grundlage so sehr entbehrende Delphine nichts war, als eine Verirrung des Geistes der jugendlichen Schriftstellerin. Jedenfalls wird die Todte dadurch mehr geehrt.

Die Corinna anlangend, so trotzt diese zwar auch, wie die vorigen, der Sitte, aber sie achtet doch die Pflicht noch. Auch sie fällt, ein Opfer ihrer Liebe, jedoch erst nachdem sie diese Liebe selbst zum Opfer ihres Ruhmes gebracht hat, und so ist dies zwar eine nicht vom Glück gekrönte, aber auch nicht verbrecherische Leidenschaft. Corinna hatte ihrem Vaterlande und ihren Verwandten entsagt, um sich ganz dem Dienste der Musen zu weihen, deren Hauch ihre Brust belebte, und der Ehrgeiz der Künstlerin hatte schon ihr Herz erfüllt, als die Liebe es zum Erstenmale berührte.

Dennoch und obschon Fr. v. St. mit aller ihr zu Gebote stehenden Kunst das Bild der Liebe in Corinna's und in Oswald's Seele ausmalt, muß man doch gestehen, daß das Ganze eine gewisse Unbefriedigtheit, eine Gefühlsermüdung gewährt, die, hervorgerufen besonders mit durch Oswald's Unentschlossenheit, selbst nicht immer durch die glänzenden Schilderungen der örtlichen Umgebung der Helden verscheucht wird. Als Roman betrachtet, genügt Corinna nicht ganz weder dem Herzen noch den Empfindungen, und eben so wenig befriedigt das Buch als Beschreibung Italiens. Am mehrsten spricht es noch, unter den Gesichtspunct der Kunst dargestellt und der poetischen Begeisterung an. Verschiedene von Corinna's Gesängen haben den ganzen Reiz der ausonischen Muse, und oft erscheint die junge, schöne, gefühlvolle Sängerin, Improvisatrice, Malerin und Tonkünstlerin, deren äußere und innere Vorzüge alles fesseln, was sich ihr naht, in einem so wahrhaft verführerischen, hinreißenden Lichte, daß es selbst dem strengsten Moralisten schwer werden wird, an der anmuthigen Erscheinung dieses liebenswürdigen Wesens etwas zu tadeln. Rüge verdient es aber allerdings, daß auch in diesem Werke die Französin Fr. v. St. es sich angelegen seyn läßt, ihre eigenen Landsleute, gegen welche sie so gern und so häufig in Declamationen inniger Anhänglichkeit ausbricht, durch ein paar Carricaturen herabzusetzen, deren Urbilder sich allerdings in Frankreich finden mögen, aber wahrlich auch da nicht allein. Seltsam ist es in der That und fast betrübend dazu, daß die Romandichter in der Regel die Inconsequenz begehen, die Charaktere ihrer Gebilde nach Ländern zu classificiren, gleich als wäre das Eine oder das Andere ausschließender Sitz der Tugend oder des Lasters, der Geschertheit oder Abgeschmacktheit. Jedermann weiß aber, daß dem keineswegs so ist, und daß, bis auf wenige nationale, hierauf aber gar keinen Bezug habende Züge, in allen von der Civilisation berührten Ländern die Menschen in Betreff ihrer guten wie bösen Eigenschaften sich so gleich sind, wie sie es jetzt in ihrer Tracht sind. [??]

Die edeln, großmüthigen Charaktere ausschließend aus England kommen zu lassen, ist fürwahr eine eben so große Lächerlichkeit, wo nicht ungerechte Eingenommenheit, als die Sitte, die intriganten Bösewichter stets zu Italienern, die Fats zu Franzosen und die biederben Personen zu Deutschen zu machen. Geschichte und Erfahrung sollten doch wohl endlich, namentlich in unsern Tagen, wo seit fast einem Menschenalter die Nationen Europas durch den Gang der Ereignisse, mehr wie sonst je, durch einander gewürfelt wurden, es gelehrt haben, daß England weder der alleinige Sitz großmüthiger und edelherziger Wesen, noch die andern Länder der von Thoren, Gecken, Bösewichtern und unbeholfenen Rechtlichkeitspersonen sind, und daß, wenn man eine oder die andere Figur dieser Art braucht, man nicht erst nöthig hat sie übers Meer oder die Alpen kommen zu lassen, indem Musterbilder zu all diesen Charakteren, Gott sey Dank und zugleich auch, Gott sey's geklagt! in jeder Heimath sich finden. Befangenheit ist es aber jedenfalls, wo nicht noch verwerflichere Ungerechtigkeit, wenn ein Dichter (wie Fr. v. Staël z. B. gerade in der Corinna thut) seine ihm vielleicht zum ganzen Gebilde nöthigen Contraste auf diese Art aus entfernten Ländern zusammenschleppt und so, indem er mit besonderer Vorliebe die Individuen einer Nation über die der Andern erhebt, der ganzen Nation gleichsam einen Stempel von Erhabenheit oder Erbärmlichkeit, wo nicht Schlechtigkeit, aufdrückt, der keine Begründung in der Wahrheit hat. Alle Portraite der Nationalität, welche Fr. v. St. aber in der Corinna, so wie in mehreren anderen ihrer Schriften aufstellt, sind in dieser Hinsicht falsch, und Corinna ist so wenig eine Repräsentantin der Italienerinnen, wie es Lord Nelvil und seine Gattin, der Engländer oder d'Erfeuil und Frau Arbigny der Franzosen sind, obschon diese sämtlichen Personen nach der Verf. Absicht es seyn sollen. Um den Charakter eines Volkes im Ganzen kennen zu lernen und ihn gerecht gegen den einer, oder mehrerer andern Nationen zu würdigen, gehört ein tieferes und ernsteres Studium dazu, als die Bekanntschaft mit einzelnen Individuen oder das gewöhnliche Durchreisen eines Landes, wo man in der Regel nichts kennen lernt als Wirthe, Postillione, Accisbediente und einige Familien, denen man eben empfohlen ist, oder welche einem sonst der Zufall in den Weg führt, und ganze Nationen, d. h. Millionen von höchst verschiedenartigen einzelnen Personen, in dem Bilde Eines, oder ein Paar Einzelner so auszuprägen, daß man diese Einzelnen dann als Charaktergemälde des Ganzen hinstellt, ist meistens unendlich schwer (indem es eine Unbefangenheit und Unparteilichkeit erfordert, die vielleicht kaum in eines Menschen Brust lebt), wo nicht ganz unstatthaft.

40.

Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger.

(Fortsetzung aus No. 175.)

Ganz unläugbar übertrifft Dürer an Mannichfaltigkeit der Charaktere, und selbst hinsichtlich der technischen Behandlung seiner gestochenen Blätter, seinen Zeitgenossen Lucas van Leyden, obwohl Bartsch entgegengesetzter Meinung ist. Dürer ist wohl der erste, welcher mit einer zarten und sorgfältigen Behandlung des Kupferstichs eine malerische Wirkung trefflich zu verbinden verstand; Raimondi ist edler im Styl, aber bei weitem rauher in der Ausführung seiner gestochenen Blätter als Dürer, und so können wir mit Fug und Recht unsern Dürer als den vorzüglichsten, kunstreichsten Kupferstecher seiner Zeit rühmen, da er im Technischen nicht nur Martin Schön und die Meckenen, sondern auch Raimondi und Leyden übertraf. Lucas van Leyden, dessen Leben einem trüben Tage gleicht, und dessen Biographie keinen heitern Eindruck machen kann noch soll, hat die Verfasserin den ersten Platz im zweiten Theile ihres Werks angewiesen. Sie schildert, der Wahrheit treu, den arbeitsamen, sich selbst und andere hypochondrisch quälenden Lucas. Was die Verfasserin von einem Gemälde dieses Meisters, welches sich in den Boisserée'schen Sammlung befindet, sagt, bedarf jedoch noch einiger Prüfung. Dieses an sich treffliche Gemälde hat eine viel reichere Behandlung und ein wärmeres Colorit als alle andere Bilder, welche ich von diesem Meister sah, auch hat

die Zeichnung der Charaktere der Köpfe in diesem Gemälde gar keine Uebereinstimmung mit seinen Kupferstichen, so daß doch vielleicht dieses Bild einem andern Meister, als Lucas van Leyden, angehört. Ferner deutet auch die symmetrische, feierliche Anordnung auf eine frühere Zeit hin, als die, in welcher Lucas lebte, jedoch müssen die kenntnißreichen Besitzer dieses trefflichen Werkes ihre Gründe haben, warum sie es dem Lucas zuschreiben. Es hätte wohl verdient, angeführt zu werden, daß Leyden hinsichtlich der Reichhaltigkeit seiner Compositionen, in seinen Kupferstichwerken Dürer weit übertraf, welcher selten über zehn Figuren auf einem Kupferstiche anbrachte. — Wenn Sandrart die Zahl der von Lucas gestochenen Gegenstände auf 172 angibt, so sagt er nicht zu viel. Bartsch Verzeichniß des Leydenschen Kupferstichwerks ist 174 Nummern, ohne die zweifelhaften, die geätzten, und in Holz geschnittenen Blätter.

Nach Leyden läßt die Verfasserin in der willkürlichen Reihe der Maler, welche sie uns vorüberführt, wobei sie mehr die Mannichfaltigkeit, als die Zeitordnung berücksichtigt, Johann von Mabuse folgen, und von diesem lockeren Genie geht sie zu dem liebenswürdigen, gehaltvollen Schoreel über. Es scheint uns, als habe diese Lebensbeschreibung die Verfasserin mit besonderer Liebe behandelt, und wirklich ist es ihr auch gelungen, in dieses sinnvollen, treuen Schoreel's Innere einzudringen und aus der Tiefe seines Gemüths die zarten verborgenen Schätze der Seele hervorzuziehen. In dieser Erzählung entwickelt sich alles aus einem Mittelpuncte, so daß wir den Faden des Lebens ununterbrochen verfolgen können, und das Ganze sich wieder zu einem vollständigen und geistigen Bilde, dessen Colorit der Verfasserin trefflich gelungen ist, vereint, durch welches dieser ausgezeichnete Mann uns vor die Seele tritt. Eben so anziehend, als die Lebensbeschreibung, ist die Schilderung der in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen Schoreelschen Gemälde. Wir müssen hier die Kunstfreunde auf einen merkwürdigen Umstand aufmerksam machen, daß die sterbende Maria ein Lieblings-Gegenstand der alten Maler war, und daß wir vermuthen, es müsse allen diesen Bildern gleichsam ein Urbild zum Grunde liegen, welches mit größern oder geringern Abweichungen wiederholt wurde. Wie auffallend ist schon die Aehnlichkeit zwischen Dürer's Holzschnitt und Martin Schön's Kupferstich, welche beide die sterbende Maria darstellen. Israel von Meckenem, Wenzel von Olmütz und noch drei andere copirten Schön's Blatt, und wer weiß, ob nicht noch ein älteres allen diesen zum Grunde liegt. Bloß jener Ulmer Meister weicht in dem Bilde der sterbenden Maria gänzlich von diesen Compositionen ab, aber Schoreel schwebte offenbar jener Schönsche Kupferstich vor. Außer oben angeführten Kupferstichen sah ich in der Gallerie Sciarra ein sehr altes Gemälde aus der deutschen Schule, eine sterbende Maria darstellend, welches wenigstens aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts seyn mag, und an Größe und Anordnung mit Martin Schön's Kupferstich, die sterbende Maria, fast völlig übereinstimmend ist. Offenbar kann Schoreel nicht als Erfinder dieser Compositionen betrachtet werden, wenn wir ihm auch zugestehen müssen, daß er seine Vorbilder in Zartheit der Charaktere, im seelenvollen Ausdruck weit übertroffen hat und dadurch unsre höchste Verehrung verdient, daß er eben so wenig die tiefe Trauer bis zum schreienden Schmerze steigerte, als daß er den Ausdruck in der Feierlichkeit der Handlung untergehen ließ, wie es bei jenen ältern Darstellungen dieser rührenden Begebenheit der Fall ist. Ganz besondre Beachtung verdient eine Wiederholung dieses Gegenstandes in der Sammlung des würdigen Prälaten Wallraff zu Cöln. Der Künstler hat sich bei diesem Gemälde die Aufgabe vorgesetzt, dieselbe Gruppe, welche wir in dem Schoreelschen Bilde sehen, von einem andern Standpuncte aufzunehmen. In Schoreel's Gemälde, bei Boisserée, sehn wir die sterbende Maria en face; in dem Bilde zu Cöln bekommen wir sie im Profil zu sehen, und alle andere Figuren aus diesem verändert angenommenen Augenpuncte. Auf diese Weise sehen wir einen Theil des Zimmers, welcher auf Schoreel's Bild außerhalb des Rahmens, liegt, und zwar den, in welchem sich das Fenster befindet, durch welches das Licht hereinfällt. In diesem Fenster ist ein Wappen angebracht, nemlich ein blaues Schild, worin im Dreieck drei weiße Schilder stehen, und folgendes Monogramm: $^{I}\,W\,^{b.}$. Die Uebereinstimmung in Colorit, Zeichnung und Styl in beiden Gemälden, ist so auffallend, daß durchaus anzunehmen ist, daß beide Gemälde, welche die sterbende Maria darstellen, wovon das eine sich in Cöln, das andere in Stuttgart befindet, von einem Meister gemalt sind. Oben genau abgezeichnetes Monogramm würde es allerdings zweifelhaft machen, ob dies an sich unschätzbare Gemälde, welches im Besitz der Herren Boisserée ist, wirklich Schoreel's Werk sey; das ist aber nicht zu bezweifeln, daß es zu den höchsten, seelenvollsten Bildern gehört, welche je in eines Menschen Seele und durch eines Sterblichen Hand in die wirkliche Welt traten. So anziehend es auch für mich ist, diese Beiträge zu Frau Schopenhauer's Werk mit Auszügen aus der Verfasserin Buche zu würzen, so enthalte ich mich doch dieser gewöhnlichen Recensentenunart, welche der Verunglimpfung einer schönen Ausgabe durch Unterstreichen von Zeilen ähnlich ist. Wir überlassen es dem Leser sich nach eigner Wahl an den vielen gelungenen Stellen, an den ergreifenden Schilderungen von Charakteren und Werken, woran dieses Buch und insbesondere die Lebensbeschreibung so reich sind, zu erfreuen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Miscellen.

Der französische Tragiker Crebillon hatte in seinem Trauerspiel Catilina zuerst folgende Verse:

C'est ainsi que toujours en proie à leur délire
Vos pareilles ont su soutenir leur empire.
Car vous n'aimez jamais; votre coeur insolent
Tend bien moins à l'amour qu'à gouverner l'amant.
Qu'il vous laisse regner, tout vous paraîtra juste;
Mais vous mépriseriez l'amant le plus auguste,
S'il ne sacrifiait aux charmes de vos yeux
Son bonheur, son devoir, la justice et les dieux.

Die Pompadour fand in diesen Versen eine bedenkliche Anspielung, sie ließ Crebillon bitten, die Stelle zu unterdrücken, und die Gefälligkeit des Dichters wurde durch eine Pension belohnt. (Es scheint nicht, daß man gegenwärtig Autoren, in deren gedruckten Schriften Stellen vermißt werden, die im Manuscripte noch zu lesen waren, durch Pensionen für ihre Gefälligkeit belohnt. Sonst möchten wir die Summe wohl sehen, mit welcher diese Ausgabe in den Budjets der Staaten figuriren würde.)

— Aus sehr genauen zu Salem in Massachusettsbay angestellten und von der americanischen Akademie bekannt gemachten meteorologischen Beobachtungen ergibt sich für jenen Ort in den 32 Jahren von 1786 bis 1818 ein mittlerer Durchschnitt von 48,58 Temperatur nach Fahrenheit. Salem liegt unter 42° 33′ n. B. Rom unter 41° 53′, und dort findet sich als das Resultat derselben Jahre eine mittlere Temperatur von 60,44. Es ergibt sich hieraus also eine Differenz von 11,86 Fahrenheit oder 5,27 Réaumur, die man sich sonst gewöhnlich viel größer vorgestellt hat.

— Nächstens erscheint in London ein neues fünfactiges Drama von Lord Byron: Werner, oder die Erbschaft.

stellen. Wenn auch seine Kenntniß der Geschichte das freie Alterthum nur mangelhaft umfaßt, ohne den Geist und die Tiefe eines Niebuhr, Otfried Müller und Anderer, wenn selbst sein Studium sichtbar nur einzelne Theile der österreichischen Monarchie mit besonderer Vorliebe oder Begünstigung durchdrungen hat und das gleichmäßig durchforschte Ganze ihm noch fern steht: so behauptet dennoch das gesammte Aggregat seiner historischen Besitzthümer unbestreitbar den Werth eines reichen Magazins, sollte auch das Chaos desselben zuweilen an eine vollgestopfte Rumpelkammer erinnern. Da er das schmetternde Posthorn des freiherrlichen Wappens und den knarrenden Kiel verschiedener Leibtraganten in den Blättern des Aus- und Inlandes unablässig für die Verbreitung seines Ruhmes ansetzt, so kann hier füglich davon geschwiegen werden.

Hormayr's Urtheil über die beiden angeführten Geschichtswerke tritt nun von selbst in das rechte Licht. Kurz ist ihm in dem Studium der Quellen, soviel der Gegenstand jedesmal erfordert, vollkommen gewachsen, in regelmäßiger, fruchtbarer Thätigkeit unwidersprechlich voerlegen, in anständiger Freimüthigkeit, selbst in Kirchensachen unvergleichbar, endlich auch in Klarheit, Ruhe, Einfalt des Vortrags unnachahmlich, wiewohl Provincialismen und andere Nachlässigkeiten mitunter laufen, und dem Ganzen die historische Kunst abgeht. Unter diesen Umständen war der historiographische Einfall sehr bequem, nur wieder zu handgreiflich, Kurz, den gefährlichen Nebenbuhler, des Mangels an Patriotismus gegen Rudolph IV. anzuklagen. Der Vorwurf einer Verkleinerung Rudolph's soll lächerlich genug aus dem Unverdienst seines Gegners Kaiser Karl's IV. bewiesen werden. Lernt denn ein Lahmer deshalb gehen, weil er mit einem Blinden streitet? Hat übrigens Kurz Rudolph IV. wirklich verkleinert, so hat dafür Hormayr die Habsburger, allerdings ein sehr edles, aber doch auch vom Weibe geborenes Geschlecht, überall so unverhältnißmäßig erhoben, daß sein unbedingtes Lob weit weniger gilt als gründlicher Tadel.

Der Verfasser des vierten Artikels: Tyrol unter Friedrich von Oesterreich ist erstlich ein Tyroler, zweitens ein Graf, drittens ein Anfänger in der Geschichtschreibung. Aus diesen drei Vorzügen hat Hormayr einen vierten heraus gefunden, den er auf das Buch überträgt, welches allerdings eine fleißige, wohlgemeinte Arbeit ist. Freilich gleicht das Ganze eher einem Urkundenschatze ohne Text, als einem Text mit Urkunden, so sehr verschlingen die letzten den ersten. Hormayr hat in seiner Geschichte von Tyrol das beste Beispiel der Archivplünderei, des neuen gelehrten Vandalismus gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Shakspeare's Macbeth.

(Beschluß aus No. 176.)

§. 23.

Der Pförtner, welcher in der Nacht, wo Duncan gemordet wurde, das Schloß bewachte, hat gar manchem Kritiker sehr misfallen und ist von allen Bearbeitern in Ungnade entlassen worden. Wir wollen zuvörderst die Bemerkung machen, daß Shakspeare sehr häufig den Personen aus den sogenannten niederen Ständen, welche er in seinen Dramen aufführt, eine gute Portion von derbem Witz und munterer Laune leiht, während nicht selten seine vornehmen Personen steif und trübe erscheinen. Abgerechnet, daß hier die Erfahrung völlig auf seiner Seite ist, da allerdings der Kreis, in welchem sich der Witz bewegt, in jenen sogenannten niedern Ständen größer seyn muß, scheint der Dichter auch mit besonderer Liebe den armen Leuten, die so manches entbehren müssen, jenen Ersatz zu gewähren. Nicht selten aber läßt er ihren Witz sich selbst überspringen und mit Wohlbehagen sich an anstandwidrigen Gegenständen ergötzen, wobei abermals die Erfahrung gänzlich für ihn spricht. Dieser Pförtner z. B. ist ein derber, zum Trunk geneigter, wohlgenährter Spaßvogel, wie es scheint ein wenig verwöhnt, und durch einen bequemen Halb-Müssiggang zu einer gewissen Gattung von Witz verführt, die freilich an sich nicht zu billigen ist, ihm aber doch — die Zeit vertreibt. Er gehört zu den Menschen, die wohl wissen, daß theils ihre Unbedeutenheit, theils ihr komisches Wesen sie vor den Zorn der Mächtigen schützt. Darum läßt er auch die Lords, welche den gemordeten König — wecken wollen, erst ein wenig klopfen, denn in dem gelinden Rausche, in welchem er sich befindet, gefällt es ihm, erst noch für sich selbst einige Späße zu beendigen und als er endlich öffnet, gelingt es ihm nicht nur den Unwillen der Eintretenden leicht zu beschwichtigen, sondern er veranlaßt auch noch den einen der vornehmen Männer in seine halbschierigen Späße einzugehen. Die Wahrheit dieser ganzen Scene wird noch durch den Umstand erhoht, daß ja für den Pförtner eine wahre Freudenzeit vorhanden war. Sein Gebieter Macbeth ist mit Ehrenstellen und Gütern überhäuft worden, und genießt jetzt die Ehre seinen König zu bewirthen, so wie er (der Pförtner) den König zu bewachen. Er freut sich über das alles, meint aber doch, — wie ja die Grafen Terzky und Illo im Wallenstein auch zu glauben scheinen, — wahrhaft freuen könne man sich nur bei der Flasche. So hat er zwei Drittheile der Nacht beim Weine zugebracht, um das dritte Drittel mit Witz nach seiner Weise auszufüllen.

§. 24.

Aber ist diese Wahrheit auch eine poetische? Ich denke ja; denn, um es nur mit einem Worte heraus zu sagen, nur das Wirkliche, das heißt: das Gemachte ist unpoetisch; die Wahrheit ist jeder Gattung von Poesie nothwendig, indem etwas in sich selbst Unwahres nie poetisch seyn kann. Erwägen wir ferner den Umstand: drinnen im Schloß wird von den Besitzern desselben der gnadenreiche König gemordet, und der Hüter der Burg ist ein lustig betrunkener Taugenichts, der natürlich von allen den Gräueln die im Innern des Hauses vorgehen nichts weiß und eben deshalb vollkommen Ursach zu haben glaubt, lustig zu seyn. Um deswillen können wir auch keinen eigentlichen Widerwillen gegen ihn empfinden, sein Amt ist nur zu wachen; dieses erfüllt er und vertreibt sich den Schlaf durch ungraziösen Witz, denn anmuthigen und feinen hat er nicht und kann ihn auch nicht auftreiben. Doch — möchte er auch schlafen, was würde er geschadet haben? und im Gegentheil möchte selbst die ganze Leibwache des Königs vor dem Schlosse gewacht haben, was hätte es geholfen? Die Mörder, die unbekannten, unenthüllbaren, sind ja im Schlosse, und kein Seufzer des Sterbenden dringt aus dem innern Gemache durch die festen Mauern hindurch.

Unser Schiller hat den ganzen Shakspearischen Pförtner vom Scheitel bis zur Ferse getilgt, und statt dessen einen völlig neuen geschaffen. Dieser Neuangestellte ist ein gar wackerer frommer Mann, der ein Morgenlied singt, dessen edle Sinnigkeit es werth machte in die besten Gesangbücher aufgenommen zu werden. Es ist gar löblich von dem Mann, daß er sich in dem Lied nicht stören läßt, denn

Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis
'S ist kein Geschäft so eilig als das Beten.

Auch der Scherz, den er späterhin gegen die eintretenden Lords wendet, daß er diese Nacht ganz Schottland bewacht habe, ist wohl anständig und loyal, so wie der ganze Mann. Aber wie kommt dieser Prediger in der Wüste hieher? Paßt er zu dem ganzen Organismus des Stückes? Scheint es nicht, als wolle bereits er die Beruhigung gewähren, welche erst die ganze Idee des Stückes zu geben vermag? und könnte man nicht fast sagen, es sey ein wenig vorlaut

von ihm, daß er es wolle. Es ist möglich, daß man diesen Pförtner vortrefflich finden würde, wenn man Shakspeare nicht kennt; haben wir aber diesen erkannt wie er das — Columbus-Ei zu stellen weiß, so, glaube ich, wird uns die Wahl nicht schwer werden. Ich spreche deshalb meine Ueberzeugung für den Shakspearischen Pförtner unumwunden aus, gebe sie aber natürlich nur als eine individuelle aus, und verspreche im Voraus die größte Aufmerksamkeit für die Gegengründe, die etwa vorgebracht werden möchten.

§. 25.

Endlich die Hexen. — Man kann es ihnen wohl gönnen, daß sie durch manche seltsame Urtheile hindurch gegangen sind, denn sie haben leider ein so zähes und bestimmtes Leben, daß sie in allen Prüfungen wie Salamander bestanden. Die englischen Kritiker haben von ihnen Gelegenheit genommen, ihre Kenntnisse von den magischen Wissenschaften und sämmtlichem Aberglauben der Vorzeit zu zeigen, wobei sich das Glück der erleuchteten Gegenwart preisen ließ. Sie sind ferner gütig genug gewesen, den Dichter mit in diesen Kreis des zu Preisenden einzuschließen, und haben ihn als einen klugen Mann ausgerufen, der allen Aberglauben seiner Zeit nicht blos gekannt, sondern auch für seine poetischen, philosophischen und bürgerlichen Zwecke zu benutzen gewußt hat. — (Auch „bürgerliche," denn Shakspeare ist für manchen Kritiker nebenbei ein feiner Schmeichler, der des Königs Jakob Abstammung von Banquo wohl benutzte, und den dreifachen Scepter nicht vergaß, der in Jakob's sonst etwas welke Hände gefallen war.) — Einige deutsche Beurtheiler haben sich zwar sehr gefreut, daß Shakspeare hier durch die Hexen das Schicksal gleichsam sichtbar auf das Theater gebracht habe; aber mit der Zeichnung selbst sind sie gar nicht zufrieden gewesen. Dieser ganze Hexenchor war ihnen lange nicht — erhaben genug, denn erhaben sollten sie nun einmal seyn, erhaben und nichts als erhaben. So sollte, meinten sie, wenigstens Hecate sich vernehmen lassen. aber auch diese spricht hier fast so gemein als ihre Schwestern oder Töchter, denn sie ist hier nichts weiter als eine Hexen-Altfrau. Bekanntlich war selbst ein höchst vortrefflicher Denker und ausgezeichneter Dichter dieser Meinung nicht ganz abhold, weshalb er auch in seiner Bearbeitung des Stücks diese Hexen auf eine höhere Stufe zu heben versucht hat. Sie bekleiden bei ihm, wie bekannt, fast die Stelle der Parzen, oder, wenn man lieber will, wahrsagender Zauberinnen, welche betrügen wollen und auch nicht betrügen wollen; sie sind mit ihrem Charakter gewissermaßen selbst nicht im Reinen, denn sie zeigen sich bald ziemlich gemein, bald versuchen sie einige Erhabenheit, und lassen wohl gar moralische Sprüche ertönen. Bei der Vornehmheit, zu der sie zuweilen den Anlauf nehmen, muß man sich billig wundern, wie sie doch auch wieder sich so gut — obwohl bei weitem nicht so gut, wie bei Shakspeare selbst, — auf die höllische Kochkunst verstehen und den Kessel mit so fatalen Dingen wie Froschzehen, Otterzungen, Eidechspfoten, Ziegengall u. s. w. füllen mögen, um eine echte Hexenbrühe daraus zu machen. Da sie nun wirklich selbst nicht recht wissen, was sie sind und wollen, so weiß es natürlich der Leser und Zuschauer auch nicht, ja er geräth in Versuchung zu glauben, sie seyen sowohl dem Helden als ihm zum Possen aufgestellt, weshalb wir uns wohl an Shakspeare selbst wenden müssen, um zu erfahren, was er eigentlich gemeint habe. Das, dünkt mich, ist gar nicht schwer zu erkennen. Wenn der Teufel, als das Princip des Bösen, nichts weiter ist als ein sich stets wiederholtes unseliges Nein zu allem was positiv wahr gut und ewig ist, so ist auch nothwendig alles Böse innerlich hohl, häßlich, garstig, ja ekelhaft. Ein erhabener Teufel (obwohl Klopstock und Milton ihn so zu schildern versucht haben) ist ein Widerspruch im Beiwort; aber einen unendlich witzigen, ungläubigen und alles Positive verneinenden Teufel gibt es allerdings und zwar einen solchen wie ihn uns Göthe geschildert hat, und wie er überall in den handhaften Charakteren, wie sie uns Shakspeare aufstellt, sichtbar waltet. Eine erhabene Hexe ist vollends ein Verstoß gegen alle Wahrheit, und ward wider Willen des Dichters der eine solche Mischung wagte, nothwendig lächerlich werden müssen. Die widrig häßlichen Hexen Shakspeare's sind aber durchaus nicht lächerlich, sondern wahrhaft furchtbar, denn sie zeigen gar argen Verstand, und wissen, wenn es darauf ankömmt, auch gar wohl mit erhabenen Redensarten umzugehen, da sie wissen, daß nur durch solche auf Macbeth's Gemüth mit Erfolg zu wirken ist.

§. 26.

Zum Schluß die Frage: Wie sollte wohl Macbeth am besten für die Bühne bearbeitet werden? Am besten ohne Zweifel gar nicht, sondern treu übersetzt, wie wir denn bereits eine solche Uebersetzung im J. 1810 von Heinrich Voß erhalten haben, die in den meisten Parthien als gelungen betrachtet werden darf, obwohl in der Farbe der Sprache, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch manches zu bessern seyn möchte. Da aber nun einmal ein großer Theil des Publicums noch nicht dahin gediehen ist, den ganzen Shakspeare in seiner Unverletztheit zu genießen, so wäre doch auf Mittel zu denken, wie man ihn „so wenig beraubt als möglich" dem Publicum übergeben möchte, da hier mit bloßem Seufzen über den Eigensinn eines Theiles der Menge nichts geschafft und geholfen wird. Es gebe sich nur eine Bearbeitung nie für mehr aus, als für einen Nothbehelf, der hoffentlich nach dreißig oder vierzig Jahren gänzlich überflüssig ist, sey sie nur so bescheiden als irgend möglich, und wir wollen sie als guten Nothbehelf anerkennen. Nur rühre man ja (eine Warnung, die schon W. A. Schlegel gab) nichts Wesentliches an, denn sonst fällt augenblicklich das ganze Werk. Wir könnten hier mit der Erzählung von solchen mißlungenen Versuchen ganze Blätter füllen, aber es sey genug an Einer Notiz. Bürger, unser trefflicher, wahrhafter Dichter Bürger hat, trotz der tiefen und freudigen Verehrung für Shakspeare, in seiner Bearbeitung des Macbeth den ungeheuren Mißgriff begangen, den gnadenreichen König gar nicht erscheinen zu lassen. Er macht seine ganze Dankbarkeit in einem Briefe an Macbeth ab, und wir erfahren blos späterhin, daß er sich in Macbeth's Schlosse als Gast befindet u. s. w. Um Bürgern schnell zu vergeben, da ja seine Bearbeitung ohnehin fast vergessen ist, wollen wir uns erinnern, daß er die Hexenscenen (trotz einzelner Seltsamkeiten und trotz des allerdings niederfächsischen „Zauberpottes") doch im Ganzen vortrefflich übersetzt habe, wozu es eines Talentes bedurfte, das in der damaligen Zeit ihm ganz allein gehörte.

Der Bearbeiter des Macbeth hat es eigentlich sehr leicht. Er tilge — ich sage es mit Seufzen, daß er es wohl wird müssen — die Lady Macduff sammt ihrem Kinde, aber es ist zu wünschen, daß er öffentlich in den gelesensten Blättern seinen Schmerz ausspreche, daß er also habe verfahren müssen, damit ja niemand glaube, er bilde sich ein, Shakspearen verbessert zu haben, er hemme den Pförtner ein wenig in der gänzlichen Ungeniertheit, zu welcher dieser unmäßig behagliche, müssiggängerische Mann hinneigt, komme ihm aber nicht zu sehr an das Leben, und meine ja nicht, daß, wenn er ihn nun gehemmt, er, der Bearbeiter, zarter empfinde als Shakspeare, worüber er vielleicht gleichfalls in guten Intelligenzblättern sich erklären könnte, um jedes Mißverständniß unmöglich zu machen. Hat er dann noch einige Grellheiten im Originalausdruck ein wenig gemildert, so ist sein ziemlich trauriges Geschäft geendigt, und er tröste dann sich und andere durch die Wiederholung des Gedankens, daß nach dreißig oder vierzig Jahren alle dergleichen Bearbeitungen nicht mehr werden nöthig seyn.

ler muß selbst erkennen, was eine bessere Befriedigung unserer Wünsche in dieser Hinsicht für den Buchhandel zu wirken vermag, und ich wundre mich nur, daß, da die Weidmannische Buchhandlung unthätig geblieben, nicht ein Anderer speculativ genug gewesen ist, die Sache aufzunehmen. Der erwähnte Aufsatz in jenem Wochenblatt zeigte zugleich an dem Journal de la librairie, als an einem wahren Vorbilde, was bei uns geschehen könnte, nämlich: 1) Es erscheint alle Woche in einem ganzen oder halben Bogen, nach Maßgabe der eingehenden Materialien, im Format des Meßkatalogs, aber auf schönem Papier, sauber gedruckt, so daß sich auch schon hier der bessere Sinn für typographische Schönheit zeigt. 2) Alle Titel werden unter fortlaufender Nummer vollständig geliefert, nach Ansicht des Buchs, also nicht eher als es die Presse verlassen hat, dann aber augenblicklich. 3) Dieses Blatt rivalisirt mit keinem andern, es steht in anerkannter Wirksamkeit da, gehet von dem Centralpuncte des Buchhandels in Frankreich, Paris, aus, wie bei uns der Meßkatalog, an welchen daher auch bei uns die Sache anzuknüpfen wäre, damit dies Blatt einer öffentlichen Anerkennung genösse und nicht als eine Privatsache bald wieder zerfiele. 4) Außer dem Titel jedes Buchs, wird Format, Bogenzahl, Beilage von Kupfern ꝛc. und Preis angegeben. 5) Fortsetzungen von Zeitschriften, deren vollständiger Titel bei dem Anfange des Jahrgangs gegeben worden, werden nachher, mit Beziehung auf ihre Nummer, nur kurz angezeigt, so oft ein neues Stück davon erscheint. 6) Die Titel sind in jedem Bogen nicht anders geordnet, als nach der Nummer, unter welcher sie bei ihrem Eingange bei der Redaction, eingetragen worden; am Ende jedes Jahrgangs aber wird ein alphabetisches Namen- und Sachregister, desgleichen eine systematische Uebersicht gegeben, welche die bequemste Nachweisung fürs Nachschlagen gewähren.

Der regelmäßige wöchentliche Empfang dieses Blattes, das ich seit jener Zeit ununterbrochen halte, und dessen Einrichtung ich nun selbst als höchst zweckmäßig kennen gelernt habe, hat mich ungemein verwöhnt, so daß der „Meßkatalog" mir um so weniger gefallen will, und ich die Umformung desselben nach jenem Muster längst angelegentlich wünsche. Auch scheint mir die Ausführung bei uns sehr leicht und schlösse alle die Verbesserungen in sich, welche im Conv. Blatt am angezeigten Orte, von dem einen Redner als wünschenswerth, von dem andern als allerdings der Beachtung würdig, aber als unausführbar dargestellt worden sind, und die in der That unter Beibehaltung der alten Form zu den piis desideriis gerechnet werden müssen. Was sich damit noch verbinden läßt, bleibt dem Ermessen der Sachkundigen überlassen. Auch das französische Journal de la librairie vereinigt mit dem eigentlichen Zweck noch manches andere, was aber wenig Raum einnimmt und einnehmen darf, z. B. liefert es alle öffentlichen Verordnungen, die den Buchhandel betreffen, eine Nachricht von den in kritischen Blättern gegebenen Recensionen aller Bücher, nekrologische Notizen, Verlagsveränderungen u. s. w., alles ganz kurz.

Wenn der Vorschlag mit praktischem Sinn ergriffen wird, so wird er noch leichter in der Ausführung, indem sich manches Bestehende daran knüpft. Z. B., viele Buchhandlungen meiner Gegend lassen periodisch Kataloge von ihrem neuen Sortiment drucken; mein Buchhändler liefert mir halbjährig einen Katalog, der unentgeldlich vertheilt wird, zu dessen Anfertigung er sich mit einigen andern vereinigt, der aber für den Einzelnen nicht ohne Aufwand von Mühe, Zeit und Geld hergestellt werden kann. An seiner Stelle würde ich mich, wenn jenes Blatt zu Stande käme, mit der Verlagshandlung desselben einigen, daß sie mir eine Anzahl von Hunderten von Exemplaren, die sie bei einer starken Auflage sehr wohlfeil geben könnte, lieferte, die ich „an bekannte Bücherliebhaber" vertheilte, und jedem andern, der seinen Bücherbedarf von mir bezöge, mittheilte. Ein solches wöchentliches Blatt würde also nicht blos den „Meßkatalog", sondern auch die gewöhnlichen halbjährigen Bücher-Verzeichnisse, oder andere Notizen, welche viele Buchhändler auf ihre Kosten drucken lassen, ersetzen. Und welch ein lebendigerer Verkehr würde in den Buchhandel kommen, wenn alle die, welche mit den literarischen Erscheinungen in beständiger Berührung bleiben wollen, diese regelmäßige Notiz erhielten, welche an Schnelligkeit und Ordnung der eines gut bedienten Telegraphen gleicht, so daß der „Meßkatalog" (der eigentlich der hinkende Bote genannt werden müßte) seine unpassende Benennung nur mit einer ihm wahrhaft zukommenden und zeitgemäßen vertauschen würde, wenn er sich der „literarische Telegraph" zu nennen beliebte.

Man klagt über so manches Gebrechen im Staate, welches, trotz besserer Einsicht, vermöge alter Sitten und Gewohnheiten immer fortbesteht. Die Corporationen, die Einzelnen zeigen aber, daß sie, die oft darüber laut werden, in ihrem Kreise das gewohnte Geleise ebenfalls nicht zu verlassen wissen, und ich habe die Herren Buchhändler stark in Verdacht, daß auch sie viel vom Besserwerden sprechen, selbst aber wenig dazu thun. Daß sie den Krebsschaden des Nachdrucks immer mehr einreißen lassen, halte ich großentheils für ihre eigene Schuld. Es gibt Mittel, dieses Uebel zu bekämpfen; man erschrickt aber vor den Schwierigkeiten, und bleibt unthätig. Die Schwierigkeiten in der heute besprochenen Angelegenheit sind geringer; die Klagen über den „Meßkatalog" sind allgemein gefühlet, an mehrern Orten ausgesprochen, das Beispiel einer bessern Einrichtung steht als ausgeführtes Muster voraus: welches wird der Erfolg seyn?

118.

Zusatz.

Der Verf. des vorstehenden Aufsatzes zeigt, daß er den deutschen Bücherverkehr genau kennt; er spricht, was man selten findet, mit Sachkenntniß darüber, und es gewährt

Vergnügen, sich mit einem solchen Correspondenten näher zu unterhalten.

Wir sind mit ihm in unserer in No. 157 ausgesprochenen Ansicht, daß der Meßkatalog, so wie er ist und seither erschienen ist, keiner großen Reform fähig sey, zusammen getroffen. Der bloße Literat kann mit all den Schwierigkeiten, die mit der Zusammensetzung eines so voluminösen Opus, das in wenigen Tagen, oft in den unleserlichsten und in ungeordneten Handschriften, die einzeln von Stunde zu Stunde dazu eintreffen und jedesmal wieder einzurangiren sind, in der höchsten Eile geordnet, gesetzt, fünf bis sechsmal corrigirt, gedruckt, geheftet und versandt werden muß, in praxi verbunden sind, unmöglich genau vertraut seyn, und er idealisirt sich daher Anordnungen und Einrichtungen, die sich praktisch nicht durchführen lassen.

Die seitherige Administration der Weidmannischen Handlung hing sich allerdings an einzelne Kleinigkeiten, die leicht hätten verbessert werden können; sie war auch ein wenig entêtirt, wenn sich Zurechtweiser einfanden, die sie für nicht berufen hielt, und daher mag manches Gute oder wohl Beachtungswerthe unterblieben seyn. Allein im Ganzen hat es doch nur Kleinigkeiten betroffen und wir sind überzeugt, daß der jetzige Eigenthümer dieser Handlung, einer der thätigsten, einsichtsvollsten und wohlgesinntesten deutschen Buchhändler, im Stillen mancherlei zweckmäßige Abänderungen treffen und jeden wahrhaft guten Rath gerne befolgen wird.

Denn wir können es uns wenigstens nicht bergen, daß, ehe wir einen gut eingerichteten und sicher stehenden deutschen literarischen Telegraphen (ein vortrefflicher Titel, der das Glück der ganzen Entreprise machen könnte) erhalten, nach deutscher Weise noch eine geraume Zeit hingehen dürfte. Bis dahin also müssen wir den Meßkatalog immer noch behalten, weil wenigstens er starke Wurzeln geschlagen.

Was nun die Bildung eines andern und neuen Hülfsmittels zur Bekanntmachung der deutschen literarischen Neuigkeiten betrifft, so ist nach einem Muster dazu allerdings nicht lange zu suchen, indem das in Paris wöchentlich erscheinende Journal de la librairie alle Bedingungen dazu erfüllt.

Die Nachahmung dieses trefflichen Instituts dürfte aber in Deutschland sehr schwer seyn, und in keinem Fall könnte sie die Vollkommenheit der französischen Einrichtung erreichen, weil diese — vom Staat ausgeht, es einen officiellen Charakter hat, und der Staat sehr verständig — diesem Institut Attribute beigelegt hat, die in ganz Frankreich jeden Verleger zwingen, sowohl, daß er der Direction des Journals seine Novitäten schnell und sorgfältig einhändige, als auch ihn wachsam halten, darauf zu merken, ob die Einrückung wirklich und zeitig Statt finde. Jede in Frankreich gedruckte Schrift erhält nämlich nur durch die Einrückung in dies officielle Journal de la librairie ihr bürgerliches Recht, und vollständige gesetzliche Sicherung gegen den Nachdruck; es findet ferner die Einrichtung Statt, daß keine Schrift in andern Blättern empfohlen und recensirt werden darf, bis sie in diesem Journal angezeigt worden, so daß also in diesem Journal stets nur solche Schriften angezeigt stehen, deren Titel man sonst noch nirgends gefunden hat, ein Umstand, der ihm den Reiz der höchsten Neuheit gibt und immer erhalten muß. Jede absichtliche Vermeidung der Insertion in diesem Journal wird vom Gesetz als strafbar, und eine solche Schrift zugleich als Libell betrachtet. Die Staatsbehörde hat folglich durch dies Journal die vollständigste Uebersicht der gesammten neuesten Literatur, und es wird ihr dadurch sehr leicht, gegen gesetzwidrige Schriften das Gesetz in Anspruch zu nehmen.

Der Verf. dieser Zeilen übergab im Jahr 1819, zur Zeit des Minister-Congresses in Wien, seiner Regierung einen Plan, wie der Nachdruck in Deutschland wahrhaft abzuschaffen, wie aber auch von der andern Seite den Ansprüchen auf das ewige Verlagsrecht zu steuern und welche organische Einrichtungen damit zu verbinden seyen, um dem deutschen Buchhandel Einheit und Würde zu geben. Zu diesen von ihm vorgeschlagenen organischen Einrichtungen gehörte auch ein officielles Journal über den deutschen Buchhandel ganz im Charakter des franz. Journal de la librairie, das in Leipzig von einer dazu zu organisirenden Behörde ausgehen müsse. Dieser Plan wurde von Sr. Maj. dem Könige von Sachsen sehr gut aufgenommen und ist derselbe, wie man vernommen, mit den besten Empfehlungen an den Minister-Congreß befördert worden, wo auch ein bekannter deutscher Staatsmann zu einem weiteren Bericht darüber veranlaßt seyn soll, wobei es denn aber auch bis jetzt sein Bewenden behalten hat.

So vollständig und anziehend als das J. d. l. l. könnte also unser deutscher literarischer Telegraph einmal nicht werden, weil dazu die vorhin angeführten Bedingungen fehlen.

Es stehen ihm auch noch andere Hindernisse entgegen, die in der völligen Verschiedenheit des französischen und des deutschen Buchhandels liegen. Der französische Buchhandel ist wirklich Handel, der unsrige ist nur ein Commissions-Geschäft. In Frankreich versieht sich der Sortimentshändler mit neuen Büchern, wie der Tuchhändler mit neuen Zeugen und neuen Modefarben. Sein Interesse ist also stets das Neueste, was in der Literatur erschienen, in Erfahrung zu bringen, wie der Schnitthändler darauf speculirt, die neuesten Modezeuge kennen zu lernen, um sie für seine Kunden entbieten zu können. In Deutschland nehmen drei Viertel der Sortimentshändler gar keine Notiz von dem, was eigentlich in der Literatur umgeht, was Neues erscheint und nicht erscheint, und grenzt dafür die Indifferenz auf dem Meßverkehr, den man freilich nicht nach den farbenreichen Berichten unsers verehrten Freundes B. in der Allgemeinen und in der Abend-Zeit. beurtheilen darf, ans Unglaubliche, was sich aber freilich dadurch vollkommen erklärt, daß jeder solche Sortimentshändler ohnehin gewiß ist, von allem, was in deutscher Literatur Neues erscheint, nach Maßgabe seines seitherigen Absatzes, eine Anzahl Exemplare in Commission zu erhalten. Es ist dem deutschen Sortimentshändler alles so bequem gemacht, daß er, um mit der neuesten Literatur bekannt zu bleiben und mit dem Neuesten sortirt zu werden, sich gar keine Mühe zu geben braucht. Bei dem deutschen Telegraphen fallen also auch in diesen Hinsichten viele Motive weg, die dem französischen J. de la libr. den Weg in die Hände der Zunftgenossen und in die der Gesellschaft bahnen.

Der Mangel an Gemeingeist unter den deutschen Buchhändlern wird dem deutschen Telegraphen ebenfalls große Schwierigkeiten in den Weg legen.

Endlich ist nicht zu übersehen, daß dem freien Vertriebe unseres Telegraphen die engherzigen Ansichten mancher Regierung entgegen treten werden! Dieser Punct ist aber zu kitzlich, um hier nach Gebühr discutirt werden zu können.

Wie dem allen aber auch seyn möge, so bliebe es für eine noch nicht zu sehr beschäftigte thätige Leipziger Buchhandlung immer eine höchst interessante Aufgabe, ein Journal im Charakter des franz. J. d. l. libr. zu gründen und dafür zu thun, was in Deutschland möglich wäre.

Sollte sich eine solche finden, so ist der Verf. dieser Zeilen bereit, sie dabei mit seinem Rathe, wenn sie solchen in Anspruch nehmen sollte, bestens zu unterstützen, und würde sie den unbekannten Einsender des Aufsatzes, welcher zu dieser Nachrede die Veranlassung geworden, bitten, sich der Red. zu nennen, um sich auch des seinigen weiter erfreuen zu können.

D. Red.

der Ertrag des Buchhandels kann nur aus dem ausschließlichen Druck und Verkauf des Buches herauskommen. Ein jeder Käufer soll nach der Absicht des Verfassers für das gekaufte Exemplar entrichten: 1) den reinen Fabrikpreis desselben; 2) einen Beitrag zum Ehrensold des Schriftstellers; 3) einen Beitrag zu der Vergütung des Verlegers für seine Mühe, Gefahr und Zinsen. Dafür hat der Käufer das Recht, dieses einzelne Exemplar ganz als sein Eigenthum zu betrachten, es zu vernichten, selbst zu brauchen, andern die Rede des Verfassers aus diesem Buche vernehmen zu lassen. Es ist gleichsam ein Platz, welchen der Redende für immer veräußert hat und bei welchem es ihm nun gleichgültig seyn muß, wer auf demselben hört, wenn nur nicht mehr Plätze gegen seinen Willen errichtet werden. Der Zweck des Käufers ist seiner seits auch damit erfüllt. Er kann nicht sagen, daß der Buchhändler ihm nicht alles was zwischen ihnen verabredet wird, gewähre, wenn er ihm nicht neben dem Gebrauchsrechte auch noch das Verlagsrecht zugestehen will; er verlangt bei dem Kaufe weiter nichts, als das Recht, gerade dieses einzige Exemplar zum beliebigen Gebrauche zu erhalten; mit dem, was er für dieses Exemplar bezahlt, würde auch das Verlagsrecht nicht in Verhältniß stehen und also auch hier der Fundamental-Satz des bürgerlichen Rechts verletzt werden, daß die gegenseitigen Leistungen der Regel nach im Gleichgewichte stehen müssen.

Dieses ganze rechtliche Verhältniß zwischen Schriftsteller und Publicum, (welches darum nicht weniger bindend ist, weil es ein allgemeines, d. h. ein solches ist, wo dem Einzelnen Berechtigten alle übrigen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft als verpflichtet gegenüber stehen) wird durch den Nachdrucker gestört. Er hebt den Antheil des Schriftstellers an dem Verkaufspreise der Bücher ganz auf; er bemächtigt sich des Antheils, welchen der rechtmäßige Verleger wegen seines Betrieb-Capitals in den Verkaufspreis legt, und da er nicht ein gewagtes Geschäft unternimmt, sondern ein schon hinreichend gesichertes an sich reißt: so kann er auch denjenigen fallen lassen, mit welchem der redliche Buchhändler die mislungenen Unternehmungen decken muß. Gewinnen will auch er; es ist noch kein Nachdrucker aus Liebe zum allgemeinen Besten aufgetreten; denn wenn einmal die Verbreitung nützlicher Bücher wirklich der Zweck gewesen ist: so hat öffentliche Meinung ein solches Unternehmen, selbst wenn es in der Art des heil. Crispin gemacht worden wäre, immer sehr sorgfältig vom Nachdruckerhandwerk unterschieden. Der Nachdrucker zerstört also in der That eine fremde rechtmäßige, und vielleicht mit großer Mühe, langer Arbeit ausgesäcte Erndte, um sich einen Theil der Früchte eines Fleißes zuzueignen, welcher nicht der seinige gewesen ist. Andere arbeiten lassen, bis die Gefahr des vergeblichen Arbeitens vorüber ist, und dann über die Früchte herfallen und den Erzeuger derselben davon verdrängen — das wird ein jedes unverdorbene Gefühl dem Diebstahl gleich achten. Denn der Dieb thut im Grunde auch weiter nichts, als daß er sich die Früchte fremder Arbeit zueignet und ärndtet, wo er nicht gesäet hat.

So haben es auch die Völker immer angesehen. Von Luther an ist über die Nachdrucker geklagt und ihr Gewerbe für unehrlich gehalten worden. Sleidan drückt sich stark darüber aus und sagt von dem Nachdrucker seiner Commentarien: De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare: „Emolumentum ad se derivare studet, meisque fruitur laboribus et veluti fucus alienis insidiatur alveariis ac mellificio. — Falcem immittit in segetem alterius et utile praeponit honesto, Christianae videlicet professionis homo, cum id apud omnium aetatum viros bonos, qui solam naturam sequebantur ducem, in vituperio semper fuerit.“ Die Stimmen einzelner Rechtsgelehrten und Philosophen können dagegen nicht in Betracht kommen, weil es immer, wie Hrn. Griesinger's eignes Beispiel beweist, für Männer von Geist und Gelehrsamkeit einen besondern Reiz hat, sich dem gemeinen Urtheil entgegenzusetzen, und zu vertheidigen, was alle andern verdammen. So verdienstlich dies auch zuweilen seyn kann, weil das gemeine Urtheil häufig nichts mehr ist, als ein gemeines Vorurtheil, so ist doch auf dergleichen Autoritäten kein allzugroßes Gewicht zu legen, und bei manchen, die in eigner Sache zeugen und richten, ist es von gar keinem Werthe. Hingegen ist es richtig, daß aufgeklärte Staaten, England, Frankreich, Nordamerica, Holland, Preußen u. a. schon lange den Nachdruck verboten haben. Was Hr. Griesinger anführt, ist zum Theil sehr unrichtig; der gegenwärtige Aufsatz ist jedoch schon über die gewöhnlichen Grenzen so sehr hinausgegangen, daß der Verf. es auf einen andern Ort versparen muß, sich über diesen Punct weiter zu verbreiten.

Die politische Seite ist bei Hr. Gr. unter allen die schwächste. Es wäre eigentlich ganz überflüssig davon zu reden. Denn gegen die Aussprüche des Rechts und der Moral läßt sich von Seiten des Vortheils niemals eine gültige Einwendung machen. Man hat noch nie gehört, daß ein Staat der Getraide-Theurung dadurch abzuhelfen versucht hätte, daß er einen freien Markt für gestohlenes Korn eröffnete. Ein Recht auf wohlfeile Bücherpreise ist gar nicht gedenkbar; denn der Schriftsteller kann seine Arbeit so hoch anschlagen als er will, und der Verleger ist immer nur sein Bevollmächtigter. Ist es einmal irgend einem Staate daran gelegen, ein nützliches Buch unter seinen Bürgern zu verbreiten, so wird ihm dies ohne Mühe gelingen; denn bei einem einigermaßen bedeutenden Absatze gibt auch ein mäßiger Preis einen anständigen Gewinn. Den Schriftstellern ihren gegenwärtigen Lohn zu misgönnen, ist ein sehr übel angebrachter Neid, welcher sich nach ganz andern Stellen hinwenden sollte, z. B. nach den Reichthümern, welche sich durch verkehrte, unordentliche, verschwenderische Staatshaushaltung in manchen nicht sehr reinen Händen in einem ganz andern Maßstabe anhäufen. Reich ist bei uns noch niemand durch seine Schriften geworden; die Koryphäen unserer Literatur haben es kaum zu einem sorgenfreien und bequemen Leben gebracht. Mancher Lieferant hat wohl in einem einzigen Tage durch einen vortheilhaften (noch nicht einmal betrügerischen) Contract mehr gewonnen, als ein würdiger Gelehrter durch den Fleiß eines ganzen arbeitsamen Lebens. Aber es ist auch hauptsächlich der Gewinn der Buchhändler, welcher dem Nachdruck hie und da eine Stimme gewinnt. Man hat in Würtemberg immer einen Mann vor Augen, welcher durch kluge Thätigkeit, große Umsicht und Unternehmungsgeist ein Vermögen erworben hat, welches vielleicht sehr ansehnlich, aber doch noch mäßig gegen das ist, was der Handel mit Geld und Staatspapieren in viel kürzerer Zeit zusammenbringt. Wie viel andere Buchhändler schnell reich geworden sind, weiß der Verf. dieses Aufsatzes nicht, vermuthet aber doch, daß es ihrer verhältnißmäßig nicht gar viele seyn mögen, und diejenigen, welche einen anständigen Wohlstand erlangt haben, verdanken denselben neben angestrengtem Fleiße gewiß am meisten solchen Unternehmungen, wobei ein mäßiger Preiß den Absatz befördert hat. Denn außer der Concurrenz mit dem Nachdrucker, welche nicht seyn sollte, gibt es noch immer eine andere rechtmäßige, die mit den Verfassern ähnlicher Werke zumal in solchen Fächern, wo Fleiß und Genauigkeit fast nothwendiger sind, als reiche Phantasie und der Dichtkunst himmlischer Funke.

Die letzte Betrachtung ist fast eben so müssig, als die Frage, ob ein Verbot des Nachdrucks vortheilhaft sey. Denn wenn derselbe unrechtmäßig ist: so sollte auch ein einzelnes, selbst das kleinste Land, nicht einen Augenblick anstehen, jenes Verbot auszusprechen. Das Rechte ist zu thun, ohne auf das Beispiel anderer zu warten, und ohne lange nachzufragen, ob vielleicht ein Nachdrucker in einer bereits angefangenen Unternehmung einigen Schaden zu erleiden oder

gar seine Höhle sich wo anders graben möchte. Nützlich ist im Großen nur das Rechte und Gute.

Möge daher die hohe deutsche Bundesversammlung sich durch Hrn. Griesinger's Sophismen nicht von dem Bestreben abhalten lassen, durch ein allgemeines Gesetz jenem schändlichen Gewerbe der Bücher-Piraten ein Ende zu machen. Und möge kein deutsches Land sich die Ehre verleiden lassen, auch allein gethan zu haben, was recht und würdig ist.

98.

Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

(Fortsetzung aus No. 174.)

In den Quälgeistern nach Shakspeare sahen wir Mad. Stich als Isabella, Herrn Stich als von Linden. Wir können bei Beurtheilung jener Rolle unmöglich in den Tadel einiger Kritiker einstimmen, welche unbedingt behaupten, daß das Muntere, Launige, Heiter-Frivole nicht für die Persönlichkeit der Mad. Stich sich eigne. Wahre Kunst überspringt alle Hindernisse — wir erinnern nur an die verewigte Bethmann. Anders mag es mit dem Rein-Sentimentalen seyn, wo Mad. Stich besonders dann weniger auf das Gefühl des Zuhörers wirkt, ja vielleicht selten zum Herzen spricht, wenn sie ihrer so voll und reintönenden Stimme Gewalt anthut. Dagegen müssen wir bekennen, daß wir ihren Darstellungen leicht-naiver und munterer Rollen mit wahrem Vergnügen beigewohnt haben. Isabella sagt als Zigeunerin von sich selbst: „eine gute Fee hat mich mit Fröhlichkeit und Laune begabt" und in Wahrheit Mad. Stich war diese Fröhlichkeit, diese gute Laune selbst. Denn durch die ganze Darstellung sprach sich Schalkheit und Lust an den Freuden des Lebens ohne Beachtung des finstern Ernstes aus. Dabei müssen wir das feinberechnete, überall die eigene wie die fremde Rede begleitende Mienenspiel von dem Augenblicke an, wo sie lächelnd versichert: „sie habe sich auch um kein Haar gebessert," bis da, wo sie schalkhaft hinter dem Fächer lauschend Lindens Bewerbung erwartet, auch hier besonders rühmen. Wie leicht und unwillkürlich bezaubernd wußte die Künstlerin die Stelle zu sprechen, wo sie die Ehe mit einer Menuet vergleicht! Am hinreißendsten spielte sie in der Scene mit Linden, als dieser ihr seine mühsam zusammengeschmiedeten Verse vordeclamirt. Hier muß man sie nothwendig selbst sehen und hören. Auch wußte sie trotz aller lebendigen Fröhlichkeit, die bald dahin bald dorthin schlüpft, über die Kränkung, die ihrer Freundin widerfahren, empört, nicht ohne ernst-bedeutungsvollen Sinn die Worte Linden gleichsam ans Herz zu legen: „ein Mädchen will nicht erschlichen, es will verdient werden." Hatte doch die Liebe, die schon ihr Herz getroffen, ihr Gemüth mehr zum Ernste gestimmt! Vielleicht war in der Scene, wo die Künstlerin zwischen den drei Kriegern das Bekenntniß ihrer Liebe ablegt, zu wenig Ernst sichtbar; auch bereitete wohl der zärtliche Blick auf den Onkel die schalkhafte Erklärung dieses Bekenntnisses etwas zu sehr vor. — Was wir schon früher über Herrn Stich's Talent bemerkt haben, müssen wir auch von seiner Darstellung als Linden wiederhohlen, daß er nämlich Baron's Ausspruch: „un comédien devroit avoir été nourri sur les genoux des reines" kennt, versteht und an sich selbst bewährt. Die Feinheit der großen Welt, die Gewandtheit im Benehmen, die angenehme Leichtigkeit im Spiel, die der Künstler hier entwickelte, könnte manchem zum Muster dienen. Ganz vorzüglich war Herr Stich in der Gartenscene, wo er die Sprechenden belauscht, und in der mit Isabellen; die freudige Hoffnung, als er seine Verse recitirt, durch das ruhige unbefangene Benehmen dieser vernichtet, kann wohl nie täuschender gegeben werden. Bei alledem können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Künstler manche Stelle nicht als Parodie, sondern als wirklichen Ernst genommen hätte; oder schien uns dies vielleicht mehr in dem Tone seiner Stimme zu liegen?

Bei der Darstellung der Cathinca im Mädchen von Marienburg haben wir namentlich in den ersten Scenen, wo der Zuschauer mehr das kindlich-harmlose Geschöpf erblicken soll, das schon einigemal angegebene Streben der Künstlerin bemerken müssen, durch eine zu sehr, wir möchten sagen, in kindischen Tönen gehaltene Sprache der Stimme das Jugendliche zu geben. Allein dieser Zweck wird dadurch am allerwenigsten erreicht; vielmehr artet solch ängstliches Bemühen — wir möchten behaupten, daß wir es der Künstlerin bisweilen anmerkten — oft um so mehr in Manier aus, als diese erkünstelte Stimme gar zu sehr mit der natürlichen im Widerspruche steht, in welche Mad. Stich manchmal willenlos wieder verfällt. Ueberhaupt darf die Künstlerin das Jugendliche im Allgemeinen, wenn es sich nicht durch heroische Kraft und durch starke Leidenschaftlichkeit ausspricht, nach unserer Ansicht nicht in den Kreis ihrer Darstellungen ziehen. Wenn sie dagegen ungekünstelt dem Genius ihrer Stimme folgt, und dann gleichsam das innerste Gefühl auf ihre Lippen tritt, glaubt man allerdings mit dem Czar „den Wohllaut ihrer Silberstimme" zu hören. Darum können wir auch mit vollem Rechte die Scene, in welcher sie das Wiedersehen mit Vater und Bruder feiert, und namentlich die letzten mit dem Czar vollkommen nennen, wo zwar das tiefere Gefühl sie überwältigt, und so das Geständniß ihrer Neigung ihrem Herzen entschlüpft, aber Vernunft und gegebenes Wort ihr neue Kraft gibt, bis endlich die ungeahnete Erfüllung ihrer stillen Wünsche den schwererrungenen Sieg krönt und sie verklärt dem geliebten Fürsten in die Arme sinkt. Nach der durch Cathinca herbeigeführten Versöhnungsscene zwischen dem Czar und Menzikoff hat uns besonders der scharfbezeichnende Ton gefallen, wodurch die Künstlerin die Worte zu jenem: „so laßt es angesponnen seyn" hervorhob. Ein neuer Beweis, wie sie ihre Rolle studirt! Nach der Schlußscene des ersten Acts mit dem Czar, wo sie, wie er später selbst sagt, empört sich seinen Armen entwindet, darf Cathinca nicht mehr die frühere ungetrübte Heiterkeit und unbefangene Seelenruhe blicken lassen, vielmehr muß ein klares Bewußtseyn ihrer selbst, eine ängstliche Befangenheit in der Nähe des Czar sichtbar werden. Denn mit dem Kusse ist der Zauber der Kindlichkeit und Unschuld entflohn. Außerdem würde die Scene mit Cathinca's Vater, wo sich ihre Liebe zum Czar so deutlich ausspricht, daß sie sich erst nach langem Zaudern in den Willen jenes fügt, in geradem Widerspruche stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

Mit Vergnügen kommen wir hierdurch dem Verlangen des Hrn. geheimen Raths v. Berg in Oldenburg nach, indem wir zwei Irrthümer, welche sich in dem, denselben betreffenden Artikel des Neuen Conversations-Lexicons eingeschlichen haben, berichtigen. Es muß nämlich dort (S. 309 und 310) statt „zweiter Minister" gelesen werden: „zweites Mitglied des Ministeriums," und statt „Minister Consulent:" „Consulent des Ministeriums."

Die Redaction des Neuen Conversations-Lexicons.

---

* Die unter dem Postzeichen Naumburg anonym eingesandte Anzeige des Handbuchs über die gesammten Zweige u. s. w. kann im Conversationsblatte keine Stelle finden.

angezogenen Werke der Verf. finden, daß sie edle Gesinnungen und Gefühle der Freundschaft, der väterlichen und kindlichen Liebe und selbst der Religion, gleichfalls mit unter die Hindernisse zählt, welche sich, nach ihr, dem Menschen-Glücke im Leben entgegendämmen sollen, gleich als wenn es überhaupt ein wahres Glück ohne diese Genien des Himmels gäbe. Aller Geist, den hier die berühmte Frau aufwendet, um mit mehr überraschenden und blendenden, als überzeugenden Zügen, das aufgestellte Paradoxon zu stützen, dient doch im Grunde nur zu zeigen, wie die Verf. selbst hier im Unklaren tappte, und wie eine jener von ihr früher anatomirten Leidenschaften, die Ruhmsucht, oder das Streben zu glänzen, sie selbst hier auf eine Klippe führte, von welcher kein Ausgang ist. (Der Beschluß folgt.)

Shakspeare's Macbeth.

(Fortsetzung aus No. 172.)

§. 18.

Macduff, der Erste der schottischen Edelleute, ist nur nach genauester Ueberlegung oder, wie man wohl bei S. besser sagt: nach genauester Anschauung gezeichnet worden, und es bedarf auch der genaueren Reflexion, um ihn als ein einziges Bild aufzufassen. Er ist unter den Treuen der Erste, der den König ermordet sieht, und der Erste, der dem Macbeth mit einer verfänglichen Frage begegnet, die ihm dieser nie vergeben kann. Noch am Schluß des zweiten Acts, in der Unterredung mit Rosse, scheint er indeß nur halb überzeugt von Macbeths Schuld; aber eine Schuld ist ihm schon jetzt völlig klar, die, daß Macbeth nicht gekrönt werden durfte, da ja Duncans beide Söhne leben. Er wohnt deshalb der Krönung nicht bei, sondern geht nach Fife, zu seinem Weib und Kindern, verläßt aber auch die, da er sich mit Macbeth ganz überworfen, und geht nach England, um dort Malcolm zu finden, den er zur Kraft aufruft, den rechtmäßigen Thron zu erwerben. Erst in dieser Scene erwirbt er eine Gestalt und Physiognomie, und nun erst vermag uns sein Schmerz über die gemordete Gattin und Kinder tief zu rühren, und um so tiefer, da er einen großen Theil der Schuld an dem Untergange seines Hauses trägt. Die Art, wie sein Schmerz sich ausdrückt, ist wie bei Shakspeare immer, der in dieser Hinsicht vor allen andern Dichtern hervorragt, reine Natur. Die tragischen Helden der französischen Bühne zeigen fast gar keinen natürlichen Schmerz, sondern drücken nur in leisen, feinen Tönen aus, daß sie tief leiden, und dies Leiden auch wohl ordentlich ausdrücken würden, wenn es sich nur in Gegenwart von Prinzen und Prinzessinnen, oder auch des Hofmarschalls ziemen möchte. Die neueren Engländer behandeln den Schmerz meistens mit metaphysischer Rede. Addisons Cato fühlt vollends gar keinen Schmerz, seine Brust ist ein philosophischer Ambos, und leider sehen wir, wenn er geschlagen wird, nicht einmal schöne Funken aufsliegen. Manche Deutsche sind zu breit und bringen bei solchen Gelegenheiten wohl gar einen Paragraphen aus ihren philosophischen Heften in mittelmäßige Jamben. Andere — und unter ihnen recht wackere — geben den religiösen Trost, der allerdings auf jeden Schmerz folgen soll, augenblicklich, wodurch abermals die Natur um ihre Rechte, wie sie dieselben wenigstens bei zwei Dritteln der Menschen zeigt, die doch nicht immer im reinen Aether der Religion leben, und wir um das bezweckte Mitleiden gebracht werden. Wie ganz anders unser Dichter! Wir gedenken nur im Fluge des großen Wortes; „er hat keine Kinder," „der süßen Kleinen," der „zarten Küchlein," die der „höllische Geier mit einem wilden Griff" erwürgt hat; denn jeder kennt diese großartigen Herzenslaute, und niemand darf, wie sich von selbst versteht, sie nachlallen an anderen Orten, wo sie nicht hingehören. Aber als eine wahrhaftige Mahnung und poetisches Gesetz an alle Dichter gerichtet, möchte ich folgende Stelle betrachten:

Malcolm.
Bekämpft den Schmerz als Mann.
Macduff.
Das will ich thun;
Doch will ich ihn auch fühlen wie ein Mann.
Ich muß daran gedenken, daß das lebte,
Was mir so theuer war u. s. w.

Setzet diese Worte vor hundert französische, englische, deutsche Tragödien, und sie klingen wie vernichtende Satyre; setzet sie vor Egmont oder Tell, und wir freuen uns ihrer herzlich. Lasset sie, ihr lieben Dichter, nie wieder klingen wie Ironie, sondern gebt uns Menschen mit Herzen, welche bluten und heilen können. Dann dürft ihr jenes Motto nicht scheuen.

§. 19.

Daß Macduff flieht, und Gattin und Kinder schutzlos läßt, weshalb ihn auch die Gattin rührend anklagt, und er noch mehr sich selbst, kann freilich fast befremden, und es ist unmöglich ihn hinfort mit besonderer Liebe zu betrachten. Dennoch vergeben wir ihm, da wir in ihm die klare Ueberzeugung sehen, daß nur er in Malcolm den rechtmäßigen König zurück zu führen vermöge, und daß er nicht um seiner Sicherheit willen floh, sondern um das Vaterland zu retten. Es ist sehr bedeutend, daß er den Krieg, der jetzt vorbereitet ist, durchaus nicht als Bürgerkrieg betrachtet, daß sein Schwert an den wenigen Mitfechtern Macbeths schonend vorüber geht, und daß er den Zweikampf mit ihm allein wie einen großen Gottesgerichtskampf aussicht, in dem er endlich Sieger bleibt. Ein sehr ausgezeichneter Held war Macduff nicht, und soll es auch nicht seyn. Macbeth, so lange er noch unvergiftet war durch den blutigen Frevel und den Umgang mit der Hölle, übertraf ihn weit als Feldherr und Krieger; jetzt aber, in sich selbst und durch sich selbst geschwächt, sinkt er vor ihm, glücklich genug, doch wenigstens durch den zu fallen, der jetzt der Erste ist im Heer.

Aber, möchte man fragen: Wäre der Mord der Lady Macduff und ihres Kindes nicht zu erlassen? — Ich zweifle, denn der Dichter darf ja nicht vergessen, was fast überklar ist, daß das Nothwendige auch in der That sich — zutragen müsse. Daß aber eine solche Nothwendigkeit vorhanden sey, wird für den, der Macbeths Charakter bedenkt, und den Moment, in welchem er die Ausrottung des ihm verhaßten Hauses beschließt, keines Beweises bedürfen. Wichtiger ist eine zweite Frage: Könnte nicht dieser neue ungeheure Frevel wenigstens unserm Auge entzogen werden? Eine gewisse Gattung von Zartheit spricht dafür, und Schiller muß wohl dieser Meinung gewesen seyn, oder ihr doch nachgegeben haben, da er die ganze Scene unterdrückt hat. Käme diese Scene jetzt, wie nun einmal der herrschende Geschmack ist, auf die Bühne, so würde ein nicht geringer Theil des Publicums in hohem Grade empört werden, und in diesem Gefühl vielleicht sich weigern, noch weiter in die Grauen dieser Tragödie hinein zu schreiten; und da man doch nicht verschüchtern, sondern nur leise und allmählig den Geschmack erheben soll, so kann die Auslassung für jetzt gar wohl entschuldigt werden.

§. 20.

Die Scene selbst schwebt an dem äußersten Ende des Tragischen, ja sie wird fast zerreißend und gräßlich. Wir sehen eine seltsam interessante, verlassene Frau, die nebst ihrem nicht minder seltsam interessanten Kinde über ihr Unglück schmerzlich witzelt. Der Gatte hat sich fortgemacht, dessen Freund der Lord Rosse weiß nichts weiter zu sagen, als sie möge Geduld haben, und er wird zuletzt so weich, daß er nur schnell fortgeht, um sie und sich nicht noch tiefer zu betrüben. Er gleicht fast den zu zarten Lesern, welche die ganze schauerliche Scene nicht mögen, sondern so schnell als möglich darüber hinweg zu kommen suchen. Dann kommt auch noch ein Bote, der geheimnißvoll seinen Namen ver-

schweigt, trübe Warnungen vorbringt, zur Flucht räth, aber auch sogleich sich selbst auf die Flucht begibt. So wird die arme Frau verlassen von Einem und wieder Einem und noch Einem, und es ist als werde vor unsern Augen die unbeschützte Ritterburg immer größer und weiter und unheimlich öder. Und das „arm' Vöglein" und „arme Aeffchen" wie die Mutter in trübem Scherz ihr Kind genannt hat, ist so ganz hülflos, und hat doch noch den tüchtigen Muth, den endlich hereintretenden Mörder, der den Vater einen Verräther schilt, mit einem derben „du lügst, verfluchter Struppkopf!" (Thou ly'st, thou shag-ear'd villain) zu begegnen. Wir freuen uns darüber doppelt, da früherhin Mutter und Kind in ihrem scherzenden Jammer den Vater auch einen Verräther nannten. — Dann aber ist es auch mit dem Kinde zu Ende, das kleine nackte Herz ist bald zu durchbohren, und die kleine blasse Lippe kann nur noch der Mutter zur Flucht rathen. Die flieht denn auch, aber der Mörder nach, und wir sehen sie — nicht mit leiblichen, aber mit geistigen Augen — durch die weiten Gänge der Burg laufen, bis sie endlich athemlos umsinkt und mit allen ihren Kindern ermordet wird.

Eine Scene dieser Art würde in hundert und wieder hundert Schauspielen getadelt werden müssen, sobald nämlich diese Schauspiele sich nicht in den Kreisen bewegten, in welchen sich Macbeth bewegt. Unser Dichter stellt hier nämlich, wie wir gesehen haben, einen sinkenden Halbgott dar, der, sich selbst zu entmenschen strebend, sich nur auf den Trümmern einer durch ihn zerstörten kleinen Welt gefällt. Ist nun einmal ein solcher Plan gefaßt, so müssen auch diese Trümmer gemalt werden, und zwar mit ihrem Blut und ihrer öden Erstarrung.

§. 21.

Malcolm, Dunkan's Sohn, gewährt einen höchst anziehenden Anblick, insonderheit wenn wir ihn mit dem Vater vergleichen. Wie er, scheint er von Natur zartfühlend und offen vertraulich gewesen zu seyn; aber der Tod seines Vaters hat tief auf ihn gewirkt, und nachdenklicher Ernst ist in sein Leben gekommen. Er verhehlt es selbst nicht, daß ihm Vertrauen jetzt schwer werde; und nur der Umgang mit dem frommen Könige Eduard von England, der ihn so hülfreich aufgenommen, scheint ihn vor noch trüberer Bitterkeit geschützt zu haben. So bereitet die Anfangsscene des vierten Acts, in der er, um Macduffs Treue zu prüfen, sich selbst die schlimmsten Fehler andichtet, einen wahrhaft tragischen Eindruck, der in die süßeste Rührung übergeht, als er endlich sich zeigt in seiner Reinheit, wie er ist. Nur ein solcher Fürst, an lange Leiden und zur christlichen Geduld und Beharrlichkeit gewöhnt, kann dem unglücklichen Lande wieder aufhelfen. Ein kriegerisch gesinnter, nach äußerer Ehre strebender wäre hier ganz am unrechten Orte. Auch sind wir viel zu sehr an Macbeths frühere Heldenkraft gewöhnt worden, als daß nicht ein neuer Held, wenn er jetzt aufträte, die Vergleichung zu scheuen hätte. So aber kann von einer solchen störenden Vergleichung gar nicht die Rede seyn, denn Malcolm will nichts weiter seyn, als ein rettender, liebevoller Vater.

Es ist mir nicht unbekannt, daß jene Scene zu Anfang des vierten Acts fast wörtlich aus der Chronik geschöpft worden ist; allein des Dichters Verdienst ist darum nicht geringer, denn nur der echte Dichter entsagt da eigener Erfindung, wo die Geschichte bereits als Kern, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch sich selbst erklärt und verklärt erscheint.

§. 22.

Beide Seywards, Vater und Sohn, durften in dem ohnehin schon so inhaltschweren Drama keinen großen Raum einnehmen; aber sie erfüllen den, der ihnen gegeben werden durfte, auf eine erfreuliche Weise. Sie stehen einfach und hell dem verwickelten, dunkelschweren Macbeth gegenüber. Sie sind Engländer, und der vaterländische Dichter hat nicht versäumt, sie, als solche, von dem verwandten Volke genau scheidend, aufzuführen, ohne indessen, wie dies bei seiner reichen echten Humanität sich voraus setzen ließ, den Schotten das mindeste Unrecht zu thun. Den jungen Seiward führt der frische Muth dem Macbeth selbst entgegen, und es ist fast, als kämpfe hier das erste Frühroth mit der noch lastenden Grabesnacht. Zum letztenmale noch siegt die Nacht, um gleich darauf für immer zu weichen. Der fromme Heldensinn des alten Vaters, der sich früherhin schon in schöner Einfalt zeigte, beweist sich bei der Nachricht von dem Tode des lieben Jünglings noch einmal auf die erfreulichste Weise. Zuerst spricht das tief getroffene Vaterherz nichts weiter, als, „So ist er todt?" dann der Krieger: „Hat er die Wunden vorn?" dann der Christ: „Nun, Gottes Krieger sey er.

Hätt' ich so viele Söhn', als Haar' ich habe,
Ich wünschte keinem einen schönern Tod.
Dies sey sein Grablied."

Wohl dürfen wir in diesem einfachsten Ausspruch eines gediegenen Gemüthes den schönen Gegensatz zu dem frühern Stillleben finden, welches Duncans Unterredung mit Banquo vor Macbeths Schlosse hervorrief; und wie dieses rührend ergriff und bewegte, so gewährt uns hier der Tod des Jünglings und der stille Muth des Vaters bei dem Verlust, eine reine umfassende Beruhigung.

Von den schottischen Lords, deren im Original, außer Macduff, noch fünf sind, ist hier nichts weiter zu sagen nöthig, als daß eine genauere Charakteristik, als die vom Dichter gegebene, lästig seyn würde. Doch ist Rosse's Weichheit nicht überflüssig. Wer den blutenden König gesehen, von gerechtem Argwohn nicht frei geblieben ist und sich dennoch dem Usurpator hat ergeben können, der hat sich schon mit sich selbst überworfen, und an der eigenen Kraft gezweifelt. Er ist mürbe geworden, und nur der mit einem Heer zurückkehrende Malcolm konnte ihm eine Ahnung der alten Kraft zurückgeben. Shakspeare's Trauerspiele haben alle eine welthistorische Bedeutung, und so dient jener Zug im Gemälde nur zur vollständigen Wahrheit und gibt eine wichtige Lehre, in Beziehung auf die schwankenden Gemüther, die weder recht Ja noch recht Nein sagen, und in der Mitte zwischen Beiden selbst sehr unglücklich sind.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint, außer den Beilagen, täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. Sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf nach Billigkeit in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt und solches viertel- oder halbjährlich berechnet.

Noch wird bemerkt, daß die 4 Jahrgänge oder 8 Bände des Literarischen Wochenblatts (d. J. 1818, 1819, 1820 und 1821) zusammen für 12 Thlr. erlassen werden. Einzeln kostet dagegen der Band 4 Thlr.

Leipzig den 1. August. F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 182.

8. August 1822.

Ueber die neue Pariser Sammlung der die französische Revolution betreffenden Memoiren.

Der von den Herren Berville und Barriere gefaßte Gedanke, eine Sammlung derjenigen Memoiren oder Denkschriften zu veranstalten, die insofern Bezug auf Frankreichs große Staatsumwälzung haben, als entweder ihre Verfasser Theil an jenem großen Drama nahmen, oder ihr Inhalt doch dazu dient, die vielfachen Ereignisse jener Zeit in ihren Grundursachen in ein möglichst genaues Licht zu stellen; dieser Gedanke ist eben so glücklich als ersprießlich für die Geschichte, und wenn bei Ausführung desselben nur mit gehöriger Vorsicht und kritischer Strenge verfahren wird, so ist nicht zu zweifeln, daß dadurch ein Gesammtwerk entstehen muß, das unserer wie späterer Zeit großen Nutzen gewähren kann.

Ueberhaupt — wir bemerken dies hier nur im allgemeinen und nebenbei — ist die, bei uns Deutschen so wenig bedachte Literatur der Memoires, eine jener Abtheilungen des großen Feldes, auf welcher am mehrsten mit Kenntniß der Welt und Zeit, wie sie ist — nicht wie sie die Speculation oft nur dem Stubengelehrten zeigt — gesammelt werden kann, und jene geheimen Getriebe, welche nur zu häufig den Gang großer, der Oeffentlichkeit angehörigen Ereignisse bestimmen, können durch Schriften dieser Art weit eher zur Kenntniß kommen, als durch die eigentlichen historischen Schilderungen, die ihrer Natur nach es mehr mit dem Allgemeinen zu thun haben, als mit dem Besonderen. Es wäre daher zu wünschen, daß auch in Deutschland, wo es doch sonst an Schreibelust nicht fehlt, dieses Fach mehr bearbeitet würde als bisher geschehen, und daß auch unter uns bedeutende Männer und Frauen, deren Leben sich in den größern und einflußreichern Kreisen der Gesellschaft bewegte, es für gut fänden, das Denkwürdige aufzuzeichnen, an welchem sie entweder selbst Theil nahmen, oder welches sich so unter ihren Augen begab, daß die oft sehr feinen und dem Blicke der Welt völlig entschlüpfenden Grundfäden des ganzen Gewebes, offen vor ihnen lagen. Daß hierbei müßige Tracasserieen und jene Kleinlichkeiten der großen Welt, die dem befangenem Auge oft als etwas Großes erscheinen, möglichst vermieden werden müssen, versteht sich wohl von selbst, denn so lehrreich und interessant es ist zu hören, wie dieser oder jener durch seinen Geist oder seine Stellung im Staate bedeutende Mann bei einer oder der andern folgereichen Begebenheit gleichsam en robe de chambre sich benahm oder äußerte, so unersprießlich ist es im Gegentheil, lesen zu müssen, was vielleicht eine Favorite für Augen machte, als eine Nebenbuhlerin sich zum erstenmale zeigte, oder was irgend ein bloßer Hofmann „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" begann, als sich ihm auf Momente die Sonnenscheibe fürstlicher Gunst verdunkelte u. s. w. Dies ist aber leider etwas, was man nur zu häufig in den Memoiren der Franzosen findet, vornämlich in denen aus dem Zeitalter des 14ten und 15ten Ludwig's, und diese Spreu mag allerdings viel dazu beigetragen haben, daß manches sonst für die Geschichte wichtige Werk dieser Art bei Denkenden in späterer Zeit nicht die Aufnahme fand, die sein übriger Inhalt wohl verdiente. Doch auch hierin haben die Ereignisse der letzten 30 bis 40 Jahre eine große Aenderung bewirkt, denn indem in dem Ringen und Kämpfen, in der Gluth der heißen Bewegung, welche die Geister ergriffen hat, jene kleinlichen und läppischen Verhältnisse, die sonst — man darf es wohl sagen — das Element nur zu Vieler waren, ihrer Natur nach untergingen und untergehen mußten, ist an die Stelle schaler Convenienz und verderblicher Frivolität, theilweise wenigstens, ein Ernst und eine moralische Würde getreten, die der Zukunft eine bessere Ueberlieferung versprechen, als wir zum Theil empfangen haben.

Für die Geschichte der Sitten sind aber, außer allen andern Beziehungen, die Memoiren von ganz vorzüglicher Wichtigkeit. So wahr es ist und sich durch die Erfahrung immer mehr bestätigt, daß ein Zeitgenosse selten oder fast nie dazu geeignet ist, die Geschichte seiner Zeit so zu schreiben, wie Geschichte eigentlich geschrieben werden soll, d. h. mit der höchst möglichsten Unbefangenheit und parteilosen Ruhe (denn wo ist der Lebende, der nicht in seiner Zeit Partei nimmt? der so völlig sich über die Aera, deren Kind er ist, erheben kann, daß sie, gleichsam unter ihm liegend in seiner Höhe, mit all ihren Treiben und Beziehungen ihn nicht mehr zu erreichen vermag?), eben so gewiß ist es auch, daß dem künftigen Geschichtsschreiber eine Menge jener einzelnen Charakter- und Lebenszüge entgehen (und entgehen müssen, eben seiner Entfernung in der Zeit vom Schauplatze des Darzustellenden wegen), welche, zusammengehalten, die treueste Physiognomie der Sitten einer Zeit gewähren. Unstatthaft ist es in der Regel und kann auch immer nur

unvollkommen hergestellt werden, wenn der eigentliche Historiker es unternimmt in das Detail der Schilderung der Sitten einer Zeit einzugehen. Sein Beruf ist ein großes, allgemeines Tableau aufzustellen, und obschon er darin auch das eigentliche Leben der großen Gesellschaft, als Gesellschaft d. h. die Wechselbeziehungen, welche unter den Individuen eines oder mehrerer Stände zu einander im täglichen, bürgerlichen und geselligen Verkehren statt finden, mit einigen bezeichnenden Umrissen andeuten kann (und muß), so sehr muß er sich doch enthalten in das eigentliche, bezeichnende Detail zu gehen. Dies ist und bleibt noch weit mehr und umfassender der Vorwurf der Memoiren als der eigentlichen Biographie. Denn diese letztere gibt, wenn sie gut geschrieben ist, nur das treue Portrait eines Menschen — höchstens als Rahmen auch noch die Umrisse derer mit welchen er in Berührung kam — und kann wohl zeigen, wie dieser oder jener in sittlicher Hinsicht zu seiner Zeit harmonirend oder disharmonirend stand; aber ein Portrait der Sitten einer bestimmten Zeit kann sie nicht gewähren, weil sie nur das Gemälde eines einzelnen bestimmten Charakters ist. Darum, wir wiederhohlen es, sind die Memoiren, welche das Thun und Treiben, das Leben und Weben, den geselligen und bürgerlichen Verkehr einer gewissen Zeit, durch das Leben und die Conflicte mehrerer bedeutender und hervorragender Menschen schildern, und zwar oft bis in die verborgensten Kleinigkeiten schildern, für den Geschichtsforscher wie für den Denker wahre Fundgruben der Erkenntniß des Lebens, wie es war oder zum Theil noch ist, und durch nichts so sehr Kenntniß der Charaktere, folglich Menschenkenntniß, theoretisch zu lernen (wodurch die Praxis gewaltig erleichtert wird) als eben durch sie; vorausgesetzt, — wir wiederhohlen es — daß sie nicht bloße Ueberlieferungen von Vorzimmer-Geklätsch und Hofdamen-Intriguen sind. Derlei Dinge haben keinen Werth und wiederhohlen sich überall zu oft, als daß sie Berücksichtigung verdienten.

Sehen wir hiernach, was die ersten beiden vor uns liegenden Lieferungen, oder 4 Bände, der von den Herren Barville und Barriere herausgegebenen Collection des Mémoires relatifs à la Révolution française, *) die die Memoiren der Madame Roland und die des Marquis de Ferrieres enthalten, geben.

„Mein Zweck — beginnt der Marquis seine Denkschrift — ist den Schriftstellern, welche nach mir kommen werden, die Materialien zu liefern, welche ihnen nöthig sind, um eine Geschichte der franz. Staatsumwälzung zu schreiben. Hier soll keine Geschichte dieses Ereignisses, sondern nur Memoiren zur Geschichte der ersten gesetzgebenden Versammlung, und der ersten Bewegungen des Jahres 1789 gegeben werden. Der Zeitgenosse, der dies alles mit durchlebte, kann nur Materialien sammeln, die Geschichte davon zu schreiben, bleibt billig Späteren überlassen (sehr richtig). Meine Absicht geht vorzüglich dahin, die gesetzgebende Versammlung, die Mitglieder, aus welchen sie bestand, den Geist, welcher sie belebte, die Mittel, welcher sie sich bediente u. s. f. kennen lernen zu lassen."

In diesen wenigen Worten ist die treue Charakteristik des ganzen Werkes ausgesprochen. Als Deputirter bei der Versammlung der Notabeln war der Marquis Ferrieres von Anfang der Eröffnungen der Sitzungen gegenwärtig und zeichnete sich sogleich, auf der rechten Seite seinen Platz nehmend, als einer der einsichtsvollsten und tiefblickendsten Redner aus. Aber, obschon ihn seine Geburt, wie seine Verbindungen im Allgemeinen die Grundsätze verfechten ließen, welche diese Seite der Versammlung in Frankreich seit jener Zeit charakterisirt, so war er doch keineswegs weder so verblendet noch so befangen, daß er sich nicht oft den Behauptungen und Anmaßungen derer hätte aussetzen sollen, die zwar mit ihm auf gleicher Seite saßen, aber nicht mit ihm auf gleicher Höhe standen, und er muß in dieser Hinsicht zu der, leider stets bemerkbaren Minorität gezählt werden, die immer nur das Rechte und Wahre wollte und unter dem Toben der Ultras beider Art, dem Auge des Beobachters als der Polarstern erscheint, an den man seine Hoffnungen, als Hoffnungen für die Folge, knüpfen kann. Ferrieres gehörte in der That gleichsam in das Centrum. Während manche Vorurtheile der frühern Bildung und Erziehung seines Standes, — also mehr Gewohnheit, wie Ueberzeugung — ihn trieb seinen Platz unter den Mitgliedern der rechten Seite zu suchen, zogen ihn Einsicht und Erkenntniß dessen, was wahr ist, auf die andere Seite, und er verfehlte nie, sobald es darauf ankam und die gute Sache es erforderte, die angewohnten Neigungen dem Interesse des Rechts zu opfern. Seinen Charakter als Mann der Oeffentlichkeit haben die Herausgeber in einer wohlgeschriebenen Notiz in ein klares Licht gestellt; über ihn als Schriftsteller können wir nur noch sagen, daß hin und wieder seinem Werke mehr Ordnung und Verbindung in der Darstellung zu wünschen wäre. Daß er sich mitunter zu sehr seinen Empfindungen hingibt, ist ein Fehler, der durch die oft sehr gelungene Schilderung ergreifender Scenen sich vergütet und im Ganzen kann man sagen, daß seine Memoiren, theils durch die Unparteilichkeit, deren er sich befliffen hat, theils durch die Menge wichtiger historischer Züge, welche sie enthalten, für die Geschichte jener Tage von ungemeinem Werthe sind. Keiner hat, man muß es bekennen, so wie er, das Treiben und Weben der gesetzgebenden Versammlung unter einen scharfen Blick zusammengefaßt, und es sind daher nicht allein diese Memoiren, sondern auch die von den Herausgebern noch außerdem besorgten „Suite des

*) Gegenwärtig sind nun schon 7 Lieferungen heraus, welche außer den beiden im Text genannten Memoiren, die von Linguet, Dusaulx, Bouillé, Besenval, Bailly, und von Weber (dem Milchbruder der Königin Maria Antoinette) enthalten. Das Ganze der Sammlung wird gegen 30 Bände umfassen.

A. d. Red.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 183.

9. August 1822.

Politische Literatur.

De la peine de mort en matière politique, par *F. Guizot*. Paris 1822. 185 S. 8.

Diese neueste Schrift des berühmten Verfassers ergreift, wie seine frühern, den Gegenstand, welcher die Gemüther des Volkes ohne allen Unterschied der Parteien am meisten beschäftigen muß. Sie wird selbst für eine Parteischrift gehalten werden; sie soll ihrem Verfasser bereits die Entfernung von seinem Lehrstuhl der Geschichte am Collège de France bereitet haben, und doch ist vielleicht keine politische Schrift der neueren Zeit so rein von allem Parteigeiste als die vorliegende. Damit sagen wir nicht, daß der Verf. selbst nicht seine Partei bestimmt und entschieden, wie es in einer bewegten Zeit einem jeden kräftigen Menschen gebührt, ergriffen habe. Er ist als einer der Wortführer der Doctrinaires hinreichend bekannt, einer Classe von Politikern, welche, wenn man sie nach persönlichen Beziehungen charakterisiren will, zwar zu den Anhängern des Ministers Decazes gehören, aber ihre eigentliche Parteibezeichnung von dem Streben erhalten haben, die Aufgaben der Politik aus den höhern Theorien über den Staat und die öffentliche Gewalt zu beantworten. Sie gehörten daher zur Ministerial-Partei, so lange es galt, der Regierung die unentbehrliche Kraft zu erhalten; sie haben zur Opposition übertreten müssen, als das Ministerium mit ihren Grundsätzen auf eine doppelte Weise in Widerspruch gerieth, erstlich indem es seine Kraft nicht aus dem Einklang mit den herrschenden Gesinnungen des Volkes, aus seiner Popularität, sondern aus den Mitteln einer willkürlichen und unbeschränkten Herrschaft schöpfen wollte, und zweitens, indem es sich mit der Partei des alten Adels verband, und nach und nach allen Zwecken dieser Partei vollkommen dienstbar wurde. Insofern man freilich Adelsherrschaft, Vertheilung des Grundeigenthums unter wenige, Abhängigkeit alles übrigen Volks von diesen Wenigen, sey es als Zeitpachter, oder dienstpflichtige Zinsleute, und alle von dieser Ausschließung des Volkes vom freien Grundbesitz unzertrennliche Folgen (Sclaverei oder eine noch schlimmere allgemeine Verarmung, deren Vollendung man in Irland sehen mag) für eine wesentliche Grundlage der Monarchie ausgibt, so sehr auch der gemeine Menschenverstand und die Geschichte auf ihren Blättern dieser Verbindung widersprechen: insofern müssen auch die Doctrinaires sich den Vorwurf, antimonarchische Grundsätze zu hegen, machen lassen. Dann kann aber auch überhaupt keine staatswissenschaftliche Theorie einem solchen Vorwurfe entgehen, und nur eine vollendete Untheorie, wie etwa des Herrn von Haller, würde für echt monarchisch gehalten werden dürfen. Wir aber sind, wenn dies noch nöthig seyn sollte, ausdrücklich bemerkt zu werden, überzeugt, daß die gesetzlich geordnete Monarchie keine Theorie, vielmehr überhaupt nichts mehr zu fürchten hat, als ihre falschen oder in ihrem Eifer ungeschickten Freunde.

Noch ertönt die Lärmtrommel wegen revolutionairer Verschwörungen aller Art von einem Ende Europas bis zum andern. In Frankreich ist fast täglich von einer neuen Entdeckung die Rede. Das merkwürdigste dabei ist, daß keine dieser Entdeckungen die Beruhigung wirklich gewährt, welche man von ihr rühmt. Daß sich nirgends bedeutende Männer als Anstifter bemerken lassen, sondern ein Paar verabschiedete Officiere (worunter der einzige Berton einen höhern Rang hat,) ein Paar Unterofficiere und Leute aus den geringern Classen ohne Einfluß und Mittel, das ganze thörichte Complot ausmachen; das ließe sich etwa noch damit beantworten, daß jene vornehmern und reichern Theilhaber klug genug sind, den Kopf nicht in die Schlinge zu stecken, welche vielleicht gedungene Complotirer ihnen hinhalten. Aber daß es noch keiner einzigen Verschwörung hat gelingen wollen, einen bedeutenden Anhang unter Soldaten, Bürgern und Landvolk zu gewinnen; daß alle diese Complote beinahe im Augenblicke ihres Entstehens wieder entdeckt und vereitelt worden sind: das sollte doch wohl die Ueberzeugung hervorbringen, daß der Geist des Volkes nicht ein so revolutionairer, unruhiger, und neuerungssüchtiger sey als man behauptet. Man müßte denn annehmen, daß die rechte Verschwörung noch immer nicht entdeckt, und alles bisherige nur misverstandene, voreilige Regungen einer Kraft sey, deren eigentliche Wirksamkeit mit großer Klugheit beherrscht und geleitet werde, um in solchen einzelnen Ausbrüchen zwar sich zu üben und kennen zu lernen, aber nicht zu zersplittern.

Ueber die Verschwörungen an sich hat sich der Vf. schon in einem frühern Werke verbreitet: Des conspirations et de la justice politique, von welchem eben die dritte Auflage erschienen ist. (Man sieht also daraus, daß die etwas metaphysische Politik des Verfs. doch in Frankreich ein zahlreiches Publicum findet; sein

Werk: Du gouvernement de la France ist eben in der vierten Auflage angekündigt worden.) In der gegenwärtigen hebt er nur einen Punct von diesem reichhaltigen Stoffe aus, um ihn genauer zu beleuchten, nähmlich die Anwendung der Todesstrafe in dergleichen politischen Vergehungen. Er sucht zu zeigen, daß dieselbe in solchen Fällen, wo kein anderes gemeines Verbrechen mit im Spiele ist, weder nothwendig noch nützlich sey, und er räth, nicht sie gesetzlich abzuschaffen, sondern sie theils zu umgehen, indem die Klage auf ein geringeres, im Gesetz nicht mit dem Tode bedrohtes Verbrechen gerichtet würde, theils durch das königliche Recht der Begnadigung in eine mildere zu verwandeln.

Recht eifrige Parteimänner, zumal der andern Seite, werden hier ausrufen: „Nun wenn dies keine Parteischrift ist, so gibt es keine! Ist es nicht ein Versuch, von denjenigen Mitverschwornen, welche in die Hände der Gerechtigkeit gerathen sind, die gesetzliche Strafe abzuwenden, um theils die Partei dieser Stützen nicht zu berauben, theils die Wirkungen der Furcht aufzuheben!" — Wenn dies die Absicht des Verfs. wäre, so würde sie so offen ausgesprochen, ihres Zwecks am leichtesten verfehlen. Man könnte aber auch sagen, es sey ein Versuch, im voraus die Minister wegen allzuhäufiger und unnöthiger Hinrichtungen bei der allgemeinen Meinung zu verklagen, wenn sich nicht darauf sogleich die Antwort von selbst machte, daß die Minister ohnehin mit Vollstreckung der Todesurtheile in politischen Dingen behutsam seyn würden, und also jene nachtheiligen Folgen für ihre Popularität nicht zu fürchten hätten.

Doch abgesehen von jeder Nachfrage nach den Absichten des Verfs. sind seine Gründe von allem Parteiwesen insofern vollkommen unabhängig, daß sie von einer allgemeinen Anwendung sind, und von dem einen Theile so gut als von dem andern gelten. Es ist ein Capitel aus einer allgemeinen Theorie der Kunst zu herrschen, welche Machiavelli in dem Sinne eines despotischen Usurpators so kunstreich ausgeführt hat. Daher schließt der Verf. auch mit einer Stelle aus einem Capitel des Fürsten, welche für unsere verschwörungssüchtige Zeit so treffend ist, daß wir uns nicht enthalten können, sie auch hier mitzutheilen. Nachdem Machiavelli gezeigt hat, daß ein Fürst nur zwei Dinge zu fürchten hat, mächtige Feinde von aussen und geheime Verschwörungen von innen, fährt er fort: „das vornehmste Mittel gegen Verschwörungen aber ist, sich nicht mit allgemeinem Haß und Verachtung zu beladen. Denn ein jeder, welcher Verschwörungen anstiftet, glaubt durch den Tod des Fürsten dem Volke etwas angenehmes zu erweisen, und wird ein solches Unternehmen nicht wagen, wenn er dasselbe dadurch zu beleidigen fürchten muß, indem er immer sehr große Schwierigkeiten dabei gegen sich hat, und die Erfahrung lehrt, daß von vielen unternommenen Verschwörungen nur sehr wenige gelungen sind. Allein kann keiner etwas ausrichten, und seine Gehülfen nur aus denen, welche er schon für unzufrieden hält, erwählen; so wie Du aber deine Absichten einem solchen vertrauest, so gibst Du ihm ein Mittel sich selbst zufrieden zu stellen, weil er Dich nur zu verrathen braucht, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehen. Da er nun auf der einen Seite sichern Vortheil, auf der andern nur eine gefahrvolle Ungewißheit erblicken muß, so wird er entweder für Dich ein sehr seltner Freund, oder gegen den Fürsten ein sehr unversöhnlicher Feind seyn müssen, um Dir sein Wort zu halten. Kurz auf Seiten der Verschwornen ist nichts als Sorge, Mistrauen, Furcht vor der Strafe, welche sie entkräften, auf Seiten des Fürsten hingegen das Ansehen der fürstlichen Hoheit, das Gesetz, die vereinte Macht seiner Freunde und der öffentlichen Gewalt: so daß, wenn zu allem dem noch die Liebe des Volkes hinzukommt, niemand so tollkühn seyn wird, einen Aufstand erregen zu wollen." —

In der Hauptsache ist der Gedankengang des Vfs. einfach, und wir würden sagen überzeugend, wenn es in dem heutigen Meinungskampfe möglich wäre, auf die überzeugende Kraft der Rede und der Gedanken zu hoffen, und nicht das Wort gänzlich verloren schiene, wodurch beide entgegengesetzte Parteien sich einander verständlich machen und eine Versöhnung vorbereiten könnten. Es sind nicht philosophische Betrachtungen über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe, welche der Verf. mittheilt, und er beabsichtigt durchaus keine Veränderung in den Gesetzen, wodurch dieselbe sowohl überhaupt, als in Beziehung auf gewisse Staatsverbrechen einmal eingeführt ist, sondern er nimmt die Sache ausschließlich von der politischen Seite, man könnte sagen, im eigenen Interesse der Machthaber, inwiefern ihnen selbst für ihre Zwecke die häufige Anwendung der Todesstrafe nothwendig oder nützlich seyn könne. Dabei geht er von einer Unterscheidung der zweifachen Wirksamkeit aus, welche überhaupt alle Bestrafungen haben, der materiellen, welche das schuldige Individuum unschädlich macht, und der moralischen, welche in andern die Versuchung das Verbrechen zu begehen, unterdrückt. (Unsere Criminalisten würden darin ihre Theorien der Prävention und der Abschreckung mit Inbegriff des psychologischen Zwanges wiederfinden.)

Nun ist es nicht schwer zu zeigen, daß die Todesstrafe in keiner dieser beiden Beziehungen von Wirksamkeit ist, sobald man nämlich den jetzigen Standpunct der bürgerlichen Gesellschaft und die jetzigen Verhältnisse der Parteien gehörig würdigt. Ehedem war dies wenigstens häufig ganz anders. An der Spitze der Völker stand eine große herrschende Aristokratie, die Menge arm, wehrlos an sich selbst, bedeutete nur etwas, indem sie sich unter anerkannten Parteihäuptern vereinigte. Die innern Kämpfe wurden nur zwischen solchen anerkannten Parteihäuptern geführt, fiel eins derselben, oder wurde die unterliegende Partei ihrer Führer beraubt: so war der Kampf zu Ende, bis sich wieder ein neues mächtiges Haupt an ihre Spitze stellte.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 184.

10. August 1822.

Malthus und Godwin's Bevölkerungssysteme.

Malthus stellte zuerst den Satz auf: daß sich die Bevölkerung, wenn sie durch kein Hinderniß gehemmt wird, einzig durch das Ergebniß der Geburten alle fünf und zwanzig Jahre verdoppelt und dann in geometrischer Progression anwächst. Die Hindernisse, welche dem Anwachs der Bevölkerung durch Verminderung der Zahl der Geburten zuvorkommen, nennt er privative oder hemmende; diejenigen hingegen, welche die Bevölkerung im Werden vernichten, d. h. die Sterblichkeit vermehren, destructive oder zerstörende Hindernisse. Mit Grund hatte man schon früher bemerkt, daß, wenn diese Verdoppelung der Volksmenge auf allen Puncten des Erdbodens einträte, es bald an den nöthigen Nahrungsmitteln fehlen und großes Elend unter dieser Menschenmasse entstehen würde. Allein Malthus zog eine Schlußfolge aus seinem Satze, die noch mehr Gegner gefunden hat als seine Prämisse. „Weit entfernt," sagt er, „den Anwachs der Bevölkerung zu begünstigen, und die dagegen eintretenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, müssen wir ihre Entwickelung zu hemmen suchen und dafür sorgen, daß die Volkszahl immer etwas geringer bleibe, als der Belauf der Nahrungsmittel gestatten würde." *) Bekanntlich hat es der Lehre des Hrn. Malthus unter den Staatsmännern unserer Zeit, denen die vor fünf und zwanzig bis dreißig Jahren durch unsere Statistiker so anlockend dargestellten Lehrsätze von dem finanziellen Werthe eines menschlichen Wesens nicht durch die Erfahrung des letzten Vierteljahrhunderts bewahrheitet schienen, oder welche die staatswissenschaftlichen Maßregeln zur Beförderung der Population für zu mühsam und selbst gefahrvoll hielten, nicht an Anhängern gefehlt. Doch haben sich auch mehrere Gegner wider ihn erhoben. Am meisten zeichnet sich unter ihnen an Ausführlichkeit und Gründlichkeit, aber auch mitunter an Heftigkeit und Parteilichkeit der Engländer William Godwin aus. (On population, an enquiry etc. by William Godwin London 1820 1. Vol. in 8.) Er stellt ein ganz entgegengesetztes Bevölkerungssystem auf und sucht aus einer großen Anzahl von Schriftstellern zu beweisen, daß viele Länder Europas, Asiens, Africas und Americas ehemals weit bevölkerter waren, als sie gegenwärtig sind, obgleich in den meisten dieser Länder die Heirathen in neueren Zeiten durch die Gesetzgebung, durch die Fruchtbarkeit des Bodens und andere Umstände sehr begünstigt wurden. Hieraus zieht er den Schluß, daß man weit mehr eine fortschreitende Abnahme, als einen zu schnellen Anwachs der Bewohner unsers Erdballs zu fürchten hat. Allein Malthus hat keineswegs unbedingt, sondern nur unter der Voraussetzung, daß kein Hinderniß dem Einflusse des Beförderungsprincips entgegenwirke, die Verdoppelung der Volksmenge im Lauf von 25 Jahren behauptet; er kann sich daher gegen seinen Widersacher immer mit dem Schilde seiner hemmenden und zerstörenden Hindernisse der Bevölkerung schützen. Malthus behauptet, es sey hauptsächlich der Mangel an Nahrungsmitteln, — ein nothwendiges Ergebniß des Mißverhältnisses zwischen dem Zuwachs der Bevölkerung und dem der Subsistenzmittel, — wodurch die Einwirkung des Bevölkerungsprincips verhindert, und eine Minderung der Einwohnerzahl eines Landes herbeigeführt werde. Hr. Godwin wendet dagegen ein: sein Gegner verwechsle die wirklich im Lande erzeugten Nahrungsmittel mit denen, die es, gehörig angebaut, hervorbringen könnte. Wenn es dergestalt übervölkert sey, daß die Gesammtheit des Gewerbsfleißes der Nation die zu ihrer Erhaltung erforderlichen Nahrungsmittel nicht hervorzubringen vermöge, so müsse freilich ein solcher Mangel entweder durch Verminderung der Geburten oder durch Vermehrung der Sterblichkeit verderblich auf die Bevölkerung einwirken; allein solche Fälle würden selten oder niemals eintreten, wogegen in vielen schwach bevölkerten Ländern, z. B. der Türkei, Aegypten, Persien, die Volksmenge fortwährend abnehme, obgleich ihr Boden fruchtbar genug sey, das Zehnfache ihrer jetzigen Bevölkerung zu nähren. Hier seyen also keineswegs Mangel an Nahrungsmitteln oder vielmehr an der Möglichkeit, sich solche zu verschaffen, sondern verheerende Eroberungen und Bedrückungen schlechter Regierungen Schuld an der Abnahme des Ackerbaues. Ueberhaupt hingen die Abwechslungen im Zuwachs des Menschengeschlechts von so vielen verschiedenen Ursachen ab, daß es unmöglich sey, denselben durch eine allge-

*) Für diejenigen unserer Leser, welche die Geschichte nicht genau kennen, bemerken wir hier, daß diese Grundsätze uralt sind, und lange Zeit, ehe es Bevölkerungs-Theorieen gab, geübt, ja in einem weit größeren Maße ausgeführt wurden, als jetzt jemand vorzuschlagen wagen würde. Man s. Möser's Patriotische Phantasieen Th. I. S. 256, wo er die Gründe ausführt, warum sich die alten Sachsen der Bevölkerung widersetzt haben. A. d. Red.

meine Regel, wie des Hrn. Malthus, zu bestimmen. „Nehmen wir an," fährt Hr. G. fort, „daß China einen Flächenmhalt von 1,300,000 Quadratmeilen und eine Volksmenge von dreihundert Millionen hat, und setzen wir ferner voraus, daß Bevölkerung und Anbau dort auf die höchste Stufe gediehen seyen, so könnte man daraus schließen, daß der ganze Erdball, dessen bewohnbare Oberfläche 39,000,000 Quadratmeilen enthält, 9000 Millionen Menschen zu ernähren im Stande sey; und doch schätzt man die Gesammtbevölkerung der Erde nur auf etwa 600 Millionen. Mithin könnte sie funfzehnmal mehr Menschen nähren als jetzt."

Der Verf. geht hier zu specielleren Beispielen über, von denen wir Einiges mittheilen wollen. „Middleton schlägt die angebauten Ländereien in England und Wales auf . . . . . 39,100,000 Acres an; die Gemeinheiten und unangebauten Ländereien auf . . . 7,816,000 =

Zusammen 46,916,000 Acres.

Den jährlichen Verbrauch jedes Bewohners von England und Wales, Männer, Weiber und Kinder im Durchschnitt genommen, rechnet er:

an Brot auf das Product von . . . . $\frac{1}{2}$ Acre
= Getränk . . . . . $\frac{1}{5}$ =
= animalischer Nahrung . . . . . 2 =
= Wurzelgewächsen, Gemüse und Früchten, das Product von . . . . . $\frac{1}{5}$ =

Zusammen $2\frac{3}{4}$ Acres.

Nimmt man die Bevölkerung von England und Wales zu zehn Millionen an, so bedarf diese Menschenzahl jährlich

an Brot, das Product von . . 5,000,000 Acres
= Getränk . . . . . 1,250,000 =
= animalischer Nahrung . . . 20,000,000 =
= Küchengewächsen ꝛc. . . . . 1,250,000 =

Zusammen 27,500,000 Acres.

Hierzu das Futter für 1,200,000 Ackerbaupferde; (wahrscheinlich zu hoch angenommen) für jedes das Product von 4 Acres . . 4,800,000 Acres
Ländereien, deren Product nicht angeschlagen ist . . . . . 6,800,000 =

In Allem 39,100,000 Acres.

Dividirt man jene 6,800,000 Acres mit $2\frac{3}{4}$, so ergibt sich, daß sie 2,054,380 menschliche Wesen mehr als im J. 1810 in England und Wales lebten, ernähren könnten, ohne einst die 7,816,000 Acres unangebauter Ländereien in Anschlag zu bringen, von denen wenigstens ein großer Theil culturfähig ist. Ueberdies behauptet Hr. G., daß nach der einstimmigen Meinung englischer Landwirthschaftskundigen die angebauten Ländereien dieses Landes weit entfernt sind, auf den höchsten Grad der Ergiebigkeit gebracht zu seyn, so daß, wenn zwischen den Bedürfnissen der Consumenten und dem Belauf der vom Lande hervorgebrachten Nahrungsmittel ein Misverhältniß Statt findet, solches lediglich der zu großen Ungleichheit des Vermögens der Anhäufung der Landbesitzungen in den Händen einer geringen Zahl von Eigenthümern, der Vergrößerung der Pachtgüter, dem allgemein eingeführten Gebrauch der Pferde statt des Hornviehs zum Ackerbau, dem Luxus der übergroßen Parks, und anderer dem Vergnügen gewidmeter, für die Cultur verlorengehender Grundstücke zuzuschreiben ist.

Malthus stellt unter andern den paradox scheinenden Satz auf: daß der Arme kein Recht auf die Unterstützung des Reichen habe, und will, daß man sich nur mit den Maßregeln zur Vorbeugung des Elends beschäftige, dergestalt, daß das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werde. Godwin hingegen findet diese Maxime den Vorschriften des Evangeliums und den Gefühlen der Menschlichkeit gänzlich zuwiderlaufend. Jedem nicht schon im voraus für oder wider eingenommenen Leser fällt in die Augen, daß beide Schriftsteller das Kind mit dem Bade verschütten, und die belobte Regel: Qui bene distinguit, bene docet, welche leider in unsern Tagen nur zu oft der Sucht zu generalisiren weichen muß, aus den Augen setzen.

Mit mehrerem Glücke bestreitet Hr. G. folgende zwei Sätze seines Gegners: nämlich daß niemandem zu heirathen erlaubt seyn solle, der nicht mit Gewißheit bestimmen könne, daß er im Stande sey, eine Familie zu ernähren, und daß für den Armen, welcher von seinem Verdienst lebt, die Erhöhung seines Lohns keine Verbesserung seines Zustandes ist, weil sie die Menge der in seinen Bereich kommenden Lebensmittel nicht vermehrt, sondern nur die Wirkung hat, den Preis derselben nach Verhältniß der Erhöhung des Handlohns zu steigern.

Hr. G. bemerkt hingegen, daß es unzählige, von Heirathslustigen nicht mit Gewißheit oder nur mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehende Fälle gibt, welche ihn außer Stand setzen können, seine Familie zu ernähren, daß, wenn apodiktische Gewißheit des Gegentheils jede Heirath unerläßlich bedingen sollte, nur der Reiche sich vereheligen könnte, und bald die Erde sich entvölkern würde.

Gegen den Satz des Hrn. M., daß Erhöhung des Handlohns den Zustand des Arbeiters nicht verbessere, führt Hr. G. mit Grund das Beispiel der Vereinigten Staaten an, wo der Handlohn höher ist, als in irgend einem Europäischen Lande, ohne daß der Preis der Lebensmittel dadurch erheblich gesteigert ist.

Dagegen will Hr. G. das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerica, wodurch sein Gegner den Beweis fünf und zwanzigjähriger Verdoppelung der Bevölkerung hauptsächlich zu unterstützen sucht, nicht gelten lassen, sondern er betrachtet die ungemeine Vermehrung der Volksmenge jenes Landes lediglich als eine durch einen Zusammenfluß außergewöhnlicher Umstände herbeigeführte Ausnahme von der Regel. Schweden, sagt Hr. G., ist dasjenige Land, über des-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 185.

12. August 1822.

Ueber Fonk's Proceß. *)

Noch immer sind die Bülletins nicht vollständig abgedruckt; und da wir es uns zum strengen Gesetz gemacht haben, nicht eher unser eignes Urtheil auszusprechen, bis wir Alles ganz vollständig übersehen können, so müssen wir uns vorläufig begnügen, unsre Leser noch mit ein Paar Schriften bekannt zu machen, welche über diesen Proceß erschienen sind. Sie führen den Titel:

No. VI. Höre den Einen und auch den Andern, oder Entgegnung der Vertheidigung des Peter Anton Fonck, welche unter dem Titel: Kampf für Recht und Wahrheit, vor kurzem erschienen. Herausgegeben von dem im Jahre 1817 mit der Untersuchung der Fonckischen Handlungsbücher gehörig Bevollmächtigten Friedrich Starck.

No. VII. Briefe über die Assise in Trier von Benzenberg. Zwei Abtheilungen.

Die erstere von diesen beiden Schriften enthält nichts, als die Erinnerungen, welche der Herausgeber in seiner, auf dem Titel angegebenen, Eigenschaft gegen die Fonkschen Rechnungs- und Handlungs-Bücher gemacht hat, und Deductionen, welche hieraus gefolgert worden sind, indem der Herausgeber eben diese Monita für unumstößlich hält. Da indessen diese Erinnerungen sämmtlich dem im Jahre 1819 eingeleiteten Criminalprocesse über die angebliche Verfälschung der Fonkschen Bücher und verübten Betrug zum Grunde gelegt und weitläufig erörtert worden sind; so hätte Hr. Starck, um sich nicht an dem Titel seiner eigenen Schrift zu versündigen, doch auch die Beantwortung Fonk's, und die Erklärung des öffentlichen Ministerii mit abdrucken lassen sollen. Es ist sehr merkwürdig, daß dieses letztere von den 41 dem Angeklagten zur Last gelegten Puncten sogleich 40 bei der ersten Erörterung hat fallen lassen, daß aber dennoch das Gericht alle erörtert und endlich erkannt hat: „daß bei keinem der in der Untersuchung aufgeführten Beschuldigungspuncte eine Betrügerei oder Fälschung erwiesen, auch keiner derselben geeigenschaftet sey, als eine betrügerische Handlung oder arglistige Fälschung angesehen zu werden." In der That würde, wenn die Starckschen Erinnerungen richtig wären, wohl daraus eine Unrichtigkeit der Fonkschen Rechnung, aber noch kein Betrug zu folgern seyn. Sollte der Herausgeber beides nicht zu unterscheiden wissen? Daß Fonk die öffentlichen Gefälle defraudirt hat, ist zwar ausgemacht, und der strenge Moralist muß auch dies einen Betrug nennen. In der Moral des practischen Lebens wird indessen eine Defraudation öffentlicher Gefälle gewöhnlich nicht mit diesem Namen belegt. Wenigstens ist soviel gewiß, daß Schröder dadurch nicht verkürzt worden ist. Nur bei einem einzigen Puncte gewinnt es den Anschein, als wenn Fonk gegen Schröder, zwar auf keine Weise betrügerisch, aber doch nicht ehrlich gehandelt habe. Ersterer hatte nämlich eine Partie Kleesamen in Rotterdam liegen, wovon er schon im Mai 1815 den Verlust in seinem Hauptbuche zu 9872 Franken angeschlagen haben soll. Unterm 4ten Aug. d. J. schrieb er an Schröder, daß er, um Geld zu schaffen, diese Waare sogleich verkaufen wolle, wenn letzterer die Hälfte des Verlustes übernehme, der ungefähr 2000 Franken betragen könnte. Als nun Schröder, mit der ausdrücklichen Clausel: selbst wenn der Verlust noch größer seyn sollte, eingewilliget hatte, und der Kleesamen verkauft war, mußte Schröder an Fonk den Verlust mit 6502 Franken zur Hälfte nach dem schiedsrichterlichen Urtheile zahlen. Da wir indessen hier nur die Anschuldigung hören, die Vertheidigung aber nicht; so dürfen wir um so weniger darüber ein Urtheil fällen, da wir wissen, daß gerade dieser Punct in dem Civil-Processe vorzüglich zur Contestation gekommen, und dennoch Schröder verurtheilt worden ist, welches bei einer Unredlichkeit der Angaben, durch welche er zu seiner Erklärung bewogen worden, nicht hätte geschehen können. Im Gegentheil steht es durch das Zeugniß Sachverständiger fest, daß Fonk bei seiner ganzen Rechnung mit Schröder eine große Billigkeit bewiesen, und bei vielen Posten lange nicht so viel angesetzt hat, als er hätte ansetzen können. Wozu also soll nun diese Schrift überhaupt dienen? Was soll im Jahre 1822 der Abdruck einseitiger Erinnerungen vom Jahre 1817, deren Ungegründetheit bereits im Jahre 1820 gerichtlich festgestellt ist? Offenbar hat sie keinen andern Zweck, als die Meinung des Publicums zu irren, und dem Glauben an die betrügerische Behandlung Schröder's durch Fonk neue Nahrung zu geben. Sie enthält eine Menge Zahlen; und Zahlen, als bestimmte Größen, erwecken immer die Vorstellung von einer großen Genauigkeit und Zuversichtlichkeit. Es war den Gegnern Fonk's unentbehrlich, diesen Wahn zu unterhalten, wenn nicht ihre Beschuldigungen auf Wind gebaut seyn sollten. Die Schrift: Gegen P. A. Fonk und die von ihm herausgegebene Vertheidigungsschrift, als deren Verfasser Hr. Appellationsrath Hartmann in Köln angegeben wird, und welche augenscheinlich beweist, wessen sich Fonk zu versehen hatte, wenn dieser Appellationsrath Assisen-Präsident geworden wäre, beruft sich geradezu auf die Starcksche Beweisführung, indem sie die Ueberzeugung ausspricht: Fonk müsse der Mörder seyn, weil er ein Betrüger sey. Wie wenig indessen der Verf. seinen Zweck bei denjenigen, die eine Sache überlegen können, erreicht hat, erhellet daraus, daß von seinem Opus bei der Assise nicht die mindeste Notiz genommen worden ist, und daß sogar, als er bei seiner Zeugenvernehmung davon zu sprechen anfangen wollen, der Staatsanwald ihm erklärt hat: man wolle davon nichts wissen.

Ein entgegengesetztes Schicksal hat das zweite Buch gehabt. Nicht nur der Staatsanwald hat sich darauf berufen, sondern, was noch mehr ist, der zweite Vertheidiger von Fonk, Hr. Advocat Gröbel, hat die Ansicht des Verfs. seiner Vertheidigung zum Grunde gelegt, und ausdrücklich angegeben, daß er durch diese Schrift darauf gebracht worden sey. Schon dadurch ist dieselbe höchst merkwürdig. Sie würde es

*) Die Redaction glaubt hier ausdrücklich bemerken zu müssen, daß sie weder die sämmtlichen Behauptungen und Aussprüche dieses Aufsatzes, insbesondere die Hrn v. Sandt betreffenden, noch den Ton, in welchem manche von ihnen vorgetragen sind, vertreten mag und kann, sie daher den Verf. dafür verantwortlich erklären muß.

aber auch ohnedem durch ihren innern Gehalt seyn. Herr Benzenberg gehört zu den Köpfen von großer Thätigkeit, mit Scharfsinn und auch einigem Witz begabt; er ist überdem ein guter Mathematiker, und nichts heilt so sehr den Kopf auf und gewöhnt an folgerechtes Schließen, als anhaltende Beschäftigung mit der Mathematik. Dieser Geisteskräfte sich bewußt, thun solche Leute nicht selten sich darauf mehr zu gut, als sie sollten; und indem sie Alles mit dem hellen Blicke ihres Verstandes zu durchspähen sich getrauen, bestärkt durch das Sprichwort, nach welchem ein Quentchen Mutterwitz besser sey, als ein ganzer Centner Schulwitz, verschmähen sie das mühsame Einsammeln der Kenntnisse, welche Unterricht und Studium darbieten. Da indessen die Jahrtausende, welche die Menschheit gelebt hat, ihr nicht verloren gegangen sind; da die Summe des schon vorhandenen Wissens viel größer ist, als Alles, was der klügste Kopf selbst ersinnen mag; und da endlich besonders in allen historischen Dingen die eigne Erfindung nur auf Abwege führen kann: so ist das Urtheil solcher Leute in wissenschaftlichen Angelegenheiten gar häufig ungegründet, übereilt und einseitig. So liefern auch diese Briefe (S. 437) eine kurze Uebersicht des Processes in Deutschland, worüber der Unterrichtete nur lächeln kann, und wovon kaum das fünfte Wort richtig ist. Wer sich überreden kann, daß die Jury nach England durch die Angel-Sachsen gebracht, und dort erhalten worden sey, weil niemals das römische Recht dort Eingang gefunden habe, der kann weder das deutsche, noch römische, noch englische Recht, und dessen Geschichte kennen (S. 10). Eben dies gilt von der Behauptung, daß die Einwohner von England immer ihr einheimisches Recht anzuwenden vermocht haben, weil es immer einfach blieb. Es gibt in ganz Europa keine voluminösere Jurisprudenz, als die englische; und die ältern englischen geschriebenen Gesetze enthalten zum größten Theil römisches Recht. Die Urbewohner Englands hatten sicherlich schon dieselbe Processform, als die Angelsachsen; die römische Processform aber war neben jener in England durch die Römer in den Städten eingeführt worden. Die große Aehnlichkeit beider führte ihre Verschmelzung herbei, so daß in der Jury noch die Elemente von beiden unverkennbar sind, und sie selbst eine Tochter von beiden. Sehr wahr, und sehr beachtungswerth aber ist es, wie B. bemerkt, daß der eigentliche Werth und der höchste Nutzen der Jury darin besteht, daß die Bürger durch sie in der Rechtsfindung, und mittelbar in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, geübt werden; und daß, ohne eine ähnliche Einrichtung, aller Sinn für das Oeffentliche und alles Selbstvertrauen zu dessen geschickter Behandlung verloren gehen müsse. „Uebung ist auch den Geschwornen unentbehrlich (S. 18). Es ist eine bekannte Erfahrung, daß es bei denjenigen Assisen weit besser geht, wobei geübte Geschworne sitzen." Wenn aber dem so ist, so dürfte mit Consequenz wohl zu behaupten seyn, daß diejenigen Richter die besten wären, welche am meisten geübt sind, und ihr ganzes Leben dieser Uebung widmen. Der Himmel bewahre aber die ausübende Gerechtigkeit vor der Uebung „der Praxis, nach welcher die Richter ab- und zulegen, je nachdem die Lage des Landes ist." Kein Richter darf ab- und zulegen, sonst hört er auf, Richter zu seyn. Wenn es nicht zu leugnen ist, daß eine solche Praxis bei der Jury obwaltet und nach ihrer Beschaffenheit obwalten muß; so ist damit anerkannt, daß sie als Rechtsinstitut nichts tauge. Die Aufgabe wird also seyn, eine solche Justizverfassung ausfindig zu machen, wobei das Recht sicher und ohne alle Willkür gehegt, zugleich aber doch das Volk in der Gesetzkenntniß und Gesetzanwendung geübt wird.

So falsch und flüchtig aber zuweilen die Meinungen und Ansichten des Verfs. über wissenschaftliche Gegenstände sind, weil er von unrichtigen oder unvollständigen Voraussetzungen ausgeht, so klar und treffend sind sie oft, wo die Gegenstände, über welche zu urtheilen ist, vor seinen Augen liegen. Dies ist der Fall mit dem Fonkschen Processe. Er hat alles, was in dieser Sache bekannt geworden ist, vorher sorgfältig durchstudirt, und sich dadurch in den Stand gesetzt, alle Vorgänge in der Assise zu verstehen und deren Wirkung zu würdigen. Er hat dabei sich hinreichende Freiheit des Geistes erhalten, um mit Unbefangenheit zu hören und zu sehen, und allen Parteigeist von sich entfernt zu erhalten. Er hat alles mit großer Aufmerksamkeit beobachtet; und, was das Wichtigste ist, er hat diese Menge von einzelnen Daten, deren Uebersicht im bunten Chaos ihrer Erscheinung vor der Assise unmöglich ist, geordnet und so zusammengestellt, daß es nunmehr nicht schwer hält, die einzelnen Theile, woraus dieser Proceß zusammengesetzt ist, zu erkennen und daraus ein deutliches Endurtheil zu ziehen. „Das ist die größte Gefahr bei dieser Art von Processen, daß sie zuletzt unter ihrer eignen Masse erliegen, wo dann Niemand mehr ein Urtheil über sie haben kann. Ist ein Proceß bis auf den Punct gekommen, daß er unter seiner Masse erliegt, dann ist jedes Urtheil über ihn ein bloßes Würfeln." Wir sind unsers Orts immer der Meinung gewesen, daß viele Zeit, viel Geld und viele Angst hätte erspart werden können, und daß man dennoch ein nicht weniger zuverlässiges Urtheil erhalten haben würde, wenn Fonk angehalten worden wäre, über seine Schuld oder Unschuld zu würfeln. Es ist wohl sonst von den Würfeln schon in der Criminal-Justiz Gebrauch gemacht worden, namentlich wenn einer von mehrern Angeklagten die That durch seinen Tod hat büßen sollen. Warum also nicht, wo doch abzusehen ist, daß der Ausgang von einem ganz unzuberechenbaren Zufalle abhängig sey, die kürzeste, wohlfeilste und leichteste Entscheidungsart wählen? Um diese Zufälligkeit des Ausganges zu vermeiden, will der Verf., daß die Jury ihre Aussprüche durch Gründe motiviren und diese bekannt machen solle (S. 574). Aber heißt das nicht einen Widerspruch in das Wesen dieser Anstalt bringen? Er will deshalb, daß nur die Meistbeerbten des Landes zu Geschwornen tauglich wären, und daß die ganze Anstalt unterminirt werde, wenn die Unwissenheit und Rohheit der untern Volksclassen darin zur Abstimmung komme (S. 18). Allein haben denn in der Regel die Meistbeerbten die Bildung, die Kenntnisse und die Verstandesreife, um ein Urtheil auszuarbeiten, wie das, was der Verf. hier entworfen hat? Wird nicht eben dadurch der Ruhm zerstört, um dessentwillen man die Jury erhoben hat, daß sie ein Gericht der Gleichen über Gleiche sey? Wird nicht dadurch eine Geldaristokratie eingeführt, die furchtbarer ist, als alles andere und aus der alles übrige Böse entspringt? Denn ist es nicht die Aristokratie des Reichthums gewesen, welche die altgermanische Staatsgenossenschaft zersprengt, die Gleichheit vor dem Gesetze zerstört und durch den Uebergang zur Feudalität alle die Misgestaltungen hervorgebracht hat, mit deren Ausrottung die neuere Zeit so alle Hände vollauf zu thun hat, daß sie an das Bessern nur wenig kommen kann? Wenigstens räth der Verf., daß jeder Geschworne sich selbst von alle dem, was er bei den Verhandlungen erfährt, sofort ein Fachwerk anlege, darnach die einzelnen Theile ordne, und solchergestalt jeden derselben bei sich aufs Reine bringe, bevor er daraus das Endurtheil fällt. „Denn, wenn dieses in den letzten drei Tagen geschehen solle, wo die Eindrücke von dem, was sich im Anfange des Processes ereignet hat, schon wieder erloschen sind, so mag das schwer seyn." (S. 297). Gewiß! Aber ist es möglich, dies von Anfang an zu thun? Kann man, ohne zu wissen, worauf es ankommt und was zur Sprache kommt, sich wohl eine Eintheilung machen? Ist nicht die Fertigkeit zu sachgemäßen Eintheilungen eine Frucht vieler Uebung und wissenschaftlicher Bildung, die die wenigsten Geschwornen besitzen? Der Verf. selbst gesteht, wie schwer ihm, der gehörig auf die Sache vorbereitet war, es geworden ist, Uebersichtlichkeit in dieselbe zu bringen; (S. 474) und wieviel schwerer dies einfachen Landleuten ge-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 186.

13. August 1822.

Ueber Fonk's Proceß.

(Fortsetzung aus No. 185.)

Herr Benzenberg erklärt (S. 570) unverholen, daß wenn er Geschworner gewesen wäre, er nur den Ausspruch: Nicht schuldig gethan haben würde. Er gibt aber dies nicht blos für seine subjective Meinung aus, sondern für eine Ueberzeugung, die auf objectiven Gründen beruht, und die eben deshalb Jeder mit ihm theilen muß, der diese Gründe nicht entkräften kann. Nach seiner Theorie, die allerdings auch diejenige des französischen Processes ist, gibt es in jedem Criminalfalle nur eine dreifache Entscheidung: schuldig, nicht schuldig, unschuldig (S. 573). Letzteres soll das directe Gegentheil der Schuld, die bewiesene Unschuld seyn, und ein Geschworner braucht sie nie zu beantworten. Denn die Unschuld braucht nicht bewiesen zu werden, sondern sie ist die Rechtsvermuthung (S. 6). Die Schuld ist der Gegenstand der Anklage, der bewiesen werden muß. Wird dieser Beweis nicht vollständig geführt, die Rechtsvermuthung der Unschuld nicht durch die vollkommene Gewißheit des Gegentheils aufgehoben; so kann der Geschworne nur: nicht schuldig sprechen. Bloße Vermuthungen können nie eine Gewißheit erzeugen; unter mehreren Vermuthungen aber ist diejenige anzunehmen, welche mit den rechtlichen Voraussetzungen und den gewöhnlichen Ereignissen am meisten übereinstimmt. Im vorliegenden Falle sprechen alle Vermuthungen für den Angeschuldigten. Denn irgend ein directer Beweis der von ihm begangenen Mordthat ist gar nicht vorhanden; alle übrigen gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen aber zerfallen bei der, vom Verf. angestellten Beleuchtung in Nichts.

I. Ob Cönen überhaupt ermordet worden ist, bleibt noch höchst zweifelhaft. Das einzige, was gewiß ist, ist, daß er todt aus dem Wasser gekommen ist; (S. 262) ob er aber todt oder lebendig hinein gekommen, ob er in oder ausser demselben verwundet worden ist, ob er zufällig, freiwillig oder gewaltsam ums Leben gekommen ist, darüber ist nichts ausgemacht. Wahrscheinlicher aber ist, daß er nicht ermordet sey, als das Gegentheil. Professor v. Walther und der Kreisphysikus Servâs mit seinen Gehülfen haben sich zwar darüber vor der Assise weidlich herumgezankt; es ist aber jeder bei seiner Meinung geblieben, wie vorherzusehen war. Indessen

1) sind die Hauptgründe des v. Walther unangefochten geblieben, besonders die Unmöglichkeit, aus dem Leichenbefunde auf den Tod an Gehirnerschütterung zu schließen; nicht minder die Unmöglichkeit einer doppelten Todesart. v. Walther's Ruf als Gelehrter steht wohlbegründet; von seinem Gegner ist, zum Beweise, wie geneigt er sey, das Schlimmere auszusagen, aus Acten ein Geschichtchen beigebracht worden, wo er ein Stück Schweinefleisch für eine Nachgeburt ausgegeben hat (S. 563).

2) Die medicinische Facultät in Marburg, der die Acten von dem Vertheidiger des Angeklagten zugeschickt worden sind, hat den Ausspruch des Hrn. v. Walther für den entschieden richtigen erklärt, und zugleich zum Beweise, daß die Ermordung unmöglich mit einem Bandmesser geschehen seyn könne, mehrere Versuche angestellt, welche alle ergeben haben, daß, wenn der Schlag mit dem Rücken des Messers erfolgt, der Schädelknochen springt, und wenn mit der scharfen Seite, ein Eindruck auf dem Schädel zurückbleibt, wovon überall keine Spur an Cönen's Kopf sichtbar ist (S. 288). Diese Wirkung des härteren Körpers auf den weicheren hält der Verf. für so unausbleiblich, daß er sich gleich an den Platz des Angeklagten zu setzen erbietet, wenn 12 Physiker zu Geschwornen ernannt werden. Also meint er doch auch bei dem Ausspruche Sachverständiger sicherer zu seyn, als bei der Jury? Wir auch!

3) Die Todtenlisten ergeben, daß auf etwa 10 Selbstmorde nur ein gewaltsamer Mord kommt. Wenn also ein Leichnam gefunden wird, bei dem es ungewiß ist, wie er ums Leben gekommen, muß immer eher Selbstmord als Mord vorausgesetzt werden (S. 565). Die Verwundungen Cönen's wollen dagegen wenig sagen, da selten Leichen im Rhein ohne dieselben gefunden werden, und ein erst vor kurzem ertrunkener Major ganz dieselben Verletzungen im Wasser erhielt, wie Cönen. Dagegen bedeutet es etwas, daß Cönen's Schädelbau diejenige Abnormität zeigt, die bei Gemüthskranken gewöhnlich vorhanden ist.

4) Während der Assise wurde Cönen's Pfeife, die mit Silber beschlagen war, eingeschickt. Eine Frau, die sie schon 1816 am Rhein unterhalb Cöln gefunden haben will, soll sie verkauft haben und sie so nach Mühlheim gekommen seyn (S. 526). Die Sache ist noch nicht aufgeklärt. Auf jeden Fall aber ist es nun unwahr, daß Fonk diese Pfeife an sich genommen habe, wie Hamacher erzählt hat.

Die Thatsache eines begangenen Mordes ist ganz und gar ungewiß, und schon deswegen keine Verurtheilung gedenkbar. Wäre aber auch dies nicht; so würde man

II. doch Fonk nicht für den Thäter halten können, weil

A. hierzu kein Motiv zu entdecken ist. Das Vorgeben eines tödtlichen Hasses ist aus der Luft gegriffen. Man haßt nicht gleich, wenn man auch über Jemanden erzürnt ist; noch weniger mordet man Jeden, den man haßt. Fonk aber

1) suchte sogar Cönen's Freundschaft, dessen Rechtlichkeit, Ordnung und Diensteifer er hatte kennen lernen, den er deshalb zum Associé in dem Brandtewein-Geschäfte zu bekommen wünschte und ihm auch den Antrag dazu gemacht hat, weil durchaus ein solcher Mann dem Schröder in Crefeld an die Seite gestellt werden mußte, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte, wie der Anfang dazu bereits gemacht war (S. 145). Ja sogar für den nächsten Augenblick mußte dem Fonk an Cönen's Leben außerordentlich gelegen seyn, weil er ohne diesen gar nicht aus der Verwickelung mit Schröder herauskam, an deren Auflösung seine kaufmännische Existenz hing. Erst jetzt, nachdem die Fonkschen Bücher offen gelegt sind und die ganze Correspondenz zwischen Fonk und Schröder zu den Acten gebracht ist, sieht man ganz klar in der Sache. Früher hat Fonk selbst nicht so klar sehen lassen wollen, um nicht die Geringfügigkeit seines Vermögens zu verrathen und seinen Credit zu vernichten. Fonk hatte bei mehreren Speculationen bedeutend verloren, als er das Geschäft mit Schröder anfing, wobei er sich zwar verbindlich machte, das erforderliche Geld anzuschaffen, aber nicht aus eignen Mitteln, sondern durch Benutzung seines Credits. Zu dem Ende

mußte Schröder, so oft es nöthig war, auf Fonk ziehen; die von diesem acceptirten Wechsel wurden dann verkauft, und mit dem daraus und aus dem abgesetzten Brandtweine gelösten Gelde die verfallenen Wechsel eingelöset. Dieses Geschäft konnte nur im Gange bleiben, wenn Alles in diesem Zuge in der größten Ordnung fortging. Statt dessen hatte Schröder circa 8000 Rthlr. eigenmächtig aus der Casse genommen, und hatte überdem eine heimliche Reise nach England gemacht, während welcher kein Liqueur fabricirt wurde. Fonk gerieth hierdurch natürlich in die größte Verlegenheit, da es ihm an den Mitteln zur Deckung der laufenden Wechsel gebrach, und sein bischen eignes Vermögen sich in den Utensilien und den erwähnten 8000 Rthlr. in Schröder's Händen befand, so daß er von diesem ganz und gar abhängig war (S. 130). Seine Briefe bezeugen die Sorgen, in denen er sich befand, und die künstlichen Mittel, die er anwenden mußte, um das Geschäft und sich selbst zu halten (S. 132 und 183). Um diesen Zustand aufzuheben, mußte er vor allen Dingen sich mit Schröder ins Reine setzen, diesen zur Anerkennung seiner Schuld und zur Deckung derselben bringen, und die künftige Betreibung desselben auf einen festeren Fuß stellen. Denn dasselbe aufzugeben, konnte nicht seine Meinung seyn, da es nicht nur so einträglich war, daß es monatlich einen Gewinn von 1000 Rthlr. abgeworfen hatte, sondern es auch das alleinige Mittel darbot, sich an Schröder zu erholen. Um deswillen bat und drang daher Fonk inständigst in Schröder, mit ihm abzurechnen, und die Maßregeln für die Zukunft zu verabreden. Letzterem hingegen, der längst banquerott war und dem durch ein solches Arrangement nur die Hände gebunden wurden, war daran nicht das mindeste gelegen, sondern er suchte nur Frist zu gewinnen (S. 134), und machte am Ende, da ihm jede andre Ausflucht versagte, Einwendungen gegen die Richtigkeit der ihm zugestellten Berechnungen, konnte sich jedoch nicht entbrechen, den Cönen zu deren Untersuchung nach Cöln zu schicken. Als dieser, nach beendigter Revision der Originalbelege, die Rechnung dennoch nicht abschließen wollte, sondern die Vorlegung des Hauptbuchs verlangte, aus dem er doch kein Jota mehr für seinen Auftrag ersehen konnte, mußte Fonk glauben, dies sey nur eine neue Ausflucht, um Zeit zu gewinnen. Er mußte dies um so mehr glauben, da nach den dortigen Gesetzen kein Kaufmann ein Hauptbuch zu führen gehalten ist (S. 148), und er selbst durch keinen Gerichtshof zu dessen Vorlegung hätte angehalten werden können (S. 153). Ueberdem konnte er besorgen, daß Cönen vielleicht dadurch Gelegenheit erhielt, den Gang der Fondsanschaffung und die Geringfügigkeit seines Vermögens zu ersehen. Aus diesen Ursachen weigerte er sich der Auflegung des Hauptbuches, und ein angesehener Kaufmann bezeugte vor der Assise, daß er eben so gehandelt haben würde (S. 532). Als daher Schröder selbst nach Cöln kam, und in der Conferenz vom 9ten der Vorschlag gemacht wurde, daß dem Gewinne in Bausch und Bogen 8000 Rthlr. zugesetzt werden sollten, wodurch Schröder's Schuld um die Hälfte vermindert wurde, Fonk hingegen nicht nur den mit 1500 Rthlr. veranschlagten Gewinn bis zum Tage des Vergleiches, ferner alle in seinen Händen befindlichen Vorräthe behalten, sondern auch noch eine Quantität Brandtwein für den Fabrikationspreis zum eignen Debit bekommen sollte; hatte er alle Ursache, diesen Vergleich einzugehen (S. 144), da er durch diese Gegenleistungen, nach dem Zeugnisse des Kaufmann Löhnis, für die, seinem Compagnon zugestandnen 4000 Rthlr. Schadloshaltung erhielt und also eigentlich sich selbst dadurch bezahlt machte. Durch dieses Arrangement war nun ein großer Theil seiner bisherigen Sorge gehoben, und nur noch die Zukunft zu bestimmen. Welch ein Feind seines eignen Interesse hätte hiernach Fonk seyn müssen, wenn er irgend etwas hätte vornehmen sollen, was dieses Arrangement zerstören konnte!

2) Die so geflissentlich unterhaltene Meinung von einem Betruge Fonk's oder von Fälschung seiner Bücher, ist durch das Erkenntniß vom 6ten Januar 1820 völlig vernichtet worden. Da indessen selbst noch in dem, der Assise vorgetragenen Anklageacte die alte Beschuldigung wiederholt worden ist, so haben die öffentlichen Verhandlungen auch hierauf gerichtet werden müssen, und haben die Falschheit dieser Beschuldigung so ins Licht gesetzt, daß selbst die Staatsbehörde am Schlusse der Sitzung diesen Punct gänzlich hat fallen lassen. Es ist ausgemacht, daß die sämmtlichen Bücher Fonk's ganz in derselben Beschaffenheit geblieben sind, in der sie sich am Todestage Cönen's befanden (S. 137). Nur allein in der Prima Nota fand sich bei 6 Posten, daß Fonk später eine Zahl vorgesetzt hatte, wodurch überhaupt die Rechnung um 300 Franken sich verändert haben würde. Abgesehen davon, daß dieser Zusatz von 300 Franken bei einem Objecte von ungefähr 30,000 Franken, um das man sich stritt, von gar keiner Bedeutung gewesen seyn würde, so gab Fonk hierüber auch folgende Aufklärung: „Es sey kaufmännische Usance, manche kleine Ausgaben nicht zu buchen, nichts destoweniger sie doch dadurch mit in Rechnung zu bringen, daß man den Betrag in runden Summen andern Posten hinzufüge. Dies heiße in der kaufmännischen Sprache: ein Conto forciren. Dergleichen kleine Ausgaben habe er nun ebenfalls anzurechnen gehabt, da er mit seinem Geschirre häufig den Brandtwein fahren lassen ꝛc. Den Betrag derselben habe er durch Forcirung der in Rede stehenden sechs Posten sich zu vergüten beabsichtiget, und deshalb in der Sudelkladde den Entwurf dazu gemacht. Später habe er jedoch überlegt, daß es besser sey, diesen kleinen Verlust einzubüßen und die Rechnung ungeändert zu lassen, weshalb er das ganze Vorhaben wieder aufgegeben habe." Als nun die übrigen Bücher nachgesehen wurden, fand man, daß diese sechs Posten in den andern Büchern unverändert, und ohne jenen Zusatz geblieben waren, so daß, da die Sudelkladde kein Buch, sondern nur ein Heft Papier zu vorläufigen Anmerkungen und Berechnungen ist, die Freisprechung von dem hierbei angeschuldigten Betruge ganz unbedenklich erfolgen mußte (S. 359). Auch ins Journal waren nach Cönen's Verschwinden noch eilf Posten nachgetragen, bei deren genauer Untersuchung sich ergab, daß sie mit vollem Rechte einzutragen waren. Bei allen übrigen Posten, wobei Cönen oder Starck Erinnerungen gemacht hatten, fand sich meistentheils, daß diese Herren sich geirrt hatten, und nur bei wenigen, daß sie recht gesehen hatten. Diese letzteren aber waren fast lauter Posten, wobei Fonk sich zu seinem Schaden verrechnet hatte, und nur zwei Octroiposten von 89 und 110 Franken waren irrigerweise zweimal gebucht worden. Auch hierbei konnte von keinem Betruge die Rede seyn. Endlich hat man vorgegeben, daß Fonk den Schröder bei Berechnung der Maßverluste verkürzt habe. Daß große Differenzen zwischen den abgesendeten Quantitäten in den Crefelder Büchern, und den empfangenen in den Cölner Büchern obwalten, ist außer Zweifel; aber auch gewiß, daß Fonk seine Angaben durch die Röderscheine der vereideten Rödermeister belegt hat. Daß die Art und Weise des Verfahrens dieser Rödermeister bei dem Ausmessen des Inhalts der Fässer höchst ungeschickt und unzuverlässig sey, hat der Verf. aus mathematischen Gründen (S. 167) dargethan. Es ist aber auch eben so erwiesen, daß es in Cöln Handlungsusance ist, daß alle ankommenden flüssige Sachen gerödert werden, (S. 429) daß jedoch, wenn der Absender nicht damit zufrieden ist, er verlangen kann, daß die Waare in ein anderes Faß mit der Kanne eingemessen werde. Dies hat Schröder nie verlangt. Im Gegentheil ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß bei der in Schroder's Geschäftsbetrieb statt gefundenen Unordnung das abgesendete Maß selten richtig gewesen sey. Bei einem von ihm nach Rotterdam gesendeten Transporte von 118 Fässern betrug das Manquement mehrere Ohmen. (S. 169) Die Freisprechung vom Betruge war auch hier ohne alles

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 187.

14. August 1822.

Neuester Stand der griechischen Sache, dargestellt vom Professor Krug in Leipzig. Leipzig, bei Brockhaus, gedruckt im Juli 1822. 40 S. 8.

Kein hohles Phrasen-Gewebe; kein kosmopolitisches Traumbild; kein afterpolitisches Wischiwaschi: sondern das klare, bündige Wort einer vorurtheilsfreien Umsicht und einer gesunden, frischen und furchtlosen Urtheilskraft — wird uns hier auf wenigen Blättern mitgetheilt. Viel und vielerlei ist über die Sache der Griechen, bald erbaulich und langweilig, bald unlogisch und phantastisch geschrieben worden; der Sophisten nicht einmal zu gedenken, welche den Buchstaben der Legitimität mit der Idee des Legitimen, die Wagniß des Freiheitschwindels mit dem Nothstande der Selbsthülfe, die Berechnung des Vortheils mit der Wägung des Rechts und das formenwechselnde Verhältniß des Augenblicks mit dem Naturgesetze der Zeit verwechseln.

Professor Krug hat nicht blos das kleine Verdienst, zuerst für die Sache der Griechen geschrieben, sondern auch das größere, den wahren Gesichtspunct, aus welchem der Mensch, der nicht im Kaufmann oder im positiven Diplomaten untergegangen ist, den Kampf der Griechen und die sittliche Bedeutung desselben anzusehen sich verpflichtet fühlen muß, kurz und einfach mit Gründen der Ueberzeugung dargestellt zu haben.

In seiner bekannten, auch ins Französische, Holländische und Polnische übersetzten Schrift: Griechenlands Wiedergeburt, von der eine zweite Auflage erschienen ist, bestimmte er den Standpunct des Rechts, aus welchem das Seyn oder Nichtseyn eines europäischen und christlichen, der Zahl nach schwachen, aber durch Geist und Willen mächtigen Volks, das seine Nationalität seit Homer's Zeitalter, fast drei Jahrtausende hindurch, sich erhalten hat, in dem letzten Kampfe der Natur, der Idee und der Verzweiflung auf Tod und Leben, mit der „pestilenzialen und brutalen Barbarei der Türken," vernünftiger und christlicher Weise angesehen werden muß; — eine Ansicht, welche einst der polnische Jesuit Sarbiev in seinen trefflichen lateinischen Oden gegen die Wuth der Türken mit solchem Feuer verkündigte, daß er einen Sobieski begeisterte; — eine Ansicht, die bekanntlich auch in Deutschland im funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte unter Protestanten und Catholiken gleich herrschend war, und durch welche Deutschlands Ehre und Oesterreichs Macht geschirmt, Ungarn und Siebenbürgen aber vor dem Schicksale der Moldau, Wallachei und Serviens, als Johann von Zapolya Soliman's Vasall und Ofen von einem türkischen Pascha (von 1529 bis 1686) beherrscht war, gerettet, ja Wien selbst und das kaiserliche Hoflager zweimal den türkischen Waffen, unter dem furchtbaren Soliman (1529) und unter dem stolzen Kara Mustapha, der Wien schon zu der Hauptstadt seines neuen westlichen Reichs bestimmt hatte (1683), entrissen wurden.

War nun jetzt gleich Ungarns, Oesterreichs, Italiens und Deutschlands politisches Daseyn nicht unmittelbar bedroht — obwohl die Wiederkehr eines Attila, eines Mohamed und eines Soliman, gerüstet mit den Waffen europäischer Kriegskunst, noch immer als möglich gedacht werden kann, — so erschien dennoch einem Jeden, der Rechtssinn und Mitgefühl hatte, die Sache der europäischen Menschheit mit dem gegenwärtigen Nothstande der Griechen und mit der heldenmüthigen Erhebung des alt-hellenischen Geistes, auf das Innigste verbunden, und wie jeder Einzelne den Unglücklichen, der mit dem Tode in den Wellen oder in den Flammen kämpft, zu retten sucht, so vernahm theilnehmend das christliche und gesittete Europa den Nothschrei eines ganzen Brudervolks. Mag immerhin brittische Selbstsucht dem türkischen Peiniger mit Rath und That Vorschub leisten: der Mensch umarmt den Unglücklichen. *)

Doch selbst der Teufel findet seinen Sachwalter; warum nicht auch die Berserkerwuth der türkischen Regierung? Also rühmten Einige die Liberalität der Pforte gegen Juden und Christen, die Milde des Kapudan Pascha auf Scios, und die Barmherzigkeitsformeln des Koran in den türkischen Amnestie-Dekreten zu Gunsten der armen Rajahs. Andere behaupteten: „Die Griechen sind der Hülfe nicht würdig. Viel zu früh ist ihr Unternehmen. Was wollen sie mit Freiheit und Selbständigkeit machen? Sie sind ja nicht reif dafür!"

Auf diese Einreden antwortete Krug in seiner kleinen Schrift: Letztes Wort über die griechische Sache. 1821. Die Zeit hat ihm Recht gegeben. Zwar kam den Griechen keine mächtige Hülfe von Au-

*) So dachte einst der edle Condorcet, als er sich dem blutdürstigen, tyrannischen Convente entgegenstellte:

Ils m'ont dit: choisis! oppresseur ou victime.
J'embrassai le malheur et leur laissai le crime.

A. d. Rec.

ßen; aber sie wurden unter sich einig und stark. Was die sich selbst Ueberlassenen zu Boden werfen sollte, das grauenvolle Schicksal von Scios: eben das hat ihren Muth erhöht; die Wehrlosen haben Waffen erobert, Festungen erstürmt, Gebirgspässe behauptet, Feldschlachten gewonnen und Linienschiffe vernichtet. Was aber noch weit mehr ist: Die Gesetzlosen haben sich Ordnung und Zucht, eine politische Form und einen Senat gegeben, der Beschlüsse faßt und mit Europa zu unterhandeln bereit ist. Dies alles geschah, als der Friede im Osten von Europa auf lange Zeit befestigt schien; als Constantinopel im Rücken gesichert war und die türkischen Flotten in das ägäische Meer ausliefen; als Aegypten, Algier und Tunis Schiffe und Truppen der Pforte zu Hülfe sandten; als Ali ermordet und der Pascha von Salonichi Macedonien und Thessalien in ein griechisches Leichenfeld zu verwandeln im Begriff war.

Ehe dies geschah, hatten ängstliche Gemüther die Sache der Griechen bereits verloren gegeben. In diesem Augenblicke schrieb der Verf. — nicht über die Sache der Griechen: darüber konnte kein Zweifel mehr seyn; — sondern über den neuesten Stand der griechischen Sache. „Was läßt sich, fragt er (am 14ten Juli), bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge für dieselbe hoffen oder fürchten?"

Homo sum et nihil humani a me alienum puto: Dieses alte Wort ertheilt Jedem, der Kraft und Beruf dazu in sich fühlt, die Vollmacht, für ein unterdrücktes Volk zu sprechen. Ob geschickt, oder ungeschickt, das beurtheile der Leser. Die vorliegende Schrift ist wenigstens geziemend abgefaßt. Der Verf. schweift nicht über die Grenzen des ruhigen Denkens und des menschlich-christlichen Mitgefühls hinaus in die Wahrscheinlichkeits-Berechnungen der Diplomatie; sondern er faßt zusammen, was der gesunde Menschenverstand über eine Angelegenheit, die jede Menschenbrust bewegt und selbst das Kind ergreift, die der Zeit angehört und in der Geschichte ein neues Leben der Cultur oder ein großes Heldengrab vorbereitet, denkt und urtheilt. Er hört die Stimmen dafür und dagegen, und eben so entfernt von der gemüthlosen Kälte eines bloßen Berichterstatters, wie von der leeren Wortfülle eines gutmeinenden Enthusiasten, zeigt er die Sache, wie Er sie ansieht. Möge der Unbefangene nun prüfen, ob der Gegner Recht hat, oder unser Verf.! In jedem Falle muß man zugeben, daß er die Gründe derer, welche es der politischen Klugheit nicht für gemäß halten, die Griechen in ihrem Freiheitskampfe (sey es mittelbar oder gar unmittelbar) zu unterstützen, aus wirklichen Staatsschriften entlehnt, auch keineswegs geschwächt, sondern vielmehr durch Verflüchtigung des beigemischten Wassers, gleich den Weingeistmachern, verstärkt hat.

Er betrachtet nämlich den gegenwärtigen Stand der griechischen Sache aus einem dreifachen Gesichtspuncte:

Erstlich in Bezug auf die kämpfenden Parteien selbst; hier hebt er folgende Umstände, als unläugbare Thatsachen heraus: 1) Die türkische Regierung hat mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Aufstand der Griechen noch nicht dämpfen können; 2) die Griechen haben sich nicht nur gegen die türkische Regierung behauptet, sondern immer größere Fortschritte in ihrem Freiheitskampfe gemacht, und zwar fast allein aus eigenen Mitteln und trotz aller äußern Hindernisse; 3) die Griechen haben sich bereits vorläufig als ein selbständiges Volk constituirt, so daß ihre allgemeinen Angelegenheiten von einer provisorischen Regierung geleitet werden. Folglich ist der heutige Stand der griechischen Sache keineswegs schlecht, vielweniger verzweiflungsvoll.

Zweitens in Bezug auf die öffentliche Meinung; hier nimmt der Verf. an, daß jederman den griechischen Freiheitskampf als einen gerechten betrachte, weil er aus dringender Nothwehr hervorgegangen, und ihn bewundre, weil in demselben mit so kleinen Mitteln schon so Großes ausgerichtet worden, ja ihn unterstützungswerth finde, weil er der Menschheit in jeder Hinsicht die größten Vortheile verspreche.

Drittens in Bezug auf die europäischen Mächte; hier bleibt der Vf. nur im Allgemeinen stehn, und fragt zuerst: was das Recht, dann, was die Pflicht, und zuletzt, was die Klugheit den europäischen Mächten in Hinsicht der griechischen Sache überhaupt zu thun oder zu lassen gebiete? Schließlich widerlegt er die Ansicht der Bedenklichen, als ob der revolutionaire Zündstoff durch die griechische Angelegenheit verbreitet werde. Hier handle sich es nicht um politische Freiheit, sondern um Daseyn und Gerechtigkeit, und diese ersten Güter des Lebens verbürge ja den Völkern die Stiftung des heiligen Bundes!

26.

Ueber Fonk's Proceß.

(Beschluß aus No. 186.)

Uns scheint jedoch, wenn wir die nachherige Arretirung und Behandlung des Adam Hamacher im Gefängnisse damit in Verbindung bringen, dies noch auf keine Weise zu folgen. Was der Kiefer wußte, daß sein Bruder nichts zu befürchten habe, hätte Hr. v. Sandt und Hr. Effertz nicht wissen sollen? und dennoch wurde der Adam Hamacher bis zum Wahnsinn gebracht? Doch wir wollen dem Verf. weiter folgen. Hr. v. Sandt, sagt er, war von der vorgefaßten Meinung eingenommen, daß Fonk an Cönen's Tode Schuld sey. Dies Vorurtheil hinderte ihn, die Unglaubwürdigkeit der Angaben des Kiefers wahrzunehmen; vielmehr freute er sich der wichtigen Entdeckung, glaubte anfänglich, daß der Kiefer nur mit der vollen Wahrheit noch zurückhalte, und machte ihn daher auf die vorgebrachten Unwahrheiten und Widersprüche aufmerksam. Als er endlich glaubte, daß der Kiefer nun die volle Wahrheit gesagt habe, schrieb er am 22. April 1817 an den Geistlichen Hrn. Geistmann, daß derselbe doch die österliche Zeit wahrnehmen möge, zweckmäßige Erinnerungen an denselben ergehen zu lassen. (S. 333) Der Verf. findet hierin einen neuen Beweis für seine Meinung.

Wir abermals nicht. Wäre diese Aufforderung früher geschehen, so möchte es drum seyn. Da sie aber erst am fünften Tage, nachdem Hamacher's Geständniß zu Protocoll genommen worden, erfolgte, so beweist sie nichts. Der Zutritt des Geistlichen war durchaus nicht zu verhindern; es war also klüger, demselben entgegen zu kommen. War Hamacher in seinem Vorsatze fest, das Geständniß aufrecht zu erhalten, so gab eben dieser Schritt demselben großes Gewicht. Widerrief er ferner noch, so mußte die Sache doch so gehen, wie sie hernach gegangen ist. Wohl aber ist es von Wichtigkeit, daß die ganze Correspondenz mit dem Hrn. Geistmann, und besonders dessen umständlicher Bericht vom 23sten April, worin des Kiefers Widerruf mit allen Bewegungsgründen umständlich vorgetragen ist, nicht sogleich zu den Acten gebracht, sondern ebenfalls zurückgehalten worden ist. Dieses öfter vorkommende Zurückhalten höchst wichtiger Piecen ist ein sehr bedenklicher Umstand.

Indessen zeigte Hamacher noch an dem nämlichen 23sten seinen Widerruf selbst an; und nun offenbart sich in ihm ein merkwürdiger Kampf und Schwanken, ob er sich mit der Justiz oder mit seinem Gewissen, welches der Geistliche aufgeregt hatte, vertragen solle (S. 247). Man sieht ihn allemal demjenigen Eindrucke folgen, der der sinnlich gegenwärtige war, und besonders große Furcht davor hegen, daß er wieder in das scheußliche Cachot zurückgebracht werden möchte, aus welchem er mit demselben Tage erlöset wurde, als sein Geständniß protocollirt worden war. So beschied er sich, als ihm Hr. v. Sandt sagte, er werde seine Lage durch seinen Widerruf schlimmer machen, dahin: „nun so wollen wir es so lassen, wie es geschrieben ist." (S. 250) Zu einem Gefangenwärter sagte er bald darauf: (S. 306) „Jetzt kommt der Hr. v. Sandt nicht mehr zu mir, und ich werde wohl bald wieder eine Reise herunter ins Cachot machen müssen, weil ich etwas widerrufen habe." In diesem schwankenden Zustande erklärte er sich daher zu Protocoll bald so bald so. Gegen alle Personen aber, mit denen er vertraulich sprechen zu können vermeinte, ist er jederzeit dabei verblieben: „daß er unschuldig sey, und an keinem Morde Theil genommen habe." Sobald er nach Trier kam und dort im Gefängnisse gut gehalten wurde, hat er unabänderlich behauptet, daß seine ganze Angabe erdichtet, ihm vom Hrn. v. Sandt einstudirt sey, und er von Cönen's Tode nichts wisse. Er, nicht minder seine Frau, haben hierauf auch die ganze Assise hindurch bestanden (S. 217). Sein Bruder hat es nie an sich kommen lassen, daß er die Leiche aus der Stadt gefahren habe oder etwas davon wisse. Als derselbe noch im Gefängnisse saß, und zwar vom Wahnsinne wieder hergestellt war, aber nun so krank wurde, daß man täglich seinem Verscheiden entgegensah, stellte man in diesen entscheidenden Tagen ein feierliches Verhör mit ihm an, in welchem er alle Leiden seiner Gefangenschaft erzählte, aber betheuerte, daß sein Bruder von ihm die Unwahrheit gesagt habe (S. 404). Auch in diesem Verhöre kommt die Erklärung vor, daß seine Frau im Gefängnisse gestorben sey, was doch nicht wahr, worüber ihm aber auch von dem Richter keine Bedeutung geschehen ist. Man sieht hieraus, daß dieser Gedanke bei ihm eine feste Einbildung geworden war, aber keine Lüge. Man hat daraus, daß der Kiefer Hamacher einmal zu einem Mitgefangenen geäußert hat: „er wünsche, er wäre den Tag nicht im Keller gewesen; er habe da an einem Fasse gearbeitet, und sey dadurch ins Unglück gekommen," eine Verwünschung des Fonkschen Kellers deduciren wollen (S. 221). Weit natürlicher bezieht der Verf. diese Aeußerung auf den Keller im Kümpchen, wo jener an Einem Fasse vor seiner Arretirung zu thun hatte. Als derselbe am Abende von Fonk's Verurtheilung dieses von seinem Gefangenwärter erfuhr, hat er aufgeschrieen und die Worte gesagt (S. 577): „Allmächtiger Gott! der Mann stirbt unschuldig. Ich verdiene meine Strafe, weil ich durch meine Lügen ihn ins Unglück gebracht habe; und Sie werden nicht hören, daß ich murre. Aber daß sie den verurtheilt haben, das können sie bei Gott nicht verantworten."

2) Daß es mit dem Hamacherschen Geständnisse so zugegangen sey, wie der Verf. darstellt, leuchtet uns vollkommen ein. Nicht so evident ist seine Ansicht über den Antheil des Hrn. v. Sandt an demselben. Der Verf. selbst bekennt, daß ihm Einiges ganz unerklärlich geblieben sey, und die über manches Andere gegebene Auskunft ihm ungenügend scheine. Denn

a) schwerlich würde Hamacher sich dazu verstanden haben, seine Angaben zu machen, wenn er die Strafe vorhergesehen hätte, die ihm zu Theil geworden ist. Er selbst hat erklärt, „daß er sich wohl einiger Jahre Gefängniß vertröste, nur keiner Ketten," weil die Meinung dahin ging, daß Cönen durch Fonk gemordet seyn, und von Hamacher nur im Sterben am Schreien verhindert seyn solle. Daß dies auch die Meinung des Hrn. von Sandt gewesen sey, darüber findet sich in seiner eignen Schrift folgende höchst merkwürdige Stelle (S. 324): „Darüber sind alle Juristen und Nichtjuristen einig, daß Hamacher ganz anders vertheidigt werden mußte, und wahrscheinlich mit Glück ganz anders vertheidiget werden konnte, als er vertheidiget worden ist, so wie, daß hierzu die wirksamsten Momente vorlagen. Aber dann hätten freilich die Hamacherschen Aussagen als Basis angenommen werden müssen."

b) Unerklärlich bleibt dem Verf. immer, daß Hr. von Sandt über alle seine Conferenzen mit dem Hamacher gar keine Verhandlungen aufgenommen, sich nicht einmal Notizen gemacht hat. Unerklärlich bleibt ihm, daß nicht auf der Stelle alle Umstände verificirt worden sind. Nicht zu erklären weiß er sich den langen Verzug vor der Protocollirung des Hamacherschen Geständnisses, und den abermaligen Verzug bei der Protocollirung der Zurücknahme desselben (S. 244).

c) Höchst unbefriedigend findet er die Antworten des Hrn. v. Sandt auf die ihm vorgelegten Fragen: warum er zu den Conferenzen mit Hamacher Wein, und jedesmal zwei Flaschen, ins Gefängniß bringen lassen? warum er denselben ins Cachot werfen lassen? warum er von der heimlichen Anwesenheit des Polizeiinspector Schöning bei der einen Conferenz früher, und selbst in seiner umständlichen Relation an den Generalprocurator Birk im Jahre 1818, gar nichts erwähnt habe, sondern davon erst nach mehr als einem Jahre die Rede gewesen sey? Auf die letzte Frage hat Herr von Sandt zu vernehmen gegeben (S. 388): „er habe es unter seiner Würde gehalten, sich auf das Zeugniß eines seiner Untergebnen zu berufen." Warum bestellte er denn wohl denselben zum Horchen? Warum hielt er denn später diese Berufung nicht unter seiner Würde? Auf die zweite Frage hat er geantwortet: „es sey der größeren Sicherheit und Absonderung wegen geschehen (S. 299)." Es ist aber ausgemittelt, daß diese Zwecke in den oberen Gefängnißstuben, wohin auch Hamacher nach abgelegtem Geständnisse gebracht worden ist, eben so gut erreicht werden konnten. Und wozu denn die übrigen negativen Torturmittel, womit auf diesen Gefangenen, und seinen Bruder gestürmt wurde? Die Ausflucht, welche auf die erste Frage vorgebracht worden ist, und ihre Unwahrheit, kennen die Leser bereits.

d) Noch weniger befriedigen kann es, wenn Hr. von Sandt auf die Frage: wie er, der als Schiedsrichter das Urtheil unterschrieben hatte, daß Fonk keine Unrichtigkeit in seiner an Schröder gegebenen Rechnung begangen habe, nichts destoweniger am folgenden Tage die Anklage gegen denselben auf einen dringenden Verdacht begangenen Betruges gründen können? die Antwort gibt: „er habe als Schiedsrichter nur den Auftrag gehabt, die Rechnung von Fonk und Schröder auseinanderzusetzen, keineswegs zu untersuchen, ob Betrug in den Büchern vorhanden war (S. 352)?" Wie war es wohl

möglich, das erstere zu bewerkstelligen, ohne das letztere zuvor zu erörtern? Auch ist anjetzt erwiesen, daß, als Fonk seine Klage einmal bei dem Handelsgerichte angemeldet hatte, und Schröder nun vergeblich alles aufbot, um denselben zum Vergleiche zu bringen, in einer Conferenz mit Schröder und seinen Sachwaltern beschlossen wurde, den Hrn. v. Sandt zum Schiedsrichter zu wählen (S. 419), „weil schon damals bekannt war, wie derselbe über Fonk denke, und letzterer, wenn er sich diesem Mann gegenüber gestellt sehe, schon mürbe und zum Vergleich willig werden werde." Es ist nicht minder erwiesen, daß Hr. v. Sandt sich alle Mühe gegeben hat, als Schiedsrichter einen Betrug oder Fälschung zu entdecken, und daß er (S. 389) zu dem Ende persönlich bei Fonk's Kunden herumgegangen ist, um Erkundigungen einzuziehen; aber vergeblich.

e) Die Krone von Allem aber dürfte das seyn, daß zu derselben Zeit, als dem Hamacher weiß gemacht wurde, Fonk verunglimpfe ihn und seine Frau, ihm auch vom Hrn. Effertz und vom Hrn. v. Sandt eine Stelle aus einem Briefe vorgelesen wurde, nach welcher Fonk ihn einen dummen ehrlosen Kerl nannte. Dieser Brief mußte vor der Assise hervorgesucht werden, und siehe da, es stand darin: ein dummer ehrlicher Kerl (S. 395).

Die preußische Staatszeitung oder Hr. Benzenberg muß dem Publicum etwas Falsches berichtet haben. Denn die erstere erzählt mit bestimmten Worten, daß die Geschwornen bei der zweiten Frage einhellig das Schuldig ausgesprochen, und daß bei der ersten die Richter ebenfalls für das Schuldig gestimmt hätten. Der letztere aber versichert, daß die zweite Frage durch eine Stimmenmehrheit von 8 gegen 4 Stimmen entschieden worden sey (S. 558); und daß das Gericht den Beschluß gefaßt habe, über die erste Frage nicht mehr abstimmen zu dürfen, weil der Ausspruch der Geschwornen schon publicirt worden war (S. 556). Der Verf. zieht hieraus den Schluß, daß das ganze Erkenntniß null und nichtig sey, weil die beiden Entscheidungen der Jury einen innern Widerspruch enthielten. Dieselbe wurde nämlich befragt: ob Fonk an der Ermordung Cönens als Thäter, oder als Gehülfe, oder als Urheber, schuldig sey? Letzteres ließ die Jury ganz unbeantwortet; das erste haben 7, und das zweite 8 Stimmen mit Schuldig beantwortet. Da es aber am Tage liegt, daß Niemand zu gleicher Zeit Mörder und Gehülfe beim Morde seyn kann; so müssen nothwendigerweise 3 Stimmen bei Beantwortung der zweiten Frage sich selbst widersprochen haben. Daß auf beide Fälle die gesetzliche Strafe dieselbe ist, thut nichts zur Sache, weil die Geschwornen die Strafe nicht bedenken sollen. Wahrscheinlich kommt dieser Punct beim Cassationshofe auch zur Sprache!!

12.

Nachrichten aus Schweden.

Die in Upsala studirenden Jünglinge haben es, während des letztverflossenen Frühlings-Semesters, mit einander verabredet, auf ihre Kosten dem Fürsten der Botaniker, Carl Linné, ehemaliger Zierde dieser Universität, eine colossale Statüe zu errichten. Unser Landsmann, der berühmte Bildhauer Byström, hat sich anheischich gemacht, dieses Werk noch vor dem Jahre 1824 zu vollenden. Als Herr Professor Geyer das Rectorat niederlegte, machte er in seinem Programm die Bemerkung, daß die Geschichte kaum ein ähnliches Beispiel aufbewahre, es sey denn das der akademischen Jugend zu Pavia, die dem Torquato Tasso auf eigene Kosten eine Bildsäule errichten ließ.

Die Anzahl der in Upsala, während dieses Semesters, Studirenden ist 999 gewesen; sämmtlich daselbst gegenwärtig in jenem Zeitraum. — An dem prächtigen zu einer neuen Universitäts-Bibliothek bestimmten Gebäude, dessen Grundstein von Sr. Maj. dem Könige auf einem hochliegenden freien Platze in der Stadt gelegt wurde, wird nun emsig fortgebaut. Die Façade ist 128 Ellen lang; das Haus wird 3 Etagen enthalten, worunter 2 in diesem Jahre in ihren Grundmauern werden fertig werden.

Herr Dr. Wahlenberg befindet sich seit Anfang des Junius auf einer Reise innerhalb des Vaterlandes; die Akademie der Wissenschaften bestreitet die Reisekosten. Auf Kosten dieser nämlichen Akademie bereiset ein Studirender, Namens Marklin, die nördlichen Theile Norwegens, um über die Seethiere in den nördlichen Meeresbuchten Untersuchungen anzustellen. — Das südliche Norwegen besucht der Chemiker Hisinger, der durch seine geologischen Bemerkungen während einer Reise in Schweden bekannt geworden; er ist von einem jungen Mann, Namens Wahlberg, begleitet, einem Botaniker aus Upsala, der eine Flora Gothoburgensis verfaßt hat.

Den Prof. Berzelius hat Se. Maj. zum Commandeur des Wasa-Ordens ernannt; den Dichter Tegnér in Lund zum Ritter des Nordstern-Ordens; den Prof. Geyer in Upsala zum Historiographen bei den königl. Orden. Der Graf Sköldebrand, General, Staatsrath u. s. w., hat Sjöberg's Platz in der schwedischen Akademie erhalten.

Laut den letzten Nachrichten ist der Gesandschafts-Prediger Berggren von Cairo glücklich zurückgekommen. Dieser Reisende hat den Libanon besucht, und die Religion der dort ansässigen Drusen genau studirt, über welchen Gegenstand er Nachrichten von Belang verspricht; das Merkwürdigste aber in diesen seinen Reisen durch Syrien, Palästina und Aegypten ist der Umstand, daß er auch in Hauran, und in den vor Seetzen den Europäern durchaus unbekannten östlichen Gegenden jenseits des todten Meeres gewesen. Beide haben sie die Ruinen der Stadt Gerrasa mit denen von Palmyra verglichen. Hr. Berggren ist aber nach Osten weiter vorgedrungen, als es von irgend einem Andern bekannt geworden: er hat nämlich drei Tage und Nächte in jener berühmten Stadt Bosra zugebracht, von welcher die Nachrichten aus dem Mittelalter und die Geographen im Orient gesprochen; unser Reisender schlief in Saladin's Palast.

Neulich im Druck erschienene merkwürdige schwedische Bücher.

Acta Reg. Societ. Scient. Upsal. Vol, VIII, 4. Sie enthalten: 1) Schwedische Petrificate von Wahlenberg, durch die reiche, in ihrer Art einzige Sammlung der Soc. der Wissenschaften zu Upsala veranlaßt. 2) Auszüge aus den Handschriften des Geometers Klingenstjerna. 3) Ueber die Reduction imaginärer Größen zur einfachsten Form, v. J. Nordmark. 4) Zwei naturhistorische Abhandlungen, von Thunberg. 5) Beiträge zur Flora der Insel Gottland, von Rohan und Wahlenberg. 6) Zwei Monographieen über die Gattung Clytra und Gyrinus, von Forsberg, Demonstrator der Botanik. 7) Eine antiquarische Abhandlung: Ueber den Luxus am Hofe des Königs Magnus Smek, von J. H. Schröder, Mag. Doc. und Münz-Wardein. 8) Biographie des Reichs-Historiographen Celse.

Der neuen Einrichtung gemäß, gibt die königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm jährlich zwei Bände ihrer Abhandlungen heraus. Die Akademie hat sich in den nächstverflossenen Jahren vorzüglich mit der Abfassung chemischer, naturgeschichtlicher und mathematischer Abhandlungen beschäftigt; als Verfasser sind zu nennen: Berzelius, Thunberg, Dalmann, Wisiström, Swenberg u. s. f.

Das 5te Heft der periodischen Schrift Swea enthält: 1) ein episches Bruchstück von Franzén; 2) eine Abhandlung von Wahlenberg über Linné und seine Wissenschaft; 3) eine von Anmerkungen und Zusätzen begleitete Exposition der Ritterschen Vorhalle der europäischen Volkergeschichten, von W. J. Palmblad, Doctor der Philosophie.

(Der Beschluß folgt.)

Bedenken. Ganz und gar grundlos ist die Anschuldigung von Verfälschung der Bücher gewesen. Wohl sind in dem Hauptbuche an zwei Orten, zur Fortsetzung der Eintragungen, mehrere Bogen Papier beigeheftet, (S. 357) und im Journale ebenfalls an zwei Stellen 1½ Bogen herausgenommen worden; allein dies ist auf eine in die Augen fallende Art geschehen, wobei keine Täuschung möglich ist, und überdem lange vor Cönen's Ankunft in Cöln, wie die Paginirung und die fortlaufenden Nummern der Eintragungen beweisen. Außerdem haben Fonk's Comtoirbediente einigemal zwei, statt einem Blatte, umgeschlagen, wodurch leere Seiten entstanden sind, so wie sie bei der Paginirung einmal falsch gezählt haben. Hierbei ist überall jedoch nicht die entfernteste Spur einer Fälschung (S. 155 und 357). Wenn denn also nicht die mindeste Veranlassung ersichtlich ist, warum Fonk Cönen's Tod gewünscht haben sollte, vielmehr dessen Leben vom höchsten Interesse für ihn war; so fragt der vernünftige Mensch mit Verwunderung: warum soll Fonk für den Mörder gehalten werden?

B. Es setzt ferner die Möglichkeit der Begehung dieses Verbrechens von ihm die Möglichkeit voraus, daß Cönen zu ihm gekommen sey, daß aber auch

1) Fonk gewiß wußte, er sey allein zu ihm gegangen und keine Seele wisse darum (S. 529). Denn außerdem würde es eine Raserei gewesen seyn, jenen todt zu schlagen, indem bei seinem Verschwinden die Entdeckung unvermeidlich war. Daß aber Fonk hiernach sich erkundiget habe, davon sagt Hamacher kein Wort, sondern erzählt vielmehr ganz andere Gespräche.

2) Was konnte Cönen bei Fonk wollen, und warum hätte er seinem Principale diesen Gang verheimlichet? Nichts kann abscheulicher seyn, als den Verstorbenen, der im Leben seinem Machtgeber mit Eifer und Treue gedient hat, im Tode zum Spitzbuben machen zu wollen. Also um noch einmal Fonk's Bücher nachzusehen! Aber um halb 11 Uhr des Nachts und heimlich? Man hat sogar vorgegeben, er habe seinen vergessenen Regenschirm um diese Zeit abholen wollen, obgleich er gar keinen hatte, sondern mit unter Fonk's Schirm am Tage ging.

3) Der Verf. findet es ebenfalls am wahrscheinlichsten, daß Cönen vom Markte weg zur Florentinerin gegangen sey (S. 282), sich aber auf dem Wege zu ihr oder auf dem Rückwege in Cölns engen und krummen Gassen verirrt habe, und in einem ganz entlegnen Theile der Stadt in einer solchen Gasse angefallen und beraubt worden sey. Er findet dies darum sehr wahrscheinlich, weil dergleichen Vorfälle dort durch die Hungersnoth von 1816 so häufig veranlaßt wurden, daß die Gesetzgebung sich einzuschreiten genöthigt sah, und weil bei Cönen's Leiche, außer seiner Brieftasche, kein Pfennig Geld und seine silberne Tabaksdose nichts gefunden wurde, endlich weil nun auch dessen Pfeife auf eine verdächtige Art zum Vorschein gekommen ist (S. 233). Daß die Uhr noch in seiner Tasche gewesen, stehe dem nicht entgegen, weil die Fälle häufig vorkämen, wo den Beraubten die Uhr gelassen worden, theils aus Uebereilung, theils absichtlich, weil daran sich die Entdeckung der That allzu leicht reiht (S. 287).

C. Da sonach gar keine Anzeige vorhanden ist, wodurch Fonk verdächtig gemacht würde; vielmehr alle Umstände das Gegentheil bezeugen; so ist die Anschuldigung Hamacher's der einzige Anklagegrund. Aber welchen Glauben verdient überhaupt die Anschuldigung eines Verbrechers, die durch nichts unterstützt wird, vielmehr in vielen Stücken als unwahr sich darstellt, und überdem von dem Beschuldigenden selbst widerrufen ist? Daß er sich selbst zugleich mit anklagt, gibt ihr keine größere Glaubwürdigkeit. Wer einige Erfahrung in der Criminalwelt hat, weiß, daß dies schon öfter fälschlich geschehen ist. Im vorliegenden Falle läßt sich sogar die Spur und der ganze Gang der Erdichtungsgeschichte verfolgen. Der Verf. erklärt, daß er es für eine ausgemachte Sache halte, daß das ganze Hamacher'sche Geständniß eine gehaltlose Erdichtung sey. Er ist indessen

1) nicht der Meinung, daß Hr. v. Sandt absichtlich und mit dem Vorsatze, dadurch dem Fonk zu schaden, dem Hamacher diese Erzählung einstudirt habe, sondern daß vielmehr dieselbe des letztern eigne Erfindung sey; jedoch Hr. v. Sandt und Hamacher sich beiderseits übereinander im Irrthume befunden, und durch ihre irrigen Vorstellungen die große Verdunklung der Wahrheit befördert hätten. Diese Ansicht der Sache ist neu, und von dem Verf. gut durchgeführt worden. Der gemeine Mann hat, sagt er, eine ganz eigne Vorstellung von der Justiz. Er betrachtet sie nicht als eine Anstalt, das Recht zu hegen; sondern als ein gut zusammengesetztes System, das Volk im Zügel zu halten und besonders dem gemeinen Mann seine Unterordnung fühlbar zu machen. Dieser Gedanke mußte bei Hamachern durch die Art seiner Arretirung, seiner Gefangenhaltung und seiner Behandlung im Gefängnisse nur noch bestärkt werden (S. 305). Noch mehr aber wurde er darin bestätiget durch die Versicherungen und Nachrichten, die ihm Esser brachte. Daß dieser auf besondern Befehl des Hrn. v. Sandt zu dem Hamacher gesetzt worden sey, ferner daß Esser während dieser Zeit häufige Conferenzen mit dem Hrn. v. Sandt gehabt habe, ist vollständig erwiesen (S. 320). So gewann Hamacher die Ueberzeugung, daß er, einmal in den Händen der Inquisition befindlich, auf keine Weise ohne allen Schaden davon kommen würde; daß die feste Behauptung seiner Unschuld ihm zu gar nichts nutzen könne, sondern daß er nur darauf Bedacht zu nehmen habe, wie er auf die möglichst wohlfeile Art sich mit der Justiz abzufinden vermöge. Durch Esser's Nachrichten war ferner der Glaube in ihm erzeugt worden, daß Fonk den Cönen ermordet haben müsse; daß derselbe solches jedoch nicht gestehen wolle; und daß der Justiz vorzüglich daran gelegen sey, diesen nur zu überführen. Hamacher zweifelte daran nicht, denn was hätte sonst den Hrn. Foveaux bewegen können, ihm 4000 Rthlr. durch Esser bieten zu lassen, dafern er den Todschlag auf sich nehme und seinem Schwiegersohn zu seiner Freiheit verhelfe. Daß Esser dieses erlogen haben könne, daran dachte seine Seele nicht. Wie fest er vielmehr hiervon, und in Folge dessen von der Schuld Fonk's, überzeugt war, ergeben die mehrmaligen Erklärungen, welche er dieserwegen seinem Beichtvater gemacht hat, dessen ausführlicher und höchst wichtiger Bericht jetzt erst zu den Acten gekommen ist (S. 335). Er glaubte also in der Hauptsache nichts Unrechtes zu thun, wenn er bei seiner eigenen Absindung mit der Justiz von der Voraussetzung ausginge, daß Cönen durch Fonk erschlagen sey, und es kam nur noch darauf an, die Erzählung der Art und Weise so einzurichten, daß sie zu den Umständen passe und wahrscheinlich sey, und daß sie zugleich ihm selbst nur eine leidliche Strafe zuziehen könne. Als er einmal auf diesem Wege war, wurde er in seinem Vorhaben durch die neuen Verhetzungen angefeuert, daß Fonk von ihm und seiner Frau niederträchtige Dinge rede. Wie sehr dies auf ihn gewirkt, und wie fest er darauf bestanden hat, nichts Unrechtes daran zu thun, wenn er gegen Fonk das Wiedervergeltungsrecht ausübe, und nun gleichfalls von demselben Unwahrheiten erzähle, erhellet ebenfalls aus seinen, hierüber gegen seinen Beichtvater und gegen das Gefängnißpersonal gemachten Erklärungen. In diesem Zustande begehrte er, den Hr. v. Sandt persönlich zu sprechen. Aus dessen ganzem Benehmen und allen seinen Fragen konnte Hamacher leicht abstrahiren, daß auch dieser die Ueberzeugung hege, Cönen sey durch Fonk ums Leben gekommen, und daß derselbe erpicht darauf sey, denselben zu überführen. Noch war Hamacher mit der Zusammensetzung seiner Ermordungsgeschichte lange nicht fertig. Dies erhellet aus zwei Thatsachen, die Hr. v. Sandt selbst angeführt hat. Bei der dritten Zusammenkunft nämlich soll

Hamacher, als er mit der Sprache nicht recht herausgewollt habe, auf die Bemerkung: „er werde wohl mehr von der Sache wissen, zumal er selbst schon zugestanden, daß Fonk ihm eingeschärft habe, er möge sich nur gut halten;" in die Worte ausgebrochen seyn: „So soll ich es denn sagen, daß es Fonk selbst gethan hat (S. 231)?" Ferner hatte er dem Hrn. v. Sandt erzählt, daß er Cönen's Leiche mit einem Riemen zusammengebunden habe, den Fonk von einem in der Packkammer hängenden Pferdegeschirre abgenommen und ihm gegeben habe. Als bei der hierauf vorgenommenen Haussuchung sich indessen wohl das Pferdegeschirr vorfand, aber daran kein Riemen fehlte oder nicht dazu paßte; so blieb bei der Protocollirung des Geständnisses das Geschirr ganz weg. Noch schrieb Hamacher in jener Zeit einen Brief an seine Frau des Inhalts (S. 239): „ich glauben, ich muß sagen den 2ten Nov., das wär zu meinem Vorteil besser, und den 5 iß er die dreb erunder kommen, und sagden in sich, ich wert dich Kerl aus dem Weg schaffen." Aus alle dem liegt klar am Tage, daß Hamacher seine Mordgeschichte nur nach und nach zusammengesetzt hat (S. 326), wobei ihn indessen die Fragen des Hrn. v. Sandt belehrten, worauf es ankomme, und dessen Einwendungen, was unbrauchbar sey und nicht für Wahrheit genommen werde. Dessen Leutseligkeit und Geduld, seine Zusicherung, ihn nicht nur, nach abgelegtem Geständnisse, aus dem Cachot in ein besseres Gefängniß bringen zu lassen, sondern auch für seine Vertheidigung zu sorgen, erregten in ihm sogar den Wahn, daß er gewissermaßen ein Gehülfe der Justiz sey, und daß Hr. v. Sandt diejenigen belohnen würde, die dabei hülfreiche Hand geleistet hätten, wie aus demselben Briefe hervorgeht. Mit dem Theile der Geschichte, der die Ermordung enthielt, konnte Hamacher bald zu Stande kommen, da er die Localität des Fonkschen Hauses genau kannte. Aber vieles Kopfbrechen machte es ihm, wie die Leiche aus dem Hause in den Rhein zu bringen sey. Seine desfallsige Noth klagte er den Gefangenwärtern und seinem Vertrauten Esser. Dieser gab ihm zuerst den Rath, den Leichnam durch eine Schießscharte zu stecken, und so aus der Stadt zu bringen. Dies ging aber nicht, weil dazu der Körper zu dick war. Nun sagte Esser, daß ein Mann von Bensberg sich erboten hätte, für 1000 Rthlr. es vor Gericht zu übernehmen, daß er den Leichnam fortgeschafft habe; brachte aber einige Tage später die Nachricht, daß dieser Mann sich anders besonnen habe. Endlich kam Hamacher auf seinen Bruder, und schrieb deshalb an diesen ein Billet des Inhalts (S. 327): „Lieber Broder ich hoff du wirst mich nicht im Stich lassen, bei dieser Gelegenheit und die Sach wohl erklären wie ich gethan habe, du hast nichts zu befürchten." Also schon damals wußte Hamacher, daß seine Aussage für seinen Bruder keine Strafe herbeiführen könne. Woher mochte er das wohl wissen? Von sich selbst wohl schwerlich! Es ist eben so merkwürdig, daß er dieses Billet dem Hrn. v. Sandt zur Besorgung übergeben hat. Indessen hat dieser es nicht abgegeben, es aber auch nicht zu den Acten gebracht, sondern angeblich verlegt, und erst während der Assise wieder gefunden und überreicht. Der Verf. hält dies für einen Beweis seiner Meinung, daß Hr. v. Sandt das Bekenntniß Hamacher's für aufrichtig gehalten habe.

(Der Beschluß folgt)

Pamiatniki Rossiskoi Slovesnosti XII wieka d. h. Denkmähler der russischen Literatur des XII Jahrhunderts. Moskau 1822. 4. XLI. 258 S.

Unter diesem Titel erschien gegen das Ende des vorigen Jahrs auf Veranstaltung des Reichskanzlers Grafen Rumanzoff eine für die Geschichte der russischen Sprache und Literatur höchstwichtige und auch in der Reihe allgemeiner antiquarischer Forschungen zu berücksichtigende Sammlung. Einige der darin enthaltenen Schriften waren zwar schon durch den Druck bekannt geworden, jedoch nur in mangelhaften, unkritischen Ausgaben; andere aber lagen, seit Jahrhunderten vergessen, in Kloster-Büchereien, bis sie nun durch die Freigebigkeit des Reichskanzlers, mit eifriger Sorgfalt des um russische Antiquitäten so sehr verdienten Hrn. Kolaidowitsch in Moskau, zu Tage gefördert und in aller typographischer Pracht weiterer Vergessenheit entrissen worden sind. Die Sammlung beginnt mit den Werken des heiligen Cyrill, Bischofs von Turoff, meist ascetischen Inhalts. Die Schicksale Rußlands im dreizehnten und den folgenden Jahrhunderten entrissen diesem Reiche große Länderstrecken, die nur in der neuesten Zeit wieder mit demselben vereinigt worden sind. Das Bisthum Turoff ging mit andern Ländern verloren, selbst der Name der Stadt, welche der Sitz eines Bischofs und den Byzantinern noch im funfzehnten Jahrhundert unter dem Namen ἡ τουρούβη bekannt gewesen war, verscholl und läßt sich nur mühsam und muthmaßlich in dem Flecken Duroff, im jetzigen Gouvernement Minsk nachweisen. Die Stadt und den Dom, worin der heil. Cyrill seine beredte Stimme erhoben, hat die Zeit bis auf den Namen vertilgt, aber seine Worte haben sich sogar noch in den Schriftzügen des nächsten Jahrhunderts nach ihm erhalten und erfreuen und bewegen wie damals. Mit Recht sagt der gelehrte Herausgeber, Hr. Kolaidowitsch, in der Vorrede: „Im Laufe von zweihundert Jahren nach der Einführung der christlichen Religion empfing Rußland von Byzanz Ausbildung und Geschmack. Dieser war zwar nicht mehr rein aber auch noch nicht ganz verdorben. Man erkannte im Johannes Chrysostomos mit Fug ein nachahmenswehrtes Muster. Unter seinen würdigsten Schülern steht der heil. Cyrill von Turoff." — Seinen Werken folgen in der Sammlung viele kleinere von verschiedenen Verfassern, worunter freimüthige Hirtenbriefe an die damaligen Fürsten Rußlands und andere Schriften kirchlichen Inhalts. Wir wollen aus dem Schreiben eines Mannes, der Daniel hieß und den der Fürst Georg Dolgoruki aus unbekannten Ursachen an den See Latsche (im jetzigen Gouvernement Olonetz) verbannt hatte, als Proben des Geistes und Ausdrucks jener Zeit, ausheben: „Du Herr, mein Fürst, schreibt er, nicht das Meer versenkt die Schiffe, sondern die Winde; nicht das Feuer macht das Eisen erglühen, sondern das Blasen des Balges: also verfällt der Fürst nicht selbst in mancherlei Böses, aber seine Räthe verführen ihn. Mit guten Räthen erlangt der Fürst einen hohen Fürstenstuhl, mit schlechten aber geht er auch einer geringen Herrschaft verlustig." — Weiter sagt er: „der Krebs ist unter den Fischen kein Fisch und die Fledermaus unter den Vögeln kein Vogel, also ist der unter Männern kein Mann, dem seine Frau gebietet, und die ist keine Frau unter Frauen, die sich vom Manne weg, andern ergibt; auch ist dies keine Arbeit unter den Arbeiten, den Wagen schieben, worauf die Frau sitzt." Von sich selbst spricht er: „Mein Fürst, schau nicht auf mein Gewand, sondern in mein Inneres: denn mein Gewand ist arm, aber mein Geist ist reich; stell ein Gefäß unter den Strom meiner Zunge, auf daß meine Worte süßer wie Honig hineintröpfeln. — Ich bin nicht über das Meer gereiset und habe keine Weisen gehört, aber wie die Biene auf mancherlei Blumen, so warf ich mich auf viele Bücher und habe süße Worte gesammelt und Weisheit und verwahre es, wie der Seefahrer einen Schlauch süßen Wassers." — Wohl ist es zu wünschen, daß diese Sammlung weiter und auf die folgenden Jahrhunderte fortgesetzt werde.

121.

worden seyn müsse, die vorher keinen Plan gemacht haben, noch machen konnten. Ist aber ohne diese Uebersichtlichkeit das Urtheil ein blindes Tappen — so werden unsre Würfel immer noch ihren Werth behalten. Es ist indessen nicht blos der Mangel an Licht in der Erkenntniß, der den Ausspruch der Jury bedenklich macht; noch gefährlicher ist die Finsterniß, die sie selbst unbewußt, hineinträgt. Denn alle Leidenschaften und Vorurtheile verdunkeln das Licht der Erkenntniß. Welche Bürgschaft aber gibt es, daß die Männer des Volks, welche aus demselben auf den Richterstuhl gesetzt werden, nicht die Volksmeinung und Gesinnung mitbringen? Der Eid? Verändert er die Gesinnung, oder hebt er den unwillkürlichen Einfluß der Meinungen und Vorurtheile auf? Daß das Volk am Rheine außerordentlichen Antheil an diesem Processe genommen und sich förmlich in Factionen getheilt habe, berichtet der Verf. selbst. Zu welcher Partei mag wohl jeder Geschworne gehört haben? Der Verf. berichtet ferner, daß die gemeine Meinung, diesen Ausdruck in seiner zwiefachen Bedeutung genommen, den Angeklagten stets für schuldig erklärt habe. Er zeigt sogar (S. 467), wie dies bei der Vorliebe der Menschen für das Wunderbare, Erstaunliche und Gräßliche, das sich in dem Absatze der abscheulichsten Geschichten bis zu den Wallfahrten zum Fürsten von Hohenlohe offenbart, gar nicht anders seyn könne; und wie dem großen Haufen weit weniger an der Ausmittelung der Unschuld, als an der Erhaltung des Unerklärlichen und für ihn eben darum Interessanten gelegen sey. Zwar hat der Präsident der Assise die Geschwornen ermahnt, sich von äußern Einwirkungen frei zu erhalten, und eben darum keine von den in dieser Sache erschienenen Schriften zu lesen. Der Verf. versichert überdem, daß die Geschwornen sichtlich vermieden, mit Jemandem von dem Processe zu sprechen. Zugleich erzählt er aber auch, daß gewöhnlich die Geschwornen, die nicht einheimisch sind, die meiste Zeit außer den Sitzungen in den Weinhäusern zuzubringen pflegten, wo über die Tagesangelegenheiten am lautesten gesprochen wird. Sprechen sie also auch selbst nicht mit; so hören sie doch viel, und natürlich am meisten das, was die meisten Stimmen hat. Im Grunde kommt also der Vf. mit Hrn. Kreuser darin überein, daß weit eher die Volksmeinung sich durch das Geschwornengericht aussprechen müsse, als davon ein in sich selbst rechtsbegründetes Urtheil zu erwarten sey. Bei dem Allem ist er ein großer Verehrer der Jury, hauptsächlich um ihrer politischen Wichtigkeit willen, und bedauert nichts mehr, als daß dieser Proceß ihr viele Menschen abwendig machen werde, wie dies nicht anders seyn könne. Um dies zu verhüten, schiebt er die größten Vorwürfe, die ihr daraus gemacht werden können, dem nunmehr entschlafenen Napoleon zu, „der ein seltenes Talent besaß, alle Institutionen zu vergiften, welche der bürgerlichen Freiheit günstig sind." Unleugbar gereichen die allermeisten Abänderungen, die man in Frankreich mit der englischen Jury vorgenommen hat, nicht zu ihrem Vortheile. Das Institut hat dadurch seinen wesentlichen Charakter ganz eingebüßt. Vorzüglich sind es zwei Dinge, die der Verf. als die Quelle alles Verderbens tadelt, nämlich einmal die Willkür bei der Arretirung und bei der Einsperrung auf Absonderung; (mettre au secret) und zweitens die geheime Inquisition und Vernehmung des Angeschuldigten und der Zeugen (S. 483). Die öffentliche Wiederholung derselben hilft wenig, da der geschriebene Buchstabe bleibt, und immer darauf zurückgegangen wird. Schlimmer noch ist das einsame Gefängniß und die Behandlung in demselben. Sie ist schlimmer, als jede andre Tortur, weil sie unfehlbarer wirkt, und gleichwohl das dadurch ausgepreßte Geständniß nicht einmal als ein extorquirtes betrachtet wird. Eine dritte Verschlechterung der Jury, die Napoleon zur Last fällt, ist, daß er das Institut aristocratisch gemacht hat, da es in England democratisch ist. Man würde hier schöne Augen machen, wenn nur die Meistbeerbten auf die Geschwornenlisten kommen sollten. Im Gegentheile sind alle Lords davon ausgeschlossen.

Außer diesen allgemeinen Fehlern der französischen Justizeinrichtung macht der Verf. noch auf die besondern aufmerksam, die in diesem Processe begangen worden sind. Er zieht sie in zwei Classen zusammen, indem er darthut, daß 1) das, was geschehen mußte, zu spät geschah, und 2) daß man trüben Quellen folgte. Wir setzen hinzu 3) daß nicht die unleugbar illegalen Schritte des Hrn v. Sandt gleich vom Anfang an cassirt, die Folgen davon aufgehoben, und die Unternehmung selbst geahndet wurde. Es steht anjetzt gerichtlich fest, daß derselbe weder befugt war, dem Fonk Gensdarmen ins Haus zu legen, noch den Hamacher im Arreste zu behalten, noch viel weniger denselben ins Criminal-Gefängniß bringen und dort an secret setzen zu lassen (S. 340). Nach den bestehenden Gesetzen waren alle diese Unternehmungen strafbar. Es ist aber gewiß, daß bis jetzt solche von keinem Gerichtshofe, noch von einem öffentlichen Ministerium, gerügt worden sind. Geschah dies aber auf der Stelle, wurden diese Handlungen zu rechter Zeit geahndet; so war es weiterhin nicht mehr möglich, die beiden Brüder Hamacher im Gefängnisse zu behandeln, wie geschehen ist. Ob alsdann der Proceß stehen würde, wie er steht, ist wohl zu bezweifeln. Ob eben diese Illegalitäten nebst der harten Behandlung der genannten beiden Brüder eine Nullität des ganzen Verfahrens herbeigeführt habe, wird man bald erfahren. Erwiesen aber ist, daß beide Brüder auf ausdrücklichen Befehl des Hrn. v. Sandt ins Cachot geworfen worden sind, daß sie im Winter keine Heizung erhielten, und daß ihnen sogar die Nahrungsmittel und der Schnupftabak, der ihnen von den Ihrigen gebracht wurde, vorenthalten werden mußte, genug daß die Behandlung von der Art gewesen ist, daß Adam Hamacher darüber wahnsinnig geworden ist.

Vollkommen pflichten wir dem Verf. darin bei, daß die allerwesentlichsten Dinge, die unverzüglich geschehen mußten, viel zu spät geschehen sind. Dies ist viermal geschehen.

Denn a) gleich nach Cönen's Verschwinden und sobald der leiseste Verdacht eines dabei eingetretenen Verbrechens sich erhob, mußte sofort an allen den Orten und wegen aller Personen, wo jener verkehrt hatte oder gewesen seyn konnte, Nachforschung gehalten werden, was keiner übel deuten konnte, weil es allen begegnete. Damals war es möglich, von einem jeden ganz genau angeben zu lassen, wo er vom 9ten bis 11ten Nov. 1816 gewesen sey, und die Gewißheit dieser Angaben außer Zweifel zu setzen. Damit waren alle spätern Irrungen über diesen Punct abgeschnitten. „Nach Monaten und Jahren ist nicht leicht irgend Jemand im Stande, diese Angaben zu machen, und wenn er dennoch genöthiget wird, solches zu thun, und darüber Zeugen zu laudiren; so werden die Aussagen so schwankend und unbestimmt seyn, daß es gerade so aussieht, als wäre Niemand seiner Sache gewiß (S. 123)." Ganz vorzüglich auffallend

b) ist es aber, daß bei der Arretirung des Adam Hamacher, da dieser auf der Stelle Zeugen vorbringen wollte, daß er am 10ten und 11ten auf der Kirmiß zu Sinnersdorf gewesen sey, von Hrn. Rath Efferz und Hrn. von Sandt die Antwort erhielt: das werde sich künftig finden, und daß diese Zeugen nicht vernommen worden. Erst nachdem er lange im Gefängniß gesessen hatte und von Andern die Versicherung erhielt, daß er sogleich frei gelassen werden müsse, wenn er das Alibi beweisen könne, ließ er sich durch seine Frau nach anderweitigen Zeugen umsehen. Bei der Assise sind über diesen Punct 60 Personen vernommen worden, die widersprechendsten Versicherungen vorgebracht haben, worauf aber der Verf. insgesammt nichts geben will, da der Landrath des Kreises dieser ganzen Gemeinde ein sehr schlechtes Zeugniß gibt und nicht in Abrede zu stellen ist, daß Viele sich zum Zeugnisse gemeldet haben mögen, blos um die damit verknüpfte Auslösung zu erhalten. Wirklich ist der Vorsteher dieser

Gemeinde vor versammeltem Gerichte einer Lüge, die er zum Nachtheil des Angeklagten begangen hatte, überführt worden.

c) Nach Hamacher's Aussage sollte Fonk am 9ten Nov. Nachmittags mehreremal aus der Conferenz zu ihm in den Keller gekommen seyn, um ihn auf den Abend zu bestellen. Nichts war natürlicher, als hierüber sofort den Schröder und Hahnenbein zu vernehmen; aber der letztere ist unbefragt gestorben, und von ersterem ist erst am 31sten Decbr. 1818 die Erklärung, daß Fonk keinen Augenblick die Conferenz verlassen habe, zu den Acten gebracht worden (S. 534). Bis dahin ist das Gegentheil immer frisch weg für richtig angenommen worden. Endlich

d) kann man sich nicht genug verwundern, daß nicht bei der Untersuchung zu allererst der Punct aufs Reine gebracht worden ist: ob Fonk eine Fälschung seiner Bücher oder einen Betrug begangen habe? „So gut dies am 6ten Jan. 1820 durch Urthel und Recht zu Gunsten Fonk's entschieden worden ist, konnte es auch am 6ten Jan. 1817 geschehen" (S. 354). Alle Anschuldigungen, die auf den vorgeblichen Betrug gegen Fonk gebauet worden sind, wären dann auf einmal zerstäubt. Schon in dem ersten Bescheide des Hrn. Verkenius, womit er den Verhaftsbefehl gegen Fonk abschlug, heißt es: „Es ist vom Betrüger zum Mörder noch ein sehr weiter Weg. Bevor man aber von jenem einen Schluß auf diesen wagen will, muß doch vor allen Dingen ausgemacht seyn, daß ein Betrug existire."

Der Gebrauch trüber Quellen ist es, was Fonk zu Grunde gerichtet hat. Denn

a) der erste Verdacht gegen ihn, ist durch die Ausdrücke Cönen's in seinen Briefen veranlaßt worden, in denen dieser ihn für einen Betrüger und Schurken erklärt. Cönen's ganzes Benehmen gegen Fonk würde gewiß anders gewesen seyn, wenn er nicht diese Meinung von demselben gehegt hätte. Es ist jetzt aber ausgemacht, daß ihm eben diese Meinung blos durch Schröder und durch Hahnenbein beigebracht worden sey (S. 243), und daß letzterer sogar das Hauptbuch für den Sitz des Betruges ausgegeben hatte. Wäre Cönen nicht so sehr ohne alle Erfahrung und Menschenkenntniß gewesen (S. 164), hätte er wohl gegen beider Versicherungen Zweifel hegen, und besonders auf der Stelle einsehen müssen, wie absolut unmöglich es sey, im Hauptbuche einen Betrug zu begehen. Hahnenbein war schon dadurch verdächtig, daß er seinen Herrn verrathen wollte; es ist aber auch ausgemittelt, daß derselbe schon seinen vorigen Principal bestohlen und betrogen hat (S. 191).

Von Schröder liefert der Verf. eine ausführliche Biographie (S. 24), nach welcher derselbe zu den Planmachern gehörte, die viel unternehmen, aber wegen Unbeständigkeit nichts zu Stande bringen; der bei mehrern Unternehmungen allemal seine Gesellschafter um ihr Vermögen gebracht hat, indem sie unvollendet aufgegeben werden mußten; der in Schulden bis über die Ohren steckte (S. 32), und der Jeden, der von ihm Bezahlung haben wollte, einen Schurken, und mit dem er aufrechnen sollte, einen Betrüger nannte. Leute der Art gibt es mehrere.

b) Diese Nachrichten waren wenigstens nur zufällig Schaden bringend. Indem man aber Menschen, wie Hilgers, van Hees, Esser und Wolf zu Werkzeugen obrigkeitlicher Unternehmungen machte und durch sie Andern Lügen aufheften ließ, versetzte man sich freiwillig in die Lage, nicht nur von den Lügnern selbst betrogen, sondern auch von den Belogenen zu irrigen Vorstellungen verleitet zu werden, weil man nicht mehr unterscheiden konnte, ob nicht die Lüge die Veranlassung zu dem war, was sie ferner sagten und thaten. „Aus solchen trüben Quellen kann man nur trübe Nachrichten schöpfen" (S. 124). Wer aber absichtlich seine Quellen trübt, muß von dem nicht vermuthet werden, daß er im Trüben fischen wollte?

Wer wird zweifelhaft seyn, welche Antwort dem Verf. zu geben sey, wenn er (S. 372) fragt: wie sich der Proceß wohl gestaltet haben möchte, wenn nicht so ungeschickt und so unlauter darin verfahren wäre? wenn nicht das Wichtigste verabsäumt worden, und die heilige Justiz mit dem Auswurfe der Menschheit umgeben worden wäre?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Fünf und zwanzig dramatische Spiele nach deutschen Sprüchwörtern, zur Unterhaltung für frohe Cirkel; bearbeitet von Julius v. Voß. Berlin, 1822.

Bei dem Wohlgefallen, welches man mit großem Rechte schon seit geraumer Zeit in freundschaftlichen Cirkeln an der Aufführung kleiner Dramen, und namentlich Sprüchwörter findet, kann ein Werkchen wie dieses schwerlich anders, als sehr willkommen seyn. Der Verf. ist durch mehrere, auf den deutschen Bühnen fortdauernd gangbare Stücke, hauptsächlich komisch-satyrischen Inhalts, bereits so beliebt, daß man das Büchlein schon mit erfreulichen Erwartungen zur Hand nimmt. Es wird auch wohl niemand, der nicht an Dramen von so geringem Umfange überspannte, hohe Forderungen macht, sich im Ganzen getäuscht finden. Herr v. V. ist dabei thunlichst auf Mannigfaltigkeit bedacht gewesen, und wenn ja bisweilen der Scherz etwas zu tief hinabsinken möchte (welches unter andern in dem als Anhang gegebenen, zwar lustigen, aber von Schimpfreden wimmelnden, letzten Sprüchworte der Fall ist), so bietet das Werkchen dafür in andern Stücken die glücklichste Haltung auf der, jedem Dichter in der Sphäre des Komischen schwer zu behauptenden schmalen Linie dar. Acht der gegebenen Sprüchwörter sind völlig ausgearbeitet, die übrigen aber mehr oder weniger ausführlich skizzirt. Gerade diese Skizzen scheinen besonders an ihrem Platze zu seyn, indem sie geistreichen Personen Gelegenheit gewähren, sich in dem Stücke mit größerer Freiheit zu bewegen und bei Wiederholung desselben immer neue Scenen und Lazzi anzubringen. Auch für Liebhabertheater (die sich aber freilich anjetzt in der Regel nur in schwachen Nachklängen längst verschollener, weinerlicher Familiengemälde gefallen) kann das Büchlein von gutem Nutzen seyn, insofern ihre Theilnehmer aus Personen von Geist und Bildung bestehen. Das Extemporiren, welches dermalen allerdings keine Sache für den Schauspieler gewöhnlichen Schlages ist, könnte auf solche Weise wieder etwas in Gang kommen. Dieses wäre um so mehr zu wünschen, da es, in Hinsicht auf die Posse, wenn es mit Verstand und Witz betrieben wird, durch den lebendigen Wechsel und die Leichtigkeit, mit welcher dabei jedes, in den Augenblick der Darstellung selbst fallende, zufällige Ereigniß benutzt werden kann, große Vorzüge auch vor der regelmäßigsten Aufführung eines, seinem ganzen Inhalte nach vom Dichter vorgezeichneten dramatischen Scherzes voraus hat.

Daß in vielen dieser kleinen Dramen der Name des dargestellten Sprüchworts ein, auch wohl mehrere Mal, den spielenden Personen in den Mund gelegt wird, ist ein nachtheiliger Ueberfluß, da bei der Aufführung solcher Sächelchen in Gesellschaften die Darstellungen als den Zuschauern zur Lösung vorgelegte Räthsel, mit betrachtet zu werden pflegen. Uebrigens bedarf es keiner außerordentlichen Gewandtheit und Geschicklichkeit, diesen Ueberfluß ohne Schaden für das Ganze aus den Stücken herauszunehmen.

17.

sen zunehmende Bevölkerung man in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm die vollständigsten Nachrichten findet, und worauf er deshalb seine Berechnungen hauptsächlich gegründet hat.

Eine Reihe von neun Volkszählungen, die von 1751 bis 1805 in Schweden statt gefunden haben, zeigt, daß in diesem Zeitraum die Bevölkerung des Landes sich von 2,229,611 bis auf 3,320,647 Seelen vermehrt hat, so daß in vier und funfzig Jahren ein Zuwachs von 1,091,016 Seelen stattgefunden hat, woraus man schließen kann, daß, wenn alle Umstände genau die nämlichen blieben, Schwedens Bevölkerung sich in etwas mehr als hundert Jahren verdoppeln würde. Dies Resultat, welches sich auf bestimmte Angaben gründet, ist weit entfernt von den Voraussetzungen des Hrn. Malthus. Gleichwohl scheint Schweden die meisten Bedingungen zu erfüllen, welche den Zuwachs des Menschengeschlechts begünstigen könnten. Die Luft ist gesund, das Land ist nicht mit Einwohnern überladen, so daß die vom Laster und dem Elende herrührenden Hindernisse der Bevölkerung dort wenig einwirken können; im Gegentheil werden die Heirathen durch alle von der Regierung abhängenden Mittel begünstigt. Auch hat Schweden während der ganzen Periode jener Volkszählungen keine großen Drangsale erlitten, welche die Bevölkerung gewaltsam vermindern konnten. Es geht daher aus diesem Beispiele mit Gewißheit hervor, daß unter gewissen Umständen die Bevölkerung eines Landes in etwas mehr als einem Jahrhundert sich verdoppeln kann. Wenn man jene schwedischen Volkszählungen untersucht, so findet man, daß die Zahl der Frauen, welche im Alter sind, Mutter zu werden, etwa ein Funftel der Gesammtbevölkerung ausmacht, wenn wir annehmen, daß dies Alter sich vom zwanzigsten bis zum fünf und vierzigsten Jahre erstreckt; — eine Berechnung, die auf alle Länder anwendbar ist, indem die Frauen, da wo sie sich vor dem zwanzigsten Jahre verheirathen, auch um desto früher aufhören, zu gebähren. Ferner ergibt sich aus den schwedischen Volkszählungen, daß sich die Zahl der jährlichen Geburten zu der der Frauen, die sich im Alter der Fruchtbarkeit befinden, durchgängig wie 1 zu 5 verhalten hat, woraus zu schließen ist, daß jede Frau im Durchschnitt vier Kinder in die Welt setzt. Diese Ergebnisse stimmen fast ganz oder doch mit geringem Unterschiede mit den statistischen Nachrichten über Holland, Frankreich, die Churmark, Neumark, Pommern, Halberstadt, Brandenburg und Wales überein. Es ergibt sich daher, daß die Bevölkerung in ihrem natürlichen Gange keineswegs so rasch fortschreitet, als Hr. Malthus annimmt.

Die Einwirkung der Einwanderungen auf die außergewöhnliche Zunahme der Bevölkerung des nordamericanischen Freistaats ist deshalb um so größer anzunehmen, weil die große Mehrheit der nach America auswandernden Europäer in der Blüthe der Jahre, und folglich jeder Auswanderer im Durchschnitt genommen, in Beziehung auf seine Fähigkeit zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts, zwei Individuen aus der Bevölkerung irgend eines europäischen Landes durch die Bank genommen, gleichzuschätzen ist. Dieser Umstand hilft erklären, warum die Bevölkerung der Vereinigten Staaten so rasch anwächst, obgleich die dortigen Ehen nicht fruchtbarer sind, als die anderer Länder; denn auch dort ergeben mehrere deshalb zu Rathe gezogene Geburtsregister im Durchschnitt nicht mehr als 4,312 oder 4,46 Geburten für jede Ehe.

Dies mag hinreichen, den Lesern des C. B. von der Lage des Streitpunctes zwischen den beiden ausgezeichnetsten Schriftstellern über die Bevölkerungsmaterie eine kurze Uebersicht zu geben. Schade, daß Hrn. Godwin's Werk, so fleißig gesammelte, anziehende Notizen und scharfsinnige Ideen es auch enthält, nicht in lichtvollerer Ordnung abgefaßt ist.

90.

Politische Literatur.

De la peine de mort en matière politique, par *F. Guizot*. Paris 1822. 185 S. 8.

(Beschluß aus No. 183.)

Es ist wohl zuweilen die Ansicht aufgestellt worden, als komme es nicht sowohl auf das unmittelbar durch die Todesstrafe verbreitete Schrecken als vielmehr darauf an, daß die Regierung durch strenge Vollziehung des Gesetzes ihre Kraft bewähre und zeige, damit es nicht so leicht jemand wage, sich gegen sie aufzulehnen. Auch dies konnte wohl in frühern Zeiten richtig seyn, wo die Hinrichtung eines mächtigen Großen alle seine Anhänger in Furcht setzte, und den Beweis lieferte, daß er doch den Gegnern nicht gewachsen gewesen sey. (Montmorency oder Cinq-Mars gegen Richelieu) Allein in dem jetzigen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft ist auch dies ein Irrthum. Keiner steht in unsern Tagen so hoch, daß die Regierung einer außerordentlichen Kraftanstrengung bedürfte um ihn zu ergreifen, und durch seine Bestrafung einen Beweis ihrer Macht zu geben nöthig hätte. Selbst die National-Convention hat durch das Blut, welches sie vergoß, nur ihre Schwäche verrathen, nicht ihre Gewalt vermehrt. Sie ist durch das Schrecken gefallen, welches sie um sich her verbreitete; sie hat sich selbst eben so schnell verzehrt als ihre Feinde; ja man kann wohl behaupten, daß gerade die eigene Furcht, das Gefühl ihrer Schwäche, die vornehmste Ursache ihrer Gräuelthaten gewesen ist. Schrecken ist keine Quelle wahrer dauerhafter Macht, welche schlechterdings nur darauf gegründet werden kann, daß eine Regierung das Gesetz klar erkennt und befolgt unter welchem sie steht; daß sie die im Volke herrschenden Begriffe von Recht und Pflicht richtig auffaßt, die Gefühle desselben versteht und vernunftgemäß befriedigt. Daher wird die Regierung bald durch den Krieg, bald durch den Frieden, bald durch Strenge, bald durch Milde ihre Macht erlangen, befestigen und üben können, je nachdem die besondern Verhältnisse des Volkes das Eine oder das Andere fordern. (Es gibt Staatsmänner, welche gerade umgekehrt, die Macht der Regierung dadurch zu beweisen, und was in der That fast einerlei ist, zu verstärken glauben, daß sie keinem Volkswunsche nachgeben, und ihn gerade je dringender er wird, desto hartnäckiger zu verweigern für ihre Pflicht halten. Ein sehr richtiges Princip, daß die Regierung nie zum Werkzeug und zur Dienerin des Volkswillens werden darf, wird hier so weit ausgedehnt, daß es falsch wird. Es wird das entgegenstehende vergessen, welches eben so unumstößlich ist als jenes, und mit ihm zusammengenommen die richtige mittlere Bahn bezeichnet, daß auch die Regierung der Entwickelung des Volkes keine willkürlichen Gesetze vorschreiben, und diese nur, in sofern sie die vernünftigen Bestrebungen der Zeit befördert, die natürlich-nothwendigen Wünsche befriedigt, pflicht- und naturgemäß leiten kann.)

Der Verf. beweist seine Sätze durch das Beispiel der buonapartischen Regierung, welche ihre Stärke auch gar nicht dem Schrecken, sondern lediglich einer richtigen Auffassung der Nationalbedürfnisse verdankte, und solche verlor, sobald sie sich über dieselben wegzusetzen einfallen ließ. Napoleon suchte so wenig Furcht zu erregen, daß er die gegen ihn angestifteten Complote sogar häufig verheimlichte. Das allgemeine Bedürfniß der Ordnung im Innern und des Sieges gegen Außen machte den 18. Brümaire; Napoleon regierte, wie er sich erhoben hatte, durch Ordnung und Kriegsglück, aber er fiel, in der vollen Kraft des Mannes, so wie er vom Siege verlassen wurde, und die innere Sicherheit Frankreichs durch ihn bedroht war.

Für die gegenwärtige Regierung kommt es demnach vor allen Dingen darauf an, richtig zu beurtheilen, welchen Ursachen sie ihre Wiederherstellung in Frankreich verdankt. Im

Allgemeinen hat das Bedürfniß des Friedens in Europa am meisten dazu beigetragen; die Wiederherstellung der Bourbons war für Europa, wie für Frankreich, ein Unterpfand des Friedens (und des sichern Besitzes und Bestandes) Allein im Innern ist es nicht wahr, daß Anarchie, Irreligiosität, Verachtung der Gesetze, Parteikämpfe und alle jene revolutionären Uebel, von welchen man jetzt soviel spricht, damals noch in Frankreich geherrscht hätten. Die verschiedenen Classen der Gesellschaft lebten ruhig neben einander, das Volk im Ganzen kümmerte sich nicht um die Eitelkeiten und Thorheiten Einzelner. Die Regierung war kraftvoll und fest gegründet. Die moralische Fäulniß der alten Zeit, jene Schamlosigkeit der Sitten, jene Auflösung der Familien, Unglaube, Verachtung alles Heiligen, jene Abneigung gegen alle Regel und jede Beschränkung (welche nicht vom Volke, nicht von philosophischer Theorie, sondern von einem sittenlosen Hofe, von einem verderbten Hofadel ausgegangen waren) hatten aufgehört. In dieser Hinsicht hatte die Restauration nichts wieder herzustellen.

Allein allem diesen fehlte doch die innere Grundlage und Haltung. Es war eine äußere Ordnung, aufrecht gehalten durch die starke Hand eines kraftvollen Mannes, aber nicht durch die Gesinnungen des Volkes. Napoleon selbst wollte nur durch Gewohnheiten, nicht durch Grundsätze herrschen, welche er fürchtete, indem er über sie spottete. Es fehlte die belebende Kraft der Rechtsidee, und es sollte alles nur von dem Willen des Regenten ausgehen. Dies fehlende zu ergänzen, war die eigentliche Bestimmung der Restauration; der äußern Ordnung des Volkslebens sollte sie die erforderlichen Grundlagen geben, indem sie das Gefühl für den Werth der Wahrheit und die Heiligkeit des Rechts in ihm erweckte, welches gleich bedeutend mit der echten Idee der Freiheit ist. Sie mußte die Ordnung, welche sie fand, sicher stellen für die Zukunft. Sie mußte die Garantien der rechtlichen Sicherheit, welche nur auf dem Papier der Constitutionen zu finden waren, wirklich in das Leben rufen. Das Bedürfniß derselben hatte der gegenwärtigen Regierung die Rückkehr nach Frankreich gebahnt, von diesen Ideen allein kann sie wahre dauerhafte Stärke erwarten. In seinen frühern Schriften pflegte der Verfasser dies so auszudrücken, daß die jetzige Regierung im Sinne der Revolution regieren müsse, und so großer Lärm auch über diese Behauptung erhoben worden ist, so wenig läßt sich doch im Wesentlichen gegen sie einwenden. Das was vor dreißig Jahren die Revolution zu einem unvermeidlichen Natur-Ereignisse machte, besteht noch mit unverminderter Stärke. Nicht ihre Verirrungen, ihre Uebertreibungen, ihre Parteikämpfe, wohl aber alles, was im Jahre 1789 auch für die Vernünftigen und Gemäßigten ein allgemeines Bedürfniß war, ist noch jetzt stärker, als alle Gewalt menschlicher Willkür.

Die Furcht ist also die dürftigste Quelle der Macht, wenigstens für eine französische Regierung. Sie ist noch unwirksamer, wenn sie nur angewendet wird, um die individuellen Zwecke und Vortheile der Machthaber, nicht um ein allgemeines nationales Interesse zu fördern. Das Verhältniß der Regierung zum Volke hat sich auch in dieser Hinsicht bedeutend geändert. Statt daß sie sonst es nur mit einzelnen Großen und mit einer aristokratischen Auswahl der Völker zu thun hatte, steht sie jetzt in allen ihren Forderungen und Handlungen immer dem Ganzen gegenüber. Ihre Gesetze treffen Alle; zu ihren Geldbedürfnissen müssen Alle beitragen. Es gibt für sie keine Großen und keine Geringen mehr; sie steht mit den Vorstehern des kleinsten Dorfes in eben so naher Berührung als mit den Häuptern der großen Corporationen des Staats Wenn es ihr hierdurch doppelt zur Pflicht gemacht wird, im Sinne des Ganzen zu handeln, und so wenig als möglich ihr besonderes Interesse verblicken zu lassen: so wird auch eben dadurch ihre Wirksamkeit unendlich reicher und kraftvoller. „Heut zu Tage, sagt der Verf., ist die Politik gezwungen, wahr, d. h. national zu seyn, und dadurch werden allerdings die Machthaber in dem Wirken für eigne launenhafte Einfälle und willkührliche Zwecke sehr beschränkt. Aber mit welcher Kraft, welchem Glanze, welcher Schnelligkeit wird nicht dafür auch eine wahre und nationale Politik ausgerüstet. Welche Macht ist erhabener, die, welche das Interesse und das Streben eines ganzen Volkes in sich vereinigt, oder die, welche nur den Absichten und den Interessen eines Einzigen dienen soll? —"

Man sieht, was der Verf. hier sagt, würde auf eine jede Regierung anwendbar seyn, welchem politischen Systeme auch ihre Mitglieder angehören möchten. Wenn die constitutionelle Opposition heute in das Ministerium käme: so würden die Sätze des Verf. für sie weder ihrem Inhalte, noch ihrer Form nach anders lauten können. Er vermeidet allen Tadel, alle Rückblicke auf die Absichten der Partei, aus welchem das Ministerium jetzt besteht; er nennt keinen Namen, kein Beispiel der neuern Zeit. Daher kann auch seine Schrift in der That für keine Parteischrift gelten, außer insofern sie von allgemeinen Sätzen ausgeht, welche von einer andern Schule bestritten werden, übrigens aber nicht das Eigenthum oder Merkmal einer Partei sind.

Mit gleicher Unbefangenheit wendet er diese allgemeinen Sätze nun besonders auf die Todesstrafe an, indem er sie nochmals von Seiten der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit prüft. Er dringt, wie schon oben gesagt wurde, nicht auf ihre Abschaffung, sondern auf ihre seltnere Anwendung, und zwar theils indem die General-Procuratoren angewiesen würden, ihre Criminal-Anträge auf geringere Strafen zu richten, theils indem der König von der erhabenen Befugniß der Begnadigung Gebrauch machte. 98.

Neueste französische Literatur.

Histoire et description des îles Joniennes, avec un atlas complet, par un ancien officier superieur d'état-major en mission dans ces îles; ist ohne Zweifel mehr als eine durch die Ereignisse und das Interesse des Tages hervorgerufene Schrift, zu deren Classe dagegen gewiß zu zählen ist: Les Amours d'un Turc et d'une Grecque, épisode de la guerre de 1821, suivies de la constitution des Grecs.

Die neueste Schrift von Guizot hat zum Begleiter erhalten: De la nécessité d'abolir la peine de mort, discours en vers, suivi de quatre discussions en prose, in welchen letzteren eine Prüfung der Meinungen von Mably, J. J. Rousseau, Filangieri und Montesquieu über denselben Gegenstand verheißen wird.

Aufmerksamkeit scheint zu verdienen: La Russie et l'esclavage dans leur rapports avec la civilisation européenne; par *M. P. D. de Pussenars.* 2 Vol.

Llorente (dessen Geschichte der Inquisition in spanischer Sprache in 10 Bänden bei J. Didot erschienen ist) hat herausgegeben: Observations critiques sur le roman de Gil Blas de Santillana; welche wahrscheinlich Aufklärungen enthalten werden über den auch neuerlich wieder in Anregung gekommenen Streit, wie viel von diesem Roman dem Le Sage gehöre.

Aus dem Deutschen übersetzt sind die Briefe Kaiser Joseph's II. erschienen. *)

Für den nächsten October wird die Herausgabe der aufgefundenen Stücke des Werkes de republica von Cicero versprochen, mit Uebersetzung und Noten von Villemain.

*) Von diesen ist im Verlage des Herausgebers dieser Blätter so eben die zweite, mit einer wichtigen historischen Zugabe (unter dem Titel: „Beitrag zur Würdigung Kaiser Joseph II.") bereicherte Auflage des Originals erschienen.

Die Todesstrafe hatte also eine entschieden materielle Wirksamkeit auch in diesen politischen Unruhen. Jetzt aber ist die Sache in einer sehr veränderten Lage. Die Gefahren kommen nicht mehr von einzelnen, mächtigen Parteihäuptern, sondern, wenn sie wirklich vorhanden sind, von den Gesinnungen ganzer zahlreichen Classen des Volkes, und man hat also wenig gewonnen, wenn ein einzelner Schuldiger aus dem Wege geräumt wird. Man müßte zu Maßregeln greifen, welche in frühern Zeiten wirklich genommen worden sind: ganze Gegenden verwüsten, die Wohnungen niederbrennen, das Volk decimiren, beinahe ausrotten lassen. Auch dies war ehedem wohl möglich, wenn irgend eine mächtige Ursache, Hungersnoth, aber vor allen ein kirchlicher Glaube einen jener allgemeinen Aufstände der niedern Volksclassen angefacht hatte, welche in einer rohern Zeit auch einen zerstörendern und rohern Charakter annahmen. Wie das Vergehen, so war die Strafe. Ganze Gegenden wurden entvölkert, das Land ward mit Brandstätten, Blut und Leichen bedeckt. (Es glich, sagt ein Augenzeuge der Executionen nach unserm deutschen Bauernkriege, einer Metzig, wo Menschenfleisch wohlfeil war.) Unter Heinrich VIII. in England wurden 70,000 Menschen, unter Elisabeth doch 19,000 hingerichtet Noch Ludwig XIV. ließ einen unbedeutenden Aufstand der Bretagner auf diese Weise bestrafen. „Man hat, schreibt Frau v. Sevigné damals aus Rennes, eine ganze große Straße verbannt, und bei Todesstrafe verboten, die Leute aufzunehmen. Wöchnerinnen, Greise, Kinder irren umher, ohne Nahrung, ohne Obdach! — Sechzig Bürger sind eingefangen, morgen geht das Hängen an. Doch werden wir mit Rädern mehr verschont, alle acht Tage nur einer, damit die Justiz nicht ganz ausgeht. In der That dagegen ist die Hängerei wie eine Erfrischung!" Durch alle diese Gräuel wurden die Vergnügungen und Feierlichkeiten des Hofes nicht einen Augenblick unterbrochen. Aber welche Regierung würde jetzt der Todesstrafe auf diese Weise eine materielle Wirksamkeit geben wollen? welche wurde es können, wenn sie auch wollte?

Die moralische Wirksamkeit der Strafen beruht allerdings zum Theil auf der Furcht, aber doch bei weitem mehr auf der Ueberzeugung des Volkes, von ihrer Gerechtigkeit. Sie verfehlt ihren Zweck, wenn sie für übertrieben gehalten wird, wenn sie mehr Mitleid mit dem Bestraften als Unwillen mit der That erregt; sie reizt und erbittert dann mehr, als sie schreckt. Die moralische Wirksamkeit der Strafe hält daher mit den Veränderungen gleichen Schritt, welche sich in den Rechtsbegriffen des Volkes ergeben. Grausame Hinrichtungen, Verstümmelungen, bringen mehr Abscheu gegen die Strafe, als gegen das Verbrechen hervor; die einfache Todesstrafe hingegen behält ihre Wirksamkeit, so lange die That in den Augen der Menge weder von ihrer Strafbarkeit etwas verliert, noch ihr Dasein zweifelhaft wird. Mord, Raub, Brandstiftung und dergleichen Verbrechen werden immer einen so allgemeinen Unwillen erwecken, daß die Bestrafung diesen Eindruck immer mehr schärft, und also den Zweck der Abschreckung erreicht. Die allgemeine Stimme, die Staatsgewalt, ja der Bestrafte selbst sind über die Thatsachen einig, sowohl daß die That wirklich statt gefunden hat, als auch, daß sie wirklich ein Verbrechen ist. Hingegen bei den politischen Vergehungen, den sogenannten Staatsverbrechen, fehlt es häufig über diese beiden Puncte an der erforderlichen Gewißheit, wenigstens an dem Glauben daran von Seiten derer, auf welche man durch die Bestrafung wirken will. Die That steht nicht isolirt für sich da. Sie wird durch eine Reihe von Handlungen dargestellt, welche ihren strafbaren Character nur durch die Umstände und durch die vermuthete Absicht des Handelnden bekommen können, für sich allein mehr oder weniger gleichgültig sind. Hier fehlt es also an der ersten nothwendigen Ueberzeugung; allein auch über den zweiten Punct ist dieselbe sehr häufig nicht vorhanden. Das positive Gesetz steht oft mit dem Rechtsgefühle des Volkes in grellem Widerspruch und am häufigsten in den Strafen politischer Vergehungen. „Kennen Sie das Gesetz nicht, Bürger, welches bei Todesstrafe verbietet, den Emigranten Geld zu schicken?" frug der Präsident des Revolutions-Tribunals Herrn Engrand d'Alleray. „O ja," antwortete der Greis, „aber ich kenne auch ein viel älteres, welches mir gebot, meine Kinder nicht darben zu lassen!" — Was im J. 1793 von allen fühlenden Herzen für wahr erkannt wurde, wird immer wahr seyn, trotz aller Gesetzbücher und Verordnungen in der Welt. Der Räuber, der Mörder steht isolirt in der Welt. Wenn ihn das Gesetz erreicht, so ist nicht die Regierung für sich allein, die ganze bürgerliche Gesellschaft ist gegen ihn bewaffnet, da er selbst sich von ihr losgesagt und ihr den Krieg angekündigt hatte. Hingegen die Feinde einer Regierung trennen sich nicht von der Gesellschaft, sie behalten alle ihre Verbindungen, sowohl die persönlichen als diejenigen, welche durch Uebereinstimmung der Grundsätze und Zwecke hervorgebracht werden. Die Hinrichtung eines solchen Staatsverbrechers, so legal sie auch nach den positiven Gesetzen seyn mag, bringt unter den Gleichgesinnten weit öfter nur größern Eifer und raschern Entschluß als Erbitterung hervor. Denn die Furcht ist überhaupt wirksamer gegen das Interesse als gegen die Leidenschaft, und wirksamer gegen die Leidenschaft als gegen eine allgemeine Idee. Es ist leichter, durch die Schrecken der Strafe den Armen vom Diebstahl, als den Gereizten von der Rache abzuhalten, und abermals leichter, die Rachsucht durch Furcht zu dämpfen, als den Schwärmer zurückzuhalten, wenn sein Wahn ihm einen Mord befiehlt. Nun werden politische Bewegungen meistens durch irgend eine Idee (wahre oder falsche, gleich viel) hervorgebracht; auf sie wirkt die Furcht also gerade am wenigsten; die Parteien betrachten die dem Gesetz gefallenen Opfer als Märtyrer und der politische Fanatismus wird nur heftiger entzündet. Eine solche Partei kann durch harte Bestrafungen neue Kräfte und Anhänger gewinnen. Zwar werden durch die Furcht Menschen von ihr abgesondert werden, welche nur das Interesse, der Ehrgeiz, die Neigung zu Händeln und Neuerungen, nicht aber eine höhere Triebfeder zu Gegnern der bestehenden Regierung macht; wie unter Karl II. in England durch Russel's und Sidney's Hinrichtung Monk und Shaftsbury von der Opposition abgezogen wurden. Dagegen schlossen sich eine Menge rechtschaffener Männer an sie an, welchen jene Verurtheilungen selbst erst den Beweis gegeben hatten, daß sie Recht gehabt habe. So ist denn auch von dieser Seite die Todesstrafe kein wirksames Mittel gegen politische Gefahren.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachricht aus Livland.

Ueber Dorpat.

Im Mai 1822.

Auf meiner Durchreise von Riga nach St Petersburg fand ich die Stadt Dorpat, die ich seit vielen Jahren nicht gesehen, vielfach verschönert; auch zeigten sich sowohl nach der rigaischen, als nach der petersburgischen Seite manche neue Anlagen an Häusern und Gärten. Ueberall bemerkt hier der Reisende erfreuliche Spuren des Steigens und der Verbesserung, natürlich mit einem andern Gefühl, als die des Gegentheils in so manchen Städten. Die Zahl der Einwohner, die noch im Conversations-Lexicon zu 4000 angegeben wird, beträgt jetzt wenigstens über achttausend, die der Studirenden, deren daselbst 150 gerechnet werden, ist jetzt bestimmt über dreihundert. Von dem mit einem edeln, von Säulen getragenen Portal geschmückten großen Universitäts-

gebäude, dergleichen, so viel ich weiß, wenige deutsche Universitäten haben, hat kürzlich der geschickte Schuch eine Ansicht in Aquatinta, Querfolio, gestochen geliefert: ein angenehm ins Auge fallendes Blatt, dem mehrere andere dörptische Ansichten im gleichen Format folgen sollen. Fast zu gleicher Zeit lieferte ein anderer junger Künstler, Clara (einer wie der andere, Schüler des wackern Universitätslehrers der Zeichen- und Kupferstecherkunst, Senff) eine Reihe kleinerer, gleichfalls in Aquatinta artig gearbeiteter Blätter, Ansichten der verschiedenen Universitätsgebäude und ihrer freundlichen Umgebungen enthaltend. Die Anlagen auf dem Domberg (einem ziemlich ausgedehnten Hügel mit Ueberbleibseln der ehemaligen Festung) erscheinen von Tag zu Tag reizender, zumal jetzt im Mai. Einer der ältern, um Dorpat mehrfach verdienten Professoren, Parrot, leitet, seitdem sein Schwager, der treffliche Baudirector der Universität, Prof. Krause, schon seit einigen Jahren Krankheitshalber das Zimmer nicht verlassen kann, die Anpflanzungen dieses von der Universität angelegten öffentlichen Spaziergangs, der überall die abwechselndsten Ansichten auf Stadt und Land gewährt. Die Wälle der ehemaligen Festung sind mit Alleen, die mannichfaltigen Vertiefungen mit mancherlei Gebüschen, Baumgruppen, Grasplätzen, mit ein paar Pavillons, vielen Bänken und andern Ruheplätzen versehen. Unter den am sanften Abhang, zum Theil auch an dem gegenüber liegenden hügeligen Terrain sich hinziehenden Gärten, sind auch manche, sehr artig angelegte, besonders einiger Professoren, wie die von Erdmann und Styp, und des sel. Giese (der ehemalige Lenzische) nach der einen Seite der Stadt zu, von wo man auf den im Viereck mit herumlaufender Colonnade ganz neuerlich gebaueten Kaufhof mit seinen grünen Dächern herabschaut; auf der andern Seite nach Rathshof und Techelfer zu Morgenstern's Garten mit lieblichen Aussichten auf die jenseit der Stadt sich fortschlängelnde Embach; ebenso der hübsche Garten des aus Sachsen gebürtigen beliebten Arztes, Dr. Lehmann, und die der Professoren Hezel und Senff. Die höheren Standpuncte für umfassendere An- und Uebersicht geben vorzüglich die Bibliothek, deren Local bekanntlich in der Domruine ausgebaut ist, und die Sternwarte, neben welcher der Astronom ein bequemes, neugebauetes steinernes Haus hat. Jene, von ihrem Entstehen an unter Morgenstern's Leitung und Verwaltung, hat neuerlich manchen bedeutenden Zuwachs erhalten; so z. B. kürzlich allein aus der Tiniusschen Bücherversteigerung in Leipzig meist an patristischen nnd kirchenhistorischen Werken, für mehr als 600 Thaler; kürzlich auch verschiedene kostbare, neu angeschaffte Werke mehrerer Fächer unmittelbar aus England. Sie enthielt, der in den dörptischen Beiträgen, im neuesten und letzten Theil derselben, der bereits im vorigen Jahre erschien, und das aus sechs Theilen in drei Bänden seit 1813 herausgekommene Ganze beschließt, mitgetheilten Uebersicht zufolge, am Schlusse des J. 1820, außer 83 Handschriften und 4056 Blättern an Landcharten, 33,068 Bände. Am Schlusse von 1821 besaß sie, wie ich an Ort und Stelle erfuhr, an 35,000 Bände; viele kleine Schriften und die neuliche Giesesche Schenkung chemischer und physikalischer Bücher ungerechnet; so daß jetzt die Bändezahl zwischen 36,000 und 37,000 ist. Die Sternwarte, unter Struve's Verwaltung, erhielt erst kürzlich wieder einen Zuwachs vortrefflicher Instrumente. — Allgemein rühmt man die väterliche, erfolgreiche Fürsorge, die der Curator der Universität, Generallieutenant Graf Lieven, der so eben aus St. Petersburg auf seine Güter in Kurland durch Dorpat reiste, der dem Lande und der Stadt so wohlthätigen Anstalt angedeihen läßt. Auch läßt man der zweckmäßigen Geschäftsthätigkeit des mehrjährigen derzeitigen Rectors der Universität, Gustav Ewers, allenthalben Gerechtigkeit widerfahren. So eben besorgt dieser Gelehrte in Nebenstunden die Herausgabe der orientalischen Reise seines Freundes und Verwandten, des in Smyrna verstorbenen Otto von Richter, die mit vielen Kupfern geschmückt, bei Reimer in Berlin in kurzem erscheint, aber bei Schumann in Dorpat gedruckt ist, wo auch die Kupferstiche gearbeitet werden. — Am letzten 12ten December, am Geburtsfeste des Kaisers, hielt Morgenstern, bei Gelegenheit der an diesem Tage Statt findenden Preisvertheilung an die Studirenden, eine Rede zur Erinneruug an den großen dänischen Antiquar, den in Rom den 10ten Februar 1809 verstorbenen Georg Zoega (geb. im Dorfe Dahler in Jütland, den 20sten December 1755). Nach Erzählung seiner Jugendbildung und seiner wiederholten Reisen, seiner Niederlassung in Rom seit 1784, seiner dortigen Lage, Beschäftigungen und Schicksale, wobei die neuerlich durch Walker bekannt gemachten zahlreichen Briefe Zoega's sorgfältig benutzt waren, wurden seine antiquarischen Werke der Zeitfolge nach durchgegangen, mit Erörterung ihrer Veranlassung und ihres classischen Werthes. Zuletzt wurde gezeigt, wie er als dänischer Gelehrter zum Ruhme seiner Nation in der Fremde wesentlich beigetragen, so wie zur Beförderung der Studien seiner Landsleute in Rom, und wie er auf die Ausbildung der bildenden Kunst daselbst durch Urtheil und Rath bedeutenden Einfluß gehabt; endlich, wie er die Grenzen seiner Wissenschaft, der Archäologie, erweitert, und neben Winckelmann, in manchem ihm nachstehend, in manchem ihm vorzuziehen, mit seltner Eigenthümlichkeit sich unvergängliches Verdienst erworben. Diese Nachricht entlehnte ich aus der Beilage zur Dörptischen Zeitung 1821, Nr. 102, deren Kreis sich nur auf die nähere Umgebung beschränkt. So eben läßt oder ließ Morgenstern eine schon im J. 1809 von ihm in Paris geschriebene kleine Schrift in Quart, über Rafael's Verklärung, wie ich höre, bei Schumann drucken. — Gegen Ende des Februar, und in den ersten Tagen des Märzes war in Dorpat der Bischof der evangelischen Kirche in Rußland, Dr. Cygnäus aus Petersburg zur Besprechung über kirchliche Angelegenheiten mit mehreren dazu eingeladenen Geistlichen, namentlich dem Generalsuperintendenten Dr. Sonntag und dem Pastor Tiedemann aus Riga, dem Consistorialrath Dr. Richter aus Doblén in Kurland, Superintendent Mayer und Probst Knüpfer aus Esthland. — Vor wenigen Wochen hatte Hummel auf seiner Rückreise aus der nordischen Kaiserstadt nach Weimar begriffen, auch in Dorpat, im Saal der akademischen Muße, vor einem sehr zahlreichen Auditorium ein Concert gegeben, und alle Kenner und Freunde der Musik — durch sein unübertroffnes Meisterspiel und durch seine unerschöpfliche musikalische Phantasie zur Bewunderung hingerissen. 120.

— Von einer italienischen Bearbeitung der Biographie universelle *(Biografia universale antica e moderna etc.)* ist zu Venedig der erste Band erschienen, der vielen Beifall findet. Die Herausgeber haben manche Irrthümer verbessert und Zusätze gemacht, die sich meist auf Italien beziehen; sie wollen die Zahl der aufzuführenden berühmten und merkwürdigen Italiener einigermaßen derjenigen der Franzosen nähern, an welcher die Original-Compilation so überreich ist.

Dagegen hat ein ähnliches ursprünglich italienisches Unternehmen, dessen erster Band unter dem Titel: Dizionario biografico cronologico diviso per classi degli usmini illustri di tutti i tempi e di tutte le nazioni, compilato tal Prof. *Levati*, Classe V, Donne illustri. Vol. I, zu Mailand erschienen ist, in der *Biblioteca Italiana* eine äußerst scharfe und beißende Beurtheilung erfahren. Der Verf. hat das ganze Werk in 5 Classen getheilt, und in der Herausgabe also von hinten angefangen.

Mémoires du Marquis de Ferrières" — welche die Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlung vom ersten Tage ihrer Zusammenkunft an, bis zum 21sten Januar berühren — als einer der schätzbarsten Beiträge zur Kenntniß der damaligen Ereignisse, zu betrachten.

Eine andere Art von Interesse gewähren die Memoiren der Madame Roland. Unwillkürlich wird hier der Leser mehr durch den erhabenen Charakter der Heldin des Buchs, als durch die Wichtigkeit der von ihr erzählten Begebenheiten ergriffen, und das Ganze gewinnt so gewissermaßen ein mehr moralisches, als historisches Interesse.

Aufstellung von Beispielen hoher Tugend, edler Aufopferung für ewig Wahres und Rechtes, und des Muthes, der im Kampfe mit dem Leben nie wankt, ist immer nützlich, und dies Buch daher als ein die Sittlichkeit stärkendes, sehr zu empfehlen. Ueberall findet man in demselben die reinste und edelste Begeisterung für das sittlich Schöne und eine tiefe und echte Achtung jener heiligen Pflichten, die Natur und Religion vorgeschrieben. Die Wahrheit, daß nur aus einer völligen Uebereinstimmung des innern und äußern Menschen, d. h. der Denk- und Handlungsweise, jene Kraft emporkeimen kann, die uns fähig macht den Stürmen des Lebens siegend zu widerstehen, also daß selbst im Unterliegen der Mensch noch als Sieger eines feindlichen Geschicks erscheint: diese Wahrheit leuchtet ganz besonders aus dem Buche der Mad. Roland hervor, und wir sehen sie hier als Kind, wie als Jungfrau und Gattin und Mutter standhaft und fest diesen einen, allein richtigen Weg, wandeln.

Erzogen unter den Augen einer achtungswerthen und geliebten Mutter, verband sie sich nach dem Tode derselben mit Herrn Roland de la Platiere, damals Inspector des Handels und der Fabriken. Das Ansehen, in welchem ihr Gemahl sowohl seines Geistes, als seiner bürgerlichen Verhältnisse wegen stand, machte bei der bald darauf beginnenden Umwälzung der Meinungen und der Staatsform, ihr Haus zu einem Sammelplatze vieler der ersten und berühmtesten Männer jener Zeit, und die schöne Hoffnung, welche damals jedes edlere Herz ergriff, endlich den Augenblick nahen zu sehen, wo Recht und Gesetz über viele hundertjährige Misbräuche siegen würden, diese Hoffnung erfaßte auch Madame Roland und ihren Gatten. Bald trat nunmehr auch eine Aenderung in ihrem bisherigen ruhigen und friedlichen Seyn ein.

Der Hof, schwankend in unseliger Schwäche, die ihm weder erlaubte das Zeitgemäße und Gute zu erfassen, noch sich ihm so zu widersetzen, wie Andere vielleicht an seiner Stelle gethan haben würden, glaubte der öffentlichen Meinung und dem Drange des Augenblicks wenigstens so weit nachgeben zu müssen, daß er ein neues Ministerium berief und dazu zum Theil Männer aus dem Volke (nicht blos wie sonst, aus dem hohen Adel) wählte, welche nicht unverdient in der Achtung ihrer Mitbürger standen. So kam auch Roland, ohne darum nachgesucht zu haben, an die Spitze der Verwaltung, und seine Geschäftserfahrung, sein Geist und seine Rechtschaffenheit versprachen den bedeutendsten Nutzen für das Land. Leider aber ließ ihn die immer mehr entbrennende, mit der Schwäche des Hofes verderblich Hand in Hand gehende Parteiwuth, nicht lange genug an dieser bedeutenden Stelle, um dauernd ersprießlich würken zu können. Im März 1792 ward er zum Minister des Innern ernannt und schon im Juni desselben Jahres dieser Stelle wieder beraubt. Von neuem dazu berufen den 10ten August, legte er sie aber selbst, empört über die Gräuel, welche die gute Sache schändeten, am 22sten Januar 1793 wieder nieder, und dennoch, trotz der kurzen Zeit, welche ihm nur ward, mußten selbst seine Gegner ihm zugestehen, daß er sowohl als Minister Ludwig XVI., wie als Minister des Convents, stets rechtschaffener Mann gewesen war. Und in der That, mit derselben Freimuthigkeit, mit welcher er im Staatsrathe des Königs die Sache des Volks und der Freiheit geführt hatte, führte er auch unter dem wilden Toben der Jacobiner die Sache des Rechts und des unglücklichen Monarchen und sein berühmtes und merkwürdiges Schreiben an Ludwig XVI. beweist eben so klar, wie das von ihm später in Betreff der blutigen September-Auftritte an den Convent gerichtete, daß einzig und allein Recht, Gerechtigkeit und Wahrheit die Richtschnuren seines Lebens waren. *) Der Convent aber, damals schon in der Gewalt jenes Haufens von Wüthenden, die mit ihrem rasenden Geschrei und ihrem Mordanhange Alles verstummen machten, hatten kein Gehör mehr für die Stimme der Vernunft und Wahrheit, und als bald darauf Roland von einigen jener Elenden, denen er die Heuchlermaske des Patriotismus abgezogen hatte, der Himmel weiß, welcher und wie vieler Verbrechen beschuldigt ward, da fand sich nicht einer mehr, der den Muth gehabt hätte, die Unschuld zu vertheidigen, und selbst die Girondisten, jener edle Theil der Versammlung, der durch seine Talente wie seine Gesinnungen sich so rühmlich auszeichnete, versäumten zum Unglück der ihnen gleich Gesinnten, wie später zum eigenen, manchen Augenblick und manches Mittel, dem Unwesen Einhalt zu thun. Anfänglich mochten sie, im Bewußtseyn des Uebergewichts ihres Geistes und ihrer Talente, die wilden Schreier verachten, später ließen sie sich zu schnell einschüchtern. Dies war ihr Hauptfehler. Der Muth, mit welchem sie dem Tode entgegen gingen, wischte zwar diesen kleinen Flecken von ihrem Andenken wieder weg; indeß muß man eben darum doppelt bedauren, daß Männer wie sie nicht mehr Energie zeigten, als es galt der Schlechtigkeit zum Heile des Vaterlandes, der Zeit und Nachzeit, kühn entgegen zu treten. Roland, den das Band der Ueberzeugung und des Unglücks an ihr Geschick knüpfte, theilte ihr Loos, ohne jedoch ihre Misgriffe zu theilen. Seine Gattin aber, die, wie es einer Gattin ziemt, alles mit trug, was ihren Mann betraf, theilte wiederum auch sein letztes Geschick mit ihm. Nachdem sie lange nach Kräften mitgewirkt hatte, den Muth und die Standhaftigkeit der Girondisten anzufeuern, ward sie auch in ihre Niederlage verwickelt. Verhaftet zugleich mit ihnen am 31sten Mai, behielt sie mitten unter den sie umgebenden Schrecken ihre Geistesgegenwart und entfaltete jenen edlen, standhaften Muth im Leiden, der stets die Bewunderung Aller erregt. Hier, in einem Gefängnisse, umringt von den Scenen des Todes und der Klagen, schrieb sie ihre Memoiren, diese Berufung auf die Gerechtigkeit der Nachwelt nieder, und treu auch hier den Gesinnungen, welche sie stets belebten, fuhr sie fort durch ihr Beispiel den Muth aller Unglücklichen, die gleiches Loos mit ihr theilten, den Muth ihrer edlen Freunde zu beleben. Wie einst in den Tagen des Glücks, schlug auch hier noch ihr Herz für das geliebte Vaterland, für Freiheit, Ehre und Recht, und tief jene politischen Eunuchen verachtend, denen immer nur das eigne Wohlbefinden Hauptsache ihres niederen Strebens ist, sagte sie offen und frei: „Erbärmlich erscheinen mir die, welche wohl immer vom Vaterlande sprechen, aber wenn die Zeit der Bewährung kommt, ihr Leben kleinlich in die Wagschaale der Berechnung werfen und feige zittern, das höchste ihrer Güter zu verlieren. Betrachten wir jene Feigherzigen in der Versammlung, die seufzten und duldeten, während sie wie Männer handeln sollten. Hätten sie am 2ten Juni den Muth gehabt, sich auf Gefahr festgenommen zu werden, den Beschlüssen entgegen zu setzen, welche 22 der Ihrigen die Freiheit raubten, so wäre das Wohl Aller gerettet gewesen; denn niemand würde alsdann gewagt haben, den zwei oder dreihundert Volksrepräsentanten ein Haar zu krümmen. So allein

*) Beide Actenstücke sind von den wackern Herausgebern in den dem Werke beigefügten Eclaircissements historiques mitgetheilt. Ueberhaupt verdient die Sorgfalt der Herausgeber durch Beibringung von Actenstucken sowohl als erläuternden Notizen den Werth des Ganzen zu erhöhen, Lob; um so mehr, da sie sichtlich hierbei keinen Fleiß gespart haben.

konnte die Sache der Allgemeinheit gerettet werden; man wäre in den Departements nicht getäuscht worden und nimmermehr hätte dann das für einen Beschluß des Convents gegolten, woran der größte Theil, sich zurückziehend, nicht Theil nahm."

Mit demselben richtigen Blick sah sie Frankreichs nächstfolgende, traurige Zukunft voraus und beklagte sein Geschick. Es war ihr klar, wie das unglückliche Land nur zu bald die Beute einiger blutdürstiger Ungeheuer werden, und daß endlich ein Despot auf den Trümmern des Ganzen sich erheben würde. Ihre Bemerkung, daß die Dummheit und Feigheit des großen Haufens immer die Schlechtigkeit siegen und das Gute untergehen lassen, ist so wahr und durch die ganze Geschichte bestätigt, daß jedes Blatt derselben die Belege dazu liefert.

Mit derselben Wärme, mit welcher sie noch im Gefängnisse die Sache des Rechts vertheidigte, hing sie auch noch an dem Andenken ihrer Lieben. Oft ergriff sie ein schmerzliches Gefühl bei dem Gedanken an ihren Gatten und ihre Tochter; immer aber fand sie auch hier bald ihren Muth wieder. Endlich kam indeß doch ein Augenblick, wo ihr christlicher Muth in Ertragung der schrecklichsten Leiden zu schwanken begann. Sehend, daß alle ihre Freunde unter den blutigen Streichen der Schreckensmenschen jener Tage fielen; daß jede Hoffnung schwand, faßte sie den Entschluß, den Henkern des Vaterlandes nicht die Freude zu machen, auch sie zum Blutgerüste zu schleppen. Sie wollte auch noch in den Ketten frei sterben, und in ihren „Dernières pensées" entwickelt sie mit einer wahrhaft philosophischen Ruhe die Gründe, welche sie hierzu bewogen. Auf die Vorstellungen eines Freundes kam sie aber bald von diesem, ihrer nicht würdigen, Gedanken zurück.

Als am 31sten October 1793 die Zwei und Zwanzig unter dem Beil der Guillotine fielen, wurde sie aus der Abtei in die Conciergerie gebracht, und schon am 10ten November gleichfalls vor jenes Schreckens-Tribunal geschleppt, dessen Ausspruch Tod, und immer Tod war. Hier war es, wo sie nach Fällung des Urtheils, welches ihr das Leben absprach, ausrief: „Man hält mich für würdig, das Schicksal der Edlen zu theilen, die bisher schon gemordet wurden; ich werde streben auch im letzten Augenblicke mich ihrer nicht unwerth zu bezeigen." Und sie hielt Wort. Als sie bald darauf das Gerüst bestieg, dessen Fuß nicht mehr trocken ward vom Blute, zeigte sie die ganze Reinheit und Heiterkeit einer großen, gottergebenen Seele und man kann von ihr wohl sagen: sie starb wie sie lebte, edel und groß. *) 77.

Der neue Achilles. 1821. Cölln, in Commission bei J. P. Bachem.

(Vergleiche eine andere Anzeige in No. 152.)

Der auf des Büchleins Titel prunkende Heldenname veranlaßte uns, als wir solches zur Hand nahmen, zu der Vermuthung, es habe irgend eine politische Tendenz in Beziehung auf die, alle Welt interessirende, Sache der Griechen. Zwar fanden wir in dieser Erwartung uns nachmals getäuscht; jedoch wollen wir das Romanchen als eine anmuthige Unterhaltung den Damen und solchen Hellenenfreunden empfehlen, die von ihrem Boudoir oder sonst dem ähnlichen Standpuncte aus, jenes große Ereigniß beschauen. Des Sujet der Fabel ist die Geschichte eines jungen Griechenpaars des einen und des andern Geschlechts, das gleichzeitig in der grausamen Moslemin Gefangenschaft geräth und das, nach mancherlei Abenteuern, die Held und Heldin bestehen und wobei es an vergossenen Christen- und Türkenblute nicht fehlt, zuletzt durch Hymen's Bande vereinigt wird.

So wenig die Dichtung in ihren Verwickelungen und deren endlichen Lösung uns ansprach, so gewährte doch eine Episode, die etwa 15 bis 20 Seiten füllt, uns einige Entschädigung für die auf des Buches Lesung verwandte Zeit. Noch in der ersten Hälfte desselben tritt auf, als rettender Deus ex machina des bedrängten Paars, ein Deutscher, charakteristisch bezeichnet durch den Namen Wandel, seines Gewerbes ein Orgelspieler und dermalen Renegat in Diensten eines türkischen Großen, erzählend seine seltsame Geschichte. Den Götzen seines Zeitalters, zuerst dem Republicanismus, sodann dem Buonapartismus huldigend, ward er gleichwohl Märtyrer des einen und des andern Glaubens, weil er die Momente heilbringender Apostasie nicht mit Klugheit wahrzunehmen vermochte. Als die Altäre seines zuletzt verehrten Idols in Deutschland, Italien und Frankreich gestürzt waren, entschloß sich Wandel, ihm zu folgen nach Elba. „Mich triebs fort," sagt er, „von dem windigen Volke, das dem gefallnen Herrscher beim Abschiede bloß mit Spott und Witzspielen begleitete anstatt mit Thränen, und ich trug großes Verlangen, ihm, nun er unglücklich war und der Verdacht des Eigennutzes mich nicht mehr treffen konnte, mit meiner Liebe zu nahen und ihm zu dienen." Doch des Schiffspatrons Treulosigkeit brachte Wandel, statt nach Elba, in ein türkisches Gefängniß nach Smyrna, aus dem, vom Unglück gewitzigt, er durch Abschwörung seines Glaubens sich rettete. Und, wie er selbst gesteht, ließ er um so williger zum Türken sich machen, als er, aus der bekannten Vorliebe Buonaparte's für seinen Leibmammelucken, auf dessen besonderes Wohlwollen für Mahomed's Jünger schloß und sich schmeichelte, als Nachfolger Rustan's, um so leichter in seine Dienste treten zu können. Wem fallen hierbei nicht die politischen Renegaten Deutschlands ein, die, vor nicht gar langer Zeit des Zwingherrn demüthige Knechte, ja oft nur seiner Werkzeuge bereitwillige Werkzeuge, gleichwohl es sich anmaßen, die Liberalen zu spielen, uneingedenk der Merkmale der Knechtschaft, die auch an ihnen sichtbar sind. Gleichwohl ist es ihnen gelungen, die treuherzigen Deutschen hinters Licht zu führen, ja wohl gar hin und wieder der Organe der öffentlichen Meinung sich zu bemeistern und als deren Koryphäen zu prunken. Doch, armes Deutschland, Abdallah's Beispiel — so hieß des Renegaten Dienstherr — warne dich! denn kaum war dieser durch des neuen Achilles mörderische Hand gefallen, so verleugnete auch Wandel Glauben und Treue, die er vor kurzem erst beschworen hatte. 53.

---

*) Wer diese Denkwürdigkeiten aus dem Leben einer trefflichen Frau näher kennen lernen will, den verweisen wir auf die Zeitgenossen No. XXVIII., wo sich ein sehr anziehender Auszug aus denselben befindet. A. d. Red.

— Ein französisches Journal bedauert die Finsterniß, welche gegenwärtig in Rom herrscht. „Zu der Zeit," sagt es, „wo die Franzosen Rom inne hatten, war die Stadt durch große Lampen erleuchtet, bei deren Schein man die ganze Nacht hindurch sicher die Straßen dieses weiten Grabes menschlicher Größe durchstreichen konnte. Seitdem aber die Gänse des Capitoliums die Gallier zum zweitenmale gezwungen haben, über die Alpen zurückzukehren, wird Rom nur noch durch die kleinen Lichter bei den Madonnenbildern erleuchtet, und diese Lichter reichen gerade hin — um dabei im Finstern zu tappen." Auch wir beklagen aufrichtig, daß Rom jetzt so wenig erleuchtet ist. Aber warum mußte es auch grade der gallische Hahn seyn, welcher den capitolinischen Gänsen das Licht aufsteckte? Der Hahn hat in die Lichter etwas zu viel von dem Fette der Gänse genommen, und die guten Gänse können ja, wenn sie sich auch nach dem Lichte sehnen, unmöglich eine Zeit zurückwünschen, wo sie ihre Haut dazu hergeben mußten. Eine solche Sehnsucht hervorzubringen, hätte es der Hahn viel klüger anfangen müssen.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 188.

16. August 1822.

Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, par le Général *Jomini*, aide de camp général de S. M. l'Empereur des Russies. (Paris, in sechs Octavbänden, die erste Abtheilung des ganzen Werks begreifend.)

Welches weite Ziel sich der Vf. gesteckt hat, erhellt schon daraus, daß diese bis jetzt erschienenen sechs Bände erst die Geschichte der Feldzüge von 1792 bis 1794 enthalten, also im Grunde erst den Beginn der großen Kämpfe, welche seitdem über zwanzig Jahre lang die Ruhe Europas erschütterten. — Sieht man nun auf die Art, mit welcher er den bedeutenden Gegenstand erfaßte und darstellte, so muß man gestehen, daß durchaus zwar überall der Kriegsmann mehr wie der Schriftsteller (und zwar der historische Schriftsteller) hervorleuchtet, und daß weder ein Thucydides noch Sallust hier, imponirend und hinreißend durch große Gedankenverbindungen, spricht, daß aber dennoch Erhabenheit der Gesinnung und Erwärmung für seinen Gegenstand überall sich findet. Sehr richtig hat er auch dabei gefühlt, daß eine bloße Schilderung der strategischen Operationen nicht hinreichend sey, den Gang von Ereignissen darzulegen, deren Grundfäden in dem politischen Gewebe der Verhältnisse und Begebenheiten der Nationen ihren Ursprung haben, und er läßt es sich daher angelegen seyn, seinen Lesern einen Ueberblick von dem zu geben, was während und selbst vor der Zeit der von ihm geschilderten Kriegsereignisse in dieser Hinsicht sich zutrug. Hier ist nur besonders die Art und Weise lobenswerth, wie Jomini das Ganze auffaßt, so wie die Unparteilichkeit, mit welcher er in Betreff der vorkommenden Personen verfährt, welches letztere leider eine Sache ist, die in unsern von Parteigeist immer mehr und mehr angesteckten Zeiten zu einer wahren Seltenheit wird.

Im Ganzen kann man sich dagegen aber auch wieder bei Lesung vieler Stellen des Gedankens nicht enthalten, daß der Vf. selbst in seinen eigenen Ansichten sich oft ein wenig stark für die Grundsätze einer unumschränkten Macht im Staate erklärt, was allerdings um so bemerkenswerther und auffallender wird, wenn man sich erinnert, daß er der Sohn einer Republik ist. Er gesteht indeß diese Vorliebe für eine absolute monarchische Regierungsform mit vieler Naivität selbst ein. „Geboren und erzogen in einem Freistaate (dem Waadtlande) glaubte ich lange Zeit, daß die Grundsätze der Demokratie die einzigen wären, fähig ein Volk zu beglücken, und selbst im Jahre 1813 hing ich noch dieser jugendlichen Ueberzeugung an (Jomini war doch damals schon 36 Jahre alt), indeß hat mich seitdem ein ernsteres Studium der Geschichte gelehrt, daß Völker vom ersten Range (soll wohl heißen große Völker. Die Athenienser waren ein Volk vom ersten Range und doch kein großes Volk an Zahl) in unsern Tagen nur noch unter einer in ihrer Macht sehr unbeschränkten Herrschaft gedeihen können." (Möglich; doch sind hierüber die Ansichten verschieden, und es dürfte Manche geben, die im Gegensatz zu der Behauptung des General Jomini meinten: eine constitutionelle Monarchie sey mindestens eben so heilbringend, wo nicht noch mehr, als eine unbeschränkte Autokratie.)

Nach dieser nicht unmerkwürdigen Aeußerung des Vfs. dürfte vielleicht mancher Leser begierig seyn zu erfahren, welches Ereigniß des Jahres 1813 wohl eigentlich dem Sohne eines Freistaates den bis ins Mannesalter gehegten jugendlichen Irrthum wegen Trefflichkeit der Volksregierung bemerkbar gemacht, und ihn endlich auf den wahren Weg hingewiesen habe; allein wir müssen gestehen, selbst darüber in Zweifel geblieben zu seyn, eines Theils weil der General Jomini in den vorliegenden Bänden seines Werkes nichts davon erzählt, dann auch weil wir selbst bei Durchgehung der Ereignisse des genannten Jahres, offen gestanden, trotz aller ihrer Merkwürdigkeit, nichts zu finden vermochten was uns vernünftigerweise zu einer ähnlichen innerlichen Metamorphose hätte bewegen können.

Eine zweite Merkwürdigkeit dürfte für die Leser von Jomini's Werk darin liegen zu sehen, wie ein General-Adjutant des Kaisers von Rußland fast mit jeder Zeile den Widerwillen verräth, den er gegen England hegt, und obschon niemand leugnen wird, daß die politischen Maßregeln dieser Macht — namentlich seit einem Menschenalter — nicht stets so waren, daß man sie unbedingt loben könnte, so muß man doch auch gestehen, daß der Vf. oft zu weit in seinen Anklagen gegen ein Cabinet geht, welches er bei jeder Gelegenheit des ärgsten Machiavellismus beschuldigt, von dem es freilich nicht ganz rein seyn mag; aber — wo sind denn hienieden die Reinen? — —

Einen tiefen Blick für den, der sehen will, gibt noch die naive Aufstellung der Gründe des Vfs. für seinen Wunsch, den Scepter der Meerherrschaft lieber in Frankreichs als in Englands Händen zu sehen. „Man könnte vielleicht denken (sagt er in der Note S. 15),

daß Frankreich, wenn es einmal mächtig zur See würde, noch gefährlicher für die Ruhe Europas zu Lande werden könnte, als in der kürzlich vergangenen Zeit; ich glaube aber vielmehr das Gegentheil, durch das Beispiel von Spanien belehrt, annehmen zu müssen. Je mehr diese Macht an Besitz in entfernten Ländern zunahm, je mehr verlor sie an Kraft auf dem europäischen Continente, und Frankreich war seinen Nachbaren nie gefährlicher, als wie es alle seine Besitzungen jenseits der Meere verloren hatte." Dies Raisonnement scheint allerdings durch einige Ereignisse der Geschichte sich zu bestätigen; aber, in Wahrheit, es scheint auch nur so, denn eben so viele Facta sprechen dagegen. Wir erinnern nur an England in dieser Zeit, wo es sich gleich furchtbar zu Wasser und zu Lande gezeigt hat, und an Frankreich unter Ludwig XIV. und Spanien unter Karl V. Insofern dürfte indeß die Annahme des Vfs. in gewissem Sinne nicht übel seyn, wenn Frankreich wirklich je verblendet genug wäre, mit England um den Scepter der Meere zu ringen. Allerdings würden dann diejenigen Mächte, denen vielleicht einmal der Gedanke kommen kann, ihre von der Natur schon begünstigte, und eigentlich jetzt schon vorwaltende Präponderanz über Europa, in einer Napoleon's Eroberungszügen entgegengesetzten Richtung, durch die Waffen vollends geltend zu machen, weniger Hindernisse noch finden als jetzt, und gewiß um so weniger, jemehr die Lilien Frankreichs und der Leopard Brittaniens sich in einem Kampfe abgemüdet hätten, der zuletzt immer den Untergang des einen oder des andern dieser Reiche nach sich ziehen müßte.

So sehr übrigens indeß auch der Vf. den eroberungssüchtigen Ehrgeiz Englands bekämpft, so wenig ist er doch geneigt alles Erobern und Besitznehmen zu verdammen. Der Wunsch, sich zu verstärken und zu vergrößern, meint er, ist allen Völkern und Regierungen zu allen Zeiten eigen gewesen (leider!), und um diesen Wunsch und dies Streben gesetzmäßig (légitime) zu machen, bedürfe es weiter nichts, als daß beides in einer guten Absicht und mit gerechter Mäßigung geschehe. Ein kitzlicher Punct, wie jeder gestehen wird; denn wo ist schon erobert und in Besitz genommen worden, ohne daß nicht diese Art von Legitimität dazu um so reichlicher ausgebreitet wurde, da, wie das Sprichwort sagt, Worte nichts kosten? Ein Paar Seiten weiter heißt es in einer Note: „Die Vergrößerung Rußlands auf Kosten von Polen ist zu natürlich, um nicht in gewisser Hinsicht legitim zu seyn (ein merkwürdiger Satz, und gut, daß „in gewisser Hinsicht" dabei steht!). Freilich könnte man hier fragen, handelten denn die andern Mächte, welche Theil an der Theilung Polens nahmen, nicht eben so legitim wie die Kaiserin Catharine? Dem Vf. nach, scheint dies nicht der Fall gewesen zu seyn, was wir jedoch keineswegs gesagt haben wollen; und ferner könnte man auch noch fragen: was er eigentlich unter agrandissement naturel verstehe? ob er damit eine sich von selbst, ohne Einmischung der Gewalt, machende Vergrößerung meine, oder eine durch letztere, oder durch Ueberredung und andere Mittel herbeigeführte? Und dann noch, in gewisser Hinsicht-legitim! Offen gestanden, wir glauben legitim kann etwas nur auf eine Art und in aller Hinsicht, nicht blos in gewisser seyn, und wenn es Einem mehr gelingt als dem Andern, den Schein klüglich zu bewahren, so kann man ein solches Verfahren wohl klug, aber deswegen, wenn es außerdem nicht schon von selbst legitim ist, keineswegs legitimer nennen als das der Uebrigen.

Doch, folgen wir dem Vf. weiter in seinen Ansichten über die so oft bestrittene Legitimität des Eroberns und Ansichnehmens! „Ein Fürst — sagt er unter andern S. 7 — welcher sucht nach und nach seinen Einfluß, sein Uebergewicht, seinen Handel, seine Marine u. s. f. zum Wohl seines Volkes zu vergrößern, kann — wenn dies alles nämlich durch die Gewalt der Waffen oder durch Besitznahme fremder Länder geschieht — deswegen noch nicht mit einem Tamerlan oder Dschingiskhan verglichen werden, und es bleibt immer noch ein großer Unterschied zwischen einem solchen Eroberer und einem der nur umstürzen und verheeren will." Gewiß! allein vor dem Richterstuhle des Rechts bleibt Erobern und Ansichreißen jedenfalls immer das, was es ist, ob es nach und nach geschieht oder auf einmal; und das Recht, ein fremdes Land dem eigenen zu incorporiren, wird an sich dadurch nicht größer, ob man heute eine Provinz davon abreißt und übers Jahr die andere, oder ob man die Beute auf einmal zu sich nimmt. Weiter heißt es aber noch bei dem Vf. in der angezogenen Stelle: „Da nun also die Basis des Verfahrens eines Cabinetts darin bestehen muß, daß dasselbe die ihm inwohnende Kraft möglichst auszubreiten sucht, ohne doch dadurch der Menschheit zu heftige Erschütterungen zu verursachen, so folgt, daß die politische Wissenschaft sich auf nachstehende Puncte ganz vorzüglich gründet. Nämlich 1) es zu vermeiden, daß die ergriffenen Maßregeln nicht den Widerwillen aller Völker erregen; 2) sondern dagegen geschickt diejenigen Umstände zu benutzen, welche zur Erlangung vortheilhafter Acquisitionen, oder zur Einmischung in die Streitigkeiten der Nachbaren günstig sind u. s., w. und es wird sich immer finden, daß eine solche Politik, die sich aller offenbar gehässigen Maßregeln enthält, als eben so ehrenvoll wie nützlich erkannt werden wird, und gleichfalls werden auch die Resultate derselben — mögen auch die durch sie bewirkten Eroberungen noch so groß seyn — stets als legitim zu betrachten seyn." (Fürwahr, ein bedeutender Aufschluß über die Ansicht von rechtmäßigen [legitimen] Eroberungen und unrechtmäßigen oder sogenannten illegitimen!) Trotz dem bisher Bemerkten, ist aber dennoch das erste Capitel des Werks unseres Vfs reich an trefflichen Aufstellungen, so wie nicht minder das zweite, welches in der Kürze die ersten Beweggründe zusammenfaßt, welche Frankreichs Staatsumwälzung hervorriefen. Im dritten gibt dagegen der

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 189.

17. August 1822.

Denkmal der Liebe geweiht dem verewigten Probst Dr. Gottf. Aug. Ludw. Hanstein von Freunden und Verehrern. (Mit dem sehr ähnlichen Bildniß des Verewigten und mit dem Motto: „Selig sind die Todten —; denn ihre Werke folgen ihnen nach." Off. Joh. 14, 13.) Berlin bei Dieterici und Mittler. 1821. XXIV S. Pränumeranten-Verzeichniß. VI und 316 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 Ggr.)

Eins der wenigen Werke der neuesten Literatur, welchem man in allen Ständen, vorzüglich in dem geistlichen Stande, recht viele Leser wünschen muß, und welches diese, nach dem sehr zahlreichen Pränumeranten-Verzeichniß zu urtheilen, sicher bereits gefunden haben wird. Die Unternehmer und Beförderer des Werks, insbesondere der rühmlichst bekannte Hr. Prediger Wilmsen, von welchem die hier gelieferte Biographie des verewigten Hanstein, seines Schwestermannes, verfaßt und die Redaction des Ganzen besorgt ist, verdienen daher lauten Dank des Publicums für das hier Geleistete. Was zunächst die Biographie betrifft, welche die ersten 160 Seiten einnimmt, und über welche sich der Verf. sehr bescheiden äußert, so wird sie insbesondere allen denen, welche das äußere und innere Leben des verewigten Hanstein, als ihres früh vollendeten Lehrers und Freundes, zur Erhebung ihres Herzens näher kennen zu lernen und zu betrachten wünschen, volle Befriedigung gewähren, und der Verf. hat nach den vorhandenen Materialien gewiß alles geleistet, was in jener Hinsicht von ihm zu erwarten war. Nur einzelne Hauptmomente aus dem Leben des Verstorbenen mögen hier angedeutet werden. G. A. L. Hanstein ward am 7ten Sept. 1761 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater als Criminalrath bis zum Jahr 1801 lebte. Die Frömmigkeit des Vaters, der sich gern zu der Brüdergemeinde hielt, vereint mit der einfachen, frommen und christlichen Gesinnung der Mutter, eine geb. Buderi, welche den Verstorbenen um zehn Wochen überlebte, erweckten wohl zuerst die Neigung in demselben, sich dem geistlichen Stande zu widmen; und so wie der Einfluß des väterlichen und mütterlichen Beispiels wohlthätig auf H. wirkte, schon früh insbesondere einen religiösen, höchst menschenfreundlichen Sinn, unermüdete Berufsthätigkeit in ihm zu wecken und zu nähren, so ward auch das Familienleben überhaupt höchst wohlthätig für ihn, und sehr wahr bemerkt der Verf.: „Gewiß gehört das Leben unter Geschwistern zu den besten Gütern des Lebens und zu den wirksamsten Bildungsmitteln des Geistes und des Herzens, vor allem da, wo die fromme Weisheit der Aeltern dieses Bildungsmittel sorgsam und zweckmäßig benutzt und die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens erhält und bewahrt, wo die ältern Geschwister aus Liebe und Dankbarkeit Lehrer und Führer der jüngeren werden, und den Aeltern, als treue und bescheidene Gehülfen der Erziehung, zur Seite gehen." (S. 9.) Auch die Liebe treuer Lehrer und inniger Freunde wirkte segensreich schon auf das Jugendleben H's. Zu den ersten gehörte vorzüglich der verewigte Funk in Magdeburg, dem H. in hohem Grade theuer war. Herrlich ausgestattet mit Schulkenntnissen, Grundsätzen und reinen Sitten, bezog er im J. 1779 die Universität Halle, wo er, auf den Umgang eines engeren Freundekreises beschränkt, in der Auslegung des A. und N. T. und in der Kirchengeschichte Knapp, in der Dogmatik und Moral Nösselt, in der praktischen Theologie Niemeyer, in der Mathematik und Physik Karsten, in der Philosophie Eberhard vorzüglich zu Lehrern hatte und dem lehrreichen Umgange des jetzigen Consistorialraths Dr. Wagnitz, dem er durch Funk empfohlen war, viel verdankte. Im J. 1782 kehrte er von der Universität in seine Vaterstadt zurück, wo er bald darauf, als außerordentlicher Lehrer an der Domschule angestellt, in diesem Verhältnisse sich ausgezeichnete Verdienste erwarb; nicht minder während der siebzehn meistens verhängnißvollen Jahre, welche er seit 1787 als Prediger zu Tangermünde verlebte, wo er, außer seiner in dem genannten Jahre geheiratheten Gattin, drei Kinder verlor. „In diesem Trauerjahre, sagt der Verf. S. 24, war es nichts Seltenes, ihn an seinem Schreibtische mit der Feder in der Hand zu finden, indem er zugleich mit dem Fuße die Wiege im Gange erhielt, denn zu den Prüfungen, welche er in T. überstehen mußte, gehörte auch die Entbehrung der meisten häuslichen Bequemlichkeiten und Erleichterungen, und die Nothwendigkeit, seiner kränkelnden Gattin so manche Besorgung und so manches Geschäft in der Haushaltung abnehmen zu müssen, wodurch nicht blos seine Geduld auf die Probe gestellt, sondern auch seiner geistigen Thätigkeit manche kostbare und unersetzliche Stunde geraubt wurde." Demungeachtet blieb er in allen seinen schweren Prüfungen ein unerreichbares Muster der Geduld, Gelassenheit und Ergebung und erbaute durch seinen Wandel eben so sehr, als durch seine Vorträge, deren er in manchem Monate oft 20—22 zu halten

hatte. Auch zu literarischen Arbeiten behielt er Muth genug, so daß er im J. 1791 in Vereinigung mit seinem, einige Jahre später verstorbenen Schwager, dem Prediger Sucro zu Bardeleben, zu der Herausgabe der homiletisch-kritischen Blätter sich entschloß, welche insbesondere den Zweck hatten, theils mehr Geschmack am Predigtwesen und richtigere Grundsätze darüber, theils mehr thätigen Uebungsgeist und Erleichterungen dafür unter den Candidaten des Predigtamts zu verbreiten. Diesem Zwecke hat jene Zeitschrift durch Beiträge anderer angesehnen Homileten und zuletzt unter Mitwirkung des Verfs. dieser Biographie bis zum Jahr 1811, wo sie mit 26 Bänden beschlossen wurde, auf eine beifallswürdige Weise entsprochen. Im J. 1803, nachdem H. schon früher in einer Schwester des Verfs. eine würdige Gattin wieder gewonnen hatte, gelangte er endlich zu einem seinen rühmlichen Eigenschaften angemesseneren Wirkungskreise, zu der Stelle eines Oberdompredigers und geistlichen Inspectors zu Brandenburg an der Havel, und 1805 wurde er zu Teller's Nachfolger in Berlin ernannt. Was der Verf. im Folgenden von H's. Leben, Wirken und Leiden in diesen neuen Verhältnissen, zum Theil mit Belegen aus H's. Feder selbst, berichtet; insbesondere über seine ausgebreitete amtliche und literarische Thätigkeit, seine Arbeiten für das Synodal- und Unionswesen, so wie für das Kirchenwesen überhaupt, über seine Reisen, seine freundschaftlichen Verbindungen, z. B. über das noch in seinem letzten Lebensjahre blos durch Briefe angeknüpfte und unterhaltene, bei so heterogenen Charakteren allerdings sehr auffallende, vertrauliche Verhältniß mit dem Pastor Dräseke in Bremen, über die letzten Lebens- und Leidenstage des Verewigten, der schon am 25sten Febr. 1821 sein thatenreiches, nur dem Wohl der Menschheit gewidmetes irdisches Daseyn endete; was er endlich über die Persönlichkeit und den Charakter H's. eben so wahr als würdig ausgesprochen hat, erweckt alles ein so mannichfaltiges Interesse, daß es nicht wohl eines Auszuges fähig ist, sondern durchaus ganz gelesen zu werden verdient. Eine höchst interessante Zugabe zu der Biographie bilden die in einem besondern Abschnitte enthaltenen Briefe und Gedichte des verewigten H., welche noch reichhaltigere Belege zu dem von dem Verf. gelieferten Abrisse des Lebens und Charakters H's. darbieten, und die seltne Harmonie von Verstand und Gefühl, von echt christlicher, durch Liebe thätiger Gottinnigkeit und Abneigung von allem engherzigen, geisttödtenden, kirchlichen Dogmatismus, von Heiterkeit und Ernst, Milde und Festigkeit beurkunden, wodurch der Verewigte ausgezeichnet war. Rec. kann sich nicht versagen, wenigstens einige Aeußerungen desselben, die seine auf richtige wissenschaftliche Bildung gestützte, vorurtheilsfreie, theologische Denkart aussprechen, hier beizubringen. So sagt er in einem „am Luthertage 1816" datirten Briefe an Dräseke: „Es ist gar schwer, über Festmaterien heilig und kräftig zu reden, ohne dem Geist der Zeit zu huldigen, der alles daran setzt, die Dogmatik der Väter wieder in Gang und Glauben zu bringen, weil er nicht weiß, was er will; der sich in mystischen Finsternissen herumtreibt, weil er nicht weiß, wohin er will, oder lieber: wohin er soll! Mir ist's ganz unheimlich bei allem diesen Getreibe der Neomystiker und Neosupranaturalisten. Der Papismus und die Eine Kirche, welche keine ist, weil sie sich nicht frei bewegt, und weil Kirche und Bevormundung in sich selbst einander widersprechen, stecken doch hinter den Theaterwänden (!). Theodul und so manches andere Zeichen der Zeit rufen zur Wachsamkeit auf. Doch wozu das Ihnen, mein Bruder? Sie lesen, wie ich, und besser die Geheimsprache der Zeitgeistler und ehren die hohe Gottesgabe der Vernunft trotz derer, die derselben, mit ihrer Hülfe, spotten und sie verlästern, als wäre sie nicht Gottes sondern des Teufels Gabe. Es lebe der deutsche freie Mann!" S. 102. In einem andern Briefe an denselben vom 20sten Januar 1817 sagt er: „Mit der Dogm — wie soll ich sagen: Dogmologie? — ist's eigen in diesem Decennio. Viele — hat's ergriffen, das paläologische Wort in neues Ansehn zu bringen. Auch Sie, Theurer, lassen den geboren werden als Mensch, der das Universum erschaffen hat. (Wie kann man in unsern Tagen noch so unbiblisch predigen?) Wohl geht es bei Ihnen gewiß, gewiß aus dem Glauben. Das ist mein Trost, aber herausreißen kann es mich nicht aus meiner — nennen Sie es immer: Befangenheit in meinem Vernunftglauben. Preis ihm, Huldigung, Verehrung im ganzen Geisterreiche, in Zeit und Ewigkeit; aber — Anbetung nur Einem! seinem und unserm Vater!" (S. 183) Auch folgendes Urtheil H's. über einen der helldenkendsten und gelehrtesten Theologen unserer Zeit möge hier noch Platz finden: „Dr. Röhr ist der Wenigen und Trefflichen Einer, die, ausgerüstet mit lichter Weisheit, tiefer Kenntniß, warmer Liebe, treuem Herzen, der Sache des Lichts dienen und es kein Hehl haben, daß sie am Lichtaltare stehen und — Geist und Wahrheit predigen" (S. 186). Die angehängten Gedichte sind gemüthliche Herzensergießungen, meistens an Freunde und Freundinnen bei besondern Gelegenheiten gerichtet, und machen dem edlen, menschenfreundlichen Herzen ihres Verfassers noch mehr Ehre als dessen nicht gemeinem poetischem Talent. Außer jenen wird im Folgenden die Urkunde der Hansteinschen Stiftung zum Besten der Parochial-Schullehrer-Wittwen-Casse, welche auf einen früher geäußerten Wunsch des Verewigten nach dem Tode desselben durch edle Menschenfreunde zu Stande gebracht ist, und ein Verzeichniß der sämmtlichen Schriften H's. mitgetheilt. Die Zahl der letztern, unter welchen sich viele einzelne Predigten befinden, beläuft sich auf 64, zehn kleinere Reden und Aufsätze ungerechnet. Möge der würdige Herausgeber dieses Werks hinreichende Aufmunterung finden, seinem verewigten Freunde auch durch Auswahl und Herausgabe des Besseren aus dessen nachgelassenen zerstreuten Schriften ein ihn ehrendes

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 190.

19. August 1822.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften. Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben. 4ter, 5ter und 6ter Band. Züllichau bei Darnmann.

Die drei letzten Bände sind denn zur Freude recht Vieler nun auch erschienen, und da der gemüthliche Rochlitz so recht eigentlich ein Schriftsteller für mein Geschlecht ist, so wage ich als Frau auch ein Wörtchen darein zu sprechen, was zu thun ich mich nicht bei allen unterfangen würde. Wir Frauen haben die gegründetste Ursache ihn zu lieben und zu ehren, er ist so anerkennend gegen unser eigenthümliches Gutes, nicht etwa galant, das ist himmelweit verschieden, und dabei spiegelt sich in seinen Schriften ein so gediegener heller Verstand ab, es ist so viel Herzliches und Wahres, und Empfundenes darin, es ist so faßlich, und doch nicht fade, er beschreibt und scherzt so natürlich, kurz wir müssen ihm gut seyn, und in dieser Auswahl recht oft lesen.

Der vierte Band beginnt mit Brutus. Um diesen feurigen, zum Ernst, zur Schwermuth sich neigenden Freiheitshelden, dem das Vaterland höher galt, als Vater und Freund, recht zu erklären, war es nöthig, den damaligen Zustand Roms, und was ihm voraus gegangen, zu entwerfen; und gewiß ist dies mit verständiger Umsicht und Sachkenntniß geschehen, und dabei so angenehm vorgetragen, daß es nicht wie ein Lehrbuch, sondern wie eine unterhaltende Geschichte sich liest.

Die lyrischen Gedichte sind keines hohen Fluges, aber innig und wohlgemeint, der Erguß eines schönen, poetisch empfindenden Gemüths, daher denn auch die sentimentalen mir mehr zusagen als die reflectirenden und heitern. Unter den erstern däucht mir der Abschied und das Frühlingslied besonders gut gelungen zu seyn.

Kann man doch nichts anmuthigeres lesen, als den Roman meiner Jugend! Spricht die heitre Großmama eben so allerliebst, wie sie schreibt, so muß man sich ja in ihre Gesellschaft drängen. Das ist einmal ächte Naivetät, welchen Paradiesvogel gar viele Schriftsteller zu haschen meinten; besieht man das Ding aber recht, so erwischten sie nur eine Nebelkrähe. Die Fräulein Emma ist das zierlichste Waldvögelchen, ganz Natur und angeborner Liebreiz. Ihr Geständniß, wie sie auf einmal aus der kleinen die große Emma wird, wie sie sich einbildet in Herrn Willich verliebt zu seyn, in Gedanken ein Romänchen, eine Idylle mit ihm spielt, und doch nicht recht in die Rolle sich versetzen, sich nicht ganz und gar täuschen kann, ist ein Muster eines sanft muntern, durchaus natürlichen Vortrags. Dabei besitzt die Selbstbiographie ein unvergleichliches Talent darzustellen, man sieht den steifen Onkel, die adelstolze beschränkte Tante, den ehrlichen rauhen Forstmeister, einem ungeschliffenen Diamanten zu vergleichen, seinen geschniegelten albernen, und seinen wackern treuherzigen Sohn, der Fräulein Emma den Unterschied zwischen wahrer und erträumter Liebe bemerkbar macht, leibhaftig vor sich stehen, und wüßte man sonst nicht, daß die heitre Großmama eine so köstliche Laune besitzt, so artig scherzt, und bei aller Gutmüthigkeit so niedlich persifflirt, aus ihrer Beschreibung der Dorchen, einem sehr lustigen Gemengsel von Zofenschlauheit, Vornehmthuerei, gemeiner Gesinnung und Neide, geht ja das deutlich wie die Sonne hervor. Nebenbei sind über Erziehung und Unterricht mancher lehrreiche Fingerzeig gegeben, und mancher geheime Winkel in einem Mädchenherzen beleuchtet worden. Wie nur ein Mann mein Geschlecht so genau kennt!

Skizzen, vierter Heft. Nicht ganz so ergreifend und rührend wie die in den frühern Bänden; Herzensergießungen aber doch auch. In den Erinnerungen werden uns einzelne Züge aus der französischen Revolution vor die Augen gebracht, Züge, die Schauder erregen, die die traurige Ueberzeugung, zu welchem Aeußersten ein völlig gesetzloser Zustand Sclaven, die die Ketten brechen, treiben, wie völlig er sie entmenschen kann. Schaudert man vor solchen Teufeln zurück, so erquickt man sich wieder an Engelsgestalten, ganz Liebe, Aufopferung, Treue und Unschuld, die ruhig dem Tod entgegengehen, die nichts erniedrigen, deren Seelenfrieden nichts trüben kann.

Der Treue, in seiner selbstaufopfernden stummen Liebe zu seiner Gebieterin, der er nichts anders als der demüthige Diener seyn will, wird kein gefühlvolles weibliches Herz unbewegt lassen.

Bedrängnisse eines Recensenten können wahr seyn, sehen jedoch nicht wahrscheinlich aus. Das Manuscript einer Recension in der musicalischen Zeitung auf einem, der Länge nach gebrochnen Bogen geschrieben, wird auf dem Bruch zerrissen, die eine Hälfte fällt den französischen Gewalthabern damaliger Zeit in die Hände, die dem Verfasser deshalb an den Kragen wollen, denn die Schrift sieht allerdings sehr verdächtig aus, beklagt

sich über harten übergroßen Druck, und spricht von einem Unternehmen, dem kräftig und wahrhaft deutsch fühlende Männer beitreten, und den neuen, nun alt gewordenen Sauerteig ausfegen sollen u. s. w. Recensenten wirds beim Anblick des Blatts nicht wohl zu Muthe, er erkennt seine Handschrift und ist sich doch bewußt, niemals so unvorsichtig im Schreiben gewesen zu seyn, da er sehr wohl wußte, wie kein Siegel heilig war, und das geschriebene Wort den Aufpassern noch weniger entging als das gesprochene. Der wahre Zusammenhang erhellt sich ihm endlich, die Verlegenheit ist gehoben. Möglich ist er, aber ein Problem bleibt bei alledem, wie ohne Vorbedacht die Schrift so sich absetzte, daß die eine Hälfte ein für sich bestehendes Ganze ausmachte, und nicht einmal eine Sylbe auf die zweite Seite übergriff.

Dora und Alonzo, eine fröhliche Novelle, auf Kosten der Journalisten, von denen angenommen wurde, daß sie sich überall glichen, in Spanien unter Philipp dem 5ten, der Hauptsache nach, sich eben so nahmen wie 1819 in Deutschland.

Vorrede ohne Buch hat mit den Geldverlegenheiten eines bedrängten Familienvaters zu thun, der bei aller Noth und Sorge nicht verzagt, dem ein Gott vertrauendes Herz im Busen schlägt, der des Zuwachses der Familie sich freut, statt daß die sonst des Lebens Bürden mit leichtem Muthe tragende Frau über der Aussicht dazu trübe darein blickt, und nicht mehr daran denkt, auch diese Sorge durch Fleiß und Ersparniß und kleine Hülfsmittel möglichst zu lindern. Der Mann will ein Buch schreiben, den gesunkenen Finanzen aufzuhelfen, er kömmt aber nur bis zur Vorrede, die eine Erzählung seiner Verlegenheiten ist, die ihn zu den Entschluß, Schriftsteller zu werden, veranlaßten. Es ist Schade, daß das Buch nicht zu Stande kam, hätte es der Vorrede entsprochen, so wäre es recht erfreulich geworden. Von der hausmütterlichen, freundlichen Traugotte hörte man auch gern wieder etwas und möchte wohl wissen, wie's den guten Leutchen in der Folge ergangen und ob nicht ein großmüthiger Zufall ihnen aus der Noth geholfen. So reich wie bei Herrn Clauren's Personen braucht der Ueberfluß nun just nicht auf sie herabzuregnen, der ist über die Maßen verschwenderisch, denn seine Herren und Damen sind lauter Inbegriffe der Vortrefflichkeit und haben Geld wie Heu, der ehrliche Brummbär in der Vorrede ist kein solcher Romanenheld, er begnügt sich mit nur geringen Baarschaften, zu denen weichherzige Leserinnen gewiß beisteuern würden, wenn sie nur wüßten, ob sie den Mann noch in Leipzig anträfen.

Den Anfang des fünften Bandes macht Camilla Caffarelli, eine Geschichte, die uns in die unruhvollen, aber auch glanzreichen Zeiten Lorenzo's de Medici setzt, die Verschwörung der Pazzi gegen dies Haus an uns vorübergehen läßt. Ein geschichtskundiger Freund, nebenher ein strenger Kunstrichter, behauptet, diese Camilla sey als ein für sich bestehendes Bruchstück der Geschichte betrachtet zu wenig, und als Roman nicht genug. Der Mann hängt gleich einem jeden Ding einen Ekelnamen an, ich finde eben die Einkleidung recht schön und so eingerichtet, daß der Geschichtsabschnitt allgemein faßlich, ohne platt zu seyn, und von allgemeinem Interesse ist. Mag es seyn, daß die Verschwörung der Pazzi schon oft bearbeitet, dies Gewebe von übertriebener Freiheitsliebe, Unkenntniß der Zeit und der Menschen, Herrsch- und Verfolgungssucht, Neid und eifersüchtiger Liebe schon in alle seine Grundfäden zerlegt wurde, so als ein Ganzes für sich bestehend, so unparteiisch geschah es gewiß nur selten. Das was dazu gedichtet wurde, steht in keinem Widerspruch mit der wirklichen Geschichte; Menschen ausgezeichnet und anziehend, aber nicht fehlerfrei, nicht idealisch sehen wir handeln und leiden, das Getriebe des Unternehmens war nicht allein durch großartige Ideen bewegt, sondern auch durch recht kleine Ränke und zügellose Leidenschaftlichkeit, und so kann man füglich annehmen, daß plauderhafte Weiber, gefallsüchtige Mädchen, lustige Zofen thätig eingriffen, das Werk durch ihre Unarten und Manierchen förderten und aufhielten. Erhaben lautet so was freilich nicht, aber das wirkliche Leben ist auch kein Epos, die untergeordneten Personen und ihr Wirken machen sich auch nicht breit, sie treten bescheidentlich in den Hintergrund. Es ist geschichtliche Ueberlieferung, daß Giuliano eine Ahnung eines ihm drohenden Unglücks hatte und den Morgen seines letzten Tages nicht ausgehen wollte, von den Mördern aber durch freundliche Ueberredung und spöttisches Aufziehen dazu gereizt wurde; konnte denn Camilla nicht ebenfalls träumen und warnen? Von ihrer Heirath mit diesem jüngern Medicis sind mehrere ernste Geschichtschreiber überzeugt, und die Charaktere sind so sicher gezeichnet, daß sogar mein gestrenger Kritiker die Art, wie dies in wenig Worten und doch so bestimmt geschah, meisterhaft nannte. Aber dabei blieb er fest, in dem eigentlichen Roman sey der Verfasser zu redselig gewesen.

Sami ist ein niedliches Mährchen, recht hübsch vorgetragen, und daß die Thorheiten des Abendlandes nach dem Orient gesetzt werden, stört gar nicht, die satyrische Peitsche theilt keine durch Mark und Bein dringenden Hiebe aus, und die Anspielungen sind fein und nicht so provinciell, daß sie in einem phantastischen Lande, wie der Orient der Dichter, costümwidrig wären.

Die Carmeliterinnen zu Eppesheim, rührend und beruhigend zugleich, wie ein mildes Abendroth nach einem heißen Tage. Was da gelitten hat, deckt das kühle Grab, die unnatürlich verblendete Mutter, die erst in den letzten Lebenstagen die Ungerechtigkeit gegen die Tochter bereute und durch Liebe ihr zu vergüten suchte, was sie durch Gleichgültigkeit und Abneigung gegen sie gefrevelt, ist zur Ruhe eingegangen, verstummt sind die Klagen Theresens, geendet die Leiden, auch die Liebe brachte ihr nur Einen Tropfen

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 191.

20. August 1822.

Ueber den Plan, der evangelischen Kirche in Baiern eine Presbyterial-Verfassung zu geben.

Ein kirchlich-politisches Institut, wie das in Vorschlag gebrachte Presbyterialwesen, wodurch das innere und äußere Leben der evangelisch-protestantischen Kirche in einem der ersten deutschen Bundesstaaten neu gestaltet werden soll, hat an sich schon für jeden denkenden Publicisten das höchste Interesse; in dem gegenwärtigen Falle aber wird die Theilnahme des protestantischen Auslandes an dem Gange jener Angelegenheit, welche in Baiern selbst die lebhafteste Bewegung in der öffentlichen Meinung erregt hat, ganz besonders noch durch die Bemerkung gesteigert, daß Baiern überhaupt in seiner constitutionellen und administrativen Entwickelung, seit mehrern Jahren die Aufmerksamkeit des gesammten Deutschlands, ja die des größten Theils der europäischen Staatenwelt, durch den höheren Charakter seiner Staatskunst auf sich gezogen hat.

Ehe wir über die Lage der Presbyterial-Angelegenheit in dem protestantischen Baiern unsern Bericht erstatten, müssen wir an Einiges erinnern, was bisher in dem wiedergeborneu und neugeordneten Königreiche, das unter Maximilian Josephs weiser Regierung einer hoffnungsreichen Zukunft entgegengeht, für die protestantische Kirche daselbst gethan worden ist.

Das Ausland denkt sich gewöhnlich unter Baiern noch das ehemalige katholische Altbaiern. Allein schon ein flüchtiger Blick auf den gegenwärtigen Umfang dieses Staatskörpers berichtigt jene irrige Vorstellung. Denn der Zahl nach macht das protestantische Baiern beinahe ein Drittheil des baierschen Königreichs aus und beträgt fast das Doppelte des vormaligen Herzogthums Würtemberg. Die Gesammt-Bevölkerung von Baiern wird nämlich auf drei und eine halbe Million angegeben; davon kommt, nach dem neuesten „Amtshandbuche für die protestantischen Geistlichen des Königreichs Baiern", auf die evangelisch-protestantische Kirche dieses Landes eine Mitgliederzahl von einer Million und 7962, in 985 Pfarreien mit 1149 geistlichen Amtsstellen. Die Regierung hat daher die Bildung des protestantischen Kirchenwesens im Königreich stets als eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staats betrachtet; und was sie in dieser Hinsicht gethan, findet man in den vom Consist. Rath Dr. Fuchs herausgegebenen „Annalen der protestantischen Kirche im Königreiche Baiern" (Nürnb. 1819, 1s und 2s Heft) zusammengestellt. Zuerst wurden sämmtliche protestantische Gemeinden durch die Ernennung eines General-Consistoriums — zur Ausübung des obersten Episkopats — mittelst Verordnung vom 8ten Sept. 1808, als eine Gesammt-Gemeinheit oder Nationalkirche gesetzlich anerkannt und nachher durch General- und Special-Decanate in einen organischen Zusammenhang gebracht. In der Folge wurden noch drei besondere Consistorien errichtet. Hierauf erschien die mustermäßige Instruction vom 4ten Febr. 1809 zu Prüfungen der Theologie Studirenden. Eine besondere Prüfungs-Commission in der Nähe der Universität urtheilte nach den zweckdienlichsten Vorschriften, ob die, welche den Curs gemacht hatten, als Candidaten des Ministeriums anerkannt werden könnten oder noch Ergänzungs-Studien machen sollten. Hatten alsdann diese Candidaten auf Vicariaten sich weiter geübt oder auch gegründete Neigung zum Schulwesen bewiesen, so rief sie ein zweites Examen zum Oberconsistorium selbst, wo jeder dem Vorgesetzten nach seiner Individualität bekannt werden konnte, zugleich aber auch das Personale der Obern und die Verhältnisse, welche sich auf sein künftiges Geschäftsleben bezogen, kennen lernte. Diese Prüfuug vor dem General-Consistorium wurde späterhin nicht für nöthig befunden, und ob sie neuerlich wiederhergestellt worden, ist uns nicht bekannt. Uebrigens blieb, was Vielen als unzweckmäßig erscheint, die General-Schulen-Inspection von der kirchlichen gesondert, so daß die Pfarrer und die Schullehrer unter verschiedener Oberaufsicht stehen. Auch gab es, wenigstens vor kurzem noch, unter den Kreisschulinspectoren viele Katholiken. Dagegen war es sehr zweckmäßig, daß, seit dem 6ten März 1817, den neugebildeten Magistraten und Ortsvorständen auch die Verwaltung des Localstiftungsvermögens unter verbesserten Formen zurückgestellt wurde; doch kann ein wahres Zusammenwirken zwischen den Mitteln und dem Zweck nicht Statt finden, so lange diejenigen, welche hauptsächlich den Zweck zu betreiben haben, keine amtlich genaue Kenntniß der disponibeln Mittel, und das Recht, ihre Zweckdienlichkeit mit zu beurtheilen, erhalten.

Die Grundbedingung der Wohlfahrt der protestantischen Gesammtkirche in Baiern ist ihre Rechtsgleichheit mit der katholischen. In Ansehung dieser Gleichheit würde das mit der römischen Curie wegen der katholischen Landeskirche abgeschlossene und als Staatsgesetz in der Verfassungsurkunde vom 26sten Mai

1818 bekannt gemachte Concordat Besorgnisse erregt haben, wenn nicht das königliche Edict über die kirchlichen Verhältnisse den Verfassungsrechten der protestantischen Kirche und der Gewissensfreiheit ihrer Bekenner vollkommene Bürgschaft ertheilt und der protestantisch-baierschen Gesammtkirche ein von einem Präsidenten gleicher Confession geleitetes Oberconsistorium gegeben hätte; auch liegt es ganz in der Gesinnung des Königs und in dem Geiste seiner Regierung, daß beide Landeskirchen, die katholische und die protestantische, vollständig gleich gestellt und rechtlich ungestört neben einander Gutes wirken sollen. Endlich ist insbesondere noch die kirchliche Glaubensfreiheit durch ein königliches Edict d. d. München vom 7ten Nov. 1818 sicher gestellt worden, welches die Erklärung enthält: „daß die geistliche Gewalt keiner in Baiern bestehenden Kirchengesellschaft in ihrem eigentlichen Wirkungskreise je gehemmt werden, und die weltliche Regierung in reingeistliche Gegenstände der Religionslehre und des Gewissens sich nicht einmischen dürfe, als insoweit das oberstho heitliche Schutz- und Aufsichtsrecht dabei einträte." Da nun in der evangelisch-protestantischen Kirche das Kirchen- und Schulwesen untrennbar zusammenhängen, und aller Unterricht auf die Erweckung der Selbsteinsicht und Ueberzeugung abzielt, so ist es gerecht und zweckmäßig, daß, wie die katholische, so auch die protestantische Kirche, in allem, was ihr eigenthümlich ist, also namentlich auch im Schulwesen, Einrichtungen, Aufseher und Lehrer von ihrer eigenthümlichen Art über und für sich haben sollte. Ueberhaupt sollte in allen solchen, jeder Kirche eigenthümlichen Angelegenheiten keine Partei sich als die herrschende und die andere nur als die unterthänige betrachten dürfen. In dieser Hinsicht scheint, wenigstens bei der höchsten Behörde, bei dem Staatsministerium, die sachgemäße Behandlung der protestantischen Kirchenangelegenheiten schon dadurch verbürgt zu seyn, daß der bisherige Oberkirchenrath Schmidt, ein durch mehrjährige Amtsführung mit den Angelegenheiten der protestantischen Kirche vertrauter Geschäfts- und Staatsmann, für den Vortrag derselben als Ministerialrath in das Staatsministerium eingetreten ist. Man hatte daher die Hoffnung, daß die Bemühungen mehrerer der ersten und angesehensten Männer in den Städten Nürnberg, Ansbach, Baireuth, Erlangen, Regensburg und Augsburg, welche auf gesetzlichem Wege die protestantische Kirche gegen den überhandnehmenden Einfluß der römischen Curialisten oder der papistisch-jesuitischen Plane in Sicherheit zu setzen suchten, von Erfolg seyn würden. Allein diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen; sey es nun, daß das protestantische Oberconsistorium zu München selbst jene Bemühungen zu unterstützen nicht für nöthig gehalten hat, oder daß die geistlichen Vertreter der protestantischen Kirche beim Landtage dafür nicht thätig genug gewesen sind. Statt gegen die Herrschsucht des Papstthums kräftig zusammen zu stehen, haben vielmehr die Geistlichen der protestantischen Kirche die gegenwärtige Zeit für schicklich gehalten, ihrerseits in der Kirche selbst ein aristokratisch vervielfältigtes Papstthum, durch Einführung der zuerst von dem herschsüchtigen Calvin für die Reformirten gegebenen Presbyterialverfassung, für sich zu gründen, wozu die Gemüther schon im Jahre 1821 bearbeitet und vorbereitet wurden.

Es ist nicht zu läugnen, daß man hierin das Bestreben erkennt, die protestantische Kirche zu jener Selbständigkeit zu erheben, welche sie der katholischen gegenüber behaupten kann und muß, wenn sie, als Kirche, sich darstellen und den ihr eigenthümlichen Zweck erreichen will. Auch kann sich die protestantische Kirche, von den Regierungen darin geleitet, damit nicht unverständiger Eifer Thörichtes beginne, jede Einrichtung geben, deren sie bedarf, weil sie eine freie ist, und von einer Hierarchie, von welcher sie nur anzunehmen hätte, nicht abhängt. In dieser Absicht sind in mehreren Ländern wieder Synoden gehalten worden, *) „welche, wie wenig sie auch der Idee der Synode entsprochen haben mögen (denn bloße Zusammenkünfte der Geistlichen sind keine Repräsentationen der Gemeinden, weil die Nichtgeistlichen eben so gut als die Geistlichen zur Kirche gehören), doch die Folge haben werden, daß die protestantische Kirche früher oder später das rechte Mittel finden wird, sich fester zu vereinigen und zeitgemäß fortzubilden." — Denn durch Synoden haben schon die christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte sich unter einander verbunden und über die Lehre und Verfassung sich vereinigt. Warum sollten sie es jetzt nicht auch noch können? Gleichwohl ist das von den Regierungen selbst veranlaßte Streben nach der Erneuerung des Synodalwesens von Manchen ganz misverstanden worden, und selbst ein einsichtsvoller Staatsmann, Friedrich von Bülow, hat von diesem zeitgemäßen Institute geurtheilt, daß nichts anderes, als die Gründung einer protestantischen Hierarchie, dadurch bezweckt werde. **) Wie konnte man also glauben, daß offenbar eine auf Hierarchie hinweisende Presbyterial-Verfassung die Zustimmung protestantischer Gemeinden erhalten würde?

Doch hören wir zuerst die Vertheidiger dieses Projects. Unter den Schriften, welche dasselbe entwickeln, ist die des Dekan Lehmus zu Ansbach wegen ihrer

*) S. Dr. Tzschirner's beachtungswerthe Schrift: Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpuncte der Politik betrachtet. Leipzig, 1822. S. 90 ff. †)

†) Von dieser Schrift wird im C. Blatt nächstens Bericht gegeben werden. D. Red.

**) S. Tzschirner a. a. O. S. 92. Der würdige Vf. bemerkt gegen obigen Vorwurf: „Wo und wenn haben denn die protestantischen Geistlichen sich für die Kirche selbst oder für deren Stellvertreter ausgegeben und andere von der Theilnahme an den Synoden ausschließen wollen?" — Soll man antworten: „In Baiern."? Nein; denn auch hier sollen weltliche Mitglieder in das Presbyterium eintreten und von der Gemeinde gewählt werden.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 192.

21. August 1822.

Ueber den Plan, der evangelischen Kirche in Baiern eine Presbyterial-Verfassung zu geben.

(Beschluß aus No. 191.)

Es war zu erwarten, daß der Plan, eine solche hierarchische Presbyterialverfassung einzuführen, großes Aufsehen erregen mußte. Der echte Geist des Protestantismus begann sich zu regen. Es erschienen mehrere Gegenschriften, denen es nicht von Seiten der Geistlichen an heftigen oder sanften, bittern oder bittersüßen Replikschriften u. s. w. fehlte. Unter den anti-presbyterialischen Brochüren zeichnen wir folgende drei aus:

1) Einige Worte über die den evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen in Baiern bevorstehende Beschränkung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit durch die projectirte Einführung der Presbyterial-Verfassung in ihren Kirchen. (Nürnberg 1822. 24 S. 8.)

2) Einige Worte über die Frage: In wiefern sind Presbyterien mit den Symbolen und der Verfassung der evangelisch-lutherischen Kirche vereinbar? (Ebendaselbst 1822. 32 S. 8.)

3) Beiträge zur Berichtigung der Ansichten über Kirchenvorstände und deren Einführung in den evangelisch-lutherischen Kirchen, desgleichen über Kirchen-Repräsentation und Synoden, in specieller Beziehung auf das Königr. Baiern. Von C. J. M. S. (Ebend. 1822. 46 S. 8.) *)

Nr. 1. behauptet, S. 6. daß die beiden von H. Lehmus aufgestellten Fundamentallehren der evangelischen Kirche nicht ausschließend als solche anzusehen seyen. Von der neuen Periode des Mysticismus hätten die protestantischen Theologen nur diese zwei Grundwahrheiten des Protestantismus gekannt: 1) Ein jeder ist in Glaubenssachen sein eigner Richter, und 2) die heilige Schrift ist die alleinige Quelle der daraus herzuleitenden Lehre. Ferner würde dadurch, daß man dem Presbyterium die Verpflichtung anlege, „darauf zu sehen, daß innerhalb seiner Amtssphäre alles christlich zugehe," eine inquisitionsmäßige Glaubens-Sittenpolizei begründet, die nur Scheinheilige und Heuchler heranziehe und Ausspäher und Angeber bilde, an sich aber der baierschen Verfassungs-Urkunde sowohl, als den Grundsätzen des protestantischen Kirchenrechts ganz entgegen sey. Jene habe nämlich in Gegenständen des Glaubens und Gewissens allen Zwang aufgehoben; **) und in dem Religions-Edicte stehe ausdrücklich, daß der große Kirchenbann, als ein hierarchisches Institut, bei den Protestanten schon längst abgekommen, u. s. w.

In Nr. 2. werden die Principien des projectirten Presbyterialwesens aus den symbolischen Büchern der evangelisch-lutherischen Kirche mit Anführung der Beweisstellen gründlich widerlegt. Diesen gemäß habe die evangelische Kirche das Princip der Trennung des Kirchenregiments von der Seelsorge auf eine für die Geistlichkeit und für die Kirche gleich wohlthätige Weise durchgeführt, und ohne die Zustimmung der Kirchengesellschaft könne die bisherige, auf vollkommener Gewissensfreiheit beruhende, Grundverfassung der Kirche nicht abgeändert werden.

Nr. 3. ist hauptsächlich gegen die von dem reformirten Consistorial-Rath Dr. Fuchs, Hauptprediger zu Ansbach, unter dem Titel: Die Einführung der Kirchen-Vorstände oder Presbyterien ꝛc. Nürnberg, 1822, herausgegebene Schrift gerichtet. Sie zeigt den Unterschied zwischen der freien evangelisch-lutherischen Kirche, welche ihre Zucht nur auf Abstellung des öffentlichen Aergernisses richte und den hierarchischen Ideen Calvin's, welcher mit den Presbyterien zugleich die Sittenrichterei oder das Institut der strengen Kirchenzucht und den Kirchenbann in die reformirte Kirche einführte. Sie beweist aus dem Kirchenrechte der Protestanten, daß die Rechte auf die Freiheit der religiösen Ueberzeugung unveräußerlich und mithin unübertragbar auf Andere seyen. Es könne demnach Repräsentanten der Denk- und Gewissensrechte gar nicht geben, noch könne den Kirchen-Vorständen das Recht der Kirchenzucht, der sittlichen Aufsicht über Personen, Familien, und das Recht, über die Glaubens- und Gewissensangelegenheiten der Kirchenmitglieder Beschlüsse zu fassen, übertragen werden. Insbesondre zeigt der Verf., und wie uns dünkt, aus sehr einleuchtenden Gründen, S. 32, daß die Presbyterien oder Kirchenvorstände, deren Amt eine vollziehende Behörde seyn soll, schon als solche an der Gesetzgebung keinen Antheil nehmen, folglich als Repräsentanten der Landeskirche zu den allgemeinen Synoden nicht gehören können. Etwas anderes ist es, wenn sie durch die Wahl der Kirchengemeinde zu Repräsentanten derselben ernannt werden. Auch nach der Kirchengeschichte sind Synoden und Presbyterien wesentlich verschieden. Diese bildeten nämlich ein Amt; die Synoden aber stellen sich nach ihrem geschichtlichen Begriff als feierliche Zusammenkünfte der Repräsentanten verschiedener christlicher Gemeinden dar, die zur Absicht hatten, das Wohl der Kirche gemeinschaftlich zu berathen und darüber Beschlüsse zu fassen. In der neueren Zeit verloren jedoch die Synodal-Beschlüsse in den evangelisch-lutherischen Kirchen jede constitutive Bedeutung. Auch im Königreiche Baiern haben, laut der Verordnung vom 8ten Sept. 1809, und des Anhangs zum Religions-Edict, die Diöcesan- oder Decanats-Synoden blos Handhabung der Kirchenverfassung in Aufsichtspflege über die Amtsführung der Geistlichen, gegenseitige Erweckung derselben zur zweckmäßigen Erfüllung ihrer Amtspflichten und gelehrte Uebungen zum Zweck, und den alle vier Jahre zu haltenden, allgemeinen Synoden kommt blos das Recht der Berathung über innere Kirchenangelegenheiten (also über Kirchengesetzgebungs-Gegenstände) zu *). Ihre Beschlüsse haben also nur die

*) Als Verf. der ersten und dritten Schrift wird der Appellationsrath Seyffert, und als Verf. der Schrift Nr. 2, der Regierungsrath Betzold genannt.

**) Gott will keinen gezwungenen Dienst haben, sagte Luther.

*) Diese allgemeine Synode wird am Sitze des Consistoriums,

Wirkung eines Gesetzvorschlages an die Gemeinden und an das Staatsoberhaupt. Auf diese Art können die Synoden nicht in eine Anstalt der Hierarchie ausarten. — Ueber die Wahlform der Repräsentanten zu den General-Synoden werden S. 38. zweckmäßige Vorschläge gethan; die indeß sehr von den Bestimmungen der Unionsacten des Rheinkreises abweichen, wo Alles in den Händen der sich selbst ergänzenden Presbyterien, der Decane und geistlichen Behörden beruht und die Gemeinde selbst keine Wahlfreiheit hat.

Der Schriftwechsel über das Presbyterial-Institut hatte die Folge, daß die Mehrzahl der Protestanten in Baiern sich nicht nur von der Unausführbarkeit des ganzen Projects überzeugte, sondern auch gegen die sich darin vollendende, geistliche Herrschsucht bestimmt ihr Festhalten an der christlichen oder evangelischen Freiheit aussprach. „Das Unternehmen, hieß es fast allgemein, sey gefährlich für die Ruhe der Familien; es streite mit dem Geiste und Wesen, ja mit dem Buchstaben des Protestantismus; es sey ein Attentat gegen die christliche und evangelische Freiheit der Gewissen; es werde nicht nur den entschiedensten Widerstand von Seite aller Aufgeklärten, sondern selbst den des gemeinen Volks zur Folge haben und wo nicht Kirchenspaltung und Zerrüttung, doch gar leicht die Erklärung der Gemeinden herbeiführen: sie könnten presbyterianische, calvinische Lehrer nicht als ihre Geistlichen mehr anerkennen u. s. w."

Allein die obere geistliche Behörde nahm auf diese und ähnliche Stimmen, welche sich gegen die Einführung des Presbyteriums überhaupt erklärten, keine Rücksicht. Vielmehr erließen die Consistorien im Mai 1822, auf Befehl des Oberconsistoriums, eine Verordnung, die Wahl und Einführung der Presbyterien, oder Kirchen-Vorstände bei den protestantischen Pfarr-Gemeinden betreffend. Aus dieser Verordnung ersah man, daß 1) die Instruction für die Kirchen-Vorstände erst bei den General-Synoden und zwar mit steter Rücksicht auf die Reichsconstitution und auf das Gemeinde-Edict vom 17ten Mai 1818, entworfen und zur allerhöchsten Bestätigung vorgelegt werden soll; — daß 2) bei solchen Gemeinden, deren Mitglieder sich bei ihrem vorgesetzten Consistorium gegen die Einführung der Kirchen-Vorstände erklären, diese ausgesetzt bleiben soll, bis sie zu einer richtigeren Einsicht hierüber gelangt seyn werden; 3) daß das Presbyterium einen eigenen Rath bilden soll, der rücksichtlich der Bewahrung

a) der inneren Verfassung und Ordnung der Kirche in Beziehung auf Lehre, Cultus, Liturgie, religiösen Unterricht, sittliche Zucht, Amtsthätigkeit des geistlichen und des niedern Kirchenpersonals,

b) der äußeren Rechte der Kirchengemeinde und ihrer einzelnen Glieder,

c) des Kirchen- und Pfarrvermögens, Erhaltung der Gebäude, Güter und Renten, Verwendung der Kirchen-Einkünfte nach ihrem Stiftungszwecke ꝛc. Aufsicht zu führen, und überhaupt in Allem, was das Wohl der Kirchengemeinde erfordert, theils unmittelbar zu rathen und zu helfen, theils die nöthigen Verbesserungen in Antrag zu bringen hat; —

4) daß das Presbyterium a) aus sämmtlichen bei einer Kirche wirklich angestellten Geistlichen, b) aus einer nach Verhältniß zu erwählenden Anzahl weltlicher Mitglieder oder Kirchenältesten, besteht.

Aber kaum war diese Bekanntmachung des königl. Consistoriums im 24sten Stück des Intelligenzblattes für den Rezatkreis vom 30sten Mai 1822, erschienen, so erhob sich die allgemeine Stimme der Entrüstung gegen diesen dreisten Eingriff in die alte Kirchenverfassung und in die persönliche Freiheit der protestantischen Glaubensgenossen. In Ansbach unterzeichneten schon zwei Tage nach der Bekanntmachung jener Verordnung, nahe an zweihundert Familien der Stadt, alle hohe und niedere Staatsbeamte, der Adel und die vornehmsten Bürger vom 13ten bis 17ten Junius eine Protestation, welche dem Ansbacher Consistorium übergeben und zugleich dem Könige vorgelegt wurde. In dieser merkwürdigen Schrift protestirten die Unterzeichneten gegen die neue Einrichtung und namentlich gegen die Bestimmung: „daß den Kirchenvorständen die Aufsicht über „die sittliche Zucht" zustehen soll," mit folgenden Worten:

„Als Mitglieder der evangelisch-lutherischen Kirche, mit dem Lehrbegriff und mit den Rechten derselben wohl vertraut, halten wir, nach religiöser Pflicht und zur Aufrechthaltung unsrer staatsbürgerlichen Rechte, uns verbunden, gegen eine Abänderung der Grundverfassung dieser Kirche in so weit uns zu schützen, als damit die Uebertragung eines die religiöse, sittliche und bürgerliche Freiheit in gleichem Maße gefährdenden Sittenrichter-Amtes an sogenannte Presbyterien, nach den Lehren und Grundsätzen Calvin's und nach der Einrichtung der bereits unirten Kirchen, beabsichtigt wird." — „Wir Endesunterzeichnete protestiren daher gegen eine solche neue Kirchenanstalt hiermit so feierlich, als geziemend, und erklären andurch auf das Bestimmteste, daß wir, so viel uns und unsere Familien betrifft, fest und unverbrüchlich fordern und verlangen den Fortbestand der evangelischen Freiheit, wie solche, durch Luther und dessen Reformation zu erst gegründet, sich späterhin aus dem Lehrbegriff der symbolischen Bücher, mit Einschluß der Formula concordiae, weiter entwickelt, und in der damaligen Kirchenverfassung, die als solche zugleich die Grundverfassung der evangelisch-lutherischen Kirchen bleibt, bis jetzt erhalten hat." — „Ferner erklären wir, daß wir eine von dieser kirchlichen und religiösen Verfassung abweichende, mit calvinistischen Ideen verwandte neue Kircheneinrichtung zu keiner Zeit anerkennen werden."

„Wir nehmen hierüber die Garantie in rechtlichen Anspruch, welche den evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen in Absicht auf ihre Religions- und Kirchenverfassung durch den westphälischen Frieden, den Reichsdeputationsschluß von 1803, und im Jahre 1818, durch die Verfassungs-Urkunde des Königsreichs nebst dem Religions-Edicte gewährt ist, und verwahren uns gegen alle Eingriffe in die uns hiernach zustehenden Rechte, denen selbst das hierorts noch gültige preußische Civilgesetzbuch zur Seite stehet, und welche wir, nöthigen Falles, in allen zulässigen Rechtswegen zu verfolgen ernstlich gesonnen sind."

An diese feierliche Verwahrung schloß sich der Ansbacher Stadtmagistrat in einer besondern Protestation an; dasselbe that die Bürgerschaft in Masse mittelst einer besondern Accessions-Urkunde. Auch in andern Städten geschahen ähnliche Schritte. Namentlich haben Nürnberg, Augsburg, Rothenburg, Nördlingen, Dinkelsbühl, Feuchtwang u. s. w. ihre Protestationen, ähnlich der Ansbacher, übergeben. In der Protestation gegen die Einführung der Presbyterien in den evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden in der Stadt Nürnberg, welche binnen drei Tagen von 1100 Bürgern unterzeichnet wurde, und zu welcher noch mehrere Beitritts-Urkunden hinzugekommen sind, wird unter andern als auffallend bemerkt, daß Kirchenvorstände gewählt werden sollen, ehe noch ihr amtlicher Wirkungskreis bestimmt ist; daß die der Kirchenvorstände bereits zugetheilte Aufsicht über die „sittliche Zucht," über den Cultus, die Lehre, die Liturgie und den religiösen Unterricht, wenn sie nicht blos auf die Amtsthätigkeit und das sittliche Verhalten der Geistlichen beschränkt wird, ein Sittenrichteramt und eine Glaubenscontrole zur Folge haben muß, welche der in den Zeiten der Reformation errungenen Gewissensfreiheit ganz

---

unter der Leitung eines Mitglieds des Oberconsistoriums, in Gegenwart eines königlichen Commissärs, welcher jedoch an den Berathungen selbst keinen Antheil zu nehmen hat, gehalten.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 193.

22. August 1822.

Protestantismus und Katholicismus, aus dem Standpuncte der Politik betrachtet von Dr. H. G. Tzschirner, Prof. der Theologie und Superintendent in Leipzig. Leipzig 1822. VI. 144 S. 8.

„Einen schlechten Dienst leisten diejenigen der Welt, welche durch ihre erlogenen Anklagen die Regierungen mit Mistrauen und durch ihre thörigten Rathschläge mit Besorgniß die Völker erfüllen; denn Vertrauen heißt das Band, welches fester als jedes andere, wie das Haus, so auch den Staat zusammenhält." So erklärt sich der Verf. in dem Vorworte zu dieser Schrift, welche als die Stimme seiner Kirche, erhoben zur Abwehr einer grundlosen Anklage, die Aufmerksamkeit jedes Unbefangenen, insbesondre die des denkenden Staatsmannes, in vollem Maaße verdient. Herr von Haller und andere Genossen seiner Partei haben die protestantische Kirche eine Pflanzschule des revolutionairen Geistes genannt. Diese ungeheure Beschuldigung ist bisher nur gelegentlich widerlegt worden; allein sie wird in Frankreich und in Deutschland, um den Protestantismus den Regierungen verdächtig zu machen, und ihnen dagegen den Katholicismus als das sicherste Mittel zur Dämpfung jenes Geistes zu empfehlen, so geflissentlich verbreitet, daß sie nach dem bekannten: Calumniare audacter, semper aliquid haeret, auf Leute, die durch das geschwärzte Glas der Leidenschaft, des Vorurtheils und des Argwohns den hellen Tag nicht sehen, und denen die Geschichte ein verschlossenes Buch ist, zuletzt doch einigen Eindruck machen muß, wie sie ihn denn hier und da schon gemacht hat. Darum fordert jene schwere Anklage eine erschöpfende Beantwortung. Dieser hat sich hier einer der ersten Theologen und Prediger des protestantischen Deutschlands unterzogen mit aller der Kraft, welche das Bewußtseyn der Unschuld gibt, und mit einer Gründlichkeit, wie sie nur aus der klaren Tiefe echter Wissenschaft, aus Philosophie und Geschichte hervorgeht. „Unbekümmert, ob meine Rede gefalle oder misfalle, will ich jederzeit aussprechen frei und offen, wie's dem Manne ziemt und dem Mitgliede der freien Kirche, was ich als wahr und recht erkenne, will es vertheidigen und geltend machen in Wort und Schrift, wie und wo ich's vermag, und nie, ob auch mancher ihr untreu würde, will ich die Sache des Lichts und der Freiheit verlassen." So denkt und so handelt der Mann, den seine ausgezeichnete Stellung im Leben und in der Wissenschaft vor vielen zu dieser den Protestanten abgedrungenen Vertheidigung berufen hat.

Doch es vertraue Niemand unserm Urtheile, auch nicht der eigenen vorgefaßten Meinung, die sich schon für den Verf., als er den Uebertritt des Herrn von Haller zur katholischen Kirche beleuchtete, (Leipz. 1821) mit hoher Achtung ausgesprochen hat. Der Protestant verlangt nichts als freie Prüfung seines Geistes und parteilose Erwägung aller offenkundigen Thatsachen. Der selbstdenkende Katholik aber wird hier nicht leidenschaftliche Ausfälle oder gehässige Gegenanklagen finden (vergl. S. 80 ff.); ja er wird, wenn er nicht entschiedener Anhänger des absoluten Papalsystems ist, auch als katholischer Christ, dieser Vertheidigung der protestantischen Kirche, als vollkommen übereinstimmend mit der bürgerlichen Ordnung der monarchischen Staatsform, seinen Beifall nicht versagen.

Zuerst bestimmt der Verf. den Streitpunct und zeigt das Gefährliche, was die Behauptungen der neuesten Lobredner der Hierarchie und der absoluten Gewalt, wenn sie Eingang fänden, haben würden. Denn auch der Wahn kann, wenn er in der Zeit eine Stütze findet, in viele Gemüther eindringen, und, ob er gleich den Gang der Weltgeschichte nicht zu verändern vermag, doch in einzelnen Fällen störend und verwirrend einwirken, indem er Mistrauen erregt und schädliche Maßregeln veranlaßt. „Auch das Unbedenkliche wird von der Partei, welche die allerdings durch traurige Erfahrungen gerechtfertigte, aber auch durch leere Vorspiegelungen genährte, allgemein herrschende Besorgniß vor revolutionairen Bewegungen bis zur ängstlichen Furcht steigern möchte, um ihren Rath recht gewichtig und ihre Dienste unentbehrlich zu machen, für bedenklich erklärt, so daß jetzt selbst die menschliche und christliche Theilnahme an dem Schicksale der Griechen als ein Anzeichen revolutionairer Gesinnung gelten soll." — Hierauf entwickelt er die Gründe der Gegner, warum der Protestantismus der Ruhe der Staaten gefährlich und der Katholicismus vornämlich den Machthabern zu empfehlen sey. Auf die dagegen sprechende Thatsache aber, daß alle jüngst von Revolutionen bewegte Länder, katholische Länder waren, gründet er keineswegs die entgegengesetzte Anklage, daß der Katholicismus zu Revolutionen führe; denn diese „Erscheinungen der Zeit zeugen nicht von einer revolutionairen Tendenz der katholischen Kirche, sondern nur von ihrer Kraftlosigkeit."

Die Hauptfrage: ob im Protestantismus der Keim

des revolutionairen Geistes liege, oder ob er die Staaten nicht so kräftig als der Katholicismus stützen und halten könne? wird gründlich erörtert: aus dem Begriffe der Revolution gezeigt, daß die Reformation keine Revolution gewesen sey, weil es bei ihr auf die Umgestaltung des Verhältnisses einer Regierung zu dem Volke gar nicht abgesehen war; denn Luther und Zwingli wollten nichts als die freie Predigt des göttlichen Wortes und die Abstellung der im Kirchenwesen entstandenen Misbräuche; sodann würde sie nicht durch Volksgewalt und Demagogen erzwungen, sondern von den Regierungen selbst eingeführt. Auch als eine kirchliche Revolution kann sie nicht angesehen werden, weil sie aus einer neuen Ansicht von der Kirche und der christlichen Lehre hervorging, und will man jede ins Leben eintretende Veränderung der öffentlichen Meinung eine Revolution nennen, so ist die Einführung des Christenthums selbst eine Revolution gewesen. Daß aber der Protestantismus durch seine kirchliche Freiheit überhaupt zur Selbständigkeit im Urtheile und zu der Freiheitsliebe führe, welche jedem willkürlichen Zwange widerstrebt, wird von dem Verf. nicht geleugnet. „Wie aber, ist denn die Selbständigkeit des Urtheils mit dem Gehorsam gegen die Regierung und die Freiheitsliebe mit der Achtung gesetzlicher Ordnung unvereinbar? Darf ein Regent wünschen, daß sein Volk nur darum gehorche, weil er gebietet, nicht darum, weil es in dem Gesetze das Recht erkennt und das Heil des Staats? Und sollte wirklich der Staat fester stehn, wo man dem Gesetze sich fügt, weil man zu gehorchen gewohnt ist, als der, wo man gehorcht, weil man der Weisheit und der Gerechtigkeit der Regierung vertraut?“ Der Protestantismus befördert das geistige Leben; wer aber dieses mit jenem zugleich unterdrücken und darin die Sicherheit der Staaten finden will, der erklärt, daß er den Fürsten despotische Gesinnungen zutraue; der ist ein Feind der Fürsten und der Völker. —

Allerdings entbehrt der Protestantismus mehrerer, im Katholicismus gegebenen Mittel, die öffentliche Meinung zu zügeln; allein „das, wodurch die Kirche am kräftigsten, auch auf die aufgeklärtesten Völker und ohne durch widerrechtlichen Zwang unverletzliche Rechte zu verletzen, wirken kann, die heilsame Lehre des Evangeliums ist auch in ihm und zwar reiner und vollkommener vorhanden,“ wenn nur das Volk den Unterricht fassen und ein durch Wissenschaft gebildeter Lehrstand ihn ertheilen kann. Die Würdigung des jetzigen Einflusses des Katholicismus und seine Wichtigkeit für das Bestehen der Staaten, verglichen mit der, die er im Mittelalter hatte, S. 31 ff. verdient von jedem Leser reiflich erwogen zu werden. „Von dem, was der Katholicismus im Mittelalter geleistet hat, kann nicht auf seine Angemessenheit zu den Bedürfnissen der Staaten dieser Zeit geschlossen werden. Das Mittelalter ist vergangen. — Was gegenwärtig der Katholicismus den Staaten leisten kann, das leistet er ihm als Christenthum, aber nicht mehr als Katholicismus; denn alles, wodurch er vormals als solcher wirkte, hat für das Geschlecht dieser Zeit seine Kraft und Bedeutung verloren.“ Das Alter der Tradition ist nicht mehr ehrwürdig, weil man jetzt bei allen Dingen nach dem Warum fragt; das Priesterthum des Katholicismus hat mit dem Wunderglauben seine hauptsächlichste Stütze verloren, und die darauf gegründete Hierarchie ihr Ansehen und ihre Macht; darum neigen sich die Kronen der Könige nicht mehr wie sonst vor der Tiare. Der Katholicismus kann daher weder das theokratische Princip, daß die Fürsten Gottes Statthalter und absolute Herrscher seyen, noch das monarchische unterstützen. Hat er sich doch selbst mit der republicanischen Verfassung mehrmals befreundet! S. 48. Uebrigens zeigt der gegenwärtige Zeitgeist der Völker (von spanischen Descamisados kann hier nicht die Rede seyn) keine Vorliebe für die Republiken.

„Aber eben darum, — sagen die Restauratoren des Mittelalters, — weil der Katholicismus als solcher jetzt in Europa seine Kraft und Bedeutung verloren hat, muß man ihm seinen vorigen Glanz und seine vorige Kraft widergeben, seine Institute herstellen, den Protestantismus niederdrücken u. s. w.“ Der Verf. zeigt das Verderbliche und Thörichte eines solchen Plans so klar und bündig, daß wir den Gegenbeweis wohl sehen möchten. Seine Gründe sind geschöpft aus dem Wesen der Sache; aus den Resultaten der Welt- und Kirchengeschichte, welche kein Sophist abstreiten, kein Mystiker verhüllen kann. Verfolgung und Gewalt können das Mittelalter nicht aus seinem Grabe erwecken. Ein solcher Plan der Restauration würde endigen in Kampf und Zerrüttung. „Verderblich ist das System der Verfinsterung; denn die geistigen Nebel kehren als Kriegsgewitter und Blutgüsse zurück.“ —

Dagegen widerstreben selbst katholische Regierungen und Völker, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, beharrlich dem Geiste der Hierarchie. Vergebens fordert von ihnen der Katholicismus die verlornen Stützen seiner Macht zurück; vergebens stellt er sich in seiner starren Unbeweglichkeit jeder, von der Zeit noch so gebieterisch geforderten Neuerung entgegen. Er erzeugt dadurch nur um so heftigere Reibungen, und zeitgemäße Verbesserungen überwältigen zuletzt dennoch seinen Widerstand. Dieser Gährungsstoff nun ist in den protestantischen Ländern nicht vorhanden; daher herrscht hier bei geräuschloser Entwickelung und gesetzlicher Fortbildung größere Ruhe, als in den Ländern der Hierarchie, wo der zum Stillstehn gebrachte Strom des Staatenlebens Eis oder Sumpf wird, wenn er nicht den unnatürlichen Damm zerreißt. Auch die Opposition des Unglaubens und des Atheismus und die zerstörende Gewalt des Sittenverfalls und der Unwissenheit haben in der protestantischen Welt die Kirche nicht, wie in mehreren katholischen Ländern, mit einem großen Theile des Volks entzweit; denn da die Lehre und Lehrweise der evangelischen Kirche klarer, geistvoller und lebendiger ist, so kann sie in dieser Zeit, wo die Völker nicht mehr Kinder am

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 194.

23. August 1822.

Die Brüdergemeine und ihr Jubelfest in Herrnhut.

Die Entstehung und das Wachsthum der Brüdergemeine — dieses merkwürdigen Ergebnisses jener Stimmung, die ein edles Gemüth *) zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch seine „frommen Wünsche" erweckt hatte, — gehört zu den folgenreichsten Ereignissen des achtzehnten Jahrhunderts. Mögen auch die Methodisten, welche fast gleichzeitig und ungefähr durch gleiche äußere, in dem Zustande der Kirchengemeine, worin sie sich bildeten, gegründete Veranlassungen entstanden, in demselben Zeitraume eine größere Anzahl von Bekennern gewonnen haben, so ist doch, wenn man auf die innere Einrichtung sieht, Zinzendorf's Anstalt ein, durch vielfache Bande weit inniger verknüpftes Ganzes, und durch ihre weit verbreitete Wirksamkeit, durch Missionen und Bildungsanstalten, ohne Vergleich wichtiger, als Wesley's Stiftung, die nur eine, auf Erbauung und Religionsübung gerichtete Verbindung ist. Es waren am 17. Junius hundert Jahre, als der unbedeutende Grund zu Zinzendorf's Werke gelegt wurde, und obgleich die eigentliche Begründung der Gemeine, als einer für sich bestehenden religiösen Verbindung, erst ins J. 1727 fiel, so wurde doch zweckmäßig jener Tag zur Feier des ersten hundertjährigen Jubelfestes bestimmt. Es war der Tag der Gründung Herrnhuts, des Mutterorts der Gemeine, der Tag, wo das kleine Senfkorn gelegt wurde, aus welchem ein weit schattender Baum erwachsen ist. Auch ein wohlthätig schattender Baum — was Niemand läugnen wird, der ihn während seines Wachsthums beobachtet hat, und die Früchte sieht, die er noch trägt. Man hat die Gemeine schon in frühern Zeiten unbillig angegriffen, ja hart geschmäht und bekanntlich mußte sie neuerlich, gerade auf Veranlassung ihres Jubelfestes, noch einen Angriff erleiden, dessen Urheber **) aber zu sichtbar eine feindselige Stimmung und zu sehr eine beschränkte Ansicht religiöser Verhältnisse verräth, als daß seine Schrift, wenn auch die dagegen erschienene, nicht ganz befriedigende Berichtigung ***) nicht erfolgt wäre, auf einen Unbefangenen hätte wirken können, der andre Quellen zur Kenntniß der Anstalt geprüft hat. Was gut und göttlicher Art ist, dauert — das hat sich auch hier bewährt, und daß die Gemeine sich im Laufe ihres ersten Jahrhunderts veredelt hat, während sie in der protestantischen Kirche — durch Brechung mancher Härten des Lutherthums, durch Zerstörung mancher Pedanterie, durch Hinweisung auf den Zweck der Religion, thätige Liebe in brüderlicher und geselliger Eintracht, um mit Herder *) zu reden — veredelnd wirkte, kann Niemanden entgehen, der ihre Geschichte in jenem Zeitraume erforschte. Es ist in vieler Hinsicht nicht mehr dieselbe Anstalt, die der Graf von Zinzendorf und seine Gehülfen gründeten und pflegten, und mögen besorgte Gemüther in dem frommen Vereine darüber nicht bekümmert werden, daß es so ist. Die Anstalt hat sich zum Bessern ausgebildet und wird sich ferner ausbilden, eben weil sie gleich von Anfang einen fruchtbaren Keim des Guten in sich trug. Längst sind manche Ansichten, die Privatmeinungen der ersten Stifter waren und eigentlich nie zu den religiösen Ansichten der Gemeine gehörten, so ganz in Vergessenheit gekommen, daß das Anstößige, was darin lag, der Gemeine nicht mehr vorgeworfen werden kann, und es ist bekannt, wie viel schon Spangenberg und andre ihm gleich gesinnte Männer, wie Gregor, und die Bischöfe Clemens und Reichel, durch Aufstellung des geläuterten Lehrbegriffes, durch Sichtung der Liedersammlung gethan haben, und ohne Zweifel wird in Beziehung auf diese letzte auch künftig noch Manches verschwinden, was als Ueberrest des ehemaligen tändelnden Andachttones, der bei dem Stifter aus einer zu lebhaften Phantasie und einer verkehrten Geschmacksrichtung hervorging, sich noch erhalten hat. Aber auch in wesentlichen innern Einrichtungen ist der Fortschritt zum Bessern offenbar, den auch die Synode in dem neuesten Entwurfe der Statuten vom Jahre 1818 als unwandelbaren Grundsatz anerkannte. Besonders wichtig ist hier die Abschaffung des Looses bei Heirathen, mag nun dieselbe auf die Art, wie der erwähnte Gegner es angibt, **) ohne deshalb von dem Berichtiger widerlegt

*) Spener.

**) Hansen: Kann die herrnhutische Gemeine eine wahrhaft evangelisch-christliche genannt werden? — Leipzig 1821.

***) Unparteiische Beleuchtung und Berichtigung der Schrift ꝛc. Von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1821.

*) Adrastea, Bd. IV.

**) Der Verfasser hat dies von mehrern Seiten bestätigen hören. Die americanischen Abgeordneten erklärten, sagt man, während der Synode von 1818, auf das bestimmteste, daß sie auf der Aufhebung des Looses bestehen müßten, und diese Einrichtung in den Gemeinen jenseit des Meeres auf jeden Fall aufgehoben werden sollte.

zu werden, durch die entschiedene Foderung der americanischen Abgeordneten bewirkt worden, oder aber aus der allgemeinen Ueberzeugung von der Unzweckmäßigkeit dieser Einrichtung hervorgegangen seyn. Genug, die nachtheilige Einrichtung, worauf Zinzendorf und seine Zeitgenossen so viel hielten, ist nicht mehr, und dies muß gute Folgen haben. Eben so scheint die Zeit nicht fern zu seyn, wo auch in der Einrichtung der Chorhäuser Veränderungen eintreten, welche die Nachtheile, die darin liegen mögen, aufheben, wenn anders aus dem Umstande, daß man in dem neuesten, seit 1807 gegründeten Gemeinorte, Königsfeld auf dem Schwarzwalde, keine Chorhäuser angelegt hat, geschlossen werden kann, man halte sie für unser Zeitalter nicht mehr ganz passend. Dies könnte denn vielleicht auch dazu beitragen, den, die Freiheit wohl ziemlich beschränkenden, die Gemüther vielleicht bevormundenden Einfluß der Lehrer und Vorsteher auf die Einzelnen zu vermindern, worauf man nicht mit Unrecht einen Vorwurf gegründet hat; denn diese Beschränkung kann aufhören, ohne die genauere Aufsicht auf die Gemeineglieder, die durch die Natur dieser Vereine bedingt ist, aufzuheben. Dagegen blieb die Anstalt in einem Puncte dem Grundsatze ihrer Stiftung unwandelbar treu, eine Genossenschaft zu seyn, die Gleichgesinnte, ohne Rücksicht auf die Unterscheidungslehren der protestantischen Kirchenabtheilungen, zur Uebung eines evangelischen Glaubens und Wandels umfaßt, eine Gemeine zu bilden, wo das Christenthum nicht bloß Sache des Verstandes und kalter Erwägung sey, sondern im Innersten empfunden werde, in seinen äußeren Wirkungen sichtbar sey, die sich jedoch zur augsburgischen Confession bekenne, weil dieselbe — dieser bedingende Grund wurde früher und in den neuesten Statuten hinzugesetzt — mit der heiligen Schrift übereinstimmt, die allein Richtschnur der Lehre und des Lebens bleibt. Nach diesem Grundsatze hat man auch nie nach einer, mit der Natur der Gemeineverfassung unverträglichen Ausbreitung gestrebt, und nicht vergessen, was schon Spangenberg sagte, daß diese Verfassung auf Nationalkirchen und Religionen durchaus nicht passe, und daß man nicht nur thörigt, sondern auch unverantwortlich handeln würde, wenn man dazu rathen wollte, daß sie darin eingeführt werde. Es würde daher unbillig seyn, der Gemeine, wie es doch geschehen ist, zum Vorwurfe zu machen, daß sie in dieser Hinsicht einer allgemeinen Anwendbarkeit ermangele. Ihr Bestehen scheint gerade in dieser Verfassung wohlthätig für die protestantische Kirche zu seyn und sie hat — wie es ähnliche Erscheinungen in der bischöflichen Kirche in England gethan haben — seit ihrer Entstehung dazu beigetragen, viele Lehrer der Mutterkirche zu erwecken, und zu einer wärmern Betreibung ihres Amtes heilsam zu erregen. Sie wird diese Wirkung auch fortdauernd haben, zumal da gerade im jetzigen Augenblicke, fast wie zur Zeit ihrer Stiftung, wiewohl durch ganz andre Umstände erweckt, ein lebendiges religiöses Bedürfniß in der protestantischen Kirche sich regt. Diesem Bedürfnisse, welches jetzt in manchen Fällen, sich selbst misverstehend, oder gemisbraucht, wohl auch Befriedigung in einer Kirchengesellschaft sucht, wo sie es am Wenigsten finden wird, möge denn die Einrichtung der Gemeine, ein erregtes Gefühl anziehend, oft auch unmittelbar entgegen kommen, und so als eine wohlthätige Ableitung jener Verirrung bei Manchen, mit sich selber nicht einigen Gemüthern nützlich seyn. Man könnte vielleicht, um die heilsamen Wirkungen, die wir von dieser Anstalt hoffen, unwahrscheinlich zu machen, von der absichtlichen Beschränkung der Geistesbildung reden wollen, die man der Gemeine vorgeworfen hat, aber wir können nicht glauben, daß eine solche Absicht in dem Wesen derselben liege, wenn wir auch nur auf die Erfahrung sehen, daß in ihren Lehranstalten die wissenschaftliche Ausbildung mit fruchtbarem Eifer getrieben wird.

Der Verfasser ward auf diese Bemerkungen geführt, als er während seines Aufenthaltes in der Oberlausitz Gelegenheit hatte, der Jubelfeier beizuwohnen. Vom Gipfel des Hutberges das reizende Landschaftbild *) überschauend, mußte er einen ereignißvollen Zeitraum von dem Tage an, wo die drei mährischen Ausgewanderten das erste Hüttchen im Walde erbauten, im Geiste durchlaufen, und wenn dann sein Blick unten auf dem freundlichen Orte ruhte, wovon so viel Gutes für Tausende diesseits und jenseits des Meeres ausgegangen ist, dachte er an die Worte der Umschrift auf der Rückseite der, von der Gemeine veranstalteten Jubelmünze, **) die uns den Ort in einer ähnlichen Ansicht

Darauf wurde durch das Loos — ohne daß jedoch die americanischen Abgeordneten daran Theil genommen hätten — gefragt, ob man in diese Abschaffung einwilligen wollte. Diese Frage ward bejaht; hingegen die andre Frage, ob die Aufhebung auch für die deutschen Gemeinen Statt finden sollte, ebenfalls durch das Loos verneint. So blieb es beim Schlusse der Synode. Die Begünstigung der Americaner in einer Angelegenheit, deren Drückendes die meisten Gemeinegenossen auf gleiche Weise gefühlt haben mochten, erregte Unzufriedenheit; die Direction, die anfangs auf die Beibehaltung des Looses bestand, kam in Widerstreit mit der öffentlichen Stimme, und da mehrere Gemeinglieder als Stimmenführer für die Aufhebung auftraten, so entstand ein Zwiespalt, der endlich nach vielen Verhandlungen im J. 1819 durch die Verfügung gehoben ward, daß es jedem Gemeingenossen frei stehen sollte, sich dem Loose zu unterwerfen, oder nicht.

*) Das schöne Panorama ist neuerlich von Cornelius Richter in Herrnhut aufgenommen worden, und wird in colorirten und getuschten Blättern (zu 3½ und 3 Thalern) verkauft.

**) Sie ist von H. A. Thomas in Dresden verfertigt und in Gold, Silber und Bronze ausgeprägt. Die Hauptseite mit der Umschrift: Gott rufet dem, das nicht ist, dass es sey, zeigt die erste Hütte im Walde, mit der Unterschrift: Herrnhut d. 17. Juni 1722. Auf der Rückseite sieht man Herrnhut in seiner gegenwärtigen Gestalt, mit der oben angegebenen Umschrift, und der Unterschrift: Herrnhut, den 17. Juni 1822. Sie

zeigt: „Der Herr hat Grosses an uns gethan, dess sind wir fröhlich.“ In der That, wo hätte zu jener Zeit, als der mährische Zimmermann, Christian David, seine Axt in den Baum hieb, der zu dem Bau der ersten Hütte dienen sollte, solche Erfolge ahnen können, die selbst Zinzendorf zu jener Zeit nicht voraussah, als die fromme Zuversicht der neuen Ansiedler ausrief: Hier hat der Vogel sein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest! Forschen wir nach den Ursachen des Wachsthums und der Befestigung der Brüdergemeine, so finden wir sie darin, daß ihre Stiftung einem wahren Bedürfnisse ihrer Zeit — einer Zeit, wo das scholastische Zeitalter der lutherischen Kirche kaum abgelaufen war, und seine erkältenden Folgen noch fortdauerten — wohlthätig entgegen kam; daß die Begeisterung des Grafen von Zinzendorf und seiner Gehülfen für eine Angelegenheit, worin sie eine Veranstaltung der Vorsehung erkannten, die Zeitgenossen ergriff, die nur durch Mitwirkung des Gefühls aufgeregt und umgestimmt werden konnten; daß die bewundernswürdig ausharrende Thätigkeit jener Männer jede Schwierigkeit überwand, und auch nach dem Tode des Stifters die ungemeine Umsicht und der rastlose Eifer der Vorsteher das Ganze der Anstalt zusammen hielt. Nur dadurch konnten auch die ökonomischen Schwierigkeiten, welche bald nach Zinzendorf's Tode den Bestand der Gemeine bedrohten, glücklich überwunden, nur dadurch die Gefahren abgewendet werden, welche späterhin lange Kriegsjahre brachten. Die Seite, wo jene Wirksamkeit am glänzendsten erscheint, ist das Missionswerk, das zuerst im J. 1732 auf St. Thomas begann, und noch jetzt von Grönland bis zu den Negern, Hottentotten und americanischen Wilden, in 31 Anstalten fortdauert, wo über 160 Lehrer angestellt sind, unter deren Pflege 28,000 Entwildete stehen, deren Sitten die Gemeine zur Menschlichkeit gebildet hat. Es ist ihr neuerlich der Vorwurf gemacht worden, daß ihre Anstalten früher in dieser Hinsicht weit bedeutendere Ergebnisse gehabt hätten, als seit Zinzendorf's Tode; aber einmal ist dieser Vorwurf in der Thatsache nicht ganz gegründet, da seit jener Zeit eben so viele, wo nicht mehr Missions-Posten angelegt worden sind, als vorher, und darunter einige der segenreichsten, wie die Anstalten auf Labrador, und die blühendste von allen, erst seit 1792 unter den Hottentotten; aber selbst wenn die Ergebnisse der Bemühungen der Gemeine, hinsichtlich der Zahl der Entwildeten, gegen die frühere Zeit zurückstehen sollten, so muß man nicht vergessen, daß in neuern Zeiten, zum Theil durch das rühmliche Beispiel der Brüdergemeine geweckt und angespornt, auch andre christliche Gesellschaften in England, Dänemark, Deutschland und der Schweiz, mit jener sich in die Arbeit theilten. Die Angabe des Verfassers der oben genannten Gegenschrift, daß der, auch von ihm behauptete Verfall des Missionswerkes in der nachtheiligen, fast entmuthigenden Lage der Heidenboten gegründet sey, ist von seinem Berichtiger mit Gründen, die befriedigend zu seyn scheinen, abgewiesen, und insbesondere der Vorwurf, daß man die Missionarien, durch Wegführung ihrer Kinder nach Europa, an die ungern vollführte Arbeit zu fesseln suche, durch die einleuchtende Bemerkung widerlegt worden, daß gerade die, von der Gemeine übernommene Sorge für die Erziehung der Kinder der Heidenboten eine Wohlthat für die Jugend sey, die sie von ihren vielbeschäftigten, oft unstet lebenden Eltern nicht erhalten können.

Bei der Feier des Jubelfestes konnte es sich dem Beobachter vielfach verrathen, daß hier auch jetzt noch Ordnung, Fleiß und fromme Zucht ihren ruhigen Wohnsitz haben, und daß dieses Ereigniß erhebend auf die Gemüther der Gemeinegenossen wirkte, wie es auch für Fremde erbaulich war. Man hatte den 17ten Junius und die beiden folgenden Tage dazu bestimmt. Es war ein frommer, den Prunk meidender Jubel, im Geiste des Vereins. Viele Fremde waren versammelt; darunter mehrere Mitglieder der Gemeine aus England (unter diesen auch der für die Beförderung der Gemeine-Anstalten so rastlos thätige Latrobe) und andern entfernten Gegenden, und unter den Besuchern aus Sachsen sah man auch drei der höchsten Staatsbeamten des Landes. Viele protestantische Prediger aus der Oberlausitz, und selbst katholische Geistliche aus Böhmen, wohnten in christlicher Eintracht den gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeine bei. Es waren aus der nähern Umgegend, wo überhaupt, wie der Reisende leicht bemerkt, ein frommer Geist von der „Stadt auf dem Berge“ her zu wehen scheint, die Bewohner, besonders die Landleute, zahlreich herbei geströmt, und man konnte, wenigstens am ersten Jubeltage, 8 bis 9000 Fremde rechnen. Nie aber wurde, dieses Zusammenflusses von Menschen ungeachtet, die Ordnung gestört, und selbst durch das Gedränge, welches den Betsaal füllte, ward die andächtige Stille nicht unterbrochen, welche zu den schönen Eigenheiten der gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeine gehört.

Am Sonntage, dem Vorabende des Festes, wurde der Gottesdienst Nachmittags mit einer Andachtübung beschlossen, worin der erste Prediger des Ortes, Hr. Fabricius, die Gemüther zum Dank für die, der Gemeine im ersten Jahrhundert erwiesenen göttlichen Wohlthaten erweckte. Früh am Morgen des ersten Jubeltages wurden, wie es an Festen herkömmlich ist, einige Choräle im Orte geblasen. Um 9 Uhr sammelte sich die Gemeine zur Morgenandacht. Die weißen Wände des schönen Betsaales waren mit Gehängen von künstlichen Eichenblättern, Blumengewinden und vollen Sträußern künstlicher Blumen in Vasen geschmückt. Der Tisch, hinter welchem der Prediger seinen Platz hat, war mit einer weißen Sammetdecke geziert, worauf in einer schön gestickten Blumeneinfassung in goldner Schrift die Worte standen: „Betet an den Herrn im heiligen Schmuck. Ps 96, 9.“ Der Vortrag des Redners, des Predigers Reichel, erhob mit Innigkeit und Wärme die Gemüther zur frommen Feier des Festes, und brachte das Gelübde dar, sich dem aufs neue zu weihen, dessen Führung die Gemeine in ihrer ganzen weiten Ausdehnung seit hundert Jahren zusammengehalten. Nachmittags versammelte sich die Gemeine wieder im Betsaale, und nach der Aufführung eines musikalischen Chorals, zogen Alle, die Schwestern abgesondert und paarweise durch den Garten hinter dem herrschaftlichen Hause, die Brüder aber mit vielen Fremden auf der Landstraße zu dem neu errichteten Denkmale am Saume des Waldes, am Wege nach Zittau, einem einfachen Granitwürfel, dessen Inschrift: „Allhier ward am 17. Juni 1722 der erste Baum zum Anbau von Herrnhut

---

ward einige Zeit vor der Jubelfeier auch dem Könige von Sachsen von zwei Abgeordneten der Gemeine überreicht. Vorzüglicher in Erfindung und Ausführung ist die von Krüger in Dresden verfertigte Denkmünze. Sie zeigt auf der Hauptseite Zinzendorf's Kopf, mit der Umschrift: Nic. Ludw. Graf v. Zinzendorf u. Pottendorf, Stifter der Brüdergemeine z. Herrnhut, und der Jahrzahl 1722, auf der Rückseite die Ansicht des Betsaals zu Herrnhut, mit der Umschrift: Christus ist das Haupt der Gemeine. Eph. 5, 23, und im Abschnitte: Dem 17. Juni 1822. Man hat sie gleichfalls in Gold, Silber und Kupfer. Eine dritte Jubelmünze von Höckner in Dresden, stellt auf der Hauptseite eine waldige Gegend am Fuße des Hutberges vor, wo man ankommende Reisende und das Fällen des ersten Baumes zum Anbau des Ortes sieht, mit der Ueberschrift: Gott sprach: Es werde, und der Umschrift: Herrnhut ward zu bauen angefangen d. 17. Juny 1722. Die Rückseite zeigt den, aus dem Senfkorn erwachsenen Baum, auf dessen Stamme die Schriftstelle (Luc. 13, 19) angebracht ist. Auf der Leiste: Die erneuerte Brüderkirche. Im Raume dahinter die Ansicht des heutigen Herrnhut, mit der Ueberschrift: Und es ward. Die Umschrift: Heute sieht man es im Jubel prangen, d. 17. Juny 1822.

gefällt. Ps. 84, 4." die Erinnerungen ausspricht, die dieser Platz erweckt. Der Zug, den die Kinder eröffneten, stellte sich im Kreise um den Denkstein, und als man bei dem Schall der Blasinstrumente, den der Widerhall unter den hohen Fichten vervielfältigte, mehrere Liederverse gesungen hatte, sprach der Prediger einige Worte zur Weihe des Denkmals, worauf ein, von dem Bischof der Brüderkirche Hrn. von Albertini gedichteter Gesang von den Kindern gesungen ward. Alsdann ging der Zug in der vorigen Ordnung wieder in den Ort zurück, wo auf dem Platze vor dem Betsaale noch einige Gesänge gemeinschaftlich mit Musikbegleitung gesungen wurden, die mit einem fröhlichen Hallelujah schlossen. In der Abendversammlung hielt der Bischof, Hr. von Albertini, ein geistreicher und kräftiger Redner, einen erhebenden Vortrag, worin er den Text auf diesen Tag: „Ist der Rath oder das Werk aus dem Menschen, so wird es untergehn, ist es aber aus Gott, so könnet Ihr es nicht dämpfen" fruchtbar benutzte, und als er angedeutet hatte, daß die äußern Gefahren, welche die Gemeine früher bestanden, nun verschwunden wären, zog er aus jenen Worten die Aufmunterung, eifrig zu sorgen, daß das Göttliche in dieser Anstalt nicht durch die Schuld der Genossen daraus verdrängt werde, was durch Verderben von außen leicht geschehen könnte, und zu ernster Selbstprüfung auffordernd, zeigte er, wie, wenn jeder vor Gottes Augen bei sich selbst anfrage, um das Seinige zur Erhaltung und zum Wachsthum der Gemeine beizutragen, der Geist Gottes aufs Neue gewonnen habe.

In der Frühversammlung des zweiten Tages, gab Hr. Kölbing, Mitglied der Unitäts-Direction eine gedrängte Uebersicht der wichtigsten Ereignisse und wechselnden Schicksale der Gemeine, worin er auch die Entstehung und Ausbildung ihrer, für die Beförderung der Zwecke der Genossenschaft gestifteten Erziehungs- und Bekehrungsanstalten, und der innern Einrichtungen der Gemeine berührte. In der Nachmittagsversammlung wurde der, von Hrn. von Albertini gedichtete, und von verschiedenen Tonkünstlern componirte Jubelpsalm, der aus Wechselgesängen der gesammten Gemeine, der Brüder und der Schwestern, und aus Chören bestand, aufgeführt. Abends wurden nach einem Vortrage über die Wohlthaten der, von jeher zum Wesen der Gemeine gerechneten Gemeinschaft der Gläubigen und Gleichgesinnten, fünf Geschwister mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten aufgenommen. — Die Feier des dritten Tages begann mit einer, vorzüglich der Erbauung der Jugend gewidmeten Versammlung. Der Redner, H. von Albertini, wandte sich, nach einer an Alle gerichteten Aufmunterung zu treuer Berufserfüllung, an die Jugend, und als er zuerst in den anwesenden Schülern des Pädagogiums zu Niesky ein lebhaftes Gefühl für die Würde ihrer Bestimmung, einst Lehrer der Gemeine zu seyn, erweckt hatte, setzte er hinzu: „Auch die ohne einen besondern Auftrag ihrem täglichen Berufe im Schooße der Gemeine obzuliegen haben werden, sind nicht minder seine Diener und Dienerinnen. Die Einsamen des Herrn, die in sabbathischer Stille Gebet und Flehen für seine Sache darbringen im Heiligthum — die Hausväter, die ihrem Hauswesen redlich vorstehen in seiner Kraft, und mit Vaterernst steuern, wo Verderben droht — die Hausmütter, die mit sanftem, stillem Geist das Haus besorgen, und mit zarter Liebe die Kindlein ihrem ewigen Freunde entgegen führen — die Jünglinge und Jungfrauen, die sich treulich üben und sorgen, was ihm angehöret, daß sie heilig werden am Leibe und am Geiste. — Alle sind sie seine Diener, die durch ihren Wandel ihn anbeten im heiligen Schmuck; Alle sind sie Zierden und Lichter im Innern seines Hauses. Und wenn es da nicht flammet und leuchtet, wie soll Licht und Wärme nach außen sich verbreiten?" Der Nachmittagsgottesdienst bestand in einer, bloß für die Gemeineglieder bestimmten Versammlung, worin der Bundeskelch gereicht ward, und in der Abendstunde wurde dann die Jubelfeier mit einer kurzen Anrede des Predigers, der die Zuversicht einer kräftigen Erneuerung der Gemeine aussprach, erweckend beschlossen. * * *

Schicksal der englischen Bühne zu Paris.

Daß die Franzosen auf das englische Theater in ihren Schriften häufig Sturm laufen, ist zur Genüge bekannt, diesmal ist aber die Metapher zu einem wahren und bittern Ernst geworden. Die Unternehmer des Theaters von Porte St. Martin hatten englische Schauspieler zu einer Reihe von sechs Darstellungen engagirt. Shakspeare's Othello machte den Anfang, allein kaum hatte die Vorstellung begonnen, kaum hörte das Parterre jene Töne, deren carricaturmäßige Nachäffung auf der komischen Bühne so oft sein Zwergfell erschüttern, in dem Ernste der Tragödie, als ein so außerordentlicher Lärmen entstand, Lachen, Pfeifen und Schreien in einem so wilden Gemisch den Saal durchtobten, daß man so gut als gar nichts verstehen konnte. Nach dem dritten Acte gab ein heftiger Streit zwischen zwei Personen im Parterre das Zeichen zum völligen Losbruch. Die Bühne wurde erstürmt, es kostete den Gensd'armen Mühe, die Ruhe wieder herzustellen. Doch verlangte die Mehrheit der Zuschauer, daß fortgespielt werde, und so kam denn das Stück jedoch nur unter fortwährendem Lachen, Pfeifen und Lärmen mit den möglichsten Abkürzungen und Auslassungen zu Ende.

Dieser erste Versuch muß indeß noch für keine hinlängliche Erfahrung gegolten haben, denn einige Tage nachher (den 2. August) war — und zwar um die geringere Volksclasse abzuhalten, bei erhöhten Preisen — Sheridan's Lästerschule angekündigt. Aber die Niederlage war diesmal noch weit vollständiger. Denn als der Vorhang aufgezogen war, wurde der Lärmen, von Batterien, welche faule Aepfel und dergl. auf die Bühne schleuderten, so nachdrücklich unterstützt, daß man genöthigt war, die kaum begonnene Vorstellung abzubrechen, und durch ein paar französische Stücke zu ersetzen.

Uebrigens konnte man auch hier wieder eine Bemerkung machen, die sich jedem aufmerksamen Beobachter der Motive, welche das Urtheil der Franzosen gegenwärtig bestimmen, überall aufdringt. Wie der Nationalhaß den Hauptantheil an dem Skandal hatte (ein guter Theil mag auch auf die Rechnung der sehr mittelmäßigen Schauspieler kommen): so zeigte sich auch die Meinung über das Lobenswerthe, oder die Verwerflichkeit einer so handgreiflichen Kritik verschieden nach der politischen Parteiung; die Ultras verdammten, die Liberalen fanden dies Schicksal wohl verdient, und der Courier schimpft auf die Quotidienne, daß diese die französische Jugend verläumde: parceque cette jeunesse, pénetrée des beautés de la littérature nationale, les préfère aux *extravagances Shakespeariennes*.

Wir, die wir glücklicher Weise weder französische Ultras noch französische Liberale sind, finden allerdings in der Aufwallung des Nationalenthusiasmus, welcher das Fremde auf keine Weise dulden will, etwas recht Ruhmliches, wenn auch die Art, wie er sich Luft machte, der nation la plus polie nicht gar wohl ansteht. Uebrigens sieht man nicht recht ein, was das ganze Unternehmen bezweckte. Wollte man den Franzosen auf diese Weise Geschmack für das englische Drama einflößen? Auch diejenigen, die englisch genug verstehen, verabscheuen dies

— — théâtre infecté
d'horreurs, de gibets, de carnages

und wissen die Kritik des Barbaren Shakspeare an den Fingern herzusagen. Und die nicht englisch verstehen? Denen sollte es freilich gleichgültig seyn, aber es ist kein badaud in Paris, der nicht von der Catastrophe des Othello so viel wüßte, um sie abscheulich zu finden, und sich Glück zu wünschen, daß die zarten Nerven der Franzosen solche Gräuel nicht ertragen können — nämlich auf der Bühne.

Gängelbande sind, kräftiger als die katholische auf die Denkart und die Sitten der Völker einwirken (S. 73). Eben so beachtungswerth ist das, was der Verf. über den religiösen Fanatismus sagt, zu welchem im Katholicismus eine weit nähere Veranlassung liegt als in dem Protestantismus, weil jener mehr die Anregung des Gefühls bezweckt, als die Aufklärung des Verstandes. Hier kommt auch ein gewichtiges Wort über Sand vor. — Noch erklärt er sich über den Erweiterungstrieb des Katholicismus, und wie dadurch die protestantische Kirche selbst unter protestantischen Regierungen beeinträchtigt wird, z. B. bei Eingehung gemischter Ehen durch das Abdringen des Versprechens, alle Kinder in der katholischen Confession zu erziehen. Doch nicht die katholische Kirche will der Verf. beschränkt wissen, sondern nur die Anmaßungen des Pontificats und des Papalsystems (S. 80); darum verlangt er am Schlusse seiner gedankenreichen, lichtvollen Schrift, für die protestantische Kirche von den Regierungen nichts als Schutz gegen Beeinträchtigungen, ungestörte Freiheit in der Entwickelung ihrer Lehre und Verfassung, und die ihr unentbehrliche Unterstützung ihrer Anstalten. — In einer Nachschrift findet der Leser gehaltvolle Bemerkungen über einige auffallende Stellen in der päpstlichen Note vom 10. Aug. 1819, welche die Ansichten Sr. Heiligkeit über die Erklärung der vereinten protestantischen Fürsten und Staaten des deutschen Bundes enthält. Der Verf. commentirt das bekannte Wort: Rome ne recule pas. Jene Stellen betreffen nämlich: 1) die Einrichtungen der Seminarien nach Vorschrift des Concilinms zu Trident; 2) die Behauptung des Papstes, daß die katholische Religion alle ihre Dogmen als fundamental betrachtet; 3) die Begünstigung der Sprößlinge adeliger und doch wohlhabender Familien bei der Bischofswahl, auch wenn sie nicht acht Jahre lang die Seelsorge oder das Amt eines Lehrers ausgeübt haben; 4) die Verwerfung des Vorschlags, daß an den Bischofswahlen neben den Capiteln auch die Pfarrer der Diöcese Antheil nehmen sollen; 5) das Verhältniß des anzustellenden Erzbischofs zu dem Landesfürsten. Der Papst will nämlich dem Erzbischof die möglichste Freiheit sichern und verhüten, daß er nicht versprechen müsse (was von den vereinigten Fürsten und Staaten verlangt worden war), nichts zu unternehmen, was auf irgend eine Weise den Rechten der Fürsten und der Bischöfe zum Nachtheile gereichen könnte, weil ein solches Versprechen das Gewissen der Erzbischöfe in Verlegenheit setzen müsse und ihre Würde beleidige, indem schon die Ausdehnung, welche einige Publicisten den Rechten des Fürsten circa sacra gegeben haben, mit den erzbischöflichen Pflichten streite. Der Verf. gibt dem Papste zu, daß allerdings die jura principum circa sacra von vielen Publicisten zu weit ausgedehnt worden sind; die Kirche dürfe nicht zu einer bloßen Polizeianstalt erniedrigt werden; allein es würde offenbar eine hierarchische Anmaßung seyn, wenn der Papst seinerseits den protestantischen Fürsten alle jura circa sacra in Beziehung auf die katholische Kirche absprechen wollte. „Sie haben das Recht, Kenntniß zu nehmen von dem Dogma der Kirche, damit nichts den Staatszweck Hinderndes gelehrt werde, das Recht der Oberaufsicht über das Kirchengut, das Recht die Diener der Kirche, welche die Gesetze des Staats übertreten, zu bestrafen, und das Recht durch Zwangsmittel zu verhüten, daß nicht eine Kirche die andere beeinträchtige." — Endlich prüft der Verf. 6) die Erklärung des Papstes, daß die Akatholiken des Patronatrechtes nicht theilhaftig seyn könnten, weshalb der Antrag der protestantischen Fürsten, daß aus den drei vom Capitel und den Pfarrer zum Bischofe in Vorschlag gebrachten Candidaten, der Landesherr einen auswählen und diesen nach Rom präsentiren solle, unstatthaft sey; Se. Heiligkeit werde aus den drei neuen Subjecten den neuen Bischof auswählen, jedoch dabei, mit Beobachtung der ihm obliegenden Pflichten, alle Rücksicht auf die Wünsche des Souverains nehmen.

Die vier Artikel, welche der Verf. S. 128 als die Bedingungen jeder Verhandlung mit dem Papste festgestellt zu sehen wünscht, mögen die damit beauftragten Staatsmänner prüfen. Sie sind freilich von der Art, daß auf ihre Grundlage kein Concordat zu Stande kommen wird; allein „die katholische Kirche kann ja ohne Rom bestehen." „Ein Schatten ohne Kraft und Leben ist Rom, ein Gespenst, welches nur da noch umgeht, wo es dunkel ist."

Dies ist der Hauptinhalt einer Schrift über die Kirchen-Staatskunst, welche von jedem Staatsmann der einen wie der andern Confession, aufmerksam gelesen zu werden verdient. Sie hat bleibenden Werth, und die verrosteten Waffen der päpstlichen Curialisten möchten schwerlich in publicistischer Hinsicht den Sieg der Ueberzeugung ihr streitig machen. Darum war es Pflicht, bei ihr so lange zu verweilen; dessenungeachtet hat der Raum dieser Blätter nicht gestattet, die ganze Ideenreihe des Verfs. vollständig wieder zu geben. *) Wir heben nur noch eine Stelle aus, die den Geist und den Ton seiner Schrift näher bezeichne.

„In dieser Zeit, heißt es S. 43, bedarf es zur Aufrechthaltung rechtmäßiger Herrschaft des auf die Hierarchie gegründeten theokratischen Princips nicht mehr, und wer hieran zweifelt, den lade ich hiermit ein, in mein Vaterland zu kommen, daß er sich eines Bessern belehre. Seit dreihundert Jahren gibt es in Sachsen keine Hierarchie mehr; ein in seiner großen Mehrzahl protestantisches Volk kann in der königlichen Gewalt nicht das Gegenbild der geistlichen finden, noch durch Hierarchen, die es nicht hat und anerkennt, zum bürgerlichen Gehorsam angeführt werden. Auch betrachten wir den König eben so wenig als den Bischof in Rom, als einen Stellvertreter und Statthalter Gottes auf Erden, und in den Worten, mit welchen er seine Gesetze uns kund zu machen pflegt: Wir Friedrich August von Gottes Gnaden, König von Sachsen, finden wir nur den Ausdruck der dem religiösen Fürsten ziemenden Gesinnung, vermöge welcher ihm sein königliches Amt als ein göttlicher Beruf gilt. Ueberdem verschmäht der König nicht, sein Volk zu hören, theilt die Entwürfe der Gesetze, welche ausgehen sollen, den versammelten Ständen mit und vernimmt ihre Meinung, achtet die bestehende Verfassung, und würde sie, wenn er sie ändern wollte, nur mit Zustimmung der Stände ändern. Dennoch, obgleich bei uns die königliche Gewalt nicht durch das auf die Hierarchie gegründete, theokratische Princip gestützt wird, steht des Königs Thron so fest als in irgend einem Lande, keine Spur von Empörungsgeist und selbst von Widersetzlichkeit wird in unserm Volke gefunden, willig gehorchen wir alle dem Könige, und würden ihm, auch wenn er nicht durch seine persönlichen Eigenschaften und durch seine lange Regierung unser unbedingtes Vertrauen erworben hätte, dennoch gehorchen, weil er unser König ist, und wir einsehen, daß jedes Volk einer Regierung bedarf und ohne Gehorsam keine gesetzliche Ordnung bestehen kann. Wie es nun bei uns ist, so ists auch in andern Ländern, wo längst mit dem Untergange der Hierarchie das theokratische Princip erloschen ist, und da nun in solchen Ländern, wo die Hierarchie fortbestand, dennoch Umwälzungen erfolgt sind, so glaube ich hieraus die Folgerung ziehen zu dürfen, daß weder die Entbehrung dieses Princips ein Verlust, noch seine Empfehlung durch den Katholicismus ein Gewinn für die Staaten dieser

*) Auf den letzten Seiten antwortet der Verf. den Hrn. Räß und Weis in Mainz, welche in ihren Bemerkungen über die Krugsche Prüfung des von Hallerschen Sendschreibens, den Beweis führen zu müssen geglaubt haben, daß Luther ein Erzjacobiner und Carbonaro gewesen. Auch prüft er ihre Lehre von der alleinseligmachenden Kirche, welche sie mit den liberalen Ansichten der Zeit in Uebereinstimmung zu bringen versucht haben. — Eine kraftvolle Apostrophe weist das „hochmüthige Wort" zurück von dem Eingang in das Gotteshaus der christlichen Liebe und des Allerbarmers im Himmel. A. d. Referenten.

Zeit seyn könne. Wer an einen zerbrochenen Pfeiler sich lehnt, steht nicht fester, als wer ohne solche Stütze sich hält."

Wir bitten schließlich Alle, welche die entschlummerte Concordia mit Andacht gelesen haben, auch diese geisteskräftige Schrift ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. 26.

Miscellen aus Kopenhagen.

Juli 1822.

Um die von einer Gesellschaft Kunstfreunde ausgesetzten Prämien für Handzeichnungen oder Entwürfe zu Gemälden, Basreliefs und Statüen aus der nordischen Mythologie haben 21 Künstler concurrirt. Unter diesem erhielt der als historischer Maler schon rühmlich bekannte Professor J. L. Lund (Lünd) eine Prämie von 50 Species (oder 100 Rthlr. dänische Silbermünze) für eine Handzeichnung, Mimer und Baldur vorstellend nebst den Nornen, deren Wahrsagungen sie erforschen. — Dem in Rom unter Thorwaldsen arbeitenden dänischen Bildhauer Freund sind zwei Prämien zugetheilt worden (50 Species und 25 Species); für eine Handzeichnung zu einen Basrelief (in der Mitte die drei Nornen; zur Rechten Mimer und Baldur einhertretend, und zur linken die drei Valkyren, welche den Befehl der Nornen erwarten): und für zwölf Entwürfe zu Statüen und Gruppen, deren drei Odin und eben so viele Thor, zwei Loke, die übrigen Idunna, Bragi, Freia mit Hnos und Siofna vorstellen. — Ein skizzirtes Oelgemälde (Vola zeigt sich dem Kriegsgotte Thor nach der Niederlage der Jetten — Riesen) von dem dänischen Maler Koop, jetzt in Rom, wurde mit einer Prämie von 30 Species belohnt, und derselbe erhielt auch für eine ähnliche Skizze 25 Species. —

Die Preßsachen haben in den letzten Jahren in Schweden und Norwegen sehr zugenommen. Einige Zeitschriften in Schweden sind durchaus verboten und die Herausgeber in Geldbuße oder härtere Strafen verurtheilt. In Norwegen wurde der Buchhändler Hjelm in zwei Instanzen zu lebenswieriger Verbannung aus dem Vaterlande schuldig erkannt. Das Urtheil in letzter Instanz kennen wir noch nicht. Sein Vergehen waren einige in das von ihm herausgegebene „Norwegische Nationalblatt" eingerückte Beleidigungen gegen den Amtmann Falsen, welche die (bürgerliche) Ehre desselben, wie es scheint sehr unverschuldet, angriffen, und auch die der Regierung, wo wir nicht irren, nicht unangefochten ließen.

Eine hiesige Zeitung enthält folgende „Erklärung:" „Der Hr. Professor Kruse (Verfasser Ezzelino's und mehrerer Schauspiele) hat sich in einer Vorrede zum 3ten Theil seiner „Dramatischen Werke" über die Weise beschwert, auf welche man bisher aus Kopenhagen in fremden Blättern von der Aufnahme seiner Schauspiele auf der Bühne berichtet hat. Wenn dieses die im Morgenblatt für gebildete Stände ertheilten Nachrichten beziehen sollte, so muß bemerkt werden, daß Professor Kruse sich sehr irrt, wenn er den Correspondenten, wie es scheint, für einen Nebenbuhler hält, der seinem Eigendünkel und Eigenlob den guten Ruf jener Schauspiele aufgeopfert hat. Der Referent im Morgenblatt schrieb nie für das Theater, und ist überhaupt in Hinsicht dieser Schriftstellerei völlig mit Horaz einverstanden: Valeat res ludicra, si me Palma negata macrum, donata reducit opimum." —

Die Fluth der Tageblätter dieser Stadt will nie aufhören. Man verkündet uns schon wieder ein neues, oder es kündigt sich eigentlich bereits selbst an durch zwei Nummern, die jetzt erschienen sind. Es ist dies ein Freund der Sprache und der Literatur, welcher die mühsame undankbare Arbeit auf sich nehmen will, die (vielen und großen) Sünden verschiedner Verfasser gegen die Sprache zu rügen, und dies zu seinem alleinigen Zweck macht! Welche Unterstützung darf aber dieser Freund wohl erwarten? Die Verfasser, deren Sprache gereinigt wird, werden sich doch schwerlich bequemen den Reinigungslohn zu bezahlen, und wer wird es wohl sonst thun, oder welcher andre Leser hält wohl aus, wöchentlich einen ganzen Bogen von bloßen Sprachfehlern zu verdauen? 59.

Auszug eines Schreibens aus Neapel.

(Aus dem Paris Monthly Review.)

1sten Juni 1822.

Sie wünschen, ich soll Ihnen literarische Neuigkeiten schreiben, allein wie kann es deren hier geben, da sogar die Bemerkungen eines Mönchs Taddei, die gewiß eben so politisch orthodox sind, als das Quarterly Review, mit üblem Auge angesehen werden? Alle Buchhändler der Lombardei befinden sich in einem üblen Zustande; wollen Sie die Ursache davon wissen? weil sie nicht länger ihre Auflagen in Neapel absetzen können, das kurz zuvor zwei Drittel aller in Mailand gedruckten Bücher abnahm, besonders der von philosophischem Inhalte, einem Fache, wofür man in unserm heißen Clima eine brennende Vorliebe hat. Unser J. B. Vico *) aus dem letzten Jahrhundert war ein Mann von außerordentlichen Geistesfähigkeiten, die man allgemeiner anerkannt haben würde, wenn er sich nicht unglücklicherweise (!) in die platonische Philosophie verloren hätte, weshalb er auch im übrigen Europa wenig bekannt wurde. Man sieht hier besonders die Werke eines mailändischen Weltweisen, des Melchior Gioja noch, welchem es gelungen ist, seinen Landsleuten die Schriften Smith's, Say's und sogar Bentham's sehr faßlich und deutlich zu machen. Sein Werk über Verdienst und Belehrung hat großen Beifall gefunden; er hat auch eine vernünftige philosophische Behandlung über Höflichkeit, unter dem Titel: „Il nuovo galateo" geschrieben. Ein unglücklicher Gelehrter hat hier so eben ein Leben des, unter dem Namen il Sassone bekannten deutschen Tonkünstlers (Hasse) vollendet. Können Sie wohl glauben, daß die Censur ihm nicht hat erlauben wollen, dieses Buch, das wirklich nichts weiter ist als eine Geschichte der Musik während des 18ten Jahrhunderts, drucken zu lassen? Der Verf. sucht es nun in Florenz oder in Mailand herauszugeben. Man muß hoffen, daß der neue Minister Medici allen solchen Ungereimtheiten ein Ende machen wird. Wir leben alle hier in der Erwartung der Mad. Mainvielle Fodor. Wenn sie nur im Tone singt, so kann sie auf den lebhaftesten Beifall rechnen; denn was guten weiblichen Gesang betrifft, so sind wir in der That sehr lüstern darnach, zumal da wir seit 1816 der Madame Colbran-Rossini zugehorcht haben, die sieben mal unter zehn mal falsch sang; da sie aber unter dem Schutze Barbaglia's stand, welcher der Gunst des Königs genießt, so haben wir unsern Unmuth verbeißen müssen; manchmal hätten wir ein Ohr (und dieses ist uns doch sehr lieb) hingeben mögen gegen ein tüchtiges Pfeifen. Mad. Mainvielle Fodor wird zuerst in Caraffa's Elisabeta auftreten; es befindet sich in dieser Oper ein vortreffliches Duett zwischen der hehren Königin Elisabeth und der rührenden Maria Stuart. Wollte Gott, Mad. Fodor wäre schon angekommen; denn wir vergehen vor Langeweile, wir befinden uns in einem Zustande von moralischer Paralysis. Sogar die Musik, unsre herrschende Leidenschaft, ist, wie ich fürchte, im Verfall. Zingarelli, der jetzt musikalischer Dictator hier ist, beschäftigt sich nur mit seiner wüthenden Eifersucht auf Rossini. (Mad. Mainvielle Fodor ist seitdem zu Neapel aufgetreten und hat den rauschendsten Beifall erhalten.)

*) Der berühmte Rechtsphilosoph, dessen „Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker" in einer meisterhaften deutschen Uebersetzung, von Prof. Weber in Wetzlar (und mit den sachreichsten Anmerkungen bereichert), vor wenigen Wochen im Verlage des Herausgebers dieser Blätter erschienen sind. (Preis derselben 4 Thlr.)

entgegen ist. Die Unterzeichneten bekennen daher, daß sie zu denjenigen Gemeinden gehören, welche zur „richtigeren" Einsicht von der Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der Einführung der Kirchenvorstände noch nicht gelangt sind, und — wie sie hinzu setzen — auch niemals dazu gelangen werden.

„Wir sind, heißt es in der Urkunde, alle von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Grundverfassung der evangelisch-lutherischen Kirche keiner Aenderung bedarf, weil sie einfach und würdevoll ist," und daß jede Einrichtung sie in Gefahr bringt, ganz unter zu gehen, „welche einem fremden Lehrbegriffe angehörig, auf sie übergetragen, ihre Grundpfeiler, Glaubens- und Gewissensfreiheit, durch Aufstellung eigner Sittenrichter untergraben, den innern Richter von äußerem Zwange abhängig machen, den geistlichen Obern einen Vorzug im religiösen und kirchlichen Wissen vor der Kirche selbst zugestehen und Wahrheit in Wort und That allmählich vernichten würde. Für eine solche Einrichtung aber erklären wir die presbyterianische Verfassung," ꝛc. ꝛc. Seitdem haben noch mehrere Gemeinden ihre christliche Freiheit gegen die beabsichtigte geistliche Herrschaft zu wahren gesucht. Einen großen Eindruck auf Gebildete und Ungebildete hat insbesondre noch eine kleine Schrift gemacht, welche bald nach jenen Protestationen unter dem Titel erschien:

Worte des Dr. Martin Luther über christliche Freiheit, sittliche Zucht und Werkheiligkeit. Nürnberg, 1822. S. 20, 8.

Allerdings gebührte dem großen Helden der Geistes- und Gewissensfreiheit auch eine Stimme in dieser Angelegenheit; da es ja des ehrwürdigen Luther Kirche ist, in welche man das fremdartige Institut der Presbyterien einzuführen sich bemüht!

Der Verf. bestimmt den Begriff der christlichen oder evangelischen Freiheit, welche "Luther und seine Mitkämpfer einer erzürnten Welt abgerungen haben," und welche gleichwohl von den Geistlichen bei einer so hochwichtigen kirchlichen Sache, wie die Presbyterialangelegenheit, ganz und gar unbeachtet gelassen worden ist, mit folgenden Worten eben so treffend als bündig.

„Uns in Sachen des Glaubens, des Gewissens und der Sittlichkeit von der Knechtschaft des äußern Gesetzes, von dem Zwange menschlicher Satzungen, von den Banden des Formendienstes und äußerlicher Kirchenordnungen, von dem starren Tode der Werkheiligkeit und von den Sünden der Scheinheiligkeit zu befreien, uns jene christliche oder evangelische Freiheit zu gewinnen, welche über das Heilige keinen andern Gesetzgeber erkennt, als Christus, kein anderes Gesetz, als das Evangelium, keinen andern Antrieb zu dessen Befolgung, als den innern freien Glauben, keinen andern Richter, als hier das Gewissen und jenseits das Weltgericht: dieses, und vor allem dieses ist es, wofür Luther's große Seele gearbeitet, was er seiner Zeit in Donnerworten gepredigt und in seinen Werken als Erbtheil auch uns hinterlassen hat.

Und wie spricht Luther, in dessen Kirche jetzt äußere Sittenzucht und Kirchenzwang eingeführt werden sollen, über diesen Gegenstand? Wir heben nur eine Stelle aus unter mehreren, die der Verf. aus seinen Werken zusammengestellt hat.

„Wenn der Papst, sagt Luther (und dies gilt von jedem, der gleiches Papstrecht haben will, er heiße Pfarrer, Aeltester oder Presbyter), gebeut zu beichten, Sakrament empfahen — und alle andre seine Gebote, und will darauf dringen, man müsse es thun aus Gehorsam der Kirchen, so soll man nur frisch mit Füßen drein treten, und eben darum das Widerspiel thun, daß (weil) ers geboten hat, auf daß die Freiheit bleibe. Wenn ers aber nicht geböte, so sollte man ihm zu willen das halten mit denen, die es hielten, und wiederum lassen mit denen, die es ließen. Denn aus solcher Freiheit es halten, schadet nichts, weder am Glauben, noch am Evangelio. Aber aus Noth und Gehorsam halten, vertilgt Glauben und Evangelium."

Diese und ähnliche Worte sind gewiß im Baierlande auf keinen dürren Boden gefallen. Denn die öffentliche Meinung daselbst hat sich bis jetzt so allgemein gegen die Presbyterial-Kirchenzucht erklärt, daß es nicht einmal den Freunden dieses Systems gelang, Gegen-Adressen zusammen zu bringen, was denn eine offenbare Kirchenspaltung und wahrscheinlich unruhige Volksbewegungen zur Folge haben könnte. Sie haben aber, so viel uns bekannt ist, bis jetzt, selbst von dem gemeinen Pöbel, keine Unterschriften bekommen.

Wie es heißt, werden die Acten über die ganze Angelegenheit gesammelt, gedruckt und mit einer besondern Einleitung begleitet, dem großen Publicum mitgetheilt werden. Und diese Oeffentlichkeit verdient die Sache; denn die ganze Begebenheit ist in jeder Beziehung eine höchst merkwürdige und nicht unerfreuliche Erscheinung unserer Zeit.

Auch auf die eifrigen Anhänger des Papalsystems hat sie großen Eindruck gemacht. „Die Päpstler, sagt ein geistvoller Beobachter, nehmen an der ganzen Begebenheit ein großes Aergerniß, sie glauben, dieser Aufstand gegen die Anordnungen einer protestantischen geistlichen Behörde sey für sie selbst ein böses, gefährliches Beispiel. Und allerdings haben besonders sie Ursache, die Macht des protestantischen Geistes, welche sich so laut und allgemein im ganzen Volke der Protestanten ausgesprochen hat, zu scheuen und zu fürchten. Mit einer in den Banden des Presbyterianismus festgehaltenen protestantischen Kirche, die zu protestiren aufgehört hätte, würden die Jesuiten längst leicht fertig geworden seyn; nicht aber mit diesem lebendigen, kräftigen Geiste, der jetzt in einem großen Theile der protestantischen Kirchengesellschaft wieder wach geworden ist."

Wir glauben, daß auch hier, wie überall, durch Kraft und Gegenkraft, aus Druck und Widerstand der Meinung und der Rede, das Gold der Wahrheit von den Schlacken gereinigt, zum Vorschein kommen, und daß durch die freie Macht des lebendigen Worts der Lehre und des Unterrichts, das des evangelischen Glaubens und Lebens heller angezündet werden wird, als durch den Flammeneifer eines Calvin's, der einst den anders denkenden Servet unerbittlich dem Feuer überantwortete! 26.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften.

(Beschluß aus No. 191.)

Im sechsten Bande befinden sich fünf Erzählungen und Abhandlungen.

Der Besuch im Irrenhause ist kein unwichtiger Beitrag zur Seelenkunde und wird dem Arzt, der die Behandlung von Gemüthskranken sich zum Studium machte, gewiß von Interesse seyn. Ein Knabe, vor der Geburt schon von seinen Aeltern gehaßt, wird in seiner Entwickelung gehemmt, er verkrüppelt moralisch, ungünstige Umstände treten hinzu, des Vaters Lieblosigkeit, der Mutter zwar weichere Behandlung, die jedoch ihm als Barmherzigkeit nicht als Liebe bemerkbar wird, der Lehrer pedantische Härte, Geringschätzung von allen Seiten rauben dem armen Karl jedes Fünkchen von Selbstvertrauen, er wird beinahe wofür ihn die Andern halten, blödsinnig. Er hat nur noch Verachtung, nicht einmal mehr Mitleid mit sich. Wer könnte ohne tiefe Rührung, ohne Thränen von der Umwandlung lesen, die nach dem ersten Genuß des heiligen Abendmahls in ihm vorgeht? — Aber er wird misverstanden, verschüchtert, die Säfte, die zu erfreulichem Wachsthum herausquollen, werden gewaltsam in das Innere zurückgedrängt, wo sie durch Ueberfüllung schaden. Die Neigung zu einem sanften Mädchen und zur Musik erwacht, die eine wird unterdrückt, die andere nicht gefördert, und so die letzten Mittel, ihn moralisch zu erheben und zu kräftigen, unbeachtet gelassen. Auch sein religiöses Gefühl erhält keine Richtung, und doch bleibt es

bei aller Verworrenheit die einzige Stütze, die ihn vor Verzweiflung schützt, ihn aus einem mit fixen Ideen, trüben Schwärmereien behafteten, ruhig Verrückten nicht zum tobenden Rasenden werden läßt. Ueber Musik hat er seltsame Ansichten. Wie er ohne melodischen oder harmonischen Zusammenhang, ohne Zeitmaß, ohne alle regelmäßige Folge, und doch ohne alle fehlerhafte Zusammensetzung die Accorde auf dem Clavier angibt, so ist er auch in seiner Rede, zu welcher er sich musicalischer Tropen bedient, ohne allen logischen Zusammenhang, aber hin und wieder in überraschenden und scharfsinnigen, zuweilen sogar glänzenden Combinationen. Die unaufgelöste Dissonanz in dem Lebensgang des von der Natur vielleicht zum Glück bestimmten, und gewiß nicht von ihr verwahrlosten Menschen ist nicht herb und schneidend; warum sie über ihn einbrach, ist eine der Fragen, die wir unbeantwortet mit hinüber nehmen, damit sie dort, wo jeder Zweifel schwindet, wo wir schauen, was wir hier nur glauben, uns erklärt werde, wo wir selbst in Karls verfehltem Daseyn das Walten der göttlichen Weisheit und Allgüte erkennen werden.

Die Belagerung von Aubigny zeigt uns den liebenswürdigsten, gütigsten, heldenmüthigsten aller französischen Könige, Heinrich den 4ten in einem bedeutenden Abschnitt seines Lebens, und in der Begebenheit, die daraus hervorging. Eine starkmüthige Heldin, Clementine von Aubigny, die aus Pflichtgefühl gegen den König, zugleich eines mit Vaterlandsliebe, eignen Vortheil hintenansetzte, das Frauengemach verließ, jeder Bequemlichkeit entsagte, das ungewohnte Kriegshandwerk ausübte, um durch ihr Beispiel die Zagenden zu ermuthigen und dem König eine wichtige Festung zu erhalten. Die Geschichte ist allgemein bekannt, besser, so recht von Herzen zum Herzen erzählt, schwerlich. Clementine ist eine edle treffliche Frau, keine überspannte Schwärmerin, so wie alle übrigen keine idealen, in Lüften schwebende Engel oder Teufel, sondern wirkliche Menschen, mit menschlichen Größen und Schwächen, Irrthümern und Verdiensten sind.

Lebenstag des Tonkünstlers, ist in seinem Inhalt in einem Vorwort meinen Einsichten nach richtig und bescheiden bezeichnet. Herder meinte, es drücke den Gang des Tonkünstlers unmittelbar vor und bei dem Schaffen seiner Werke aus, und warum sollte man nicht lieber dem Urtheil des edlen Meisters trauen, als das von andern annehmen, die dem Gedicht nachsagen, es zeige keine durchgehende Idee, und keinen verständigen Inhalt?

Die Ehescheidung lehrt uns, wie weit Verschlossenheit unter Ehegatten führen könne. Falk und Emilie sind beide sehr gute Menschen; aber er mistraut, weil er durch eine widersinnige Erziehung, die sein lebhaftes Naturell umbeugen sollte, und deren schlimmen Folgen er nur durch seine innere Tüchtigkeit entging, — doch eine Neigung zum Klein- und Heimlichthun, eine übergroße Delicatesse in den Verhältnissen des Lebens, einen Mangel an Zutrauen und Offenherzigkeit und eine Anlage zur Uebellaunigkeit erhielt. Die Frau leidet an einem gewissen theatralischen Schwung, an einem Hinbrüten, indem sie sich in die Einsamkeit schlich und sich vorsätzlich Träumereien und Klagen, daß Dichtung und Leben doch so ganz verschieden seyen, überließ, wodurch ebenfalls Argwohn sich erzeugte. Ludolph, ein Freund Falk's, rechtlich, aber trocken ablehnend, und ohne an die Menschen zu glauben, nährt des Mannes Mistrauen gegen Emilien, die gleicherweise durch Zwischenträger aufmerksam gemacht, ihn im Verdacht hat, und ebenfalls vor ihm verheimlicht. Zufälligkeiten machen die Verhältnisse schlimm und schlimmer, den Bruch unheilbarer. Schon ist die Scheidung eingeleitet, als die Nothwendigkeit, die Kinder von einander trennen zu müssen, und daß jeder Ehegatte nur eins behalten darf, sie zur Besinnung führt; sie erklären und verzeihen sich gegenseitig. Die Kinder gefallen mir ganz besonders gut, sie sind so recht kindlich, selbst kindisch, und doch nicht läppisch, und noch weniger überklug und überzart und affectvoll, woran die meisten Kinder in den Romanen, selbst in eigentlichen Erziehungs- und Kinderschriften erkrankt sind.

Tage der Gefahr heißen niedergeschriebene Bemerkungen in Briefform, kurz vor, während und gleich nach der Schlacht von Leipzig. Es ist so gar nichts zurecht gemachtes, nichts selbstgefälliges, nichts auf den Effect berechnetes darin, sie entstanden wirklich in jener angstvollen reich bewegten Zeit. Hätten wir doch aus jeder Stadt des Kriegsschauplatzes solche Tagebücher über die damaligen Ereignisse, versteht sich von so einem vorurtheilsfreien, billigen und gefühlvollen Manne, wie Rochlitz es ist! Welche Ergebnisse müßte das geben, welche reichhaltige Quellen für den Geschichtsschreiber, der, um das Allgemeine ruhig und parteilos zu schildern, doch nur aus dem Einzelnen es zusammensetzen kann. Schon jetzt beginnt jene Zeit zu verdämmern, man sieht vieles in einem mildern Licht, zweifelt, daß das Großartige einer ungeheuern dämonischen Natur sich mit kalter Berechnung vertragen gekonnt, man möchte selbst seine von ihm als Maschinen und Sclaven gebrauchten Diener des Vorwurfs des Raffinements in den Lasten, die sie einem Lande im Kriegszustande, ob freund ob feindlich, gleichviel, zufügten, entledigen; auf diese Blätter wende man die Blicke, und erfrische das Gedächtniß, denn Rochlitz übertreibt nichts, eher könnte man ihm vorwerfen, daß er mit zu schwachen Farben mahle; er, kein Speichellecker des Giganten in seinem Glück, höhnt den Gefallenen auch nicht, noch dichtet er ihm Verbrechen und Erbärmlichkeiten an, aber es schmerzt ihn, daß eine so übermenschliche geniale Natur nicht vollständig war, daß ihr das Element der Liebe fehlte, und daß Dinge unter seinen Augen geschehen konnten, vor denen das Gefühl schaudert, und die doch sicherlich nicht zur Erreichung politischer Zwecke unbedingt nothwendig waren.

Aber nicht lauter fürchterliche Eindrücke erhält man in diesen Tagen der Gefahr, auch schöne, die Menschheit ehrende Züge, rührende — wie z. B. des Kindes, das in seiner Engelsunschuld die Aeltern tröstet, und meint, das abgeschossene Aermchen werde ihm wieder anwachsen — erfährt man; den Schlechten verschlechtert die Noth, den edeln Menschen veredelt das Leiden, die Bande der Gesellschaft schlingen sich enger wie die einer Familie, das Conventionelle hört auf, man tritt in den Naturstand zurück, roh oder einfach kindlich, je nachdem die Individuen sind. Auch einiger heiterer Momente, die nie in der größten Gefahr und Angst ausbleiben, begegnet man, und von dem Zustande Leipzigs im October 1813 erhält man gewiß eine recht helle Uebersicht, denn da Rochlitz gut beobachtet, auch aus dem Besondern das Allgemeine folgert, gegen Freund und Feind gerecht, wenn auch hier erzürnt, dort erwarmt ist, so kann man seiner Aussage trauen. Denkwürdigkeiten haben immer mehr Theilnahme gefunden, als streng wissenschaftlich-geschichtliche Werke; dem Gelehrten, dem Denker ist die über den Gegenstand schwebende Betrachtung das Wahre und Rechte, aber so der gewöhnliche Mittelschlag und die Frauen halten sich ans Anschauliche, Lebendige, denen ists lieber, wenn der Erzählende alles mit erlebt hat, aus eigner Erfahrung spricht, und wenn er nun vollends so herzlich und wohlmeinend ist, so aufrichtig über sich redet, keinen Heroismus und andre Tugend sich beimißt, die er nicht hatte, noch sie ausübte, so kann ihm das lebhafteste Mitgefühl nicht entgehen. Also nur noch recht viel solche Denkwürdigkeiten im gleichen Sinn und Geist, damit wir dankbaren Gemüths erkennen die Segnungen des Friedens, und einsehen, wie Großes Gott an uns gethan, der die Drangsale des Kriegs überstehen helfen, und alles anders gelenkt hat, als der Menschen Witz und Weisheit gedacht.

Rochlitz hat außer dem Besten gewiß auch noch des Guten viel in seiner Schreibtafel, mit dem er, den Frauen zur Freude und Belehrung, nicht kargen sollte. 70.

offenen, rückhaltlosen Ehrlichkeit, womit sie das, was werden solle, ausspricht, besonders ausgezeichnet. Sie erschien im J. 1821 zu Nürnberg unter dem Titel:

Entwurf einer Presbyterialverfassung, versucht von A. Th. A. F. Lehmus, Dekan und Stadtpfarrer in Ansbach. 64 S. 8.

Der Verf. glaubt, daß Presbyterien in allen den Zeiten besonders heilsam sind, in denen, wie gegenwärtig, das lose gewordene kirchliche Band wieder fester geknüpft werden müsse. Er zeigt aus mehreren Stellen des Neuen Testaments, daß die apostolische Kirche, analog der jüdischen *) Verfassung, ihre Aeltesten oder Presbytere gehabt habe, deren Versammlung das Presbyterium genannt wurde. Der Beruf der Aeltesten sey gewesen, das Evangelium zu lehren, die Sacramente zu verwalten, die Lehrer einzuweihen, über unverfälschte Lehre und Sittenreinheit zu wachen, über kirchliche Gegenstände zu entscheiden und für Arme und Kranke Sorge zu tragen. — Wie nun die Landeskirche, oder die Gesammtgemeinde des Vaterlandes, durch Districts-, Provincial- und General-Synoden repräsentirt werde, so die einzelne Gemeinde durch das Presbyterium. Dieses sey demnach der kirchliche Vorstand der Specialgemeinde, und dessen Mitglieder, die Presbytere, seyen die Organe derselben.

Folgende Sätze, die das Verhältniß des Presbyteriums zur Gemeinde, — als die richtende und verwaltende Behörde derselben in Hinsicht auf Lehre, Cultus und Leben, Erziehung zur Kirche, Aufnahme in die Gemeinschaft derselben, das äußere Kirchen-Vermögen und die Pflege der Armen — betreffen, sind besonders auffallend.

S. 16. §. 3: „Als verwaltende Behörde wendet das Presbyterium alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, um die kirchlichen Zwecke zu fördern, als richtende Behörde vollzieht dasselbe in dieser Hinsicht das Aufseheramt, und das mit demselben verbundene Strafrecht."

§. 4. „Das Strafrecht bewegt sich rein in der kirchlichen Sphäre; es ist daher in demselben Warnung, stille und öffentliche Rüge, temporäre und gänzliche Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, und in der Excommunication die Unfähigkeitserklärung, das Sakrament zu genießen, die Pathenverbindlichkeit zu übernehmen, einen Eid abzulegen, Kinder zu erziehen, und im Fall des Absterbens, die Verweigerung der christlichen Begräbnißfeier enthalten."

Hierauf bezeichnet der Verf. die Pflichten und Rechte des Presbyteriums, in Absicht der Lehre, wo er, auf die symbolischen Bücher sich stützend, zwei Sätze als die Fundamentallehren der evangelischen Kirche aufstellt, und jeden, der sie nicht erkennt und bekennt, für kein lebendiges Mitglied der evangelischen Kirche erklärt.

„Das Presbyterium, heißt es S. 30, hat demnach in Absicht sämmtlicher Gemeindeglieder darauf zu sehen:

a) daß sie den Gottesdienst gehörig besuchen, fleißig zum heil. Abendmahle gehen, den Sabbath in Ehren halten, und Gottes Wort und Sacrament nicht geringschätzig behandeln;

b) daß sie keusch und züchtig, mäßig, ehrbar und einfach wandeln und ihren Geschäften nachkommen;

c) daß sie nicht stehlen, betrügen und lügen, nirgends falsches Zeugniß ablegen, Uneinigkeiten und Zwietracht vermeiden, und die Leidenschaft des Zornes und des Widerwillens nicht auf eine auffallende Weise ausbrechen lassen;

d) daß sie dem Könige, der Constitution und den Gesetzen des Staats, Treue und Gehorsam bezeigen —" und noch vier andre Puncte mehr.

§. 4. S. 32. „Jedes Mitglied der Gemeinde — wes Standes es auch sey — ist verbunden, dem Presbyterium die geforderte Rechenschaft abzulegen, auf geschehene Vorladung zu erscheinen u. s. w."

Wenn aber der Vorgeforderte erklärt, daß er an der kirchlichen Gemeinschaft keinen Antheil nehmen wolle, so begibt sich das Presbyterium aller Aufsicht über denselben; allein dann wird, nach §. 5, der Ausgetretene der christlichen Versammlung öffentlich genannt, und derselbe von der Gemeine und ihrem Vorstand als ein Excommunicirter behandelt. —

Uebrigens enthält dieses gutgemeinte Büchlein manchen Vorschlag, der nähere Aufmerksamkeit verdient, z. B. S. 49, über das Verhältniß des Presbyteriums zu den Confessionsgenossen der römisch-katholischen Kirche, und über die Erziehung der Kinder aus vermischten Ehen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Das Presbyterium war also geschichtlich eine Einrichtung des Judenthums.

Ansichten französischer Royalisten von Voltaire.

Es ist bekannt, daß in Frankreich jetzt wieder mit Voltaire eine wahre Abgötterei getrieben wird, daß seine Werke in neuen Auflagen erscheinen und in den mannichfaltigsten Gestalten angeboten und angepriesen werden. *) Hierauf einen Schluß auf das gegenwärtige Verhältniß der französischen Kritik zu Voltaire zu gründen; anzunehmen, daß sie gar kein Auge für das habe, was ein gründliches Urtheil, auch eben nicht auf dem höchsten Standpuncte, gegen den hochgerühmten Schriftsteller einzuwenden hat — wäre sehr voreilig, und zeigte von weniger Kenntniß der Hebel, welche die französische Kritik jetzt in Bewegung setzen helfen, ja häufig ganz allein in Bewegung setzen. Diese Vergötterung Voltaire's geht von der liberalen Partei aus, und wo politische Parteiung sich so in die Literatur eingedrängt hat, wie in Frankreich (möge es uns Deutschen ein warnendes Beispiel seyn), will die Kritik nichts weniger als gerecht seyn. Einen Schriftsteller von so glänzenden Eigenschaften als Voltaire, der ihren Ansichten so entschieden zusagt und sie noch immer mehr verbreiten hilft, als vielleicht irgend ein anderer, vergöttert sie unbedingt. Auch die Kehrseite zeigen, auf das Gift aufmerksam machen, welches unter den Blumen der Unerfahrnen harren kann, würde sie nicht für Gerechtigkeit, sondern für Thorheit halten. Das entgegengesetzte Extrem, das der bigotten, oder sich doch bigott stellenden Ultras, welche Voltaire, Rousseau und ähnliche Schriftsteller unbedingt und in Masse in den Abgrund der Hölle verdammen, ist noch schlimmer und verfehlt in Frankreich seine Wirkung um so mehr, weil es nicht nur zelotisch, sondern auch lächerlich erscheint. Dieses Lächerlichen scheinen sich die Royalisten der Hauptstadt denn doch ein wenig zu schämen; auch fürchten sie, für ihren Geschmack ein schlechtes Zeugniß abzulegen, wenn sie in Gemeinschaft mit Pfaffen über einen solchen Koryphäen ihrer Literatur — der ersten in der Welt, nach ihrer Meinung — schonungslos den Stab brechen. Sie wollen daher, wie es uns scheint, einen Mittelweg einschlagen und Voltaire, den gefeierten Schriftsteller, von Voltaire, dem Heros der Revolution, unterscheiden. In diesem Sinne deuten wir ein im Druck erschienenes Gespräch im Reiche der Todten zwischen Voltaire und Chenier (dessen epitre à Voltaire einst großes Aufsehn machte). Der Gedanke wäre für die Ansichten dieser Partei nicht ganz übel, nur hätte seine Ausführung besser gerathen können, denn diese Form erfordert mimische Wahrheit, wenn sie nicht ganz willkürlich und haltungslos erscheinen soll. Hier nun hört man Voltaire folgendes sagen:

*) So gibt es einen Voltaire de la petite propriété, einen Voltaire des chaumières und andere.

Lorsque j'étais vivant, censeur un peu cynique,
Lois, moeurs, religion, coutume, politique,
Je me moquais de tout sans scrupule et sans fin,
Et j'ai quatre-vingt ans siflé le genre humain.
J'aimais à contester ce qu'on aimait à croire;
Ma Muse en ricanant, défigura l'histoire.
Je criais: Tolérance! et ne tolérais rien.
J'ai dit beaucoup de mal, mais j'ai fait quelque bien.
Ah! mon cher philosophe, aux fous de notre espèce
Il n'appartenait pas de prêcher la sagesse.
J'eus ce petit orgueil, je m'en suis repenti,
Et vous voyez, confrère, un nouveau converti.
Fénélon m'a changé, Fénélon ce vrai sage etc.

Vielleicht würde Mr. Briffaut (dies ist der Name des Dichters) so sprechen, wenn er Voltaire wäre, aber dann wäre auch von dem wahren Voltaire herzlich wenig mehr übrig. Mehr im Charakter möchten folgende Verse seyn, mit welchen wir diese Notiz beschließen wollen. Voltaire kommt auf die Gräuel der Revolution:

Qui donc vous entraîna?
Chénier.
Vos leçons, vos écrits.
Voltaire.
Dites vos passions. Vous m'avez mal compris.
Voltaire n'eut jamais ces pensers effroyables.
— — — — —
Pourquoi, pourquoi le ciel, arbitre de mes jours,
Ne m'a-t-il pas permis, d'en prolonger le cours
Jusqu'à ces tems d'opprobre où vos Français volages,
Contre l'humanité s'armant de mes ouvrages,
D'étourdis qu'ils étaient se changeaient en bourreaux,
Et couraient en mon nom dresser des échafauds? — —
Allez, aurais-je dit à ces Gracchus de place
— — — —
Allez, je vous méprise et je vous désavoue,
Monstres, ne couvrez plus mon nom de votre boue.
Avez-vous donc pensé que l'auteur du *mondain*, *)
S'il se moqua d'Adam, pût applaudir Caïn?
Croyez-vous que ma muse, et riante et légère,
Pour l'art d'assassiner renonce à l'art de plaire?
Qu'avons nous de commun? Examinons nous bien:
Le Meurtre est votre Dieu, le Plaisir est le mien;
Je veux de nobles moeurs, vous m'en offrez de basses;
Vous adorez Marat, je sacrifie aux Grâces;
Vous brulez les châteaux, j'aime à les habiter etc.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften.

(Fortsetzung aus No. 190.)

Legende der heiligen Cäcilia. Spricht ans Herz, sie erweckt Andacht und reizt zu keinem Widerspruch, was manche in übermystischem Dunkel schwärmende fromme Ueberlieferungen thun. Hier ist alles klar und einfach, von einem milden, echt christlichen Hauch durchweht; der auch in den Gedichten für musicalische Compositionen zu bemerken ist, die jedoch in Begleitung der Musik gehört werden müßten, um ein gültiges Urtheil über sie zu fällen.

Christliche Kirchenlieder. Nicht mit Luther's Feuergeist aus der vollen Brust klingend, nicht mit der Begeisterung eines Flemming und Paul Gerhard gesungen, aber auch keine blos moralischen Lieder; sie sind christlich, innig und sangbar und am meisten mit den Gellertschen zu vergleichen.

Die Opfer sollten Mütter und Erzieherinnen von erwachsenen Töchtern ganz besonders beherzigen. Leider ist die Meinung, daß Wüstlinge, wenn sie ausgetobt hätten, die besten Ehemänner würden, nur allzu gewöhnlich und hat schon manches unschuldige Mädchen physisch und moralisch zu Grunde gerichtet. Wie irrig jener Wahn sey, wird durch Betrachtung und Beispiel nicht trocken gepredigt, nein, recht überzeugend, recht ins Gemüth eindringend gemacht.

Aus dem Leben eines Tonkünstlers — ist ein Fragment, dessen Ergänzung wir gar zu gern hätten. Wer auch die gewiß herrlichen und lehrreichen Betrachtungen über Musik, als Wissenschaft, nicht recht zu würdigen weiß, weil ihm die Vorkenntnisse dazu fehlen, den wird doch sicherlich die Geschichte anziehen. Die anmuthige Persönlichkeit Laurens, die trauliche Herzenseinfalt Ludolphs erregt unsre Theilnahme, der geheimnißvolle Francesco läßt ahnen, daß ungeheure Verbrechen auf ihm lasten, der Gang der Geschichte in ihren wunderbaren Verknüpfungen hat etwas Grauenvolles, die Neugier Spannendes, wir sehnen uns nach Befriedigung, die der freundliche Verf. uns nicht versagen sollte.

Die Freunde sind ein gefälliges Lustspiel für Privatbühnen, bei denen ein rascher Dialog, eine edle Sprache, und feines Ausmalen (nicht auspinseln) der wechselnden Gefühle des Herzens, die wir nach und nach sich entwickeln sehen, in natürlicher und doch überraschender Folge, hinreicht, um die Zuschauer zu überzeugen, sie haben etwas Vorzügliches gesehen. Für ein größeres Publicum möchte es zu fein seyn, zu wenig Schlagwitz, Handlung und Theatereffect besitzen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Es wird vielleicht für einen Theil unserer Leser nicht überflüssig seyn, sie daran zu erinnern, daß hier auf eine Satire in Versen von Voltaire angespielt wird, welche diesen Namen führt, und die, indem sie die Behaglichkeit des Luxus und des verfeinerten Lebensgenusses schildert, sich über die traurige, einfache Armuth des goldenen Zeitalters und über seine Lobredner lustig macht. Voltaire schrieb sie im Jahre 1736 unmittelbar nach dem Erfolge der Alzire. Aber der Cardinal Fleury nahm den spöttelnden Hohn, mit welchem darin von unseren ersten Eltern im Paradiese gesprochen wird, so übel, daß dies Gedicht dem Verf. viele Verfolgungen zuzog, die ihn zu einer défense, die gleichfalls wieder ein satirisches Gedicht geworden ist, veranlaßten.

Englische Literatur.

Auch die Damen in England sollen Rechtskundige werden. Wenigstens ist ein Auszug von Blackstone's Commentarien in Briefen eines Vaters an seine Tochter für die fortschreitende weibliche Erziehung unter der Presse.

— Die Songs of Zion von James Montgomery, eine sehr freie poetische Behandlung der Psalmen, erhalten von einem englischen Recensenten nur ein bedingtes Lob. Doch, schließt er seine Bemerkungen, wenn Hr. M. gefehlt hat, so ist es kein Wunder; ein Uebersetzer muß den Geist seiner Urschrift erfassen, und niemand darf hoffen David's Psalmen zu übersetzen, bis er auf eine wunderbare Weise mit einem ähnlichen Geiste göttlicher Begeisterung begabt wird. Wenn Hr. M. gefallen ist, so ist er dem Jacob gleich gefallen, ringend mit einem Engel; und wie kann er das bestehen, vor dem die jugendliche Seele Milton's zu einem Nichts zusammenschrumpfte?

Seligkeit in den Becher der Schmerzen, aber nicht durch Wankelmuth des Geliebten, das Schicksal schlug ihr die Wunde, sie durfte fort und fort an die Ewigkeit der Liebe glauben, kein bittres Gefühl störte sie in der Läuterung irdischer Triebe zur himmlischen Inbrunst. Gereinigt und ergeben in Gottes Vaterwillen gab sie die Seele in des Schöpfers Hand, sie starb in Frieden. (Die Fortsetzung folgt.)

Dido. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Gehe.

(Beschluß aus No. 188.)

Im vierten Acte tritt Dido mit erkämpfter scheinbarer Ruhe dem Aeneas entgegen (S. 59):

Kein leiser Hauch mög' ihm den Sturm verkünden,
Der dumpf auf Adlersitt'gen in mir brauşt,
Gift in den Adern, Lächeln auf den Lippen.

Sie spricht selbst zu ihm von seiner Abreise (S. 60):

Wenn günstig nun die Winde wehen, lösest
Du rasch die Segel, wirfst leicht mit der Hand
Mir einen Gruß zu, Schrei der Freude schlägt
Hell an mein Ohr, und ich — ich bleib allein
Allein mit meiner Kraft, muß ebnen Berge,
Muß Städte gründen, Seen trocknen und
Auch Thränen, Flammenthränen meines Volks,
So werd ich heiter, glücklich, selig seyn!

Da ertönt von der Flotte das Zeichen, daß ein günstiger Wind zur Abfahrt sich erhoben und der erschütternde Moment der Trennung entreißt Didon das Geständniß (S. 66):

Brecht aus ihr Flammen und verschlingt das Glück,
Eh Wind, Meer, Götter es entführen!
Besinnung und Entsagung, in den Abgrund
Mit euch, mich flechtend auf Ixion's Rad;
Ihr Wein umkränzten Genien, des Genusses
Lichtfrohe Götter, Venus, glüh'nde Mutter
Des kältesten der Söhne, feßle mir
Den Fremdling!

Aeneas entwickelt in einer wohlgeordneten Rede *) die Gründe, warum er Dido verlassen und nach Latium ziehen müsse. Dido fühlt von allem nur das Mein, und spricht im augenblicklichen Selbstvergessen die Worte (S. 70):

Liebe
Von Gegenliebe sanft geküsset, gleicht
Dem Taubenpaar, das unterm Hüttendach
Bei Rosen und bei Myrten friedlich nistet;
Verschmähte Liebe ist der Felsen, der,
Von keinem sonn'gen Frühling je begrüßt,
Der Blumen weiche Fülle nicht, nur Adler
Und Geier an dem Busen nährend, hoch
Und höher in die kalten Regionen,
Sich selbst ein Graun, emporwächst, bis er endlich
Vom Sturme der Verzweiflung wild erfaßt,
Hinabstürzt in des Meeres Grund.

Sie eilt ab. Aeneas, das Ungleiche ihrer beiderseitigen Charaktere erkennend, entschließt sich rasch zu scheiden, da er Pflichten gegen sein Volk, keine gegen Dido hat. Indeß siegte das sittliche Gefühl der Königin über ihre Leidenschaft (S. 73):

Frauenwürde
Entweiht, gelästert durch ein Weib! Wie steigen
Im Qualm des Acheron, gleich Furien,
Gigant'sche Häupter schüttelnd, Schuld und Reue
Vor mir empor! Aus Netzen des Verderbens
Erheb dich, Frauentugend, kämpf und sieg!
Wenn wieder mir aus einem Heldenauge
Gewißheit deiner Achtung strahlt, dann, Fremdling
Erst dann ist's Zeit, nach Latium zu steuern;
Ich selbst geleite dich zum Schiff.

In diesem Sinne verlangt Dido noch eine Unterredung mit Aeneas und erst, als er die neue Begegnung vermeidet, stürzt die Königin, im Glauben, daß es nicht Aeneas, daß es ein Verräther sey, der, von ihren Freiern ausgesandt, sie verhöhne, nach der Trojanischen Flotte, sie durch Feuer zu vernichten. Der Weg dahin führt am Grabmale des Sichäus vorbei, dem Dido nach Landessitte ewige Treue gelobt hatte (S. 77):

Wie sie einherschritt
Die Augen Feuerstrahlen, schwarze Wolken
Ihr flatternd Haar, im wilden Taumel mit
Sich reißend Männer, Weiber, alles Volk
Der Stadt: urplötzlich aus den Schatten stieg
Sichäus Denkmal schweigend vor ihr auf.

Das Gefühl, die Sitte verletzt, ein heiliges Gelübde gebrochen, dem Volke ein Beispiel zügelloser Leidenschaften gegeben zu haben, kommt über Dido; das Volk weiß um diese Schuld und richtet darüber (S. 79):

Sie brach des Landes Sitte, herrschen will sie
Die selbst sich nicht beherrschet, richten uns,
Sie selbst zu richten.
Bei jeder Buße, neuverhängt von ihr,
Erheben würde sich des Volkes Stimme:
„Du Schuldige bestrafe nicht die Schuld!"

Die Königin, von Leidenschaft genesen, durch Schmerz geläutert, erkennt diese Stimmung des Volks. Es gilt, ihm zu zeigen, daß Keiner ungestraft Zucht und Ordnung überschreite. Sie ruft das Volk zusammen; doch vorher ein Monolog Dido's (S. 84):

Den Sclaven, fehlt er, straft der Herr, den Bürger
Der König. Wer bestraft die Könige
Ob ihrer Schuld? Sie selbst, zugleich Verbrecher
Und Richter des Verbrechens.
Siehst du den Fluch? Von dir gerufen, schwebt er
Mit breitem Fittig übers Land. Reiß ihn
Hernieder auf dein Haupt, und Volk und Stadt
Entsühnend, stirb!

Die ersten des Volks erscheinen. Dido bestellt ihr Haus, ihr Reich und klagt sich dann im Angesicht der Bürger selbst an (S. 90):

Vernehmt wie sich die Königin
Verklagt vor Euch: den Tyrern heilig ist
Die erste Lieb': ich habe sie entheiligt.
Vor Eurem Angesicht mit neuem Eid
Verlobt' ich mich dem Schatten des Gemahls:
Ich brach den Schwur. Das eiserne Gesetz
Der Zucht, von mir verkündet, ich verhöhnt' es,
Zu Boden warf mich Leidenschaft. Wer hebt
Vom tiefen Sturz mich glorreich auf? der Tod!
Wer straft, wer richtet mich? blickt her, ich selbst.

Sie ersticht sich und spricht sterbend:

Ich fehlt' als Weib und starb als Königin.

Dies ist der Gang einer Tragödie, deren Charakter — Einfachheit, deren Gegenstand — die Schilderung einer Leidenschaft ist, über welche der Geist sich erhebt. Fragt man, wie hat der Dichter das vom Virgil gegebene benutzt: so sagen wir: Der römische Sänger wollte seiner Dido, der Stifterin des gegen Rom feindlichen Carthagos, die tragische Größe nicht verleihen, die sie in der Tragödie erlangen mußte. Daher stirbt die Virgilianische Dido an versagter Liebe, während Gehe's Heldin über ihre Leidenschaft siegt und die verletzte Zucht an sich selbst bestraft, denn sie ist als Königin zugleich Verbrecherin und Richterin des Verbrechens. Diese Wendung, in welcher wir Erhabenheit fan-

*) Ist sie auch wohlthuend? Wir zweifeln, und werden diesen Zweifel begründen.

den, hat uns wohlgefallen, so wie auch, daß Dido nicht wie im Virgil mit Aeneas Schwert sich tödtet, sondern diese Schwärmerei des Gefühls verwirft (S. 35):

Mit Rosen kränzen wollt' ich dich? Wohlan
Mein Blut färbt dich mit Rosen! — Halt! was war das,
Noch gottverfluchte Flammen? Schwärmerei
Der Lieb' im Tode noch?
(Das Schwert auf den Boden setzend und zertretend)
Vernichtet sey!
Die Trümmer fort, fort wie die letzten Schlacken
Der Sinnenlieb!

Nur ist uns Herr Gehe die Andeutung schuldig geblieben, wie die Waffe des Aeneas in Dido's Händen habe bleiben können. Sein Schwert vergißt ein Held so leicht nicht. Richtig motivirt scheint uns sowohl Dido's Liebe, als auch ihr Tod. Die Belege hierzu finden sich im zweiten und fünften Acte, die uns überhaupt in der Dichtung als die vorzüglichsten erschienen sind. Denn so spricht Dido (S. 30):

Du fügest zu des Lebens schöner Gabe
Die schönere des Trostes.

(S. 33):

Ein Glück schon liegt im Tausch verwandter Schmerzen.

(S. 32):

Ach inniger, als Freude bindet Leid
Verwandte Seelen.

Dido kann, nachdem sie die Zucht übertreten, nicht länger leben und regieren, denn (S. 79):

Dies Volk, der glühndsten Leidenschaften voll,
Dem Tiger gleicht's, sie aber ging daneben
Es leitend an der Sitte goldner Fessel.
In ihrem makellosen Wandel lag
Der ganze Zauber.

Hingegen streift die Situation, wo Dido, bei der Kunde, wie verschieden von ihr selbst Creusa gewesen, in die Worte ausbricht: „sie glich mir nicht?" sammt dem Troste Askan's: „doch du bist auch recht schön" an das Komische. Hier wäre ein Schweigen Dido's, vielleicht ein Legen der Hand vor die Augen, weit zarter gewesen. Gehen wir zu Aeneas über, so müssen wir diesem Charakter, als poetischem Gebilde, unsern vollkommnen Beifall geben, während wir zweifeln, daß er von dramatischer Wirksamkeit, zumal in einem Stücke sey, wo Aeneas der einzige Mann von Bedeutung ist, welcher auftritt. Sein Charakter an sich ist schön, ist antik. Man kann auf ihn die Worte der Dichtung anwenden:

Zur Kraft
Muß endlich auch die schöne Ruhe treten,
Die alles überschauet, eine Göttin,
Und des Geschaffenen sich freut in Frieden.

Aeneas Ansichten sind ganz die eines durch Leiden verklärten Mannes (S. 21):

So wenden stets die milden, hohen Götter
Des Einen Schmerzen zu des Andern Freude.
Es ist des Mannes Loos, daß er durch Stürme
Hinschreite zu dem Ziel.

(S. 23):

schön ist es auch, wenn Sturm
Die Stadt der Väter beugte, Götterzorn
Als Flamm' an Trümmern zehrte, aus der Asche
Die neue Gluth zu wecken, ferner Völkern
Mit Freundeshand das Licht der Künste bringend,
Denn gleich vertheilten Götter Glück und Schmerz.

(S. 28):

Daß Unglück oft des Glückes Mutter ist,
Hätt' ich's nicht längst erkannt', erkannt' ich's jetzt.

Und besonders S. 29:

Das eben ist die wunderbare Macht
Der Schmerzen, daß sie, stählend unsre Brust,
Uns zwingt, einherzugehn in unsrer Stärke.
Die Hand, die hier das Liebste trug ins Grab,
Pflanzt dort der Hoffnung junge Reiser auf,
Das starke Herz gewinnt dem Unglück selbst
Ein Glück: Verachtung aller Leiden, ab.
Sie ist der Palmenzweig, der, friedekündend,
Das Ziel der mühevollen Laufbahn kränzt.

Allein eben diese Ruhe, diese Harmonie in Aeneas Seele machen ihn in dem Grade, als sie ihn von den Uebrigen absondern und poetisch erheben, unwirksam für das Drama. Er gleicht einer Natur, deren Schönheit in sich selbst abgeschlossen ist, und wir hätten gewünscht, daß er wenigstens ein Gegenbild, vielleicht in Jarbas, gefunden hätte, dessen rohe, blos sinnliche Gluth noch überdies sehr wohl dazu gedient haben würde, die halb irdische, halb geistige Liebe der Dido in das gehörige Licht zu stellen. Nicht zu leugnen steht, daß Dido's Leidenschaft, in Aeneas einen würdigen Gegenstand findend, selbst nicht unwürdig, und der Kampf der Königin mit diesem Gefühle als tragisch erscheine. Aeneas ist kein thatenloser Jüngling, Dido nicht durch sein Aeußeres bestochen. Sie verehrt in ihm den Helden, sie fühlt sich hingezogen zu dem Retter ihres Lebens. Insoweit finden wir ihr Gefühl ganz natürlich. Ob es sich aber bis zur Flamme der Leidenschaftlichkeit einem Manne gegenüber steigern könne, der nicht blos kalt, der verklärt und über irdische Verhältnisse erhaben, vor ihr steht, ist eine Frage, die der Psycholog wohl aufwerfen würde. Hiervon abgesehen, zeigt Dido mehr moralische Kraft wie Phädra; sie kämpft länger und nachdrücklicher gegen ihr Gefühl, und nur der Schrecken über die unerwartete Trennung entreißt ihr das Geständniß ihrer Liebe. Allein das ähnliche Geständniß der Phädra hat Racine zierlicher und der modernen Schicklichkeit angemessener einzukleiden gewußt, und Theseus Erscheinen bringt neues Leben in die Handlung. Aeneas hingegen spricht blos — sehr besonnen und vernünftig. Es ist aber überhaupt eine üble Sache um die Vernunft eines Mannes einem leidenschaftlichen Weibe gegenüber, und so halten wir denn diese Stelle für eine Klippe, die ein zu modernen Lebensansichten sich hinneigender Geschmack in dieser Tragödie finden möchte. Denn Aeneas hat die Neigung der Königin, trotz der Richtung seiner Ideen auf das Himmlische, gemerkt (S. 65). Nur scheint er die Sache etwas leicht genommen zu haben — ein falscher Strich in der Zeichnung des sonst wohlgelungenen Charakters.

In den bisher ausgezogenen Stellen glauben wir Beweise von der Sprache im Stücke gegeben zu haben. Es genügt zu sagen, daß sie an die gute Zeit unsrer Poesie erinnern. Wir heben noch eine Stelle aus (S. 6):

Heilig ist die erste Liebe,
Des jungen Herzens warmer Flur entsprossen,
Still wächst sie auf, die reine Lilie;
Wie glänzt im Morgenroth des nahen Tags
Ihr Kelch! — Die Thränen selbst, von ihrer Brust
Hernieder sinkend in die weichen Gräser,
Die Perlen sind es reiner Seligkeit.
Wer erste Lieb verletzet, ach, der reißt
Vom Lebensbaum den schönsten Friedenszweig,
Ermordet Glück und Ruh!

Nur ist der Ausdruck: Berge beugen (S. 9) pretiös; Brautfäckel (S. 11) metrisch unrichtig gebraucht. Die Worte: „fremden Schmerz fühlt mit, wer eignen trug," erreichen *concurrere miseris* im Virgil nicht, eben so wenig die Worte: „Verkünden soll ich dir unsagbar ungeheuern Schmerz" das Virgilianische *renovare dolorem*. Auch sind (S. 16) die Ereignisse zu gedrängt.

Denkmal zu stiften! Den Schluß des Werks bilden „Predigten aus dem schriftlichen Nachlasse des Verstorbenen," sämmtlich im Jahr 1820 gehalten. Unter diesen befindet sich auch eine am 2ten Juli 1820 in Löbichau, dem im Altenburgischen gelegenen reizenden Sommeraufenthalte der seitdem verstorbenen Herzogin von Curland, gehaltene Predigt, welche nach Gal. 6, 7. mit der gewohnten Klarheit und Gemüthlichkeit des Verfs. „Zeit und Ewigkeit im innigen Zusammenhange" darstellt. Von den übrigen hat die über das Ev. Matth. 9, 13—26. am 24sten n. Tr. mit dem Thema: „Der rechte Glaube wirkt noch heute mit wunderbarer Kraft", und die über Luc. 6, 21. an dem Todtenfeste, am 26sten n. Tr., gehaltene: „Die Thränen der Trauer um unsere Entschlafenen verwandeln sich einst in Thränen der Freude," Rec. besonders angezogen; eben so die am zweiten Weihnachtstage über Luc. 2, 8—11., welche treffliche, kraftvolle, nicht genug zu beherzigende Worte enthält gegen die Feinde des Lichts und gegen die Besorgniß, daß die alte Nacht der Barbarei, der Unwissenheit, des Glaubens- und Gewissenszwanges jemals zurückkehren könne.

115.

Histoire critique et militaire des guerres de la révolution; par le Général *Jomini*, aide de camp général de S. M. l'Empereur des Russies.

(Beschluß aus No. 188.)

Im dritten und vierten Bande findet sich die Campagne von 1793, im fünften und sechsten die des folgenden Jahres. Jemehr die Siege der jungen Republik die Welt in Erstaunen setzen, je erbitterter wird der Kampf, je größer die Zahl ihrer innern und äußern Feinde. Zu den bisherigen Gegnern gesellen sich noch Holland, England und Spanien; in der Vendée bewirkten Adels- und Priesterumtriebe, unterstützt von Englands Gold, eine furchtbare Reaction. Von der Gironde bis zur Normandie weht die Fahne des Bürgerkrieges. Bourdeaux und Caen, Lyon und Marseille sind der Schauplatz der schrecklichsten Gräuel. Ganz Frankreich gleicht in diesem Augenblicke einem weiten Gefilde der Wuth und der Verheerung, über jede Hütte schwingt sich der Dämon der Zwietracht, und die Kinder Eines Landes zerreißen sich mit unerbittlicher Wuth, während neuerdings ringsumher, gleich drohenden Gewitterwolken, die Heere des Auslandes stehen, und ein Unfall nach dem andern, in Folge manches begangenen Mißgriffes, in Folge mancher verkehrten militairischen Maßregel, die Armeen der Neufranken trifft. Belgien muß geräumt werden, Condé, Valenciennes und Mainz werden von neuem belagert, Toulon wirft sich in trauriger Verblendung den Engländern in die Arme, die, wie gewöhnlich, nur ihren Vortheil bedenkend, als vorgebliche Alliirte, die dort stationirte Flotte fortschleppen.

Dennoch, mitten unter diesen Unglücksfällen der schwersten Art, verliert Frankreich weder den Muth, noch der Convent seine Kühnheit. Auf die blutigen Fragen, die an ihn gethan werden, antwortet er mit Blut, und Revolutions-Armeen müssen das ganze Land durchstreifen, nicht allein um die unter den Fahnen der Insurrection Stehenden zu bekämpfen, sondern auch den Verdächtigen oder Furchtsamen, der Zweifel gegen die jetzigen Machthaber zu erheben wagt. Um aber mit desto größerer Energie wirken zu können, wird, durch den Drang der Umstände veranlaßt, die kaum ins Leben getretene Constitution suspendirt, und dem Sicherheits- und Wohlfahrts-Ausschusse dictatorische Gewalt eingeräumt.

Ein Mann von ungemeinem Genie, eiserner Charakterfestigkeit und tiefer Kenntniß der Kriegsverwaltung (Carnot) kommt an die Spitze dieses Departements, und so wie er die Leitung übernimmt, ändert sich auch fast im Augenblick die Gestalt des Ganzen. Wie durch einen Zauberschlag sind die zerstreuten, desorganisirten und an allem Mangel leidenden Armeen Frankreichs von neuem hergestellt, bewaffnet und bekleidet. Nicht mehr auf gut Glück werden einzelne, unzureichende Unternehmungen gegen die Feinde gewagt. Mit Scharfsinn und tiefer Kenntniß entworfene Pläne dienen den Führern zur Richtschnur, und ein neues System in der blutigen Kunst der Schlachten überrascht und verwirrt die Feldherren der Gegner. Die Engländer und Holländer werden bei Hondskoote, die Oesterreicher bei Wattignies geschlagen. Hoche drängt die Preußen über das Wasgau-Gebirge zurück, und Kellermann siegt in den Alpen.

Kaum sind diese ersten Erfolge geschehen, so eilt ein Theil der siegreichen Armeen der Vendée zu, um hier die Insurgenten zu bekämpfen, andere Abtheilungen begeben sich zur Belagerung von Lyon, Marseille und Toulon. Vor dem letztern Orte ist es, wo ein junger Artillerie-Officier die ersten Proben jener Kriegskenntniß, jenes unerschütterlichen Muthes und jener Festigkeit giebt, die ihn bald darauf, von Stufe zu Stufe hebend, in der Folge bis zum Kaiserthron führen. Achtzehn Monate vorher, ehe der nachherige Welteroberer Italien unterwirft, kommandirt er ein Paar Kanonen vor den Wällen des von den Engländern besetzten Toulon.

Der Kampf in der Vendée wird indessen mit einer Erbitterung von beiden Seiten geführt, die zahllose Opfer in das Grab stürzt. Endlich siegen auch hier, wie vor Lyon und Toulon, die republicanischen Fahnen. Mit ganzer Kraft kann Frankreich sich nun wieder an seinen Grenzen den Ausländern entgegenstellen. So beginnt der Feldzug von 1794.

Zwei Jahre hatte der Krieg gedauert und schon hat sich in dem Schooße dieser zusammengerafften Armeen, die noch vor kurzem der Spott ihrer auf alten Ruhm und alte Disciplin stolzen Feinde war, jene Schaar großer Feldherren gebildet, vor deren kühnem Genie sich so lange die Waffen Europas beugen mußten. Als Divisions- und Brigadechefs dienen die Marceau, Moreau, Macdonald, Kleber, Lefebre, Championnet und Bernadotte in dem Heere, welches Jourdan auf die siegreichen Felder von Fleurüs führt, während andere Armee-Abtheilungen von einem Hoche, Pichegrü und Dügommier befehligt werden.

An den Ufern des Rheins zeichnet sich der edle, hochherzige Dessair aus; Bonaparte und Massena dienen bei den Truppen, welche den Mont-Cenis besetzen. Zu früh für seinen Ruhm und für Frankreich endet Dügommier; Perignon folgt ihm würdig im Commando des Heeres der östlichen Pyrenäen; in den westlichen erringt erst Müller, dann Moncey manchen Triumph. Die von neuem aufstehenden Vendéer werden durch Thüreau im Zaum gehalten.

So weit der fünfte Band, der mit der ersten Periode des Feldzuges von 1794 endet. Der sechste füllt sich ganz mit den übrigen Ereignissen desselben Jahres. Landrecy und Quesnoy werden von den Franzosen wieder erobert, die Engländer und Oesterreicher zurückgetrieben. In der Schlacht an der Roer ist zum Erstenmale die Armee der Republik bis zu einer Stärke von 100,000 Mann angewachsen, die, trotz den ältesten und geübtesten Truppen des Continents, ihre Bewegungen mit einer Schnelle und Präcision machen, welche ihnen das Lob selbst ihrer Feinde erwirbt. In Folge dieses Sieges zeigt sich die Aussicht, Belgien wieder zu erhalten, ja selbst Holland zu erobern. Letzteres geschieht, indem das Heer im Winter über die gefrorenen Seen und Moräste dieses Landes geht. Auf der andern Seite werden die verbündeten Oesterreicher, Preußen und Sachsen über den Rhein zurückgetrieben.

Unterdessen endet aber der furchtbare Robespierre, und sein Fall, so erwünscht er für die Menschheit ist, hebt die Kraft auf, mit welcher bisher alle Federn des Landes in diesem Riesenkampfe angespannt waren. Zu zeitig noch [?!], tritt

ein milderes und auch schwächeres System in der Verwaltung ein, und die kaum zu Boden geworfene Hyder des Bürgerkrieges erhebt von neuem das Gorgonenhaupt. Dieser abermalige Aufruhr in der Vendée erstreckt sich bis über einen Theil der Bretagne und Normandie. Die Ereignisse des J. 1795 und der folgenden sind nun in der Fortsetzung dieses interessanten, geistreichen und wichtigen Werkes zu erwarten, und wir wollen hier nur noch schließlich bemerken, daß, außer den angedeuteten, der Vf. auch noch in seiner Darstellung diejenigen politischen und militairischen Begebenheiten mit berücksichtigt, die zur selben Zeit theils im übrigen Europa, theils in den Colonien Statt fanden und als einzelne Glieder zu der Kette der großen Ereignisse gehören, welche damals die Welt erschütterten. So werden z. B. von ihm die letzte Revolution in Polen, der Aufstand der Korsen und die Besitznahme dieser Insel durch die Engländer, die verschiedenen See-Expeditionen und Schlachten u. s. w. episodisch zwar, jedoch immer so erwähnt, wie ihre größere oder geringere Bedeutenheit zum Ganzen der Begebenheiten es erfordert; und diesem allen folgt am Schlusse ein Gesammtüberblick, in welchem Hr. Jomini sein Urtheil über die verschiedenen, geschilderten Unternehmungen und Ereignisse gibt. Ein beigefügter Atlas, die Pläne der kriegerischen Vorfälle und Schlachten enthaltend, und mehrere, meist sehr richtig und parteilos entworfene Charakterschilderungen der vorzüglichsten, in diesem großen Drama auftretenden Personen erhöhen den Werth des Ganzen, das erkennen läßt, wie der Vf. nicht blos ein getreuer Erzähler des Vergangenen, sondern auch ein tiefblickender Beurtheiler ist, der namentlich die strategischen Operationen oft mit großer Strenge prüft. Freilich kann einem hierbei leicht der bekannte Satz einfallen, daß, nachdem alles geschehen ist und sich entwickelt hat, es leichter ist zu sagen: so hätte es seyn sollen, als im Augenblick der Ereignisse selbst immer das Beste zu ergreifen: indeß wollen wir gern diese Controverse, falls sie nöthig, denen überlassen, die, selbst handelnd in jener Zeit, am genausten wissen müssen, warum und weswegen gerade so und nicht anders die Sache angefaßt ward; denn häufig hängt die Wendung der größten und wichtigsten Begebenheiten von Fäden so kleinen Ursprungs ab, daß es den aufmerksamsten Bemühungen eines spätern Beobachters oder Forschers unmöglich wird, alles vollkommen richtig zu würdigen.

92.

Schutzrede gegen eine schändliche Verläumdung.

Es ist der Bosheit eigen, daß sie durch ihr freches Lügen sich selbst nur Schande, und der verläumdeten Unschuld nur Ehre bereitet; dennoch hört sie nicht auf, neue Versuche zu wagen, ob sie diese sittliche Weltordnung nicht umkehren könne. Auch meine Wenigkeit wurde von ihr zur Zielscheibe der Verläumdung gemacht, weil man weiß, daß ich zu denen gehöre, welche unsere protestantische Kirche in Baiern zu dem ihr in unserer Constitution zugesicherten organischen Leben zu bringen wünschen. Früher schon wurde ich deshalb in der Münchener Lit. Zeitung einer hierarchischen Behandlung bezüchtiget. Ich schwieg, weil ich wußte, daß meine Landsleute und Obern, die meine liberalen Grundsätze auch in kirchlicher Hinsicht genugsam kennen, einer so abgeschmackten Lüge nicht glauben würden. Jetzt finde ich dieselbe Lüge im Lit. Convers. Blatte, Monat Mai No. 101 dieses Jahrganges, dem größern deutschen Publicum mit den Worten mitgetheilt, ich hätte einem Sterbenden das Abendmahl verweigert. Sie werde nun mit der Wahrheit bestraft. Was der Bosheit dazu Gelegenheit gab, war folgender amtlicher Vorfall.

Nicht ich, sondern mein College, der hiesige Obercooplan Aißlinger wurde zu einem kranken Manne gerufen, der nach dem heiligen Abendmahle verlangte. Ehe er es empfing, äußerte er, daß er mit seinem Nachbar eines Processes wegen in Uneinigkeit lebe, und sich vorher mit ihm nach dem Gebote Christi (Matth. V. 23, 24) auszusöhnen wünsche. Aißlinger ließ dies dem Nachbar wissen, der aber selbst auf zweimalige Aufforderung nicht kam, und die Versöhnung durchaus verweigerte. Jetzt wurde natürlich dem Kranken gesagt, er habe seinerseits der Vorschrift des Christenthums gemäß ein versöhnliches Herz gezeigt, und könne nun mit gutem Gewissen das heilige Mahl der Liebe empfangen, welches ihm denn auch hierauf gereicht wurde. Noch in der Nacht darauf starb dieser Kranke. Nach einer kurzen Zeit meldete sich der Unversöhnliche zur Beichte an, dem mit meiner collegialischen Beistimmung eröffnet wurde, daß er nur dann hierzu angenommen werden könne, wenn er Reue über seine gegen den Sterbenden bewiesene lieblose Gesinnung bezeigen würde. Da dies sein Fall nicht war, so wurde er nicht zur Beichte angenommen, und der Vorfall zum Ueberflusse dem Consistorium angezeigt, welches dieses amtliche Betragen natürlicher Weise nicht misbilligen konnte: da es genau mit den Grundsätzen der symbolischen Bücher übereinstimmt. Vergl. Augsburg. Conf. Art. VII. von der Kirchengewalt, Apologie Art. X. von der Beichte; der größere Katechismus vom heil. Abendmahle; Schmalkald. Artikel von der Jurisdiction. — Nach einiger Zeit kam jener Unversöhnliche und zeigte an: er erkenne es jetzt, daß er Unrecht gethan habe, biete statt dem Verstorbenen seinem Beichtvater die Hand der Versöhnung, und bitte um Zulassung zu Gottes Tische; was nunmehr keinen kirchlichen Anstand weiter fand.

Wenn ferner Amtsbrüder sich wundern, daß wir dieses Betragens wegen getadelt wurden, und der Verläumdung sogar auf obige Weise in die Hände fielen: so müssen sie wissen, daß bei uns in Baiern die Kirchenzucht und das Amt der Schlüssel bis auf den Begriff davon verschwunden waren, und Staatsbeamte die Geistlichen bedrohten, es an ihnen als ein Vergehen zu bestrafen, wenn sie es je wagen würden, Jemand die Reichung des heil. Abendmahls zu verweigern, möge sich dieser noch so abscheulich betragen haben, oder selbst als ein Betrunkener taumelnd sich dem heiligen Mahle nahen.

Dr. Stephani,
königlicher Kirchenrath, Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen.

Englische Literatur.

Der Roman, welchen „der Verfasser des Waverley" gegenwärtig unter der Feder hat (der auch wiederum aus den Aushängebogen ins Deutsche übersetzt wird), heißt: *Peveril of the peak.* Peak ist bekanntlich der Name eines wilden Gebirges in Derbyshire, welches wegen seiner wunderbaren Natur, seiner Höhlen, Versteinerungen u. s. w. von Reisenden häufig besucht wird. Man sagt, daß Walter Scott im vergangenen Jahre dort war, und von der großen und eigenthümlichen Physiognomie dieser malerischen Gegenden zu einer neuen Production begeistert worden ist. Die Erscheinung dieses Romans wird der Verbreitung eines eben Heftweise herauskommenden Kupferwerks über diese Gegenden: Peak Scenery or Excursions in Derbyshire gewiß förderlich seyn.

Die Irländer wollen erfahren haben, daß der Gefeierte im Begriff sey, auch ihr Land auf einer Beobachtungsreise zu besuchen. „Hier, sagt ein Irländer, liegt ein großer und unberührter Stoff vor ihm. Kein Land hat eine solche Geschichte für die Auswahl eines solchen Novellisten." (Ob man wohl bald den Werth der Geschichte eines Landes nach dem Stoffe messen wird, den sie einem Walter Scott darbietet?)

Vf. wieder einen zum Ganzen hier sehr nöthigen, allgemeinen Ueberblick der Verhältnisse der übrigen Staaten Europas im Jahre 1791, und auch hier sehen wir ihn, treu seinem einmal angenommenen Systeme, England sowohl in Hinsicht dessen angreifen, was es wirklich zu der Zeit gethan hat, als auch in Betreff dessen, was es zu thun die Absicht hatte, oder doch wenigstens beschuldigt wird, bei welchem allen er denn ungemein bedauert, daß man die so oft dagewesene Gelegenheit, England zu schaden, ungenutzt vorübergehen ließ. So tadelt er z. B. Ludwig XVI. sehr, daß er des bekannten Tippo-Saïb Anerbieten von der Hand gewiesen und nicht mit diesem gemeinschaftliche Sache gemacht habe, um die Britten aus Indien zu vertreiben, und sagt darüber unter andern: „Es würde Frankreich nicht schwer gewesen seyn, die Vorbereitungen, welche zu einer thätigen Unterstützung des hindostanischen Fürsten nothwendig waren, so lange geheim zu halten, bis sie nicht mehr hintertrieben werden konnten; und um den argwöhnischen Blicken der Britten den wahren Zweck der Expedition bei ihrem Auslaufen zu entziehen, würde sich gewiß schon auch irgend ein Vorwand haben auffinden lassen, der so lange hingehalten hätte, bis Tippo-Saïb die willkommene Hülfe geworden sey." Wir gestehen, daß wir antimachiavellistisch genug sind, um eine Politik nicht zu lieben, die ihre Absich, einer befreundeten Nation (wie damals die Engländer den Franzosen waren) einen empfindlichen Schlag beizubringen, unter Vorwände irgend einer Art zu verstecken sucht und sich dadurch, deutsch zu sagen, jenen Bravos gleich stellt, die auch im Finstern und von hinten die Waffe führen.

Im folgenden Capitel werden die Umtriebe und die Bewaffnung der Emigrirten gegen Frankreich, ihre Aufhetzereien der fremden Mächte gegen ihr Vaterland, und die berühmte und unglückliche Convention zu Pillnitz mit Recht als Hauptgründe des bald darauf ausbrechenden Krieges genannt, und dann noch im vierten Capitel vom Vf. ein Ueberblick des Zustandes der verschiedenen europäischen Heere gegeben, so wie sie damals waren als der große Kampf zwischen Unterdrückung und Freiheit, zwischen Alt und Neu, ausbrach. Dies ist in der That einer der merkwürdigsten Abschnitte des ganzen Werkes und die verschiedenen Eigenschaften, Schwächen und Vorzüge der mancherlei Truppen des damaligen Europa sind von dem Vf. mit einer Schärfe und einem Geist aufgefaßt worden, die die größte Anerkennung verdienen. Besonders ist das, was er über die alte französische Armee vor der Revolution sagt, ungemein wichtig; und so streng er dieselbe auch beurtheilt und die ihr, kraft einer fehlerhaften Grundorganisation, inwohnenden Mängel rügt, so wenig kann man doch sagen, daß er ungerecht gegen sie gewesen sey. Gleiche Bewandniß hat es mit seiner Beurtheilung der damaligen Armeen von Preußen, England, Rußland und den übrigen Völkern und Völkerchen, welche auf dem Kriegsschauplatze erschienen. Am interessantesten ist hierunter das Gemälde, welches er von Rußlands Streitkräften entwirft. Die Armee dieses Landes ist im Ganzen civilisirter wie das Volk; das Avancement in derselben auf vernunftmäßige und liberale Grundsätze gebaut, die Disciplin streng, die Strafen unmenschlich, der Muth der Truppen über jeden Zweifel erhaben.

Im zweiten Bande kommt nun der Vf. zur Beschreibung des Feldzuges von 1792.

Kaum ist die Fahne des Krieges in Europa erhoben, so stürzt der Thron der Bourbons zusammen, und die furchtbare Regierung des Nationalconvents beginnt. Innerhalb Frankreich tobt der Schrecken, und auf seinen Grenzen das wilde Geschrei der Gewalt. Die Armee, verlassen von ihren Officiren, deren erfahrenste auswandern, muß sich gleichsam im Angesicht furchtbarer und drohender Feinde erst organisiren; und obschon von Anfang herein ein Unfall dem andern folgt, so verläßt die tapferen und begeisterten Republicaner dennoch nicht der Muth. Alles greift zu den Waffen, überall sieht man nur Bataillone sich bilden, die dem Kampfplatze zueilen; und obschon Longwy und Verdün gezwungen sind, sich zu ergeben, obschon die Preußen bereits die Vogesen, die Mosel und die Maaß inne haben, während Frankreichs ungeübte Krieger zerstreut umherirren, so gibt man doch den Kampf und die Hoffnung nicht auf. Auf Befehl der Regierung werden alle in der Eile zusammenzubringende Streitkräfte in den Waldungen von Argonne, dem letzten Naturbollwerke Frankreichs von dieser Seite, vereinigt, und durch einen schnellen Marsch nimmt Dümouriez Besitz von der Stellung zwischen Sedan und Grandpre. Endlich erfolgt die Vereinigung der französischen Armee auf den Feldern von St. Menehould, und bei Valmy lächelt der Sieg zum Erstenmale den Fahnen der Republik. Von diesem Augenblick an gewinnt alles eine andere Gestalt. Das eben erst noch von allen Seiten bedrohte Frankreich treibt seine Feinde über die Grenzen zurück, und fast zu gleicher Zeit erscheinen die Heere der Republik in der Pfalz, im Mainzischen und in den Staaten des Königs von Sardinien. Der Sieg von Jemappes entscheidet über die Niederlande; Oesterreichs Stern geht dort für immer unter.

(Der Beschluß folgt.)

Dido. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Gehe. Leipzig bei G. J. Göschen. 1821.

Dido, aus Tyrus vertrieben, hat an der Küste von Africa eine Stadt gegründet. Dort lebt sie, den eignen Schmerz vergessend um fremdes Glück, und den Manen ihres ermordeten Gatten treu. Sie hat ihm ein Denkmal errichtet und schmückt es in der Nacht vor dem Jahrestage seines Todes mit Blumen, denn (S. 5.)

Es ist ein Wahn, daß von der Erde Thal
Die schöne Treue weinend sey geschieden.
Wie tiefe Wunden auch das Leben schlägt,
Es fehlt an Liebe nicht, die sie verbindet,
Und sind es Todeswunden, noch die Urne
Still schmücket mit des Kranzes Zier.

Vor den Stufen des Grabmals spricht darauf die Königin zu dem sich versammelnden Volke von ihren Sorgen und Hoffnungen für das Wohl des Staats: (S. 8.)

. . Weil zu einer ernsten Feierstunde
Bei diesem Grabmal uns das Herz vereint,
Laßt uns des Jahres stille Rechnung halten.
Gelungen ist uns vieles — halb und ganz;
Gesäet steht die heil'ge Saat und trägt
In jedem ihrer Körner schon den Keim
Zu künft'gen größern Saaten.

Doch schon droht dem neuen Staate Unheil. Ein Bote des Lybierfürsten Jarbas erscheint, fordert für seinen Herrn Dido's Hand, Dido's Staat als Mitgift, bietet dieser Frieden oder blutgen Krieg. Dido antwortet: (S. 11.)

Gekommen sind wir übers weite Meer
Zu diesem Land, dem rohen Edelstein,
Ein furchtbar herrlich Chaos ordnend, ringend
Mit der Gewässer Sturz, der Berge Kraft,
Im Schweiße unsers Angesichtes haben
Wir eine Stadt gegründet, uns zum Ruhm,
Zur Freude kommenden Geschlechtern; und
Jetzt wollt ihr erndten unsers Fleißes Saat,
Mit räuberischer Hand den Lorbeer pflücken,
Den wir gepflanzt im heißen Sonnenbrand,

Den freien Geist, das freire Herz einzwängend
In ein verhaßtes Joch? — Nicht also, Bürger!
Ich bin ein Weib, doch aus des Unglücks Armen
Ging ich hervor, kühn, eine Kriegesgöttin.

Hierauf ruft sie die Bürger zum Kampfe auf und spricht dann die den Keim zur Tragödie enthaltenden Worte: (S. 14.)

Vor Eurem Aug mit großem furchtbarn Eid
Zum zweitenmal dem Schatten des Sichäus
Verlob' ich mich! Den Tyrern heilig ist
Die erste Lieb, so heischt's *) uralte Satzung,
Vom heimathlichen Strand mit uns gewandert.
Fluch treffe mich — hört es ihr Rachegötter! —
Fluch treffe mich und ew'ge Schmach, wenn je
In eines zweiten Gatten Arm ich sinke.

Ein Ueberfall des Jarbas, der während der Nacht sich unbemerkt der Stadt genähert, beschleunigt die Bewaffnung der Tyrier, und an ihrer Spitze zieht Dido in den Kampf.

So endet der erste Act. Im zweiten finden wir die Königin ohne Zeichen des Lebens in Aeneas Armen, der, die Feinde schlagend, Dido beschützt, errettet hat. Er spricht zu der Erwachenden: (S. 21.)

Entronnen kaum dem Kriege der Gewässer,
Krieg fand ich auf der Erde, dich erblickend,
Wie du, ein göttlich Weib, von Freunden fern,
Am hohen Ufer rangest mit den Feinden.
Ich trat hinzu und eingedenk der Pflicht,
Vor roher Wuth zu schützen Weibestugend,
Fällt' ich den Tiger über seiner Beute.

Dido erkennt in ihrem Retter den Aeneas, der, von den Göttern stammend, die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, und im Gefühl des Dankes und der Achtung ladet sie ihn ein, so lange das Meer stürmt, an ihren Küsten zu verweilen, was Aeneas mit den Worten: (S. 25.)

Mein Kommen selbst, es ist ein halbes Scheiden,

annimmt — Alle ziehen zur Stadt. Indem hierauf Dido dem Aeneas ihre neue Schöpfung zeigt, finden sich beider Seelen in ihren Hoffnungen — denn auch Aeneas hofft in Latium eine Stadt zu gründen — in ihren Leiden — der Königin starb der Gatte, dem Helden Creusa — in der Erhebung über den irdischen Schmerz in der Liebe zu Askan, nur daß Aeneas Geist verklärt über dem Leben schwebt, indeß Dido tief und tiefer fühlt, daß sie, das Weib, im Leben allein stehe. (S. 29.)

Empor in Glanz und Pracht steigt Hall' und Tempel,
Doch nicht im Schimmer stirbt die alte Klage.
Das Weib, geboren um zu lieben, fühlt,
Sank früh ein theures Haupt ihr in das Grab,
Selbst auf dem Throne sich allein, was sie
Besaß, was sie verloren, ewig missend!

In Wehmuth drückt sie Aeneas Sohn an sich und, wie dort beim Virgil Amor, in Askan's Gestalt auf Dido's Schooße ruhend, ihre Brust mit Flammen füllt, folgt auch nach Göthe's Dichtung in der Seele der Königin auf Freundschaft — Liebe, auf Theilnahme — Leidenschaft. Plötzlich, die Gefahr erkennend, steht sie von ihrem Wunsche, daß Aeneas die Abfahrt noch länger verzögere, ab, spricht zu ihm: (S. 37.)

Nicht halten will ich dich und deinen Sohn.
Brauchst du noch Schiffe? nimm die meinigen —
Verlangst du Waffen? — Von der eignen Brust
Will ich den Schild dir leihn. Bedarfst du Feldfrucht
Zur Ueberfahrt? — Mit vollen Händen trage
Zu dir mein Volk den eigenen Bedarf.
Sieh nur, wie alles ruhig wird! die Wetter
Der kalten Stürme fliehen, heiß umfängt
Die Luft die heiße Stirne. Frühlingsglanz
Aus Wolken strahlend, brennt mir in das Auge,
In Feuer scheint zu stehn Wald, Erde, Himmel:
Zur See, zur See, Aeneas!

und entflieht. Der Knoten zum Trauerspiel ist geschürzt; die tragischen Gewalten treten ein.

Im dritten Acte, während Aeneas Abfahrt durch Meeresstille verzögert wird, kämpft in Dido's Seele Leidenschaft mit dem sittlichen Gefühle und der Scheu, durch eine zweite Liebe eine heilige Landessitte zu verletzen: (S. 39.)

Furchtbarer Feind in meinem Innern, weh!
Dich faß' ich nicht, doch fühl' ich deine Macht.
Fall an mich, Schaam! wirf mich zu Boden, reiß
Die Wurzeln aus des schönen, schrecklichen Gefühls;

und in den an ihre Amme, Anna, gerichteten Worten: (S. 41.)

Zum Grab des Gatten fliehend, wollen wirs
Mit Blumen, reinen, keuschen Blumen schmücken,
Darüber gießend unsrer Thränen Strom.
Dort will ich weilen
Und schweigen, dulden, dort soll mich kein Traum
Von Lieb — Irions Qual, Olympus Wonnen —
Verrätherisch umstricken.

Anna spricht, der Neigung der Königin schmeichelnd: (S. 45.)

Wer die Gesetze gab, kann sie auch lösen,
Und lauter als der Menschen Satzung ruft
Die Stimme der Natur.

(S. 46.)

Die Leidenschaft ist Mutter alles Großen,
Und wer die Welt beglücket, hat ein Recht,
Den Lohn zu suchen, wo es ihm gefällt:

und räth der Gebieterin, ihr eignes Gefühl verbergend, zu erforschen, ob Aeneas Gegenliebe empfinde. Er erscheint, im männlichen Entschlusse zu gehen, treu seiner ersten Liebe zu Creusa und unbefangen erklärend (S 52.):

Wie ich dem Bild (Creusa's)
Nachblick im Morgenglanz und Abendlicht,
Still sinkt der Leidenschaften Stachel mir
Vom Herzen, und den guten, treuen Menschen,
Die mir begegnen auf des Lebens Wegen,
Kann ich die Hand wohl reichen, sagen: seyd
Mir Freunde! aber lieben, wie ich einst
Geliebt, mit dieser Gluth, das kann ich nicht mehr,
Der Erde schmerzverklärter Bürger.

Es ist entschieden! Dido's Stolz zieht einen Schleier vor das Geheimniß ihrer Brust, doch eine Schilderung ihrer Gefühle finden wir im Liede (S. 55):

Aus Höhn und Tiefen schauet
Der Furien altes Bild, —
„Dem Jäger willst entrinnen,
Der in dir selber thront?"
So schweift das Wild und stöhnet,
Stürzt nieder, stöhnt und schweift
Und sieht im Feuerbrande
Die Welt, sich selbst vergehn.

Sich selbst zu entfliehen, stürzt sich die Königin in das Getümmel der Jagd.

(Der Beschluß folgt.)

*) Besser wohl statt des übellautenden „heischt's," so wills uralte Satzung.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 195.

24. August 1822.

Ueber die Gesammtausgabe der Neckerschen Schriften. *)

Ehe wir Rechenschaft über diese Gesammtausgabe der Schriften eines Mannes geben, dessen Name in der Geschichte Frankreichs bedeutend geworden, ist es gewiß nicht unpassend, die Ansichten, den Charakter und die Bestrebungen Necker's mit einem Blick zusammenzufassen und so zu sehen, wie und auf welche Art es dem Protestanten, dessen Confession damals in Frankreich kaum geduldet war, aus dem einfachen Comtoir-Bedienten eines Handelshauses, gelang, sich erst zum Director des Schatzes und dann zu dreienmalen an die Spitze der financiellen Verwaltung eines großen Landes zu schwingen. Ferner, wie er es wagen konnte, in einer so bewegten Zeit, als die war, in welche seine Administration fiel, die Acten seiner Verwaltung dem Auge der Oeffentlichkeit zur Prüfung zu übergeben, und wie er es anfing, um bei einem schon seiner Auflösung ganz nahen Finanzzustande die Kosten noch zu decken, welche der überseeische Krieg in America erforderte. Sein wunderbares Geschick, welches ihn als Minister bald hob, bald stürzte und endlich, weniger erkannt als er es verdiente, ihn für immer von der Bühne der Diplomatik abtreten ließ, wird dadurch gleichfalls Erklärung finden.

Nach seinem Rücktritt ins Privatleben schien Necker sich oft die Zusammenberufung der Etats généraux zum Vorwurf zu machen, obschon in Wahrheit dies in keiner Hinsicht eine freiwillig von ihm ergriffene Maßregel war. Ohne Unterlaß hat er seitdem in seinen politischen Schriften den Franzosen oft nicht allein völlig unausführbare Rathschläge ertheilt, sondern sie auch nicht selten mit den bittersten und heftigsten Vorwürfen überschüttet, alles offenbar in der Furcht, dereinst für das verantwortlich gemacht zu werden, was er als die Quelle aller nachfolgenden Uebel ansah, die erste Einberufung der Notabeln nämlich, die bekanntlich vor ihm seit 1614 nicht geschehen war. Und dennoch war er, wie bemerkt, gerade hierbei nur ein unfreiwilliges Instrument. — —

Was man nun aber auch über ihn als Staatsmann und über seine Verwaltung urtheilen mag, so viel bleibt immer gewiß, daß er ein redlicher Mann, ein geschickter Financier, in mehreren Fächern ein denkender und Beachtung verdienender Schriftsteller und überhaupt ein Mensch von einem moralisch guten und religiösen Charakter war; Eigenschaften, zu denen sich noch die schätzbaren Tugenden der Unparteilichkeit und Großmuth in hohem Grade gesellten.

Bei Betrachtung seiner Ansichten über politische Freiheit muß man die Epochen nicht vergessen, welche er durchlebte, so wie die Umstände, welche auf ihn einwirkten. Als Sohn einer kleinen Republik, (er war bekanntlich ein Genfer) hat er immer in seinem Herzen eine ihn ehrende Vorliebe für Volksfreiheit genährt, und da er glaubte, den Standpunct erfaßt zu haben, von welchem aus, nach seiner Ansicht, allein für Frankreich, wie es damals war, Glück erwachsen konnte, so hegte er auch nicht minder die Hoffnung, dies Glück dem Lande ohne gewaltsame Erschütterungen über kurz oder lang verschaffen zu können. Sein Wahlspruch war in Wahrheit, was er öfter in seinen Schriften sagt: „Man muß die Zeit nicht übereilen, und, wer da glaubt aus Trümmern die Freiheit aufbauen zu können, irrt sich." Nun gestehen wir zwar gern, daß dies, wenn man es so ausspricht, wohl gut klingt, daß es aber damit im Grunde der Fall ist, wie mit vielen Sentenzen, nämlich, daß sie, ins Leben übertragen, des inneren Halts entbehren. Unter dem Vorwande, die Zeit nicht zu übereilen, kann (und wie oft geschieht dies nicht) der Schlendrian und der böse Wille sich aufs vortrefflichste verstecken; und was den zweiten Satz betrifft, so ist er nicht minder nichtssagend, denn nie und nimmer — das wird doch eingestanden werden müssen — kann man ein gutes neues Gebäude an die Stelle eines alten setzen, ehe und bevor man nicht den unnützen und hinderlichen Schutt bei Seite schafft. Wer aus kindischer Ehrfurcht vor allem, was alt ist, blos darum weil es alt ist, nicht sich überwinden kann, das Hinderliche wegzuschaffen, der klage dann auch nicht, daß es ihn hindert; und wer aus dieser jetzt so gepriesenen Ehrfurcht für das sogenannte Historische *) höchstens es nur unternimmt,

*) Oeuvres complètes de M. Necker, publiées par le Baron de Staël, son petit fils. (Paris et Strasbourg chez Treuttel et Würtz. 12 Vols. in 8. 1820 et 1821.)

*) Aber die wahrhafte Ehrfurcht für das Historische besteht nicht darin, daß man das Alte stehen zu lassen anräth, weil es alt ist, eben so wenig, daß man sich nützlichen und nothwendigen Neuerungen widersetzt, sondern in der nothwendigen Berücksichtigung des Grundes bei allen Hauptveränderungen, ohne welche man Gefahr läuft, daß das Neue mit dem Alten zusammenstürzt. Das

am Alten zuflicken, wird natürlicherweise nie dahin gelangen — um das Bild fortzusetzen — in einem neuen und seiner jetzigen Lage angemessenen Hause zu wohnen, sondern immer und immer das alte Winkelwesen darin behalten, welches ehedem unter andern Verhältnissen vielleicht gut war.

Sey dem, wie ihm wolle, so viel ist in Bezug auf Necker gewiß, daß er 1788 in seinen Schriften keineswegs eine Vorliebe für die volksthümlichen Rechte blicken ließ, und daß er eher dagegen in allem, was auf das Capitel der Auflagen hinwies, sich trotz dem, daß er die öffentliche Meinung für sich erregte, zu einem System der unumschränkten Macht hinneigte. So wurde von ihm z. B. das Recht, Auflagen zu machen, ein königliches Recht genannt, und das Verlangen der Volkseinwilligung hierzu von ihm verworfen. Eben so war es mit seinen Ansichten über Privilegien. Er verwarf diese gewissermaßen in der Theorie und gleichsam als geborener Republicaner; in der Praxis gab es oft Momente, wo er sich anders zeigte.

Seit seiner Zurückberufung ins Ministerium im Jahr 1788 sehen wir ihn ganz von den Umständen beherrscht. Die Stimme des Volks, und selbst der Geistlichkeit und des Parlaments, verlangte die Zusammenberufung der Notablen, und der König hatte diesen Wunsch zu erfüllen feierlich versprochen. Auch Necker sah nur hierin noch die einzige Möglichkeit, die drückende Last der Geldprivilegien, die abzuschaffen sein vorzüglichstes Augenmerk war, zu beseitigen, und betrieb daher gleichfalls die Einberufung. Vor derselben ließ er jedoch noch die Fragen wegen ihrer periodischen Dauer, wegen der Abschaffung der lettres de cachet, der Freiheit der Presse und dem Verhältniß der Deputirten der verschiedenen Stände unter einander, feststellen. Hierüber kann man ihm also keinen Vorwurf machen, denn alle diese Maßregeln waren nicht allein vom König und der Mehrheit seiner Minister, sondern auch sogar von der Königin gebilligt worden. Das einzige, was man vergaß, war die Theilung der General-Staaten in zwei Kammern. Allein hier hätte Necker auch nicht durchzudringen vermocht; doch that er, was er vermochte, um eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen, und suchte mit allen Kräften den Forderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit so zu entsprechen, daß bei einem liberalen Verwaltungssystem der Regierung noch immer Macht genug in Händen blieb. Als aber durch die Sitzung und königliche Erklärung vom 23. Juni 1789, ungeachtet seiner Rathschläge, alles eine andere Wendung nahm, billigte er dies keineswegs und beging nur den Fehler, als er nach seinem kurzen Exil von neuem an die Spitze der Verwaltung gerufen wurde, sich zuviel auf seine allerdings große Popularität zu verlassen, was ihn dann, wie nicht zu leugnen, zu manchem Misgriff hinriß. Dennoch leistete er auch hier noch durch den guten Gedanken der Einführung des veto-suspensif (eine Idee, die von ihm vorgeschlagen und in der gesetzgebenden Versammlung durchgesetzt wurde) bedeutenden Nutzen, indem dies doch wenigstens für den Augenblick einen Zügel abgab, die erhitzten Gemüther zurückzuhalten, und gewiß manches hintertrieben haben würde, wäre es umsichtiger benutzt worden.

Dies war aber auch der letzte Erfolg, den Necker als Staatsmann vor seiner definitiven Abdankung erlebte. Betrübt über die Unfälle, welche Frankreich trafen, verwundet an seiner empfindlichsten Seite, der Eigenliebe, und immer noch sich mit den Angelegenheiten eines Landes befassend, dessen theilweise Geschäftsleitung einst seinen Händen anvertraut gewesen war, schrieb er mit Heftigkeit gegen jene Constitution von 1791, die die Mächte Europas, die freiheitshassenden Emigrirten und die durch Pfaffen- und Adels-Umtriebe aufgehetzten Vendeer aufregte. Weniger streng ward die Constitution vom Jahre 1795 von ihm beurtheilt. In diesem im Ganzen mehr merkwürdigen als nützlichen Werke, in welchem starke Züge von edler Gesinnung, beleidigtem Stolz und erbitterter Eitelkeit vorkommen, schlug er Frankreich die Verfassung von England vor, wahrscheinlich vergessend, daß diese Verfassung in manchen Theilen große Mängel in sich trägt und — was die Hauptsache ist — daß Frankreich nicht England, die Franzosen keine Britten sind und, auch nie werden werden. Am Schluß nennt er noch Napoleon l'homme nécessaire pour défendre la liberté républicaine. —

Vorliegende Sammlung seiner Schriften nun anlangend, so enthalten selbe: Th. 1. Eine Notiz über Necker von dem Herausgeber und das Werk des Ersteren sur la législation et le commerce des grains. Th. 2. den berühmten Compte de finances rendu au roi en janvier 1781, die Denkschrift welche Hrn. von Calonne's Einwürfe gegen die Richtigkeit dieses Compte rendu abgefertigt, und dann noch einige nouveaux eclaircissements über denselben Gegenstand. Th. 3. Mehrere Denkschriften und Actenstücke unter dem Titel: premier Ministère de M. Necker (unter denselben befindet sich auch das Memoire von 1778 sur l'établissement des assemblées provinciales, das 1781 durch misbrauchtes Zutrauen im Druck erschien.) Th. 4 und 5. enthalten Necker's größeres Werk de l'administration des finances de la France, von welchem bei der ersten Publication im Jahre 1784 nicht weniger wie 80,000 Exemplare in sehr kurzer Zeit debitirt wurden, was für damals, wo es noch weniger Leser gab wie jetzt, eine unerhörte Zahl ist. Ein wohlgetroffenes Brustbild des Vfs. ziert den 4ten Band. Th. 6 und 7. geben eine interessante Apologie du Second ministère de M. Necker (vom 26sten

---

Wesen der Geschichte ist Fortschritt; historisch kann also der nicht genannt werden, der dem wahrhaften Fortschreiten der Völker entgegen wirkt, und was Uebelgesinnte Schlimmes hinter einer tüchtigen und gründlichen Ansicht verstecken, sollte dieser selbst bei Verständigen nicht schaden.

A. d. Red.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 196.

26. August 1822.

Die Legende von den heiligen drei Königen, von Johann von Hildesheim. Aus einer von Göthe mitgetheilten lateinischen Handschrift und einer deutschen der heidelberger Bibliothek bearbeitet, und mit zwölf Romanzen begleitet von Gustav Schwab. Suttgart und Tübingen 1822. 8.

Es wird für diejenigen Leser, die aus Titeln Urtheile ziehen und in dieser Legende einen Beitrag zur neuesten Frömmelliteratur zu finden glauben könnten, genügen, Göthe's Namen mit darauf zu sehen, um das Büchlein nicht ganz ungeprüft wieder aus der Hand zu legen. Ref. würde, auch ohne diesen gewaltigen Gewährsmann, solche süßliche Modewaare von dem Herausgeber aufgetischt zu erhalten, nicht besorgt gewesen seyn, da in den eigenen Gedichten desselben ein zu gesunder, freier Geist sich ausspricht, als daß er uns hier mit fremden Albernheiten hätte bewirthen können. Göthe lieferte auch das Motto:

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in spätern Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen;
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, Viele, Viele,
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Dieser Einladung, sollten wir meinen, wird wohl auch der legendenscheueste Leser sich fügen, und will er sich noch sicherer stellen, so lese er die zum Schlusse gegebene Nachricht über die Veranlassung zur Herausgabe des Büchleins.

Da erfahren wir, daß Göthe zum Besitze einer lateinischen Handschrift dieser Legende gelangt, von der er im 2ten Hefte des 2ten Bandes über Kunst und Alterthum S. 156 öffentlich Kunde gegeben hat, unter dem 22sten October 1819 über seinen Fund an D. Sulpiz Boisserée Folgendes schrieb:

„Mag es seyn, daß die Ueberraschung dieses Fundes mich dafür einnimmt, oder weil es an die Reise von Montevilla sogleich erinnert: Geschichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrscheinlichem, Wirklichem bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen, entwaffnet, wie ein Mährchen, alle Kritik."

„Genug, ich meine nicht, daß irgend etwas Anmuthigeres und Zierlicheres dieser Art mir in die Hände gekommen."

„Weder Pfaffenthum, noch Philisterei, noch Beschränktheit ist zu spüren. Die Art, wie der Verfasser sich Glauben zu verschaffen sucht, und dann doch auf eine mäßige Weise das Zutrauen seiner Hörer missbraucht, ohne daß man ihn gerade für einen Schelm halten kann, ist allerliebst; ich wüßte kein Volksbuch, neben dem dieses Büchlein nicht stehen könnte."

Nach diesem Ausspruche Göthe's wissen wir in der That nichts weiter zur Empfehlung der alten Legende beizubringen, und halten unsre Beistimmung für das Gewicht eines solchen Urtheils überflüssig.

Der nähere Zweck des Göthischen Schreibens an Boisserée war eine Anfrage über den Verfasser des Buches, die bei diesem, der durch seine Arbeiten über den Cöllner Dom mit Crombach's großem Werke *Historia S. Trium Regum* bekannt geworden war, nicht ohne Beantwortung bleiben konnte. So fand und bestätigte sich denn der Carmeliter-Mönch Johannes Hildesheim, auch de Hildesheim, der im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts lebte und mehrere handschriftliche Werke hinterließ, als Verfasser dieser Legende. Zugleich sah sich nun Boisserée um, wo noch Manuscripte von dieser Legende aufbewahrt wären, erinnerte sich einer deutschen Handschrift in der von Rom zurückgebrachten heidelberger Bibliothek und verschafte sich diese Handschrift. Sie enthielt wirklich eine Uebersetzung der lateinischen Legende in niederdeutscher Prosa, hie und da mit Misverständnissen, erweitert, und im Ganzen ziemlich frei.

Jene beiden Funde veranlaßten und leiteten die Bearbeitung. Göthe, erfreut über den schönen Stoff und benützt für ihn, wünschte eine nicht modernisirte, jedoch dabei für die Zeit genießbar gemachte Uebersetzung und überließ dem Herausgeber und seinem Freund Boisserée zu diesem Ende die lateinische Handschrift. Herr Schwab benutzte nun zu seiner Arbeit die alte Uebersetzung der heidelberger Handschrift, jedoch so, daß er sich vorzugsweise an das lateinische Original anschloß, und von der deutschen Uebersetzung den alterthümlichen Ton der Erzählung borgte, welcher zu dem Charakter der Legende zu stimmen schien. Eine diplomatisch pünctliche Behandlung eines oder des andern Manuscripts dieser Legende zu liefern, hielt der Herausgeber für unstatthaft. Denn beide Manuscripte sind keine Sprachdenkmale, und die Freiheit der alten deut-

schen Uebersetzung beweist, daß die Mitwelt selbst nicht eben ängstlich mit der in dieser Form offenbar neuen Legende that. Daher sind denn hier manche Auswüchse, Wiederholungen und Verirrungen des Originals getilgt worden; jedoch ist nichts Neues hinzugekommen.

Die zwölf als Zugabe gelieferten Romanzen von Gustav Schwab stellen die Hauptmomente der Legende bedeutsam und leicht überschaulich dar. Sie gehören zu den besten Romanzen, die wir von diesem Dichter kennen, welcher, wenigstens in der angeführten Gattung, neben Uhland genannt zu werden verdient, der als Romanzendichter jetzt wohl ohne Nebenbuhler ist. Denn Schwab nennt ihn selbst gern seinen Meister. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle aus der fünften Romanze mitzutheilen, die das Zusammentreffen der drei Könige auf Golgatha schildert.

Ein Jeder sprach in seiner Zungen;
Als wär's die eigne, däucht's dem Andern;
Ein Jeder weiß, vom Geist durchdrungen,
Woher, wohin, zu wem sie wandern.
Sie reichen sich die Hand zum Bunde,
Sie sind ein Herz und eine Seele;
Sie küssen sich mit Brudermunde,
Und loben Gott mit ein'ger Kehle.

Der Nebel zwar, der aufgestiegen,
Hat ihrem Blick den Stern verborgen,
Doch sich zu Füßen sehn sie liegen
Das Ziel, so glauben sie, der Sorgen.
Da liegt sie an des Berges Tiefen,
Zu der des Sternes Strahlen luden,
Sie ruht im Schatten der Oliven,
Die königliche Stadt der Juden.

O wüßtet ihr, auf welchem Hügel,
Ihr Fürsten, euer Zug gehalten,
Und warum seiner Strahlen Flügel,
Der Stern darob nicht mag entfalten!
Nicht ist er in der Stadt geboren,
Nicht suchet da den Königserben;
Doch dieser Hügel ist erkoren,
Darauf er soll am Kreuze sterben!

Es wird wohl keiner unsrer Leser hier einen skelettirenden Auszug des Inhalts einer Legende erwarten, deren eigenthümlicher Reiz in der Fülle und Mannichfaltigkeit der Ausstattung und der naiven, treuherzig heiteren Behandlung des Stoffs besteht, die ein Auszug nicht fühlbar machen kann.

Wir gedenken daher nur noch des Beitrages, den Herr Dr. S. Boisserée zu dem kleinen Buche geliefert hat, nämlich der Andeutungen über die Entstehung und Fortbildung der Sage von den heiligen drei Königen, als einer willkommenen Einleitung in die mitgetheilte Legende. Die äußere Ausstattung des Werkchens macht der deutschen Typographie wenig Ehre.

31.

Ueber die Gesammtausgabe der Neckerschen Schriften.

(Beschluß aus No. 195.)

Der 8te Theil endlich (denn die folgenden gedenken wir in einem zweiten Artikel zu besprechen), enthält das wichtige Werk sur le Pouvoir exécutif dans les grands Etats. Ueber dieses bei seiner ersten Erscheinung (1792) wenig gelesene Buch, so wie über die vom Herausgeber unter dem bescheidenen Titel: „Notice" gegebene Biographie von Necker, wollen wir hier uns etwas weiter auslassen, um so mehr, da die übrigen in diesen 8 Bänden enthaltenen Sachen theils schon mehr bekannt sind, theils auch manches von dem Interesse verloren haben, welches sie einst erregten.

Jene Notice oder eigentlich Biographie Necker's umfaßt 351 Seiten und ist reich an interessanten und zuweilen auch neuen Zügen sowohl, wie an philosophischen Reflectionen mancher Art. Der Verf. (Hr. v. Stael, Enkel Necker's) schildert in einem lebhaften, eleganten und reinen Styl, oft mit treffenden Farben die vorkommenden Charaktere, Ereignisse, Irrthümer und Meinungs-Aeußerungen, und was er im Allgemeinen hier über die vorzüglichsten administrativen Arbeiten und Unternehmungen seines Großvaters, sowohl wie derer, welche vor und nach ihm die Leitung der Finanzen in Frankreich hatten, sagt, ist als besonders gelungen zu nennen und zeigt von seiner Einsicht in die damaligen Staatsverhältnisse seines Vaterlandes. So bemerkt er z. B. sehr richtig, in Bezug auf H. v. Clugny, daß dieser Minister zwar nur wenige Monate im Amte blieb, diese aber hinreichend benutzte, um das Gute, was Hr. v. Turgot begonnen, sogleich wieder zu vernichten. Ihm verdankte das Land das unselige Geschenk der Lotterie, einer Finanzerfindung, die auf gleiche Weise den öffentlichen Wohlstand, wie die öffentliche Moral untergräbt, und die Necker gewiß verworfen haben wurde, hatten die Kosten, welche der Krieg in Amerika erforderte, ihm erlaubt auch nur auf die kleinste momentane Staatseinnahme zu verzichten.

In Rücksicht auf Necker's eigenes Beginnen, die Anleihen, wie man jetzt in Frankreich und auch anderwärts öfters thut, in Form einer Lotterie zu eröffnen, bemerkt der Herausgeber: „Jeder wird auch wohl ohne weitere Erörterung den Unterschied einsehen, der zwischen der unmoralischen und verderblichen Speculation einer Lotterie auf den Geldbeutel des Volks, und zwischen einer Art Anleihen ist, bei welcher die Zinsen unter der Gestalt von Preisen oder Gewinnen vertheilt werden."

Ueber die von Necker bei seinem ersten Ministerium befolgten Grundsätze heißt es: „Von dem Augenblick seiner Ernennung an war es sein vorzüglichstes Augenmerk, möglichst sowohl alle überflüssige Ausgaben, wie alle unerlaubten Gewinne abzuschaffen, indem er stets von dem richtigen Satze ausging, daß jede Vermehrung der Abgaben illegitim ist, sobald nicht das Wohl des Ganzen sie durchaus erfordert."

Diese redliche Gesinnung suchte er aber auch allen denen einzuflößen, die ihn umgaben, und niemand von seinen Untergebenen im Staatsdienst war ihm willkommener, als wer ihm irgend einen Misbrauch abzuschaffen, irgend eine Ausgabe zu verringern die Gelegenheit bot. Leidenschaftlicher Verehrer des strengen Rechts und der Ordnung, befließ er sich stets bei allen seinen Handlungen dieser Tugenden, und man kann wohl sagen, leider indeß nicht zur Ehre der Menschen, daß sein unerschütterliches Halten hieran seinen Sturz hervorführte. Von Natur mit einem scharfen Verstande begabt, pflegte er immer alles unter den mannichfachsten Beziehungen sich zu überlegen und der Theorie, so verführerisch diese auch manchmal scheinen mochte, niemals ganz die Lehren der Erfahrung zu opfern. Doch war er dabei nichts weniger als ein beschränkter Empiriker, den jedes Neue und noch nicht Dagewesene erschreckt, sondern im Gegentheil prüfte er gern neue Systeme, um sich ihres Nutzens oder

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 197.

27. August 1822.

Europe: or a general survey of the present situation of the principal powers; with conjectures on their future prospects: by a citizen of the United States. 1822. 8. 451 S. Boston bei Cummings und Hilliard, und Oliver Everett.

(Vergl. eine andere Anzeige über dieses Werk in No. 155.)

Diese neue americanische Frucht wird hin und wieder zu den verbotenen aber wohl zu den gesuchtesten gehören, und sie ist in der That nicht völlig ausgewachsen und reif geworden, doch übertrifft sie alles was in ihrer Art auf europäischem Boden unter freiem Himmel zu Jedermanns Gebrauch bei dem jetzigen Wind und Wetter fortgekommen ist.

Die vorliegende Schrift wird so eingeleitet. „Europa ist in bedenklicher Bewegung und Lage, wie vier Militairrevolutionen, eine Menge Ministerwechsel und andere Mishelligkeiten bezeugen. Nach der öffentlichen Anklage sind an dem Unwesen geheime Bündnereien Schuld; aber für deren kleinliche Kräfte sind die Wirkungen und die Gegenmittel viel zu groß. Der Grund von der allgemeinen unruhigen Bewegung ist, daß Staatsverwaltungen zurückgeblieben, Wohlstand und Aufklärung aber vorgeschritten sind, und daß man Staatsverbesserungen verlangt, weil man sie zu erlangen vermag. Da sieht man noch in dem größten Theil von Europa zum Vortheil der Bevorrechteten, und auf Kosten des Gewerbstandes verwalten; und doch ist der Gewerbstand einsichtsvoller als der Adel, er ist mächtig, weil er reich und fleißig ist, und er braucht seine Kraft nun, damit er Antheil an der Staatsverwaltung erhalte, weil Niemand sein Vermögen von andern ohne Aufsicht gutwillig verwalten läßt, und am wenigsten, wenn es schlecht verwaltet wird. Es ist der Drang nach Staatsverbesserungen die nothwendige Folge von Wohlstand und Aufklärung, und die Civilisation die eigentliche Revolution. Will man sich nicht zu Staatsverbesserungen verstehen, so muß man den Landbau, die Gewerbe und den Handel niederhalten, und das kann man nicht wollen. Ein anderes Mittel gibt es nicht; und die liberalen Ideen und Institutionen brechen mit Gewalt durch alle übrige Hemmnisse, welche man ihnen entgegenstellt. Von solchen gewaltsamen Ausbrüchen tragen nur diejenigen die Schuld, welche sie nicht zu vermeiden verstanden. Selbst die Lehre, daß die Fürsten nur Gott verantwortlich und berufen seyen, zeitgemäße Verbesserungen zu beurtheilen und zu verwirklichen, kann den Völkern die Lehre geben, sich verantwortliche Vorstände zu wählen. Sie wissen übrigens, daß auch sie Gott wegen ihrer Pflichterfüllung verantwortlich sind, wozu gehört, sich und ihre Rechte vor Verletzung durch rohe Gewalt oder sogenannte Gesetze zu schützen. Nimmt man ohne weitern Beweis an, daß Europa jetzt in seiner Revolutionszeit ist, und daß der Streit zwischen denen besteht, welche Vorrechte haben, und welche sie nicht haben, so sind die Kräfte der Streitenden leicht gemessen." — — —

„In Spanien soll, nach Versicherung von glaubwürdigen Männern gegen den Verf., unter dem Gewande von Freimaurerei sich eine geheime Bundesverwaltung überall und durch alle Stände verbreitet haben; mit Ausschluß der höheren Geistlichkeit. Auch melden die Schriften über die spanische Revolution bald mehr bald weniger von einer solchen Mitwirkung. Aber die Ursache dieser Revolution war doch auch die Civilisation. Man werfe nicht ein, daß Spanien ja so sehr in Ackerbau, Gewerbe und Handel zurück war, denn es bedarf nicht der höchsten Stufe der Civilisation, um unerträglich zu finden, sich mittelst Inquisition und Folter regieren zu lassen. Sollte man dort noch eine Contrerevolution versuchen wollen, und könnte man dabei den General Morillo vorschieben, so wäre wenigstens ein tüchtiger Kriegsmann zu Gebot. Seine Herzensmeinung scheint noch nicht klar zu seyn; wenn er gegen die Americaner gefochten hat, als hätte er die eigene Sache zu verfechten, so hat er sich in Spanien dagegen sehr gemäßigt und milde benommen, und die Hofleute thun wiederum, als ob sie seiner gewiß wären. Fast sollte man vermuthen, er habe Lust, unter Umständen der spanische Bonaparte zu werden. America ist für Spanien verloren, aber die Umstände haben sein Gelangen zur Freiheit übereilt, und es wird die Nachwehen von der frühzeitigen Geburt fühlen. Der Eintritt seiner Völker unter die selbständigen Staaten muß allerdings große Folgen haben, aber es ist eine ungegründete Furcht, daß Europa das americanische Gold und Silber nicht mehr bekommen werde. Die neuen Staaten haben dort weit nähere und nöthigere Arbeiten, als sich mit Gewerbanlagen abzugeben, und sie werden daher den europäischen Gewerbwaaren offen bleiben, also wird auch der Zufluß von dem americanische Gelde nach Europa bleiben."

Von Neapel und den dortigen Ereignissen wird in dem Sinn gesprochen, der sich daraus schon abnehmen läßt, „daß die beste Vertheidigung für die Sache, der Verrath derselben, eine schlechte Vertheidigung sey, weil er die dortige Verderbtheit beweise."

In dem Benehmen der christlichen Mächte gegen Griechenland findet der Verf. „einen Widerspruch mit der Legitimitätslehre."

Nach seinem Wunsch und Willen wäre „der deutsche Bund nach dem Americanischen gebildet worden. England, Oesterreich und Preußen nennen sich die Mitglieder desselben, sind aber in der That die Herren und Meister davon. If the establishment of the present constitution of the United States encounterd no small opposition from the offended pride of the states, it may easely be imagined what would be the resistance of the emperors, kings and princes, the least of whom would think the ordre of the universe in danger, if he lost the bauble, which he calls his crown. The idea was wholly inadmissible, and in reality was never publicly suggested. Ohne die Landung des großen Friedensstifters wäre der Bund nicht zu Stande gekommen: an other representation of the drama of the partition of Poland in a specious and plausible shape. Die ständischen Verfassungen von Baiern, Würtemberg und Baden verglichen mit dem Benehmen der Stände führen zu der Bemerkung, daß die Wahlformen ziemlich gleichgültig sind, wenn nur die rechten Männer da sind." Es wird in andrer Beziehung gesagt, „daß die beste Regierung sey, wenn der Weiseste unbeschränkte Gewalt habe, und daß eben diese Ausnahme den Grundsatz bestätige." Von Preußen heißt es ohne weitere Erklärung als die Hinweisung auf allgemeine Glaubensduldung: „there was also no established religion; und es sey der Plan gewesen, daß Göthe (!!) bei der Ständeversammlung, und der Entwerfung einer Verfassungsurkunde die Feder habe führen sollen."

Die Feder entfällt uns, wenn der Verfasser auf Rußland kommt.

Die innern Verhältnisse der Niederlande werden anschaulich gemacht, besonders um zu zeigen, „daß ihre Vereinigung nicht ihnen, sondern England vortheilhaft gewesen sind. England seinerseits hat für seinen Handel auf dem wiener Congreß mehr ausgewirkt, als im Parlament von der Opposition anerkannt worden. Es kann überhaupt bei seiner Verfassung und Verwaltung ruhig bleiben. Sein Unglück ist, daß ihm seine Seeherrschaft zu viel kostet, daß es seinen Handel unnatürlich ausdehnt, und daß durch seine Reichthümer die Armuth zu einer verzweiflungsvollen Höhe steigt. Möglich, daß daraus ein Armenkrieg, radical war, entstände — und daß die Americaner in seine Handelsgröße träten, worin sie schon seine Nebenbuhler sind."

„Europa hat das Unglück gehabt, noch immer ohne irgend ein anerkanntes Oberhaupt gewesen zu seyn. Der Papst schien es zu werden, aber die Soldaten kamen den Geistlichen zuvor, und nach der Meinung der Protestanten war das wohlgethan. Was wäre aber geworden, wenn der Sieg auf Seiten des Papstthums gewesen? Die Geistlichen hätten die Civilisation nicht zurückhalten können, aber diese würde sich mehr auf dem Friedenswege, statt auf dem Kriegeswege, entwickelt haben. Es würde zu einem europäischen Völkerverein (international System) unter dem Gesetz des Friedens gekommen seyn, wogegen jetzt das europäische Völkerrecht sich auf ewigen Krieg gründet. Die Nachbaren betrachten sich als natürliche Feinde, sie bewachen einander, sind wider einander auf der Hut, und die Schwachen thun sich zusammen, um den Starken gewachsen zu seyn. In Nordamerica ist das ganz anders, sein Völkerverein beruht auf der Grundlage des Friedens, alle Staaten stehen unter dem Gesetz und erkennen eine gemeinschaftliche Gewalt über sich an. So fürchtet Niemand sich vor dem Andern und hält keine Soldaten wider einander. Dagegen hat ein einziger Staat in Europa einen Friedenshalt von 800,000

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 198.

28. August 1822.

Marienbad im Vorsommer 1822.

Marienbad gehört seit dem Jahre 1813 in die Reihe der ersten Badeörter Deutschlands; allein es ist noch lange nicht so bekannt, als es nach der Vielseitigkeit und Kraft seiner Heilquellen und seiner Bäder zu seyn verdient. Ohne irgend einer andern gefeierten und vielbesuchten Heilquelle Eintrag zu thun, ist es doch Pflicht dessen, der Marienbad genauer kennen lernte, ähnliche Leidensgenossen auf dessen Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen.

Referent leidet, bei seinem Berufe als Gelehrter, seit einem Jahrzehend in vielfacher Hinsicht an Beschwerden des Unterleibes und Blutes. Eine lebensgefährliche Krankheit, die Folge jener Beschwerden, ward nur schwer bestanden, und Schwäche der Verdauung, Mangel der Eßlust und des Schlafes, Andrang des Blutes nach dem Kopfe, so wie unzählige andere damit verbundene Symptome, die nicht hierher gehören, blieben ihm seit der Zeit zurück. Viermal besuchte er Karlsbad, viermal Franzensbad; andere Bäder hat er blos im Fluge, viele Brunnen Deutschlands aber — Seidschützer, Bilmer, Selterser, Geilnauer, Fachinger, Schwalbacher, Driburger, Pyrmonter — aus wiederholtem Gebrauche während der Sommermonate kennen lernen. Nach diesen selbstgemachten und genau beobachteten Erfahrungen kann er versichern, daß Marienbad, bei aller Verwandtschaft mit einigen der genannten, doch durch seine Eigenthümlichkeiten wesentlich von allen sich unterscheidet, und namentlich für die sich eignet, die an schlaffer Faser leiden. Wer den Hufeland über die Heilquellen Deutschlands kennt, kennt auch den mächtigen Unterschied zwischen straffer und schlaffer Faser. Mögen alle, welche, bei gesunder Brust und straffer Faser, am Unterleibe, an der Leber und Milz leiden, nach Karlsbad wandern, das sie gewiß, entweder neu verjüngt, oder doch wenigstens sehr erleichtert verlassen werden; für diejenigen, welchen der heiße Trank der Karlsbader Quellen die Erschlaffung vermehrt, bei welchen die Brust sehr reizbar oder bereits angegriffen ist, und deren Blutsystem eines kalten Brunnens, und zwar in einer sorgfältig berechneten Steigerung, bedarf, — für alle endlich, wo kohlensaures Gas, als tonisches Mittel, im innern und äußern Gebrauche angezeigt ist, — muß Marienbad genannt und hochgepriesen werden. Außerdem mögen alle an Gicht, an Hämorrhoiden, überhaupt alle an chronischen Krankheiten des Magens, der Gedärme, der Leber, der Milz, des Pankreas und der lymphatischen Drüsen Leidende, alle vom Schlagflusse Gelähmte hieher wandern, um die Kräfte dieser Quellen, dieser Bäder, dieser Moorumschläge zu empfinden.

Denn vier Trinkquellen sind es, welche zunächst geschildert werden müssen. Wer eines „kalten Karlsbades" — aber keines nachgemachten, sondern eines im innern Heiligthume der Natur selbst bereiteten — bedarf; der walle zu dem Kreuzbrunnen, der, seit seiner ersten Bekanntwerdung im Jahre 1813, bereits einen so hohen Ruf in ganz Europa erlangt hat, daß, außer den Massen, die an der Quelle getrunken werden, jährlich 180,000 Flaschen von demselben versendet werden müssen. Seine Salze lösen auf und reinigen den Unterleib, Leber und Blut; an seinen Geschmack gewöhnt man sich leicht; er beruhigt den aufgeregten Puls, zerstört vieljährige Schleimanhäufungen, befreit den Kopf von anhaltender Düsterheit, und bewirkt bei den meisten eine große Eßlust. Referent aber spricht aus eigner, wiederholter Erfahrung, wenn er denen, welche an schlaffer Faser und großer Schwäche der Verdauungswerke leiden, den Kreuzbrunnen an der Quelle mit Vorsicht und nicht in großen Massen zu trinken empfiehlt. Für Leidende dieser Art hat die Natur in Marienbad auf eine in der That alle Erwartungen und Wünsche befriedigende Weise in der, noch viel zu wenig im Auslande gekannten, Ferdinandsquelle gesorgt, die erst im Jahre 1819, unter thätiger Mitwirkung des als Chemiker sehr geachteten Apothekers Brem im Marienbade, neu gefaßt ward. Als tonisches Mittel, sehr reich an kohlensauerm Gas, doch ohne damit so viel Eisen zu verbinden, wie der Franzensbrunnen, oder der Schwalbacher Stahlbrunnen, oder der Pyrmonter, von einer herrlichen Frische und Klarheit, leicht verdaulich und durch seinen Geschmack der Zunge und dem Magen zusagend, hat das Wasser der Ferdinandsquelle für alle Schwächliche in Hinsicht des Unterleibes und Blutes so außerordentlich viel Belebendes und Aufregendes, ohne irgend einen Nachtheil befürchten zu lassen, daß die Wangen derer, die bis dahin blaß und gelb gemischt waren, nach vierzehntägigem Gebrauche der Ferdinandsquelle sich rötheten, vieljährige Stockungen in den Absonderungswegen sich hoben, und ein neues Gefühl der Behaglichkeit, des Wohlbefindens und der gestärkten Kraft über dieselben sich ausgoß. Obgleich von dieser herrlichen Quelle bereits jährlich über 6000 Flaschen auswärts,

namentlich nach Polen, versandt werden; so ist sie doch an manchen Orten, wo Tausende von Flaschen auswärtiger Brunnen getrunken werden, noch zu wenig gekannt, daß man in den bedeutendsten Brunnenlagern vergeblich darnach fragt. Aus diesem Grunde muß denn Referent, dem die Wahrheit in diesem Berichte an seine leidenden Mitbrüder über alles geht, hier versichern, daß das höchst flüchtige und belebende Gas dieser Quelle in der auswärts getrunkenen Flasche eben so stark sich ankündigt, wie auf der Wiese von Auschowitz, wo diese Quelle entspringt. Zuversichtlich kann er zugleich behaupten, daß, bei der eigenthümlichen Mischung der Bestandtheile der Ferdinandsquelle, worunter auch kohlensäuerliches Manganoxyd sich befindet, das Wasser dieser Quelle weit verdaulicher für Schwache ist, als die eisenhaltigern Quellen vom Franzensbrunnen, Schwalbach und Pyrmont. Selbst der Driburger, welchem im Geschmacke und im aufwogenden Perlen des Gases im Glase die Ferdinandsquelle am nächsten kommt, ist schwerer zu verdauen, als diese. So ähnlich nun auch in manchen Puncten die Ferdinandsquelle dem Kreuzbrunnen ist; so wirkt sie doch nicht so stark auf die Darmentleerungen, wie dieser, allein mehr auf die Nieren, auf die Haut, und auf die Belebung des Blutes. Trügen den Referenten nicht die an sich selbst und an Andern gemachten Beobachtungen; so ist die Ferdinandsquelle besonders geeignet, dem Blute die verlorne Röthe und Lebendigkeit, den fehlenden Ton zurückzugeben, dasselbe vom Schleim- und Stockungen zu befreien, und, außer dem Magen, auch auf die zweiten Verdauungswege wohlthätig zu wirken, wohin kein nachgemachtes Gas zu bringen vermag.

Die dritte und vierte Quelle sind der Carolinen- und Ambrosiusbrunnen. Beide sind, ihren Bestandtheilen nach, einander nahe verwandt; doch daß die Ambrosiusquelle in Allem ungefähr das Drittel weniger hat, als der Karolinenbrunnen. Da Männer von Einsicht im Badeorte selbst es fühlen, daß die Ambrosiusquelle einer neuen Fassung bedarf, und diese Quelle, unverschlossen, zu jeder Zeit den Bedürfnissen der untern Volksklassen offen steht; so verweilt Referent nur bei der Carolinenquelle, die, wie die beiden genannten Marienbader Quellen, sich durch eine herrliche Fassung, durch ein völlig reines und klares, ziemlich eisenhaltiges Wasser auszeichnet, das, wenn es gleich nicht die Stärke und Schwere des Wassers des Franzensbrunnens und Pyrmonters erreicht, doch eben deshalb um so leichter verdaut wird, und eine Steigerung des Eisengehalts, in Beziehung auf den Kreuzbrunnen und die Ferdinandsquelle, bildet.

Das wahrste Resultat über die vier Marienbader Trinkquellen hat der dasige Brunnenarzt, Dr. Heidler, in seiner trefflichen Monographie: „Marienbad, nach eigenen bisherigen Beobachtungen und Ansichten ärztlich dargestellt, 2 Theile, Wien, 1822, bei Gerold (2 Thlr. 4 Gr.)," also gezogen: „Es erscheint uns die Ferdinandsquelle nach dem Gehalte an Kohlensäure reicher, als der Kreuzbrunnen, und als der Carolinenbrunnen; nach der Summe der Salze und Erden ärmer als der Kreuzbrunnen, reicher als der Carolinenbrunnen; nach dem Eisengehalte reicher als der Kreuzbrunnen, ärmer als der Carolinenbrunnen. Demnach hat der Kreuzbrunnen die meisten Salze und Erden, das wenigste Eisen und die wenigste Kohlensäure; der Carolinenbrunnen die wenigsten Salze und Erden und das meiste Eisen; die Ferdinandsquelle die meiste Kohlensäure, und ist, von der Eigenthümlichkeit abgesehen, welche ihr das kohlensaure Manganoxyd ertheilt, rücksichtlich der übrigen Bestandtheile, auch von chemischer Seite betrachtet, dem Kreuzbrunen weit näher verwandt, als dem Carolinen- und Ambrosiusbrunnen." — Beiläufig bemerkt Referent, der eine sehr reichhaltige Sammlung von Brunnenschriften besitzt, daß, außer den gediegenen ältern Monographieen von Marcard über Pyrmont, und von Brandis über Driburg, keine der neueren über irgend eine deutsche Heilquelle die Vergleichung mit der Heidlerschen über Marienbad aushält; man mag nun das Umschließen aller dahin gehörenden Gegenstände in physikalischer, chemischer und ärztlicher Hinsicht, oder die anspruchslose Wahrheit der Beschreibung und des ganzen Tons, oder selbst die lebendige und correcte stylistische Darstellung in Anschlag bringen.

Bereits drei Jahre früher hatte der wackere Dr. Heidler in seiner Schrift: „Ueber die Gasbäder in Marienbad, nebst einer skizzirten Beschreibung dieses Kurortes, Wien 1819, bei Wimmer, 8." in demselben einfachen, genau beobachtenden und völlig anspruchslosen Geiste die Marienbader Gasbäder geschildert, die nun aber in der genannten Monographie noch vollständiger gewürdigt worden sind. Auch als Brunnenarzt genießt Dr. Heidler allgemeines Zutrauen. Die Leidenden, die sich ihm anvertrauen (und Referent gehörte zu denselben), werden von ihm mit Theilnahme, Vorsicht, fast täglicher Berathung, und mit dem Wahrheitssinne behandelt, welcher besonders diejenigen Leidenden anspricht, denen daran liegt, daß sie erfahren, wie sie körperlich stehen. Ohne diese Eigenschaften würde der in ganz Deutschland gefeierte Fürst von Thurn und Taxis, der sich im Vorsommer 1822 im Marienbade befand, und besonders die Ferdinandsquelle täglich besuchte, nicht Heidlers Berathung sich anvertraut und in dessen Hause gewohnt haben! — Schon vor mehrern Jahren gebrauchte der nun verewigte Herzog Albert von Sachsen-Teschen, und der vormalige König von Holland das Marienbad, und im vorigen Jahre erfreute es sich der Gegenwart des Königs von Preußen, der, mit seinem Gefolge, in der Apotheke zum schwarzen Adler übernachtete.

Doch neben den vier Trinkquellen sind in Marienbad auch die Bäder und die Moorerde von hoher Wichtigkeit. Möge der, welcher vollständige Belehrung darüber sucht, Heidler's Schilderung beider nachlesen, die der Referent aus eigner Erfahrung (er nahm wäh-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 199.

29. August 1822.

Oeuvres choisies de Mirabeau.

Wer kennt nicht, kann man wohl fragen, dieses Mannes Charakter, seinen politischen Einfluß in der Zeit des großen Umschwunges der Dinge in Frankreich, ja in Europa, sein rednerisches Talent, seine Verirrungen, Schwächen und Größe! Von dem Augenblick an, da dieser mit den außerordentlichsten Eigenschaften begabte Mann handelnd auf der Bühne des öffentlichen Lebens auftrat, waren auch sogleich die Blicke Aller auf ihn gerichtet, und was er von da an gethan und geschrieben, gesagt und gewirkt, ist so vielfältig besprochen worden, daß man fast nur nachsprechen kann, wenn man es noch einmal durchgehen will. Neuer ist in dieser Hinsicht das, was von Mirabeau, dem Schriftsteller, ausging, eh er selbst anfing, jene große Rolle zu spielen, welche seitdem die Augen der Welt auf sich zog; und mehrere Jahre vorher, eh die Revolution ausbrach, rang er schon mit Linguet glücklich und siegreich um die Oberherrschaft im Gebiete der Flugliteratur oder des Pamphlets. Indem er sich hier in die verschiedensten Fächer warf, näherte er sich gewißermaßen Voltaire, ohne diesen jedoch auch wieder in Classicität zu erreichen. Eine ungemeine Belesenheit, Schärfe und Kraft des Ausdrucks und Urtheils hat er mit dem Philosophen von Ferney gemein; aber, obschon fast keine Seite in seinen zahlreichen Werken ist, die nicht eine tiefsinnige Idee oder einen wichtigen Aufschluß enthält, so ist doch auch wieder nicht eins, dem man nicht den Vorwurf einer zu wenig sorgfältigen Ausarbeitung oder des Abschweifens auf Nebendinge machen könnte.

Zu einer oft schon gewünschten Gesammtausgabe aller seiner Werke hat es aber bisher aus mehreren Gründen nicht füglich kommen können. Eines Theils sind mehrere einzelne seiner Schriften fast zu ausgedehnt dazu, wie z. B. seine Geschichte der preußischen Monarchie, die allein sieben ziemlich starke Bände mit dazu gehörigem Atlas umfaßt; der Inhalt mancher andern verstößt so heftig gegen Moral und Schicklichkeit, daß dies allein ein billiges Hinderniß erregte; endlich sind wieder andere, welche, bei allem darin waltenden Geiste, so blos Erzeugnisse des Augenblicks sind und nur den Augenblick besprechen, daß sie nothwendig jetzt des Interesses entbehren.

Betrachten wir daher, was diese neue, aus acht Octavbänden bestehende ausgewählte Sammlung der früheren Werke des berühmten Verfassers enthält.

Zuerst findet man hier den Essai sur le despotisme, eine Schrift, die Mirabeau in seinem 25sten Jahre, als Gefangener auf dem Schlosse If, verfaßte. Schon die Lage, in welcher er sich damals befand, eignete sich, wie man gestehen wird, ganz besonders dazu, ein Werk über willkürliche Gewalt zu schreiben; denn in der That, Mirabeau war in jener Zeit ein Opfer dieser willkürlichen Gewalt, die zwar von einem Vater ausging, dennoch aber immer ihrer Natur nach blieb, was sie war. Uebrigens, und obschon, wie Mirabeau später selbst gestand, der wichtige Gegenstand keineswegs genügend von ihm erschöpft wurde, erinnert doch die Kraft der Darstellung sehr glücklich an das redneriſche Talent der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs damaliger Zeit, an einen Raynal, Diderot, Volney u. a.

Die „Considérations sur l'ordre de Cincinatus" enthalten treffliche Andeutungen über erblichen und persönlichen Adel, und die hier aufgestellten Wahrheiten traten siegend und fast ohne Widerspruch, ja sogar mit Darbringung der Opfer des persönlichen Interesses, zu Anfang der Revolution ins Leben. Leider hat heut zu Tage eben dieses persönliche Interesse hierin wieder viel geändert, woran in Frankreich selbst der später erwachte kriegerische Geist, der eben seiner Natur nach stets aristokratisch ist, große Schuld hat, und man muß hoffen, daß die daraus abermals erwachsenen Vorurtheile von dem beglückenderen Geist der Repräsentation nach und nach verwischt werden. Americas vereinigte Freistaaten sind das einzige Land, welches geschickt die Klippen vermieden hat, die Mirabeau hier in diesem Werke zeigt.

Der „Essai sur la liberté de la presse" ist dagegen nur die Uebersetzung eines in England sehr bekannten Werkes über gleichen Gegenstand von Milton, und besonders darum jetzt noch merkwürdig, da es zeigt, mit welcher Kraft und Freiheit sich der blinde Sänger des verlorenen Paradieses in dieser seiner Darstellung über die theologischen Zänkereien seiner Zeit zu erheben vermochte. Was er hier aufstellt, ist auf jene wenigen Grundsätze des Rechts gebaut, die fort und fort stehen bleiben und gewiß endlich den Sieg vollständig davon tragen werden. Was Milton hier sagte über die Freiheit der Presse, ist neuerdings in der jetzigen Constitution Frankreichs ausgesprochen, und man muß hoffen, daß nun auch zu seiner Zeit das, was die Charte bestimmt, durch die That wirklich und dauernd ins Leben treten werde.

Eine zweite Uebersetzung aus dem Englischen sind die Réglemens observés dans la Chambre des communes pour debattre les matières et pour voter. Dies Document, dessen Uebertragung Mirabeau mit Anmerkungen bereicherte, ist denen hinreichend bekannt, welche sich damit beschäftigen, das Wesen einer stellvertretenden Verfassung zu studiren, darum hier nur so viel: daß die letztlichen Modificationen in der Deputirten-Kammer von Frankreich, in Betreff der Berufung auf die Tagesordnung und die obschwebenden Fragen, eine wesentliche Aenderung gegen die Regeln hervorgebracht haben, welche in dieser Hinsicht im Unterhause des brittischen Parlaments gelten.

Bedeutender wie der Essai sur le despotisme — den man, ohne ihm Unrecht zu thun, eine glänzende Declamation nennen kann — ist Mirabeau's Werk über die „Lettres de cachet et les prisons d'état." Indem er hier mit Tiefe und Gründlichkeit seinen Gegenstand untersucht, begründet er das Aufgestellte durch Hinblicke auf die Geschichte und den Gang der früheren französischen Gesetzgebung. Er selbst, gegen welchen im Laufe seines Lebens nicht mehr wie 18 von jenen furchtbaren lettres de cachet geschleudert wurden, die im alten Frankreich so Manchen unglücklich machten, so oft das heilige Recht, als echte Auswüchse der Despotie, violirten; er selbst war damals erst, als er dieses Werk schrieb, von vier dieser Freiheits-Todesboten bedroht worden, und in den Thürmen von Vincennes, hinter deren dicken Mauern schon so manches Opfer der Willkür seufzte, schrieb er diese Abhandlung, zu deren Entwerfung es ihm sogar am gewöhnlichen Materiale fehlte. Man erzählt sich nämlich, daß, da ihm Papier und Feder in seiner Einsamkeit versagt war, er sich zur Niederschreibung seiner Gedanken eines Stückchens Blei und des weißen Randes der Bücher bediente, welche er habhaft werden konnte, und daß er nachher das also beschriebene Papier losschnitt und es in das Futter seines Kleides versteckte. Auf solche Art gelang es ihm, bei seiner Befreiung aus dem Gefängnisse sein Manuscript unentdeckt mit fort zu bringen. Bemerkenswerth ist folgende Stelle der dazu gehörigen Vorrede. „Ich suche hier" — heißt es daselbst — „zu beweisen, daß das dem Könige zugestandene Vorrecht, durch einen geheimen, keineswegs in Form des Rechts abgefaßten Befehl, augenblicklich einem Menschen ohne Untersuchung seine Freiheit rauben zu können, nichts, als eine Gewaltthat ist, die unserer Gesetzgebung und dem öffentlichen Recht völlig widerspricht; ja, die darum nicht minder illegitim und verwerflich seyn würde, wäre sie auch selbst auf einen legalen Titel in der Gesetzgebung gegründet. Ein Verfahren dieser Art verstößt gegen alle Gesetze des natürlichen Rechtes, denn alle willkürliche Entscheidungen vernichten die individuelle Freiheit, und Freiheit und Recht sind das ewig heilige und unantastbare Eigenthum jedes denkenden Wesens."

Noch größeres Aufsehen wie diese Schrift machte die Histoire secrète du cabinet de Berlin. Kurz vor dem Tode des großen Friederich wurde Mirabeau durch den Herrn von Calonne nach Berlin geschickt, mit dem geheimen Auftrage, die Richtung zu beobachten, welche, bei der mit jedem Moment zu erwartenden Veränderung, die preußische Regierung nehmen würde.

Ursprünglich waren die über diesen Gegenstand von Mirabeau abgefaßten Briefe oder Berichte nun keineswegs für die Publicität bestimmt, erhielten selbe aber doch sehr bald nach ihrer Abfassung auf eine eigene Weise, wodurch denn ein ziemlicher Lärm erregt ward. Ein Buchhändler hatte nämlich, auf welchem Wege? ist unbekannt, Nachricht von dem Daseyn dieser Schilderungen bekommen, und, es für eine gute Speculation erachtend, sie zu drucken, bot er dem Verfasser eine sehr bedeutende Summe für das Manuscript. Mirabeau, obschon häufig in Geldverlegenheit und damals in einem andern Lande lebend, wies doch — wie er später sagte — das Erbieten zurück. In seiner Abwesenheit ward aber einmal das Pult, welches die gewünschten Papiere enthielt, erbrochen (durch wen? blieb unentdeckt), und der Buchhändler, froh, das gewünschte Manuscript zu haben, begab sich nun sogleich nach Alençon und ließ es daselbst bei dem Buchdrucker Malassis unter dem Titel: Histoire secrète du cabinet de Berlin, drucken. Das Ganze dieser Geschichte sieht allerdings einer absichtlich gespielten Komödie ziemlich ähnlich, und die eine Zeitlang aufgestellte Behauptung, Mirabeau habe die Correcturbogen selbst gelesen, gab der Sache noch mehr Wahrscheinlichkeit; indeß muß doch auch bemerkt werden, daß der Abbé Louis Dûbois später bezeugte, er habe jene Correcturen selbst gesehen und nicht gefunden, daß die Aenderungen von der ihm wohlbekannten Hand Mirabeau's wären.

Sey dem nun wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß das Erscheinen dieser Schrift eine ungemeine Sensation machte, und der preußische Gesandte auf Befehl seines Hofes in Paris bittere Klage erhob. Nicht ohne Mühe entdeckte man endlich daselbst den Drucker und citirte ihn vors Gericht. Malassis fand aber nicht für gut, die ihn erwartende Bastille zu zieren, und entfernte sich aus dem Lande; Mirabeau aber leugnete im Journal de Paris vom 22sten Februar 1789 dies Werk insofern ab, daß er vorgab, sein Manuscript sey ihm nicht allein heimlich entwendet, sondern auch verfälscht worden. (Das Ganze war ohne Nennung des Autors und unter dem Titel eines nachgelassenen Werkes erschienen.) Das Aufsehen, welches, wie erwähnt, das Buch aber machte, ward theils durch diese von den Autoritäten beliebte Maßregeln, theils durch den Umstand, daß sich der Bruder Friedrichs des Großen, der Prinz Heinrich, der in dem Werke häufig erwähnt wurde, gerade in Paris befand, nur noch vergrößert, und das Parlament sah sich, gedrängt von den häufigen Requisitionen, endlich in die Nothwendigkeit versetzt, einen Arrêt dagegen auszusprechen, kraft welches das so viel Aergerniß gewährende Werk in Gegenwart eines Beauftragten, des Hrn. Dagobert Etienne

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 200.

30. August 1822.

Einseitiges über einige Gastrollen.

In unsern Tagen machen wir die Erfahrung: je seltener die großen Künstler — je häufiger die Gastrollen; und die Theater-Geschichte bestätigt es: als jene noch häufiger waren, waren die letztern viel seltener. Diese werden wohl theilweise durch das unbewußte Suchen nach dem Wahren, und anderntheils durch die bewußtvolle Uebung der Kunst, oder dessen was man so nennt, veranlaßt; es bestätigt sich immer wieder: je mehr man sich im Aeußeren um Kunst überhaupt bemüht und sie ehrt — desto sicherer ist die Zeit ihrer Blüthe vorüber. Es scheint beinahe, als ob ein dunkles Gefühl uns treibe die Fliehende zu halten und je ängstlicher wir deshalb sorgen, so viel eilender entschwindet der Geist und wir behalten nur die leere Form, die sich unter unsern Händen versteinert, oder wie ein mechanisches Werk, worin das Triebrad zerbrach, stockt und zum Zerrbilde wird.

Den Schauspielern selbst ähnlich, die zur Sommerzeit von einem Theater zum andern beinah schaarenweise völkerwandernd ziehen, bin ich wie ein Nachtvogel dem Licht berühmter Gastspieler nachgezogen. Wenn man in wenig Wochen Wolffs, Eßlair, die Damen Schröder, Stich, Neumann kennen lernt, so kann man sich doch einbilden nicht vergebens gelebt zu haben, denn sie sind beinah die Quintessenz der gesammten deutschen Bühnenkunst heutiges Tages. Freilich ließe sich die Ansicht sehr variiren. Nimmt man das jetzige theatralische Streben überhaupt als ein verkehrtes, aber als allgemeine Erscheinung, wenn gleich im Kunstverfall aufgefaßt: so stehen Eßlair und die Schröder als ihre Heroen an der Spitze; achtet man dagegen diese Erscheinung nicht genug, hält den Glauben an die alte Zeit als die der echten Kunst fest, und will nur das Bessere oder Beste bezeichnen, so muß man Wolffs allein verehrend auszeichnen, deren letzter Zweck sehr verschieden von den beiden eben genannten zu seyn scheint. Die Stich und Neumann stehen noch als selbständige Talente im Glanz der Jugendfrische da, und beide Wege, der rechte und der falsche können noch auf sie hoffen; sie sind auf der für sie ersteigbaren Höhe noch nicht angelangt und erfreuen, vielleicht eben durch die Hoffnungen, welche sie veranlassen, am meisten.

Ich halte nämlich für die Schauspielkunst in Deutschland jenen Weg für den rechten, auf welchem so viel herrliche Talente bis auf Schröder und Fleck sich entfalteten; Iffland schließt sich an diese Reihe — wenn gleich schon abwärts — noch an. Alles spätere sind nur einzelne Momente in einzelnen Menschen, welche selten eine Reife erlangten; unter ihnen ist am meisten, als der eminenteste, Devrient zu beklagen, dessen schönes Talent ohne die rechte Ausbildung geblieben. Diesen allen war Charakter-Wahrheit, hervorgegangen aus der Tiefe des Gemüths, genährt durch Menschen-Beobachtung, veredelt durch Kunst — das höchste Ziel; ihnen war oft ein schlechtes Stück nur eine Veranlassung, um so größer in ihrer Darstellung zu erscheinen, sie bedurften des Glanzes der Dichtung nicht. Zuweilen geriethen sie freilich in das oft gerügte Bestreben Verse in Prosa umzuwandeln — aber welch geringes Uebel gegen die Schaar von Gebrechen, die seitdem epidemisch um sich gegriffen? — und kann man denn jetzt im Allgemeinen — Verse sprechen? — wie beinah einzig sind Wolffs darin! —

Die weimarische Bühne und Schiller's Dramen veranlaßten eine neue Theaterschule und hier beginnt der Weg, welchen ich den falschen nenne. Aber er war es keineswegs im Entstehen, er wurde es durch Misverstand. In dem Bestreben, neben der Charakter-Wahrheit, die schöne poetische Form festzuhalten, entfernte man sich von dem früheren großen Geist der Darstellung immer mehr, bis man nichts behielt als die Recitation. Man erfreute sich an den Worten und einzelnen Gedanken des Dichters, und gerieht auf diese Weise ganz natürlich in leere Deklamation; welche, wie vollendet sie seyn mag, immer naturwidrig auf der Bühne seyn muß, weil in ihr keine Schöpfungskraft liegt — und das Theater soll uns nur allein Handlung vorführen. Aehnlich erging es der Malerei. Als die Akademien theoretisch festzuhalten sich bemühten, was große Geister errungen hatten, wurde die ewig lebendige Naturwahrheit mit der todten Form vertauscht, die, weil kein Geist in ihr wohnt, unter ihres Meisters Hand zum Zerrbilde herabsinkt, und selbst leblos, sogar auch auf das um sie her erwachende üppige Leben, ertödtend wirkt, denn keine Zeit ist ohne die Saat großer Talente, es kommt nur darauf an, daß günstige Lüfte sie gedeihen machen. Noch mehr. Indem das Verkehrte noch verkehrter geübt wird, so richtet es selbst die menschlichen Mittel, oder vielmehr die göttlichen Werkzeuge geistiger zu schaffen und zu gestalten, durch den naturwidrigen Gebrauch derselben zu Grunde.

Wenn ich nun die Meinung ausspreche, daß alle

Theater Deutschlands mehr oder minder auf diesem falschen Wege begriffen sind und mit geringer Ausnahme ihrem Untergange zueilen (auf dem wiener Burgtheater ist noch am meisten das edle und wahre Charakterspiel durch Männer wie Koch und Lange festgehalten worden, wie man denn jetzt auch dort allein Schröderſche und Ifflandſche Stücke noch am besten sieht), so werde ich darin wohl wenig Gegner haben; aber wenn ich dafür halte, daß Eßlair und die Schröder als ganz allein dieses Falsche bezweckend gänzlich von der wahren Bühnenkunst abzuweisen sind, so dürfte ich vielen, wenn gleich unwichtigen Widerspruch erfahren müssen, weil die unbefangene Stimme des Publicums über beider letzte Gastspiele schon das ausgesprochen hat, was erfahrne, mit der Sache wohl vertraute Männer seit Jahren vorher sagten, — aber man verstand sie nicht.

Auch ich will hier nichts als eine Ansicht geben, welche sich behaupten mag, wie sie kann; die Zeit mag den Beweis übernehmen, welchen die Bekanntschaft einiger Gastrollen nicht gestattet, auch ziemt es sich nicht, über Schauspieler solchen Rufes abzusprechen. Nur so viel sey zur Unterstützung meiner Meinung hinzugefügt: Eßlair, vermöge seiner größern Genialität ging weiter als viele; er erreichte den Gipfel jenes leeren Deklamationsspiels, welches durch falschen und seelenlosen Pathos nur Effecte erjagen will und besten Falls ein Kunststück erringt; sein edleres Naturell, manches, welches bei minder Begabten früher auffällt, verdeckend, wurde sein eigner Gesetzgeber; durch den Beifall eines geblendeten Publicums getäuscht, befestigte er sich bis zur typischen Versteinerung in dem selbstgeschaffenen Irrthum, und wird nur zu bald statt des Rausches in den gefüllten Parterren, die Nüchternheit auf leeren Bänken sitzen sehen und den undankbaren Unbestand des Beifalls erfahren. So viel ich von Eßlair sah, will er — ein Antipode des naturwahren Spiels — sein Gegentheil, nicht zufällig — nein! mit Absicht; so läßt das, was er leistet, rückwärts schließen. Nach allem, was sein Ruf mir gesagt hatte, erwartete ich wohl diese falsche Richtung, aber mich überraschte zu sehen wie weit er es darin gebracht; und doch vermißte ich den Glanz oftgerühmter Lichteffecte, für welche er einzelne Scenen berechnend auswähle und das übrige in den erforderlichen Schatten stelle; auch die blendenden Deklamations-Kunststücke, wie ich sie oft ganz untergeordneten Schauspielern gelingen sehen, und endlich das schöne Organ, welches ich vorausgesetzt hatte; sein tiefer Ton ist rauh und sein Conversationston allzugewöhnlich — beide gleich unedel, hart und kalt, selbst die kunstgemäße Steigerung unterblieb durch Einsetzung eines zu tiefen Tons. Ich läugne nicht, mich überfiel zuweilen ein Grausen; gleich dem Haupte der Meduse schien dieses Wesen mich anzustarren, das, in seiner Verzerrung noch groß war, und Thränen der Wehmuth über ein zerstörtes so herrliches Naturell von dem verkannten Genius erzwang.

Dieser Größe begegnete ich bei der Schröder nicht. Fand ich Eßlair's Töne kalt — so ergriff mich selbst ein Frost bei denen dieser Frau. Jetzt ist ihr Organ dabei wahrhaft männlich, trotz dem reicht es in der Leidenschaft nicht aus und nur in der Beschränkung kann es durch sanfte Anklänge das Gemüth erreichen. Dazu kommt die Art ihres Sprechens, die gewaltsamen Bewegungen ihres Mundes, die sprachwidrige Betonung einiger Consonanten (von welchen, wenn auch nicht derselben, Eßlair ebenfalls nicht frei ist) wirkt gleich störend. Ich habe Darstellungen von ihr gesehen, welche die denkende Schauspielerin unverkennbar beglaubigten, z. B. ihre Sappho. Aber das Große und Erhabene, nothwendige Eigenschaften einer tragischen Künstlerin, das Edle und Genialische, was von Gemüth kommend das Gemüth zündend wiederfindet, die Blitze des schöpferischen Geistes, das eigentliche Gepräge der Kunst! — habe ich in ihren Darstellungen nicht erkannt. Viele wollten sie in ihren Mitteln schwächer finden, — es kann wohl nur zu sehr der Fall seyn, daß ihr Organ, wie Eßlair's, durch den naturwidrigen Gebrauch gelitten, — aber ich möchte bezweifeln, daß jemals solche große Anlagen in ihr waren als in ihm — indessen freilich immer noch genügend, um unter den jetzigen vielen Pygmäen der Bühnenkünstler noch riesenhaft zu erscheinen.

Wenn man nun diese zertrümmerten Hoffnungen sieht, muß man nicht wünschen, daß junge, der Kunst sich widmende Talente an ihnen ein warnendes Beispiel nehmen? Wer es an ihnen nicht erkennt, dem ist der Sinn für wahre Kunst, selbst für die Natur, entweder noch nicht aufgeschlossen, oder er besitzt ihn nicht. Wo das Uebel einen solchen Grad von Vollkommenheit erreicht als bei Eßlair, wird das Spiel nur bloße Maschinerie — und wahrlich! stört sein Sprechen, so hebt sein Schweigen vollends jede Täuschung auf; dann scheint er gar nicht zu dem darzustellenden Gegenstand zu gehören, sondern nur Eßlair zu seyn, der irgend eine äußere Kunst an sich producirt. Aehnliches empfand ich bei der Schröder — die Rolle, welche sie darstellte, schien wie ein Gespenst vor ihr herzuwandeln und sie stand hinter ihr gleichsam als Führerin; dennoch wirkte sie mehr zum Ganzen als Eßlair, welcher dagegen in Behandlung der eigenen Gestalt und der Gewänder weit über ihr steht, wenn ich ihn auch darin nicht immer im Rechten halten kann. Das Edle in der Erscheinung ist zum Theil angeboren, man vermag selten es zu erkennen, doch erfreulich ist schon ein ernstes Bestreben und täuscht wunderbar. Ganz etwas Gemachtes läßt immer kalt, wohin meist die gewöhnliche Militairhaltung gehört, die im Lustspiel oft sehr an ihrem Platze, aber für das antike gar nicht, und für Mittelalter-Costüm nur wenig brauchbar ist. Vergleiche taugen selten, und darum unterlasse ich den naheliegenden, Eßlair's und der Schröder mit Wolffs. Ueberdem ist die Verschiedenheit in ihren Anlagen so groß als in ihren Mitteln; sie gingen von beinahe entgegengesetzten Standpuncten aus, hätten sich aber an einem Ziel vereinigen müssen, wären alle die rechten Wege gegangen. Nun

ist, was sie leisten, eben so verschieden wie ihre Talente. Wenn man von Wolffs spricht, darf man sich nur auf dem Gebiet der Kunst bewegen, bei jenen wird Aeußeres so wichtig, daß man kaum ins Innere kommt.

Den Beifall des Publicums, welchen die genannten geschätztesten Künstler bei ihren diesmaligen Gastspielen ernteten, dürften im Ganzen für den ruhigen Beobachter meine Ansicht bestätigen. Wie sehr Eßlair und die Schröder an einzelnen Tagen Ursache hatten zufrieden zu seyn, sie hatten sich im Ganzen zu beklagen, und sie beklagten sich. Mit Wolffs war es der umgekehrte Fall. Wie lebhafter Enthusiasmus sie begrüßte — täglich mehr erwärmten sie und das Publicum sich gegenseitig, und nie konnte von Kälte die Rede seyn.

So weit meine einseitige Ansicht über diese Künstler großen Rufes. Möglich, daß längere Bekanntschaft mit ihnen mir andere Meinungen gegeben hätte, und gut, wenn mein Irrthum dazu dient dem Verdienst seine Kronen zuzuwenden.

Solcher Enthusiasmus wie die Neumann in Berlin und die Stich in Wien erregt, kann nicht übertroffen werden, und darum dürfen beide Personen sich schmeicheln in ihrer Jugend schon die reichsten Kränze empfangen zu haben. Für die Stich ist bereits die Zeit der Kritik hin und wieder eingetreten; bei der Neumann unterdrückt sie noch der Rausch, welchen der Liebreiz ihrer Erscheinung veranlaßt. Gehen beide aus dem Kampf der Kritik siegreich hervor, dann werden sie erst des echten Lobes würdig seyn, der einer Bethmann ungeschmälert ins Grab folgte; dann kommt die Zeit des intensiven Gehalts und eines viel unbefangeneren Beifalls als jener, eines von der äußeren Erscheinung berauschten Publicums. Möchten doch beide reichbezahlten Künstlerinnen, wenn sie in die Periode der Schröder und Wolff gekommen sind, die Kunstanforderungen befriedigen wie die letzten, auch dann, wenn man ihre ungleich größeren Anlagen und Mittel in Betracht zieht, wozu man allerdings volles Recht hat. Wenn Beide mit gleichem Glück Melpomenen und Thalien angehören, so darf doch Frau Stich den Charakter des Herrischen und Erhabenen vorzugsweise in Anspruch nehmen. Ihre Gestalt, ihr Wesen, ihre Gesten, ihre Auffassung, alles ist junonisch — wer weiß nicht, daß diese Göttin auch schön war? Im Anmuthigen dagegen liegt das Talent der Neumann. Ich sah sie zwar im Tragischen nicht, aber der geachtete Herausgeber der dramaturgischen Blätter weiset ihr darin ihre eigentliche Sphäre an; *) dennoch steht in meinem Sinne die Stich einer Juno näher als die Neumann einer Venus. Beide scheinen noch ihre Schöpfungen aus der Gemüthswelt hervorzurufen, sie wollen unbedenklich — die Wahrheit! — aber Beide streifen durch das Eigenthümliche ihres Wesens auf Abwege, auf welchen sie sich leicht verlieren können —, möchten sie es zum Heil unsrer Bühnen nicht! Die Stich behandelt ihr Organ schon jetzt oft wie ihre Rollen, sie handhabt es mit leidenschaftlicher Glut, und es verträgt diese Gewalt durchaus nicht; wie gut es ist, will es doch geschont und gepflegt seyn; sie streift zuweilen bis an die Grenzen des hohlen und leeren Pathos, sie verdirbt sich Mitteltöne, deren Verlust ihr einmal sehr schmerzlich seyn wird und schlägt oft in der Höhe erzwungene und überspannte ganz falsche Accorde an; von ihrem großartigen Naturell verführt, geht sie manchmal, wenn auch selten bis an die Grenze der Grazie, vor dieser Klippe sollte sie weibliches und Kunst-Gefühl stets bewahren. Die Neumann fällt dagegen in andere Uebel. Die Anmuth ihrer äußeren Vorzüge lassen sie ein manierhaftes Spiel mit ihrem Körper treiben, welches wie Nachahmung des Pariser Grazieusen erscheint, aber doch, weil es nicht aus dem Innern ihres Wesens hervorgeht und etwas äußerlich angenommen Leeres ist später leicht zur bloßen Fratze herabsinken kann; ihr Organ scheint sie nicht überbieten zu wollen.

Diese vier berühmten Kunstgenossen haben auch veranlaßt mehrere ihnen noch angehörige Kunstgänger zu sehen, und mitunter zu beachten. Herr Stich verdient vor allen Auszeichnung. Sein Talent bestimmt ihn entschieden fürs Lustspiel; muntere Laune stellt er trefflich dar und erstrebt die Charakterwahrheit; dazu die äußern Vorzüge seiner Gestalt, Haltung, Gewandheit und Grazie, verbunden mit jetzt sehr seltenem Fleiß, Leichtigkeit und Routine; er verdirbt nie eine Rolle und ist immer ganz in der Sache, daher er für jedes Theater ein Schatz seyn muß; ob er auch schon zu Shakspearischem Humor den Schlüssel gefunden, ist mir durch das, was ich von ihm sah, nicht klar geworden. Die Eßlairsche Tochter verspricht trotz ihrer riesigen aber doch edlen Gestalt viel, wenn sie sich recht bald von des Vaters Wegen entfernt; die Stimme der älteren Schröderschen ist schön, und verdient um sich zu erhalten eine bessere Schule als sie bis jetzt zeigt; die jüngere ist noch halb Kind und erlaubt kein Urtheil, aber wohl einige Hoffnung.

20.

*) Juni Heft 1821, S. 415 ꝛc.

Meister Floh. Ein Mährchen in 7 Abenteuern zweier Freunde. Von E. T. A. Hoffmann, Frankfurt am Main bei Friedrich Willmanns.

(Eine kürzere Anzeige s. in Nr. 170.)

Die eigenthümliche Weise, mit der uns Hoffmann die Mährchenwelt aufthut, würde uns auch ohne seinen Namen, auf dem Titelblatt doch beim Lesen sagen, von welchem Verfasser der flinke Gesell sey. Hoffmann bemüht die Einbildungskraft seiner Leser nicht in ein fernes Fabelland; unter Freunden und Gevattern, in wohlbekannten Gegenden gehen bei ihm die wunderbaren Ereignisse vor, man schlendert ganz behaglich mit seinen Personen hin, die Satyriker nicht bemerkend, die im Grünen lauschen, plötzlich erhebt sich die Phantasie mit rauschendem Flügelschlag, jene Gestalten und uns selbst mit sich in das Reich der Poesie und Laune fortzureißen, wohin ihr zu folgen, manchem nicht ohne Ursache schwindeln mag. Auch in diesem Mährchen ist das Kleinbürgerliche mit dem Phantastischen und Symbolischen nicht sowohl gemischt, als neben einander hinlaufend und sich durchkreuzend, wodurch allein liebliche Rundungen und andere zierliche und originelle Figuren, mit unter aber auch so seltsam verschobne Ecken und Spitzen sich bilden, daß es schwer ist eine Absicht herauszufinden, ja es widerstreben die Verknüpfungen, unrücksichtlich auf die Bedeutung, dem Auge. Ein so zusammengesetzter Ernst und Scherz, Reales und Ideales, erhabene, scharfsinnige Gedanken neben ganz fratzenhaften, liegt auch in diesem Buch aufgeschichtet, die Lokalitäten sind jedoch viel sparsamer gebraucht, als z. B. im goldenen Topf, auch wittert man viel Lückenhaftes darin, wenn man erwartet, daß sich die Laune, der Spott erst recht ergießen wird, ein Anlauf zur Beschreibung dieser und jener Zustände, wie z. B. der Verfassung des Flohreichs, genommen wird, brichts auf einmal ab und hinterläßt Misvergnügen über das Unbefriedigende in der Schilderung.

Der Inhalt, wenn sich dieser bei einer Hoffmannschen Erzählung überhaupt angeben läßt, wäre in seinen Hauptbestandtheilen ohngefähr dieser. Herr Peregrinus Typß, ein ehr-

samer begüterter frankfurter Junggesell lebt in tiefer Abgeschlossenheit ohne Entzweiung in seinem Innern, aber die kindliche Gesinnung offenbart sich nur selten, das poetische Gemüth ist von Dunkelheit beschattet, es bedarf der Allgewalt reiner echter Liebe, die Bande zu sprengen, damit der innere Peregrinus in seiner ganzen Schöne und Herrlichkeit erstehe. Eine betäubende leidenschaftliche Neigung zu einem fabelhaften Mädchen verwirret und zerspaltet ihn; wunderliche Conflicte, in die er mit einem ebenfalls räthselhaften Freund, mit allerlei seltsamen Menschen, die eigentlich gestorben sind, dennoch dem Körper und Lieblingsgeschäften nach, noch existiren, geräth, verwirren ihn mehr und mehr, bis er die wahre Liebe empfindet, die eins ist mit Glaube und Treue, er wirft das Gedankenmikroskop weg, wie könnte er noch zweifeln? er ist König im Reich der Geister, harmonisch mit der Natur, dem Leben verbunden, glücklich durch Liebe und Gegenliebe. Das zweite Liebespaar eben jener mährchenartigen Leutchen, Prinzessin Gamache, Dörtje Elverdink und Tulpe, und Georg Pepusch und Distel Zeheret werden zwar auch verbunden und wie sie die Liebe in sich empfanden, auch ihrer und der andern Personen Präexistenz sich bewußt, aber sie begeistert nicht der himmlische Amor; unsicher umherschweifende Neigung, trübes glühendes Verlangen, selbstische Absichtlichkeit ist an dessen Stelle getreten, sie sind der Schein, wie Peregrinus und Rosa das Seyn, und so gehen sie in der Vereinigung unter, aber auf eine edle, zur Wehmuth, zur ernsten Betrachtung auffordernde Art. Sehr ergötzliche, mit Hogarthischem Pinsel entworfene Figuren sind die beiden Naturforscher Swammerdamm und Leuwenhök, die sich Schöpferkräfte beimessen, weil sie einige Kunststücke der Natur abgelauscht, zufällige Wirkung mit aus Grundideen und Ursachen entstandenen Ergebnissen verwechseln und alles mechanisch erklären wollen, was göttlichen, unerforschlichen Ursprungs ist. Sie selbst sind unvermerkt zu Maschinen geworden, und als solche betrachten sie auch die sittliche und physische Welt in jeder ihrer Organisationen.

Meister Floh, die personificirte gesunde Vernunft, der Gedanke, der den Peregrinus auf den richtigen Weg leitet, bis er durch Liebe verklärt „auf den höchsten Grad sittlicher Freiheit erhoben wird" und dann auch seiner nicht mehr bedarf, ist glücklich gedacht. Er kämpft siegreich und listig gegen Schein, nüchterne beschränkte Verstandesprosa, und gegen unreine und schädliche Gewalten, die sich in wunderlicher Gestaltung zeigen. Es könnten ihrer viel mehr als drei aufgestellt seyn, denn da sie keine Haupteigenschaften und abstrakte Wesenheiten bezeichnen, so bedürfte es einer größern Vollständigkeit dieser allegorischen Geschöpfe, man sieht nicht so recht ein, warum just sie herausgehoben sind und über die Bedeutung der alten Aline bleibt man vollends im Dunkel. Recht possierlich und charakteristisch gebehrden sich der Egelprinz Douanier und Barbier und der Genius Thetel, auch Husarenofficier und Balletmeister, das muß man der Wahrheit zur Steuer, eingestehen.

Läßt sich gegen die Klarheit des Ganzen manches einwenden, läßt sich bemerken, daß dem Verfasser das schalkische Teufelchen Capriccio öfters zu weit geführt, ihm vorwerfen, daß er seinen Lesern eine eben so reiche Phantasie wie sie ihm wurde, zutrauete, vermittelst welcher sie dem dunkeln verworrnen Faden nachspüren und die Grundideen auffinden, die Lücken mit Schöpfergenius ergänzen sollen; so wird man aber auch andrerseits Einzelheiten begegnen, die den Tadel entkräften und durch ihre Schärfe, Originalität, Poesie und philosophischen Tiefblick, Witz und Laune versöhnen. Sie alle aufzeichnen zu wollen, hieße dem Leser des besten Vergnügens berauben, es genügt auf die Gespräche Dörthes und Georgs, das sich Finden und Erkennen Rosas und Dusens, die Aeußerungen Leuwenhöks, die Scene im Wirthshaus, den lustigen in sich ganz abgerundeten Schwank vom Sachsenhäuser Schneider, die den Naturforschern so viel zu denken und zu schreiben gab, weil sie nicht wußten, ob sie den Knopf für einen Knopf oder einen Bestandtheil eines zertrümmerten Planeten halten sollten, aufmerksam zu machen. Sehr sinnreich und witzig sind auch die Beobachtungen, die Peregrinus durch sein Gedankenmikroskop anstellt, besonders die, wo er in den Reden der gelehrten Dame trotz alles Nachspürens nur immer Worte entdeckt, die sich vergebens bemühen, Gedanken zu werden.

Möchte man doch vielen unsrer Schriftsteller solche geniale Auswüchse des Humors und der Phantasie, wie sie im Meister Floh sich zeigen, zu verzeihen haben.

19.

Sinnreiche und unterhaltende Geschichten, aus Frater Johannes Pauli's Schimpf und Ernst. Herausgegeben und mit einer kurzen literarischen Notiz begleitet von Gustav Jördens. Leipzig bei Lauffer.

Referent, der ungleich lieber lobt als tadelt, freut sich von der Schreibart Herrn Jördens, der seine Anekdoten aus einem 1518 im Druck erschienenen dickleibigen Buche zog, recht viel Gutes sagen zu können. Sie ist altväterlich, treuherzig, naiv, wie sie, da das Colorit der Urschrift beizubehalten nothwendig war, den Anekdoten auch einen eigenthümlichen Reiz verlieh, ohne darüber weitschweifig, unverständlich, oder gesucht zu werden. Der kleinen Erzählungen, meistens lustigen Inhalts, sind 80, nicht alle von gleichem Werth und etliche schon sehr bekannt, wie z. B. die listige Näscherin nach einer altitalienischen Novelle, das Eiskind, der Fund, u. a. m. Altitalienische und französische Novellensammlungen schienen die Hauptquelle gewesen zu seyn, aus welchen der joviale Johannes Paulus schöpfte. Sein neuester Herausgeber hat Recht, daß die Anekdoten des ehrlichen Fraters an Humor und Gehalt die meisten neueren Sammlungen ähnlicher Art aufwiegen. Damals, wie sie noch nicht so häufig geplündert, nicht der Mehrzahl nach allbekannt waren, wie man auch einen derben Spaß sich gefallen ließ, (unsittliche oder auch nur roh und frei scherzende hat Hr. J. aus feinem Geschicklichkeitsgefühl in seinen Auszug nicht aufgenommen) mag das Buch ein köstlicher Schatz für gesellschaftliche Unterhaltung gewesen seyn.

Ein Register der 80 Anekdoten wäre eine wünschenswerthe Zugabe gewesen.

19.

Buonaparte schätzte unter allen Trauerspieldichtern Corneille am höchsten, und unter dessen Stücken bewunderte er den Cinna am meisten. Die politischen Reflectionen, sagte er einst zu Talma, welche in den Werken des Corneille vorkommen, seyen so richtig und so tief, und hätten ihm so viel Bewunderung für den Genius des Dichters eingeflößt, daß er ihn, wenn er noch lebte, zu seinem ersten Minister machen würde.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

Isabeau, an der Treppe des Palastes durch Henkershand zerrissen und verbrannt werden sollte. Dies Urtheil wurde denn auch, zur großen Erbauung der neugierigen Menge, am 10ten Februar 1789 in Vollzug gesetzt, ohne daß jedoch, wie sich denken läßt, bezweckt ward, was man wünschte, Vergessenheit dessen nämlich, was geschrieben war; und eben so wenig als diese Maßregel half eine spätere, von dem berüchtigten Baron Trenk ergriffene, der, schreibselig wie er einmal war, einen dicken Band voll schwerfälliger Widerlegungen gegen die boshaften Briefe schleuderte und darin mit merkwürdiger Breite in das Detail von Dingen eingeht, die der Berichterstatter nur ganz im Fluge berührte.

Mehrere der einst von Mirabeau verfaßten kleineren Flugschriften sind gleichfalls in dieser Sammlung aufgenommen. So findet man hier seine Abhandlungen über die Agiotage, über die bürgerliche und politische Lage der Juden, über Cagliostro und Lavater, seinen Avis aux Hessois et autres peuples de l'Allemagne vendus par leur princes à l'Angleterre, sein Sendschreiben aux Bataves sur le stadthoudérat und mehreres Andere über die Unruhen in Holland im Jahre 1787. Alle diese Sachen erregten zu der Zeit, in welcher sie erschienen, große Theilnahme und verdienen noch durch die Schärfe und Tiefe [?] der Ansichten, welche in ihnen liegen, Aufmerksamkeit. Was nun die hierauf folgenden, allein drei Bände umfassenden, bekannten Lettres à Sophie anlangt, so wollen wir, nicht ganz im Stande, ihnen das große Lob zu zollen, welches sie einst bei ihrem ersten Erscheinen erhielten, nur ihren Wiederabdruck hier bemerken, was um so mehr hinreichend seyn wird, da sie allgemeine Anerkenntniß schon genug gefunden haben. Für uns, wir gestehen es, war der Essai sur la vie privée de Mirabeau, den der verstorbene Cadet Gassicourt diesen Briefen an Sophie voranstellte, der Particularitäten und Aufschlüsse wegen, die darin über Mirabeau's Leben enthalten sind, interessanter.

Als Mensch erschien dieser berühmte und in vielfacher Hinsicht auch große Mann leider nicht immer als der vir bonus, welchen Cicero zum vollendeten Redner verlangt. Hätte ihn sein Geschick in das englische Parlament oder auch nur anderwärts wohin in die Diplomatie gestellt, so leidet es fast keinen Zweifel, daß Mirabeau das geworden wäre, was die Hohen und Niedern gewöhnlich einen großen Minister nennen; allein vom Schicksal in jene gesetzgebende Versammlung geworfen, die nur dadurch glaubte den alten Wust, welcher seit Jahrhunderten die Gesellschaft drückte, wegräumen zu können, wenn sie alles Bestehende umstürzte, ward Mirabeau, zum Glück für seinen Ruhm, noch früh genug durch den Tod der Erde entrückt, eh seinen Zeitgenossen, die mit Recht seine Beredtsamkeit und Geisteskraft bewunderten, ein volles Licht über seine moralische Verwerflichkeit in vielfacher Hinsicht aufging. Sein frühes Ende (er starb im 42sten Jahre) ward durch Ausschweifungen mancher Art, besonders in der Liebe, herbeigeführt. Das ansehnliche Vermögen, welches er hinterließ, nachdem er fast sein ganzes Leben hindurch in einer meist durch Verschwendung herbeigeführten, zerrütteten Lage sich befunden hatte, zeigte nur zu deutlich, wie er sich durch Käuflichkeit in der letzten Zeit entwürdigt hatte, und mehrere der Memoiren jener Tage geben hierüber den genauesten Aufschluß. Ohne Zweifel hat der, welcher der Allgemeinheit seine Kräfte leihet, gerechten Anspruch auf Belohnung und Besoldung; wer aber, selbst einer guten Sache, nur um des Geldes willen dient, wird billig vor dem Richterstuhle der Meinung, wie vor dem des Rechtes, verworfen; denn er entehrt sich selbst, und die Stunde, wo die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen ans Licht kommt, bleibt nie aus. Sie ist denn auch für Mirabeau gekommen; und trotz der Ehrenbezeugungen, welche seiner Asche einst wurden, trotz dessen, daß auf Pastoret's Antrag ihm die Ehre des Pantheons zuerkannt ward, trotz dessen, daß Cerutti seine Gedächtnißrede hielt, Gossec ihm seine Lyra, Chenier eine Ode, Cubiere ein Gedicht, Fievée eine Grabschrift widmeten, kann man doch jetzt nichts mehr mit Recht an ihm erheben, als seinen umfassenden, starken Geist. Seinen stolzen Ausspruch: la petite morale tue la grande, hat die Zeit widerlegt, und so lange noch die wahre Civilisation, zugleich die Frucht und Erzeugerin der ächten Humanität, unter uns leben wird, wird es sich auch immer bewahrheiten, daß wahre Größe nur auf den Grundlagen der Moral und Gerechtigkeit ruhen kann.

102.

Marienbad im Vorsommer 1822.

(Beschluß aus No. 198.)

Zuletzt werde aber der genannt und mit voller Ueberzeugung gefeiert und gepriesen, qui nobis haec otia fecit, der Begründer und Stifter des für die leidende Menschheit so wohlthätigen Marienbades: der hochwürdige Abt des Stiftes Tepl und infulirte Prälat des Königreiches Böhmen, Carl Reitenberger. Wer diesen geistvollen, vielseitig gebildeten, mit Würde, Milde und Klugheit das Stiftsgebiet regierenden Mann in der Mitte seines Stifts kennen lernte und sich überzeugte, wie viel durch ihn für das geordnete Finanzsystem (die Grundbedingung aller öffentlichen Wirksamkeit), für die wissenschaftliche Bildung der angehenden Geistlichkeit im Stifte, für die höchst geschmackvolle, dabei aber einfache Einrichtung und Ausstattung der Stiftsgebäude, für die beträchtliche Büchersammlung, für Naturalien-, Mineralien- und Kupferstichsammlungen, und für das ganze innere Leben der dasigen Geistlichkeit seit den funfzehn Jahren seiner Regierung geschah; der fühlt sich nicht nur mächtig zu diesem ausgezeichneten Abte, der jetzt in dem schönsten Mannsalter von 43 Jahren steht, hingezogen, — er wird auch in ihm den Stifter Marienbads, das, was es jetzt ist, durch ihn ward, dankbar verehren und zugleich mit Marienbad, das fortan in keiner Erd- und Staatenkunde Deutschlands und in keiner Therapie fehlen darf, seinen Namen eintragen in die Wissenschaften der Statistik und Medicin. Denn sein Werk ist es, daß aus einem Sumpfe, in einem fast unzugänglichen Walde gelegen, dieses Marienbad in seiner gegenwärtigen Gestalt hervorging; daß unzählige Schwierigkeiten überwunden werden mußten, bevor der muthige Begründer sich seines Werkes freuen, bevor er an den genannten vier Heilquellen, so wie bei den herrlichen Bädern, die Leidenden versammeln, und auch in Marienbad selbst durch seine häufige Anwesenheit für Ordnung, Geselligkeit, Billigkeit der Preise, anständige Vergnügungen und — was besonders in Bädern anspricht — für Beseitigung alles bewachenden und ängstlichen Kastengeistes wirken konnte. Vergessen darf dabei nicht werden, mit welcher zuvorkommenden Gefälligkeit die von Marienbad aus das Stift Tepl besuchenden Badegäste dort aufgenommen werden, so lästig auch diese stets sich wiederholenden Besuche den Klostergeistlichen seyn mögen! Doch gehört allerdings zur freundlichen Aufnahme und zum Herumführen und Vorzeigen alles Sehenswürdigen im Stifte ein so gefälliger Mann, wie es der Pater Prior ist, der zugleich den Unterricht der dort Studierenden zweckmäßig leitet.

Das Stift selbst, im Jahre 1193 von einem reichen böhmischen Edelmann, Hroznata, gegründet, der in der prachtvollen Stiftskirche vor dem Hochaltare in einem steinernen Sarge ruht, bildet eine ansehnliche Herrschaft von ungefähr 3 Quadrat-Meilen mit 15,000 Einwohnern, die in drei Städten, Tepl, Einsiedl und Neumarkt,

und in 64 Dörfern (mit 15 Kirchen und 13 Schulen) vom Feldbaue, von der Viehzucht, von dem Hopfenbaue und etwas Handel leben. Das bedeutende Einkommen des Stifts wird auf eine Art verwendet, wie es nur selten in Klöstern und geistlichen Herrschaften geschehen mag. Nicht nur, daß aus der Mitte des Stifts ein Professor auf der Hochschule Prag, und einer auf der Hochschule Wien besoldet wird; sechs Lehrer des Lyceums zu Pilsen werden ebenfalls von Tepl aus unterhalten; das Lyceum zu Pilsen verdankt dem gegenwärtigen Abte Bücher- und andere Sammlungen; vier, vorher im Stifte dazu vorbereitete, Jünglinge studieren auf Kosten des Stifts auf der Hochschule zu Prag, und andere werden im Stifte zu den höheren Studien zweckmäßig herangebildet; auf die Pfarreien und Caplanate des Stifs werden von dem Abte fähige Competenten und gewissenhafte Seelsorger aus der Mitte der Stiftsgeistlichkeit gesandt, und wenn diese Pfarrer altern, finden sie im Stifte, wohin sie zurückkehren, während jüngere Männer in ihre Stellen treten, einen ehrenvollen und ruhigen Abend ihres Lebens! Schwerlich würden in den letzten 50 Jahren so viele Klöster aufgehoben worden seyn, wenn jedes so viele Zwecke auf eine so menschliche Weise befördert hätte, wie das Stift Tepl unter seinem Abte Reitenberger!

Mag immer Marienbad gegenwärtig im Stande seyn, aus dem Erlöse des versandten Wassers sich selbst zu erhalten und zu verschönern; so hat doch die Begründung dieses Heilortes große Summen und beträchtliche Vorschüsse gekostet, welche aus den Einkünften des Stifts aufgebracht wurden. Daß übrigens auch im Marienbade selbst die innere Leitung von einem aus Tepl dahin gesandten Stiftsgeistlichen, dem Pater Wendelin, abhängt (sein Familienname ist Gradl und sein Geburtsort Oberndorf bei Eger), ist sehr wohlthätig für den Ort; denn Pater Wendelin, der, neben seinen vielseitigen Directions- und Aufsichtsgeschäften, die Messen in der Kapelle zu Marienbad lieset und für die dortigen Einwohner und Badegäste eine zweckmäßige Lesebibliothek unterhält, ist, nach Kenntnissen, Bildung, Gewandtheit und Geschmack, ganz der Mann, der an der Spitze vielfach verflochtener Geschäfte mit Würde, Umsicht und Klugheit zu stehen verdient. Was in andern Badeörtern entweder durch die Verschiedenartigkeit der Meinungen und Ansichten ganz gehindert, oder aus Mangel an Einheit und Kraft nur halb ausgeführt wird, gedeiht, unter der Leitung des milden Krummstabes, in Marienbad schnell und im Stillen; und wenn auch der Leidende beim Eintritte in das stille, ringsum von Fichten und Tannen begrenzte Thal sich erst mit der Neuheit der ihn umgebenden Einflüsse versöhnen muß, so verläßt er doch gewiß dasselbe mit Segnungen und mit frohen Rückerinnerungen an die daselbst verlebten Tage!

73.

Dodwell's Reise durch Griechenland für Freunde der Alterthumskunde und insbesondere für die Jugend im Auszuge bearbeitet, nebst einem Anhange, die ältere Geschichte Griechenlands betreffend, herausgegeben von F. W. v. Schütz. Zerbst 1822, bei A. F. von Schütz.

Wir Deutsche übersetzen, bearbeiten und extrahiren nun einmal alles, was in Frankreich und England von Bedeutung erscheint; der Deutsche sucht sich das Fremdartige gern anzueignen — aber wäre es nur dessen auch immer würdig! Oft erkauft er den Schein universeller Gelehrsamkeit mit Verwischung seiner Nationalität und opfert nicht selten einer kleinen Eitelkeit den Ruhm und die Ehre originellen Strebens, eigener productiver Kraft auf. Seit lange hat das der deutschen Literatur viel geschadet, und der Mangel an Selbstständigkeit, die Nachahmungssucht hat sehr nachtheilig auf dieselbe gewirkt. — Mit Reisebeschreibungen von Individuen fremder Nationen ist es dagegen ein ganz anderes Ding. Die sehr ausführliche und durch die an Ort und Stelle von den Alterthümern genau aufgenommenen Zeichnungen sehr wichtige Reisebeschreibung durch Griechenland von Dodwell ist 1819 in England erschienen, eignet sich aber wegen des hohen Preises wenig zum Privatankauf. Daher machte Dr. Sickler in Hildburghausen aus dem englischen Original einen Auszug in zwei Bänden, der in diesem Jahre erschienen ist, und diesen benutzte der durch die frühern Bearbeitungen berühmter Reisebeschreibungen bekannte Hofrath von Schütz zu vorliegendem Auszuge für die Jugend und für Freunde der Alterthumskunde. Mit Recht hat er die bei seinen frühern Auszügen gebrauchte Gesprächsform als hier unpassend nicht angewandt, sondern die Einkleidung im Tone der Erzählung vorgezogen. Obgleich wir Dodwell, welcher dreimal in Griechenland gewesen ist, in den Jahren 1801, 1805 und 1809, nur auf seiner Reise über die ionischen Inseln, Patras, Delphi bis nach Athen verfolgen, so ist doch der Plan nicht nur als zeitgemäß, auch als lehrreich für Jedermann, der nicht nach blos einseitiger Bildung strebt, zu loben, wenn schon die Eigenthümlichkeiten des Reisenden auf diese Art ganz verwischt werden. Auch bleibt es schwer, die Anforderungen der Jugend und der schon Gebildeten zugleich zu befriedigen, wie denn auch hier diese Schwierigkeit nicht durchgängig überwunden ist. Der Anhang, welcher überdies in keiner recht systematischen Ordnung die Geschichte des alten Griechenlands, das häusliche Leben, die Künste und Wissenschaften bei den alten Griechen schildert, ist nicht völlig genügend für seinen Zweck. Vieles ist zu kurz abgehandelt worden, besonders die innern Begebenheiten in Griechenland, wie der so wichtige peloponnesische und der thebanische Krieg, und oft ist der Verfasser zu weitläufig geworden. Dagegen erwähnt er z. B. S. 179 die verschiedenen Säulenordnungen, ohne die charakteristischen Unterscheidungszeichen in der Kürze anzugeben. Wie kann die Jugend dies vollkommen verstehen? Die Erzählung vom Coloß zu Rhodos (S. 174), daß er mit ausgespreizten Beinen über dem Hafeneingange gestanden habe, die aus einer falschverstandenen Stelle des Plutarch entstanden zu seyn scheint, hat bereits Caylus als eine ungereimte Vorstellung widerlegt, findet sich aber dennoch hier wieder. Die Beschreibung der Reise selbst ist nicht ohne Interesse; bisweilen ist aber auch hier Kürze zu wünschen. Daß nicht nur auf Alterthümer Rücksicht genommen, sondern daß auch Beschreibungen der heutigen Bewohner und ihrer Sitten, des Landes u. s. w. eingewebt sind, und daß recht oft Vergleichungen zwischen jetzt und der schönen Zeit des alten Hellas, in Bezug auf einzelne Gebräuche, Costume und dergl. angestellt worden, ist hier sehr löblich. Aber auf die Cultur der Neugriechen scheint Dodwell wenig Rücksicht genommen zu haben; oder ist es die Schuld des deutschen Bearbeiters, daß wir hierüber fast nichts erfahren? Und doch gehört dies zur Vergleichung mit den alten Griechen und dient zur Rechtfertigung der Neugriechen. Unangenehm ist es, daß das Buch durch böse Druckfehler gar sehr entstellt ist. Man findet Termopilae für Thermopylae, Argos Potamos statt Aegos Potamos, (besser Potamoi) Bachus für Bacchus u. s. w. und S. 159 heißt es ganz unrichtig: die Lebenszeit des Phoroneus, Königs zu Argos, wird 1020 Jahr vor der ersten Olympiade gesetzt, nämlich in das Jahr 776 v. Chr G., da es heißen muß: vor das Jahr 776 n. Chr. G., indem dies Jahr 776 mit dem ersten Jahre der ersten Olympiade zusammenfällt.

14.

rend seines dortigen Aufenthalts 18 Bäder und 13 erwärmende Moorumschläge auf die Milz und eine Verhärtung in den Gedärmen der linken Seite) als treu und wahr beglaubigen kann. Zwar wird im Marienbade die Bequemlichkeit vom Franzensbade vermißt, in den Wohnhäusern baden zu können; allein das große, zweckmäßig eingerichtete, und von einem sehr sorgsamen Bademeister, unter Anweisung des Brunnenarztes, geleitete Badehaus hat, besonders nach dem erweiterten Ausbau, der Badestuben so viele, daß es nicht an Platz für die Badelustigen fehlt, und die an kohlensaurem Gase so ausgezeichnet reiche Badequelle liegt sogleich hinter dem Badehause, in welches aus jener das Wasser unmittelbar, und ohne in seinem Laufe zu verdünsten, geleitet wird.

Das Bad im Marienbade treibt die Röthe ins Gesicht, ohne deshalb Congestionen zu bewirken, erhöht die Stärke des Pulses, ohne ihn zu beschleunigen, und leitet eine wohlthätige Wärme nach der äußern Haut, während im Franzensbade das Bad die Wärme nach innen zurückdrängt, weshalb man auch, beim Aussteigen aus dem letztern, ein kleines Frösteln fühlt, und die Aerzte im Franzensbade rathen, nach dem Bade sich einige Zeit ins Bett zu legen, oder doch sehr warm bekleidet auf dem Sopha zu ruhen. Dagegen scheint im Marienbade — freilich zunächst an warmen Tagen — nach dem Bade eine mäßige — nicht bis zum Schwitzen getriebene — Bewegung in freier Luft sehr rathsam zu seyn. Referent hat jedesmal nach dem Bade das Bedürfniß für eine solche Bewegung, und diese selbst sehr heilsam gefunden. Wo für den Leidenden viel Gas im Bade nöthig ist; da wirkt Marienbad mit seinen vielen tausend Gasperlen auf der Oberfläche des Wassers in der Badewanne trefflich; wo man aber besonders Eisen sucht, da dürften die Bäder im Franzensbade vorzuziehen seyn.

Die erwärmte Moorerde endlich (erwärmt durch darauf gegossenes Wasser aus der Badequelle) wirkt Geschwülste zertheilend, aufregend und belebend. Aus derselben werden auch höchst wirksame Schlammbäder bereitet, und kaum darf es bemerkt werden, daß die Douche und die übrigen in den bessern Bädern eingeführten Apparate hier nicht fehlen.

Entschieden zeichnet sich Marienbad vor andern Bädern durch seine vielfachen und verschiedenen Heilmittel aus; denn selten wird ein so kleiner Punct der Erde drei so verschiedene, und doch gleich wirksame Quellen besitzen, wie Marienbad im Kreuz-, Ferdinands- und Carolinenbrunnen, und dabei die davon verschiedene und doch höchst wohlthätige und an Gas so überreiche Badequelle und Moorerde. Dazu kommt, daß — die Wassersucht und Lungensucht abgerechnet — Marienbad höchst unbedenklich gebraucht werden kann, weil alle seine Quellen so mild sind, daß sie — in Vergleichung mit ähnlichen Bädern — den Leidenden nicht leicht einer Gefahr aussetzen.

Nimmt man Marienbad als Aufenthaltsort; so darf man nicht vergessen, daß es erst seit einem Jahrzehend angebaut worden ist, und daß, auf diesem Boden und unter den dasigen Verhältnissen, von dem Grundherrn, dem Abte des Stifts Tepl, und von den Einwohnern und Hausbesitzern das Möglichste geschehen ist, den Aufenthalt gesund, bequem und angenehm zu machen.

Mehr als dreißig Häuser, unter diesen mehrere im edeln Styl gebaut und für die Bequemlichkeit der Badegäste zweckmäßig eingerichtet, bilden den Badeort. Ein Theil derselben liegt in der unmittelbaren Nähe des Kreuzbrunnens; die meisten dieser Häuser sind dem Umfange nach kleiner, als der andere Theil, der auf einer sanft ansteigenden Anhöhe gebaut ist. Der Ort ist auf drei Seiten mit hundert tausenden von Fichten und Tannen umgeben, welche den Rücken eines den Badeort einschließenden Gebirges bedecken; nur auf der Südseite ist der Eingang in das Thal offen. Die Wirthe der Häuser sind gefällig, freundlich und theilnehmend, doch wie in jedem Badeorte, nach ihrer Individualität in Beziehung auf diese Eigenschaften, verschieden. In Hinsicht des Luxus steht Marienbad noch hinter Carlsbad und Franzensbad zurück; die Preise der Wohnungen dürften, mit wenigen Abweichungen, in allen drei Bädern ziemlich gleich seyn. Die Kost aber, im Klingerschen Gasthause zu Marienbad, ist im Ganzen sehr gut, und dem Preise nach mäßig, wenigstens nicht theurer, als im Carlsbade und Franzensbade; eben so werden die Speisen im Gräflich Klebersbergischen Hause gerühmt, in welchem Göthe im Jahre 1822 bereits zum zweitenmale wohnte. Fehlt es gleich im Marienbade, wie im Franzensbade, besonders im Vorsommer, am Wechsel der Gemüse; so ist doch für gutes Rindfleisch und Wildpret, für Fisch und Federvieh gesorgt. Da übrigens Marienbad selbst noch wenige Gärten hat, und alle Lebensbedürfnisse ziemlich weit dahin gebracht werden müssen; so ist die Einrichtung der dasigen Speisehäuser um so mehr zu loben. Auch Brod, und weißes Backwerk sind besser, als in andern Badeörtern; nur daß in dieser Rücksicht Carlsbad wohl alle übertrifft.

Im Ganzen lebt man im Marienbade nicht wohlfeiler, als in andern böhmischen Bädern; allein gerechte Anerkennung verdient es, daß, während im Carlsbade und Franzensbade seit 1820 die Kurtaxe *) von 4 Papiergulden auf 4 Silbergulden (2 Rthlr. 16 Gr. Sächsisch) erhöht worden ist, sie in Marienbad bei 2 Fl. 15 Kr. (etwa 16 Gr. Sächsisch) blieb; daß das einzelne Bad im Badehause 5 Gr. 4 Pf. (ohne eine „Discretion" beim Abgange an den Bademeister und die Badenmädchen) kostet; daß sämmtliche Brunnen früh und gegen Abend pünctlich geöffnet werden, und daß für Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit von der aufsehenden Behörde genau gesorgt wird. Nur fehlt noch eine im ganzen Orte vernehmbare Schlaguhr, ein Bedürfniß, das wegen der gewählten Badestunden im Badehause doppelt gefühlt wird, und Schatten an heißen Tagen. Wenn Franzensbad — mit Ausnahme seiner Hauptquelle, des Franzensbrunnens — nach den beiden übrigen Quellen: der Salzquelle und dem Sprudel **) die Vergleichung mit Marienbad

---

*) Die Kurtaxe sollte sich überall nach der Zeit richten, welche ein Badegast im Orte zubringt. So aber muß z. B. im Carls- und Franzensbade ein Brunnengast, der 14 Tage verweilt, dieselben 4 Silbergulden bezahlen, wie einer, der ein Vierteljahr daselbst sich aufhält. Ein Silbergulden Kurtaxe für jede Woche dürfte der billigste Mittelweg seyn!

**) Ein geistvoller Arzt, Dr. Ziegler in Regensburg, sagt in seiner gehaltreichen Schrift: „Ueber Marienbad in Böhmen und das Kreuzbrunnenwasser (Regensb. 1820. 8.)" etwas scharf, aber wahr, darüber Folgendes: „Kein Wunder, daß das schnelle Aufblühen dieses mächtigen Badeortes (Marienbades) die benachbarten ältern Bäder, vorzüglich das schöne Franzensbad bei Eger, etwas unruhig machte. Besorgniß und Neid wollte nun mit einem Male der Natur abgewinnen, was sie da nicht zu geben sich vorgenommen hatte. Es sollte absolut hier ein Kreuzbrunnen fließen, weil dem Schooße Marienbads eine Schwesterquelle des Franzensbrunnens entquillt. Anfangs glaubte man diesen in einem Wasserstrome zu finden, den man in einer Fassung von Serpentin toben ließ, Sprudel taufte, und ihm befahl, Wunder zu wirken; allein noch schweigen davon die Kranken eben so, wie von einer andern Salzquelle, die man später in einem Wiesengrunde unweit Franzensbad auffand." — Referent fügt, zur Steuer der Wahrheit, hinzu, daß, obgleich diese Salzquelle zu Franzensbad im Jahre 1822 neu gefaßt und tempelartig überbaut worden ist, sie doch nur mit dem gewöhnlichen Bitterwasser, nicht aber mit dem Kreuzbrun-

nicht aushalten kann, und die Frequenz desselben mit jedem Jahre sich vermindert; so steht es doch durch seine groß gedachten Anlagen, durch seine herrlichen Kastanien- und Pappelalleen, durch seine gegen Sonne, Sturm und Regen schützende Colonade, durch seinen englischen Duodezpark und durch die ganze lachende, zum Theil romantische Gegend über Marienbad. In den letztern Beziehungen muß im Marienbade noch vieles nachgeholt werden. Die freien großen Plätze daselbst müssen durch Schattengänge von Kastanien in der Hitze genießbarer gemacht, die Häuser von außen mit Lauben oder andern schützenden Obdächern versehen werden, damit man in Marienbad den Mangel abwechselnder schattiger Spaziergänge weniger fühle. Je stärker der Luftzug in dem fast völlig baumlosen Orte — besonders für rheumatische Personen — ist; je weniger sie beim Auf- und Abwandeln an heißen Sommertagen gegen den versengenden Strahl der Sonne, oder gegen schnell überraschende Strichregen gedeckt sind; je mehr die Brunnengäste auf diese Spaziergänge in der Nähe des Badeortes selbst sich beschränken müssen, weil weder die etwas entfernten Orte (Plan, Kuttenplan, Einsiedl) an sich, noch die Wege dahin zu öftern Abstechern einladen; desto mehr muß in Marienbad an die Vollendung einer Colonade vom Kreuzbrunnen zum Carolinenbrunnen, und an die Besetzung der breiten Straßen und Wege auf und an den Anhöhen des Orts mit Kastanien, Acacien, Obstbäumen u. s. w. gedacht werden. Es kann nur Vorurtheil seyn, daß der schöne Anblick der Häuser durch solche Baumgänge verlieren würde. Sind ja doch Leipzig, Altenburg und viele Städte ringsum mit Alleen umgeben, und wie viele Tausende von Bäumen finden sich im Franzensbade, ohne daß dadurch die äußere Ankündigung dieses Ortes verloren hätte! — Endlich könnte auch die Musik, welche früh und Abends beim Kreuzbrunnen und bei der Ankunft der Brunnengäste vor ihren Wohnungen gemacht wird, besser seyn; nur in der Entfernung ist sie zu ertragen. In der Nähe sind für Ohren, die an guteingespielte Orchester gewöhnt sind, die unreinen und falschen Töne, das Herauskommen einzelner Instrumente in den Symphonieen und dergl. unausstehlich. Da die Einnahme der Musiker bedeutend ist (sie lassen ein Buch zur wöchentlichen Unterzeichnung herumgehen); so könnte wohl in künftigem Sommer ein besser eingespieltes Musikcorps nach Marienbad gerufen werden!

(Der Beschluß folgt.)

nen verglichen zu werden verdient; daß der sogenannte kalte Sprudel zu Franzensbad erst neu gefaßt und überbaut werden muß, um ihn vom zuströmenden Regenwasser und vielen Unreinlichkeiten zu befreien, bevor man ihn auch nur von fern mit der herrlichen Ferdinandsquelle zu Marienbad in Vergleichung zu bringen wagen darf; daß eben so die Luisensquelle (aus welcher das Wasser zu den Bädern geholt wird) im Franzensbade überbaut werden muß, wie dies im Marienbade mit der Badequelle sorgfältig geschehen ist, um das Regenwasser — besonders in solchen Sommern, wie die von 1820 und 1821 — abzuhalten, da nun einmal, seit Fassung dieser Quelle, nicht mehr aus dem ungleich stärkern Franzensbrunnen das Wasser zum Baden geholt werden darf, weil die Versendung dieses Wassers (des eigentlichen Egers) in Flaschen für die Actienbesitzer freilich besser rentirt; daß aber der eigentliche Franzensbrunnen im Franzensbade durch seine Eigenthümlichkeit wieder sich von allen Marienbader Quellen wesentlich unterscheidet, und durch die reiche Verbindung von Salztheilen, kohlensauerm Gas und Eisen die ihm verwandte Carolinenquelle im Marienbade übertrifft. Diese Hauptquelle im Franzensbade wird demselben immer Leidende zuführen, deren Individualität eben dieser Quelle angemessen ist; denn mit den Bädern ist es wie mit der Ehe: beide Theile müssen zu einander passen. — Ohne ungerecht gegen Franzensbad zu seyn, verlangt die Wahrheit, zu gestehen, daß an äußerer Eleganz, an Anlagen und Einrichtungen Franzensbad bis jetzt Marienbad übertrifft, und daß auch der Franzensbrunnen keinen ihn übertreffenden Nebenbuhler im Marienbade findet; daß aber eben so wenig der Kreuzbrunnen und die Ferdinandsquelle durch die neuern Quellen im Franzensbade ersetzt werden können, und die Wirkung der Bäder im Marienbade eine ganz andere ist, als die der Bäder im Franzensbade.

Maßstab eines franz. Kritikers für Literatur-Reichthum.

Der Miroir preist die bändereiche Sammlung französischer Theaterstücke, welche unter dem Namen des Répertoire du Théâtre-Français zu Paris erscheint, und nennt sie eine der nützlichsten und anziehendsten, welche ein Liebhaber in seiner Bibliothek aufstellen könne. „Die Fremden, setzt er hinzu, welche neuerlich in ihren Zeitschriften das französische Theater mit so vieler Frechheit angegriffen haben, sind weit davon entfernt, eine ähnliche bilden zu können. Zwei und zwanzig oder fünf und zwanzig Bände, das ist alles, was das vereinigte Europa gegen die hundert und fünfzig, die wir ihm entgegensetzen, aufbringen kann; nicht einmal durch die Zahl kann es uns hier besiegen. Der Sieg wird uns stets bleiben, durch die Menge wie durch die Beschaffenheit der Werke. . . In der That kann das Uebergewicht unserer Bühne uns vernünftiger Weise von den Fremden nicht mehr bestritten werden."

Ist diese Bemerkung nicht noch bei weitem naiver, als sie frech ist? Daran also hat dieser wahrhafte Spiegel aller dramatischen Kritik in seiner liebenswürdigen Unschuld nicht einmal von fern gedacht, zu untersuchen, ob die in den 25 Bänden eines Theaters der Fremden, den Franzosen zurecht geschnittenen Stücken denn auch wohl wirklich dessen ganzen Reichthum ausmachen. Es ist so natürlich, daß das, was man zu Paris und in französischer Sprache davon druckt, auch alles ist, was es aufweisen kann. Um im Miroir über das Theater zu kritisiren und zu spötteln, braucht man die Literatur desselben nicht studirt zu haben, nicht einmal vom Hörensagen darf man den außerordentlichen Reichthum der englischen und spanischen Bühne kennen; und warum sollten wir den französischen Kritikern diese Unwissenheit nicht gönnen, da es doch allein der Glaube ist, der selig macht?

114.

Neueste französische Literatur.

Von Benjamin Constant's Mémoires sur les cent jours in Briefform ist der 2te und letzte Band erschienen.

De la condition et de l'influence des femmes sous l'empire et depuis la restauration par M. S. R. Avocat, — bildet den 4ten Theil des Werkes von *Ségur:* les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social chez différens peuples anciens et modernes.

Von einer: Collection des médailles des rois de France, commençant pas Louis XVIII. remontant jusqu'à Pharamond wird der Prospectus ausgegeben.

Die Uebertragungen aus der ausländischen dramatischen Litteratur machen Fortschritte. Die Chefs d'oeuvre des théâtres étrangers sind bis zur 8ten dem spanischen Theater gewidmeten Lieferung fortgeschritten, deren 1ster Band *Lope de Vega* überschrieben ist. Von den Oeuvres dramatiques de *F. Schiller* ist der 2te Band erschienen.

Bayonetten, und Europa gleicht einem Menschen-Schlachthause. — — —

Otto der III. genannt der Aeltere, Graf zu Scheyern und Wittelsbach, Pfalzgraf und nachher Herzog in Baiern. Ein baierisches National-Schauspiel in 5 Acten, von Litz. Joseph Denk. Passau bei Pustet.

Die Liebe, sey es nun die für eine Geliebte, für das Vaterland, für die Religion, ja für einen Helden vergangner Tage, begeistert den Dichter, so behauptet man, und wirklich beweisen so manche herrliche Poesien, die aus einer innig bewegten Brust, aus einer feurig entzündeten Phantasie klangen, die Wahrheit dieses Satzes. Wie manchem außerdem nur mäßig Begabten gelingt ein Lied, wobei ihm die Liebe half, und andern von schönen Talenten, vom hohen dichterischen Genius hört man doch auch an, daß einige ihrer Schöpfungen mehr als die übrigen, der Erguß liebender Begeisterung sind. — Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. Es kann einer ein Liebender in bester Form, ein ernstlicher Vaterlandsfreund, ein aufrichtiger Bewundrer von Großthaten seyn, und wird doch nur matt und seicht, oder trocken und kalt seine Herzensgefühle singen, und sich nie über gereimte Prosa erheben, weil der lebende poetische Funken in ihm auf immer schlummert. Belege dazu finden sich in allen Gedichtesammlungen, in Zeitschriften und Taschenbüchern, der ungedruckten nicht zu gedenken, die denn doch mitunter von dem besungnen Gegenstand höher gehalten werden, als wenn sie ein Schiller gedichtet. Am seltensten stellt sich poetische Begeisterung dann ein, wenn sich etwas Absichtliches hineinmischt, wenn nicht die Idee, sondern die Betrachtung den Aufschwung gab. Für Glaube, Liebe und Vaterland zu entglühen, zu schwärmen, das bedarf keiner Zurüstung, nur eines warmen empfindungsvollen Gemüths, einer beweglichen Einbildungskraft, aber durch die Vortrefflichkeit eines ganzen Geschlechts zu Dichterwerken entflammt zu werden, möchte nicht oft der Fall seyn; an dem Einzelnen ist der Punct für Herz und Phantasie sicherlich zu finden, der geliebt, verehrt, bewundert wird, der anzieht, aber das Gute zu erkennen, was eine erlauchte Familie seit einer Folge von Jahrhunderten zum Wohl der Völker, zum Gedeihen der Menschheit that, dazu bedarf es des ruhig richtenden Verstandes, der auch dem Dichter als rathender belehrender Freund zur Seite stehen muß, aber die beseelende Triebfeder, der Blitz erweckende Funken kann er im Gebiet des Idealen nun und nimmermehr seyn. Im dramatischen Fach mißräth solche Huldigung eines edeln Stammes meistens, auch wenn der Dichter richtigere Begriffe vom Theatralischen und Dramatischen hat, als der Verfasser obigen Schauspiels. Es besitzt dieses Stück jede Schwäche eines Schriftstellers, der in der Bühnenwelt, wie auf einem unbekanntem Meer ohne Compaß, ohne Kunde der Gewässer und Gestade schwimmt, und trägt dabei die auffallendsten Spuren der Mittelmäßigkeit und Nüchternheit. Ein redlicher Wille, das erhabene Geschlecht der Wittelsbacher zu rühmen, ohne darüber zum feilen Schmeichler zu werden, und herzliche Vaterlandsliebe, das sind die Tugenden dieses Dramas, dessen Schreibart das negative Verdienst besitzt, nicht geschraubt, und in Prosa geschrieben zu seyn, Verse, die doch einen gewissen Schwung erfordern, wären unerträglich gewesen. Damit wäre aber auch alles Gute gesagt, was sich davon meinen läßt; mit dem Aufzählen der Schwächen gehts nicht so geschwind. Zuvörderst ist an Charakterzeichnung nicht zu denken, eben so wenig an poetische Motive, an dramatisches Interesse, an Handlung und einen durchblickenden Plan. Das Stück ist nichts mehr noch minder als eine dialogisirte Geschichte, auf Weise der sogenannten historischen Romane, als Friedrich mit der gebissenen Wange, die Familie Eboli, u. d. gl. womit in den Jahren 1785 bis 1795 die Lesewelt überschwemmt wurde, nur durch eine weniger rohe und unbeholfene Sprache gewinnt Otto der Dritte einen Vorzug vor ihnen. Der Held lobt sich und noch mehr thun es seine Freunde, sie bewundern ihn ob seiner Beredsamkeit, wenn er gerade die trivialsten Dinge zu Tag gefordert hat. Aber warum sollten sie es auch nicht, sprechen doch alle Kaiser und Fürsten und Knappen im gewöhnlichsten Conversationston, auch nicht einem erhabenen Gedanken begegnet man, dagegen hundert platten, es wird vieles gesprochen, und doch eigentlich nichts. Otto ist ein trefflicher Mensch, Gatte, Vater, Freund, Fürst und Krieger, der treueste Geführte und Rathgeber Kaiser Friedrich des Rothbarts. Er verläßt ihn nicht in seinen Bedrängnissen, befreit ihn aus dringenden Gefahren, läßt sich (nebenher gesagt), während der Schlacht den Verlauf derselben erzählen, welcher alte Theaterkniff am unschicklichsten bei einem Helden seiner Art abermals hervorgesucht wurde. Nach allerei großmüthigen Einwürfen, Heinrich den Löwen nicht seines Lehns zu berauben, fügt er sich des Kaisers Willen, mit dem Herzogthum Baiern für sich und seine Nachkommen beliehen zu werden. Der große Fürst hätte sicherlich einen geschickteren Lobredner verdient und zur Folie nicht bedurft, daß in der Vorrede Kaiser Friedrich im Vergleich mit ihm herabgesetzt und behauptet wurde, er, der Mann, der an Kenntniß, an Ideen so weit über sein Zeitalter hervorragte, „hätte nicht Großes ohne Otto vollbracht." Wäre denn Otto nicht eine edle und schöne Natur geblieben, wenn auch Landgraf Ludwig von Thüringen der Geschichte getreu, ein großartiger und kein heimtükischer, gemeiner Charakter, so wie der Verfasser ihn schilderte, gewesen wäre?

Möchte es doch dem Verfasser in Zukunft gefallen, für seinen Patriotismus eine andere Form, als die dramatische zu wählen! Versichern darf man ihn, auch ohne einen Wahrsagergeist, daß er in dieser nie eine Meisterschaft erreichen werde, und es ihm in der geschichtlichen Abhandlung besser gelingen dürfte.

19.

Neueste französische Literatur.

Vom Senator Grafen Orlow, dem Verfasser der Mémoires sur Naples ist ein Essai sur l'histoire de la *Musique en Italie* von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage in 2 Bänden erschienen.

Der Major Pertusier, von der reitenden Artillerie der Garde, hat herausgegeben: *La Bosnie*, considerée dans ses rapports avec l'empire Ottoman.

Von einer neuen Ausgabe der Galland'schen Uebersetzung der Tausend und Eine Nacht — entièrement revue sur les textes originaux, et augmentée de plusieurs nouvelles et contes traduits des langues orientales, par M. *Destains*; — so wie von einer Uebersetzung des Theocrit in französische Verse von Servan de Sugny werden Prospectus ausgegeben.

Zum hundersten und letzten Bande der Bibliothèque d'une maison de campagne hat man gewählt: Passions du jeune *Werther* par Goethe.

Das Bedürfniß der Zeit, das Neueste in Politik und Literatur in einer Nuß zu besitzen, muß fortwährend wachsen; wenigstens thut man Alles, ihr darin entgegen zu kommen. So soll den Tablettes universelles, dieser nützlichen und mit vielem Verstande gemachten Zusammenstellung, der nur eine schnellere Erscheinung zu wünschen wäre, an die Seite gesetzt werden, ein Journal unter dem Titel: le Mois littéraire et historique ou Esprit des journaux, wovon der Julius bereits erschienen ist, und jedesmal den 15ten ein Heft herauskommen soll. Der Titel verspricht: Originalaufsätze, Auszüge, Kritiken; ein tableau raisonné der Begebenheiten in der gesammten gebildeten Welt, und eine Uebersicht der Lage von Frankreich.

Schadens, ihrer Tauglichkeit oder Untauglichkeit bei der Anwendung im voraus zu versichern. Rechtschaffenheit und Oeffentlichkeit waren seine einzigen unwandelbaren Grundprincipe bei Verwaltung seines Amtes, diejenigen aber, welche ihm in ihren Schilderungen den Willen untergeschoben haben, die Regierungsform zu ändern und eine Republik an die Stelle der Monarchie zu setzen, zeigen dadurch nur, daß sie ihn nie erkannt, nie begriffen haben. Gewiß, er wünschte eine allmählige Verbesserung der innern Staatsverfassung und Verhältnisse in Frankreich, und wer mußte die nicht wünschen! Sein Wille war es, einer gesetzlichen Freiheit durch Hinwegräumung verjährter Misbräuche den Weg zu bahnen; aber was hierüber hinausging, lag völlig außer seinem Kreise.

Sein Vorschlag einer alle zwanzig Jahre zu wiederholenden öffentlichen Güterabschätzung, sowohl derer von einzelnen Besitzern, als derer von Communen, um daraus den richtigen Steueransatz für jeden Einzelnen ohne Bevortheilung seiner selbst wie Anderer zu entnehmen, dürfte jetzt, nach dreißig Jahren noch eingeführt, von großem Nutzen für das Land seyn und, zum Gesetz erhoben, vielen Misbräuchen steuern.

In der Einziehung einer Menge unnützer Stellen sah Necker mit Recht den doppelten Vortheil der Ersparung und der schnellern und bessern Betreibung der Geschäfte, denn erwiesen ist es, daß nirgends der Geschäftsgang schleppender zu seyn pflegt, als wo ganze Heere von Beamten am Mark des Landes zehren, und auch jetzt, setzt der Herausgeber hinzu, würde eine solche Beamten-Reduction für Frankreich von dem größten Nutzen seyn. Wenn viele Stellen in den Ministerien und einzelnen Dicasterien eingezogen würden, so wäre nächst der wesentlichen Ersparung von großen Summen, die so oft an bloße Titular-Menschen, die Zeit ihres Lebens nichts thun, als sich brüsten und, gleich Hans in der Fabel, dahinvegetiren, auch noch das gewonnen, daß man ohne neue Lasten für das Volk Mittel erhielt, manches Gute, was jetzt aus Mangel an Gelde unausgeführt bleiben muß, zu bewerkstelligen. Necker verwendete übrigens vier Jahre seines Lebens auf diese Reform in seinem Departement, und, obschon mit großen Kräften ausgerüstet, gelang es ihm dennoch nicht, diesen Augias-Bezirk, so wie er wünschte, zu säubern; Beweis genug, welcher Ueberschwang des Unnützen dort eingerissen war. —

Bei Gelegenheit der Erwähnung seines Werkes über die Religion, und seines Cours de morale réligieuse, äußert sich Hr. von Stael wie folgt: „Indem die Philosophie im achtzehnten Jahrhundert den Aberglauben und die Intoleranz bekämpfte, erwarb sie sich unbestreitbar ein großes Verdienst um die Menschheit; aber da sie noch weiter ging und die Religion in ihren Grundvesten selbst erschütterte, trug sie dazu bei, die Bande des bürgerlichen Vereins aufzulösen, wodurch denn vieles von dem Unheil entsprungen ist, was wir gesehen haben." Es sey uns erlaubt, hier Folgendes zu entgegnen. Zu andern Mode-Tendenzen der Zeit *) gehört dermalen auch die, die Philosophie zu beschuldigen, sie habe durch ihre Beleuchtungen der Religionssätze wesentlich dazu beigetragen, daß eine Umkehr auch in den bürgerlichen und Staatsverhältnissen erfolgt sey, die freilich, das glauben wir gern, Mehreren höchst unwillkommen war. Indeß, so viel auch die Philosophie wirklich hierin, nach der Meinung jener Kläger gesündigt haben mag, allein trägt sie die sogenannte Schuld nicht; ja, nicht einmal den größten Theil derselben. Ueberschwang von einer Seite zieht immer Ueberschwang auf der andern nach sich; und man kann sicher überzeugt seyn, daß die bejammerten Umkehren auch erfolgt wären, wenn es auch keine jetzt so sehr beschuldigten aufklärenden Philosophen im 18ten Jahrhundert, keine Rousseau's, Valtaire's, Diderot's u. s. w. gegeben hätte, oder daß noch dreimal mehr hätten seyn können, und es würde keine Staatsumkehr erfolgt seyn, wären die Misbräuche der Staatsgewalt und der Privilegirten nicht so schreiend gewesen. Mit dem vorgeblichen Rütteln an den Grundpfeilern der Religion ist es aber eben so wenig was. Ganze Regimenter skeptischer Philosophen und Spötter à-la Voltaire werden das Evangelium, die einzige wahre Grundlage unserer Religion, nicht umstoßen; die Menschensatzungen aber die, von Rom und andern Orten ausgehend, für Religionssätze ausgegeben werden, während sie nichts sind, als höchstens Kirchensatzungen, Formen, in denen man sich anmaßt, den Geist für alle Zeiten zu bannen, diese sinken freilich nur zu oft, ihrer innern Haltlosigkeit wegen, vor dem Lichte des prüfenden Verstandes zusammen, was denn allerdings um so weniger ein Schade ist, jemehr sie häufig aus den Quellen entsprangen, die nicht zu den reinen gehören, oder als Kinder einer Zeit betrachtet werden müssen, die dem, in fortschreitender Entwickelung begriffenen Menschengeschlecht fremd geworden ist. Atheismus, den man aber auch den gehaßten Denkern des vorigen Jahrhunderts vorwirft, ist schon seiner Natur nach eine Sache, die eigentlich gar nicht existiren kann, am wenigsten in Allgemeinheit bei einem Volke; der aber ist noch kein Atheist, der an einigen oder mehreren sogenannten Glaubenssätzen zweifelt (besonders wie es deren viele in der katholischen Kirche gibt), und gewiß ist ein bescheidener Skepticismus in allen Dingen immer jener Wuth zu glauben vorzuziehen, die oft schon ganze Völker dahingebracht hat, im Namen des Gottes der Liebe und des Erbarmens, und allen Lehren des Evangeliums zum Hohn, zu morden und zu verfolgen. Heut zu Tage scheinen indeß Viele an vielen Orten anderer Meinung zu seyn, und das unbeholfene Geschrei, welches von überspannten Römlingen und Menschen, deren Fahne der niedrigste Eigennutz ist, über die sogenannte Ruchlosigkeit des 18ten Jahrhunderts angestimmt wird, beweist wenigstens, daß man in dem Wahne befangen ist, um die Zufriedenheit zwischen Beherrschten und Herrschern dauernd zu gründen, gäbe es kein besseres Mittel, als möglichste Zurückschreitung in die Nacht des Hildebrandismus. Daß es jedoch damit nichts ist, und dies Mittel, falls es auch allgemein ausgeführt werden könnte, keineswegs das bezweckt, was man erwartet, dies beweist, wenn nichts weiter, die Geschichte des Tages in Spanien, Italien, Portugal, und manchen andern Ländern diesseits und jenseits des Oceans.

Veranlaßt wurde übrigens die erste der beiden Schriften durch eine wunderliche und fast lächerliche Preisfrage der Akademie, die in ihrer Sterilität zu zeigen Necker sich gedrungen fühlte.

Noch bleibt uns übrig, über sein Werk du pouvoir exécutif dans les grands Etats, zu sprechen.

Viele haben dies Buch für eine höchst transcendentale Arbeit gehalten, und wir wollen deswegen nicht mit ihnen rechten; so viel wird man aber immer zugestehen müssen, daß es wenigstens ein Werk ist, welches, indem es sich über einen (damals) fast neuen und immer sehr wichtigen Gegenstand ausbreitet, nicht allein viel Nützliches enthält, sondern daß es auch eine oft höchst richtige und scharfsinnige Kritik über jene gesetzgebende Versammlung gibt, unter deren Auspicien die Constitution von 1791 entsprang, wobei jedoch auch

*) Doch wohl nicht der Zeit, sondern der eigentlich so zu nennenden Obscuranten in der Zeit. Indeß muß hier die wahre Philosophie sorgfältig von der falschen unterschieden werden. Denn letztere oder eigentlicher die Unphilosophie, wie sie im achtzehnten Jahrhundert sich von Frankreich aus verbreitete, wird schwerlich von dem Vorwurf, die Ehrfurcht vor dem Heiligen vielfältig untergraben zu haben, freigesprochen werden können. Indeß wird diese nicht abzuleugnende Wahrheit von der Beschränktheit und der Hinterlist der Obscuranten gemisbraucht, die wahre Philosopeie zu verleumden, während jene Beschuldigung nur die falsche trifft. A. d. Red.

nicht geleugnet werden soll, daß vieles darin von einem Geiste der Parteilichkeit und Erbitterung zeugt, der nur zu deutlich beweist, wie sehr Necker sich durch jene Versammlung an seinen schwächsten Seiten gekränkt fühlte.

Wie sehr überhaupt der Verf., trotz seiner vielfachen, guten und trefflichen Eigenschaften, in manchen Dingen befangen war, dies geht besonders mit aus diesem Buche hervor, in welchem er offenbar aus Eingenommenheit nur eine Verfassung tadelt, die im Grunde nicht viel anderes Tadelnswerthes hatte, als daß sie — größtentheils unausgeführt blieb, *) und dagegen einem Lande, dessen geographische Lage wie die Bewohner so gänzlich von denen Englands verschieden sind, die brittische Verfassung über alles anpries, die denn doch, um nur einiges zu bemerken, in Betreff ihrer Parlaments-Einrichtungen die größten Mängel zeigt, und bei der manches, äußerlich als sehr glänzend und verführerisch dastehend, im Grunde nur illusorisch und gleichsam theatralisch ist. Denn, herrscht nicht in England, trotz der Ungebundenheit der Presse, eine Oligarchie mit großer Willkür? ist nicht das Elend von Irland ein sprechender Beweis von dem Geiste der Unterdrückung, der dort in den bevorrechteten Classen herrscht? zeigt nicht das feste Halten an den alten Einrichtungen, nach welchen einige verfallene Flecken das Wahlrecht üben, welches großen und volkreichen Städten versagt ist, wie sehr man sich müht, die Gewalt des Parlaments immer im Dienste jener Oligarchen zu halten? beweist nicht ferner des Landes unermeßliche Schuldenlast, das Pressen der Schiffsmannschaft, das Fortbestehen unterdrückender Feudalsatzungen, die geistlichen und weltlichen Sinecuren, das gothisch finstere Gewölbe der Criminal- und Civil-Justiz, und vieles Andre noch, die heutige Unzweckmäßigkeit dieser so oft und vielfach hoch gepriesenen freien Verfassung, deren, jetzt noch, weniges Gute, so überreichlich durch die schreiendsten Mängel aufgewogen wird?

Schließlich wollen wir noch das hier erwähnen, was der Verf. fast am Ende seines Werkes denen zuruft, die mit einer unverwüstlichen Hartnäckigkeit auf der unbedingten Wiederherstellung der alten Regierung in Frankreich bestehen. „Welch ein merkwürdiger Irrthum — sagt er — ist dies! Zwanzig Jahre der schrecklichsten Tyrannei und die Unterstützung von ganz Europa würden umsonst seyn, diese Absichten auszuführen. Zwischen einer Eroberung und den Mitteln, den Geist eines einmal erwachten Volkes zu unterdrücken, ist ein großer Unterschied. Selbst Türken und Tartaren ist es einst nicht gelungen, alles Licht, da wo sie hin drangen, auszulöschen; wie kann man dies im jetzigen Europa hoffen, wo Licht und Bildung dermalen in jedem Individuum leben, und immer mehr sich entwickeln! —"

Unsere Leser werden eingestehen, daß dies nur zu wahr ist, und dennoch — jedermann weiß es ja — gibt es genug Menschen, die nicht allein in Frankreich, das alte Frankreich wieder herzustellen trachten. Freilich wird ihnen dies nicht gelingen, wie es denn überhaupt im Reiche der Unmöglichkeiten liegt, Vergangenes wieder hervorzurufen, daß aber selbst manche der Besseren an Kopf und Herz, für den Moment wenigstens, dies nur glauben, ja, zum Theil selbst verblendet, wünschen können, dies ist es, was den Denker betrüben muß, der gesehen hat, mit welcher Anstrengung, mit welchen unermeßlichen Opfern die Morgenröthe (denn mehr ist es noch nicht) zu einem künftigen Tage heraufgeführt wurde, der vielleicht einst erst unsern Enkeln lacht.

102.

*) Sonst nichts? Wir meinen doch, daß sich ihr mehrere große Gebrechen nachweisen lassen. In der eben erscheinenden zweiten Lieferung des Neuen Conversations-Lexicons, S. 722, heißt es darüber unter dem Art.: Constitutionelle Ideen unter andern: „Die gesetzgebende, richterliche und regierende Gewalt sind nicht drei verschiedene in ihrem Wirken von einander vollkommen unabhängige höchste Gewalten, sondern verschiedene Functionen einer obersten Staatsgewalt, welche einander wechselseitig ergänzen und beschränken, und deren Thätigkeit von Einem Puncte, dem Regenten ausgeht. Die vollkommene Absonderung war ein Irrthum, welcher die Autoritäten in eine feindselige Stellung gegen einander versetzte, und welche immer nur mit dem Untergange der Verfassung endigen kann. Es war und ist einer der Grundfehler der französischen Constitution vom J. 1791 und der derselben nachgebildeten spanischen."

A. d. Red.

Noch ein Urtheil eines englischen Kunstrichters über die Fortunes of Nigel.

Dem unsern Lesern in No. 170 bereits mitgetheilten mögen sich folgende Stellen aus einer andern zum Theil sehr verschieden lautenden Beurtheilung dieses Romans in einer englischen Zeitschrift anschließen. Wir fürchten, läßt sich der brittische Aristarch vernehmen, Nigel ist eine der ungleichsten Hervorbringungen des Verfassers. Die glänzendsten Stellen desselben gehören zu den besten, die er geschrieben hat, aber sie liegen weit auseinander. Es ist keine Einheit darin, das Interesse vereinigt sich auf keinen Punct — kein Individuum, dessen Schicksal wir zu folgen wünschen. Der Roman scheint aus dem Gedankenbuche eines großen Novellisten geflossen, aber von einer sehr ungeschickten Hand zusammengesetzt. Die Helden, welche bei W. Scott den Namen geben, sind in der Regel schaal, aber dann pflegt er irgend einen andern Charakter einzuführen, den wir mit Vergnügen betrachten; hier ist keine der auftretenden Personen geeignet, wahres Mitgefühl zu erwecken. Trotz dieser und anderer Fehler, enthält das Werk Stellen, welche alles, was irgend ein lebender Novellenschreiber vermag, weit übertreffen. Hier ist, wir wissen nicht durch welche Zauberkraft und mystische Gewalt, das wahre und höchst anschauliche Bild der Zeit Jakobs I. wie handgreiflich vor unsere Augen gebracht. Dieser König ist der vollendetste von allen Charakteren, die in dem Buche auftreten. Er scheint ganz nach dem Leben gezeichnet. Das ungemein Kindische seines Geschmacks, seine kleinliche Eitelkeit, seine fast unglaubliche Mittelmäßigkeit, seine alberne Liebe zu Späßen, seine Pedanterie, seine Furcht vor einem nackten Schwerte — alle seine Schwächen und Thorheiten sind mit einer Wahrheit vor uns gebracht, welche in Erstaunen setzt. Einige möchten sich vielleicht wundern, wie ein Mann von unseres Autors politischer Meinung eine solche Schilderung von einer Person machen kann, deren Stirn ein königliches Diadem zierte. Aber was auch eines Dichters Glaubensbekenntniß seyn mag, sein Genius ist liberal. Er ist zu vertraut mit dem Wesen der Dinge, um von ihrem äußern Schein sclavisch abzuhängen. — Jemehr wir bei der Trefflichkeit dieses Werkes verweilen, je mehr bedauern wir, daß es nicht besser ist. Der die besten Stellen desselben schreiben konnte, sollte nicht für Buchhändler schreiben. Unglücklicherweise ist er von dem Geiste unserer Literatur angesteckt, welcher keinen Aufschub ertragen kann, sondern den Reiz des unmittelbaren Beifalls fordert. Jeder Schriftsteller des Tages der populär geworden ist, ist auch so periodisch, wie der Herausgeber eines Journals. Wir wünschen ernstlich, daß die größten Autoren die ihrem Genius schuldige Achtung lernten, daß sie den Muth haben möchten, für die Zukunft zu bauen, und nicht trachten einen Monat lang gepriesen und gelesen zu werden, sondern Werke hervorzubringen, deren Trefflichkeit auch den künftigen Geschlechtern bleibt.

August 1788 bis 11ten Juli 1789) und seines troisième ministère (vom 15ten Juli 1789 bis 8ten September 1790.)

(Der Beschluß folgt.)

Histoire de la ville de Laon, par J. F. L. Devisme. Laon 1822. 2 Bände. 8.

Die Geschichte einer französischen Provinzialstadt kann für uns Deutsche nur ein sehr untergeordnetes Interesse haben; die oben angezeigte wird jedoch dadurch merkwürdig, daß sie sehr umständlich die Kriegsbegebenheiten in und um Laon während der Feldzüge der Jahre 1814 und 1815 erzählt und einen Beitrag zur Geschichte jener wichtigen Jahre liefert. Der Verfasser, als ein guter Franzose, spricht zwar immer mit Entzücken von den Siegen seiner Landsleute und mit Haß von den fremden Truppen; jedoch erzählt er ziemlich unparteiisch, was er mit eignen Augen gesehen hat. Er sieht es als eine unerklärliche Nachlässigkeit der Buonapartischen Regierung an, daß die Stadt Laon, die am Vereinigungspuncte von vier Militairstraßen liegt, und zwar auf einer Anhöhe, wodurch dieser Platz im Kriege zu einem wichtigen Posten wird, nicht im mindesten befestigt worden war, als in den ersten Monaten des J. 1814 die Verbündeten in Frankreich einbrachen. Laon wurde daher auch ohne Widerstand am 12ten Februar eingenommen, und vergebens lieferte Napoleon in den Ebnen vor Laon ein sehr blutiges Gefecht, um es wieder zu erobern. Der Verf. gebraucht immer die eitle Vorsorge, zu bemerken, die Franzosen hätten der Mehrzahl weichen müssen. Laon bekam nun einen preußischen Intendanten, einen russischen Gouverneur und einen französischen Präfecten. „Der Gouverneur, erzählt Hr. Devisme, sey ein brutaler und habsüchtiger Mann gewesen, welchem alle Vorwände, um sich durch Beute zu bereichern, gleich gut gewesen wären. Er habe einmal eine Kriegssteuer von 25 tausend Franken ausgeschrieben und dieselbe in Zeit von 24 Stunden eintreiben lassen, unter dem Vorgeben, er bedürfe sie zur Bekleidung seiner Soldaten; dennoch habe er keinen Empfangschein geben wollen. Darauf habe man Klage wider ihn beim Kaiser Alexander geführt, welches ihn genöthigt habe, sich bei dem Maire mit einem Attestate wegen guten Verhaltens zu versehen; der Maire sey aber so klug gewesen, und habe zuvor den Empfangschein über die Contribution gefordert, worauf dann der Gouverneur es für besser erachtet habe, die Gelder zurück zu erstatten: il rendit ce qu'il avait extorqué, en échange de l'attestation qu'il désirait. Der Verf. setzt hinzu, dies sey wohl das einzige Beispiel einer solchen Zurückerstattung. Den mislungenen Versuch Napoleon's, sich des Platzes Laon wieder zu bemächtigen, hält Hr. Devisme für die Hauptursache seines Sturzes. Von der damaligen Lage der Stadt entwirft er ein trauriges Gemälde; die verschiedenen verbündeten Heere, die im Grunde sich einander nicht leiden konnten, bedrückten wechselseitig die Einwohner; was dem einen dieser Heere gegeben ward, forderte das andere sogleich auch; ein Theil der Stadt wurde geplündert oder verheert; einige Häuser wurden von Grund aus zerstört; die Vorstädte wurden vollends zu Grunde gerichtet; die umliegenden Dörfer waren meistens eingeäschert. Im J. 1815 liefen die Sachen etwas anders ab. Nachdem Napoleon sich wieder einstweilen auf den Thron Frankreichs gesetzt hatte, wählte er Laon zum Vereinigungspuncte eines der 10 Armeecorps und kam selbst am 12ten Juni dort an. Die Armee hatte das beste Ansehen und war voll Muth und Eifer; die Bewohner zweifelten keineswegs an ihrem glücklichen Erfolge. Allein Napoleon schien den Einwohnern von Laon voll Kummer und Sorgen, und ein ganz andrer Mann als zuvor. „Der stolze Beherrscher Europas, der zu der Zeit seines Ruhmes sich wenig zeigte kurze Audienzen gab und den Schwarm von Höflingen in der ehrerbietigsten Stellung hielt, ließ sich diesmal von allen Neugierigen umringen und drängen, antwortete vertraut jedwedem der ihn ansprach, ließ ein allgemeines Gespräch über die Vertheilung der dem Departement bewilligten Hülfsgelder sich entspinnen, und litt sogar den gänzlichen Mangel an Ordnung bei dieser Berathung. Er besuchte die begonnenen Arbeiten, schrieb neue vor und versprach im Nothfalle eine starke Garnison in Laon zu legen. Die Fremden hatten überall, wo sie im vorigen Jahre durchgezogen waren, schreckliche Erinnerungen nachgelassen. Zu Laon insbesondre fürchtete man nichts so sehr, als sie wieder zu sehen. Auch glaubte man allgemein an die Gefahr einer schändlichen Zerstückelung Frankreichs. Deshalb hatte man bei dem Abzuge der französischen Armee auch nur Einen Gedanken, von ihr hing das Schicksal Frankreichs ab."

Die Hoffnung der Laoner dauerte nur einige Tage; schon am 20sten um 6 Uhr Morgens bemerkte man eine außerordentliche Bewegung auf der Chaussée nach Chambry zu. Bald sah man eine Menge Soldaten mit zerrissenen Kleidern, mit Staub und Blut bedeckt in der größten Unordnung herbeieilen; einige hatten nicht einmal ihre Wunden können verbinden lassen, die Reuter gingen zu Fuße, die Fußgänger hatten keine Wäffen mehr; alle waren abgemattet und ausgehungert; Officiere und Soldaten gingen durcheinander und sprachen kein Wort; Wuth und Verzweiflung war in ihren Mienen ausgedrückt. Nachmittags, als die Flüchtlinge durch die Vaux-Vorstadt sich immer häufiger hindurchdrängten, kam ein Dragonerofficier auf dem Wege von Rheims angeritten, stieg beim Postmeister ab und kündigte an, der Kaiser werde sogleich ankommen. Um 4 Uhr langte wirklich eine übelaussehende Kalesche unter Begleitung von 5 bis 6 Reutern im Hofe des Posthauses an; es saßen vier Personen darin; wer zuerst ausstieg, war Napoleon, er begab sich ins Haus und mußte im Gehen hören, wie jemand ziemlich barsch ausrief: Ihre Soldaten laufen davon! er wendete den Kopf weg, ohne ein Wort zu sagen. Kurz darauf kamen noch zwei schlechte Wagen an, und das kaiserliche Gefolge bestand nun aus einem Dutzend Personen, worunter man den Herzog von Bassano und den General Bertrand bemerkte. Später vermehrte sich dasselbe mit dem Marschall Soult, Jerome Buonaparte und drei oder vier Generalen; sie führten drei tausend Mann mit sich, deren Annäherung einen Augenblick Unruhe verursachte. Unterdessen hatte sich das Gerücht von der Gegenwart Napoleon's schnell in der Stadt verbreitet, der Präfect, der Departementscommandant, einige Mitglieder des Municipalrathes und ein Detaschement der Nationalgarde waren hinzugeeilt. Denjenigen, den sie acht Tage zuvor mit seiner ganzen Macht umgeben gesehen hatten, fanden sie nun entblößt und verlassen wieder. Er ging stillschweigend mit untergeschlagenen Armen und finsterem Blicke auf und ab, im Angesichte aller Menschen, in einem offnen Pachterhofe; und, als ob das Schicksal nöch deutlicher hätte das Ende seiner Herrlichkeit bezeichnen wollen, so war der Hof ganz mit Stroh bestreut; dieser Umstand fiel sogar den Einfältigsten auf, und der Pöbel sagte: das ist Hiob auf dem Misthaufen. Die Menge der Zuschauer bildete einen Kreis um ihn herum; er ließ sich mitten unter ihnen zu trinken bringen, und da einige schwache Stimmen ein Vivat hören ließen, so begrüßte er sie mit abgenommenem Hute und mit dem Glase in der Hand. Man behauptet, daß, als jemand zufällig verlauten ließ, N. müsse wohl verrathen worden seyn, er erwiderte: Nein, es ist die Macht der Umstände. Man erzählt ferner, der Präfect habe ihm einen allgemeinen Aufstand der Nationalgarden des Departements vorgeschlagen, N. aber habe diese Maßregel verworfen, mit der Bemerkung, es wäre zu spät. Aus demjenigen, was er hernach den Kammern in Paris ankündigte, sollte es schei-

nen, als ob er den Aufstand anbefohlen habe. Einen bestimmten Befehl hat er jedoch nicht zurückgelassen. Nach den lakonischen Antworten auf einige wenige Anreden, verfiel er wieder in seine Träumereien. Laon war der Ort, wo er über die ihm übrig bleibenden Hülfsmittel zu berathschlagen beschlossen hatte, und von diesen Entschlüssen sollte sein letztes Schicksal abhängen. Die traurige Erfahrung des vorigen Jahres hatte ihn nur allzu sehr die Wichtigkeit der Lage Laons kennen lehren. Auch hatte er schon von Philippeville aus Befehl ertheilt, man sollte sich zu Laon wieder versammeln, wie es im J. 1557 das zu St. Quintin besiegte Heer gethan hatte. Er hielt Rath mit seinen Begleitern auf der Flucht; einer von diesen hat kürzlich bekannt gemacht, was in diesem Rathe vorfiel. Napoleon's Meinung war, man müsse zu Laon bleiben, dort sogleich den Kern eines neuen Heeres bilden und Grouchy erwarten, der nicht fehlen könnte anzukommen; von diesem Puncte aus, sagte er, werde ich die Bewegungen des Feindes beobachten, und habe die Hoffnung ihn aufhalten zu können. Sollte er, wider alle Erwartung, es wagen, auf Paris loszugehen, vermittelst der Landstraße von St. Quintin, so wird es mir ein leichtes seyn, dort eben so früh, als er, anzulangen. Uebrigens kann ich von hier aus alles leiten was dort geschehen soll; meine Brüder können für dasjenige sorgen, was ich nicht vorhergesehen habe. Dieser Vorschlag wurde lebhaft bekämpft. Man behauptete, die Armee wäre zernichtet, so daß sie nicht mehr wiederhergestellt werden könnte; Grouchy könnte den Engländern oder den Preußen nicht entgehen; Frankreich könnte nur durch sich selbst gerettet werden; wenn Napoleon zauderte, sich in der Hauptstadt zu zeigen, so würde jeder edelmüthige Entschluß durch lügenhafte Berichte unterdrückt werden, wogegen seine Anwesenheit den Eifer der Nationalgarde und der Föderirten anfachen würde; seine Abwesenheit würde, wie im J. 1814, Muthlosigkeit und Lauigkeit zur nothwendigen Folge haben. Zu andern Zeiten würde er auf diese Bemerkung wenig geachtet haben; vielleicht würde sich auch niemand dergleichen Aeußerungen haben erlauben können; allein seine stolze Seele beugte sich schon unter der eisernen Hand des Unglücks. „Wohlan, sagt er, da ihr es für nöthig erachtet, so laßt uns nach Paris aufbrechen. Ich bin aber überzeugt, daß ihr mich einen dummen Streich begehen laßt; mein wahrer Platz ist hier." Ehe dieser Entschluß gefaßt war, wurden dem Postmeister verschiedenartige Befehle gegeben, Pferde wurden für entgegengesetzte Landstraßen bestellt und abbestellt, ein einziger Wagen fuhr nach Lafere davon.

„Nichts entging der unruhigen Neugier der Zuschauer. Sie zerbrachen sich die Köpfe mit Vermuthungen über die Ursachen dieses langen Bleibens an einem Orte, welcher dem Range der Person so wenig angemessen war. Sie benachrichtigten die beständig durchziehenden Soldaten, Napoleon wäre da; allein diese wandten sich ab, ohne sich aufzuhalten. Es erschien dann ein Obergeneral mit einigen Bedienten. Es war der Marschall Ney; jemand rief: Der Kaiser ist da, wollen Sie nicht hineingehen und ihn besuchen? Heftige Rührung drückte sich in den Gesichtszügen des Marschalls aus. Er ging in das Haus, und da er kurz darauf wieder herausritt, so glaubte man auf seinem Gesichte mehr Heiterkeit zu bemerken. — Napoleon fuhr um 10 Uhr in einem von einem Bürger geliehenen Wagen ab. Er zog mit eben so wenig Gefolge, als er angekommen war, durch die Stadt, nachdem er noch versprochen hatte, nach zwei Tagen wieder zukommen und zur Vertheidigung des Ortes und der Sicherheit der Gegend persönlich Befehle zu ertheilen. Allein kaum regierte er noch diese kurze Frist. Man hatte sonst die Schnelligkeit bewundert, womit er Kriege beendigte und Throne stürzte. Diesmal mußte er selbst zum Beispiele einer Revolution dienen, die noch schneller ablief, als alle von ihm hervorgebrachte. Der Kampf, der sein Schicksal entschied, dauerte nur drei Tage, und höchstens hundert Tage machen den Zeitraum aus, während welches er sich des Thrones bemächtigt, negocirt und zur Vertheidigung seines Reiches ins Feld gezogen und Schlachten geliefert, und nachdem er vergebens die Repräsentantenkammer auf andere Gesinnungen zu bringen versucht, durch eine zweite Abdankung auf immer von dem hohen Range herabstieg, worauf ihn das Glück erhoben hatte."

Man sieht, daß Hr. Devisme kein übler Geschichtschreiber der unter seinen Augen vorgefallenen Begebenheiten ist. Nach der zweiten Einnahme von Paris wird seine Erzählung minder wichtig. Soult hatte wieder ein Heer von zwanzig tausend Mann zu Laon versammelt, und damit sich nebst Grouchy nach Paris begeben, um die Hauptstadt zu decken. Zu Laon hatte er eine Garnison von 2500 Mann zurückgelassen. Die Stadt war diesmal etwas befestigt worden, und die Einwohner waren entschlossen, sich tapfer zu vertheidigen. Bei der Nachricht der neuen Staatsumwälzung legten die Bürger die weiße Kokarde wieder an, die Soldaten aber behielten die Dreifarbige und riefen dem Kaiser Vivat. Der Commandant verlangte Verhaltungsbefehle von Paris; er bekam aber nur unbestimmte. Zuletzt hieß es, die verbündeten Truppen sollten in die Stadt gelassen werden; dies brachte das Volk dergestalt auf, daß es den Commandanten würde gemishandelt haben, wenn er sich nicht verborgen hätte. Hr. Devisme wagt den Commandanten nicht zu nennen, läßt aber verlauten, er habe den Verbündeten allzuleicht nachgegeben und den patriotischen Eifer der Bürger und Soldaten schlecht unterstützt. Dieser erhielt endlich von Paris den Befehl zu capituliren, das Geschütz im Namen des Königs vorzuenthalten. Nun wollten die Soldaten ihren Anführer aufhenken; es kam noch zu einigen Feindseligkeiten zwischen Franzosen und Preußen; zuletzt wurde die Capitulation geschlossen, und die Garnison ließ sich bereden, zur Loire abzuziehen, nachdem die Stadt 14 Tage lang blokirt worden war. Hierauf kommen in Devisme's Geschichte bittere Klagen über das Betragen der Preußen während ihres Aufenthaltes zu Laon: die Nationalgarde hätten sie, der Capitulation zuwider, entwaffnet, die Bürger gedrückt, geplagt und mishandelt, sogar an Priester und Frauen Hand angelegt, das Postbüreau hätten sie eines Tags erbrochen und alle Briefe zerstreuet; den Präfecten hätten sie fortgeschleppt, weil er sich geweigert habe, ihren unsinnigen Requisitionen Folge zu leisten. Desto mehr Achtung habe man für den Kaiser Alexander gehabt, der seinen Truppen keine dergleichen Erpressungen erlaubt habe. Am 12ten December sey man endlich diese lästigen Gäste losgeworden.

52.

Miscellen.

Gegen einen toscanischen Staatsminister von großer Erfahrung, erzählt ein Recensent in der Biblioth. Universelle, lobte ich einst gewisse anderwärts eingeführte Einrichtungen und bemerkte, daß sie in Toscana eben so leicht als vortheilhaft nachgeahmt werden könnten. Ach, sagte der Minister, die krankhaften Stoffe theilen sich leicht von Volk zu Volk mit, aber die Gesundheit ist nicht ansteckend. — Der Recensent findet diese Bemerkung fein und treffend. Wenn man aber einmal diese Begriffe von der Natur auf die Politik überträgt, so kann man auch einen Schritt weiter gehen und hinzufügen, daß hier, wie dort, die Gesundheit auch einzig und allein aus dem Innern des Organismus quellen und stammen kann, weil sie sonst nicht Gesundheit wäre. Wenn man die künstlichen Inoculationsversuche unserer Politiker betrachtet, und die außerordentlichen Folgen, welche sie sich davon versprochen: so scheint es, als ob diese Wahrheit ihnen gar nicht einleuchten wolle.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 19. August 7.

Literarische Notizen aus Wien.

(Beschluß aus der Beilage No. 18.)

Von theatralischen Darstellungen sahen wir den Wunderschrank, Original-Lustspiel in vier Aufzügen von Holbein. Eine Komödie aus allem möglichen zusammen gesetzt, sowohl in Betreff der Begebenheiten, als der Charaktere. Der Wunderschrank ist das geringste Wunder; die Leute verstecken sich und schlüpfen bei der Rückseite hinaus. Alles Andre läßt sich weit weniger aus natürlichen Ursachen herleiten. Das Stück hat übrigens eine gute Theater-Appretur und unterhält. — Hierauf zeigte man uns das Bild der Danae, dramatisches Spiel in zwei Acten von Deinhardstein. Eine Anekdote aus dem Leben des Salvator Rosa hat den Stoff dazu geliehen. Nach einer Erzählung von Hoffmann, betitelt Signor Formica, mag es jedoch zunächst bearbeitet seyn. Durch anziehende Situationen und mehrere gut geführte Scenen, auch einen in größtentheils fließenden Versen sich bewegenden Dialog zeichnet sich dieses kleine Spiel aus. Im nächsten dramatischen Almanach, von Kummer herausgegeben, wird es gedruckt erscheinen.

Auf dem Theater an der Wien kam die eiserne Jungfrau zum Vorschein, nach Le temple de la mort von Cuvelier und Leopold. Die deutsche Bearbeitung ist von dem seit mehrern Jahren hier schriftstellernden Freiherrn v. Biedenfeld. Ein tüchtiges Spectakel-Melodram! Die Jungfrau ist ein Bild mit beweglichen Armen, das die Gefangenen umklammert und erdrosselt. Eine Verfolgte nimmt den Platz ein und gibt ihrem Feind den Tod. Die Skalden lassen ihre Stimme in diesem Melodram erschallen. Die Musik von dem Herausgeber der hiesigen musikalischen Zeitung, Friedrich Kanne, ist besonders in den Chören mit Einsicht und Wirksamkeit behandelt.

Von dem italienischen Opernpersonal ist noch aufgeführt worden: Elisabeta, Regina d'Inghilterra. Als diese Oper vor längerer Zeit auf dem Theater an der Wien gegeben wurde, hat sie im geringsten nicht gefallen; dies mal wurde ihr rauschender Beifall zu Theil. Die Musik ist von Rossini. La Gazza ladra war schon auf zwei Theatern oftmals wiederholt worden; jetzt wurde sie, gleich einer neuen Erscheinung, mit Enthusiasmus aufgenommen.

Der berühmte Flötenspieler Drouet, im Dienst des Königs von Frankreich, hat in sechs Concerten die Bewunderung aller Hörer, der Kenner und Nichtkenner, erworben. Einen lieblicheren Ton und eine größere Geläufigkeit, selbst in den für dieses Instrument schwierigsten Tonarten, lassen sich kaum annehmen. Die Kraft verwendet er mit Mäßigung, der Ausdruck geht mehr aus dem rein und schön gebildeten Ton, als aus dem Gemüth hervor; der Künstler beschränkt sich auf diejenigen Vorzüge, die ihm eigenthümlich sind, und worin er unüberwindlich ist.

Eine Reihe von Gastrollen hatte wieder auf dem Hoftheater des recitirenden Schauspiels Statt. Der Bühnenkünstler Maurer, vom Hoftheater in Stuttgardt, trat zuerst als Bayard auf, dann unter andern auch als Cäsar in Schiller's Braut von Messina, als Cäsar in Donna Diana, als Sigismund in Calderon's Schauspiel: Das Leben ein Traum u. s. w. Der Erfolg war überall gering, und, man darf sagen, er verminderte sich je länger je mehr. Das Publicum wollte weder die Declamationsweise, weder Haltung, Stellung, noch Bewegung wohlgefällig aufnehmen; ja es vermißte sogar ein sicheres Gedächtniß und fand, daß der Gastspieler sich zuweilen ein wundersames Pasticcio von Versen und Prosa nicht fürübel nahm. — Madame Maurer gab die Gurli, dann Isabella in dem Lustspiel: Die Quälgeister. Ihre erste Darstellung befriedigte mehr als die zweite und letzte auf dieser Bühne. Jetzt setzen Beide auf dem Theater an der Wien ihre Gastspiele fort. Vielleicht ist der Erfolg dort glänzender. —

Nun zu den Erscheinungen im typographischen Gebiet. Die zweite Lieferung der k. k. Bildergallerie im Belvedere zu Wien, nach den Zeichnungen des Hofmalers von Berger, in Kupfer gestochen von verschiedenen Künstlern, ist erschienen; nebst Erklärungen in artistischer und historischer Hinsicht in deutscher und französischer Sprache. Herausgeben von C. Haas. Kl. Quart, auf Velinpapier. Pränumerationspreis jeder Lieferung 3 fl. C. M. Enthält: Rubens, die Wunder des heiligen Ignatius, gestochen von Langer. 2) Tenier's, Abraham's Opfer, gest. von Berkowitz. 3) Hobdema, Waldgegend, gest. von Ponheimer sen. 4) Holbein's eignes Bildniß, gest. von Ponheimer jun. — Die zweite Lieferung des Pränumerationswerks: Europäisches Panorama, oder Abbildung und Beschreibung merkwürdiger Haupt- und Residenzstädte, wichtiger Handelsplätze und andrer berühmter Orte in Europa. Nach den neuesten, besten und zuverlässigsten Quellen bearbeitet von Oehlinger. Kl. Quart auf Velinpapier. Preis jeder Lieferung 1 fl. 15 Kr. C. M. Diese Lieferung enthält: Paris. — Stockholm. 2) St. Petersburg. — Neapel. 3) London. — Barcellona.

Bei Franz Wimmer ist herausgekommen: Lehre, Stärkung, Beruhigung und Trost für Christen. In sechshundert Bibelsprüchen. Taschenformat. Broschirt 45 Kr. C. M. Die hier gegebene Sammlung biblischer Stellen ist nur dem Leser christlichen Sinnes bestimmt, und mit geprüfter Auswahl unternommen. Sie soll ihm zum reichen Schatze von Erkenntnissen und Empfindungen, zur unerschöpflichen, immer frischen Quelle von nützlichen Betrachtungen und von reinen, seligen Gefühlen, zur besten und kräftigsten Nahrung für Kopf und Herz werden. Was hier gegeben ist, soll ferner als ein christliches Stammbuch, als ein Wanderbüchlein auf der Reise durchs Leben dienen. Auch der Lehrer der reiferen christlichen Jugend findet hier vielfältigen Stoff zum Unterrichtszweige, der jedem andern vorzugehen hat, und jeden andern begleiten soll. — Die Texte des alten Testaments wurden aus den ältesten deutschen Uebersetzungen, verglichen mit dem Urtexte, und jene des neuen Testaments nach der Uebersetzung der heiligen Schriften des neuen Testaments von Carl und Leander van Eß, zweiter Auflage, genommen.

Paul Selmar's Religionsunterricht für die katholische Jugend hat die vierte Auflage erlebt. In dem kurzen Zeitraum von vier Jahren wurden 16000 Exemplare vergriffen. Es enthält in gedrängter Kürze alle Glaubens- und Sittenlehren unserer heiligen Religion in einer richtigen katechetischen Ordnung, nebst einer Uebersicht der Geschichte des alten und neuen Testaments. Es eignet sich daher vorzüglich zu einem Handbuch, aus welchem Kinder die Religionswahrheiten wiederholen und dem Gedächtniß einschärfen können, so wie zu einem Leitfaden für Katecheten und Religionslehrer bei ihren verschiedenen Religionsvorträgen.

Bei J. G. Heubner erschien: Valentini nobilis ab Hildebrand, Institutiones Practico-medicae. Edidit, redegit, ac propriis lectionibus accomodavit filius: Franciscus nobilis ab Hildebrand. Tomus tertius, continens: Doctrinam de febribus inflammatoriis comitatis, et inflammationibus topicis in specie; 5 fl. C. M. Nachdem der im Jahre 1821 erschienene zweite Band der Institutionis etc. die Wechselfieber vollständig, dann das Allge-

meine von den anhaltenden Fiebern und von der Entzündung geliefert hat, folgt nun, der daselbst aufgestellten Eintheilung gemäß, im 3ten Bande die Abhandlung über diejenigen anhaltenden, entzündlichen Fieber, welche von echter, und welche von einigen Arten der unechten (specifischen) Entzündung begleitet sind.

Bei Steiner und Comp. (Kunst und Musikhändler) Allgemeiner musikalischer Katechismus, oder kurzer Inbegriff der allgemeinen Musiklehre zum Behuf der Lehrer und ihrer Zöglinge, von Just. Heinr. Knecht. Vermehrte und verbesserte Auflage. Zeichnet sich durch eine leichte und faßliche Methode, mittelst einfacher und verständlicher Fragen, den Schülern die Grundprincipien der Musiklehre beizubringen, sie über die Begriffe von den Tönen, Tonzeichen, Tact, Tactarten, Noten und technischen Ausdrücken, Tonleitern, Tonarten, Intervallen, Accorden u. s. w. befriedigend aufzuklären, und dieses in klaren, keines Misverständnisses fähigen Beispielen, in gedrängter Kürze.

Bei Geistinger: Das Bergrecht in den sämmtlichen k. k. österreichischen Staaten, zum Leitfaden der Vorlesungen über dasselbe an der Universität bearbeitet, und, mit Rücksicht auf der preußischen und anderer Länder Bergrechte, dargestellt vom Professor v. Jung. 3 fl. W. W.

Oesterreichs Schwämme nach lebendigen Originalen in Wachs und nach der Natur in ausgemalten Abbildungen dargestellt. Mit Beschreibungen und einer ausführlichen Naturgeschichte in deutscher und lateinischer Sprache. Herausgegeben von Leopold Trattinnick. Mit illuminirten Abbildungen 10 fl. W. W. Mit Wachsabbildungen 175 fl. W. W.

Bei C. Armbruster: Handbuch der Hebammenkunst von Thomas Loderer. Erster Theil. In gr. 8. Broschirt 2 fl. C. M. steif gebunden 2 fl 8 Kr. C. M. Durch Kürze und Klarheit im Vortrage, durch Vermeidung zweckloser Wiederholungen und durch die Zugabe von acht erklärenden Kupfertafeln hofft der Verfasser seine schwierige Aufgabe nicht unbefriedigend gelöst zu haben. Er ist auch gesonnen, die Instrumental-Geburtshülfe mit allen jenen Verbesserungen bekannt zu machen, wozu eine reiche Selbsterfahrung Veranlassung gab. Ebenfalls wird er seine gemachten Bemerkungen und Erfahrungen über die Fieber-Zustände, sowohl während der Schwangerschaft, als im Wochenbett selbst mittheilen.

Von dem unermüdet thätigen und fruchtbaren k. k. Consistorialrath Augsburger Confession Jakob Glatz ist die dritte vermehrte und verbesserte Auflage seines Trostbuchs für Leidende, bei Heubner, erschienen. Mit einem Titelkupfer gr. 8. Broschirt 1 fl. 30 Kr. C. M.

Bei Anton Doll: Handbuch für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate, mit mehreren Hauptrouten der angrenzenden Länder, von Red. Edlen v. Jenny. Erste Abtheilung, die am rechten Donauufer liegenden deutschen Staaten, und das lombardisch-venetianische Königreich, nebst einigen Hauptrouten durch Baiern, Helvetien und Oberitalien enthaltend. 28 compreß gedruckte Bogen in gr. Med. 8. Preis für beide Abtheilungen 10 fl. W. W. Dieses Werk gewährt eine anschauliche Darstellung der größern Städte und ihrer Umgebungen, der besuchtesten Badeörter und Gesundbrunnen, der sehenswerthesten Schlösser, Thiergärten und Burgruinen, der wichtigsten Bergwerke, dann der schönsten und interessantesten Gegenden der Monarchie. Nebst sorgfältiger Benutzung der sämmtlichen periodischen Zeitschriften und den eigenen Reisebemerkungen des Verfassers, haben auch mehrere schätzbare handschriftliche Nachrichten wesentlich zur Vervollständigung beigetragen. Die zweite Abtheilung, welche die böhmischen, galizischen und ungarischen Erbländer, zugleich aber auch das alphabetische Register begreift, erscheint spätestens bis Mitte August d. J. Alsdann wird der oben angeführte Preis bedeutend erhöht werden.

Oesterreichische Volksmährchen v. Franz Ziska. Bei C. Armbruster. In 12. auf Velinpapier, broschirt 40 Kr. C. M. Diese Volksmährchen wurden in der schönen österreichischen Gebirgskette gesammelt, die sich von des Schneebergs schauerlichen Wüsten herüberneigt bis hart an die freundlichen Wogen der Donau. Ihr Zweck ist, einen, wenn auch geringen, Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache und Volkskunde zu liefern. Es wurden daher alle bei möglichster Sorgfalt in Sprache und Vortrag so treu wiedergegeben, wie sie der laut zuhorchenden Menge von alten Müttern oder Greisen des Abends im traulichen Spinnekämmerlein, oder vor der Hausthür im Düstern eines dichtbelaubten Baumes, den der Urahn pflanzte, erzählt werden. Ein beigefügtes kleines Wörterbuch dient zur wesentlichen Verständigung der Mundart.

Bei C. Gerold: Vierter Theil des Buchs: Christus und Moses. Für und gegen die Juden, von Ant. Fidelis Ramiesky, erzbischöflichen Consistorialrath 2c. 8. Preis 36 Kr. C. M. Im Allgemeinen wird hierin der Werth und die enge Verbindung des alten und neuen Bundes der göttlichen Offenbarungen dargestellt, und gezeigt, daß die christliche Religion in Ansehung ihres Stifters, ihrer reineren und vollkommneren Grundsätze, ihrer innern Verfassung und großen Vortheile, die sie ihren Bekennern gewährt, die mosaische Gesetzgebung weit übertreffe. In diesem vierten Theile wird zu beweisen gesucht, daß Jesus Christus der verheißene Messias, der Erlöser der Menschen ist.

Im Schrelmbschen Verlage: Der Börsemann in Wien, oder Beschreibung aller ältern und neuern österreichischen Staatspapiere, nebst einer Anleitung zu den Börsegeschäften überhaupt, und einer Anzeige der Gewinnste bei den nächsten Ziehungen der Staatslotterie, so wie auch der bisher verlooften Obligationen von der älteren Staatsschuld. Kostet broschirt 1 fl. W. W.

Bei Geistinger: Grundriß der gerichtlichen Veterinairkunde, zum Gebrauch für Physiker, Kreischirurgen, Thierärzte, Oekonomen und Rechtsgelehrte, vom Professor J. G. von Am-Pach auf Grünfelden. 2 fl. 40 Kr. W. W. — Ferner, Handbuch der Veterinairkunde, in besonderer Beziehung auf die Seuchen der nutzbarsten Hausäugethiere für Physiker, Thierärzte u. s. w. von demselben. 2 fl. 40 Kr. W. W.

Kaum möchte irgend ein Werk, eine Abhandlung, eine Theorie oder Demonstration bessern Abgang haben als das Buch aller Bücher: Die aufgeklärte wiener Hausfrau. 's ist aber auch ein kostbares Ding um eine solche Hausfrau! Nächst diesem behauptet sich das neue, große, geprüfte und bewährte (wie Aerzte und Apotheker bezeugen können) Linzer Kochbuch, in zehn Abschnitten, mit tausend sechshundert ein und sechzig Kochregeln für Fleisch- und Fasttage, sehr faßlich und deutlich beschrieben. Eine fünfte verbesserte Auflage ist mit 275 Speisen vermehrt und mit Kupfern geziert. Kostet ungebunden nur 4 fl. 30 Kr. Diesen gelehrten Werken fügen wir noch hinzu, das täglich immer fort und fort, damit Niemand seines Magens vergesse, mitten unter den Komödienzetteln paradirende: „Was kochen wir heute?" mit viertelsellen-langen Buchstaben gedruckt. Dann noch den eben erst angekündigten Sparofen zum Kochen, Braten und Backen, allen deutschen Hausmüttern empfohlen und mit zwei Abbildungen ausgestattet.

Die Redaction des Sammlers scheint ihre literarische Beilage (Literaturblatt) aufgegeben zu haben. Zwei der letzten Aufsätze (von Fr. Wähner) waren werthvoll, vorzüglich die Beurtheilung über Meister's Wanderjahre von Goethe. Scharfsinnig und geistreich, aber etwas zu phantasiereich. Vergleicht man nämlich die Kritik mit dem Werke selbst, so kann man, wenigstens wie dieses in einander geschichtete Fragmentarium jetzt da liegt, die

glänzenden Voraussetzungen, Erklärungen und Andeutungen des begeisterten Recensenten schwerlich darin wiederfinden. — Das in einer früheren Notiz erwähnte Büchlein: De inflammatione cerebri, vel involucrorum ejusdem, Diss. inauguralis, ist jetzt im Druck erschienen und führt den Titel: De Kephalitide, während der erstgenannte in dem Vorwort zur Erklärung dient. Der Verf. ist ein junger Pole, der jetzt im allgemeinen Krankenhospital prakticirt, Namens Dr. Stich. G. P. W. Sievers steht nicht mehr in literarischer Verbindung mit der wiener Zeitschrift, und wird vielleicht nächstens wieder Notizen aus Paris liefern — vielleicht auch nicht. An seiner Stelle hat Hr. Berling das Geschäft übernommen, wie vorher. 39.

Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger.

(Beschluß aus No. 180.)

Nicht eben so sorgfältig wie die Lebensbeschreibungen der älteren Niederländer hat die Verfasserin die der deutschen Meister behandelt. So wird Hans Holbein der jüngere sehr kurz abgefertigt, und nur mit ein paar Worten des bewundernswürdigen Holbeinischen Gemäldes in der dresdner Gallerie erwähnt. Das Tiefe darin, daß der deutsche große Meister, nicht wie der große Italiener die Königin des Himmels auf Wolken über die Erde und über die Heiligen stellte, daß Holbein mit zarter Menschlichkeit vielmehr die Mutter Gottes unter Menschen, in den Kreis einer frommen Familie, als Freundin des Hauses, eintreten läßt, wo sie durch Hoheit und Milde nicht bloß Ehrfurcht, sondern liebende Anbetung und Vertrauen erweckt, — daß unsre Freundin uns darauf nicht aufmerksam gemacht hat, deshalb möchten wir wohl ein wenig mit ihr rechten. Eben so übergeht sie es ganz, daß eine treffliche Wiederholung dieses Bildes sich in der Sammlung der Gemahlin des Prinzen Wilhelm v. P. in Berlin befindet. Der unvergleichlichen Studien zu dem dresdner Bilde, welche sich in der Bibliothek zu Basel befinden, und des herrlichen Cyklus von Gemälden, welche die Leidensgeschichte des Erlösers umfaßt, ebenfalls auf der basler Bibliothek, erwähnt die Verfasserin gar nicht. Das Fuggersche Familienbild hätte ebenfalls verdient, als eins seiner bedeutendsten Werke in Deutschland angeführt zu werden. Von der schönen Geburt Christi in der Universitäts-Capelle des Doms zu Freiburg hätte uns die Verfasserin nothwendig einige Nachrichten geben sollen, da dieses Bild oft irrig für ein Gemälde von Baldunggruen ausgegeben wird, welches aber Professor Heinrich Schreiber sehr richtig für Holbein's Arbeit erkennt. Immer wären auch die auf dem Rathhause zu Augsburg befindlichen Jugendwerke Holbein's zu berücksichtigen gewesen.

Noch weniger befriedigend als diese Lebensbeschreibung ist die darauf folgende des Lucas Cranach. Gerade über dieses Künstlers Leben und Werke fand die Verfasserin an unzähligen kleinern und größern Schriften, unter welchen wir blos das neueste und umfassendste anführen wollen: (Versuche über die Werke und das Leben Lucas Cranach's von Joseph Heller) sehr zweckdienliche Vorarbeiten und in dem trefflichen Altargemälde zu Weimar, dem Wohnorte der Verfasserin, eine um so dringendere Aufforderung, das Leben dieses Meisters mit besonderer Sorgfalt und Vollständigkeit darzulegen. Statt dessen aber hat sie Cranach mehr unter die merkwürdigen, als unter die trefflichen Künstler gezählt, und Lebensumstände fallen lassen, welche uns gegen diesen trefflichen Mann mit Achtung und Zuneigung erfüllen. Bei der Ueberschrift hätten wir sogleich zu bemerken, daß die Verfasserin den Namen Lucas Cranach; Kranach schreibt, welche neue Orthographie deshalb nicht gestattet werden kann, weil der Künstler selbst sich nie Kranach schrieb, noch zu seinem Monogramme sich eines K. bediente, und also durch die willkürliche Vertauschung des C. mit K. leicht Irrthümer in der Auslegung von Monogrammen entstehen können. Zu loben ist es, daß die Verfasserin nicht der neumodischen Meinung beitritt, daß Cranach 1470 geboren sey, sondern, der Wahrheit gemäß, sein Geburtsjahr 1472 richtig angibt. Es wird in dieser Lebensbeschreibung die Meinung angenommen, daß Cranach zweimal nach den Niederlanden reiste und zwar das Erstemal in früher Jugend, als nach Belehrung und Ausbildung strebender angehender Künstler. Obwohl kein Grund dem zu widersprechen vorhanden ist, so ist doch auch kein Beweis für diese Behauptung anzuführen, welcher Gültigkeit hätte, und Heller zweifelt an dieser zweimaligen Reise (Versuch, Seite 4, Anmerk. 3). Es ist nicht zu leugnen, daß Cranach's Art des Farbenauftrags der ältern niederländischen Manier ähnlich ist, jedoch von dieser sich noch sehr unterscheidet, auch brauchte er, um diese Art malen zu lernen, nicht selbst nach den Niederlanden zu reisen, da diese Kunst ja schon bis nach Italien vorgedrungen war. Ueber die Reise Cranach's nach Palästina im Gefolge Friedrich des Weisen, ist unsre Verfasserin in Ungewißheit. Joseph Heller hebt alle Zweifel daran im schon mehrmals angeführten Buche, S. 111, Anmerk. 47 gründlich auf. Es befindet sich nehmlich nach Schröckh's Kirchengeschichte in der Schloßkirche zu Wittenberg eine von Cranach gemalte Tafel, auf welcher er die merkwürdigsten Orte, die er auf dem Wege nach Jerusalem aufzeichnete, in schönen Farben zur Erinnerung an diese Wallfarth abmalte.

Mehrere sehr rührende und bewundernswürdige Züge aus Cranach's Leben, durch welche sich seine Freundschaft zu Luther, und Treue zu seinem unglücklichen Herrn Johann Friedrich dem Großmüthigen, bewährte, welche Cranach's Herzen und zugleich seinem Verstande Ehre machen, hat unsre Verfasserin zum Theil ganz weggelassen. Man lese hierüber historisch-kritische Abhandlung über das Leben und die Kunstwerke des berühmten deutschen Malers Lukas Cranach, erster Abschnitt §. 6 und 7 nach, und Heller's Versuch über das Leben und die Werke Lucas Cranach's Seite 37 bis 50. In der Beurtheilung von Cranach's Werken setzt die Verfasserin ihn zu sehr herab, indem sie sagt, es müsse wahrhaft schmerzlich seyn, sein Gemälde neben dem van Eyk's, Hemmelink u. s. w. aufgestellt zu erblicken. Was seine künstlerische Ausbildung anbelangt, so können wir freilich nicht umhin, ihn wegen Mangels wissenschaftlicher Hülfskenntnisse zu beklagen, oft scheint es, als fehle es ihm ganz an perspectivischen, so wie an historischen Kenntnissen, wodurch er sich denn ungeheure Anachronismen zu Schulden kommen ließ; doch käme es noch darauf an, zu untersuchen, ob Cranach aus Unwissenheit oder aus Grundsatz in seinen historischen Gemälden sich stets des Costüms seiner Zeit bediente. Als Colorist war er in der Blüthezeit seines Lebens wohl allen seinen Zeitgenossen und Vorgängern vorzuziehen. Wärme und Zartheit der Farbe zeichnen seine echten Bilder aus, und er bedurfte, wie Titian, nur leichter Schatten, um seine Figuren zu runden. Kein Meister ist wohl so um seinen Ruhm durch Gehülfen und Schüler bestohlen worden, als Cranach, denn wie viel Gemälde, selbst mit seinem Monogramme, mögen Copien seyn.

In Cranach's größern Compositionen zeigt er sich mehr als malender Dichter, und weniger als den Totaleindruck berücksichtigender Maler, daher sind seine großen Gemälde mehr Gedichte als Bilder, und eben daher kommt es, daß er oft mehrere Momente in eine Darstellung zusammenfaßte, alle Theile eines Bildes gleich deutlich, als zusammengehörige Theile des poetischen Gedankens, ausführt, wodurch freilich oft Haltung, Perspective und malerische Wirkung beeinträchtigt wurden. Diese Fehler zeigen also nicht, wie die Verfasserin meint, einen Mangel an Phantasie, sondern nur eine

mehr poetische als künstlerische Richtung derselben an. Als Zusatz zur Beschreibung des Cranachschen Altarbildes zu Weimar führen wir an, daß ohne allen Zweifel Lucas Cranach der jüngere, dessen Gemälde sich durch eine weichere Behandlung von seines Vaters Werken unterscheiden, den Christus, welcher die Hölle besiegt, auf diesem Altargemälde, so wie die beiden dazu gehörigen Seitentafeln, worauf die trefflichen Portraite angebracht sind, gemalt hat. Eine herrliche Wiederholung dieses Altarbildes, noch mit vielen Figuren bereichert, von Lucas Cranach dem jüngern, befindet sich auf der Rathsbibliothek zu Leipzig. Die vorzügliche Beschreibung des weimarschen Gemäldes von Heinrich Meyer (über die Altargemälde von Lucas Cranach in der Stadtkirche zu Weimar) müssen wir hier anführen, weil in derselben Cranach's Verdienste und Mängel unparteiisch beurtheilt werden.

Die Verfasserin führt nun fort, uns mit Künstlern bekannt zu machen, welche immer mehr den Verfall der Kunst herbeiführten, und selbst Karl von Mander, dessen Lebensbeschreibung dieses Werk beschließt, gehört unter diese.

Die Verfasserin schildert uns das Leben dieses wackern Mannes, der mit vielem Ungemach zu kämpfen hatte, mit ergreifender Wahrheit und flößt uns durch diese Biographie, welche zu den gelungensten dieses Werkes gehört, eine Freudigkeit des Herzens ein, die uns beseelt, wenn wir einen tüchtigen Mann beobachten, welcher frischen Muth im Unglück, Besonnenheit in Gefahr behält, und nach überstandener Prüfung die Reinheit und Heiterkeit seines Gemüths siegreich und nur befestigter davon trägt, der sich so wie alle, welche ihr Schicksal an das seine knüpften, durch eigne Kraft und Thätigkeit aus Noth und Dürftigkeit emporarbeitet. Die Verfasserin schließt ihr Werk mit einer nicht genug zu beherzigenden Ermahnung, sie sagt: „Daher trachte jeder vor allem nur darnach, den reinen, wahren Zweck seines Strebens nie aus den Augen zu verlieren, ohne sich durch Lob oder Tadel der dazu Unberufenen irren zu lassen. Das Rechte siegt doch am Ende, wenn es auch für den Augenblick verkannt wird. Auch die alten Meister, deren Namen diese Blätter schmücken, lagen lange verachtet in Staub und Nacht verborgen, jetzt umstrahlt sie frischer jugendlicher Glanz; ihr Andenken ist bei uns erwacht, und hoffentlich werden nachkommende Jahrhunderte ihren hohen Werth anerkennen und ihre Werke mit Sorgfalt vor ihrem gänzlichen Untergange zu schützen suchen.“ Wir fügen dieser Ermahnung den Wunsch hinzu, daß die alten, trefflichen Werke nicht nur gerettet werden, sondern eine Saat für künftige bessern Zeiten seyen, daß sie nicht blos in Kunstkammern eingeschlossen bleiben, sondern daß Künstler diese hohen Vorbilder ins Herz schließen, und im Geiste derselben liebens- und verehrungswürdige Werke von neuem hervorbringen mögen.

Quandt.

Berichtigung.

Suum cuique.

In Binzer's encyclopädischem Wörterbuche ist unter dem Artikel: Achromatische Gläser und Fernröhre zum Schluß angegeben:

„Der vortreffliche deutsche Mechaniker von Reichenbach in München hat diese Fernröhre seit einigen Jahren ungemein vervollkommnet. Er brachte es zuerst dahin, reines Flintglas von außerordentlicher Größe zu verfertigen, und macht jetzt achromatische Fernröhre mit Objectivgläsern von 1 Fuß im Durchmesser, was vorher selbst den besten englischen Künstlern nicht gelungen war.„

Dies ist unrichtig.

Unser Reichenbach hat seinen Ruhm dem Multiplicationskreis, Passagen-Instrumenten ꝛc. zu danken; aber alles Optische an seinen mit Recht bewunderten Instrumenten rührt von dem großen Optiker, Dr. Joseph Fraunhofer her, der ehemals das Institut in Benedict-Beuren dirigirte, welches Institut aber nun ganz hierher verlegt ist, bis auf das Glasschmelzen, zu welchem Zweck Fraunhofer im Winter alle 4—5 Wochen noch einmal nach Benedict-Beuren reist und dort den Bedarf schmelzt, welches Geheimniß des Glases, beneidet von Engländern und Franzosen, jetzt nur noch allein in Fraunhofer existirt. Ehemals hieß die Firma: Utzschneider, Reichenbach und Fraunhofer, so daß Utzschneider der Unternehmer für die Geldvorschüsse und das Merkantile, Reichenbach der Verfertiger der Kreise und des mechanisch-mathematischen Theils der Instrumente, und Fraunhofer der Gläser, Teleskopen und alles Optischen daran war.

Seit mehreren Jahren hat sich diese Societät aufgelöst, und sind daraus folgende 3 entstanden:

1) Reichenbach (mit Hinzunahme eines geschickten Mechanikers Ertel,) liefert noch 3-füßige Kreise, Heliometer, Passage-Instrumente.

2) Das optische Institut unter der Firma: Utzschneider und Fraunhofer, liefert alles Optische, was von München ausgeht. Die Seele davon ist dieser scharfsinnige Fraunhofer, der für Gießen, Schleifen und Poliren des Glases einen bis daher unbekannten Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und Entdecker in der Optik ist, wie seine schon in alle Sprachen übersetzten Abhandlungen über die Benutzung des Lichtes beweisen. Alle astronomischen Instrumente, die Reichenbach liefert, nehmen ihren optischen Theil, Teleskope ꝛc. von ihm.

3) Ein mechanisch-mathematisches Institut, unter der Firma: Utzschneider und Liebherr, liefert zweifüßige Kreise und andere astronomische Instrumente, nimmt aber auch alles, was es von Optik braucht, von Fraunhofer.

Fraunhofer ist der erste, der durch sein Geheimniß der Glaserzeugung Objectivgläser von 9 Zoll liefert, und jetzt eben stehen in seinem Attelier zwei Teleskope von einer Größe, wie sie auf dieser Erde noch nicht gemacht worden sind, als Gegenstand allgemeiner Bewunderung, eins für die göttinger, eins für die dorpater Sternwarte.

München, den 13ten Juni 1822.

T.

Der Schleier der Königin Maria Stuart.

Der Schleier, mit welchem die unglückliche Königin auf dem Blutgerüste ihr Haupt bedeckte, existirt noch, und gehört zu den unbezweifelt echten Reliquien, der von der katholischen Kirche kanonisirten Frau. Seiner Größe nach ist er eher ein Shawl oder eine Schärpe als ein Schleier zu nennen. Er ist, (der Sage nach von der Königin eigner Hand) mit langen Streifen von goldnen Flittern gestickt, welche sich kreuzen und kleine Vierecke bilden, und mit einer goldnen Borte versehen, der man nachmals einen zweiten Rand hinzugefügt hat, in welchem mit goldnen Buchstaben die Worte zu lesen sind:

„Velum Serenissimae Mariae, Scotiae et Galliae Reginae Martyris, quo induebatur, dum ab hereticа ad injustissimam mortem condemnata fuit. Anno Sal. MDLXXXVI. a nobilissima matrona Anglicana diu conservatum et tandem, donationis ergo Deo, et Societati Jesu consecratum.“

Diese historische und poetische Reliquie ist gegenwärtig im Besitze des Sir J. C. Hippisley, der von mütterlicher Seite von den Stuarts abstammen will. Er hat sie vom Cardinal von York geerbt, dem letzten Zweige dieses vertriebenen Königshauses, von welchem sie als ein theurer Familienschatz aufbewahrt worden war.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 20. August 14.

Jahrbücher der Literatur. Sechzehnter Band. 1821. October. November. December.

(Fortsetzung und Beschluß aus No. 179.)

Art. V. Caricaturen des Heiligsten, von Henrich Steffens, in zwei Theilen. — Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1819. Erster Theil. 8. 451 S.

Der mit M. unterzeichnete Recensent könnte nach dieser Probe unter den Frères ignorantins Wunder thun. Der kleine Vorstoß aus der Geschichte der neuen deutschen Philosophie sieht aus, wie der Saum einer Narrenkappe. Steffens ist durchgehends misverstanden. Wo der Verfasser nach seiner bekannten Weise auf dem Hippogryphen des Ideellen emporsteigt, da liegt der Recensent mit der Nase im Staube des Reellen; wo jener im Tone der Salbung, Religion und Philosophie als Schwestermusen des Heiligen anspricht, schlägt dieser im Eifer des Exorcismus ein Kreuz und fängt an zu beten, anstatt zu beweisen. Die Strenge seiner Rechtgläubigkeit hat ihn jedoch nicht vor einer Ketzerei S. 81. bewahren können. In dem Sinne, wie daselbst von der Offenbarung des göttlichen Wesens geredet wird, widerspricht sie sich selbst, folglich auch dem Christenthum. Jedermann muß den Widerspruch finden, der das Verhältniß des Allgemeinen zum Besondern richtig einsieht. Wie hat die hochnothpeinliche Stelle den Argusaugen der Wiener Censur entgehen können? Freilich schläft der beste Censor bei dem Dudelsack des Unsinns eben so leicht ein, als Argus bei der Flöte des Merkur. (Ließ sich denn nicht das Geschreibsel censiren, wie Cato Carthago censirt oder vielmehr rasirt hat?) *) Außerdem erhält Steffens Lob und Tadel fast immer von der verkehrten Seite. Erklärt sich dieser mit edler sittlicher Schärfe gegen die lärmblasende, sich selbst vorreitende Wohlthuerei der letzten Zeit; vertheidigt er den Krieg als ein nothwendiges Mittel der allgemeinen Belebung, damit die Menschheit nicht ein stinkender Sumpf werde, so gebehrdet sich der Recensent wie ein Almosenvater bei der Kasse und sagt weise das Gebot her: Du sollst nicht tödten. Dafür gehen wieder an andern Orten die unstatthaftesten Behauptungen ungerügt hin. Eine solche ist z. B. das Ansinnen, der wahre Bürger müsse trachten adelich zu werden. Ein wahrer Edelmann muß nach diesem Grundsatze wenigstens Graf, Fürst, Herzog werden wollen; ja steckt ein recht vornehmer Geist in ihm — Steffens hat bekanntlich eine eigene Caste vornehmer Geister entdeckt — so wäre er übermenschlich großmüthig, wenn er es nicht in der Stille auf einen König und Kaiser anlegte und selbst mimisch nach dem Bart des Großsultan griffe. Auf diese Weise verwandelte sich zuletzt der Staat in die leibhafte Gestalt des ewigen Juden. Halt! Halt! Jeden adelskranken Bürgerlichen soll man zur Strafe in zwei Betten legen, wie er zwischen zwei Stühlen sitzt. Die jämmerliche Opposition, welche hier und da gegen den Adel zum Vorschein kommt, wiederholt nur mit leerer Spiegelfechterei den bekannten Zuruf: Stehe auf, daß ich mich niedersetze. Der wahre Bürger will und soll, wie mich dünkt, im schönen Gefühl seines festbegränzten, selbstgenugsamen Lebens eben nur Bürger seyn, nicht mehr und nicht weniger. Die Caricaturen des Heiligsten, unstreitig ein originelles und sittlich tüchtiges Werk, sind schon hinlänglich besprochen worden, unter andern auch im Hermes von einem handfesten Logiker, jedoch mehr im Styl der Wort- als Sachkritik. Der Krug verräth sich, aus welchem die Recension geflossen.

Im sechsten Artikel beurtheilt Aloys Primisser zwei Werke gemeinschaftlichen Inhalts. 1) Von altdeutscher Baukunst durch C. L. Stieglitz. Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1820. 247 S. in 4. — 2) Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Baukunst von Büsching. Breslau, 1821. Bei Joh. Friedrich Korn dem Aeltern. 84 S. in 8.

Stieglitz will bekanntlich das charakteristische Wesen der altdeutschen Baukunst von Byzanz herleiten. Er findet den Weg nach Byzanz, dem heutigen Konstantinopel, leichter als der strategische Julius von Voß. Mitunter scheint der verdienstvolle, gelehrte Architekt über weite Strecken auf der Wünschelruthe gereist zu seyn. Ich will damit keineswegs an den Besen der Hexen erinnern, wenn sie am Gallatage den Blocksberg besuchen. Das Motto der Schrift, aus Göthe entlehnt, heißt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Desto schlimmer, daß der Leser von dieser Fülle nur wenig abbekommt. Das Romantische wird immer nur, wenn man auf den Grund sieht, durch das Romantische erklärt. Die Sache ist so unleugbar richtig als der Satz: Ich bin Ich. (Ich bin Nichtich kommt in praxi häufiger vor als das Gegentheil) Für die lange Zeit der Beschäftigung hat der verehrte Stieglitz die Untersuchung des schwierigen Gegenstandes nicht sonderlich weiter gefördert. Die alten Bauverbrüderungen zieht er als Freimaurerbündnisse an. Nicht jedermann hat so helle Augen, wie die Sonntagskinder von der Kelle. Mit gleichem Rechte ließe sich auch der Erzvater Noah in seiner Arche als Großmeister der ersten Loge betrachten. Zimmer- und Mauerwerk sind ja nur zwei Seiten eines und desselben Blattes. Büsching läßt seinerseits die altdeutsche Baukunst auf gut autochthonisch, wie einen Schwamm, aus der vaterländischen Erde wachsen. Das Kreuzgewölbe und die länglich viereckige Kirchenform, auf welche er sich als den Anker der ursprünglichen Deutschheit stützt, macht ihm Primisser mit vieler Unschuld und Ruhe durch unabweisliche Thatsachen gründlich zu Wasser. Thut nichts; am Wasser ist noch kein Schwamm gestorben. Die Recension, welche bald links, bald rechts gegen die beiden Verfasser im Wege des anständigsten Friedens einschreitet, zeichnet sich aus durch Sachkenntniß, Anspruchslosigkeit, Umsicht und Ordnung. Primisser's Beschreibung der Armbraser jetzt in Wien befindlichen Sammlung empfiehlt sich dem Publicum durch gleiche Vorzüge.

Die Charaktere der Classen, Ordnungen, Geschlechter und Arten oder die Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems, von Heinrich Mohs. Dresden 1820. In der Arnold'schen Buchhandlung. 100 S. in 8.

Da der Recensent, laut der ersten Worte, über dieses Werk vor der Hand nichts Entscheidendes sagen will, so kann unser einer das Nichts unmöglich in Etwas verwandeln. Ex nihilo nihil fit. Behüte! (Oft wird aus dem Nichts recht Viel, dürfte man gewissen Leuten glauben.) Der Verfasser erklärt die Naturgeschichte als die Wissenschaft, aus gegebenen naturhistorischen Kennzeichen eines Naturproductes dessen systematischen Namen und umgekehrt zu finden. Die Gegenerinnerung des Recensenten scheint nicht besonders tristig. Ist es für die Charakteristik zu wenig, wenn man den Menschen als ein Säugethier mit zwei Händen erkennt? Diese Beschreibung macht den Menschen zu einem derben Packan von Geburt und das ist Viel.

*) Davor bewahre uns der Himmel! Wenn solches Censiren in Bausch und Bogen einmal Mode würde, was würde der Bequemlichkeit der Censoren wohl nicht als Unsinn erscheinen? Es müßte denn jemand das für ersprießlich halten, daß unsere ganze Literatur einmal auf eine Zeit still stände.

D. Red.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freiherren von Hormayr und von Mednyansky. Dritter Jahrgang. 1822. Wien, im Verlage der Franz Härter'schen Buchhandlung. gr. 12. 456 S.

Dieses Taschenbuch hat nur drei Fehler. Erstlich ist es kein Taschenbuch, denn die dazu erforderlichen Taschen müßten gewaltig groß seyn. Zu seinem Transport gehört schlechterdings das wiederkehrende Zeitalter der gewaltigen Haarbeutel und Pochen. Zweitens ist es nicht vaterländisch, denn das Vaterland wohnt nirgends vorzugsweise in verfallenen Burgen und in trockenen Ahnentafeln. Richtiger wäre der Titel: Adelliches Taschenbuch u. s. w. Zuletzt kommt indessen nur ein Freiherrlich Hormayrsches heraus. Der Herausgeber mag wohl wissen, warum er die alten Stammbäume schüttelt. Glück zu den Früchten im Schooße! Der Mosaik der Ahnentafeln traue ich wenigstens nicht mehr so leicht als sonst, seitdem das Hormayrsche Archiv den Adel des vielfach verdienten Geheimen Hofraths Cotta von Cottendorf — recta linea — von Cotta dem Römer aus den Zeiten der Republik mit jovialer Dreistigkeit abgeleitet hat. Das saubere genealogische Machwerk muß Hormayr geschrieben haben. Das verrätherische Monogramm ist statt der Löwenklaue der berühmte Kinnbacken, mit welchem Simson die Philister schlug. Diese genealogische Finte verwundet den ältesten Adel Oesterreichs in der Wurzel. Welche Figur spielen nun gegen Cotta von Cottendorf die Dietrichsteine, da sie mit ihrem Ahnherrn dem Marhanenkönig Swatopluk schon im neunten Jahrhundert sitzen bleiben? Was hilft es ihnen, wenn man den Stein wegwälzt und sie mit Hormayrscher Hand auf den großen Dietrich von Bern (Theodorich, König der Ostgothen) setzt? Sie gehen selbst durch diese Flugmaschine nur bis ins sechste Jahrhundert nach Christi Geburt zurück. Der Herr Baron muß nicht Hebräisch verstehen, sonst hätte er wahrscheinlich besagten Stammbaum unmittelbar an ein Blatt des Paradieses geklebt. Dieses Taschenbuch ohne Geschichte heißt endlich drittens mit Unrecht ein Taschenbuch für Geschichte. Sind verballhornte Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder Geschichte? Nein. Sind Ahnentafeln in mäandrischen wüsten Windungen Geschichte? Nein, nein! Sind Gedichte — Geschichte, weil sie zufällig auf einander reimen? Nein nein, nein! In den drei bisherigen Jahrgängen des Taschenbuches findet sich auch nicht ein einziger mit historischer Kunst geschriebener Aufsatz. Die sogenannten Biographien strotzen sämmtlich von Rauschgold und würdigen dadurch die Muse Klio zur Marketenderin herab. Der Leser glaubt zuletzt auch ans Wahre und Gute nicht mehr, weil beides im Tone der Apotheose vorgetragen wird. So ist der Hr. Baron statt Historiograph blos Büchermacher des Reiches und Hauses von Oesterreich. Gegen die leichte Waare der gewöhnlichen Taschenbücher mag indessen der schwere Ballast dieses historischen Fahrzeuges im todten Meere noch immer für Zähne mit Damascenerklingen eine gute Prise seyn. Auch die Tendenz des Werkes, dieser große Zielpunct für die Scharfschützen der heutigen Censur, verdient soviel Empfehlung als jedes andere privilegirte Aushängeschild. Die Kupfer dieses Jahrganges haben sich gegen sonst bedeutend gebessert, lassen sie auch noch zu wünschen übrig. Ein großer Uebelstand ist z. B. gleich die geschwollene Hand des heldenmüthigen, regierenden Fürsten Johann Lichtenstein. Im Bilde des Historiographen, besonders in den Schreibfingern, wäre die Schwulst allerdings richtig angebracht.

Der Recensent des Büchleins, M. von Collin, früher Herausgeber der Jahrbücher, hat in einer etwas schwerfälligen Schreibart gute literarische Kenntnisse, z. B. über die Gesänge Ulrichs von Lichtenstein, sorgfältigen Fleiß und kluge Schonung der Verhältnisse mit diplomatischer Artigkeit an den Tag gelegt. Die Artigkeit würde noch mehr wirken, merkte man sie weniger. Ueberartig ist die Sitte, den Historiographen in spe, denn er muß, wie gesagt, diesen Titel noch erst verdienen, bei wiederkehrenden Gelegenheiten jedesmal nicht schlechtweg den Verfasser, sondern mit einem verstärkten Accent den Herrn Verfasser zu nennen. Der Herr Recensent, nein, Recensent, der Herr, oder der Recensent, mein Herr, hätte bedenken sollen, daß von der hohen Herrschaft, die man Publicum nennt, auf der Rennbahn der Literatur kein Wappen gilt, als dasjenige, welches der Geist vorträgt.

Epitome Institutionum Juris Hungarici privati. Budae, typis R. Universitatis Hungaricae. 1819. 344 S. in gr. 8.

Die Recension recapitulirt und berichtigt an vielen Stellen den Inhalt und schließt mit der Bemerkung, dieses Schulbuch sey eine jugendliche Arbeit, bei der wegen ermangelnder Vollständigkeit die Erklärung des Professors das Beste thun müsse. Da man jetzt im Fabrikwesen die Menschen immer mehr durch Maschinen ersetzt, so ist es allerdings eine zweckmäßige, ganz im Geiste der Zeit liegende Gegenanstalt, gute Lehrer beim Joche schlechter Bücher als Vorspann zu brauchen. Ein solches Fuhrwerk liefert die beste Uebersetzung des beliebten: Eile mit Weile.

Marino Faliero, doge of Venice, an historical tragedy, in five acts, with notes by Lord Byron. London. John Murray. 1821.

Der Recensent hat sich Willibald Alexis unterzeichnet. Im Hermes ist derselbe Willibald Alexis vor kurzem durch sein Urtheil über die butterweichen dramatischen Werke Houwald's als ein etwas zarter kritischer Schäfer erschienen. Wer aber das Lob des pastoralen Houwald auf der Schalmei der Kritik geblasen hat, ohne recht Tact zu halten, den muß man mit großer Vorsicht hören, wenn er von dem dämonischen Byron redet.

Historische Werke von A. H. L. Heeren, Ritter des Guelphen-Ordens, Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen. Erster Theil. Göttingen, bei Röwer 1821. 451 S.

Nach einigen Andeutungen über den schriftstellerischen Standpunct Heeren's kommt der ungenannte Recensent zu dem ersten Hauptgegenstande, den politischen Folgen der Reformation. Heeren's Urtheil, so schätzbar im Einzelnen, konnte bei seiner offenbaren Unempfänglichkeit für das Mittelalter unmöglich nach allen Seiten genügend ausfallen. Das Mangelhafte, Parteiische, Inconsequente verschiedener Behauptungen hat der Recensent glücklich aufgedeckt und zugleich ihren Quell mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen. Heeren war für die höhere, allgemeine Umfassung viel zu ausschließend in seinem Protestantismus; wie denn dieselbe Einseitigkeit auch bei den Katholiken vorkommt. Freilich hat eine reine, historische Vermittelung fast unbesiegbare Schwierigkeiten. Je höher der Geschichtsforscher, als solcher, steht, desto weniger kann er es den Parteien recht machen, die am Ende, wie wenig es auch sonst ihre Art ist, gar brüderlich in der menschenfreundlichen Entdeckung zusammentreffen, es stecke hinter dieser angeblichen Unbefangenheit nichts, als der leibhafte Antichrist. Mag übrigens das Resultat Heeren's noch so einseitig ausgefallen seyn, so gewährt es doch durch seine stark protestantische Farbe den Vortheil, wenn es mit der streng katholischen und folglich auch nur partiellen Ansicht verglichen wird, daß die hervortretende Schärfe des Gegensatzes einem freien, selbständigen Geiste die Tiefe des verkannten Zusammenhanges leichter öffnet, als jede obenhin fahrende, schwankende Darstellung. Zum Glück kommt, trotz der Hindernisse von außen, die Zeit immer näher, wo denkende, selbstbewußte Katholiken und Protestanten einsehen, die Reformation könne als ein Factum der Weltgeschichte nicht länger in der unhaltbaren Form eines dogmatischen Streits behandelt werden, der höchst inconsequent dasjenige auf beiden Seiten als entschiedenes Seyn bereits voraussetzt, was auf historisch-kritischem Wege einzig

und allein nach der Möglichkeit des Werdens betrachtet seyn will. Sonach wird der religiöse Geschichtschreiber immer derjenige bleiben, welcher die mannichfaltigen Gestalten des Glaubens mit ihren anhangenden innern Stimmungen in ungetrübter, vollständiger Eigenheit durch ein allgemeines Organ in sich begreift, so daß jedes Einzelne in dem höhern wohlverbundenen Ganzen wie von selbst den rechten Ort einnimmt. Eine feste Richtung nach einer bestimmten Seite kann mit der Freiheit der aneignenden Capacität sehr wohl bestehen, wenn man nur nicht, wie häufig geschieht, die eigentlichste Vollendung im Besondern als das leichte und sichere Ergebniß einer allgemeinen Beschränktheit ansieht. Es muß ja der Mensch überhaupt Mannichfaltiges haben, um nur Eins wahrhaft zu seyn.

Die Bemerkungen des Recensenten, der so wenig den Katholiken verleugnet, als Heeren den Protestanten, drehen sich besonders um den Punct: auch ohne die Reformation würde das Gebrechen der Kirche auf dem Wege des Friedens geheilt worden seyn; eine Behauptung, die in derselben Form gegenwärtig bei vielen katholischen Schriftstellern vorkommt. An und für sich beruht ihr Gewicht lediglich in der Kraft der historischen Divinationsgabe. Die außerordentlichen Begebenheiten der letzten Zeit sind keineswegs geeignet, den Glauben an historische Seher zu stärken. Das Talent der Divination, angewendet auf die Vergangenheit unter veränderten Verhältnissen, ist eine Art von rückwärts gekehrtem Prophetensinn. Abgesehen vor der Hand von der Zuverlässigkeit desselben, kann er im besten Falle nur Aufmerksamkeit verdienen, wenn die Zeit nicht allein nach ihrem innersten Geiste ergriffen, sondern auch mit genügenden Belegen auf einem anderen, als dem Wege der Wirklichkeit, an ein festes Ziel geführt wird. Diese anschauliche Verknüpfung, dieses heuristische Darstellen fehlt ihr gänzlich, und so kann jene Berufung nicht den Genuß geistiger Gewandtheit gewähren. Mir scheint übrigens ein solches Verfahren, selbst unter den Händen eines Meisters, an und für sich und zwar überall unstatthaft. Das Geschehene hat schlechterdings keinen problematischen Charakter, es wäre anders, hätte es anders seyn können, es steht da und wirkt wie irgend etwas Nothwendiges. Die höchste Aufgabe des Geschichtsforschers liegt darin, alles zu ordnen, daß der Zusammenhang der Dinge als eine unzerreißbare Kette, als ein unzertrennliches Ganze erscheint, dem sich beliebig weder etwas nehmen, noch zufügen läßt. Die geringste historische Willkür setzt eine andere Welt, als die wirkliche, voraus, ist also dem Inhalte nach ein bloßer Traum. Wer hat denn Muth genug, um ein naheliegendes und großes Beispiel zu wählen, die französische Revolution als ein willkürliches Einschiebsel auszuscheiden, die Lücke mit dem Reichthum seiner historischen Phantasie auszufüllen und darnach den gegenwärtig möglichen Zustand Europas auch nur in allgemeinen Zügen zu entwickeln? Nur ein politisches Utopien entsteht unter dieser Voraussetzung. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit der Reformation, sie ist als Begebenheit, wie jede andere, für nothwendig anzusehen; der unparteiische Historiker muß dahin streben, diese ihre Nothwendigkeit aus der Fülle der Thatsachen zu beweisen. Je strenger er sich an die Seite des Nothwendigen hält, desto weniger wird er beistimmend oder widersprechend Partei nehmen. Es liegt nichts Verfängliches und Anstößiges in dieser gleichsam mathematischen Strenge, denn die menschliche Freiheit zählt ja vorzugsweise unter den Factoren mit, welche das Product des nothwendigen Zusammenhanges bilden helfen. Endlich bleibt auch das Streben nach dem Gehalt des Nothwendigen immer nur ein Versuch des Annäherns im Geist der richtigen Methode, ohne daß genau genommen das Ziel je erreicht werden könnte. Versteinerung des Geschichtlichen steht davon nicht zu fürchten, alles kommt vielmehr dadurch in den lebendigsten Fluß.

Der zweite Hauptgegenstand umfaßt die Entstehung und das Wachsthum des brittischen Continentalinteresses. Die Recension enthält eine gedrängte Uebersicht. Sehr interessant sind die Bemerkungen über die frühern Grundsätze der englischen Politik gegen das revolutionaire Frankreich in Vergleichung mit den neulichen, wohlbekannten Aeußerungen der englischen Minister hinsichtlich der Begebenheiten in Neapel und den von Oesterreich dagegen ergriffenen Maßregeln. Dieser Punct kommt natürlich nur im Vorbeigehen zur Sprache. Eine wissenschaftliche Erörterung, zwar nicht ganz unabhängig von der größern oder geringern Macht des Interesse, aber auch nicht einzig und allein durch dasselbe bestimmt, wäre zu wünschen. Ist die Isolirung der Staaten eine Chimäre, die in die Augen springt, so entsteht nun die große schwierige Frage, die, zufolge des Grundsatzes, unausbleiblichen Collisionen im Sinne des Ganzen und den Rechten der einzelnen Staaten gemäß mit Consequenz auszugleichen. Die Praxis wird aber hier so wenig, als anderswo, auf die Theorie warten. Unter der Hand richtet sich auch wohl die letztere nach der ersten. Der Satz gilt für bewiesen, so lange ihm die Opposition nichts anhaben kann. Da keine historisch gegebene Lage einer andern ganz gleicht, so bleibt die Entscheidung jederzeit mißlich, welche aus der Uebereinstimmung der Umstände hervorgehen soll. Es möchte z. B. nicht schwer seyn, bedeutende Unterschiede zwischen der Gestaltung der Dinge in Frankreich und Neapel aufzufinden, wie man freilich auch ohne sonderliche Anstrengung gewisse Symptome der Verwandtschaft festsetzen kann. Die Politik legt den Accent auf das Abweichende oder Einstimmige der Verhältnisse, je nachdem die Regel der Nationalwohlfahrt befiehlt, der ein sympathetischer Zug zum Heile der europäischen Christenheit von selbst einwohnt. Man könnte ganz allgemein von der europäischen Menschheit sprechen, wenn die heilige Allianz nicht wäre, die ihrem Sinne und Tone nach das Christliche und Unchristliche so vortrefflich von einander geschieden hat. Die Beilegung der türkischen und griechischen Händel muß darüber ein neues glänzendes Licht verbreiten, wenn es nicht schon brennt.

Die dritte und letzte Untersuchung betrifft die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß der politischen Theorien und die Erhaltung des monarchischen Princips in dem neuen Europa. Der Recensent hat die heilsamsten Wahrheiten hervorgehoben und mit eigenen gehaltvollen Bemerkungen verflochten. Die treffenden Worte über den Contrat social des Rousseau können als ein Beispiel für Mehreres dienen. Zum Schluß folgen verschiedene allgemeine Gedanken über die wesentlichsten, nimmer genug erkannten Richtungen im Leben eines Staates. Mit Nachdruck und Einsicht wird vorzüglich des religiösen Einflusses gedacht. Die Recension gehört zu dem Preiswürdigsten dieses Bandes, sowohl durch die glückliche Wahl des Gegenstandes, als die verständige, gewissenhafte Behandlung. Ein Geist der Milde und Versöhnung belebt sie auch da noch, wo sie gegen gangbare Vorstellungsweisen ankämpft. Nicht immer halten sich die Jahrbücher so streng in den Grenzen der sittlichen Wohlanständigkeit. Besonders sollte eine gewisse Polemik mehr Stachel und weniger Zähne zeigen.

Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift, von Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg. 1821. Hamburg bei Perthes und Besser. gr. 8. Erster Theil. 476 S. Zweiter Theil 503 S.

Der Recensent ist M. von Collin. Die Darstellung ist besser gerathen als in der Beurtheilung des Hormayrschen Taschenbuches, wahrscheinlich weil sie unmittelbarer vom Herzen kam. Die literarisch-kritischen Bemerkungen zeichnen sich aus durch eigenthümlichen Gehalt. Auch über die Stellung Stolberg's zu dem Zeitgenossen kommen erfreuliche Aufschlüsse vor, wie denn mehrere zarte und interessante Puncte würdig besprochen werden. Die Darlegung des Inhalts ist genau und vollständig in der bekannten Collinschen Weise. Oft räumt er Stolberg zu viel ein. So sucht dieser z. B. überall

Berührungspuncte auf zwischen den religiösen Meinungen der nichtchristlichen Völker mit dem christlichen Offenbarungsglauben. Ein solches Bemühen verdient Lob, sowohl unter dem Gesichtspunct des Rationalismus, als der Offenbarung. Nur verfährt Stolberg nicht kritisch genug, sieht mehr auf die Masse als auf den Kern. Die größte Leichtgläubigkeit herrscht besonders in den Combinationen über die Verbreitung der Offenbarung nach weit entlegenen Ländern durch Personen der heiligen Geschichte, und zwar in solchen Fällen, wo diese selbst darüber schweigt. Zu solchen angeblichen Wanderungen gehört bei den damaligen großen Schwierigkeiten und mangelnden Antrieben nicht viel weniger, als die Schnelligkeit des Lichts. Man wird bei der Gelegenheit an die ehemals versuchte Ableitung der Schweden von Japhet erinnert. Je weniger sich solche Behauptungen geschichtlich erhärten lassen, desto mehr schaden sie in Gestalt unbegründeter Vermuthungen und frommer Wünsche der guten Sache. In dogmatischer Hinsicht ist gleichfalls Verschiedenes allzu sorglos ausgesprochen. Wie sehr schielt und hinkt z. B. die Hinweisung auf das dreifache Wesen der Gottheit nach indischen Begriffen, wenn eine Anspielung auf das christliche Geheimniß der Dreieinigkeit darin liegen soll, wie aus dem Zusammenhange erhellt. Der Recensent hätte freilich, als Katholik und in Wien, durch theilweisen noch so triftig vorgebrachten Widerspruch gegen den rechtgläubigen Stolberg vielen beschränkten Köpfen leicht ein Aergerniß geben können. Aus diesem Grunde glauben wir es uns auch erklären zu können, wenn er sogar mit Stolberg an der Tugend der Heiden zweifelt. 112.

Nachrichten aus Schweden.

(Beschluß aus No. 187.)

Neulich im Druck erschienene merkwürdige schwedische Bücher.

Inhalt des 9ten Heftes der periodischen Schrift Iduna: 1) Frithioff, poetische Sage von Tegnér; man sieht diese Dichtung als das vortrefflichste Werk des Verfassers an. 2) Ueber die uralte Verfassung Schwedens, von Geyer. 3) Herzog Friedrich von der Normandie, ein romantisches Epos, herausgegeben durch Gumälius, Mag. Docens; dieses Sprachdenkmal von sehr hohem Alter wurde um das Jahr 1300 auf Befehl der Königin Euphemia übersetzt. 4) Verschiedene Abhandlungen antiquarischen Inhalts, von Schröder, Wallmann und dem Adjunct an der Universität zu Lund, Bruzelius.

Gustav Wasa, episches Gedicht, von Sr. Excell. dem Grafen Sköldebrand, dessen Vater *) den ersten Entwurf in Alexandrinern verfaßt hatte; das Epos ist jetzt in Hexametern.

Gedichte von Euphrosyne (Julie Swärdström). Schweden hatte in der letztern Zeit nur Eine Dichterin, Mad. Lenngrée, die sich durch leichte, spielende Grazie und eine große Naivität auszeichnete, der aber die Tiefe mangelte, weswegen sie die eigentlichen Saiten des Gemüths nicht anschlug. In ein Gefilde von schönerem Umfang ist Euphrosyne eingetreten: sie gefällt fast in allen Gattungen ihrer Kunst; ihre Gedichte gehören zu den beliebtesten im Vaterlande.

Lilien in Saron, erstes und zweites Heft. Diese Sammlung kürzerer lyrischer Gedichte hat ausgezeichnete einzelne Schönheiten, nur bestimmt nicht selten eine cabbalistische Mystik den Ton. Im zweiten Heft erscheint der Geschmack des Verfassers geläuterter; die Gesänge des Dichters fließen hier in reinern Tönen. — Ein dramatisches Product von der nämlichen Hand, die Märtyrer, von tiefem Gefühl, von einer flammenden Andacht durchdrungen, auch durch bestimmte Charakterschilderung und treue Beobachtung alles Eigenthümlichen des Zeitalters ausgezeichnet, kann mit den lieblichsten Dichtungen aller Nationen verglichen werden.

*) V. d. General-Consul in Algier.

Axel, Romanze von Tegnér. Die Erfindung flößt kein sonderliches Interesse ein; das Werkchen aber ist mit dem Glänzenden, mit dem Effectvollen, mit der ganzen Bilderpracht, die zur Manier dieses Verfassers gehört, ausgestattet. Es hat eine große, gewiß nicht unverdiente Aufmerksamkeit gewonnen.

Der poetische Calender, 11ter Jahrgang, ist auch für gegenwärtiges Jahr von Atterbom herausgegeben worden. Als Gegenstück erschien in Stockholm ein „Unpoetischer Calender für poetische Leute," ein würdiger Nebenbuhler des erstern; die Stücke darin sind von verschiedenen Verfassern.

Die Monate von Stjernstolpe machen eine unbedeutende Sammlung von kleinern Gedichten aus, die nach den Jahreszeiten sind angeordnet worden.

Der Calender für Damen, hat, wenn man einiges von Vitalis (Sjöberg) ausnimmt, durchaus nichts Bemerkenswerthes.

Die von dem Herrn Prof. Adam Afzelius angekündigte Selbstbiographie Linné's ist ein Gegenstand allgemeinen Verlangens: sie liegt nunmehr fertig abgedruckt und wird in diesen Tagen im Publicum erscheinen.

Der berühmte Kanzelredner Hagberg hat Passions-Predigten drucken lassen.

Von dem Prof. Dr. Oedman ist der 4te Band seiner philologischen Versuche über das neue Testament herausgegeben worden.

Unter der Presse ist eine Darstellung der türkischen Geschichte nach orientalischen Quellen von dem Kanzlei-Rath, Prof. und Ritter Norberg; das Ganze wird 4 Bände umfassen.

Der große Archäolog J. Hallenberg hat in zwei Bänden *Numismata Orientalia* herausgegeben, worin die reichhaltige Sammlung Kufischer Munzen, die sich in dem königl. Cabinette vorfindet, beschrieben wird.

Der Kanzlei-Rath Silverstolpe, in seiner Eigenschaft als Reichs-Historiograph, hat den ersten Theil seiner Geschichte der Verhältnisse zwischen Schweden und Norwegen seit den urältesten Zeiten herausgegeben.

Des Hrn. Nilsson's schwedische Fauna ist ein höchst wichtiger Beitrag zur Naturgeschichte Skandinaviens.

Die Redaction des bereits in mehr als 80 Heften erschienenen Prachtwerkes, Schwedische Botanik, ist nun von dem Dr. Wahlenberg übernommen worden.

Die königliche Akademie der Wissenschaften, deren veränderten Organisation wir schon erwähnt haben, gibt seit Anfang des vorigen Jahres einen jährlichen Bericht über die Fortschritte der Wissenschaften innerhalb und außerhalb des Vaterlandes heraus.

122.

Neueste französische Literatur.

Journal asiatique, ou Recueil de mémoires, d'extraits et de notices relatifs à l'histoire, à la philosophie, aux sciences, à la litterature et aux langues des peuples orientaux. Rédigé par MM. Chezy, Coquebert de Montbret, Degerando, Fauriel, Grangeret de Lagrange, Hase, Klaproth, Abel-Rémusat, Saint Martin, Silvestre de Sacy, et autres académiciens et professeurs français et étrangers, et publié par la société asiatique. — Von dieser Zeitschrift, von welcher jährlich zwölf Hefte erscheinen sollen, ist so eben das erste bei Dondey-Dupré zu Paris ausgegeben worden und wird ohne Zweifel die Aufmerksamkeit aller Orientalisten erregen. Es ist erfreulich zu sehen, wie das Studium des bisher so verschlossenen Asiens in Deutschland, Frankreich und England zugleich so viel Ausbreitung gewinnt.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 21. August 22.

Der Berangersche Liederproceß. *)

Unsere Leser werden schon oft mit Interesse vor den Barrieren eines französischen Gerichtshofes verweilt haben, und den Entwickelungen verworrener, beinahe ins Unsichtbare gehender Ereignisse, den Enthüllungen gewaltiger Leidenschaften, dem Spiele der combinirtesten Intriguen eines fast teuflischen Verstandes, dem Siege verkannter Unschuld endlich, abwechselnd mit den verschiedenartigsten Gefühlen gefolgt seyn. Wir führen sie diesmal vor ein Assisengericht, um einem Schauspiele beizuwohnen, welches zwar nicht gerade jenes Interesse an den Tiefen und Untiefen menschlicher Natur in Anspruch nimmt, welches aber dafür einem andern, nicht weniger lebhaftem reiche Nahrung spendet; denn es erscheint nichts weniger, als die Poesie als Angeklagte vor dem peinlichen Gerichte der Hauptstadt Frankreichs. Es sind einige von jenen kleinern Gedichten, die auf den Straßen in Paris und beinahe in ganz Frankreich so oft und angenehm unser Ohr berühren, und die unter dem Namen Chansons auch uns Ausländern wohl bekannt sind; diesen leichtsinnigen und neckenden Geschöpfen, bald möchten wir sagen, poetischen Kobolden, deren Frivolität eine gewisse Sanction erhalten hat, wird der Proceß gemacht. Da die kleinen Geschöpfe zur Zeit noch Unmündige sind, die nicht einmal die Sprache des peinlichen Gerichtshofes verstehen, so wird über ihre vermeintliche Schuld Herr von Beranger, ihr nächster Verwandter in aufsteigender Linie, und somit ihr natürlicher Vormund, nach den Gesetzen zur Verantwortung gezogen.

Herr von Beranger war vor dem Gerichte von dem Procurator des Königs angeklagt worden, in seinen Chansons 1) die guten Sitten und 2) die Religion beschimpft zu haben, 3) die Person des Königs beleidigt und 4) das Volk durch ein politisch verpöntes Loosungswort zum Aufruhr gereizt zu haben. Es war hier vielleicht das erste Mal, daß der Charakter einer Dichtungsart vor einem peinlichen Gerichtshofe in so entscheidender Wichtigkeit auftrat. Welche Grenzen hat das Chanson, welches ist sein politisch sanctionirter Charakter, und welche Elemente sind ihm eigenthümlich? Auf diese Bestimmung kam viel an, und darüber konnte nur die bei den Franzosen in der Kunsttheorie herrschende historische Ansicht, entscheiden. Der General-Advocat fing daher seine an die Geschwornen gerichtete Rede mit einer Betrachtung des Chansons an. Er gibt zu, daß das Chanson unter allen Dichtungsarten ein gewisses Privilegium genieße, daß der Nationalcharakter es in seinen ausgedehnten Grenzen schütze und entschuldige, daß endlich von Julius Cäsar bis zum Cardinal Mazarin diese Liedersänger wenig gefürchtet worden sind. Allein so war es, fügt er hinzu; das Chanson ist durch die ihm gewordene Nachsicht ausgeartet. Er erinnert an die Chansons in der Revolution, wie sie im Dienste der Parteiwuth erschienen wären, und wie ihre Refrains Spott über die Gegenstände unserer Verehrung gegossen hätten. Da wurde die Muse der Volksgesänge eine Furie bürgerlicher Zwietracht. Wir wollen nicht die ganze Ideenreihe des Redners verfolgen, sondern nur das Resultat seiner Combinationen geben, welches in Folgendem enthalten seyn dürfte: Das Chanson hat seinen ursprünglich naiven, unbefangenen Charakter aufgegeben, und somit hat es keine Ansprüche mehr auf das Recht, welches früher seiner Gattung zu Theil wurde. Heut zu Tage geben Leute den Beschimpfungen des höchsten Wesens, der Religion, der Legitimität die Form der Chansons, in welcher Form wegen ihrer Wirksamkeit der Inhalt desto gefährlicher wird. Herr v. Beranger hat unter diesem Namen Satyren und Dithyramben gegeben. Herr v. Beranger ist durchaus dem Preßgesetz verfallen. Selbst der Grund, daß er den ersten Band seiner vermeintlichen Chansons schon 1815 herausgegeben, und die Ausgabe von 1821 nur eine neue Auflage der ältern sey, daß also die zur Anklage festgesetzte Zeit von sechs Monaten schon vorüber sey, ist nichtig. Der Gegenstand der Anklage ist die Sammlung von 1821. Jede neue Auflage ist ein neuer Act der Bekanntmachung. Der General-Advocat zeigte nun, inwiefern die oben angeführten Puncte der Anklage in den Chansons begründet wären. Dupin, Vertheidiger des Herrn v. Beranger, forderte, nachdem der General-Advocat seine Betrachtungen geschlossen, vom Präsidenten einige Augenblicke, um sich zu einer vorerst allgemeinen Entgegnung zu rüsten, die in der That alles, was nur zu dem Zwecke gesagt werden konnte, in der ansprechendsten Manier sagte. Da uns der Raum nicht gestattet, Dupin's Betrachtungen, in denen sich Witz, Phantasie, Enthusiasmus, kurz, jener französische Geist in seinen glänzenden Farben abspiegelt, in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen, so heben wir uns besonders interessant scheinende Einzelheiten aus. Die Gewohnheit sich in der Form der Chansons auszusprechen, sagt Dupin, ist wesentlich in dem Charakter der Franzosen gegründet. Dieser Zug des Nationalgeistes ist von jeher anerkannt worden. Der Gebrauch über alle Gegenstände, selbst über die ernsthaftesten Ereignisse zu chansonniren, hat sogar in Frankreich ein Sprichwort veranlaßt: tout finit par des chansons. Heut zu Tage, wo an die Stelle der unbeschränkt monarchischen Regierung eine sogenannte constitutionelle getreten ist, können die Minister nicht die leiseste Opposition ertragen. Ihre Empfindlichkeit läßt sie nicht Scherz verstehen, und bald wird es unter ihrer Herrschaft heißen: tout finit par des procès. Wir finden, fuhr Dupin in seiner Vertheidigung an einem andern Orte fort, den Charakter des Herrn v. Beranger in seinen Werken; er greift nur die Macht und ihren Misbrauch an, und man kann von ihm sagen, was wenige Leute von sich sagen können: Herr v. Beranger schmeichelt nur dem Unglücke. Sein erstes politisches Chanson war gegen Napoleon gerichtet, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, und es wurde sehr bekannt, besonders in St. Germain, wo man wenigstens den Muth hatte, bei verschlossenen Thüren zu lachen. Napoleon, welcher wohl wußte, daß es nur ein Schritt ist, der vom Erhabenen zum Lächerlichen führt, Napoleon hatte die Klugheit, sich nicht zu verkennen in diesem Chanson. Der Verfasser wurde nicht verfolgt durch die damals kaiserlichen, jetzt königlichen Prokuratoren, er wurde selbst nicht seines Amtes entsetzt durch die oberste, den Cultus leitende Behörde, so kaiserlich diese auch damals war. —

Dupin erklärte sich hierauf noch über des Herrn von Beranger Entfernung von seinem Posten. Man hatte nämlich den Verfasser der Chansons nicht auf die Erscheinung derjenigen im Jahre 1815 entfernt, die besonders der Immoralität jetzt angeklagt sind; erst die später erschienenen, politischen, antiministeriellen Chansons haben gegen ihn gereizt!! Man hatte gesagt, es sey unmöglich, einen Beamten bei der Commission des öffentlichen Unterrichts zu dulden, welcher solche Maximen, wie Herr v. Beranger, ausspreche. Dupin entgegnete dieser Erklärung, daß Beranger ja nicht Mitglied des königlichen Rathes für den öffentlichen Unterricht gewesen; er hätte nur

*) Obschon die Geschichte dieses Processes, als einer politischen Begebenheit, keine Neuigkeit mehr ist: so hat sie doch ihr literarisch-juridisches Interesse in Bezug auf die Frage: inwiefern kann ein Lied vor Gericht gestellt werden? gewiß noch nicht verloren. A. d. Red.

an den Ecken eines Tisches gesessen, er wäre ja nur Expedient gewesen. Beranger beobachtete, und stellte sich ihm ein Gegenstand zu einem Chanson dar, so chansonnirte der Volkssänger. Was die Form der Verabschiedung betrifft, so ist sie überaus artig; es ist beinahe unmöglich, jemanden in einer artigeren Manier zu verabschieden; die Ausdrücke des Abschiedes machen diesen einem Empfehlungsschreiben nicht unähnlich. Hören wir, sagte Dupin, das Organ der obersten wissenschaftlichen Behörde: „Das Conseil nimmt an, daß Sie, Herr v. Beranger, nach den Bemerkungen, die Ihnen vorher mitgetheilt worden sind, selbst dem Amte, welches Sie in der Administration beschäftigte, entsagt haben, da Sie sich zur Bekanntmachung der zweiten Sammlung Ihrer Gedichte entschlossen haben. Empfangen Sie die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung!" (Der Redner wurde hier durch ein gewaltiges Gelächter der Damen und Herren im Parket unterbrochen). — Dupin sprach auch noch von der Unzweckmäßigkeit der Mittel, die man angewandt habe, um die Dichtungen des Herrn v. Beranger zu unterdrücken. (Man hatte einen Theil der gedruckten Exemplare von Seiten der Censurbehörde in Empfang genommen, ein anderer war noch bei Zeiten von diesem nicht zahlenden Empfänger in Sicherheit gebracht.) Er sagte, daß dennoch ein confiscirtes Buch dem Verfasser und dem Buchhändler den meisten Gewinn bringe, und suchte seiner Behauptung die höchste Anschaulichkeit durch folgende Historiette zu verleihen, wofür ihm in einer Gegenrede des General-Advocaten der Ruhm eines Mannes mit einer élocution anecdotique zu Theil ward. Man hatte gegen den Kanzler Maupou satyrische Verse herausgegeben, unter denen sich auch folgendes Couplet befand:

Sur la route de Chatou
Le peuple s'achemine,
Sur la route de Chatou,
Pour voir la f.... mine
Du chancelier Maupou
Sur la rou....
Sur la rou....
Sur la route de Chatou.

Einen Kanzler oder einen Siegelbewahrer in satyrischen Couplets zu besingen, ist, wie wir alle wissen, ein schweres Verbrechen. Maupou sehr aufgebracht gegen den Verfasser dieser Gedichte, drohte ihm mit seinem ganzen Zorne, sollte es ihm gelingen, den Reimer zu entdecken. Dieser fand es sicherer, sich vor dem Zorne des Ministers nach England zu flüchten. Von dort schrieb er an den Kanzler und sendete ihm neue Verse. Diese waren mit folgenden Worten begleitet: „Monseigneur, ich habe mir nur immer 3000 Franken Revenüen gewunscht: mein erstes Chanson, welches Ihnen so missfallen, hat mir, einzig weil es Ihnen misfallen hat, ein Capital von 30,000 Franken eingebracht, welches zu 5 Procent mir die Hälfte der gewünschten Revenüen sichert. Wollten Sie gütigst gegen diese neue Satyre, die ich Ihnen anbei sende, denselben Zorn äußern, so würden meine Wünsche in Betreff der Revenüen erfüllt werden; und dann, versichere ich Ihnen, würde ich nichts mehr schreiben." —

Wir gehen nun zur Beleuchtung der einzelnen Anklagepuncte über, und zwar erstens zu der in den Chansons vermeintlich enthaltenen Beschimpfung der guten Sitten. Es ist in der That für jeden, der nur höchst oberflächlich mit der französischen Literatur bekannt ist, nicht wenig überraschend, einen Chansonnier der Beschimpfung der guten Sitten angeklagt zu sehen. Wie reich ist Frankreichs Literatur an Werken, die die sogenannten bonnes moeurs beleidigen! Welche Obscönitäten enthalten zum Theil die Schriften der gefeiertesten Männer! Wem ist es nicht bekannt, daß mehrere der frivolsten Chansons von Mitgliedern der königlichen Familie herrühren sollen! Man weiß, daß man sich am Hofe Ludwigs des Vierzehnten gegenseitig mit höchst zweideutigen Versen bei besondern Gelegenheiten erfreute, welche immer kurz darauf für eine gewisse Zeit der Lieblingsgesang des Volkes wurde, das alles, was vom Hofe kam, mit großer Begierde aufnahm. Uns Deutsche muß dieser Anklagepunct um so mehr befremden, da wir gewohnt sind, obwohl mit Unrecht, die gesammte französische schöne Literatur mit dem Ausdrucke frivol zu charakterisiren. Und überdies enthalten in Wahrheit des Herrn v. Beranger Chansons keine Obscönitäten, wohl aber üppige, mit einer gewissen Kunst verschleierte Bilder. Sind diese strafbar, so würde ja selbst unsere deutsche Muse, die wir im Gegensatz der französischen als eine moralische zu betrachten gewohnt sind, als eine Verbrecherin, wenn auch nicht als eine Angeklagte, erscheinen, da bekanntlich zwei ihrer eingeweihtesten Priester nicht lauter Moralien verkündigt haben. Dupin glaubte nicht besser diesen Anklagepunct zu vernichten, als indem er den Geschwornen mehrere beliebte Chansons, die denen des Herrn von Beranger an Frivolität nichts nachgeben, ins Gedächtniß zurückrief. Es ist dieser Anklagepunct in der That zu nichtig, und bedurfte zu wenig eines Aufwandes der Kraft, der Beredtsamkeit und des Witzes von Seiten Dupin's, um ihm alle Bedeutung in den Augen der Geschwornen zu nehmen. Nähern wir uns dem zweiten Puncte der Anklage, der Beschuldigung, daß Herr von Beranger in seinen Chansons die Religion, das höchste Wesen beschimpft habe. Wir müssen dem Vertheidiger in der besondern Untersuchung dieses Theiles der Anklage die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er alles aufgeboten, um seinen Angeklagten von der Schuld zu reinigen. Er führt auch hier das Beispiel früherer Dichter an, er geht sogar in das classische Alterthum zurück und borgt von dessen Weisheit zur Vertheidigung des Herrn von Beranger; endlich vertheidigt er seinen Angeklagten aus dessen eignen Chansons gegen den Vorwurf der Irreligiosität. Mag immerhin Herr von Beranger seine Ueberzeugung eines ewigen Lebens also ausgesprochen haben:

Levez les yeux vers ce monde invisible
Où pour toujours nous nous réunissons!

und an einem andern Orte:

Ah! sans regret, mon ame, partez vite,
En souriant, remontez vers les cieux.

Mag Herr von Beranger sein Gefühl in Beziehung auf das höchste Wesen in folgenden Versen ausgedrückt haben:

Il est un Dieu, devant lui je m'incline,
Pauvre et content, sans lui demander rien....

dennoch hält man ihn nach andern Aeußerungen für einen ungläubigen Religionsspötter. Wir erlauben uns hier, ein Chanson des Herrn v. Beranger mitzutheilen, theils um dem, was wir aus der Rede des geistreichen französischen Rechtsconsulenten entlehnen werden, einen Anknüpfungspunct zu verleihen; theils um unserer Pflicht als Berichterstatter zu genügen, die wohl erheischt, eines jener vermeintlich verbrecherischen Geschöpfe unsern Lesern vor Augen zu führen. Wir wählen dazu das Chanson mit der Ueberschrift: les chantres de paroisse, ou le concordat de 1817, welches wir jedoch mit der nothwendigen Abkürzung geben.

Gloria tibi domine!
Que tout chantre
Boive à plein ventre
Gloria tibi domine!
Le concordat nous est donné.

Buvons, nous, chantres de paroisse
A qui nous tire enfin d'angoisse.
D'abord, pour ne rien oublier,
Remontons à François premier.
Gloria tibi domine! etc.

A Gonzalve, buvons un verre,
Il a deux fois fait même affaire;
Mais cette fois, de droit divin,
L'égiise y gagne un pot de vin.
Gloria tibi domine! etc.

Des deux clefs de notre bon pape,
L'une du ciel ouvre la trappe,
Et l'autre, aux griffes du légat,
Ouvre les coffres de l'État.
Gloria tibi domine! etc.

Si de nos coqs la voix altière
Troubla l'héritier de Saint-Pierre,
Grâce aux annates, aujourd'hui,
Nos poules vont pondre pour lui.
Gloria tibi domine! etc.

Rendons Avignon au Saint Père;
Il le veut, et c'est là, j'espère,
Prouver aux Français dépouillés
Qu'il est un de nos alliés.
Gloria tibi domine! etc.

Moines et prieurs vont revivre.
Il faut qu'avant peu le grand livre,
Servant à nos pieux desseins,
Soit mis au rang des livres saints.
Gloria tibi domine! etc.

Diese wenigen Verse möchten zu unserm Zwecke genügen. Noch müssen wir aber vorweg einem Mißverständnisse begegnen, das uns, als Berichterstatter, treffen könnte. Keineswegs wollen wir die Beziehung unsers Gefühls auf das mitgetheilte Chanson ausdrücken in dem, was wir mit Dupin sagen werden. Dieser begann des Herrn von Beranger Vertheidigung in Rücksicht auf dasselbe mit der Behauptung, daß das, was die Verse:

Que tout chantre
Boive à plein ventre

enthielten, schon im voraus durch Boileau gerechtfertigt wäre, welcher gesagt hat: Et de chantres buvans les cabarets sont pleins. — In Betreff des Concordats, sagte Dupin, muß man betrachten, daß es nur im Projecte existirt hat; und daß dieses Project, welches den Kammern vorgelegt worden, nur allein die Erkenntniß der Nothwendigkeit bewirkt habe, das Gesetz durch ein neues zu entkräften. Dieses neue Gesetz ist aber noch nicht in dem Bulletin erschienen. Ueberdies ist auch ein Concordat nur ein zeitlicher und politischer Act, den man beurtheilen und tadeln kann, ohne das Verbrechen der Beschimpfung der Religion zu begehen. Dupin bemerkte wohl mit vollem Rechte, wenn ein Concordat ein Glaubensact wäre, so wurden wir nur eins erhalten haben; wir haben deren mehrere gesehen, die verschieden waren nach den Forderungen der Zeit. Er ging auch hier in die Vergangenheit zurück; er gedachte des Concordats von Franz dem Ersten, wie dasselbe in Prosa und in Versen angegriffen worden wäre, wie sich sogar förmlicher Widerstand dagegen gebildet. Aber auch Herr v. Pradt hat ja noch in der neuern Zeit das bei den Kammern in Vorschlag gebrachte Concordat von 1817 mit voller Freiheit besprochen. Was Herr v. Pradt in zwei Bänden gethan, eben das hat auch Herr v. Beranger gethan, obschon in seiner eigenthümlichen Manier. Die Seminarien müssen ohne Zweifel die Sache von einer ernsthaftern Seite ansehen, als es unser Dichter gethan hat. Ist denn aber ein satyrischer Brocken gegen Personen eine Beschimpfung der Religion? Vergessen wir niemals den Text und den Geist des Gesetzes. — Der Redner trat dem Vorwurfe, Herr v. Beranger habe die Religion beschimpft, indem er das Concordat als Finanzier in seinem Chanson begrüßt habe, wie wir oben gesehen, damit entgegen, daß er die Geschwornen erinnerte an die Annaten, die Pfennigsteuer und überhaupt alle die Einkünfte, die der römische Hof unter wechselndem Namen in verschiedenen Zeiten erhoben hat. — Doch wir wollen nicht länger den Advocaten hören, sondern ohne ihn den weitern Fortgang unsers Processes verfolgen. Haben wir doch Dupin als einen in jedem Sinne wackern Mann kennen lernen, und haben uns über die glückliche Wahl gefreut, die Herr v. Beranger in Betreff seines Vertheidigers getroffen.

Die Anklage des Herrn v. Beranger, als eines Beschimpfers des höchsten Wesens und der Religion, war nicht allein auf jenes mitgetheilte Chanson angeblich begründet. Man hatte eine bedeutende Zahl anstößiger Verse in den Gedichten des Herrn v. Beranger zu finden sich bemühet. Es ist nicht zu leugnen, daß Herr von Beranger keine Apotheose der Geistlichkeit in ihren höhern und niedern Stufen in seinen Gedichten darbietet. Da der Südländer in Betreff seines religiösen Glaubens viel empfindlicher ist, als von Seiten seines moralischen Sinnes, und da die Cleriker ihm mehr oder weniger Heilige sind, so hätte der Chansonnier jenes römische Sprichwort: scherza coi fanti, e lascia star santi, beherzigen sollen. Ueberdies ist man aber auch von Seiten der Regierungen rigeröser in diesem Puncte geworden, wie wir überall wahrnehmen, und welches auch jeder, fürs menschliche Wohl sich Interessirende nur billigen wird, mag man nun diese Richtung als eine Rückwirkung der jüngstverflossenen Zeit betrachten, oder als einen, unter mehreren andern, gewählten Stützpunct. Nur glauben wir, abgesehen davon, daß, indem die Wirkung jenes, dem Menschen für die höchsten Ideen angebornen Sinnes in den Dienst äußerer Macht und äußerer Zwecke tritt, die Beziehung des Menschen auf das Unendliche nicht gehoben werden, wohl gar die heilige Angelegenheit in mannichfache Gefahr gerathen möchte; wir glauben, daß doch dieser Stützpunct ein sehr unzureichender und nachgebender sey. Haben doch in den Zeiten des vollen Glaubens die heftigsten Bewegungen des gesellschaftlichen Lebens Statt gefunden! Uns scheint, als wenn unter den Deutschen insbesondere der transcendentale Idealismus einen Gesichtspunct herbeigezogen, der nicht ganz die Wahrheit und Wirklichkeit dieses Gegenstandes berühre, der mehr einen aprioristischen Menschen vor sich schweben habe, wie er nicht in der Totalität des Menschengeschlechtes existirt. Wir finden nur in der Kraft und in dem Verstande und in jenem zu einem untrüglichen Tacte erhobenem Gefühle für die entferntesten mystischen Wirkungen der geringsten Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens, da, wo im Drange der Zeit der Analyse verschwindet, in dieser Trias finden wir nur die wahren und einzigen Elemente der Politik. Daß die großartigsten Ideen von dieser Politik nicht nothwendig ausgeschlossen sind, haben frühere Zeiten gelehrt. Nur eine solche Politik, glauben wir, kann in die wechselnden Bewegungen gesellschaftlicher Verhältnisse, welche ersteren bald als ein nothwendiges Analogon des im ewigen Kampfe begriffenen Naturlebens aufzutreten scheinen, wirksam eingreifen, die Vereinigung der gegeneinander streitenden Kräfte zu neuen Erscheinungen vermitteln, und somit der Leitstern des unaufhaltsamen Stromes der Begebenheiten werden. Gehen wir nun zu den folgenden Puncten in der Anklage über.

Es ist wahr, wie in der Vertheidigung des Herrn von Beranger bemerkt wird, daß man in keinem Lande von der Beschimpfung der königlichen Person so viel hört, als in Frankreich. Auf der einen Seite ist dieser Frevel leicht zu erklären. Der rasche Wechsel der Regierungen und der innern und äußern Verhältnisse Frankreichs hat das Interesse der Nation vielfach gespalten, und unauflöslich ist die Aufgabe der Regierung, den in Collission gerathenen Interessen der vielen Parteien zu genügen. Die Folgen davon sind bitterer Unmuth vieler Individuen, die sich damit, in der bekannten nationellen Eigenthümlichkeit, und in dem gereizten Zustande um so unfähiger die wahren, tiefer liegenden Ursachen der sie hart getroffenen Ereignisse zu erfassen, an den Monarchen, in Prosa oder in Versen, immer beinahe mit Affect adressiren. Auf der andern Seite aber sind auch wir geneigt, den Ministern in dieser Angelegenheit Vorwürfe zu machen; denn höchst unpolitisch scheint es uns, die königliche Person in so viele Processe zu verwickeln, die doch am Ende nur Injurienprocesse sind, deren Vergleichung wir nicht aus-

malen wollen, und, was noch nachtheiliger ist, die oft auf rechtlich unbegründeten Anklagen beruhen. Die Scheu vor der Majestät, welche die französische Regierung den Unterthanen auf der einen Seite einzuflößen sucht, wird dadurch, daß der königliche Name so oft als Partei vor die Schranken des Gerichtshofes gebracht wird, nicht gefördert. Wir finden auch hier in den Schritten der Minister mehr einen gutgesinnten Eifer, als jene oben bezeichnete Politik. Das Gesagte wird um so anschaulicher werden, theilen wir einige Verse mit, die Veranlassung zu dem dritten Puncte der Anklage des Herrn von Beranger gegeben haben. Es hatte dieser in einem Chanson, betitelt: le bon Dieu, das personificirte höchste Wesen die Worte aussprechen lassen:

Que font ces nains si bien parés,
Sur des trônes à clous dorés?
Le front huilé, l'humeur altière,
Ces chefs de votre fourmilière
Disent que j'ai béni leurs droits
Et que, par ma grâce, ils sont rois.
Si c'est par moi qu'ils règnent de la sorte,
Je veux, mes enfans etc.

Wir sind überzeugt, daß in diesen Versen nur wenige das finden werden, was der Ankläger zu seinem Zwecke darin zu finden glaubt. Wir stoßen in den vorzüglichsten deutschen und englischen Dichtern auf Betrachtungen dieser Art, die zum Theil in noch stärkeren Ausdrücken gegeben sind. Man hatte in diesen Versen es für Beschimpfung der Person des Königs genommen, daß Herr von Beranger das personificirte höchste Wesen die Großen der Erde überhaupt, also anreden läßt: Que font ces nains si bien parés! Man hatte es für Beschimpfung der Person des Königs genommen, daß Herr von Beranger dasselbe personificirte Wesen sagen läßt: Disent que j'ai béni leurs droits. Man hatte ferner den Ausdruck: par ma grâce, für eine Satyre auf die gewöhnliche Formel, die den königlichen Verordnungen voranstet, ausgelegt. Von nicht viel größerem Gewichte sind sämmtliche Einzelheiten, worauf sich dieser Theil der Anklage stützt. Zur Charakterisirung glauben wir in dem Wenigen genug gegeben zu haben. Daß den Chansons auch von königlichen Personen mit einem gewissen, nicht überall geduldetem Freisinn zu reden immer in Frankreich erlaubt gewesen, bezeugen gleichfalls eine Menge, zum Theil sehr bekannt gewordener Gesänge. Wem fallen nicht in dem berühmten: Vive Henri quatre, folgende Verse ein: Ce diable à quatre a le triple talent, de boire, de battre, et d'être un vert galant!

Wir kommen zu dem vierten und letzten Anklagepuncte, der den Herrn von Beranger beschuldigt, zum Aufruhr gereizt zu haben, zu einem, in unsern Augen furchtbaren Vergehen, das an die Wehen einer vergangenen Zeit uns schmerzhaft erinnerte. Wir wollen es nicht leugnen, daß bei dieser Anklage gewaltige Zweifel sich in uns augenblicklich gegen den unbefangenen, naiven Charakter des Volkesängers bildeten, dem wir so manches auf eine vortheilhafte Weise ausgelegt, wie es bei doppelsinnigen Worten zur Ehre der Menschheit selbst nach dem Gesetze erlaubt ist. Da ein einziges Chanson zu dieser Anklage veranlaßt hat, so wendeten wir mit unruhigem Gemüthe unsere Blicke auf dieses, in jenem zweifelhaften Augenblicke von uns mit dem Fluche der Unseligkeit belastete poetische Erzeugniß. Der Sänger, hat er auch nicht die Weihe zu dem erhabenen Berufe empfangen, die innersten Geheimnisse der Seele zu entschleiern, sie königlich mit dem vollen Selbstbewußtseyn zu beschenken; der Sänger, ist er auch nur ein Jünger jener heitern Muse, und verleiht er auch nur der Seele jene sinnige Heiterkeit: der Sänger steht dem Herzen nahe; unwillkürlich rührt uns sein Schicksal — und sey er auch selbst Schöpfer desselben. Und so werden auch unsere Leser theilnehmend zu wissen verlangen, ob Herr von Beranger sich jenes Verbrechens schuldig gemacht hat, ob nicht. Wir theilen den Inhalt des Chanson mit, und überlassen die Bestimmung, bis zum Ausspruche der Geschwornen, dem Leser. Dem Herrn von Beranger hat offenbar eine heroische Vaterlandsliebe dieses Gedicht eingegeben, sie ist das Grundgefühl des Ganzen. Er hat den Ruhm des Vaterlandes in sein Gefühl aufgenommen. Er knüpfte daher die Reihe seiner Empfindungen an ein ruhmvolles altes Feldzeichen, nach dem auch das Gedicht seinen Namen trägt: le vieux drapeau. Siegreich hat diese Fahne in vielen Schlachten geweht. Beim Anblicke derselben geht sein Gefühl in eine elegische Stimmung über, klagend fragt er:

Quand secoûrai-je la poussière
Qui ternit ses nobles couleurs?

Endlich ermannt sich der Dichter, und endigt prophetisch-elegisch:

Mais il est là près de mes armes:
Un instant, osons l'entrevoir.
Viens, mon drapeau! vieus, mon espoir!
C'est à toi, d'essuyer mes larmes.
D'un guerrier qui verse des pleurs,
Le ciel entendra la prière,
Oui, je secoûrai la poussière
Qui ternit tes nobles couleurs.

Sämmtliche Verse bis zu diesen Schlußzeilen enthalten Erinnerungen des alten Ruhms, der sich in der Einbildungskraft des Dichters zu einem glänzenden Phantom gestaltet, ungetrübt von den Schattenseiten jener Zeit. In einem Verse sagt Herr von Beranger in Beziehung auf die alte Fahne: rendons-lui le coq des Gaulois. Der General-Advocat sah hierin eine republicanische Richtung, nicht daran denkend, daß schon die alten Gallier sich eines solchen Emblems bedient hatten. — Es würde über die Grenzen des uns hier gesteckten Raumes gegangen seyn, hätten wir die einzelnen Theile der Anklage in allen Gründen verfolgen wollen; zur Charakteristik derselben glauben wir das Passendste herausgehoben zu haben. Der Leser wird, täuschen wir uns nicht, ein Bild des Angeklagten, des Vertheidigers, des General-Advocaten erhalten haben; der Sinn des Schauspiels, welches seine Triebfedern in mannichfachen Verhältnissen hat, ist angedeutet worden. Wir müssen den, seiner Regierung ergebenen Sinn des General-Advocaten rühmen. Den Vertheidiger des Angeklagten, Dupin, haben die Leser hinlänglich kennen lernen. Der Dichter — über ihn werden wir nun das Gericht der Geschwornen hören. Diese erklärten ihn 1) des Vergehens, die guten Sitten beleidigt zu haben — unschuldig; 2) der Beschimpfung der Religion — schuldig; 3) der Beleidigung der Person des Königs — unschuldig; 4) der Anreizung zu aufrührerischen Bewegungen — schuldig. Der Gerichtshof aber erklärte, daß er die Entscheidung der Jury, den zweiten Anklagepunct betreffend, bestätige, daß er aber die Entscheidung der Jury in Betreff des vierten Anklagepunctes aufzuheben nach dem Gesetze berechtigt sey. Der Beschluß des Gerichtshofes verurtheilte den Herrn von Beranger zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe, zu einer Geldstrafe von 500 Franken, und zur Bezahlung der Kosten. Wir überlassen den Ausspruch der Jury und den endlichen Beschluß des Gerichtshofes der Beurtheilung unserer Leser, die darüber als eine zweite, im Geiste versammelte Jury richten mögen. Denen, welche den Herrn von Beranger freisprechen, können wir zum Troste sagen, daß es dem Dichter nicht an Gesellschaft im Gefängnisse gefehlt habe, die ihn über sein Ungemach aufzuheitern gesucht; denen, die mit dem Pariser Gerichtshof ihr Schuldig über den Herrn von Beranger aussprechen, sagen wir, um sie einigermaßen mit dem Dichter zu versöhnen, daß er in Versen voll der edelsten und schönsten Gefühle von der herbstlichen Natur, die in ihrer Trauer ein Mitgefühl über das Ungemach des Volkesängers auszusprechen schien, Abschied genommen, ehe er in das Gefängniß wanderte.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 22. August 30.

Ueber den Berg Sorakte.

(Aus einem italienischen Aufsatze des Hrn. Brocchi in der Bibl. Ital.)

Der Berg Sorakte verdankt Horazens Versen seine Berühmtheit. Wär er nicht im Anfange einer Ode dieses Dichters erwähnt, die uns von unsrer ersten Jugend an in den Schulen vor Augen kommt, wahrscheinlich würde sein Name eben so ungeehrt seyn, wie die Namen so vieler Berge, die mehr bedeuten, als er. Gerade die Erinnerungen der Kindheit, die im reiferen Alter so genußreich sind, wurden für meine Wißbegierde ein Anlaß. Diesen Erinnerungen zu Liebe beschloß ich ihn zu besuchen und seinen Gipfel zu erklettern, als ich in jener Gegend umherstrich.

Damit soll gar nicht gesagt seyn, daß auch ohne solche Beziehung seine ganz eigenthümliche Lage bei manchem nicht den Wunsch erregen könne, ihn in der Nähe zu sehen. Der Sorakte bildet eine große Masse, die von jeder Seite einzeln dasteht. Durch einen weiten Raum von der Kette der Apenninen getrennt, von der er ein vereinzeltes Glied ist, erhebt er sich aus der Mitte einer Ebene, auf der zwar niedrige Hügel zerstreut sind, über die aber sein waldiger Scheitel majestätisch hervorragt. Seine Höhe, nach Shukburg's Messung 2771 Fuß über den Spiegel des Meers, kommt der Höhe des Albano, der 2965 Fuß hat, nicht gleich. Doch erscheint er durch seine Vereinzelung riesenhafter und zieht immer die Blicke auf sich, man mag auf der Flaminischen Straße nach Rom hinreisen oder nach Cività Castellana.

Er liegt, gleichsam ein Vorposten der Sabinergebirge, etwa 27 Meilen (ital.) nördlich von Rom und 7 Miglien von Cività Castellana, das einige für das alte Fescenium nehmen. Seine Gestalt ist länglich, ohne alle Unterbrechung; nicht von Thälern durchsägt. Doch bemerkt man fünf Hauptspitzen auf seinem Kamme, die man schon von fernher bestimmt unterscheiden kann. Das sind die Virgilischen Arces, die der Dichter in dem Verse bezeichnet, wo er das Land einiger mit Turnus vereinigter Volkerschaften angibt:

Hi Soractis habent arces, Flaviniaque arva. *Aen.* VII, 696.

Diese Spitzen heißen, um mit der nördlichsten anzufangen, la Quadrara dell' Aquila, la Rocchicciuola, San Silvestro, la Madonna delle Grazie und Santa Lucia, zu denen man eine niedrigere hinzurechnen kann, worauf S. Oreste liegt. Warum die erste Höhe dell' Aquila heißt, möchte schwer anzugeben seyn; doch wär's nicht unmöglich, daß der gemeine Adler (Falco melanaetos) auf ihr horste. Dies bringt eine von den Alten erwähnte Begebenheit ins Gedächtniß, die Plinius und Sueton als in der Gegend vorgefallen erzählen. Diese Geschichtschreiber führen an, daß an der Stelle die ad gallinas albas hieß, beim heutigen Frasinetto, drei Miglien vom Gasthofe von Prima Porta, ein Adler in den Schooß der Livia, der Gemahlinn Augusts, die zufällig auf einer Durchreise hier saß, eine Henne von wunderbarer Weise herabfallen ließ.

Der Boden der umgebenden Fläche zeigt überall vulkanische Erscheinungen. Dies bewog mich zur genauern Untersuchung der Gebirgsart, welche die Masse des Berges ausmacht. Von der Grundlinie aus traf ich entlang der Schlucht, in der ich emporstieg, bis zu einer gewissen Höhe gekörnten vulkanischen Tuf, durchaus dem ähnlich, der zwischen dem Sorakte und Cività Castellana vorherrscht. Dieser ist nichts anders, als ein mehr oder minder zerbröckelter Stein mit Amphigenen und kleinen Stücken Pyroxenen bestreut, der in manchen Gegenden gebrochen und statt Puzzolanerde gebraucht wird, weshalb man hier und da Grotten angebracht sieht. Die Amphigenen sind meist mehlicht oder staubartig und ihre Menge ist so groß, daß sie den Kitt zu vertreten scheinen, um in Masse die Steinbrocken zusammenzuhalten.

Ohne Mühe kann man diesen Tuf in der dem Meere zugekehrten Schlucht unterscheiden und namentlich in der steilen, die nach S. Oreste hinführt, wo er nah dem Oertchen zu Tage liegt. Auch auf der entgegengesetzten, den Apenninen zugekehrten Seite kommt er vor; eben so trifft man ihn in bemerklicher Höhe und in großer Menge über der Kapelle der heil. Romana, an der Selva della Morteletta an. Man kann daher behaupten, daß die vulcanischen Stoffe gleichsam einen Mantel um die Schluchten des Sorakte gelegt haben, wo sie von denselben Anschwemmungen des Meers zurückgelassen wurden, die sie in der untenliegenden Fläche verbreiteten.

Manche lieben in der Mythologie und in den religiösen Gebräuchen der Alten Beziehungen auf die Erscheinungen der Natur aufzuspüren. Diese könnten in den Festen, die man einst auf dem Sorakte beging, die vulkanischen Feuer angedeutet finden, welche einst in diesen Gegenden brannten. Virgil sagt uns und Plinius bestätigt es, daß hier ein Tempel des Apollo war, den man durch Anzündung von Fichtenreisig ehrte und daß die Eifrigsten barfuß über die entflammten Haufen zu schreiten versuchten *)

Schutz des gewehten Sorakte, der Ewigen höchster, Apollo!
Den wir zuerst anflehn, dem fichtener Brand in der Stapel
Flammt, und dem im Vertraun der Frömmigkeit mitten durch Feuer
Auf vielglühende Kohlen wir Dienenden setzen den Fußtritt!
Aen. XI, 787. nach Voß.

Nach Silius Italicus, VIII, V. 491. zündete man diese Feuer in den Flaminischen Feldern an. Außerdem feierte man ein gleiches Fest um den See von Nemi, allem Anscheine nach, einen ausgebrannten vulkanischen Krater, an dem die Diana einen Tempel hatte. Diese Diana gehörte zu den Lichtgöttern und ward an dem See und im anstoßenden Haine verehrt. Unter dem Namen Diana facelina **) hatte sie in Sicilien und auf einer Insel, die ganz nahe bei Lipari und Stromboli lag, Anbetung. Zu Nemi beging man ihr Fest durch einen Wettlauf mit Fackeln über den Artemisischen Berg und durch den Hain von Aricia. Servius in seinen Erklärungen zum Virgil führt aber außerdem an, daß der Sorakte dem Dis und Pluto heilig gewesen sey.

Doch gestehen wir diesem gelehrten Wesen nicht höhern Werth zu als es verdient. Denn man läuft große Gefahr sich ins Unbegränzte zu verlaufen, wenn man den mythischen

*) Auch in Castabala in Kappadocien war ein Fest der Diana Perasia, bei dem die Priesterinnen diese Feuerprobe bestanden. (Strabo XII p. 27. Tzsch.) Deutschen Lesern ist bekannt, was Creuzer im IV. Theile der Symbolik über die Identität der Diana und Persephone vorgebracht hat. Auf jeden Fall hatten Naturandeutungen auf Zweige des Cultus entschiedenen Einfluß und haben ihn noch. Ist doch nirgends die Theilnahme für die Seelen im Fegefeuer so groß, so häufig durch Bilder ꝛc. aufgeregt, als in der Nähe des rauchenden Vesuv.

**) Die Etymologie dieses Namens ist bekanntlich noch nicht im Reinen. Die von Hrn. Brocchi angenommene empfiehlt sich durch seine geistreiche Zusammenstellung. Auffallend ist, daß Creuzer in der neuen Ausgabe der Symbolik diese Bezeichnung der Diana unbeachtet gelassen hat.

Erzählungen und den alten Festen eine mystische Bedeutung unterlegt, die sie niemals gehabt haben. Sollten die Feste, von denen wir sprechen, wirklich auf Naturerscheinungen Bezug haben, so dürfte man nicht glauben, daß sie auf vulkanische Ausbrüche sich gründeten, die etwa zu der Zeit, als diese Feste eingeführt wurden, statt hatten: sondern man müßte annehmen, daß der Anblick des Bodens und die Eigenthümlichkeiten der Steinart den Gedanken eingegeben hätten, diese Gegenden seyen irgend einmal ein Raub unterirdischen Brandes gewesen. Die Zeit aber, wo diese Erscheinungen Statt fanden, ist so entfernt, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach über jedes geschichtliche Denkmal hinausreicht.

Servius, auf dessen Ansehen wir uns eben beriefen, erzählt, daß auf dem Sorakte eine Höhle war, die einen tödtlichen Pesthauch verbreitete. Man darf voraussetzen, daß es eine Mofeta war, verursacht durch das kohlensaure Gas, welches der vulkanische Boden an so vielen Stellen ausdünstet, ungefähr wie in der vielbesprochnen Hundsgrotte und in den Umgebungen von Latera im Kirchenstaate. Mir ist unbekannt, ob die Höhle noch vorhanden ist, so wie ich auch nicht behaupten kann, ob der Wassersprudel, von dem Plinius erzählt, noch zu finden sey. Bei dem Sorakte, sagt Plinius, ist ein 4 Fuß breiter Quell, der bei Sonnenaufgang sich wie siedendes Wasser erhebt; Vögel die aus ihm trinken, fallen todt hin (B. XXXI, 2.) Vielleicht ist es derselbe Quell, den Vitruvius erwähnt, der in einem Gebüsch des Faliskergebietes auf den Feldern von Cornetum lag, an der Campanischen Straße. Seiner Behauptung nach versammelten sich um ihn Schwärme von Eidechsen und Schlangen (VIII, 3.) Man entnimmt der Art, wie Plinius davon spricht, daß es ein Quell war, wie die im Gebiete von Viterbo sind, aus denen sich gleichfalls schwefelsaures Wasserstoffgas entwickelt, mit kohlensaurem Gas vermischt. Es wäre nicht sehr auffallend, wenn die Blasen dieses Gas in größrer Menge hervorquellten oder in größerer Fülle dann hervorbrächen, wenn das Wasser von den Sonnenstrahlen erwärmt ist. Ich weiß keine ähnlichen Borne in der Gegend, aber unwahrscheinlich ists darum immer noch nicht, daß nicht irgend einmal welche dagewesen seyen. Ungefähr vier oder fünf Meilen von der Unterlinie des Sorakte ab, und etwa dreiviertel Meilen von der Hauptstraße weg, die nach Cività Castellana führt, bei einem Teiche der Cigneto delle monache heißt (der Schwanenteich der Klosterfrauen), haben die vulkanischen Tufe das Ansehn, als wären sie durch die Wirkung des schwefelhaltigen Hydrogengas zersetzt worden. Sie bilden eine zerreibbare Masse, die ins Weiße spielt; wie die Tufe, welche sich an so vielen Stellen der römischen Ebene, vorzüglich in der Ebene von Ardea finden. Man nehme hinzu, daß sich auf der Stelle breite und dicke Lager von einem sehr dichten Travertin finden: eine Felsart die sich immer im Wasser bildet, das außer schwefelsaurem Hydrogen auch kohlensaures enthält.

Aber die vulkanischen Stoffe, welche zum Theil die Spalten des Sorakte bekleiden, liegen nur auf der Oberfläche und lehnen sich nur an Steinarten von ganz andrer Natur an. Die Masse des Felsens besteht aus secundärem Kalkstein, wie der in den Apenninen, außer, daß er Schluchten bildet und in große Blöcke zerrißne Vorsprünge statt regelmäßiger Schichtungen. Sein Bruch ist ungleich mit blinkenden Schuppchen; oder auch ohne Glanz, durchsichtig wie das Wachs in dünnen Scheiben und zuweilen Stücke Feuerstein enthaltend. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem Uebergangskalkstein.

An einigen Stellen öffnen sich mitten in diesem Felsen große Höhlen. In der Bergschlucht nicht weit von der Kapelle der heil. Romana sieht man drei tiefe Abgründe, die wie sehr große Brunnen aussehen. Ihr Umkreis ist unregelmäßig rund und ihre Entfernung unter sich sehr unbedeutend. Sie senken sich in krummer, verschobner Windung in den Berg hinein und haben wahrscheinlich Verbindung, weil man an der Mündung des benachbarten Brunnens bestimmt und deutlich vom Grunde her den Schall hört, wenn man in den nebenstehenden einen Stein fallen ließ. Die Tiefe des mittlern kann man nicht genau angeben, weil nur mit großer Gefahr ein Mensch sich hinablassen könnte. Aber nach der Zeit zu urtheilen, die ein hinabgeworfner Stein zubringt, ehe man ihn auf den Boden auftreffen hört, mag sie beträchtlich seyn. Der Kalkfelsen zeigt an den Wänden solcher Brunnen nicht selten zu Tage liegende Schichtungen. Meiner Ansicht nach sind diese Höhlungen zuversichtlich eben so alt als die Bildung des Berges und hängen mit den Erscheinungen zusammen, wodurch der Felsen sich crystallisirte, oder richtiger, wodurch die Theile, welche das Gestein bilden, sich aneinander setzten; der Meinung entgegen, welche diese als aufgerißne Abgründe verwandter Art ansehen möchte. Sie haben gar nicht das Ansehen von Höhlen, die durch Klüftung entstanden sind. Da sie außerdem keinen Ausgang haben, so kann man keineswegs glauben, daß sie ehemals mit einem weichen sandigen Stoffe erfüllt waren, den das Wasser mitnahm. Aehnliche Abgründe sieht man an andern Stellen der Apenninen im römischen Staate. Der Pozzo di Antullo bei Alatri in den Gebirgen der Herniker und der Pozzo dell' Osa bei Sermonera im Lande der Volsker gehören in diese Classe.

Die höchste Spitze des Sorakte ist der Punct von S. Silvestro, wo ein Kloster dieses Namens liegt, das Karl der Große, den Chroniken zufolge, erbaut haben soll. Jetzt ists unbewohnt und zerstört, während einige Einsiedler in einem benachbarten wohnen, das unter dem Namen Madonna delle Grazie bekannt ist. Weithin beherrscht man von dieser Höhe aus das große Tiberthal; eben so den Raum, der zwischen dem Sorakte und den Sabinergebirgen inneliegt. Man rechnet ungefähr 5 Meilen von seinem Fuße bis zu der untersten Linie der ersten sandigen Hügel, die die Wurzeln der Apenninen umlagern, und wieder zehn Miglien von dort bis zu den Apenninen selbst.

Der Berg ist höchst unfruchtbar. Nur Eichen umschatten ihn, zwischen denen ein Steineichengebüsch sich findet. Doch in der tiefern Schlucht nach S. Oreste hin ziehet man Weinreben und Oelbäume, die seit den ältesten Zeiten dort gepflegt wurden, was man aus dem heil. Gregorius (Dial. l. I, 7.) entnimmt. Dort ist angeführt, daß sie die Haupteinkünfte des Klosters S. Silvestro ausmachten. Dem Felsen fehlt eine Quelle, die nicht ausbliebe. Die wenigen Einwohner von S. Oreste sammeln das Regenwasser, das sie brauchen, in Cisternen. Im J. 1815 hatte man Hoffnung, am Fuße der Spitze von S. Lucia eine Quelle gefunden zu haben; auf gemeinschaftliche Kosten fing man das Nachgraben an, aber ohne Erfolg.

Bei dieser Dürftigkeit und Trockenheit ist es kein unbedeutender Umstand, daß in diesen Gebüschen sich so viele Schnecken finden, mit denen die Bauern, welche sie zur Zeit ihrer Menge sammeln, in Rom einen Handel treiben. Sie gehören zur Helix aspera und Pomatia; auch der Helix naticoides (bei Draparnaud) ist zahlreich. Ob jetzt noch wilde Geisen in den Schluchten sich aufhalten, weiß ich nicht; aber Cato in einem Citate bei Varro (De re rust. l. II, c. 4.) behauptet, daß es zu seiner Zeit welche gab, die mehr als 60 Fuß hohe Sprünge thaten; für das Maß möcht ich nicht einstehen.

Da ich schon in der Mitte des Märzes auf dem Berge mich befand, so war die Vegetation noch sehr zurückgeblieben; nur wenige Frühjahrspflanzen und alle diese sehr gewöhnliche fand ich in der Blüthe. Die Viola odorata, die Anemone nemorosa und apennina, die Bellis perennis, den Crataegus monogyna, den Prunus spinosa traf ich blühend; die andern Gesträuche hatten kaum Blätter getrieben.

Doch ist das Klima im Winter ziemlich milde. Selten schneit's, wie die Bewohner des Bergs versicherten und ganze Jahre gehen hin, ehe es einmal vorkommt. Horaz, der in jenen allbekannten Versen den Sorakte hoch mit Schnee bedeckt beschreibt, die Bäume geborsten unter seiner Last, das Wasser der Ströme zu Eis verhärtet, hat auf einen außerordentlich strengen Winter zuversichtlich anspielen wollen.

Du siehst, wie glanzhell steht in gethürmtem Schnee
Sorakte, kaum noch unter der Flockenlast
Der Wald sich aufringt, und von scharfer
Kälte der laufende Bach erharscht ist. (Voß).

Die Archäologen möchten, so schien mir's, wenig hier finden, was ihnen zusagen könnte. Auf den Höhen von Rocchicciuola und der Quadrara dell' Aquila sieht man Ueberreste von Mauern, von denen ich nicht errathen kann, welcher Zeit und welchem Gebäude sie angehört haben mögen. Andre sieht man eine halbe Meile von S. Oreste im Oelgarten, der il Giardino genannt wird, und noch andre bei Cerconi, in der Straße Cerro. Dies sollen die Ueberr ste des Tempels der Göttinn Feronia seyn. Außerdem sey bemerkt, daß unter der Spitze von S. Silvestro viele Kellergruben (pozzi) in die Erde gegraben sind, wovon der Ort den Namen Pozzora hat. Sie haben eine bauchige Form, wie Dolien (alte Weingefäße) und laufen eben so wie diese, in eine enge runde, zuweilen auch viereckigte Mündung aus, die mit überkalkten Ziegeln gesäumt ist, während die Erde der ganzen übrigen Wand nackt zu Tage liegt. Auf einem kleinem Raume fand ich mehr als dreißig und noch weit mehr würde Jeder finden, der sich die Mühe geben wollte, weiter nachzuzählen. Die Erde, in die sie eingegraben sind, ist eine feine aschenhaltige Stauberde, die in Säuern heftig aufbraust, sie ist vermischt mit Fragmenten weißen Kalksteins, auch mit Brocken von braunem und schwarzen und stinkt bei der Reibung. Es scheinen Getraidebehälter gewesen zu seyn, wie es in diesem Lande üblich ist; doch möchte ich glauben, daß sie nicht sehr alt seyen, weil bei der genauern Betrachtung der Ziegel sich fand, daß ihre Mischung nicht mit Pozzolanstücken versetzt war; also dem römischen Verfahren zuwider. Man möchte wegen dieser Kellerlöcher vermuthen, daß einst Wohnungen umher lagen. Vermuthlich gehörten sie den Mönchen von S. Silvestro zu einer Zeit zu, wo das Dorf S. Oreste noch nicht gebaut war.

Dies sind die Bemerkungen zu denen der Sorakte mich veranlaßte. Sie sind weder zahlreich noch bedeutend; aber die Empfindungen, die mich auf der Kuppe dieses Berges bewegten, dessen Namen ich seit meinen frühsten Jahren mir so gern wiederholte, waren durch eine Ideenverbindung mir so angenehm, als ob ich mich auf dem classischsten Boden befunden hätte.

44.

Lettre de Cauchois Lemaire à M. Bellart, procureur général.

Das Requisitoire des Hrn. Bellart, wodurch das gesammte jetzige Zeitalter in Anklagezustand versetzt und leidenschaftlich angeschwärzt wird, ist von einigen Blättern mit solch einer Behendigkeit ins Deutsche übertragen worden, daß man dasselbe nunmehr als allgemein bekannt voraussetzen darf. Wenn bisher darüber in Deutschland wenig geschrieben worden ist, so liegt die Ursache davon wohl darin, daß dieses berüchtigte Actenstück für eine Art von Manifest der französischen Regierung ausgegeben, oder wenigstens die Meinung verbreitet worden ist, als ob man solch ein Stück mit der tiefsten Ehrfurcht anzunehmen habe, ohne sich eine Bemerkung darüber erlauben zu dürfen. In Paris hat man aber mit demselben nicht so viele Cremonie gemacht. Schon beim Erscheinen desselben wurde es in den liberalen Blättern mit treffenden Bemerkungen begleitet; der witzelnde Miroir machte Späße darüber und schlug vor, das ganze jetzige Geschlecht, mit Ausnahme einiger hochweisen Herrn ins Narrenhaus zu stecken und zu dem Ende zuerst ein Haus zu bauen, daß sich über ganz Europa erstrecke; endlich ist Hr. Cauchois Lemaire, der wegen einer seiner Schriften von eben jenem Bellart gerichtlich verfolgt wurde und noch seine Strafe im sogenannten St. Pélagie-Hause aushält, mit einer völligen Widerlegung des Bellartschen Requisitoire hervorgetreten. Um sich keine neuen Händel an den Hals zu ziehen, sonderte der Verfasser denjenigen Theil des Requisitoire, welcher sich auf angebliche Umtriebe in Frankreich bezieht, von der Einleitung ab, die eine Beschuldigung des ganzen Zeitalters ist, und beschränkt sich blos auf diese. Bekanntlich behauptet Hr. Bellart, so wie einzelne Privatpersonen durch allzu starkes Fettwerden zu Grunde gingen, so gingen die Staaten durch allzu große Civilisation zu Grunde. Dies nennt er selbst une thèse; auf diesen Ausdruck beruft sich Hr. Cauchois Lemaire, um die Meinung des Hrn. Generalprocurators zu bekämpfen und zu widerlegen, da eine Thèse ein Ding sey, worüber jedermann sein pro oder sein contra können hören lassen. Dagegen hat denn der Hr. Generalprocurator auch nichts zu erwidern gehabt und die Schrift wird in ganz Frankreich ohne das geringste Hinderniß zu einer großen Menge von Exemplaren abgesetzt. Hr. Cauchois Lemaire macht in seiner Schrift die richtige Bemerkung, daß wenn ein einzelner Mann oder einige wenige die gesammten übrigen Zeitgenossen beschuldigen, sie wären auf dem unrechten Wege, dieses Verfahren den Anschein einer außerordentlichen Anmaßung habe und man leicht die Frage aufzuwerfen geneigt sey, ob dann nicht etwa dieser einzelne oder diese wenigen auf dem unrechten Wege seyen; überhaupt aber sey es den Wenigen weit leichter sich zu der Masse der Zeitgenossen zu verfügen, als dieser Masse, ihre Laufbahn zu verlassen und sich zu den wenigen zu verfügen, die allein behaupten, richtig zu sehen und zu urtheilen. In dem gegenwärtigen Falle frägt es sich, was will die Mehrzahl, welche das Unglück gehabt hat, Hrn. Bellart's Misvergnügen im höchsten Grade zu erregen, und was wollen Hr. Bellart und seine Freunde? Das jetzige Geschlecht in Frankreich will nicht blos eine Verfassung auf dem Papiere haben, sondern dieselbe ins Leben treten lassen. Es will die Rechte gesichert wissen, die ihm die Staatsumwälzung am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder verschafft hat; es will, daß die noch mangelhaften Theile der Staatsverwaltung im Geiste der neuen Verfassung eingerichtet werden, es will, daß unter keinem Vorwande abgeschaffte Vorrechte, die mit dieser Verfassung im Widerspruche stehen, wieder in Aufnahme kommen; es will, daß Frankreich eine unabhängige Stellung unter den europäischen Mächten behaupte, sich nach keinem, aus Privatabsichten irgendwo in Uebung gesetzten politischen Systeme füge, keines Staates Ruhe gefährde, aber sich auch von keinem irgend ein Regierungssystem aufdringen lasse; kurz es will, daß der französische Bürger die möglichst größte Freiheit und Ruhe, und der Staat die möglichst größte Sicherheit genieße. Dieser feste Wille wird von der Opposition in der Deputirtenkammer und von den angesehensten freisinnigen Schriftstellern so oft und so deutlich ausgesprochen, daß über das Daseyn desselben kein Zweifel gehegt werden kann. Mag es Leute geben, die mehr wollen; da sie ihren Willen nicht auszusprechen wagen, so hat der Generalprocurator auch kein Recht sich damit zu befassen; denn in der ganzen Welt, in der Türkei sogar, sind Gedanken zollfrei. Von der ganzen Zahl dieser Partei ist also bis jetzt noch keine Gefahr zu befürchten; auch ist das Requisitoire nicht

gegen eine kleine Partei, sondern gegen die Allgemeinheit gerichtet, woraus denn nothwendig folgt, daß der eben angedeutete Wille der Mehrzahl dem alten Generalprocurator als strafbar erscheint, und er und seine Freunde das Gegentheil denken. Wie will es nun aber der Generalprocurator anfangen, die Leute zu bekehren und sie auf seine Seite zu bringen? Sein Requisitoire enthält davon nichts; denn mit dem Schimpfen auf das jetzige Geschlecht wird gewiß wenig ausgerichtet, und weiter steht in dem gerichtlichen Manifest nichts. Die Leute haben alle Unrecht, sie sollen hassen was sie lieben, verlassen woran sie hängen, lieben was sie verworfen haben! Ich glaube wahrlich, Hr. Cauchois Lemaire hat Recht, es wird dem Hrn. Bellart und seinen Freunden weit leichter fallen, auf die Seite seiner Zeitgenossen zu treten, als da allein stehen zu bleiben, sich gegen sie zu ereifern und ihnen zornig zuzurufen, sie sollen zu ihm herüberkommen. Wenn er doch nur einige reizende Dinge bereit hielte, um die Leute anzulocken; allein der Mann will ihnen die Civilisation austreiben, wie man die dicken Patienten herumjagt, um sie vor dem Fettwerden zu bewahren; das ist die einzige Luftspeise, die er ihnen aufweißt; sie ist wahrlich nicht sehr reizend. Gesetzt einmal, das gesammte jetzige Geschlecht begäbe sich bei dem Hrn. Bellart in die Cur, was würde daraus erfolgen? seine Hauptfurcht betrifft, wie bereits erwähnt worden, das Allzucivilisirtwerden. Um dies nun zu verhindern, würde er natürlich alle Mittel in Bewegung setzen, die gegen die Civilisation bisweilen mit Erfolg gebraucht worden sind, als z. B. Unterdrückung des Volksunterrichts, zweifache und dreifache Censur, Inquisition, uneingeschränkte Regierung, Leibeigenschaft, Sperrung des Handels, Hinderniß des freien Verkehrs mit gebildeten Völkern, geistliches Joch, Mönche in fetten Pfründen, geistliche Stiftungen aller Art, Ausschließung des Bürgerstandes von allen angesehenen und einflußgebenden Stellen, Ueberhäufung mit allen nur möglichen Vorrechten des Adels. Das wäre es also, was Hr. Bellart Leuten wider das geistige Fettwerden zu geben hätte! Und er kann glauben, daß seine Beredtsamkeit so weit reichen werde, um die Leute zu bereden dasjenige, was sie jetzt besitzen, fahren zu lassen und seine Arzneien wider die Civilisation einzunehmen? Hr. Cauchois Lemaire behauptet so etwas würde man nicht erleben; ich glaube es fast auch, und wenn auch Hrn. Bellart's Freunde doppelt so viel Macht besäßen, als sie seit einem Jahre oder länger bekommen haben, so würden sie solch ein Vorhaben doch schwerlich durchsetzen. Es ist viel leichter die Leute in ihrem alten Zwange zu halten, als sie dahin zurückzuführen, wenn sie einmal einen bessern und vernünftigern Zustand kennen gelernt haben. Dies ist augenscheinlich der Fall mit dem französischen Volke. Daß Hr. Bellart es auf eine so allgemeine Art angegriffen hat, ist sehr ungeschickt von ihm gewesen. Hätte er, wie anderswo geschehen, von geheimen Umtrieben gesprochen, die hier und da wollen bemerkt worden seyn, so hätte sein Requisitoire wenigstens Eingang finden können. Allein sein grimmiger Eifer wider das Fettwerden und die Civilisation hat alles verdorben. Zeitungen, Flugschriften und parlamentarische Redner haben sich wider den leidenschaftlichen Mann erhoben, der sein Zeitalter lästert, weil es nicht so denkt wie er jetzt denkt; denn es ist bekannt, daß Hr. Bellart nicht immer zu den Ultras gehört hat; er war einer der ersten, welcher sich im J. 1814 wider Buonaparte's Joch auflehnte, und dessen Herrschaft nicht mehr anerkennen wollte, weil sie despotisch wäre; ein Verfahren, das sich mit der Lehre vom unbedingten Gehorsam, die er jetzt anempfiehlt, sehr übel verträgt. Freilich ist er nicht der einzige, der jetzt nicht mehr so populär spricht, als da es darauf ankam, das Volk für sich zu gewinnen und mit dessen Hülfe zu seinem Zwecke zu gelangen. Wenn es damals rechtlich war, sich dem Despotismus zu widersetzen, so muß es auch jetzt noch so seyn; hatte damals also Hr. Bellart Recht, sich wider Napoleons ausschweifende Allgewalt aufzulehnen und zu einer gesetzlicheren Verfassung das Seinige beizutragen, so ist das jetzige Geschlecht ganz gewiß auf dem rechten Wege, wenn es sich an die damals erworbene Verfassung hält und sich allem widersetzt, was zur Rückkehr einer ungesetzlichen Alleinherrschaft beitragen könnte. Hr. Cauchois Lemaire hat aber wohl Unrecht, wenn er bei der Musterung von Bellart's politischer Laufbahn auch dessen Betragen bei dem Criminalprocesse des Marschalls Ney tadelt, wo bekanntlich Bellart als Generalprocurator die Anklage von Seiten der Regierung unterstützte. C. L. meint, man hätte dem Marschall das „Entrainement" beim Erscheinen seines vorigen Feldherrn zu gute halten sollen, und Bellart hätte nicht mit solchem Ungestüm die Verurtheilung desselben betreiben müssen. Er erzählt es habe Franzosen gegeben, die mit wildem Fanatismus auf dem Grabe des Marschalls getanzt hätten; dieser hassenswerthe Parteigeist habe ihn, C. L., so empört, daß er von der Zeit an die Sache der Liberalen verfochten habe, um zu verhindern, daß solche blutdürstige Menschen jemals zu Macht und Ansehen gelangen. Hier scheint Cauchois Lemaire zu irren; er war schon ein thätiger Verfechter der Sache der Liberalen und was nicht so lobenswerth ist, der Buonapartisten oder der Militairpartei im J. 1814, also ein Jahr vor dem Neyschen Processe. Was nun das Betragen dieses Marschalls anbetrifft, so läßt sich dasselbe wohl erklären, aber nicht rechtfertigen; der Marschall hatte einige Tage vor seiner Abtrünnigkeit dem Könige feierlich geschworen wider Buonaparte zu kämpfen, und keinen andern Herrn als den König anzuerkennen. So lange ein Schwur etwas gelten wird, so lange wird man auch die Eidbrüchigkeit Ney's verdammen müssen, wie man auch sonst über den damaligen Zustand der Dinge denken mag. Hätte Ney kein Commando angenommen und anstatt dem Könige Treue zu geloben, ruhig Buonaparte's Rückkunft erwartet, so hätte er sich wenigstens keines Wortbruches schuldig gemacht.

52.

Bibliographie méthodique des ouvrages publiés en Allemagne sur les pauvres... par M. Friedländer. D. M.

Baron Delessert, einer der aufgeklärtesten und wohlwollendsten Bankiers von Paris, hatte den Dr. Friedländer gebeten, sich mit einer Uebersicht der in Deutschland zum Behufe der Dürftigen in der neuern Zeit errichteten Anstalten zu befassen. Diese Uebersicht ist in der Révue Encyclopédique erschienen und auch besonders abgedruckt worden. Um diese Arbeit nun zu ergänzen, hat der Verfasser nach Aufforderung desselben Armenfreundes, ein Verzeichniß über die, die wohlthätigen Anstalten betreffenden deutschen Schriften systematisch angeordnet; daß dasselbe weder vollständig noch auch ganz genau hat ausfallen können, gesteht Hr. Dr. Friedländer in der Vorrede selbst, und ist auch bei seiner Entfernung von Deutschland leicht zu entschuldigen. So wie es ist, kann dieses Verzeichniß schon einen ziemlich befriedigenden Begriff von den fleißigen Versuchen geben, welche in fast allen Gegenden Deutschlands unternommen worden sind, um die Lage der dürftigen Classen zu verbessern. Gibt es aller dieser Versuche ungeachtet dennoch so viele Arme, so liegt die Schuld nicht an den Menschenfreunden, sondern muß vielmehr in den Zeitumständen und in den fehlerhaften Staatseinrichtungen gesucht werden, welche nicht allen Classen eine gleichmäßige Entwicklung ihrer physischen und moralischen Kräfte verstatten und allzu oft den freien Aufflug der Nationalindustrie hemmen, anstatt ihn zu befördern.

52.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXI. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Von der so eben erschienenen

Histoire des évènemens de la *Grèce* depuis le commencement des troubles jusqu'à ce jour (carnage de Scio) par *M. C. D. Raffanel,* attaché pendant les troubles à un des Consulats de France aux échelles du Levant. *Avec une carte.* Paris, 1822.

liefern nur wir in kurzem eine deutsche Bearbeitung laut Uebereinkunft mit der Weygandschen Buchhandlung.

Leipzig, den 22sten Juli 1822.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Zur Vermeidung von Collisionen.

Von dem Werke:

Cours élémentaire de teinture sur laine, soie, lin, chanvre et coton, et sur l'art d'imprimer les toiles; par *M. J. B. Vitalis.*

erscheint bei mir nächstens eine deutsche, mit Anmerkungen und Zusätzen bereicherte, von einem sachkundigen und bekannten Gelehrten bearbeitete Uebersetzung.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Sophronizon
oder
unparteiisch freimüthige Beiträge zur neueren Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen;
herausgegeben vom
Geheimen Kirchenrathe D. H. E. G. Paulus,

erscheint von diesem Jahr an bei Unterzeichnetem von 3 zu 3 Monaten regelmäßig, mit denselben deutschen Typen wie bisher gedruckt. Der Plan, politische und kirchliche Verbesserungsmittel nebst den dazu dienenden Notizen des ruhmwürdigen Guten und der des Besserwerdens bedürfenden Uebel, wie es den nächsten Zeitbedürfnissen gemäß ist, gründlich darzustellen, bleibt unverändert. Alle Kirchenmitglieder sind Staatsmitbürger, alle Staatsbürger nehmen an dem Wohl und Wehe einer Kirche nahen Antheil. Ueberhaupt bedarf es der geistliche Stand, über seine Pflichten und Rechte im Staate, und der weltliche Stand, über die wahren Verhältnisse der verschiedenen Kirchen mehr als je nachzudenken. Das bisherige allgemeine Interesse, welches an dieser Zeitschrift von beiderlei Klassen genommen worden ist, hat sich auch neuerdings vielfach bewährt und muß von jedem empfunden werden, der unsere Zeit in ihrer Bedeutung zu erfassen weiß oder darnach strebt. Wie glauben dieses und in wie weiter Ausdehnung dieses Interesse befriedigt wird, am besten zu bestätigen, indem wir den Inhalt der für dieses Jahr bereits erschienenen 3 Hefte hier aufführen.

Der Jahrgang besteht aus 4 Heften, jeder zu 8 Bogen, und hat den sehr billigen Preis von 3 Thlr. 8 Gr. sächs. oder 6 Fl. rhein.

Heidelberg, im Juli 1822.

August Oswald's Universitäts-Buchhandlung.

Inhalt vom Sophronizon IVter Jahrgang:

1stes Heft: I. Themata zu einer für rein katholische und protestantische Kirchen und Staaten wichtigen Preisaufgabe: „Warum liefert die Geschichte kein Beispiel, daß in einem protestantischen Staate eine Revolution von Unten herauf entstanden wäre?" II. Ein militairischer Friedensgedanke und für allgemeine Zufriedenheit. (Die Möglichkeit gleichmäßiger Minderung des Kriegsetats durch den heiligen Bund.) III. Wer vom Borgen lebt, lebt zu theuer. Einige Blicke auf das Vorausverzehren der Nachkommenschaft. IV. Die Freiheit der evangelischen Kirche nach Krummacher. Bemerkungen über Kirchenbann — über Synodalherrscherei. V. Gründe für Ablösung der Zehnden und Theilgebüren. Aus der Preisschrift des Herrn v. Seemann. VI. Zum Leben des Grafen Fried. Sam. v. Montmartin, vormal. herzogl. würtemb. Principalministers. 1. Vom Graf v. Dinkheim-Montmartin, dem Vater. 2. Vom Herausgeber. VII. Von dem unveräußerlichen Menschenrecht auf Wahrheit durch Wahrhaftigkeit. Ein Schreiben des Herausgebers an des Herrn Grafen von Dinkheim-Montmartin Excellenz. VIII. Zeitbemerkungen und Gedankenspiele. 1. Nach einem Sonett des Taschenbuchs ohne Titel. 2. Drei Anekdoten vom König Friedrich II. nebst Stellen aus einem Lied, am Tage der Prager Schlacht. Vom preuß. Major v. Seidl. 3. Stehende Heere und der Stabeletat der Staaten. 4. Eine grasse Lüge gegen die badische Regierung und die Universität Heidelberg. 5. Der Vater des Vaterlandes durch Cardinal George d'Amboise. 6. Die ministerielle Police de Journaux. 7. Boten vom Neckar und Rhein. 8. Testa recens und die neuen Kirchen-Dignitäten. 9 Schützen oder Besetzen. 10. Darf man sich gegen die evangelisch-protestantische Kirche alles erlauben? Oder Herr Henry de Bonald. 11. Apostasie.

2tes Heft: I. Einige ungedruckte Briefe von Gellert. Charakteristisch für ihn und einen seiner würdigen Freunde (Ludwig Harscher, vorsitzendem Administrationsrath zu Heidelberg). Noch einiges ungedruckte von Gellert. Edelmuth, Laune, Aengstlichkeit. Nebst einer darauf sich beziehenden Antwort von Fr. Carl von Moser. II. Fürbitte für Studienfreiheit und den Privatunterricht u. s. w. III. Von den psychisch-religiösen Wundern überhaupt. Von den Gotteswundern des geistl. Raths und Prinzen von Hohenlohe Schillingsfürst, nach

Acten über ein religiöses plötzliches Gesundwerden eines 8 Jahre lang contracten Mädchens zu Leonberg bei Stuttgart. Der Wunderglaube, nur auf Macht, nicht auf die Heiligkeitsidee in der Gottheit bezogen, ist nicht rein religiös. IV. Astronomische und andere hohe Entdeckungen eines Somnambülismus zu Stuttgart auf Reisen in den Mond und Juno. Eine Nubes pro Junone. Imman. Swedenborg's andere Connaissancen mit Bewohnern der Planeten — aber nur mit den damals bekannten. V. Mehreres zur richtigen Würdigung des Somnambülismus und animal. Magnetismus von *** und Paulus. D. v. Eschenmayer als Wahrheit-Untersucher. VI. Prof. J. H. Voß: wie Shakspeare sich am römischen Catholicismus anschloß. Nebst Proben aus K. Johann III. VII. Evangel. protest. Notizen aus Rheinbaiern. Versuche in den Kirchenverein Unkraut zu säen. Reformations- und Unionsfeier. Abjurata Lutheri secta nach 1821. Das heliocentrische Princip und die St. Afracapella zu Speyer. Kirchen nur durch Religion, nicht: selbst Religion. VIII. Zeitbemerkungen und Gedankenspiele. 1. Trost für Hornvieh. 2. Sal volatile Ex Sindici Aalensis. 3. Aus der Mastiaux'schen Literaturzeitung. 4. Schwahungen von oder gegen. 5. Eine biblische Ergänzung zu dem ersten Hirtenbrief des neuen hochw. Bischofs zu Speyer. 6. Das Nebeneinanderstehen des traditionellen und des historisch wissenschaftlichen Kirchenwesens hindert Geistesrecreation. Vergl. aus Paris das neueste Beispiel gegen Dupuis l'Origine des Cultes.

3tes Heft: I. Gefahr und frühzeitige Sicherung der für Deutschland wichtigen Festung Landau. II. Der von Eschenmayer'schen Krone des thierischen Magnetismus heller und ganz verlöschender Glanz. III. Zur richtigern Beurtheilung Hulderich's von Hutten und Erasmus. IV. Mr. de Maistre oder Zweck, Plan und Mittel des Ankämpfens gegen Geistes- und Kirchenfreiheit. V. Die Bevölkerung Frankreichs durch Protestanten. VI. Ein neuer Versuch für das Monopol mit alleingeltender Staatsweisheit, beleuchtet durch ein Antwortschreiben an den Freiherrn von X., welches der Prinz von ** erlassen haben könnte. VII. Zeitbemerkungen und Gedankenspiele. 1. Gute Vorschläge gegen die Proceßsucht. 2. Problem der Zeit. 3. Aussichten auf Vereinbarkeit der Stabilität mit der Perfectibilität. 4. Die sonderbarste Wette. 5 Laßt ruhn, laßt ruhn die Todten! 6. Die hochgepriesene Consequenz. 7. Eine nach Barruel neu fabricirte Geschichte der allgemeinen Verschwörung. 8. Entweder, Oder. 9. Argumenta dissertationum in Congressibus *Academiae a Religione catholica* nuncupatae anno 1821, *Romae* pronunciatarum.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Westphal's logarithmische Tafeln.
Gr. 4. 1 Thlr.

Das Bedürfniß sehr bequem eingerichteter logarithmischer Tafeln hat eine Menge von Ausgaben in den verschiedensten Formen und Größen erzeugt, aber erst in der neuen Zeit hat man die große Erleichterung der Rechnungen, welche daraus hervorgeht, daß die Tafeln nicht mehrere Decimalstellen haben, als die beabsichtigte Genauigkeit der Resultate erfordert, gehörig zu würdigen angefangen. Bei weitem die meisten Rechnungen können mit 5 Decimalstellen geführt werden: der Schiffer, der Feldmesser, der Baumeister u. s. w. gebrauchen nie mehrere, und selbst der Astronom reicht bei neun Zehntheilen seiner Rechnung damit aus. Unter den vielen seit mehreren Jahren erschienen Tafeln dieser Art verdienen die vorliegenden unbedenklich den ersten Platz; sie sind so vollständig und bequem, daß das Rechnen mit denselben, selbst für den Ungeübten, ein leichtes Spiel wird. Jeden Wunsch des Rechners befriedigt der Verfasser, meistens auf die ihm eigenthümliche Art; alle Proportionaltheile hat er den Seiten beigesetzt, so daß man das Gesuchte, es mag eine Logarithme, eine Zahl, eine trigonometrische Linie oder ein Bogen sein, auf den ersten Blick erhält; sogar den Tafeln, welche die Logarithmen der Summe und des Unterschiedes zweier Zahlen geben, welche selbst nur durch ihre Logarithmen gegeben sind, hat er diese Einrichtung anzueignen gewußt. — Besonders wichtig dürften diese Tafeln für die Schulen sein, zumal da die meisten, welche jetzt dort eingeführt sind, durch ihre dem Zwecke nicht entsprechende Einrichtung eher von Rechnungen abschrecken, als dazu auffordern. Die Verlagshandlung hat durch schönes, festes Schreibpapier, scharfe und deutliche Zahlen und endlich durch den sehr niedrigen Preis die Verbreitung eines so nützlichen Buchs möglichst zu erleichtern gesucht.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. F. Chomel
Die Fieber- und Pestkrankheiten.
Aus dem Französischen übersetzt von D. G. W. Becker.
Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser vereint in vorstehendem Werke alles, was man von den Fiebern gewisses weiß, und hat die Ursachen, Symptome, den Gang derselben so wie den Einfluß der arzneilichen Kräfte darauf, ohne Rücksicht auf irgend ein System, dargestellt.

D. F. Voisin,
Ueber das Stammeln.
Seine Ursachen und verschiedenen Grade. Nebst den Mitteln, diesem Fehler der Aussprache vorzubeugen und ihn zu heilen.
Aus dem Französischen übersetzt von D. G. Wendt.
8. Broch. 8 Gr.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften, theils für den öffentlichen, theils für den Privatunterricht in denselben, besonders auf Gelehrten- und Bürgerschulen eingerichtet; dann auch zur eignen Belehrung von Prof. J. G. Schmidt, fortgesetzt von M. K. Ch. G. Schmidt. 3ter Band (die Anfangsgründe der höhern Mathematik, Geometrie, Algebra und Trigonometrie enthaltend). Mit 2 Kupfertafeln.

Auch unter dem Titel:

Anfangsgründe der höhern Arithmetik und Geometrie, der Algebra und Trigonometrie. Von M. K. Ch. G. Schmidt. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Dieses Werk, welches als ein für sich bestehendes und wiederum als ein, das Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften ergänzendes betrachtet werden kann, ist von dem Sohne des würdigen verewigten Verfassers bearbeitet. Alle Vorzüge, welche die vier ersten Theile des Lehrbuchs aus-

zeichneten und demselben eine so gute Aufnahme verschafften, wird man in diesem Theile vereinigt finden: Faßlichkeit und Deutlichkeit, ohne der Tiefe zu entbehren und ohne trocken und langweilig zu werden.

Horrer, G. W., Vorlesungen über die Militairgraphik in besonderer Hinsicht auf die Situationszeichnung. Mit 14 Kupfertafeln in Fol. und 5 Tabellen. Gr. 8. 1822. 3 Thlr. 16 Gr.

Die Erlaubniß eines erlauchten Kenners, Ihm dieses Werk zueignen zu dürfen, möge demselben nur so lange zur Empfehlung gereichen, bis sich Sachverständige von seiner Brauchbarkeit überzeugt haben.

Encyclopädisches Lexicon der Erd-, Land- und Feldmessung nebst der Entwerfung der Charten und Risse; zunächst bearbeitet für Civil- und Militairgeometer, auch Cameralisten von W. E. A. v. Schlieben, k. sächs. Ober-Land-Feldmesser u. s. w. Mit 14 Kupfertafeln. Gr. 8. 1821. 3 Thlr., auf Schreibpapier 3 Thlr. 16 Gr.

Der Zweck des Herrn Verfassers, die wichtigsten Lehren der Meßkunde, dem Stande der Wissenschaft gemäß, möglichst deutlich und dabei doch in lexicographischer Form gedrängt darzustellen, dürfte das Werk jedem praktischen Geometer unentbehrlich machen.

Wichtige Pränumerations-Anzeige für Bibliotheken, Gelehrte und Gebildete.

Hellas.
Geographie
von
Alt-Griechenland,
Epirus, Macedonien, den Inseln des Archipelagus, so wie der griechischen Colonieen an der Westküste Kleinasiens und der Südküste Thraciens.
Nach den besten alten Quellen und mit möglichster Berücksichtigung der neuen Geographie bearbeitet
von
Prof. Friedrich Kruse.
3 Theile. 60—70 Bogen Text in groß Octav mit 13—15 Special-Charten in groß Quart und einer General-Charte im großen Formate, auch einigen Plänen und andern graphischen Darstellungen.
Leipzig,
in Ernst Klein's literarischem Comptoir.

In einem Zeitpuncte, in welchem wegen dem Emporstreben der Hellenen zum Bessern das Interesse aller Gebildeten an jenem classischen Boden noch erhöht ist, wird ein Werk, welches uns denselben, zum Verständniß der Vorzeit und Gegenwart, näher kennen lernt, als zeitgemäß gern aufgenommen werden. Dies um so mehr, da es dem längst gefühlten Mangel einer zusammenhängenden Beschreibung dieses vorzüglichsten Landes der alten Geographie abhilft.

Aber auch jetzt erst, nach den Vorarbeiten einer Menge in- und ausländischer Gelehrten, nach den Entdeckungsreisen der Engländer und Franzosen, nach den neu entworfenen Charten, ist es möglich, etwas Gründliches und Umfassendes über Griechenlands alte Geographie zu liefern: wenn man — wie der durch mehrere historisch-geographische Forschungen sehr bekannte Herr Verfasser gethan hat — eben erwähnte Hülfsmittel, nebst den historischen und geographischen Quellen der Alten, auch die Byzantiner und Venetianer, mit größter Kritik, unermüdlichem Eifer und Fleiß sichtet und benutzt. Die neuen Resultate, die so schwierigen vielen speciellen Charten machen dies Werk zu dem einzigen in seiner Art, welches — selbst zur künftigen noch vollständigern Aufklärung des Landes Anleitung gebend — Bibliotheken, Alterthumsforschern, Oceanen, Reisenden und Gebildeten unumgänglich nöthig oder doch belehrend und unterhaltend ist.

Der Verleger hofft durch die Herausgabe dieses — der deutschen Literatur selbst im Auslande zur Ehre gereichenden — Werkes auch diesmal wieder den Beifall des gelehrten und gebildeten Publicums zu erlangen, auch durch würdige Ausstattung mit schönem Buchdruck, Kupferstich u. s. w. Bekannt durch Haltung seiner Verpflichtungen, aber auch der Pränumerations-Termine, bietet er nur bis Ende Michaelis-Messe d. J., zur billigern Anschaffung und Unterstützung des Unternehmens,

den billigen Pränumerationspreis von
5 Thaler oder 9 Gulden rhein.
(auf Schreibpapier, Charten auf Velinpapier 7½ Thaler)

ohne Nachschuß an, behält sich aber für die spätern Interessenten letztern mit 1 Thlr. vor. Mit dem Erscheinen des ersten Theiles tritt entweder ein zweiter höherer oder gleich der nach Beendigung des Ganzen halb oder doppelt höhere Ladenpreis ein.

Die geehrten Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Sammler erhalten bei directer Wendung an den Verleger auf 5 Exemplare das 6te, auf 8 Exemplare aber 2 frei.

Ausführliche Anzeigen des Plans, Inhalts, der Charten, Pläne u. s. w. sind bei dem Verleger und in allen namhaften Buchhandlungen zu haben. Der 1ste Theil erscheint wo möglich schon dieses Jahr, der 2te und 3te folgen 3—4 Monate nach einander, das Ganze wird also künftiges Jahr vollendet seyn.

Annonce.

Il vient de paraitre:

MANUEL DIPLOMATIQUE,
OU
PRÉCIS DES DROITS ET DES FONCTIONS DES AGENS DIPLOMATIQUES;
SUIVI
D'UN RECUEIL D'ACTES ET D'OFFICES
POUR SERVIR DE GUIDE AUX PERSONNES QUI SE DESTINENT À LA CARRIÈRE POLITIQUE,
PAR
LE BARON
CHARLES DE MARTENS.

A Paris, chez Mss. BOSSANGE père et fils et TREUTTEL et WÜRTZ.
A Londres, chez Mss TREUTTEL et WÜRTZ, TREUTTEL fils et RICHTER et chez Mss. BOSSANGE père et fils.
A Bruxelles, chez Mss. J. FRANK — DEMAT — WAHLEN et fils.
A Leipzic, chez F. A BROCKHAUS.

Le prix de cet ouvrage est sur papier ordinair 2 *Thlr.* 12 *Gr., et sur papier fin* 3 *Thlr.* 8 *Gr.*

APERÇU DE L'OUVRAGE.

L'Auteur en publiant un ouvrage destiné à servir de Manuel aux personnes qui embrassent la carrière diplomatique, a eu principalement en vue:

1°. d'expliquer les principes du droit des gens, touchant les prérogatives et les immunités dont jouissent les agens diplomatiques de nos jours;

2°. de donner des notions générales sur les devoirs et les fonctions du diplomate, chargé d'une négociation proprement dite, ou bien envoyé et accrédité à une cour en mission permanente;

3°. à établir des principes généraux touchant la forme, le style, et le cérémonial à observer dans les différens genres de compositions politiques.

Pour l'instruction des personnes employées dans une chancellerie d'Etat, ou qui se trouvent placées prés de la personne du souverain, l'auteur a ajouté encore quelques observations relatives à la correspondance des souverains entre-eux.

Ces matières composent la première partie divisée en dix chapîtres.

La seconde partie renferme, comme pièces a l'appui du traité, un recueil d'actes et d'offices destinés à servir de modèles aux travaux des jeunes diplomates, qui doivent un jour être chargés des intérêts politiques de leur patrie.

Pour faciliter à ceux qui se destinent à la carrière des affaires, l'étude compliquée de la politique et de la diplomatie, l'auteur a placé à la fin de l'ouvrage un catalogue choisi des meilleurs écrits, publiés jusqu'ici sur ces matières.

Bei W. Starke in Chemnitz sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homeri Ilias, graece et latine, opera J. G. Hageri, recensioni Wolfianae adcommodata. Vol. II. Edit. quinta. 8. 1 Thlr., beide Bände 1 Thlr. 20 Gr.

Kinderbedarf, alphabetischer, in einer Auswahl der gemeinnützigsten und wissenswerthesten Gegenstände von Felswangen und Hempel. 2te Auflage, mit 22 illuminirten Kupfern. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Rödiger, F., Erfahrungen über die bösartige Klauenseuche der Schafe; ihre Entstehungsursachen, Kennzeichen, Heilung und Impfung, nebst allgemeinen Verhaltungsregeln, die bei dieser Krankheit zu beobachten sind. 8. 8 Gr.

Der Schreckensthurm am See oder die mitternächtliche Todtenglocke. 2te Auflage, mit 1 Kupfer. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Durch J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist so eben an alle Buchhandlungen versandt worden:

Oesterreichisch militairische Zeitschrift.

Das siebente Heft.

für

das Jahr 1822.

Enthaltend: Ist der kleine Krieg die Schule der Feldherren? — Der Feldzug 1800 in Italien. — Fürst Karl zu Schwarzenberg, kaiserl. österr. Feldmarschall und Hofkriegsrath-Präsident. — Das Gefecht am Panaro. Am 4ten April 1815. — Ereignisse in dem Toscanischen während des Feldzuges der Oesterreicher gegen Murat. Im Jahre 1815. — Literatur. — Anzeige einer neuen Charte des kaiserl. österr. Generalquartiermeisterstabs. — Neueste Militairveränderungen.

Ferner ist daselbst erschienen:

Geist der Zeit.

Ein Journal

für

Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur.

Das siebente Heft

für

das Jahr 1822.

Enthaltend: Beiträge zur Geschichte des Krieges der Pforte gegen Ali Pascha, im Jahre 1820. — Aus Alexander Autran's ungedrucktem Tagebuche seiner Reise nach Odessa, durch Syrien und Aegypten, im Jahr 1819 (Schluß). — Kriegskunst. Kurzer Entwurf aus der Geschichte, wie die Tactik mit der Befestigungskunst theils gemeinschaftlich fortgegangen, theils getrennt worden. — Reisen in Palästina. (Bruchstück aus Buckingham's Reisen in Palästina im Jahr 1816. Aus dem Englischen.)

Es ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Neuester Stand

der

griechischen Sache

dargestellt

von

Professor Krug.

Gr. 8. Geheftet. 6 Gr.

Müller, G. H. (ehemaliger Lector der englischen Sprache in Halle), praktisches Lehr- und Hülfsbuch der englischen Sprache, von neuem bearbeitet von P. Lacabanne, Lehrer der englischen Sprache in Hannover. Gr. 8. 21 Bogen. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung.

Schon in mehrern Auflagen hatte sich dieses Buch als ein sehr brauchbares Hülfsmittel beim Schul- und Privatunterricht in der englischen Sprache bewährt. Zu zweckmäßiger Einübung nicht nur der Declinationen und Conjugationen, sondern auch der ganzen Syntax der Sprachlehre, ist eine Reihe praktischer Beispiele in Gesprächen gegeben, die mit sorgfältig gewählten englischen Lesestücken nach einer Stufenfolge vom leichtern zum schwerern verbunden sind. Herr Lacabanne hat eine praktische Einleitung in die englische Grammatik, mehrere Leseübungen und ein Wörterbuch hinzugefügt, wodurch die Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit des Ganzen, nach den Bedürfnissen der Lernenden, welche der Herr Herausgeber aus eigener, vielseitiger Erfahrung kennt, bedeutend erhöht wird.

Es ist erschienen:

Allgemeine medicinische Annalen für 1822. 6tes Heft. (Preis des Jahrgangs von 12 Heften 6 Thlr. 16 Gr.)

Isis von Oken für 1822. 6tes Heft. (Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit vielen Kupfern 8 Thlr.)

Leipzig, den 26sten Juli 1822.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz.

Von

D. Schmidt Phiseldek.

Kopenhagen, bei Friedrich Brummer.

1 Thlr. 12 Gr.

Von diesem Geist erweckenden Werke des bekannten Verfassers, der mit demselben gewissermaßen eine Trilogie schließt — absit omen, daß nicht der Weltgeist noch ein Drama satyricum folgen lasse! — genügt es, den Inhalt der 12 Abschnitte aufs kürzeste anzuzeigen:

1. Vom Kosmopolitism. 2. Das heilige Bündniß. 3. Von der Uebereinstimmung der heiligen Allianz mit dem ächten Kosmopolitism. 4. Ueber die Form der heiligen Allianz. 5. Abriß des neuen Systems der Politik. 6. Von der Erziehung der Menschen im Staate. 7. Von der Kirche. 8. Von der Volksthümlichkeit. 9. Von der Landesverfassung. 10. Von den Ständen und Ordnungen der Staatsgesellschaft. 11 Von der Diploma ie. (Hierunter von dem Aufstande der Griechen, wozu dieser Veranlassung geben könnte; Nothwendigkeit, den Krieg gegen die Osmanen entweder einträchtig auszuführen oder fürs Erste noch aufzugeben u. s. w.) 12 Beilagen.

Bei T. Trautwein in Berlin erschienen seit kurzem und sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gödike, D. F. W., das Götterthum der Hellenen und Römer. Für Schulen und den Selbstunterricht. Gr. 8. 16 Gr.

Heinrigs, J., calligraphische Vorschriften zum Gebrauch für Militairschulen. 1stes Heft. 15 Quartblätter deutscher Schrift. 2tes Heft: 14 Quartblätter englischer Schrift. Jedes Heft 16 Gr.

Rockstroh, D. H., Curiositäten oder mancherlei seltene, künstliche, sonderbare und drollige Dinge; nebst einigen nützlichen und angenehmen mechanischen Beschäftigungen, Spielen, Räthseln und Charaden u. s. w. Mit 4 Kupfern. 12. In saubern Umschlag gebunden. 1 Thlr. 12 Gr.

Venturi, Ritter J. B., von dem Ursprung und den ersten Fortschritten des heutigen Geschützwesens. Aus dem Italienischen übersetzt vom General-Major Rödlich. Mit 2 Kupfertafeln. 4. 20 Gr.

Freudenfeld, E. A., Leitfaden zum ersten Unterricht im Clavierspielen, für Lehrer und Lernende. Nebst einer Musik-Beilage mit Erläuterungen. Quer Folio. Broch. 10 Gr.

Gluck, Duett für zwei Sopranstimmen; mit italienischem und deutschem Text im Clavierauszug von Fr. Wollank. 18 Gr.

Händel, ausgewählte Gesangsstücke aus dessen Opern im Clavierauszuge von Fr. Wollank. 1stes Heft. In saubern Umschlag. 1 Thlr.

Mozart, W. A., de Profundis für Sopran, Alt, Tenor und Bass mit Begleitung des Pianoforte. 6 Gr.

In Commission:

Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung. Herausgegeben von einer gemeinschaftlichen Deputation der Vereine für Landwirthschaft und Polytechnik in Baiern. Redigirt durch den königl. baier. Baurath Vorherr. 1ster Jahrgang. Zwölf Nummern mit neun Zeichnungen in 4. 1 Thlr. 2 Gr.

— — 2ter Jahrgang. (Hiervon sind erst die Nummern 1—6 mit 3 Zeichnungen in 4. erschienen.) 1 Thlr. 2 Gr.

Portrait des Justizministers von Kircheisen, gestochen von Buchhorn.

Alte Staatengeschichte.

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist so eben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Galletti, J. G. A., Hofrath und Professor in Gotha, Geschichte der Staaten und Völker der alten Welt. 1ster Band. Gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Der in der deutschen Literatur, und namentlich im Fache der Geographie und Geschichtskunde, rühmlich bekannte Name des Herrn Verfassers bürgt hinlänglich für die vorzügliche Ausarbeitung und Zusammenstellung dieses Handbuchs, welches, da es durch Vollständigkeit das Bredowsche bei weitem übertrifft, ein wünschenswerthes Hülfsmittel für jeden Gelehrten und Studirenden seyn wird.

Das Ganze wird in 3 Theilen bestehen. Der 2te Band erscheint im September d. J. und der 3te Band zu Neujahr.

An alle Buchhandlungen ist versandt worden:

Cours de Littérature et de Morale ou recueil en prose et en vers des plus beaux Morceaux de la Langue française dans la Littérature des deux derniers siècles; ouvrage classique à l'usage de tous les Etablissements d'instruction, publics et particuliers de l'un et de l'autre sexe; par *M M. Noël* et *de la Place*. Oder: Sammlung, in Prosa und in Versen der schönsten Stellen der französischen Sprache aus der Literatur der letzten zwei Jahrhunderte; ein klassisches Werk zur Anwendung bei allen öffentlichen und Privat-Unterrichts-Anstalten für beide Geschlechter; zehnte Auflage, als Fortsetzung des theoretisch und praktischen Cursus der französischen Sprache von S. L. Rammstein. 1ster Band. Gr. 8. Prag, 1822. 2 Thlr.

Käsel, J. J., deutsche Vorschriften. Quer 4. Prag, 1822. Geh. 3 Thlr. 8 Gr.

— — englische Vorschriften. Quer 4. Ebendas. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

— — französische, holländische, italienische und lateinische Vorschriften. Quer 4. Ebend. Geh. 3 Thlr.

— — griechische, hebräische, polnische, russische, serbische und ungarische Vorschriften, nebst Uebungen in freien Zügen. Quer 4. Ebendas. Geh. 2 Thlr.

— — Fractur- und Kanzlei-Vorschriften nebst mehrern der vorzüglichsten alten Kirchen-, Mönchs- und römischen Schriften. Quer 4. Ebend. Geh. 4 Thlr.

Neuigkeiten, ökonomische, und Verhandlungen, Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im österreichischen Kaiserthum und dem ganzen Deutschland. Herausgegeben von Christian Carl André, königl. würtemberg. Hofrathe ꝛc. Zwölfter Jahrgang für 1822. Gr. 4. Prag. Geh. 6 Thlr.

Presl, Dr. J. Sw., et *Dr. C. B.*, Deliciae Pragenses historiam naturalem spectantes. Volumen primum. 8. Pragae, 1822. 1 Thlr. 8 Gr.

Schönberger, praktische Anleitung zur Fasanenzucht mit besonderer Rücksicht auf die in Böhmen übliche Weise. Ein unentbehrlicher Rathgeber für Fasanerie- und Gutsbesitzer überhaupt, vorzüglich für alle jene, welche Fasanerien anlegen wollen, wie auch für jeden Förster, Jäger und Landwirth. Mit Kupfertafeln. 8. Prag, 1822. 8 Gr.

Sommer, J. G., Gemälde der physischen Welt oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet. Mit Kupfern und Charten. 13tes — 16tes Heft oder 4tes Abonnemen: mit Kupfern und Charten. Pränumerationspreis 1 Thlr. 16 Gr.

— — kleines Verdeutschungswörterbuch oder Anleitung, die im Deutschen am häufigsten vorkommenden Wörter aus fremden Sprachen richtig aussprechen, verstehen und schreiben zu lernen. Ein Auszug (für den Schulgebrauch) aus des nämlichen Verfassers großem Verdeutschungswörterbuche. 8. Prag, 1822. 1 Thlr.

Prag, im Juli 1822.

J. G. Calvesche Buchhandlung.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Beiträge zur Kunde Preußens. 5ter Band, 1stes Heft. Preis des vollständigen Bandes von 6 Heften 3 Thlr.

Der Inhalt dieses Heftes ist folgender:

Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft in Preußen, aus neuaufgefundenen Quellen dargestellt von Johannes Voigt.

Friedrich Wilhelm I. Anordnungen zur Leitung des Handels in Königsberg. Vom Reg. Rath Hagen.

Einige Notizen den Religions-Cultus zur Zeit des deutschen Ordens betreffend. Vom geheimen Archivar Faber.

Cabinets-Ordre Friedrichs II. wegen der Conduitenliste.

Meteorologische Beobachtungen vom Januar und Februar 1822. Vom Pfarrer Sommer.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen folgende Unterhaltungsschriften:

Frühlingsklänge von Georg Döring. 2 Bändchen. Mit 1 Kupfer. 8. 1822. Schreibpapier 2 Thlr. 8 Gr.

Diese Klänge eines bekannten und geachteten Dichters werden gewiß in allen für das Gute und Schöne empfänglichen Gemüthern erfreuend anklingen und des Sängers Freunde mehren. Des Frühlings vielgestaltetes und reiches Leben gleichsam nachahmend, wechseln Erzählungen, Novellen und andere Stücke in ungebundener Rede mit Gedichten u. s. w. ab.

Gerle, W. A., Novellen, Erzählungen und Mährchen. 2 Bändchen. Mit 1 Kupfer. 8. 1821. Schreibpapier 2 Thlr. 8 Gr.

In erfreulicher Mannigfaltigkeit bietet uns der Verfasser dreißig längere und kürzere Darstellungen größtentheils aus der Vergangenheit dar. Wo er andern nacherzählt, muß man die passende Darstellung, bei eigenen Erfindungen die schöpferische Kraft der Phantasie loben, welches beides man nicht immer bei unsern Erzählungen findet. Die Sammlung kann daher auch denen, welche strengere Ansprüche an die Unterhaltungs-Literatur erheben, mit Recht empfohlen werden. (Jen. Lit. Ztg. 1821. 133.)

Florentine Macarthy, eine Irländische Novelle von Lady Morgan. Nach dem Englischen frei bearbeitet, mit erläuternden Anmerkungen von B. J. F. von Halem. 3 Bändchen. Mit dem Bilde der Verfasserin. 8. Schreibpap. 2 Thlr. 21 Gr.

Lady Morgan wird von den unparteiischsten Kritikern Englands mit Walter Scott unter den Autoren auf die erste Stufe gestellt, die dem Roman einen historischen Charakter gegeben haben. „Der Leser wird — wie ein bedeutender englischer Kunstrichter urtheilt — in diesem Roman durch ein magisches Labyrinth unwiderstehlich fortgerissen, ohne für den Augenblick wahrzunehmen, daß er seine Menschen- und Geschichtskenntniß auf diesem Wege wesentlich bereichert." Eine Reihe der interessantesten Situationen und treffliche Charakteristik fesseln den Leser bis zu Ende des Werks.

Liebe, Geheimniß und Aberglaube. Nach dem Englischen der Mrs. Opie von K. L. M. Müller. 8. 1822. Schreibpapier 1 Thlr.

Die Vorzüge, welche ihre Landsleute so wie die Deutschen an den Werken der geist- und gemüthvollen Verfasserin schätzen: eine zarte und feine Behandlung der edlern Verhältnisse des Lebens, eine tiefe Innigkeit bei Entwickelung anziehender Gemüthszustände und das Interesse der Erzählung, finden sich auch hier vereinigt. Für die Güte der Nachbildung bürgt der Name des Uebersetzers von Ivanhoe.

Prätzel, K. G., Launen der Liebe. 2 Bändchen. Mit 1 Titelkupfer. 8. 1821. Schreibpap. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser ist der lesenden Welt durch seine genialen Erzählungen und Gedichte bereits so vortheilhaft bekannt, daß man gewiß auch diese Gabe ohne Bedenken mit Freuden zur Hand nimmt, um sich angenehme Stunden damit zu bereiten. Das darin befindliche kleine Lustspiel, der Mohr, berechtigt zu dem Wunsche, daß der Verfasser sich des, wie es scheint, nun auch von Müllner verlassenen Bodens des feinern Lustspiels annehmen möge.

Richard Roos, bunte Steine, gefunden auf den Wegen der Phantasie und Geschichte. 2 Bändchen. Mit 1 Kupfer. 8. Schreibpapier 2 Thlr. 8 Gr.

Nur durch eigene Ansicht kann der Leser sich von dem Reichthum der Gegenstände überzeugen; alle Aufsätze aber sind durch den heitern Humor des Verfassers so gehalten, daß sie sich zur Lectüre für jeden Kreis eignen, welcher nächst den Gebilden einer freien Phantasie auch gern auf dem Felde der Geschichte sich eine Blume pflücken, dabei aber nicht erst den mühsamen Weg weiterer Untersuchungen gehen will.

Kleine Romane und Erzählungen von K. G. Prätzel. 2 Bändchen. Mit 1 Kupfer. 8. 1822. Schreibpapier 2 Thlr. 8 Gr.

Nicht nur den zahlreichen Freunden des talentvollen Verfassers, die ihm seine frühern Schriften erwarben (seine Feldrosen, Gedichte u. s. w.), sondern allen, die Geschmack haben für das mit Geist, Gemüth und Laune Entworfene, wird diese neueste Gabe des wackern Erzählers eine anziehende und genußreiche Unterhaltung gewähren.

Nachricht an Freunde des Alterthums.

Von Reichard's Atlas des alten Erdkreises (Orbis terrarum antiquus) ist nun die zehnte Tafel fertig geworden, nämlich:

Italia superior, Rhaetia, Noricum, Pannonia, Daciae et Illyrici partes occidentales. 1 Thlr. sächs. oder 1 Fl. 48 Kr.

Wenn über dies klassische Unternehmen nur eine Stimme des Beifalls unter allen Literatoren Europas ist, so verdient dies neue Blatt noch die besondere Beachtung des Vaterlandes, denn es stellt Süd-Deutschland dar, wie es unter Römerherrschaft war. Und welchen Reichthum an neuen Entdeckungen enthält es! Aus der Asche ist das untergegangene Römerreich erstanden; klar liegt es wieder vor unsern Augen. Ein seltenes Interesse gewährt diese schöne Charte jedem Deutschen.

Nürnberg, im August 1822.

Friedrich Campe.

Verzeichniß der fertigen Blätter:

1. Aegyptus. 2. Palaestina. 3. Graecia bor. 4. Graecia mer. 5. Asia min. 6. Thracia et Illyr. 7. Hispania. 8. Brittannia. 9. Gallia. 10. Rhaetia, Noricum etc.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Reinhard's Erhebungen über Welt und Gegenwart zu Gott und Zukunft; christliche Belehrung und Beruhigung über die Unvollkommenheiten und Uebel des Erdenlebens, aus den Religionsvorträgen des seel. Oberhofpredigers D. Reinhard gezogen von M. J. K. Weikert. 8. Chemnitz, Starke. 1 Thlr. 18 Gr.

Es war ein glücklicher Gedanke, aus den vortrefflichen, inhaltreichen Vorträgen des unvergeßlichen Reinhard das auszuwählen und zusammenzustellen, was dem trostbedürftigen Gemüth unter den mannigfaltigen niederschlagenden Erscheinungen und Erfahrungen des Lebens Stärkung und Erquickung, Erheiterung und Erhebung zu gewähren, so ganz sich eignet. So können nun auch die, denen es zu schwer fällt, die zahlreichen Sammlungen der Reinhardschen Predigten sich zu eigen zu machen, und die doch so gerne des großen Mannes salbungsvolle, kräftig zum Herzen sprechende, Sorgen und Schmerzen stillende, Hoffnung und Frieden erweckende Worte vernehmen und auf sich wirken lassen möchten, diesen ihren Lieblingswunsch erfüllt sehen und in den trüben Stunden, in welchen bange Zweifel, drückende Kümmernisse und Leiden ihren Glauben anfechten, wankend machen und umzustürzen drohen, dessen theilhaftig werden, was ihnen noth thut, um nicht zu verzagen und zu vergehen.

Bei C. F. Ostander in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. *F. B. Osiander's*, Hofrath und Prof. in Göttingen, Handbuch der Entbindungskunst. 2 Bände in 4 Abtheilungen. Gr. 8. 1821—1818. 5 Thlr. 16 Gr.

Die Fortsetzung oder die letzte Abtheilung dieses geschätzten Werkes erscheint bald durch den Sohn des seeligen Verfassers, Herrn Prof. Friedr. Ostander in Göttingen, besorgt; welches den Besitzern dieses Buches und den Freunden des verewigten Verf. zur Nachricht dienen mag.

Für Reisende sind so eben erschienen:

Der Frau von Genlis Taschenbuch für Reisende. Gespräche für das gesellschaftliche Leben, in deutscher, französischer, italienischer, englischer, spanischer und portugiesischer Sprache. Nach der neunten englischen Ausgabe von Cignani, bearbeitet von J. B. Fromm. 8. Geb. 1 Thlr. 12 Gr.

W. A. Lindau, Dresden und die Umgegend. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Rundgemälde der Gegend von Dresden. Ein Wegweiser durch das meißnische Hochland oder die sächsische Schweiz und das böhmische Grenzgebirge, die Gegenden von Pirna, Königstein und Gießhübel bis Teplitz, von Dohna, Altenberg, Freiberg, Chemnitz, Meißen, Großenhain, Elsterwerda, Camenz, Bauzen, Herrnhut und Zittau. Zweite verbesserte Auflage. Mit einer neuen topographischen Charte von Lehmann und Becker. 8. Geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Charte von Lehmann und Becker einzeln 16 Gr.

Hierzu:

C. A. und A. L. Richter, 70 malerische An- und Aussichten der Umgegend von Dresden in einem Umkreise von 6—8 Meilen; mit deutschem und französischem Text. 2te verbesserte Auflage. 4. Geb. 5 Thlr.

Desgleichen:

C. A. und A. L. Richter, 30 malerische An- und Aussichten von Dresden und den nächsten Umgebungen, zu dem Gemälde von Dresden, von W. A. Lindau. Zweite verbesserte Auflage. 4. Geb. 2 Thlr. 12 Gr.

K. H. Nicolai, Wegweiser durch die sächsische Schweiz. Vierte umgearbeitete Auflage mit einer verbesserten Reisecharte. 12. Geb. 12 Gr.

In der Arnoldischen Buchhandlung und in allen andern Buchhandlungen zu haben.

Für Schulinspectoren und Elementar-Volksschullehrer

ist in unserm Verlage erschienen und wieder in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Naturlehre für Bürger- und Volksschulen von J. G. Melos, Prof. und Lehrer am Landschul-Seminarium zu Weimar. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 24 Bogen. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Der Werth dieses Buches ist vom Publicum bereits anerkannt und die Lit. Ztg. für Deutschlands Volksschullehrer (Jahrg. 1819, 1stes Qu. H., S. 63.) nennt die Erscheinung desselben eine wahre Bereicherung der pädagogischen Literatur. Nach der Absicht des Herrn Verfassers ist dieses Lehrbuch ein Beitrag zur religiösen Bildung des Volks, und daher wird der Blick des Lesers immer auf das Höhere und Göttliche in der Natur hingewendet, mit steter Bekämpfung des verderblichen Aberglaubens.

Ungeachtet der durch praktische Zusätze und Umarbeitungen vermehrten Bogenzahl, hat die Verlagshandlung den Preis nicht erhöht, um dadurch die weitere Einführung dieses schätzbaren Buches in die Schulen zu erleichtern und zu befördern.

Geschichte der Reformation für Bürger- und Volksschulen von J. G. Melos, Prof. und Lehrer am Landschul-Seminarium zu Weimar. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Luther's Bildniß von Gubitz. 8. 1820. 10 Gr. oder 45 Kr.

Auch von diesem schon hinlänglich bekannten Werkchen hat unterzeichnete Buchhandlung die ausschließliche Commission übernommen und es mit obigem zugleich wieder an alle Buchhandlungen versandt.

Rudolstadt, im August 1822.

Fürstl. pr. Hofbuch- und Kunsthandlung.

Leitfaden für den ersten Unterricht in der Formen-, Größen-, und räumlichen Verbindungslehre, oder Vorübungen zur Geometrie. Für Schulen.

Von

F. A. W. Diesterweg,

Doctor der Philosophie und Director der königl. Schullehrer-Bildungsanstalt zu Mörs.

Mit einer Steintafel.

Elberfeld, Büschlersche Verlagsbuchhandlung.

1822. 4. 16 Gr.

Ein sehr schätzbares Werkchen für den Elementarlehrer, dem es um die Geistesbildung seiner Schüler ein Ernst ist. Lehrer, welche bisher noch nicht zu der Gewißheit gelangen konnten, ob die Mathematik (nicht eine solche, wie das Heer der Schulrechenbücher sie lehrt) ein nothwendiger Gegenstand für Elementarschulen sei, welchen Rang sie unter diesen einnehme und wie sie behandelt werden müsse, wenn sie den beabsichtigten Erfolg auf den Geist der Schulen haben soll — solche Lehrer werden nach aufmerksamer Durchsicht dieser Schrift nicht umhin können, dem denkenden Verfasser herzlich zu danken, daß er sie zur klaren Einsicht und völligen Ueberzeugung gebracht hat. In Hinsicht auf methodische Behandlung dieses Gegenstandes zur intensiven Geistesbildung wird im ganzen Umfange der mathematischen Literatur schwerlich ein Werk zu finden sein, daß diesem gleichgestellt werden könnte. Der Verfasser hält die Denkkraft des Schülers in steter Spannung; gibt durch verständige Fragen dem Gegenstande immer neuen Reiz; verschafft dem Schüler durch häufig veranlaßte Selbstversuche das hohe Vergnügen, welches das Gefühl erhöheter Kraft und das Gelingen eines Unternehmens gewähren. In der Einleitung finden die Lehrer eine scharfsinnige und belehrende Beurtheilung der elementarischen Bearbeitungen der Geometrie, welche in den letzten zwanzig Jahren erschienen sind. Der Verfasser hat dadurch den Lehrern einen nicht geringen Dienst erwiesen, daß er sie auf verschiedene, vorzügliche geometrische Werke aufmerksam macht, die seiner Schrift als Commentare dienen können.

Jedem Lehrer, welcher in der Geometrie unterrichtet, wird diese Schrift willkommen sein, und Rec. wünscht von ganzem Herzen, daß sie bald in den Händen recht vieler Lehrer sein möge.

Bei Gödsche in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bock, D. A. C., Handbuch der praktischen Anatomie des menschlichen Körpers oder vollständige Beschreibung desselben nach der natürlichen Lage seiner Theile. 1ster Band: die allgemeine Anatomie und die Beschreibung des Kopfes enthaltend; 1 Thlr. 18 Gr. 2ter Band: die Beschreibung des Rumpfes und der Extremitäten enthaltend; 2 Thlr. 20 Gr.

Dieses nun vollendete Werk wird nicht nur dem Arzte und Wundarzte dadurch sehr brauchbar, daß es die Theile des menschlichen Körpers in ihrem natürlichen Zusammenhange und nach ihrer Lage beschreibt, sondern erleichtert auch dem Anfänger in der Heilkunde und Wundarzneikunst das Studium in der Anatomie außerordentlich, auch ist es vorzüglich dazu geeignet, dem cursirenden oder sich auf Prüfungen vorbereitenden Candidaten zur leichtern Uebersicht und schnellern Repetition zu dienen.

Als ein treffliches Buch für das dem ernstern Nachdenken fähige Alter kann ich folgendes mit Ueberzeugung empfehlen:

J. Mason

der

Weg zur Selbsterkenntniß

nach der 13ten Auflage übersetzt von

Adolf Wagner.

Taschenformat, auf Velinpapier, mit 1 Kupfer von Böhm.

Leipzig, 1822.

Elegant gebunden. 1 Thlr.

Wenn ein Werk durch 13 starke Auflagen hindurch sich fortdauernd in der Liebe des Publicums erhalten hat, so bedarf die neue Uebersetzung wohl keiner weitern Empfehlung, denn das wahrhaft gute wird überall geschätzt. Daß aber ein Sprachkenner, wie Herr Adolf Wagner, die Uebersetzung gefertigt hat, bürgt für die Trefflichkeit derselben, und auch ich glaube als Verleger dafür gesorgt zu haben, daß das Buch sich in einer freundlichen und seiner würdigen Gestalt darbieten kann.

Friedrich Fleischer.

---

18. Gervais, L., kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens. In zwei Theilen. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. VI und 338 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Theil kostet ebenfalls 1 Thlr. 16 Gr.

19. Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Jahrgang 1822. Gr. 8. Geh. Preis von 4 Stücken (jedes von 25 Bogen engen Drucks) 10 Thlr.

Erschienen ist das 1ste bis 3te Stück (Nr. XIII — XV).

20. Alphabetisches Repertorium über den Inhalt des Hermes auf das Jahr 1821. Nebst einem alphabetisch geordneten Verzeichniß der beurtheilten Schriften. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

21. Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. XXXII und 449 und 374 S. Erster Theil 2 Thlr. 12 Gr., zweiter Theil 2 Thlr. 6 Gr.

Das Ganze wird aus 4 Theilen bestehen und erscheinen der 3te und 4te Theil noch in diesem Jahre. Jeder Theil enthält 6 bis 7 Stücke, und dem ersten ist noch eine Charakteristik Holberg's vom Uebersetzer beigefügt.

22. Huber, Therese, Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale. In zwei Theilen. 8. Geh. VIII und 308 und 344 S. 3 Thlr. 12 Gr.

23. Hufeland, Staatsrath C. W., Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach E. Darwin, und mit Zusätzen versehen. Eigenthum der Louisenstiftung zu Berlin. Gr. 8. Geh. XIV und 192 S. 18 Gr.

24. Isis von Oken. Jahrgang 1822. 4. Preis von 12 Heften mit vielen Kupfern 8 Thlr.

Erschienen ist Jan. — August.

25. Das erste Buch der Odyssee. Neu übersetzt. Probeschrift von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 8. Geh. 32 S. 4 Gr.

26. Luchesini, Marchese, Historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen von B. J. F. von Halem. 2ter Theil: Wirkungen des Rheinbundes. 1ster Band. Gr. 8. VIII u. 360 S. 2 Thlr.

Der erste Theil: Ursachen des Rheinbundes, erschien im vorigen Jahre und kostet 2 Thlr. 8 Gr.

27. Reisen der Lady Morgan. II. Italien. Zweiter Theil. 8. Geh. 416 S. 2 Thlr. 8 Gr.

Das Ganze dieser Reise durch Italien wird aus 4 Theilen bestehen, deren dritter noch in diesem Jahre die Presse verlassen wird. Der erste Theil erschien im vorigen Jahr und kostet ebenfalls 2 Thlr. 8 Gr. Die Reise derselben Verfasserin durch Frankreich in 2 Theilen kostet 3 Thlr. 12 Gr.

28. Martens, Charles Baron de, Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. Gr. 8. 620 S. Auf gewöhnlichem franz. Druckp. 2 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz. Druckp., geh., 3 Thlr. 8 Gr., auf feinem Schreibp. 3 Thlr. 12 Gr.

29. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch Martin Michel, Bauer von Wittighausen, und durch Se. Hochwürden und Durchlaucht den Herrn Domherrn, Vicariatsrath und Prinzen Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Beleuchtungen des Wunderbaren und des Wunderbeweises überhaupt. Mit Hohenlohe's Bildniß. Gr. 8. Geh. VIII und 344 S. 1 Thlr. 12 Gr. Hohenlohe's Bildniß besonders 6 Gr.

30. Schulze, Ernst, Sämmtliche poetische Werke. Neue Ausgabe mit sechszehn Kupfern. 4 Theile. XVIII und 378, VIII und 367, VIII und 320, VIII und 350 S. Nr. 1, auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8., 6 Thlr.; Nr. 2, auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 8 Thlr.; Nr. 3 auf besserem Papiere, mit K., geh., 8., 10 Thlr.; Nr. 4, auf feinem franz. Velinpapier, mit K., cartonnirt, gr. 8., 12 Thlr.; Nr. 5, auf extra feinem franz. Velinpapier, mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 18 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sechszehn Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 4 Thlr., und Schulze's Bildniß besonders, in großem Formate, 16 Gr.

Hieraus ist besonders abgedruckt:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Ausgabe mit sieben Kupfern. 2 Theile. XVIII und 378, VIII und 367 S. Nr. 1, auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8., 3 Thlr.; Nr. 2, auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 4 Thlr.; Nr. 3, auf besserem Papiere, mit K., geh., 8., 5 Thlr.; Nr. 4, auf feinem franz. Velinp., mit K., cartonnirt, gr. 8., 6 Thlr.; Nr. 5, auf extra feinem französischen Velinpap., mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 9 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sieben Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 2 Thlr.

Die bezauberte Rose. Ein romantisches Gedicht in drei Gesängen. Dritte Auflage. 182 S. Ohne Kupfer, geh., 8., 1 Thlr.; mit 7 Kupfern, cartonnirt, 8., 2 Thlr.; auf feinem Velinpap. mit den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, gr. 8., 2 Thlr. 12 Gr. Ein vollständiges Exempl. der sieben Kupfer kostet in den besten Abdrücken 2 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Mährchen in sieben Büchern. 8. Geh. 176 S. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. 8. Geh. 240 S. 1 Thlr. 12 Gr.

31. Schütz, Wilhelm von, Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie, mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 148 S. 1 Thlr.

Das erste Heft kostet ebenfalls 1 Thlr.

32. Tasso's, Torquato, befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände. Nr. 1, 8., blos die deutsche Uebersetzung, 707 S., geh., 3 Thlr.; Nr. 2, gr. 8., mit mit dem Originaltext gegenüber, 806 S., geh., auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr.; Nr. 3, ebenso auf feinem franz. Druckpapier 4 Thlr. 8 Gr.

33. Classisches Theater der Franzosen. Nr. III. Der Tod Cäsar's von Voltaire. Uebersetzt von Peucer. Mit dem Originaltext gegenüber. 8. Geh. 177 S. 1 Thlr. 4 Gr.

Nr. I, Zaire von Voltaire, übers. von Peucer, kostet 1 Thlr. 16 Gr.; Nr. II, Semiramis von Voltaire, übers. von Peucer, kostet 1 Thlr. 4 Gr. Nr. IV, Iphigenia von Racine, erscheint noch in diesem Jahre.

34. Vico, Giambattista, Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen, von D. W. E. Weber. Gr. 8. XXVI und 998 Seiten und eine Tabelle. 4 Thlr.

35. Winckell, G. F. D. aus dem, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. Dritter und letzter Theil. Mit einem Kupfer. XIV und 874 S. Auf Druckpap. 3 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 5 Thlr.

Der 1ste Band kostet 4 Thlr. auf Druckp. und 5 Thlr. 8 Gr. auf Schreibp.; der 2te Band 3 Thlr. 8 Gr. auf Druckp. und 4 Thlr. 16 Gr. auf Schreibpapier, und somit kostet das Werk vollständig 11 Thlr. auf Druckpapier und 15 Thlr. auf Schreibpapier.

36. Wolfart, K. Ch., Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Asklepieion. Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus. Vierten Bandes zweites Heft oder Nr. VIII. Gr. 8. Geh. 224 S. 1 Thlr.

Nr. I—VII kostet auch jedes 1 Thlr.

37. Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Reihe. Nr. VI—VIII oder Nr. XXX—XXXII der ganzen Reihe. Gr. 8. Geh. Preis jedes Heftes auf Druckpapier 1 Thlr. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Die in diesem Verzeichniß bemerkten Preise sind die richtigen und in früheren Anzeigen bemerkte und hin und wieder davon abweichende darnach abzuändern.

Inhalt.

Nr. 176. Frau von Stael vor dem Richterstuhle der französischen Kritik. — Shakspeare's Macbeth (Fortsetzung). — Zur Nachricht.

177. Büchernachdruck. 1) Die Debatten über den Büchernachdruck, welche in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten Statt gefunden. 2) Der Büchernachdruck, aus dem Gesichtspunete des Rechts, der Moral und Politik betrachtet von Dr. L. F. Griesinger (Beschluß). — Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem leipziger Stadttheater (Fortsetzung). — Berichtigung. — Zur Nachricht.

178. Auch ein Wort über den Meßkatalog. Zusatz.

179. Jahrbücher der Literatur. 16ter Band. 1821 (Fortsetzung). — Shakspeare's Macbeth (Beschluß).

180. Stimme aus Nordamerica über deutsche Kritik. — Frau von Stael vor dem Richterstuhle der französischen Kritik (Beschluß). — Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger (Fortsetzung). — Literarische Miscellen.

181. Ueber die Verurtheilung Fonk's. — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Mad. Stich auf dem leipziger Stadttheater (Beschluß). — Rüge. — Druckfehler.

Beilage Nr. 19. Literarische Notizen aus Wien (Beschluß). — Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger (Beschluß). — Berichtigung. — Der Schleier der Königin Maria Stuart.

182. Ueber die neue Sammlung der die französische Revolution betreffenden Memoiren. — Der neue Achilles. 1821. — Miscelle.

183. Politische Literatur. De la peine de mort en matière politique, par Guizot. — Correspondenznachricht aus Livland. — Miscellen.

184. Malthus und Gladwin's Bevölkerungssysteme. — Politische Literatur. De la peine de mort en matière politique par Guizot (Beschluß). — Neueste französische Literatur.

185. Ueber Fonk's Proceß. — Fünf und zwanzig Spiele nach deutschen Sprüchwörtern, von J. v. Voß.

186. Ueber Fonk's Proceß (Fortsetzung). — Pamiatniki Rossiskoi Slovesnosti XII. wieka.

187. Neuester Stand der griechischen Sache, dargestellt vom Prof. Krug. — Ueber Fonk's Proceß (Beschluß). — Nachrichten aus Schweden.

Beilage Nr. 20. Jahrbücher der Literatur. 1821. 16ter Band (Beschluß). — Nachrichten aus Schweden (Beschluß). — Neueste französische Literatur.

188. Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, par le Général Jomini. — Dido, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Gehe.

189. Denkmal der Liebe, geweiht dem verewigten Probst Dr. G. A. L. Hanstein. — Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, par le Général Jomini (Beschluß). — Schutzrede gegen eine schändliche Verläumdung. — Englische Literatur.

190. Auswahl des Besten aus Rochlitz sämmtlichen Schriften. 4ter—6ter Band. — Dido, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Gehe (Beschluß).

191. Ueber den Plan, der evangelischen Kirche in Baiern eine Presbyterial-Verfassung zu geben. — Ansichten französischer Royalisten über Voltaire. — Auswahl des Besten aus Rochlitz sämmtlichen Schriften (Fortsetzung). — Englische Literatur.

192. Ueber den Plan, der evangelischen Kirche in Baiern eine Presbyterial-Verfassung zu geben (Beschluß). — Auswahl des Besten aus Rochlitz sämmtlichen Schriften (Beschluß).

Beilage Nr. 21. Der Berangersche Liederproceß.

193. Protestantismus und Katholicismus, aus dem Standpunete der Politik betrachtet von Dr. H. G. Tzschirner. — Miscellen aus Kopenhagen. — Auszug eines Schreibens aus Neapel.

194. Die Brüdergemeine und ihr Jubelfest in Herrnhut. — Schicksal der englischen Bühne zu Paris.

195. Ueber die Gesammtausgabe der Neckerschen Schriften. — Histoire de la ville de Laon, par J. F. L. Devisme. — Miscellen.

196. Die Legende von den heiligen drei Königen, herausgegeben von G. Schwab. — Ueber die Gesammtausgabe der Neckerschen Schriften (Beschluß). — Noch ein Urtheil eines englischen Kunstrichters über die Fortunes of Nigel.

197. Europe: or a general survey of the present situation of the principal powers; with conjectures on their future prospects: by a citizen of the United States. — Otto III., Pfalzgraf und nachher Herzog in Baiern. Ein baierisches Nationalschauspiel in 5 Acten, von L. J. Denk. — Neueste franz. Literatur.

198. Marienbad im Vorsommer 1822. — Maßstab eines französischen Kritikers für Literatur-Reichthum. — Neueste französische Literatur.

199. Oeuvres choisies de Mirabeau. — Marienbad im Vorsommer 1822 (Beschluß). — Dodwell's Reise durch Griechenland ꝛc., herausgegeben von F. W. v. Schütz.

200. Einseitiges über einige Gastrollen. — Meister Floh. Ein Mährchen in 7 Abenteuern zweier Freunde. Von E. T. A. Hoffmann. — Sinnreiche und unterhaltende Geschichten, aus Frater J. Paulus Schimpf und Ernst. Herausgegeben und mit einer kurzen literarischen Notiz begleitet von G. Jördens. — Miscelle.

Beilage Nr. 22. Ueber den Berg Sorakte. — Lettre de Cauchois Lemaire à M. Bellart, procureur général. — Bibliographie méthodique des ouvrages publiés en Allemagne sur les pauvres... par M. Friedländer. D. M.

015.43
7121
24-28

Literarisches

Conversations-Blatt.

1822.

Monat September;

enthaltend:

25 Blätter, Nr. 201 — 225, 2 Beilagen, Nr. 23, 24, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXIII — XXVII.

Von diesem Blatte erscheint (Sonntags ausgenommen), außer den Beilagen, täglich ein halber Bogen und ist der Preis pränumerando für den ganzen Jahrgang 10 Thlr.; für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr.; und für das Vierteljahr 3 Thlr.

Die K. Sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das Fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg und die K. Preuß. Grenz-Postämter in Halle und Erfurt haben Hauptexpeditionen übernommen, und liefern alle Postämter im Umkreise von 50 — 60 Meilen das Blatt ohne Preiserhöhung.

(Die Buchhandlungen, welche ihren sich für dies Blatt eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction desselben einzusenden. Im Fall, daß davon für das L. C. B. kein Gebrauch gemacht werden kann, wird das gesandte Exemplar wieder zurückgeschickt.)

Eigenthümer und Redacteur: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedruckt bei F. Brockhaus in Leipzig.

1822.

Neuigkeiten und Fortsetzungen, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1822 bei F. A. Brockhaus in Leipzig wirklich fertig geworden und zu den dabei bemerkten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind:

1. Allgemeine medicinische Annalen des neunzehnten Jahrhunderts auf das Jahr 1822, oder: kritische Annalen der Medicin als Wissenschaft und als Kunst vom dritten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts an. Herausgegeben von Dr. Johann Friedrich Pierer und Dr. Ludwig Choulant. 4. Preis des Jahrgangs in 12 Monatsheften 6 Thlr. 16 Gr.
   Erschienen ist Januar — September.

2. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben v. Wilhelm Müller. I. Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. 8. Geh. XXXVI und 220 S. 1 Thlr. 12 Gr.
   Das Ganze dieser Bibliothek wird 8—9 Bändchen, wie dies erste, ausmachen. Bei jedem Dichter ist sein Leben, so wie ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke beigefügt. — Dies erste Bändchen ist auch unter dem Titel zu erhalten:
   Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von Wilhelm Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

3. Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officiere. Geschrieben in dem Jahre 1820. 8. Geh. X und 292 S. 1 Thlr. 8 Gr.

4. Briefe von Joseph dem Zweiten, als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. (Bis jetzt ungedruckt.) Zweite mit einer neuen Einleitung vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Geh. XXVIII und 140 S. 1 Thlr. 8 Gr.
   Die erste Auflage hat sich binnen Jahresfrist vergriffen.

5. Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Zweiter Band. 8. Geh. XXIV und 458 S. 2 Thlr. 12 Gr.
   Der 1ste Band dieses Werks erschien im vorigen Jahre und kostet ebenfalls 2 Thlr. 12 Gr.; der 3te Band wird zu Michaelis ausgegeben werden.

6. Casper, Joh. Ludw., Charakteristik der französischen Medicin, mit vergleichenden Hinblicken auf die englische. Mit einem Kupfer. Gr. 8 XXII u. 603 S. 3 Thlr.

7. Literarisches Conversations-Blatt für das J. 1822. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 300 Nummern mit vielen Beilagen und literarischen Anzeigern 10 Thlr.
   Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich versandt und erschienen ist Januar — September oder Nr. 1 — 225.

8. Conversations-Lexicon. Neue Folge oder 11ter und 12ter Band. Erste Lieferung: A — Bombelles. 8. Der Pränumerationspreis des Ganzen, das aus 8 Lieferungen (jede von circa 25 Bogen) bestehen wird, ist No. I. auf Druckp. 4 Thlr. 16 Gr., No. II. auf Schreibp. 6 Thlr. 8 Gr., No. III. auf Median-Druckpap. mit erweiterten Stegen 7 Thlr. 12 Gr., No. IV. ebenso auf feinem franz. Druckp. 9 Thlr., u. No. V. ebenso auf fein engl. Velinp. 12 Thlr.
   Die zweite Lieferung (von Bon — Cz) erschien im September.

9. Ebert, Friedrich Adolf, Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Gr. 8. Geh. XVIII und 358 S. 2 Thlr.

10. Ebert, Friedrich Adolf, Allgemeines bibliographisches Lexikon. Zweiten Bandes erste Lieferung, von Maaler bis Newes. Gr. 4. Geh. Der zweite Band vollständig in 6 Lieferungen von 12 Bogen 10 Thlr. auf feinem Druckp. und 13 Thlr. 8 Gr. auf feinem Schreibpapier.
   Die 2te — 6te Lieferung werden als Rest nachgeliefert und erscheinen noch in diesem Jahre die 2te — 4te.
   Der 1ste Band, A — L, nebst dem Verzeichniß der Aldinischen und Giuntinischen Drucke, kostet ebenfalls auf feinem Druckpap. 10 Thlr. und auf feinem Schreibp. 13 Thlr. 8 Gr.

11. Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung, von C. Lenning, durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Erster Band. A bis G. Gr. 8. Geh. VIII u. 488 S., in gespaltnen Columnen. Auf gutem Druckp. 2 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz. Druckp. 2 Thlr. 20 Gr.
   Das Ganze dieser Encyklopädie wird aus 3 Theilen bestehen, deren zweiter noch in diesem Jahre erscheinen wird.

12. Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltender, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgemeinen Gebührentaxen abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Repertorium. Gr. 8. V und 504 S. 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckpapier und 2 Thlr. auf Schreibpapier.

13. Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Erster Band, enthaltend: I. Philologie, Philosophie und Pädagogik. II. Theologie: bearbeitet von Ernst Gottfried Adolf Böckel. Dritten Bandes erste Abtheilung, enthaltend Medicin; bearbeitet von Friedr. Aug. Benj. Puchelt. Gr. 8. Preis des ganzen Werks in 4 Bänden auf gutem Druckp. 12 Thlr., auf Schreibp. 16 Thlr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 24 Thlr.
   Das Ganze dieses Handbuchs wird aus 4 Bänden bestehen, und erscheint noch in diesem Jahre der 2te Band vollständig und die zweite Abtheilung des 3ten Bandes. Jede Literatur wird bis auf den Augenblick, wo der letzte Bogen die Presse verläßt, nachgetragen.
   Einzeln ist bis jetzt aus diesem Handbuch zu erhalten:

14. Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottfr. Adolf Böckel. Gr. 8. VI und 580 S. Auf gutem Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr. und auf Schreibp. in 4. Form. mit veränd. Stegen 3 Thlr.

15. Literatur der Theologie, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Ernst Gottf. Adolf Böckel. Gr. 8. VI und 582 S. Auf gutem Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr 6 Gr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr.

16. Literatur der Medicin, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Sam. Ersch. Neue fortgesetzte Ausgabe von Fried. Aug. Benj. Puchelt. Gr. 8. VIII und 750 S. Auf gutem Druckp. 1 Thlr. 20 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibp. in 4. Format mit veränderten Stegen 3 Thlr. 8 Gr.

17. Gerstäcker, Karl Friedrich Wilhelm, Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften, theils durch eine kurze Theorie, theils und hauptsächlich durch Mittheilung und Zergliederung wirklich bei Gericht eingereichter und größtentheils erfolgreich gewesener, die gewöhnlichsten Verbrechen und Vergehen betreffender Schutzschriften. Zweiter Theil. Gr. 8. LVI und 396 S. 2 Thlr. 6 Gr.
   Der 1ste Theil kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 201.

2. September 1822.

Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Von Fr. Ad. Ebert. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1822. 8.

Ein dicker Herr mit etwas rother Nase ließ sich einst das Heidelberger Faß zeigen. Anfangs besah ers umsichtig prüfend, schrieb sichs in sein Taschenbuch auf, daß es nur dreimal gefüllt war, dann, als er es in stille Betrachtung versunken fünf Minuten lang umgangen war, quollen ihm die hellen Thränen strömend aus den Augen. Das könne Einer allein doch nimmermehr austrinken! war seine Klage. So versicherte die Aufschließerin im Sommer 1817 in einer Anwandlung vorzüglich guter Laune. Ihr Kichern und Lachen beweist für ihre unpsychologische Natur. Denn war es nicht dieselbe niederdrückende Empfindung, die einem matt und trockenstudirten Gelehrten jene oft gepriesenen Thränen in den Sälen der großen Pariser Bibliothek abpreßte? Dort, so erzählt man, brach ein ziemlich magerer Fremder in die wehmüthigen Worte aus: Ja wenn Einer allein das wissen könnte, was hier gedruckt und geschrieben steht! und dabei gingen ihm die Augen über. Die Aufwärter verehrten den Betrübten von dem Augenblicke an, wie Salmasius oder Magliabechi's Schatten. Ein Anfall des Kummers, der ihn überwältigte, hat sicher manchen ergriffen, der voll eruditer Pläne durch die Säle einer großen Bibliothek schlich.

Dort geht man an den Denkmalen vergeßner Celebritäten, an den Actenstücken literarhistorischer, jetzt eingeschlafner Controversen, an bestaubten Bannbullen und blaßgewordnen Musenalmanachen vorüber, von denen kaum ein Mensch mehr etwas weiß, als der Bibliothekar, der sie bewacht, und ein curioser Gelehrter, den eine literarische Hysterie auf eine solche Ruhebank hinwirft. Wie die Paradiesvögel, die zur Zeit der Muskatnüsse von den Südseeinseln nach Indien kommen, trunken auf die Erde hintaumeln; eben so möchte auch der Student und der Professor erliegen, den hier der Honigseim commentirter heil. Schrift, dort der alte Wein alter Weisheit, endlich die harten Nüsse grammatischer Feinheiten reizen, *) ohne den Moschusduft zu rechnen, mit dem Verfasser und Verleger für den künftigen Leser umherräuchern. Wer also das Führeramt durch solche Säle übernimmt, erwirbt sich ein Verdienst um die menschliche, besonders die schwachnervige Natur. Versteht er wie ein vorabschreitender Steiger in einem Schachte, über das Herzklopfen zu trösten, welches den Anfahrenden beim Lärmen der Pumpwerke befällt, und durch einen kräftigen Kernspruch über die Tiefe, welche zu Füßen liegt, verständig zu täuschen, so sichert er sich den Dank kommender Geschlechter.

Einen solchen Dienst hat Hr. Dr. Ebert allen erzeigt, die sich in die schönen weitläufigen Säle der dresdner Bibliothek, (zusammen 24 Säle und saalartige Zimmer) verlieren wollen. Mit dem Faden, den er ihnen durch sein neuestes, so gehaltvolles Werk in die Hand gibt, dürfen sie hoffen mit gerade so viel Sinnen als sie mitbrachten, sich aus der Menge dieser Zimmer herauszufinden, und außerdem bereichert mit einem, der manchem wahrscheinlich bis dahin abging: mit dem Sinne fürs Ganze und Einzelne solcher Sammlungen. Schwachnervige können an die reizenden Aussichten sich halten, die von so vielen Seiten aus sich dem Auge bieten. Nur die vatikanische Bibliothek darf in dieser Rücksicht unter den großen Bibliotheken des Continents mit der dresdner wetteifern. Wer seinem Kopfe vertrauen darf, wird Kräftigeres finden. Denn wo Ebert hinleuchtet, da ist man sicher literarische Erzstufen flimmern, Baumsilber neben Jungferngold blinken zu sehn. Durch seine Führung werden sie begreifen lernen, um nur eins zu erwähnen, wie ganze Heere von Autoren unter Eine Nummer gebracht werden können, und wo ihre Bücher nicht vorzüglich anziehen, wie die Bücherdeckel für die Bildungsgeschichte eines Landes und für die Literaturgeschichte einer Periode ein Moment werden.

Um die Ueberschauung des reichen Stoffes zu erleichtern, läßt Hr. Ebert die Geschichte dieses reichen Schatzes vorausgehen. Kein ferner Wink ist übersehen, der belehren konnte, wie aus den wenigen Büchern, welche Kurfürst August besaß, das erwuchs, was jetzt in dieser reichen Sammlung für Wissenschaft und Kunst zusammengebracht ist. Sie ist glücklicher Weise so reich, daß ihr Beschreiber wahr bleiben konnte; die Lücken sind eingestanden und mancher fromme Wunsch leuchtet durch; doch welcher Sammler hätte den nicht? Voraus geht der Geschichte der dresdner Sammlung die Geschichte des sächsischen Bücherwesens. Sie ist, begreiflicher Weise, wie einmal jetzt die Welt ist, die Geschichte der vorzüglichsten Humanitätsmittel dieses Landes. Denn die Nachrichten von allen Büchersamm-

*) Etwas ähnliches sagte schon Alcuin.

lungen sind eben so viele Zeugnisse von stillen Heiligthümern, wo Minervens Käuzchen nisten konnte, wenigstens in den Zeiten, wo ein gutes Schwert und eine blanke Lanze allein den Mann machten. In Fulda und Corbey finden wir die ersten Anfänge der Bildung des jetzigen Sachsenlandes. Durch die Bücherzimmer von Pegau und Altenzelle führt uns der Verf. dann in Kurf. Augusts Lesesaal auf dem Schlosse zu Annaburg, mit dessen Werken die Geschichte der Bibliothek eigentlich beginnt. Der ganze Reichthum der Literaturgeschichte Sachsens, Alles was das Bibliothekarchiv darbot, Nachrichten, die ihm sonst von guter Hand zukamen, alles ist bienenartig zusammengetragen, um uns in geprüften Angaben den Fortgang und die Hemmnisse, welche die Sammlung erfuhr, ihre Verwaltung und den Einfluß darzustellen, den sie auf die bildungslustigen Einwohner des Orts übte, wo sie sich befand. Man muß den Scharfsinn bewundern, mit dem der Verf. den ausgespähten Worten archivalischer Notizen Bedeutentheit abgewinnt, der geistreichen Art wie er durch ihre Zusammenstellung uns eine lebendige Anschauung schafft, und so die eine Hälfte einer Aufgabe löst, die bisher noch ihrer Lösung harrte. Denn eine zweite Hälfte, die uns den materiellen Werth der Sammlung noch mehr im Einzelnen kennen lehrte, würde das Ganze vollständig machen. Der Verf. hatte diese versprochen. — Aber außer einigen, doch immer kürzer und einseitiger gearbeiteten, Werken der Franzosen und Italiener möchte es keine ähnliche Bibliothekbeschreibung, so aus den Quellen gearbeitet, geben, die uns durch die wachsende Sammlerlust an Bildungsmitteln, die Fortschritte der Bildung und das Interesse am Wissen selbst so lebendig darstellte.

Mit der Regierung Kurf. Augusts hatte das beabsichtigte Büchersammeln für des Fürsten Privatgebrauch begonnen. Seine Nachfolger hatten nicht gleiches Interesse. Es kamen Zeiten der Vernachlässigung und die Einwirkungen einer durch bürgerliche und religiöse Unruhen bewegten Zeit waren fühlbar. Mit Friedrich August I. Regierung begannen auch für diese Sammlung bessere Tage; unter ihm ward wirklich, was schon unter Joh. Georg II. hätte geschehen können. Kaum waren die Kriege während Augusts ersten Regierungsjahren überstanden, so regte sich in allen geselligen Verhältnissen ein frischeres Leben. Die französischen Kolonisten, die man in Sachsen willig aufnahm, verbreiteten gefälligere Sitten und Bedürfnisse, die ohnehin vielen Reicheren des Landes auf Reisen in die Fremde lieb geworden waren. Der Umtrieb auf den leipziger Messen vermehrte die Thätigkeit und den Reichthum, der an dem prachtliebenden Fürsten ein Vorbild sah, wie er für höhere Ansprüche des Genusses verwandt werden könne. Bücherliebhaberei, die im Lande ohnehin verbreitet war, bekam nun eine bestimmtere Richtung. Durch Ankäufe im Großen (denn nur auf dem Wege des Kaufs erwarb die dresdner Bibliothek, was sie jetzt besitzt), Ergänzung der Lücken, Beachtung des Aeußern wurden die bisher zusammengebrachten Bücher zu einer fürstlichen Bibliothek erhoben. Die Nachrichten sind von nun an reichlicher und bestimmter. Vorzüglich anziehend wird man die Mittheilungen über den als Dichter längst vergeßnen Besser finden, der dem Könige seine interessant zusammengestellte Bibliothek verkaufte, in der er, verlassen und mistrauisch gegen die Welt, als nichts ihm geblieben war als die Erinnerung einer bessern Zeit und die Trümmer eines gescheiterten Lebens, die Zerstreuung fand, welche seinem Herzen so großes Bedürfniß war. Noch zeigen viele Bücher der dresdner Sammlung durch angestrichne Stellen für seine trostbedürftige Stimmung. Doch eine Bücherliebe, wie sie in Frankreich und Italien schon bestand, bildete sich in Sachsen in der folgenden Periode durch die Grafen Brühl und Bünau wetteifernd aus. Die Namen Winckelmann und Heyne stehen mit ihr in Verbindung. Ueber den erstern findet man hier sehr beachtenswerthe Aufschlüsse. Aber durch den Bibliothekar, der der Gräflich Bünauischen Sammlung vorstand und später nach deren Erkauf auch kurfürstlicher Bibliothekar ward, (1764) durch Joh. Michael Francke, den Eckhel seines Fachs, leuchtet diese Periode für alle Bibliothekverwalter mit dauerndem Glanze. Das so herzlich ehrende Wort, welches der Verf. den Manen des „als Bibliothekar unerreichten, als Gelehrten achtungswerthen, als Menschen ehrwürdigen Mannes" nachruft, wird gewiß den Bibliothekaren des zweiten christlichen Jahrtausends ein willkommnes Thema seyn, um es zum Lobe Ebert's zu variiren. Denn wer so willig anerkennend fremdes Verdienstes gedenkt, so gründlich es zu würdigen versteht und so geistreich es ins Licht zu stellen weiß, der ist sicher, daß des eignen dankbar gedacht werde.

Wegen der Belehrungen über die Aufstellung und Verwaltung dieser Bibliothek, in der noch jetzt Francke's System als ein heiliges Fideicommiß geehrt wird (denn selbst Adelung entäußerte sich aller individuellen Ansichten, als ihm die neue Aufstellung der täglich wachsenden Büchermenge 1788 in den schönen Räumen des Japanischen Palastes so willkommenen Anlaß bot), wird diese Bibliothekbeschreibung von allen Kollegen des Verfs. als ein codex repetundae lectionis betrachtet werden. Doch wäre just nicht zu wünschen, daß man die Huldigung so weit trieb, wie Alexander mit der Iliade, daß man über ihr einschlief, was in Ländern, wo baiersches Bier ohnehin schweres Blut macht, leichter möglich seyn soll.

Wer Hrn. Ebert durch die Zimmer und Säle nachgeht, bekommt auf diesem Wege eine höchst belehrende Uebersicht der mancherlei ausgestellten Schätze nach bibliographischen Gesichtspunkten. Der Plan dieses Werks gebot Kürze. Für die Koster nach Dibdin's Art ist die Tafel hier nicht reich genug besetzt. Diesen versprach der Verf. durch ein Prachtwerk mit Kupfern, facsimile etc. Labung die Fülle. Mag er so vielbeschäftigt wie er ist, die Muße dazu finden und die Lust

dem Verleger nicht vergehen. Vielleicht gewöhnt sich indessen der deutsche Gaumen mehr an die Leckerbissen englischer Bibliomanen. Auch bei einem flüchtigen Gange bietet sich ja schon so vieles Pikante; wie vielen Stoff zur Unterhaltung geben nicht allein die Büchertitel. Doch dem Verf. galt ernstere Belehrung und für sie ist im Text, in den Noten und im Anhange eine vollsprudelnde Quelle. Vorzüglich dankbar wird der Handschriftenkatalog, (das Verzeichniß der griechischen und lateinischen in lateinischer Sprache) vom In- und Auslande hingenommen werden. Die Verzeichnisse der spanischen, italienischen, französischen, englischen, polnischen, böhmischen und russischen Handschriften (in deutscher Sprache) begleiten, wie die früheren, Angaben über ihre Benutzung. Dieser letztere Zusatz ist ein selbstsprechendes Zeugniß über die liberale Verwaltung der Sammlung. Ein genaues Register über die Namen des Mannscriptenkatalogs und eine genauere Verzeichnung der Hauptschätze, welche sich in der leipziger Universitätsbibliothek finden, beschließen dies Werk, dessen Druck und Papier dem Text Ehre machen. Denn wie sich aus dieser kurzen Anzeige ergibt: der Born der Belehrung strömt hier, wie jener berühmte auf der Ebne von Troja mit vierzig Mündungen. Nur S. 222 läßt der Setzer den 1717 gebohrnen Francke im J. 1470 in des G. Bünau Dienste treten und S. 6 scheint er sich einige Kommata erspart zu haben.

Das Buch ist dem Manne gewidmet, der dieser ehrwürdigen Sammlung auf eine ehrenwerthe Weise vorsteht, dem Geh. Leg. Rath Beigel.

44.

Poetische Erzeugnisse der Russen. Ein Versuch von Karl Friedrich von der Borg. Erster Band. Dorpat 1820.

Die Lesewelt lasse sich nicht durch den etwas nüchtern und modern klingenden Titel: poetische Erzeugnisse, abschrecken, welchen diese Anthologie russischer Gedichte angenommen hat. Es ist dem literarischen Publicum ein angenehmes und willkommnes Geschenk damit zu Theil geworden. Herr von der Borg nennt es sehr bescheiden einen Versuch und läßt kaum zweifelhaft, daß ihm das doppelte Verdienst des Sammelns und der Uebersetzung zustehe. Unmittelbar nach dem Titelblatt folgt, mit der Dedication an die Großfürstin Alexandra Fedorowna, ein Sonett und dann ein kurzes Vorwort.

In diesem erklärt der Verfasser, daß sein Versuch nicht dem Druck bestimmt gewesen, daß vielmehr nur auf das Anbringen und Verlangen mehrerer Freunde seine Arbeit an das größere Publicum gelangt sey. Zugleich berichtet er uns, daß sein vorzüglichstes Streben auf Treue in der Nachbildung gegangen sey, daß er sich auch sogar bemüht habe, das Metrum möglichst wahr wieder zu geben. Dafür sind wir ihm Dank schuldig. Es liegt in der Natur einer solchen Anthologie gerade nach diesem Grundsatz zu verfahren.

Wenn wir mit einem noch unentdeckten, oder mit einem noch wenig besucht gewesenen Gebiet der Poesie bekannt gemacht werden sollen, dann ist es uns wichtiger, die Eigenthümlichkeiten der exotischen Gedichte wahr und am wenigsten verfälscht zu besitzen, als durch die Kunst überrascht zu werden, mit welcher bei der Uebertragung die Probleme der Verskunst gelöset, oder ihre Bedingungen und Gesetze erfüllt worden sind. Darum müssen wir manchen Hiatus, selbst manche gezwungene Stellung und manche etwas unpoetische Wendung gern übersehen, wenn wir dafür die Gewißheit besitzen, vom Geist und von den Nüancen der fremden Dichtung um so weniger eingebüßt zu haben.

Noch macht der Autor eine Entschuldigung wegen der Eintheilung der Gedichte, und zwar namentlich, daß er Oden und didaktische Gedichte in einem Abschnitte mitgetheilt. Er rechtfertigt es dadurch, daß die russischen Oden größtentheils didaktischen Inhalts sind. Außerdem gibt er uns Lieder und Romanzen, ferner Volkslieder, dann Balladen, endlich vermischte Gedichte. Für diejenigen, die der russischen Sprache mächtig sind, ist, um das Auffinden zu erleichtern, der russische Anfang eines jeden Gedichtes im Inhaltsverzeichniß angegeben worden.

Ueber die Zeit, in welcher die Dichter gelebt haben, deren Gesänge uns mitgetheilt werden, findet sich nichts angegeben, und das ist zu bedauern. Indessen hat Referent unter den aufgeführten Namen mehrentheils solche gefunden, von denen ihm bekannt ist, daß sie noch lebenden Personen angehören. Darauf gründet er die Vermuthung, daß wir die poetischen Arbeiten von Dichtern unserer Zeit erhalten haben, und daß nur diejenigen Lieder, welche Volkslieder überschrieben worden, einer ältern Zeit angehören. Deren Verfasser nämlich sind nicht angemerkt. Daher scheinen sie entweder ihres Alterthums wegen verschollen, oder niemals bekannt geworden zu seyn.

Erfreuen aber muß uns Deutsche diese Sammlung vorzüglich deshalb, weil sie uns belehrt, daß in Rußland eine Poesie fortlebt, die, zum großen Theil den Ersten und Angesehnsten des Landes angehörig, der französischen Poesie weder verschwistert noch nachgeahmt ist, vielmehr, ohne eine gewisse Nationalität und Urthümlichkeit völlig auszulöschen, eine offenbare Annäherung an den Geist der deutschen Poesie bekundet, indem sie verräth, daß die Sänger, welche in Rußland unter höheren Ständen scheinen angetroffen zu werden, einer vertrauten Bekanntschaft mit den deutschen Dichterwerken genießen müssen.

In dem ersten Abschnitt der Oden und didaktischen Gedichte findet sich des Eigenthümlichen, selbst des echt Poetischen vielleicht am wenigsten. Der Geist Klopstock's und Schiller's ist es, welcher den hier zum Dichterreigen vereinigten Sängern vorzüglich scheint vorgeschwebt zu haben. Heiterer, leichter und eigenthümlicher wie die meisten andern Sänger, auch mehr bedacht und bestrebt, ein eigenes wahres Gefühl, ein selbst empfundenes Etwas singend wiederzugeben, als sich durch Begeisterung zu lyrischem Aufschwung oder poetischer Reflexion zu erheben, scheint Kapniſt, von dem sich nur zwei Lieder in dieser Abtheilung finden, der Bach und der Winter. Das erste theilen wir ganz mit, um die Leser durch Kapniſt mit den russischen Sängern überhaupt bekannt zu machen.

Der Bach.

Der du dich schlingst durch Thales Weite
In Vielem gleich ich dir o Bach!
Du rinnest stets nach Einer Seite;
Ich geh stets Einer Neigung nach.

Wenn Steinchen deine Strömung hemmen,
Dann rieselst du so klagend hin,
Wenn Schranken meine Liebe dämmen,
Ich kaum zu seufzen fähig bin.

Wie deine lichte Silberwelle
Kristallenrein und spiegelklar:
So ist mein liebend Herz auch helle,
So ist mein Sinn getreu und wahr.

Vor Ungewitter Sturm und Regen
Birgst du in dichte Zweige dich,
Vor des Geschickes grausen Schlägen
Rett' ich in meine Hütte mich.

Wie deine Welle unaufhörend
Zum Thal sich drängend niederwärts;
So nimmt und nimmet immerwährend
Die holde Nina dieses Herz.

Wenn sie sich schaut in deinem Schimmer
Dann nimmst du auf ihr reizend Bild,
So ruht's in meinem Herzen immer,
So ist von ihr es stets erfüllt.

Ich weiß nicht heuchelnd zu berücken —
Auch dir ist Falschheit unbewußt;
Dein Grund läßt Alles klar erblicken;
Und jeder lies't in meiner Brust.

Gehorsam der Natur Geheiße
Rinnst du zur Mündung stets o Fluß,
Bis in des rauhen Winters Eise
Auch deine Flut erstarren muß.

Mich martert ohne Sie das Leben;
Und nie erlischt in mir die Gluth,
Bis mit den letzten Todesbeben
In dieser Brust gerinnt das Blut.

Der Leser wolle nicht vergessen, daß es eine Uebersetzung ist, welche er empfängt, daß es die allemal schwierige Uebersetzung eines Liedes ist, endlich eines Liedes mit schnell auf einander folgenden Reimen, deren Uebertragung sich nichts weniger wie leicht vollbringen läßt, und er wird anerkennen, daß ein Original zum Grunde liegen muß, dem es nicht an Verdienst fehlen kann.

Die übrigen Dichter, mit deren poetischen Gedanken uns der erste Abschnitt bekannt macht, sind: Lomonoßow, Derschavie, Dimitriew, Merslakoff, Petrow, Shukowsky, Batjuschkow, Furst Dolgorukov, Murawjew, Fürst Wäsemsky und Karamsin.

Im zweiten Abschnitt, Lieder und Romanzen, finden wir dieselben genannten Dichter wieder, und außerdem noch Fürst Gowanskoi nebst Dawydow. Vom letzteren ist nur ein einziges Gedicht mitgetheilt, aber es ist zu originell und ausgezeichnet, um nicht her gesetzt zu werden.

Weisheit.

Neulich wollten wir die Schmerzen —
Eros, ich, und Betty, keck
Bei dem Weinpokal verscherzen;
Nöthigten die Weisheit weg.

Kinder müßt in Acht euch nehmen!
Rufet Mutter Weisheit drein;
Nicht getrunken! müßt euch zähmen!
Denn gefährlich ist der Wein. —

„Mutter!" sprach der Schalk bescheiden,
„Ein Gesetz ist mir dein Wink:
Ich gehorche dir mit Freuden;
Doch — — hier ist ein Tröpflein, — trink!"

Weisheit sträubet sich wohl lange,
Doch wie kann sie wiederstehn?
Spricht die holde kleine Range
Nicht so artig, nicht so schön?

Weisheit trinkt, — uns aber predigt
Sie noch viel von Mäßigung:
Doch als sie das Glas geledigt,
Fleht sie noch um einen Trunk.

Mütterchen beginnt zu wanken,
Lallend ihre Rede tönt:
Endlich geht sie, — doch mit Schwanken
An die Liebe angelehnt.

Wie wahr und tiefsinnig, dabei leicht, zierlich und in der Form vollendet! Ein allerliebstes kleines satyrisches Drama, halb Romanze, halb Lied! —

Unter den Volksliedern zeichnet sich durch Eigenthümlichkeit und echten Volkston, wie er mehrmals in der Sammlung Herder's anzutreffen ist, aus folgendes Lied im Balladenstyl:

An des Stromes Rand saß ein Mägdlein
Dachte weinend wohl an ihr bittres Loos,
An ihr bittres Loos, an die alte Zeit,
Als die schöne Magd sich noch kleidete,
Sich noch kleidete, sich noch schmückte,
Und noch wartete auf den trauten Freund,
Auf den trauten Freund, — auf den Bösewicht!
Der verführt die Magd, und von dannen schwand,
Und sich abgesagt ihrem Liebesband.
Mag vertrocknen doch nur das grüne Kraut —
Ruft die Magd, und wischt sich die Thränen ab,
Mag sich füllen nun, o du Bächlein schnell,
Statt der Fluth dein Bett mit den Thränen an!
Ach ich schmückte mich für den trauten Freund:
Da er fortgeeilt, nahm er alles mit,
Daß der Schmerz um ihn mich verzehren mag
Da so mitleidlos er geworden ist —
Ihn zu lieben, ach! hab' ich nicht gesäumt,
In den Tod für ihn geh' ich ungesäumt.

Gern gäben wir noch ein zweites, wenn dieses nicht zu lang wäre. Deshalb begnügen wir uns mit der ersten Strophe.

Dunkelbraue! Dunkelauge
Junggesell verwogen,
Hast mein rasches Herz entzündet
Und erfüllt mit Sorge!
Nie erkalten kann die Sonne
Nie die Hülle dunkeln;
Nie das Herz auf Erden leben
Lebt es nicht der Liebe!
Wärmt denn darum nur die Sonne,
Daß das Kraut verwelke?
Liebt denn darum nur das Herze,
Daß es Kummer trage?

Die Balladen sind von den jetzt lebenden genannten Dichtern, und die vermischten Gedichte beziehen sich größtentheils auf Ereignisse aus dem letzten Kriege.

Ein zweiter Theil ist versprochen worden, wenn der erste günstig aufgenommen werden sollte. 42.

Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint, außer den Beilagen, täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. Sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf nach Billigkeit in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt und solches viertel- oder halbjährlich berechnet.

Noch wird bemerkt, daß die 3 Jahrgänge oder 6 Bände des Literarischen Wochenblatts (d. J. 1818, 1819 und 1820 zusammen für 12 Thlr. erlassen werden. Einzeln kostet dagegen der Band 4 Thlr.

Leipzig den 2. September. F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 202.

3. September 1822.

Views of society and Manners in America etc. Beobachtungen über den gesellschaftlichen Zustand und die Sitten in America, geschildert in einer Reihe von Briefen von einer Engländerin an einen Freund in England, während der Jahre 1816, 1819 u. 1820.

Dies Werk ist um so interessanter, da es gewissermaßen als eine Widerlegung der Ansichten über Nord-Americas Vereinigte Freistaaten betrachtet werden kann, welche einige Zeit früher Fearon in seiner Reise nach America aufstellte, die bekanntlich ihm vielfach die Beschuldigung der Parteilichkeit gegen jene Länder und deren Bewohner, zuzog. Dennoch ist in beiden Werken viel Uebereinstimmendes, und ihre Vergleichung führt zu manchem bedeutenden Resultat. Daß in einem Lande, ja in einem Erdtheile, wo noch Alles im Werden ist, wo Alles noch mit jugendlicher Kraft der Entwickelung zustrebt, Vieles anders, ganz anders seyn muß wie bei uns, wo im Gegentheil Vieles sichtbar dahinwelkt, und gleichsam in Altersschwäche verfällt, ist gewiß und natürlich, und schon aus diesem Grunde das Interesse erklärlich, welches Tausende an dem Gedeihen und dem Schicksale der Gesellschaft auf der andern Hemisphäre nehmen.

Statt daß bei uns jetzt sichtbarer wie je fast alle Zweige der Industrie stocken, und Europas Länder in dieser Hinsicht in gewisser Art dermalen das Bild eines Greises geben, durch dessen verengte Adern sich das schwerfällig gewordene Blut nur noch mühsam ergießt; sehen wir dort, in der neuen Welt, eine Rührigkeit, ein Aufblühen, welches nur zu sehr gegen das was diesseits des Oceans vorgeht, absticht wo, wie z. B. besonders in England, tausende von Händen umsonst nach Arbeit und Erwerb suchen.

In den Vereinigten Staaten ist es hierin ganz anders. Arbeitsamkeit ist immer gesucht und wer nur keine Scheu davor hat, wird auch immer den Lohn derselben ärnten. Statt daß in vielen Ländern unseres Continentes der Schweiß der arbeitsamen Classen des Volkes nur vergossen wird, damit Andere, die Arbeit eben nicht in ihren Lebensplan gezogen haben, desto bequemer ihr Daseyn hinbringen können, sieht man dort in der Regel auch diejenigen die Früchte des Fleißes genießen, die ihn ausüben, und nicht wie bei uns (namentlich) in England) wird jede neue mechanische Erfindung eine neue Quelle von Drangsalen für jene Armen, die außer ihrer Kraft und ihrem guten Willen zum Verdienst nichts in der großen Theilung der Erdengüter erhalten haben.

In America — fährt der oder die Verf. der vorliegenden Briefe fort — sind dagegen mechanische Erfindungen, welche die Arbeiten vereinfachen und erleichtern, eine Wohlthat, da sie niemand außer Thätigkeit setzen und dem Einzelnen Zeit ersparen helfen. Niemand versinkt in Armuth, sondern im Gegentheil wird eben hierdurch mit im Volke sowohl der äußere Wohlstand als die Cultur des Geistes gefördert, indem durch die dadurch bewirkte Zeitersparung jeder Arbeiter wenn er nur will, Muße findet um neben den Stunden, die er dem Erwerbe widmet, noch so viele für sich zu behalten, um sich auch um andere Dinge, die ihm als Staatsbürger nützlich und nöthig sind, bekümmern zu können. Jeder kann hier lesen und schreiben (dies ist bekanntlich in England keineswegs der Fall), jedem bleibt noch neben den nützlichen Beschäftigungen seines Berufes diejenige Muße, die der Mensch zu seiner Erholung bedarf, soll er nicht in betrübte Einseitigkeit, wo nicht in Stumpfheit, Mismuth und Rohheit versinken, und fleißige und ordentliche Aeltern, die ihre Kinder rechtlich erziehen, dürfen nicht fürchten sie einst durch irgend eine neue Entdeckung oder dergleichen in Noth gestürzt zu sehen. Daher bietet auch die niedere und eigentliche arbeitende Classe der Nation in Nordamerica ein ganz anderes Bild dar, als wie uns häufig in diesem Stande auf dem alten Festlande entgegentritt. Das Volk arbeitet hier, um sein Brot zu erringen, aber es verkauft sich nicht deswegen zur Knechtschaft, und indem es mehr Ursache hat sein Vaterland und seine Regierung zu lieben als manches andere, das nur Druck und Elend empfindet, ist es weder zu Begehung so großer Laster geneigt wie das in England, noch zu Empörungen wie das dem Hunger und Elend in Irland Preis gegebene. Dort herrscht unter den verschiedenen Ständen ein wirkliches Band der gemeinsamen Anhänglichkeit und Vaterlandsliebe, gegründet auf eine wirkliche und wahre Gesetzlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetz; hier bei uns (man vergesse nicht, daß die angebliche Verf. eine Engländerin ist) besteht dies alles nur noch in der Idee, ist nichts als eine täuschende Fiction.

Die Classe der Handarbeiter ist überall die überwiegende Mehrheit; in manchen Ländern macht sie vielleicht neun Zehntheil der ganzen Bevölkerung aus; von

ihrem Wohlbefinden hängt offenbar das des ganzen Staates ab; nirgends befindet sie sich aber besser wie in Americas Freistaaten. Der Handwerker in den volkreichen Städten am Ufer des atlantischen Oceans wie der Ackerbauer in den Provinzen von Neu-England, wo der Feldbau schon den Anblick europäischer Cultur gewährt; der Fabrikarbeiter in Pittsburgh — dem americanischen Birmingham — und der Colonist, der seine neue Wohnung in den Einöden des westlichen Continents aufschlägt, um das so lange der Natur überlassene Land urbar zu machen: alle diese Menschen befinden sich nach Maßgabe ihrer Verhältnisse wohl, sobald sie nur selbst wollen, d. h. sobald nur die erste Bedingung, Fleiß und Betriebsamkeit, ihnen nicht fehlt, und selbst der neue Ankömmling nimmt Theil an diesem Glücke, wenn er erst mit Muth und Standhaftigkeit die Hindernisse überwunden hat, welche ihm, als Anbauer wilder und fremder Gegenden, die Natur durch ungewohnte Einwirkung des Climas auf seinen Körper und durch Entbehrungen in den ersten Jahren, die jedes neue Etablissement in jedem Lande bedingt, auflegt. Sind diese natürlichen Schwierigkeiten einmal von ihm überwunden, so fließt sein Leben ruhig und ungetrübt bei mäßiger Arbeit hin, und er kann die sichere Hoffnung hegen, seinen Kindern ein reichliches und ehrenvolles Erbe bereitet zu haben.

Diese Aussicht, die sich dem Fleißigen in America bietet, hat noch niemand der jene Gegenden kennen lernte, abgeleugnet, und Hr. Fearon gibt in seiner Reise hierüber dieselben Berichte wie das vorliegende Werk. Doch folgt hieraus nicht, daß der europäische Einwanderer, wenn er auch ein fleißiger Mann ist, nothwendig sogleich daselbst sich wohl fühlen muß. Meist hat er zu viel zu vergessen, wenn er den Ocean überschifft, und zu viel zu lernen bei seiner Ankunft in der neuen Welt, als daß es ihm sobald daselbst heimathlich seyn könnte. Ungemessene Hoffnungen und Erwartungen treiben ihn oft übers Meer, und er fühlt sich dann schmerzlich berührt wenn er, statt eines geträumten Eldorado nur ein Land findet, das zwar fruchtbar ist, dessen Schooße aber erst mit angestrengter Mühe der erste Lohn der Arbeit abgewonnen werden muß. Eben so sehr würde man sich täuschen, wenn man nach dieser Schilderung des Wohlbefindens der untern Volksclassen in America in ihnen einen Haufen jener poetischen Arkadier zu finden hoffte, die nirgends und nie, außer in der Einbildung der Dichter, existirten. Es sind Menschen wie wir, mit Fehlern, Ecken und Schwächen, deren Umgang und Verkehr nur zu oft von eben den Erbärmlichkeiten und Kleinlichkeiten, mit welchen wir uns gegenseitig das Leben erschweren, entstellt ist, und die in ihrer Art nicht minder unter dem selbst aufgelegten Joche der Vorurtheile seufzen, welches bei uns die Völker drückt; dagegen aber findet man bei ihnen auch neben diesen Schattenpartieen des Charakters, viele und treffliche Lichtseiten und im Ganzen eine Redlichkeit und Bürgerlichkeit, einen National- und Freiheitssinn, die sie jedem Unbefangenen lieb machen.

So viel nun aber auch die gute und auf die Bedürfnisse des Volkes berechnete Regierungsverfassung zu dem Wohlbefinden aller Classen in den Freistaaten beiträgt, so sehr würde man sich doch irren, wollte man ihr allein das Verdienst davon zuschreiben. Hierzu trägt mehr wie eine Ursache bei, und die Vortheile welche America genießt, sind zu sehr in seiner Natur und Lage gegründet, als daß dieselben Maßregeln in Europa ergriffen, genau dieselben Resultate bringen könnten. Jenes Land hat den Vortheil ein junges, durch keine Geschichte gewissermaßen in seinen Institutionen gebundenes Volk zu besitzen,*) dem zu weiterer Ausbreitung und zum Abfluß für seine zunehmende Menge eine unermeßliche Ländermasse zu Gebote steht; denn bis an die Ufer des stillen Meeres dehnen sich jene ungeheuren Landstriche aus, die noch die Hand des Anbauers erwarten. Bei uns in Europa dagegen ist jetzt schon fast überall alles mit Menschen überfüllt und wohin man blickt sieht man die Extreme des Reichthums und der Armuth, sieht man mehr Hände die Arbeit begehren als solche die sie gewähren können, mehr Staatsschulden als je abgetragen werden können, und mehr Arme, die ihre Blicke um Hülfe und tägliche Unterstützung auf die Regierung richten, als solche die Lust und Kraft haben der Regierung hierin beizustehen. (Wir erinnern nochmals nicht zu vergessen, daß es eine Brittin ist, die diese Parallele zieht, welche allerdings mehr auf ihr Vaterland passen mag wie auf andere Länder des europäischen Continents.)

Zwar — heißt es weiter — kann man es den Unterthanen der Krone Großbrittaniens nicht verdenken wenn sie mit Neid auf ein Land blicken, dessen Bewohner keine Ahnung von den Lasten haben, unter welchen sie erliegen: aber die Uebel welche sie drücken und deren dunkles Gefolge immer schwärzer täglich an ihrem Horizonte emporsteigt, werden darum noch nicht weichen, wenn auch von heut an Americas glückliche Verfassung ihre veraltete und immer mehr sich verderbende ersetzte. Wenn auch von heute an in England nur der Erste im Staate das erhielt und verzehrte, was der Präsident der Vereinigten Staaten bekömmt (6000 Pf. Sterling jährlich), wenn auch nach Maßgabe dieses Fixums alle andern Besoldungen hier wie dort festgestellt würden, so würde doch deswegen die unermeßliche Last der Staatsschulden nicht verschwinden, doch der Uebelstand nicht gehoben seyn, daß wie jetzt in England Tausende, durch die Vereinigung der kleinen Güter zu großen Besitzungen, arm, und Einer oder ein Paar dagegen unermeßlich reich

*) Ist es ein Vortheil für ein Volk keine Geschichte zu haben? Vielmehr ist die Geschichte eines Volkes eine unerlaßliche Bedingung zu seiner Cultur, wenn diese nicht eine völlig erborgte und folglich todte seyn soll. Auch sind die Nordamericaner nicht ohne Geschichte, wohl aber ein von der historischen Wurzel losgerißner und verpflanzter Zweig.

A. d. Red.

werden; *) doch die gerechte Furcht vor einem brot- und heimathlosen Heere von Fabrikmenschen sich nicht zerstreuen, die heute vielleicht durch eine momentane glückliche Conjunctur noch etwas verdienen, morgen aber schon dem Hunger und der Verzweiflung hingegeben sind.

Wenn aber die verfassungsmäßige Freiheit, welche Nord-America seinen Einwohnern gewährt, nicht einzige Quelle ihres bürgerlichen Wohlbefindens ist, so ist sie doch der einzige und sicherste Schirm desselben, eine Sache, die nur zu klar durch den Zustand der übrigen Länder dieses großen Continentes bewiesen wird. Der größte Theil der unter Spaniens und Portugals Scepter stehenden (oder vielmehr bisher gestandenen) Colonien, ist von der Natur viel mehr begünstigt wie der Boden der nordamericanischen Freistaaten; wo finden sich aber dort, wie hier, dieselben Fortschritte in der Bevölkerung, in der Gesittigung, in der Cultur des Landes? Dieser beglückende Einfluß der Freiheit zeigt sich aber noch deutlicher in dem Contraste, welchen die nächst an die vereinigten Staaten angrenzenden Länder mit ihnen gewähren. Canada kostet England jährlich viel mehr, als es ihm einbringt, und was sehen wir dort? Unter-Canada ist meist mit Franzosen aus dem Zeitalter des funfzehnten Ludwig bevölkert. Es ist dies ein Menschenschlag, den seine ursprünglichen Landsleute in Europa heutiges Tages schwerlich als Brüder anerkennen würden, wenn der Zufall sie ihnen gegenüber stellte, so sehr sind diese Gallo-Americaner, Kraft der Bemühungen, die man sich in dieser Hinsicht gegeben hat, in blindem Aberglauben, Haß gegen ihre glücklichern Nachbarn, und Dummheit befangen. Aber man rühmt von ihnen, daß sie ihrer Regierung treu sind, und sucht sie, um diese Treue zu bewahren, auch in der Dummheit zu erhalten; jedoch fragen wir billig: was nützt denn der Regierung diese gerühmte Treue, von Menschen, die so faul und arm sind, daß sie noch Geld zugeben muß, blos um das Vergnügen zu haben sie zu regieren? Ober-Canada dagegen, unter einem Himmelsstrich gelegen, der dem der nördlichen Provinzen der Freistaaten völlig gleich ist, ist von Colonisten bewohnt, die Englands Gouvernement mit ungeheuren Kosten aus dem Mutterlande dorthin schaffen ließ und — diese Colonisten, mit denselben Naturmitteln wie die Bewohner der Freistaaten, sind träge, arm, misvergnügt und außer Stand dem Staate zu nützen. Louisianna bietet einen neuen Beweis zu unserer Aufstellung. Von der Natur begünstigter wie die genannten Landstriche, schmachtete es dennoch in Armuth und Elend hin. Jetzt ist noch kein halbes Menschenalter seit seiner Vereinigung mit den Freistaaten verflossen und seine Bevölkerung hat sich fast verdoppelt, sein Wohlstand gleicht dem der besten und ältesten Provinzen der Vereinigung. —

Und dennoch wagt man, erbärmlich genug, hie und da in Europa diese Verfassung, die das Glück ihrer Völker macht, zu lästern! Diese Verfassung, die durch ihre Resultate die kühnsten Hoffnungen ihrer Verehrer übertroffen, und alle jene kläglichen Prophezeihungen zu Schanden gemacht hat, die mehr wie eine servile Seele über sie auszusprechen sich begeistert fühlte! Diese Verfassung, die die Würde des Menschen ehrt, und die Freiheit schützt!

Die americanischen Freistaaten haben durch ihr Beispiel bewiesen, *) daß eine Regierung, einzig und allein auf den Volkswillen gegründet, Halt und Bestand haben kann ohne das, von andern für unumgänglich nothwendig gehaltene, Gegengewicht der Erblichkeit, der Aristokratie und der Privilegien, und daß sie, die allein vom Volke ausgeht, und auf ihm, als natürlichster und sicherster Grundlage, ruht, um ihre Rechte zu bewahren, weder stürmischer deswegen zu seyn braucht, noch ängstlicher wie eine andere.

In der alten Welt, d. h. auf unserer Hemisphäre, glauben die Gesetzgeber immer aufs ängstlichste das Gewicht der Aristokratie und Demokratie gegenseitig abwiegen zu müssen, um dem Unglücke, welches dem Staate aus Parteiungen entspringen kann, vorzubeugen, und — die schönsten Länder Europas sind seit Jahren der blutige Tummelplatz des zügellosesten Factionsgeistes bald von dieser, bald von jener Art, während in America bei der völligsten Gleichheit, bei dem gänzlichen Mangel eines antidemokratischen Gewichtes, nicht allein die früher daselbst heimisch gewesenen Parteien sich ausgeglichen, sondern in der Allgemeinheit untergegangen, und zum echten Bürgerthum sich umgewandelt haben.

Einst, als englische Colonie, hatte auch America seine Tories und Whigs, die sich nicht weniger haßten, wie sich ihre Namensbrüder in Europa hassen, und sogar während des Kampfes um Unabhängigkeit und ziemlich lange noch nach demselben, spukten sie unter der veränderten Benennung von Föderalisten und Demokraten fort. Heut zu Tage kennt man sie aber nur den Namen nach, und unter dem Seegen einer echtvolksthümlichen, auf die Gesetze der Vernunft und Humanität gegründeten Regierung, die sich auf nichts stützt, als auf Gerechtigkeit und Oeffentlichkeit, sind alle jene Tories und Whigs, jene Föderalisten und Demokraten, ruhige und — was mehr sagen will — glückliche und zufriedene Staatsbürger geworden.

Nicht minder glorreich wie die Hyder bürgerlicher Meinungsspaltungen, hat aber America auch noch andere Hindernisse überwunden, und seiner Verfassung gemachte Anschuldigungen widerlegt, wie z. B. das Vorgeben, seine Theilung in einzelne Freistaaten schade dem Patriotismus fürs Ganze, und eine föderalistische Volksregierung wie die seinige, verhindere die schnelle Entwickelung der Kräfte bei vorfallenden ungünstigen politischen Ereignissen u. s. w. Auf Ersteres erwidern wir nur: daß jeder, der Gelegenheit hatte das Land und seine Einwohner näher kennen zu lernen, den Ungrund der Beschuldigung bezeugen muß. Die Liebe zum Vaterlande ist in America so groß, ja größer wie vielleicht irgendwo, und so sehr auch der Bewohner von Connecticut oder Virginien seine nächste Heimath schätzt, so wenig hört er doch deswegen auf Bürger der Union im vollen Sinne des Wortes zu seyn. Die Föderal- und Cantonal-Verfassung ist so weise in diesem Lande zu einem Interesse verwebt, sie gehen so innig Hand in Hand mit einander, daß keine Trennung möglich ist, und engherziger Spießbürgersinn, der nur auf sich, und den allernächsten Kreis blickt, eben so vermieden wird wie jene Zerfahrenheit, die in vergeblicher Liebe für das Ganze, das Besondere vergißt oder vernachlässigt. Was aber den zweiten Einwand betrifft, so ist dieser bereits durch die Geschichte hinreichend abgefertigt. Mit einer Kraft, die alle Welt, am mehrsten aber ihre stolzen Feinde überraschte, wußte im letzten Kriege mit England diese, wie man so gern sagt, schwache und unbeholfene föderalistische Volksregierung schnell die Unfälle zu verbessern, welche von Anfang herein

*) Hinc illae lacrimae. Das ist der große Vortheil jugendlicher Staaten vor den lang bestehenden, aber so lange es eine Geschichte gibt, ist es auch dem weisesten Gesetzgeber noch nicht gelungen, dieses Uebel in bedeutenden Staaten auf die Länge unmöglich zu machen.

A. d. Red.

*) Bewiesen? Für alle Völker und Staaten, auch für ganz ungleicharlige bewiesen? Oder nicht vielmehr nur für solche, deren Verhältnisse jeder Art den ihrigen völlig gleich sind? Wofür entscheidet die Logik?

A. d. Red.

das Vaterland trafen, und sie hat nicht allein so mächtige Hülfsquellen entwickelt, sondern auch die Angriffe eines starken Feindes so nachdrücklich und glorreich zurückgewiesen, daß bald den bürgerlichen Waffen der Republicaner ein ehrenvoller Friede von den Bajonetten europäischer Soldaten zugestanden werden mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Vergangenheit und Gegenwart. Ein Roman in Briefen. Herausgegeben von Caroline Baronin de la Motte Fouqué, geb. von Briest. Berlin bei Schlesinger.

Zeugten nicht bereits andere Werke der Frau Baronin von ihrer Erfindungsgabe, so würde man sie ihr, falls sie nur aus vorliegendem Buche zu beurtheilen wäre, so ziemlich absprechen können. Daß eine geistreiche adeliche Dame diese Briefe niederschrieb, das ergibt sich, auch daß sie im Schreiben geübt ist, der Styl ist selbst freier und weniger schwülstig, als in mancher andern Schrift derselben, aber zu einem guten Roman gehört noch mehr, da thuts nicht allein das Seyn, nicht der Verfasser soll uns am meisten interessiren, sondern sein Werk. Unmöglich ist es an irgend einer handelnden Person dieses Romans herzlichen Antheil zu nehmen, an der Geschichte nun gar nicht. Was helfen noch so viel aufgehäufte geistvolle, selbst philosophische Reflexionen, was ein künstlich zusammengetragener Apparat, wenn eben doch nichts geschieht, und man immer den Zurüstungen nach glaubt, das rechte Schauspiel solle erst beginnen, wenn der plötzliche Schluß uns überzeugt, das, was wir für eine Probe, für ein Vorspiel hielten, sey das Stück selbst gewesen? Die Charaktere sind nicht liebens- oder nicht achtenswerth, der Briefschreiber Adolph, der sich fürs diplomatische Fach bestimmt, ist trotz seines Aufloderns, und seiner vorgeblichen Gefühlsschwärmerei doch innerlich kalt und egoistisch, von wahrer Liebe hat er keinen Begriff, er möchte gern sich und andern einreden, er fühle leidenschaftliche Glut, das Herz allein sey sein Leitstern, und doch sind seine Neigungen nur aus Langeweile, Eitelkeit, oder gekränktem Stolz entstanden, und sichtlich mehr eingebildet als wirklich. Die Art wie er mit seiner ihn so innig liebenden, und von ihm verehrten Tante scherzt, hat etwas Beleidigendes, er ist viel zu wenig leichtsinnig, als daß ihn solche Unbesonnenheit solcher jugendlicher Muthwille kleidete. Die Tante, deren frühere Geschichte wir in Bruchstücken erfahren, und die zuletzt zu Adolphs Großmutter wird (es wäre eben so gut unterblieben, da es weder in ihren Lebensgang bedeutend eingreift, noch auf des Jünglings Schicksal, oder seine Entwicklung einen wesentlichen Einfluß ausübt), ist eine verständige, für die Welt fein und klug ausgebildete Dame, nicht herzlos, aber voller Standesvorurtheile, die sich besonders in ihrer Ansicht über die französische Revolution, über Prinzenhofmeister, die Stellung der Gelehrten zur vornehmen Welt, u. s. w. äußern; sie weiß sehr gut um die Verpflichtungen einer Hofdame, und wie sie sich bei den oft recht kitzlichen Verhältnisse am Hofe zu verhalten habe, ohne doch charakterlos zu werden, kurz sie versteht sich aufs Conventionelle meisterhaft, und man könnte jeder jungen Hofdame aus ihren Briefen Regeln ausziehen, und das Buch zur Richtschnur nehmen, wie man das von den Schriften der Genlie, die in allem Conventionellen so sehr erfahren ist, behaupet. Am besten charakterisirt sie eine gewisse Gattung von Frauen, die in Melanien, einer Dame welcher Adolph den Hof macht, ihre Repräsentantin finden. Mit großer Feinheit setzt die alte Hofdame ihre Eigenthümlichkeiten auseinander. „Sie haben die Gabe alles zu scheinen, was sie wollen, aber sie sind nie was sie scheinen. — Zu jung um alt zu seyn, zu alt um für jung zu gelten, verstecken sie hinter einer Art mütterlicher Zuneigung eine jugendliche Aufforderung, die um so gesteigerter ist, als sie den Zwang einer mütterlichen Maske nothgedrungen annehmen muß, um sparsamer werbende Huldigungen zu genießen. Verlassen von jedem, der sie genauer kennt, weil einem zweideutigen Ruf, mühsam erhaltene Reize und leichter geselliger Ton, wenn ihn auch gefälliger Witz und Verstand begleiten, nicht das Gegengewicht halten können, wenn die Gesellschaft sich reinerer und jüngerer Zierden freut, werden diese Frauen die wahren Harpyen der zuerst in die Welt tretenden jungen Männer, sie ziehen sie herab in den Augen der Welt, und sie sinken von Stufe zu Stufe.“ — Ganz so schlimm ist diese Melanie nicht, aber sie liebt das Uebertriebene, läßt sich zu politischen Missionen gebrauchen, begeht manche Thorheit und scheint zuletzt auf dem Wege des Bessern zu seyn. Ist Adolphs Großmutter gegen sie so streng, so irrt sie im entgegengesetzten Fall in ihrem Urtheil über den Grafen, Adolphs Vorgesetzten, dessen Kälte, Abgeschliffenheit, und sarkastisches Belächeln von allem, was nicht auf dem Verstand beruht, ihr keine Gefühllosigkeit dünkt, es ergibt sich jedoch, daß der Herr Gesandte ein mauvais sujet ist. Ueber die delicate Stellung des Legationsraths zu seinem Gesandten, sagt sie manches Treffende, wie die Dame überhaupt klar und einsichtig redet, so bald sie nicht befangen ist, — und sich nicht sehr in die Breite verliert. In ihrer Lage, wo die Unterhaltungskunst ihr die dringendste Nothwendigkeit ist, muß sie viel sprechen, genau, und bis ins kleinste Detail beschreiben, der Leser würde jedoch diese Verhältnißtreue gern erlassen haben, und die Dame in ihren Aeußerungen gedrängter wünschen. In ihrer Liebes und Heirathsgeschichte, die viel zu oft abbricht, ist sie bei aller Redseligkeit doch recht kühl, und man kann sich durchaus nicht überzeugen, daß sie wahrhaft liebte, und geliebt wurde. Dabei ist die Frau Baronin in einen kleinen Irrthum verfallen. Die Ehe muß deshalb geheim bleiben, und sich auflösen, weil Herzog Philipp der Thronerbe wurde, und doch hört man von ihm gleich zu Anfang als einen apanagirten Vetter des jüngern Fürsten sprechen! — Auch er ist erstaunlich gelassen in seiner Zuneigung; für das flüchtige, oberflächliche Wohlwollen hätte es nicht des Aufwandes von heimlicher Heirath bedurft, sie konnten einander auch so freundschaftlich achten, sich beistehen, rathen und helfen. —

Des Grafen Gemahlin wird anziehend angekündigt, hernach aber verschwindet der Nimbus, der sie umgab, ihre Tugend wird kluge Berechnung, die Liebe zu Adolph vorübergehende Laune, ihr Naturgefühl, ihr sinniger Ernst angenommene Manier. Adolph verzweifelt nun zwar nicht, daß seine Ideale sich in Schaum auflösten, aber wir verlassen ihn am Schluß des Buchs völlig verödet, da auch die wahrhaft liebende Großmutter stirbt, und man ihm weder Wärme noch Kraft genug zutraut, in sich selbst zu erstarken, Glauben, Hoffnung und Liebe zu retten, und ein neues beglückendes Daseyn zu beginnen.

Es treten noch mancherlei Personen auf, ein Revolutionair, schlecht, gemein, und hohl, mehrere Damen, Fürsten und Fürstinnen, die mit großer Feinheit dargestellt sind, wie man denn überall Beweise erkennt, daß die Verfasserin der großen Welt, die Höfe, und eleganten Zirkel aus eigner Anschauung betrachtet. — Die Wahrhaftigkeit, Treue, und Zartheit läßt jedoch das Schleppende zumal gegen das Ende hin, nicht vergessen, und auch der Gedanke ist nicht zu unterdrücken, daß die Frau Baronin wohlgethan hätte, über das Vornehme, das Ideale und allgemein Menschliche nicht so hintanzusetzen, wie es in diesem Buche doch offenbar geschehen ist, und was wohl mit die Ursache seyn mag, daß der Roman ohne Befriedigung schließt, und schwerlich viele Leser erfreuen wird. 19.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 203.

4. September 1822.

Briefe eines Frauenzimmers über einige Erscheinungen in der Literatur.

Fünfter Brief.

Das goldne Vließ. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen, von Franz Grillparzer.

Aus dem Süden her ist schon manche Stimme über dies Trauerspiel erschollen, preisend oder misbilligend, je nachdem die verschiedenartigen Ansichten das Urtheil leiteten. Auf jeden Fall versprach uns der Name des Dichters, wenn nicht etwas Befriedigendes, doch etwas Außergewöhnliches. Es ist ein alter Eigensinn des Publicums, daß es immer noch einmal empfangen will, was ihm eben eine gesegnete Stunde des Dichters beschcert; daß es, jemehr ihm das Empfangne zusagt, desto lieber die Spuren davon in dem neuen Kunstwerk finden will, womit die Gunst des nämlichen Dichters es beschenkt. Unser Meister Göthe hat oft unter diesem Irrthume gelitten, und dem Verfasser der Schuld ward es schwer verziehen, daß er die Grundsätze, die er durch dieses Gedicht als die leitenden Principien des Trauerspiels anerkannt zu haben schien, im Ungrund verläugnete. Zum Theil liegt der Grund dieses Verlangens wohl in dem wunderlichen Wunsche, die Dichter classificiren zu können. Auch diejenigen, die den Dichter der Sappho in diesem neuen Trauerspiele wieder zu finden, oder vielmehr die, welche ihn auf den ersten Blick wieder zu erkennen hoffen, möchten sich leicht getäuscht sehen. Und doch wird diese Erwartung, schon in Erwägung des antiken Stoffes beider Tragödien, sehr allgemein seyn, besonders da beiden die Liebe zum Grunde liegt. Aber sie werden weder die nämliche Behandlung dieser Leidenschaft finden, noch jene kluge Vertheilung des Interesses, jene richtigen Verhältnisse des Ganzen, noch jene Eleganz und edle Haltung der Diction, Eigenschaften die Sappho auszeichnen, wohl aber eine eben so scharfe, treffliche Charakterzeichnung, eben so feine psychologische Entwickelungen und bei weitem mehr tragische Kraft und Thätigkeit. Allein indem ich die beiden Tragödien vergleiche, gerathe ich in den Fehler, den ich eben gerügt habe. Vergessen wir also Sappho und die Erwartungen, zu denen sie uns berechtigte, und halten uns an das vorliegende Gedicht, das an sich schon Stoff genug zu Bemerkungen bietet.

Die Geschichte der Medea ist bekannt genug, um hier wiederholt werden zu müssen. Zu ausgedehnt, um uns in einem einzigen Trauerspiele vergegenwärtigt zu werden, stellt der Dichter sie uns in drei aneinanderhängenden Stücken dar, indem er uns in dem ersten, der Gastfreund, die Ankunft des Phryxus in Kolchis vor Augen führt, und so auch diese frühere Begebenheit, die sonst von den Dichtern der Medeen und der Argonautenzüge nur historisch behandelt wird, mit den folgenden in unmittelbaren Zusammenhang bringt. Mit der Mythe erlaubt sich der Dichter, wie billig, wenn es seinem Zwecke gemäß ist, frei zu schalten. Das goldne Vließ wird nicht von dem Phryxus als ein Andenken an den, den Göttern für seine Rettung geopferten Widder in dem heiligen Hain aufgehängt. Er hat es einst, nachdem ein Gott es ihm im Traum übergeben, demselben im Tempel von Delphi von den Schultern genommen, und es als Panier vor sich hertragend, einem göttlichen Zuge folgend, es nach Kolchis, einem dem Gott geweihten Lande, gebracht. Die Wichtigkeit des goldnen Vließes in der Mythologie ist an sich schon etwas problematisch. Durch diese Aenderung verliert es aber, dünkt mich, vollends jede; denn theils können wir, einmal für allemal keine bestimmte Idee daran knüpfen, theils sehen wir es als göttliches Pfand ohne alle Wirksamkeit. Denn wollte der Gott den Phryxus dadurch schützen, so verfehlte er sehr seinen Zweck, da es ihm am Ende nur Tod und Verderben bringt; wollte er es aber durch ihn dem ihm geweihten Volke überliefern, so erscheint es auch hier nur verderblich, denn es bereitet dessen Königshause schmählichen Untergang. Eben so wenig begreifen wir, was eigentlich es so furchtbar macht, daß, bis an das Ende der drei Stücke, sein bloßer Anblick die entsetzlichsten Wirkungen hervorbringt. Genug, Phryxus kommt mit demselben als ein friedlicher, frommer Jüngling nach Kolchis, um dort, von einer bösen Stiefmutter aus seiner Heimath vertrieben, eine neue Heimath zu suchen. Der König Aietes empfängt ihn aufs unfreundlichste, und weit entfernt seine Tochter (Chalkiope, von der hier gar nicht die Rede ist,) dem Fremdling zur Ehe zu geben, entlockt er ihm durch die Medea sein Schwert, und, durch seine Schätze, besonders das goldne Vließ, gereizt, ermordet er ihn schmählich. Phryxus spricht sterbend den Fluch über ihn aus:

Der du des Gastfreunds heilig Haupt beschützest,
O räche mich! Fluch dem treulosen Mann!
Ihm muß kein Freund seyn, und kein Kind, kein Bruder,
Kein frohes Mahl — kein Labetrunk; —

Was er am liebsten liebt, verderb' ihn! —
Und dieses Vließ, daß jetzt in seiner Hand,
Soll niederschaun auf seiner Kinder Tod! — u. s. w.

Die Seherin Medea, die in halber, kindischer Bewußtlosigkeit die Hand zu dem Verbrechen geboten, sieht die Furien aufsteigen und das Verderben ihres Hauses aus der Unthat hervorgehn. Voller Entsetzen verläßt sie den Vater und flieht in die Wildniß. Hier finden wir sie in der zweiten Abtheilung, den Argonauten. Der König, durch die Ankunft dieser letztern erschreckt, kommt, sie aufzusuchen, und ihre zauberische Hülfe zu begehren; sie verweigert sie ihm Anfangs, gibt aber endlich seinen klagenden Bitten nach. In das düstre Gewölbe, wo sie die Unterirdischen beschwört, dringt Jason, der, mit den Seinigen in die unwirthbare Wildniß gerathen, kühn sein Leben daran setzt, einen Ausweg zu finden. Er trifft sie in ihrem zauberischen Geschäfte, das ihm den Untergang bereiten soll, und, mit allem Abscheu, den nur ein frommer Ritterssmann gegen höllischen Spuk haben kann, stürzt er auf sie ein und verwundet ihr den Arm. Ihre Schönheit, die Betäubung, in welche sie bei seinem Anblick geräth, rühren ihn, mehr noch, daß sie, den Streich ihres herbeikommenden Bruders abwehrend, ihm das Leben rettet. Er schlägt sich durch die eindringenden Krieger, nachdem er mit unerhörtem Uebermuthe sie geküßt, mit den Worten:

„Und dieser Kuß sey dir ein sichres Pfand,
Daß wir uns wiedersehn. — —"

die ein wenig gar zu deutlich an Lionel's:

„Dies Schwert zum Pfand, daß ich dich wiedersehe —"

erinnern, wie überhaupt die Aehnlichkeit der beiden Scenen sich nicht verkennen läßt. So endet der erste Act.

Der zweite zeigt uns Medeen, im innersten Wesen verändert, in dumpfer Betäubung hinbrütend. Sie wähnt, eine göttliche Erscheinung gehabt zu haben, und kann den Gedanken nicht ertragen, die Schmach des Kusses von einem sterblichen Manne erduldet zu haben. Als aber ihr Bruder und ihr zürnender Vater ihr darüber Gewißheit geben, erwacht ihr ganzer Stolz, und sie macht sich von neuem zu seinem Verderben verbindlich. Wie darauf der König sich mit den Fremdlingen in halb feindselige, halb friedliche Unterhandlungen einläßt, bringt sie einen Giftbecher herbei, wird aber von Jason's Anblick und Stimme so ergriffen, daß sie ihm unwillkürlich zuruft: Du trinkst Verderben! Als sich aber der Grieche ihr mit leidenschaftlichem Ungestüm naht, flieht sie in ihr Zelt. Der dritte Act beginnt mit Jason's vergeblichen Versuchen, von außen in dasselbe einzudringen. Vater und Bruder wehren ihm, und Medea verspricht zum dritten Male, ihre Liebe zu bekämpfen. Sie will indessen den Fremden nicht wiedersehen, sondern von ihrem Bruder in das Innere des Landes gebracht werden. Auf dem Wege dahin fällt sie dem Jason in die Hände, und nun beginnt eine lange Liebesscene, in welcher jedoch der Ungestüme sie vergebens zum Geständniß ihrer Leidenschaft bringen will. Erst als Vater und Bruder wieder herbeidringen, erklärt sie laut, daß sie den Griechen liebe. Aietes spricht darauf die fürchterliche Verwünschung gegen sie aus, die wir nach und nach sich gräßlich erfüllen sehen:

Nicht mehr betreten sollst du mein Haus!
Ausgestoßen sollst du seyn, wie das Thier der Wildniß,
Sollst in der Fremde sterben, verlassen, allein.
Folg' ihm, dem Buhlen nach, in seine Heimath,
Theile sein Bett, sein Irrsal, seine Schmach!
Leb' im fremden Land, eine Fremde,
Verspottet, verachtet, verhöhnt, verlacht!
Er selbst, für den du hingibst Vater und Vaterland,
Wird dich verachten, wird dich verspotten,
Wenn erloschen die Lust, wenn gestillt die Begier:
Dann wirst du stehn und die Hände ringen,
Sie hinüber breiten nach dem Vaterland,
Getrennt durch weite, brandende Meere,
Deren Wellen dir murmelnd bringen des Vaters Fluch!

Vergebens umklammert die Unselige des Vaters Knie, er stößt sie zurück und verläßt sie. Jason erklärt sie darauf den versammelten Griechen für seine Gattin, und fordert sogleich von ihr die Entdeckung der Höhle, wo das goldne Vließ, das zu holen ihn sein Oheim Pelias nach Kolchis geschickt, verborgen liege. Sie entsetzt sich davor, warnt ihn, und in dem frechen Trotze, mit dem er auf seiner Foderung beharrt und ihre Weigrung bezwingt, sieht sie schon mit Grauen die Strafe ihres Vergehens erwachsen.

Der vierte Aufzug zeigt die furchtbare Höhle, worin jener Schatz verborgen; die ganze Wuth der Seherin erwacht in Medeen, indem ihr die Schreckensgestalten der um das Vließ begangnen, und noch zu begehenden Verbrechen aufsteigen. Jason's Gemüth von Graun und Entsetzen erfaßt, wendet sich in diesem Augenblicke ganz von ihr. Als nachher Medeens liebender Bruder Absyrtus erscheint, und ihr, unwissend, daß sie dem Fremden das goldne Vließ überliefert, Vergebung anbietet, ist jener nicht abgeneigt, sie ziehen zu lassen; die verderbliche Leidenschaft hält sie indessen, wie mit eisernen Ketten, an ihn gefesselt. Als Absyrtus durch die übermüthige Prahlerei des Jason entdeckt, daß das Vließ bereits in seinen Händen, dringt er auf ihn ein, wird aber schnell entwaffnet. Der Vater erscheint von neuem; Jason will den Jüngling als Geißel mit sich fort führen; dieser aber, die Gefangenschaft scheuend, und mit dem Wunsch, des Vaters Rache zu reizen, stürzt sich von der Klippe, wohin man ihn in Sicherheit gebracht, in das Meer. Der Greis bricht in Jammer aus, und die Argonauten besteigen frohlockend das Schiff.

Ein Zeitraum von mehreren Jahren liegt zwischen dem Ende dieses Trauerspiels und dem Anfang des folgenden, das den Namen Medea führt. Die Geschichte naht sich Schritt vor Schritt ihrem furchtbaren Ende. Als Flüchtige finden wir Jason und Medea mit einem zarten Kinderpaare vor Korinth wieder. Wir sehen Medeen beschäftigt, die letzten Andenken ihrer übernatürlichen Kunst und ihres Vaterlandes in die

Erde zu graben, denn diese Kunst, ehemals ihre Freude, und dieses Vaterland, einst ihr Stolz, ist ihr, der Barbarin, in Griechenland verderblich; so hat sie schon schmerzlich in Jolkos, ihres Gatten Heimath, erfahren. Ihrer Dienerin Gora, einer Kolcherin, die ihr gefolgt, und mit Sehnsucht der Heimath und der alten Größe ihres Pfleglings gedenkt, sagt sie die rührenden Worte:

In andre Länder, unter andre Völker
Hat uns ein Gott geführt in seinem Zorn;
Was recht uns war daheim, nennt man hier unrecht,
Und was erlaubt, verfolgt man hier mit Haß:
So laß uns denn auch ändern Sitt' und Rede,
Und dürfen wir nicht seyn mehr, was wir wollen,
So laß uns, was wir können, mind'stens seyn.
Was mich geknüpft an meiner Väter Heimath,
Ich hab' es in die Erde hier versenkt;
Die Macht, die meine Mutter mir vererbte,
Die Wissenschaft geheimnißvoller Kräfte,
Der Nacht, die sie gebar, gab ich sie wieder,
Und schwach, ein schutzlos hülfbedürftig Weib,
Werf ich mich in des Gatten offne Arme;
Er hat die Kolcherin gescheut, die Gattin
Wird er empfangen wies dem Gatten ziemt.
Der Tag bricht an, mit ihm ein neues Leben!
Was war, soll nicht mehr seya, was ist, soll bleiben!
Du aber, milde, mütterliche Erde,
Verwahre treu das anvertraute Gut!

Schneidend contrastirt mit diesen klug-milden Gesinnungen das Betragen Jason's, der unmittelbar darauf erscheint: engherzig, selbstsüchtig, nur mit seinem Unglück beschäftigt, der Medea, als der verhaßten Ursache der Verfolgung, die er erdulden muß, gänzlich entfremdet. Er kündigt ihr an, hier in Korinth, wo er ehemals als Gastfreund gelebt, hoffe er mit seinen Kindern Zuflucht zu finden; sie aber möchte einstweilen fern von der Stadt verborgen bleiben, denn der Barbarin sey jener Ort verschlossen. Wenn sie ihn wahrhaft liebe, müsse sie selbst damit zufrieden seyn. Mit Graun sieht sie des Vaters Fluch in Erfüllung gehn:

Er selbst, für den du hingibst Vater und Vaterland
Wird dich verachten .....!

Entschlossen aber, fest an dem Manne zu halten, dem sie einmal alles geopfert, redet sie ihm gefaßt und verständig zu und erklärt ihm ihren Willen nicht von ihm zu lassen. Der König Kreon und seine Tochter Kreusa treten auf. Beide, von früherher dem Jason sehr geneigt, finden sich bereitwillig, ihn wieder bei sich aufzunehmen; seine Vermählung mit der Medea aber ist ihnen entsetzlich und nur mit Schauder, und bloß einer mitleidigen Regung der Kreusa zufolge, empfangen sie auch diese. Die Scene ist wahrhaft erschütternd. Die Mischung von Stolz und Demuth in der Unglücklichen, die begierig sich an dem schwachen Zweig der Rettung festhält, der sich ihr, untersinkend, darbietet, ergreift wunderbar.

Als die Frauen sich entfernt, sucht Jason sich vor Kreon zu rechtfertigen, und alle Grundzüge seiner Gesinnung treten in dieser Rechtfertigung hervor. Er erzählt, wie ihn Ruhmsucht und jugendlicher Ehrgeiz nach Kolchis gelockt, und wie er hier die Medea gefunden:

Der Obern Einer wandt' ihr Herz mir zu;
Sie stand mir bei in mancher Fährlichkeit;
Ich sah die Neigung sich in ihr empören,
Doch störrisch legt sie ihr den Zügel an,
Und nur ihr Thun, ihr Wort verrieth mir nichts.
Da faßt' auch mich der Wahnsinn wirbelnd an:
Daß sie's verschwieg, das eben reizte mich,
Auf Kampf gestellt, rang ich mit ihr, und wie
Ein Abenteuer trieb ich meine Liebe.
Sie fiel mir zu — ihr Vater fluchte ihr;
Nun war sie mein — hätt' ichs auch nicht gewollt.
Durch sie ward mir das räthselhafte Vließ,
Sie führte mich in jene Schauerhöhle,
Wo ichs gewann, dem Drachen abgewann.
So oft ich ihr seitdem ins Auge blicke,
Schaut mir die Schlange blinkend draus entgegen,
Und nur mit Schaudern nenn ich sie mein Weib.

Er fährt drauf fort zu erzählen, wie sie endlich nach langer Irrfahrt nach Jolkos gekommen, wie er hier mit Mistraun die zauberische Barbarin mit Abscheu empfangen, und ihm von Pelias, als Bedingung der Abtretung seines Erbes, auferlegt sey, sich von seinem Weibe zu trennen.

König.

Du aber?

Jason.

Ich? sie war mein Weib,
Sie hatte meinem Schutz sich anvertraut,
Und der sie forderte, es war mein Feind.
Hätt' er auch Billiges begehrt, beim Himmel,
Er hätt' es nicht erlangt: so minder dies.
Ich schlug es ab.

Er erzählt nun weiter, wie man fälschlich ihm des Oheims plötzlichen Tod aufgebürdet, da er doch weiter nichts gethan habe, als der Medea ihn zu heilen untersagt, und erscheint nun dem Könige ganz gerechtfertigt. Dieser, begierig einen Vorwand zu finden, Medeen den Eintritt in seinem Hause zu verweigern, forscht vergebens, in Jason's Erzählung einen Umstand zu finden, der sie schuldig mache. Sie geht aber selbst hieraus gereinigt hervor. Schon früherhin mit dem Gedanken, Jason zu seinem Tochtermanne zu machen, vertraut, und Kreusa's zärtliche Neigung kennend, kann er dennoch fürs Erste der Kolcherin die Aufnahme nicht versagen, um so weniger, da Jason selbst aus einem Ueberrest von Großmuth, oder vielmehr weil sie doch einmal sein Weib ist, sich für sie verwendet. (Die Fortsetzung folgt.)

Views of society and Manners in America etc. Betrachtungen über den gesellschaftlichen Zustand und die Sitten in America.

(Beschluß aus No. 191.)

Diese schwache Volks- und Föderal-Regierung hat aber außerdem auch noch Hindernisse überwunden, an denen leicht manche andere Art von Staatsverfassung gescheitert wäre, und es ist nicht blos im Kriege und in der Aufregung der Leidenschaften, wo sie sich stark, fest, unerschütterlich und consequent gezeigt hat. Wir wollen nur Einiges hier erwähnen. Die Bewohner Nord-Americas sind heut zu Tage kein bloßes Volk von Ackerbauern mehr, deren einfache Sitten, häusliche Beschränkung und gegenseitige Entfernung von einander sie verhindern unruhig zu werden. Die großen, handeltreibenden Städte an den Küsten des atlantischen Meeres, können in jeder Hinsicht unsern Städten ersten Ranges verglichen werden. Boston, Neu-York, Philadelphia, Baltimore u. s. w., bedürfen eben so gut einer wachsamen Polizei, wie Orte gleicher Ausdehnung in Europa, und die traurigen Einflüsse, welche die unglücklichen Handels-Conjuncturen in Europa äußerten, werden hier nicht minder gespürt wie diesseits des Oceans. Dennoch erschütterten diese Ereignisse nicht wie in England die Regierung, und nicht wie dort brauchte die wohlhabende Classe der Einwohner vor der Zügellosigkeit und Verzweiflung eines zum Aeußersten getriebenen Pöbels zu beben. Aber auch selbst die Regierung jener zahlreichen Colonisten und Ansiedler aus allen Nationen, die, auf weite Strecken vertheilt, in einem zum Theil noch halb wilden Lande leben, ist nicht minder schwierig wie die einer, in große und luxuriöse Städte zusammengedrängten Masse, und demohngeachtet herrscht auch hier, wo es keine berittenen und das Land durchstreifenden Gensd'armen, keine zahllosen Tribunäle und Polizei-Aufsichten aller Art gibt, Ruhe, Ord-

nung und Friede, und das einfache Gerichtsverfahren, welches die liberalen Gesetze vorschreiben, reicht vollkommen hin, Tausende von Jägern, Hirten und Waldbewohnern, die vermöge ihrer Lage und Lebensart an eine fast wilde Freiheit gewöhnt sind, in den Schranken der Gesetzlichkeit zu halten.

Noch mehr: während bei uns in Europa religiöser Fanatismus und Sectengeist schon unzähligemale die Ruhe der Länder, der Völker, wie der Regierungen, trübte und Ströme Blutes schon oft um theologische Spitzfindigkeiten flossen, über die der gesunde Menschenverstand nur lächeln kann, leben in America, unter dem Schutze der allergrößten bürgerlichen Freiheit fast alle Secten der Welt einträchtig und friedlich neben einander, und während oft bei uns in Europa eine mit allem Apparat von antidemokratischen Gegengewichten ausgerüstete Regierung nicht im Stande ist, nur zwei einander entgegen stehende Religions-Parteien so zu zügeln, daß nicht eine die andere oft bis aufs Blut verfolgt, sind hier unzählige Sectirer der verschiedensten Art ungestört einer durch den andern unter der Aegide öffentlicher, rein populärer Institutionen zu sehen. Bekanntlich bestanden schon die ersten Ansiedler auf Nord-Amerieas Boden zum Theil (ja größtentheils) aus Menschen, die ihrer abweichenden Glaubensgrundsätze wegen das Mutterland verließen. Mehrere von diesen sich vor den Verfolgungen der Unduldsamkeit in die Wälder und Wüsten der neuen Welt flüchtenden Secten hatten, eh sie im Heimathlande unterlagen, selbst verfolgt, und nicht selten, getrieben von falschem Glaubenseifer, diesseits des Meeres das Blut ihrer christlichen aber einem andern Rituale folgenden Brüder vergossen, und der Fanatismus, welcher ihren Charakter in der alten Welt entstellte, ward natürlich nicht sogleich durch die Winde, welche ihre Schiffe in die neue Welt trieben, weggeblasen. In Maryland verehrte man noch das Andenken jener glaubenswüthigen Gattin von Philipp II., die über England so vieles Unglück brachte, und nannte ihr zu Ehren das Land, und in Neu-England hing man nicht minder eifrig den Grundsätzen an, welche das Beil für den Nacken des unglücklichen Karl I. schärften: und dennoch, Dank sey es der Weisheit und Consequenz der rein volksthümlichen Regierung, ward der Boden von Nordamerieas Freistaaten nie mit Bürgerblut, vergossen in religiösen Streitigkeiten, gedüngt; dennoch flammte dort nie ein Scheiterhaufen, öffnete sich nie ein Kerker für die, die ihren Vater im Himmel anders dienten wie Andere, obschon es — was wohl zu merken — an Anregungen dazu durch fanatische Missionaire, durch unbedachte Glaubenseiferer, durch vorgebliche Inspirirte, kurz durch listig frömmelnde Betrüger und fromme Selbsttäuscher nicht fehlte, und in den heißen und dunklen Köpfen der Eingebornen und Neger, die zum Christenthum übertraten, Zündstoff genug für solche Funken lag. Rechnet man nun noch hierzu die Ungebundenheit der Presse, die den Parteigängern jeder Art die vollste Licenz gewährt, sich auszusprechen, wie sie wollen — eine Freiheit, deren sie sich denn auch nicht selten mit einer Schärfe bedienten, gegen welche selbst die bitteren Ausfälle brittischer Journalisten oft als Scherz und Spiel erscheinen —, so muß man wahrhaft die Festigkeit und Sicherheit eines Gouvernements bewundern, welches im Stande ist, ohne alle andere Gegenmittel, als die, welche Oeffentlichkeit und Bewußtseyn der guten Sache gewähren, Anfällen ohne die geringste Erschütterung zu widerstehen, die, nur den hundertsten Theil so stark, diesseits der atlantischen Gewässer den mächtigsten Autokraten in Furcht setzen würden.

Eine nicht mindere Schwierigkeit, Ordnung, Ruhe, Gesetzlichkeit und Eintracht zu erhalten, wie die Verschiedenheit der Lebensart der Einwohner und ihrer Religion, legt auch die Verschiedenheit der Völkerschaften, aus welchen das Ganze besteht, der Regierung auf; denn in der That, kein anderes Land der Welt bietet diese Zusammensetzung der zum Theil heterogensten Volksstämme dar, wie dieses, und doch sind nirgends alle so Bürger des Staates, wie hier. Die hier lebenden Nachkommen der einst eingewanderten Engländer, Schottländer und Irländer tragen noch ganz das Gepräge ihrer Vorfahren, und auch hier noch, wie einst im Mutterlande die Väter, sind die Kinder in Vorurtheilen gegen-einander befangen. In Neu-York und Neu-Jersey leben Deutsche und Holländer, die seit 150 Jahren ihre heimathlichen Sitten und ihre heimathliche Sprache mit ihrem Nationalcharakter bewahrt haben; seit Louisiana und die Floridas Theile des großen Ganzen geworden sind, sind nun noch zu diesen verschiedenartigen Elementen auch große Volkshaufen von Franzosen und Spaniern gekommen, und in allen einzelnen Staaten findet man, hier und dort zerstreut, Dörfer und Niederlassungen von Ureinwohnern des Landes, die, obschon zum Theil noch auf der untersten Stufe der Cultur stehend, dennoch nun unter dem Schutz derselben freien Gesetze wohnen, wie alle andere so sehr in ihren Sitten, Gewohnheiten und Neigungen von einander Unterschiedenen.

Ein Element ist jedoch leider in die Verfassung der Freistaaten aufgenommen und noch nicht überall ausgemerzt, das eben so entwürdigend, als vielleicht einmal, wenn der bessere Geist nicht bald siegt, unheilbringend ist. Wir meinen die in zehn von zwei und zwanzig Staaten noch bestehende Sclaverei der Schwarzen. Indeß muß man doch auch selbst hierbei gestehen, daß; so empörend es auch für das Gefühl ist, in einem Freistaate Menschen von andern Menschen auf diese Art unterdrückt zu sehen, dennoch selbst dieses bis jetzt noch nicht Veranlassung zu Gräueln gegeben hat, wie wir sie in manchen Ländern Europas sehen. In Irland ist z. B. der Bauer zwar nicht eigentlich Sclave, aber der Druck, welcher auf ihm liegt, ist so furchtbar, das Unrecht, welches ihm geschieht, so schreiend, daß stets brittische Truppen auf der unglücklichen Insel seyn müssen, um das Leben und Eigenthum der großen Gutsbesitzer gegen die Rache der Gemishandelten zu schützen; wie schlecht dies aber im Ganzen gelingt, und wie oft die mit den Bajonetten von Söldnern unterdrükte Volkswuth dennoch in schauderhaften Empörungen sich Luft macht, ist bekannt genug. In Americe bedarf es aber auch in dem schlechtesten Verhältnisse, welches dort existirt, dieses alten Mittels der Despotie nicht. Ohne daß Truppenabtheilungen das Land bewachen, schläft der Pflanzer in Virginien und Carolina auf seinen einsamen Besitzungen ruhig unter seinen Negern, und geht unter ihnen ohne Schutzwache mit einer Sicherheit umher, die der irländische Gutsherr seit Jahrhunderten nicht mehr kennt. —

Französische Literatur.

Le gradus français, ou Dictionnaire de la langue poétique par Carpentier. — Da hat ein französischer Professor sich die Mühe genommen, ein 80 Bogen starkes poetisches Wörterbuch zu verfertigen, worin der Gebrauch aller europäischen dichterischen Ausdrücke und Wendungen mit Beispielen aus den ältern und neuern französischen Dichtern belegt wird; nach dem Beispiele des alten gradus ad Parnassum werden auch lange Stellen, besonders Beschreibungen aus den Gedichten angeführt. Wer nicht zum Dichter geboren ist, wird schwerlich durch einen gradus zum Dichter werden; jedwedem Dichter aber kann doch solch eine Zusammentragung von Nutzen seyn; dem nicht Dichtenden kann die Sammlung des Professor Carpentier den Geschmack bilden, ihn mit den besten Stellen der französischen Dichter vertraut machen, und ihm eine Menge guter Vorbilder aufstellen. Nur hätte der Verfasser nicht so viel aus Desaintange's Uebersetzung der Ovidischen Metamorphosen anführen sollen, erstlich weil es nur Uebersetzung ist und zweitens weil diese Uebersetzung nicht für musterhaft gehalten wird. 52.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 204.

5. September 1822.

Aus einer Rede von W. Bilderdyk über dichterische Begeisterung und Schwärmerei, gehalten in der 2ten Classe des königl. holländischen Instituts 1809 und gedruckt in: Taal en Dichtkundige Verscheidenheden von Wm. Bilderdyk. Rotterdam by J. Immerseel jun. 1820. 1te deel.

Wir theilen diese tolle, getreu aus dem Holländischen übersetzte, Philippica gegen Deutschland und die Deutschen hier als ein reines Curiosum mit, welches hoffentlich nur Erstaunen und Belustigung und kein Leidwesen verursachen wird. Wir haben nichts unterstrichen und uns aller Ausrufungszeichen enthalten, weil jede Zeile und jedes Wort darauf gleiche Ansprüche machen können. Da die Geistesgröße des Redners anderweitig häufig gerühmt worden ist: so waren wir anfangs geneigt das Ganze für Ironie zu halten, aber der schwerfällige bleierne Ernst überzeugte uns bald von der Unhaltbarkeit dieser Ansicht. Die Verehrer Bilderdyk's unter den Deutschen mögen zusehen, was sie künftig von der Urtheilskraft des Mannes halten wollen.

D. Red.

„Von jeher, dies ist eine feststehende Bemerkung, die ich schon als Kind aus dem Munde der ältesten Leute, die mit der Nation verkehrt, gehört habe — von jeher waren die Deutschen zur Schwärmerei geneigt, und es liegt in einer ganz natürlichen Ursache, welche ich aber bei einer andern Gelegenheit anzugeben verspare. — In allen Ländern hat man Schwärmer in Religionssachen gehabt, und Deutschland hatte auch daran gewiß seinen reichlichen Antheil — ich scheue Namen und Personen zu nennen, um nirgends Anstoß zu geben, aber Alles war dem Deutschen von jeher ein Gegenstand zur Schwärmerei. Dies vielleicht die Ursache der Hartnäckigkeit, mit welcher die Lutheraner zu allen Zeiten die Vereinigung mit denen aus Frankreich und der Schweiz herüber gekommenen Reformirten verwarfen. — Daher die ungeheuern Erschütterungen, welche bei jedem neuen philosophischen System von der Ems bis zur Donau die Köpfe verwirrten und die Gemüther erbitterten; — daher die in die Augen fallende Dunkelheit und der — um es so zu nennen — mit Mysticismus angefüllte barbarische Styl, der ihren Schriften so lange eigen war, und der, selbst jetzt noch — wenn man einige wenige spätere Gelehrte und diejenigen, die sich nach dem Muster der Alten gebildet haben, die Ernestische Schule vorzüglich, ausnimmt — beinahe allem, was aus Deutschland zu uns herunter kommt, mehr oder weniger anklebt, und uns immer, gleichsam unwillkürlich, an die alte Brüderschaft der Rosenkreuzer, an die Goldmacher oder diejenigen, welche den Stein der Weisen suchen, erinnert."

„Wenn man in Deutschland alle Menschenclassen, besonders aber die der Gelehrten oder überhaupt derjenigen, die sich mit Schriftstellerei abgeben, beobachtet, so wird man in den Personen selbst nicht weniger, als in ihren Schriften, durch dies allgemeine Kennzeichen überrascht. — Kein Deutscher beinahe, der nicht die kennbaren Grundzüge der Schwärmerei in seinem Auge, seiner Stimme, in jeder Aeußerung darlege. Nie denkt er ruhig, nie übersieht er was ist, sondern stets gibt er sich der Einbildungskraft hin, die ihn beherrscht. — Religion, wenn er solche hat, ist mit Schwärmerei durchwebt. — Unglaube ist nicht weniger Schwärmerei bei ihm, und nicht anders ist auch seine eingebildete Vaterlandsliebe, sein Freiheitssinn! — Sein Wühlen in Literatur, Natur oder Seelenkunde ist mit Schwärmerei innig verbunden. — Was er sey — was er thue — was er sage — alles geschieht auf eine Weise, die sehr verschieden ist von der eines Menschen, der frei und klar um sich schaut. Alles trägt den Stempel einer auf gewisse Art geregelten Phantasie, die er für Gefühl hält und Anderen dafür aufdringt, die jedoch nur allein aus seiner physischen oder, zur Zeit Mode seyenden, geistigen Schwärmerei entspringt."

„Dieser deutsche mystische Geschmack, diese Denk- und Schreibart, durchmengt theils mit orientalischen, gar nicht oder doch schlecht verstandenen Bildern, theils mit geheimnißvollen Anspielungen auf leere Hirngespinnste — Abstractionen der alten Schul-Philosophen und längst verworfenen Natur-Begriffen — blieben Jahrhunderte lang unverändert und festgewurzelt. — Klopstock brachte sie mit zu seinem sogenannten Heldengedicht, das ziemlich lange für unverständlich galt, bis ein neuer Geist im Dunkeln die Erhabenheit, und in dem Unverständlichen einen tiefen Sinn suchen lehrte und der Hochmuth der Nation bei dem Ruhm des Werks ins Spiel kam. — Indeß wie dunkel die Farbe und fremdartig auch der Schnitt des Klopstockschen Gewandes war, immer war doch eine gewisse Feierlichkeit dabei. — Aber man ahmte ihm nach in den buntscheckigsten Farben und Melpomenens Gewand ward zur Harlekinsjacke. Doch in Deutschland herrschte nun einmal die Schwärmerei und keiner war besser wie der Andere. — Selbst Geßner's flache Prosa, die von weitem Poesie nachzuahmen strebte und woran unsere Nation verständig genug war, keinen Geschmack zu finden, als gewisse Leute uns seine Wische für Mei-

sterwerke auftischen wollten — Geßner's Prosa, sage ich, verdankte ihren poetischen Ruf nur dem schwärmerischen Ton, der einen Aufflug dichterischen Geistes ahnen ließ." —

„Soll ich Göthe nennen, ihn, der so herrlich unter seinen Zeitgenossen hervorstrahlt? Ja, er schildert das menschliche Herz, er empfindet. — Aber ist es reines Gefühl was er darstellt und erfüllt es auch ihn wirklich? Nein, es ist eine blos angenommene Idee von Gefühl, nicht das wahre, sondern so wie sich der Empfindelnde, der Gefühlvolle in der Einbildung den Begriff von Gefühl macht und aufdringt. — Ist es indeß auch ein falsches Gemälde, was er uns vom Gefühl gibt, so ist es doch voller Wahrheiten, wichtiger Wahrheiten — en detail — wenn ich es so nennen darf, um derentwillen selbst derjenige, der wahres Gefühl darin sucht, den Mangel desselben übersieht. — Glücklich, wer Göthen gerade wie Shakspeare versteht und richtig benutzt; weh ihm, der sonder Wahl, ohne mehr als „er selbst" zu seyn, ihnen nachahmen will." —

„Wieland, noch aus der alten Schule des wahrlich weisen, wenn auch gerade nicht dichterischen Gottsched's, war ganz dazu geeignet, um, durchdrungen vom Geiste der Alten, besonders des Euripides und Plato, der Kunstheros seines Volks — ja vielleicht seines Jahrhunderts zu werden. — Aber er wollte seinen, doch immer schwerfälligen deutschen Schritt den luftigen Sprüngen der Franzosen anpassen und er verlor darüber was er besaß, ohne zu erhalten was er suchte. — Sein Styl ward weitläuftig, sein Witz langweilig, und nur seine gründliche Kenntniß der Alten und der ihn so besonders auszeichnende philosophische Scharfsinn machen noch seine Schriften so hochwichtig. — Aber er ist darum doch nicht minder ein Schwärmer so gut wie die andern alle. — Auch bei ihm ist das Gefühl nur gesucht und angenommen, eine Frucht der Phantasie, die seine Seele beherrscht, und nur selten zerbricht er seine Ketten und spricht, wie sein Herz es ihm eingibt. Dann aber — doch auch nur dann allein — ist Wieland nicht sowohl der größte der Deutschen, sondern ganz und gar über jede Nationalität erhaben." —

„Ich erwähne keiner minder wichtigen Schriftsteller im Fache der Dichtkunst, jeder hat seinen Antheil an diesem Nationalgeiste. — Haller, auf der Leydener Schule gebildet, der die fremden Eindrücken empfänglichsten Jahre seines Lebens in Holland zugebracht hatte, Haller zeichnet sich gerade nicht durch ein sehr feines oder rührendes, aber dagegen durch ein wahrhaftes Gefühl aus, und er hat Einiges von der Offenheit des Holländers, der sich keine erborgte Rolle vorschreibt, sondern denkt, spricht und handelt, wie es ihm ums Herz ist." —

„Soll ich von der Bühne reden? Bei den Franzosen ist die Dichtkunst beinahe zu bloßer historischer Redekunst herabgesunken! Auf der deutschen Bretterwelt tritt vor allen zuerst Schiller auf. — Und wer ist dieser Schiller? Ein Enthusiast, wird man sagen. — Ach! wäre er das! Nein — ein Schwärmer ist er, dem ich seine Planlosigkeit, seinen Mangel an Motivirung schon gerne verzeihen, dessen kindische und oft wirklich lächerliche Hülfsmittel ich nicht einmal rügen wollte, hätte er nur irgend etwas von dichterischem Styl oder Schwung. — Nein! ein Schwärmer nur ist auch er, der nie etwas sagt, was nicht im Widerstreit mit dem Herzen, der wahren, einzigen Quelle des Gefühls — was nicht im Geist einer schwärmenden vernunftlosen Phantasie wäre, dessen beste Stellen ihn eines Platzes im Tollhause werth machen, und dessen schlechteste nur dann erträglich sind, wenn sie ihm entschlüpften, ohne daß er über dasjenige nachdachte, was er niederschrieb." —

„Aber konnte dieser Unsinn in Holland Anhang und Beförderer finden? Kein Zweifel. — Seit lange schon pflegten die Deutschen, der sclavischen Unterwürfigkeit unter schwachen und verächtlichen Fürsten müde, in großer Menge, ja gleichsam in Schwärmen, ihr Vaterland gegen andere Länder zu vertauschen. — America war zur Hälfte allein durch sie bevölkert und Holland von Alters her ihr Schlaraffenland, wo ihnen goldene Tage blühten. — Und wie Viele fanden die auch, so lange Holland noch Holland war! aber leider ward nun Holland nicht mehr allein von Deutschen überschwemmt, sondern ein neuer Geist ungebildeter Aufklärung lockte jetzt unsere Landsgenossen nach außen. — Man sandte (unverzeihlicher Greuel! wofür Holland ewig wird büßen müssen) seine Kinder zur Erziehung nach dem dummen, aus lauter Vorurtheilen zusammengesetzten, von allen Thorheiten und Lastern verpesteten Deutschland, welches, längst verlustig des alten Ruhms der sogenannten Biederkeit, nun ganz von Grund aus verändert war, und wo sich alle die Gräuel vereinigt fanden, welche das tiefste Elend auf der einen und der wildeste Uebermuth des Reichthums auf der andern Seite nur immer ausbrüten konnte. — Dahin schickte man seine Kinder, um sie erziehen zu lassen, und bekam sie zurück — dumm wie Deutsche, unwissend wie Schweine, erfüllt mit Verachtung gegen alles, was holländisch oder gut, brav und edel war, und dagegen mit einer blinden Verehrung der Idole, deren Dienst sie sich da geweiht hatten."

„Daher der Verfall bei uns! daher die Verwilderung des guten Geschmacks, des wahren holländischen Geistes und holländischer Redlichkeit, daher selbst die Ausartung der schönen Muttersprache, welche in einem Zeitraume von kaum zwölf Jahren, während dessen ich abwesend war, bis zur Unkenntlichkeit um sich griff, und solche bis zu einem Grade verhochdeutschte, daß Jeder, der noch Sinn und Verstand behalten hat, sich mit Ekel von der jetzt eingeführten Schreibart und Aussprache abwenden muß, die überall die Wendisch-hochdeutsche Verfälschung zeigen."

„In dem Zeitpuncte, wo auch Deutschland anfing, sich in der Literatur einen Namen zu machen, und Holland dessen Bestreben aus vollem, gutem Herzen

zujauchzte, in dem Zeitpuncte, meine Herren, war Holland gefallen, und gefallen ohne einige Rettung! Der holländische Geist war schon längst nicht mehr; länger als ein Menschenalter schon war derselbe gegen eine französische Form vertauscht, doch Frankreich sank nun von der Höhe, die seine Dichter erreicht hatten! Ungewohnt, auf eignen Beinen zu stehen, und beschämt über dasjenige, zu welchem französische Dichtkunst gesunken war, griff man bei uns nach Allem, was man erfassen konnte, und hielt sich daran. — Wenige freilich riefen Holland zur ursprünglichen Selbständigkeit, zu den Quellen griechischer und römischer Classiker zurück, allein diese Wenigen machten keine Anzahl. — Da man doch etwas ergreifen mußte, erfaßte man das Neue, und der deutsche Geschmack ward Mode!"

Das goldne Vließ. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen, von Franz Grillparzer.

(Fortsetzung aus No. 203.)

Der zweite Aufzug zeigt uns Kreusen, wie sie Medeen kehrt auf der Leier zu spielen und Jason's Lieblingslied zu singen, auch diesen von Neuem zu fesseln. Der Versuch mißlingt. Jason ist ganz von der wieder erwachten Leidenschaft zu der Korintherin durchdrungen, er sieht und hört nur sie, worin diese ihn mit der bewundernswürdigsten Unschuld nach Kräften bestärkt. Medeens Eifersucht bricht endlich aus, und in der That, sie ist in diesem Augenblicke fast gemäßigt. Indem erscheint der König; ihm folgt ein Herold der Amphiktyonen, der im Namen derselben Kreon befiehlt, den Jason und seine Gattin, welche den Pelias ermordet, nicht länger zu beherbergen, und gegen diese Beiden den Bann ausspricht. Ohne zu versuchen, ob auch Medea sich rechtfertigen könne, ergreift der König begierig den Vorwand sich ihrer zu entledigen; indem er den Jason für seinen Eidam erklärt, verbürgt er sich für seine Unschuld und heißt Medeen sein Land zu verlassen. Umsonst fodert diese ihren Gatten auf ihr zu folgen: der Elende sagt sich gänzlich von ihr los. Ihre lang unterdrückte Leidenschaft bricht endlich wieder aus: sie verlangt ihre Kinder und will fort. Sieh, spricht sie zu Jason:

— wie ich diesen Mantel durch hier reiße,
Und einen Theil an meinen Busen drücke,
Den andern hin dir werfe vor die Füße.
Also zerreiß' ich meine Liebe, unsern Bund.
Was d'raus erfolgt, das werf' ich dir zu, dir,
Dem Frevler an des Unglücks heil'gem Haupt.
Gebt meine Kinder mir, und laßt mich gehn!

Man verweigert ihr die Kinder, ihr Zorn wird Wuth; als aber der König den Trabanten befiehlt, sie zu entfernen, geht sie drohend ab:

Zurück: wer wagt's Medeen zu berühren?
Merk' auf die Stunde meines Scheidens, König,
Du sahst noch keine schlimm're, glaube mir!
Gebt Raum! ich geh! die Rache nehm ich mit!

Der dritte Aufzug findet die Unglückliche im Vorhof der Königsburg, in Verzweiflung, auf Rache sinnend; neben ihr die alte Kolcherin, die den Schmerz in ihr nähret. Aufs Aeußerste gebracht, treten ihr die Schreckensthaten näher und näher. Rächen will sie sich, sey es wie es sey.

Medea.

Was glaubst du? wenn er daher zög'
Im feierlichen Braulgeleit,
Mit ihr, die ich hasse:
Und vom Giebel des Hauses entgegen
Flög' ihm Medea, zerschmettert, zerschellt?

Gora.

Der schönen Rache!

Medea.

Oder an Brautgemachs Schwelle
Läge sie todt in ihrem Blut,
Bey ihr die Kinder, Jason's Kinder, todt.

Gora.

Dich selber trifft deine Rache, nicht ihn.

Medea.

Ich wollt' er liebte mich,
Daß ich mich tödten könnte, ihm zur Qual!
Oder sie? die Falsche! die Reine!

Gora.

Näher trifft du schon.

Medea.

Still, still!
Hinab, wo du herkamst, Gedanke,
Hinab in Schweigen, hinunter in Nacht!
(Sie verhüllt sich)

Es ist unmöglich diesen fürchterlichen Seelenkampf ohne Erschütterung anzusehn, und den Dichter, der die Leidenschaft mit so treuen Farben malt, nicht von Herzen zu bewundern. — Der König und Jason erscheinen darauf sie zu vertreiben. Noch einmal will Medea versuchen, auf gütlichem Wege ihre Kinder zu erhalten. Sie begehrt mit Jason allein zu sprechen. Er bewilligt es ihr, und bemüht sich, sie wenigstens äußerlich zu beruhigen, um der Qual ihrer gerechten Vorwürfe zu entgehen. Diese Scene vernichtet vollends jede Spur von Achtung gegen den entsetzlichen Verräther, die etwa noch in unsrer Brust zurückgeblieben ist. Die verderblichste Heuchelei, die, welche sich selbst betrügt, spricht aus ihm. Medea macht einen letzten Versuch das bessere Ich in ihm zu erwecken. Der ganze Auftritt, besonders dieser Theil desselben hat eine ergreifende, tragische Kraft:

Medea.

Du hast zu Liebe mich verlockt und fliehst mich?

Jason.

Ich muß!

Medea.

Du hast den Vater mir geraubt,
Und raubst mir den Gemahl?

Jason.

Gezwungen nur!

Medea.

Mein Bruder fiel durch dich, du nahmst mir ihn
Und fliehst mich?

Jason.

Wie er fiel, gleich unverschuldet.

Medea.

Mein Vaterland verließ ich, dir zu folgen.

Jason.

Dem eignen Willen folgtest du, nicht mir.
Hätt's dich gereut, gern ließ ich dich zurück!

Medea.

Die Welt verflucht um deinetwillen mich,
Ich selber hasse mich um deinetwillen,
Und du verläßt mich?

Jason.

Ich verlaß' dich nicht,
Ein höhrer Spruch treibt mich von dir hinweg.
Hast du dein Glück verloren, wo ist mein's?
Nimm als Ersatz mein Elend für das deine!

Medea.

Jason! (sie fällt auf die Kniee)

Jason.

Was ist? was willst du weiter?

Medea. (aufstehend.)
Nichts!
Es ist vorbei! — Verzeihet, meine Väter!
Verzeiht mir, Kolchis stolze Götter,
Daß ich mich selbst erniedriget und Euch!
Das Letzte galt's — nun habt ihr mich!

Sie begehrt darauf noch einmal ihre Kinder und endlich gesteht er ihr das Eine zu. Kreon und seine Tochter willigen nur ungern ein. Die Kinder sollen selbst wählen. Aber der Unglücklichen durch ihre tobende Leidenschaft längst entfremdet, und der freundlichen Fremden zugethan, wenden sie sich beide von ihr. Dieser Schlag ist vernichtend. Sie ist nun ganz verlassen und übergibt sich der wildesten Verzweiflung.

Der vierte Aufzug zeigt sie uns in wo möglich noch gesteigerter Stimmung. Der Entschluß zur Rache ist in ihr reif, nur wie sie ihn ausführen soll ist ihr in ihrer Ohnmacht noch zweifelhaft. Ihr Geist tobt wie im Wahnsinn, aber der König erscheint, und sie tritt ihm gefaßter entgegen. Gleißnerisch sucht er sie zu trösten, um sie in erweichterer Stimmung geneigt zu machen, ihm das goldne Vließ auszuliefern, ehe sie die Stadt verläßt. Sie verweigert es, verräth aber, daß sie es mit all ihren Schätzen vergraben. Er entdeckt ihr hierauf, daß bei Errichtung eines dem Schatten des Pelias geweihten Altar, seine Sclaven das Kästchen gefunden, und läßt es herbei bringen. Sie erkennt es für das ihre. Plötzlich zeigt sich ihr ein Weg zur Rache. Sie verspricht ihm das goldne Vließ, und indem sie allmählich einen ruhigern Ton annimmt, auch Kreusen ein Brautgeschenk. Er dagegen erbietet sich ihr die Kinder noch einmal zum Abschied zu schicken. Endlich allein, öffnet sie durch wunderlichen Spruch die Kiste, bemächtigt sich aufs Neue ihrer zauberischen Attribute, und langt verderblich giftige Gewande und Unheil enthaltende Gefäße, tödtlich für den sie unkundig Eröffnenden, heraus, die sie Kreusen als Brautgeschenke sendet.

Unterdessen hat eine Sclavin die Kinder gebracht. Das Entsetzliche der nun beginnenden Scene würde kaum zu ertragen seyn, wenn nicht das Gemüth bereits durch den Aufwand von furchtbaren Leidenschaften erschöpft, und darum fast abgestumpft wäre. Ich wenigstens zweifle, ob es möglich ist, sich so lange auf dem Gipfel der Affecte zu halten. Während die Unselige sich in Erinnerungen versenkt, und ihres Vaters gräßlichen Fluch nun erfüllt sieht, reißt sie der Wahnsinn zur Vollendung der Rache hin. Die Kinder schlafen unterdessen im Säulengange, den Blicken des Zuschauers verborgen. Der Palast in Flammen und das Geschrei ringsum verkündigen ihr, daß die Rache begonnen; sie stürzt fort, um durch Ermordung der Kinder sie zu vollenden.

(Der Beschluß folgt.)

Schriftstellerunachtsamkeiten jeder, nur nicht politischer Art.

(M. s. die Extrabeilage vom April 1822.)

Wer will durch seine Feder walten,
Entsend' ihr keine Misgestalten!

II.

Gewöhnlich bringen die unwillkührlichen Reime eine sonderbare, störende Wirkung hervor. In einem berühmten Trauerspiele z. B. heißt es S. 6:

„Das eben ärgert mich, daß ich im Schlosse,
Wo mir seit vierzig Jahr kein Spinnennetz
Verborgen war, jetzt fremde Menschen sehe."

Hätte dieser gar edle Dichter die Sprachirrung „seit vierzig Jahr" (statt: „seit vierzig Jahren") nicht geduldet; so wäre auch der unwillkürliche Reim „Jahr — war" verhindert worden.

Wahrlich sehr leid thut es dem Beobachter, wenn er unverkennbare Vorzüge mit leicht vermeidbaren Fehlern gepaart sieht. Aber äußern muß er seine Bemerkungen, damit er ähnlichen Erfolgen, wo möglich, vorbeuge. Dazu treibt ihn lediglich seine Kunstliebe.

12.

Ein scharfer Beurtheiler des berliner neuen Schauspielhauses hat in einem bekannten Blatte von 1821 (S. 403, Sp. 2) folgende Stelle sich erlaubt, in welcher das Wort „dieses" nebst dem Wort „und" so häufig gebraucht wird, daß Beides von Mangel der Schriftstellerkunst zeugt. Er aber sollte nie in einem gedruckten Aufsatze bemerkbar werden, am wenigsten in einer Kritik selber. Nämlich der scharfe Beurtheiler sagt:

„Einem unbefangenen Kunstfreund sey es erlaubt zu behaupten, daß von beiden Seiten zu weit gegangen wird, daß erwähntem Kunstwerk ein unbedingtes Urtheil nicht zugedacht werden könne, und daß kein Theil sich noch bemüht habe, die Vorzüge und die Fehler dieses Gebäudes hervorzusuchen, dieselben fühlend und verständig zu ordnen und dann durch ihre Gegeneinanderstellung das Gesammturtheil des Ganzen gesetzmäßig zu erhalten und zu erweisen. Dieses einzig gerechte und billige Verfahren war bis jetzt nur den Kunstfreunden und Kennern zu Berlin möglich; unbegreiflich bleibt es, warum man diesen strengen Weg noch nicht eingeschlagen hat. Da jedoch, durch die Gefälligkeit des Baumeisters, die vollständigen Zeichnungen dieses Gebäudes bald in den Händen aller Künstler und Kunstfreunde seyn werden, so wird es auch gewiß nicht lange dauern, daß ein auf vorurtheilsfreie Kritik gegründetes Urtheil gefällt und diesem Bauwesen sein Platz in der Reihe der Kunstwerke angewiesen werden wird. Bis dahin sey es uns vergönnt, über das Wesentliche dieses Gebäudes einige vorläufige Worte zu sagen."

13.

Einem unserer größten, allervortrefflichsten Lieblingsschriftsteller, der fürwahr auch ein sehr feines Gefühl für Wohlklang besitzt, entgingen gleichwohl in der zweiten Auflage eines Werkes (Theil II, S. 45) folgende Zeilen, wo man, unerklärbarerweise, drei „die" unmittelbar neben einander findet, nämlich:

„alle die, die die Finger eines Königs, dessen Krone auf keinem Kopf ruhet, um seinen Zepter biegen." —

Was nur soll man zu solcher Empörung wider den Wohlklang sagen? — Nichts! Aber schreiben soll man dagegen, und thu es Einem noch so weh.

Ein Druckfehlerverzeichniß findet sich bei dem Buche nicht. — Billig sollte, so lange die Druckbesserer nicht gewissenhafter sind, nie ein Buch ausgegeben werden, bevor auch die Nachgeburt (das Druckfehlerverzeichniß) zur Welt gekommen ist. In ihm könnten die Schriftsteller zugleich so manchen Fehler, nachträglich, bessern, der sich vor ihnen in der Handschrift verkroch, im Druck aber mit blutigen Stralen auftritt. — Daß die Folgen von Eva's Apfelbisse nirgends merklicher sich zeigen, als in Druckschriften — leider! ist das unbestreitbar.

14.

Eine der allerärgsten Schriftstellersünden mag in folgendem Satze einer, sonst sehr guten Zeitschrift (1822, S. 491) liegen:

„Nun begannen die Umgänge, stillen Metten, Stabat Maters."

Die Hochsünde krone demnach diese kleine Sammlung!

Sie dauernd fortzusetzen, dazu gibt es leider so mannichfaltigen Stoff, daß die Wahl allzuschwer fällt; also unterbleibt die Fortsetzung zunächst lieber ganz.

Irgend einmal aber soll anderwärts eine Sammlung von Schriftstellerunachtsamkeiten der Buchrichter angelegt werden. Sie wird merkwürdig seyn. Was könnte es auffallenderes geben, als diejenigen Prediger, die in demselben Augenblick, in welchem sie ein Laster abkanzeln, ihm selber unterliegen!

60.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 205.

6. September 1822.

Aus Casanova's Memoiren. Zweiter Band. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1822.

Was sich besorgen ließ, sagt der deutsche Herausgeber dieser Memoiren in der Vorrede zu dem vorliegenden zweiten Bande, ist theilweise, aber auch nur theilweise, wirklich eingetreten. Man hat den ersten Band von Casanova's Memoiren noch nicht gereinigt genug gefunden. Ein Glück für uns, daß es nur theilweise geschehen. Denn daraus folgt, daß doch auch solche Leser nicht gefehlt haben, die das Werk in einem höheren Sinne aufgefaßt, die das Verhältniß des Details zum Ganzen durchblickt haben und zu beurtheilen vermochten, wozu sich Einzelheiten verwandeln, sobald sie in dem Gesammtzusammenhang der Beziehungen eine gerechtfertigte Begründung finden.

Ref. glaubt sich schmeicheln zu dürfen, Casanova's Memoiren auf diese Weise genossen zu haben, und freut sich, in seinen Ansichten fast überall mit denen des deutschen Herausgebers im Verfolg der Vorrede übereinzustimmen. Die eigene Lebensbeschreibung jedes Menschen, mit Wahrheit gegen sich und gegen Andre dargestellt, habe ich immer zu dem Anziehendsten und Lehrreichsten gerechnet, was ein Individuum dem Andern oder auch dem Publicum mittheilen kann, und da diese Mittheilung an und für sich nicht schwer scheint, so sollte man erwarten, daß es viele Biographien oder Memoiren solcher Art geben müßte. Aber die Erfahrung lehrt das Gegentheil und bestätigt die Wahrheit und Wichtigkeit des Spruches: Sich selbst kennen ist die schwerste Kenntniß. Wer sich selbst recht kennt, wird auch Andre nicht leicht verkennen; denn unsre Irrthümer in Hinsicht der Auffassung und Behandlung fremder Charaktere und Handlungen sind fast immer subjektiv, das heißt, sie entspringen aus einer falschen Schätzung und Beurtheilung unsrer selbst. Mit einer redlichen und treuen Erkenntniß seiner selbst vermag auch der unbeholfene Aufzeichner seines täglichen Lebens und Wirkens, mag es sogar beschränkt und einförmig seyn, den Beobachter der Menschennatur zu belehren, während der geschmückte Lügner auf dem höchsten, weitumschauenden Standpuncte ihn ohne Theilnahme läßt, und höchstens der Nachwelt einige historische Notizen überliefert. Wie hoch muß nun aber der Gewinn und Genuß steigen, den uns die wahre Selbstbiographie eines Mannes gewährt, der nicht nur durch die vielseitige Kraft seiner innern und äußern Natur, sondern auch durch die mannichfachen, verschiedenartigsten Verhältnisse und Begebenheiten seines Lebens gleichsam ein Repräsentant des Zeitalters seyn kann, welches seine Jahre umfassen! Daß Casanova's Memoiren jene oben erwähnte doppelte Wahrheit gegen sich und Andre haben, läßt sich nun freilich nicht durch eine Controle darthun, und für den, der die Gewähr darüber nicht aus dem Buche selbst herauszulesen vermag, gibt es wohl überhaupt gar keine. Nur dem flachsten Einwande: Die Begebenheiten Casanova's wären gar zu seltsam und unwahrscheinlich, um Glauben zu finden, nur diesem könnte man entgegnen: Ein kluger Lügner — und die Klugheit wird wohl Keiner dem Casanova absprechen — würde, um sich Glauben zu verschaffen, eben deswegen glaublichere und wahrscheinlichere Dinge erlogen haben. Was Casanova's Individualität betrifft, so ist uns dieselbe in dem vorliegenden Bande klarer und größer geworden, als aus den frühen Jugendbegebenheiten des ersten Bandes. Eine reiche, üppige Natur, gemischt aus den Elementen eines Faust und Don Juan, mit contrastirenden Eigenschaften und Neigungen, die in der Universalität seines Geistes auf eine wunderbare Weise neben einander stehen können; starke, feurige Leidenschaften, aber auch Erkenntniß ihrer Macht und Besorgniß über dieselbe; ein sehr reges Gefühl für Recht und Unrecht, Ehre und Schande, und ein unerschütterliches Selbstvertrauen. Casanova's Philosophie ist epikurisch, aber nicht nachgebetet, sondern aus seiner Natur und seinem Leben hervorgegangen, und wo sie die äußern Erscheinungen der menschlichen Natur beurtheilt, voll überzeugender Kraft. Ein Christ kann freilich Casanova nicht seyn, aber er gibt sich auch nicht dafür, und gesteht, daß es mehr moralische, als religiöse Rücksichten waren, die ihn in Constantinopel von dem Uebertritt zum Islamismus zurückhielten. Dennoch lebt in dem Grunde seiner Seele ein gewisses religiöses Gefühl, das sich aber mehr in der Toleranz gegen religiöse Gebräuche und Misbräuche Anderer, als in eigenen Aeußerungen kund gibt.

Schon aus diesen Umrissen einer Charakteristik Casanova's läßt sich abnehmen, daß seine Memoiren nicht alle Leser ansprechen werden. Zu den unbefugten Lesern rechnet daher der deutsche Herausgeber zuvörderst die Jugend und den noch nicht ganz reifen

Theil des weiblichen Geschlechts. Aber auch unter den befugten Lesern und besonders Leserinnen werden viele den Casanova einseitig auffassen und verdammen, namentlich „jene Gemüthlichen, die in aller Kunst und Poesie nur das ihrem Gemüthe Entsprechende suchen, und sich von Hause aus gegen Universalität, gegen Allgemeinheit der Bildung, als gegen etwas erklären, das für sie nicht paßt. Wie Viele sind nicht, die, blos weil ihre Natur es so mit sich bringt, ohne sich Gründe und Rechtfertigungen darüber festgestellt zu haben, das ganze Leben hindurch den einen Dichter dem andern vorziehen, Schiller lieber lesen wie Göthe, oder umgekehrt, Cervantes lieber wie Calderon u. s. w. Solchen kann die Fülle von Leben und Wechsel in Casanova's Schicksal vielleicht keine große Unterhaltung gewähren, und das Buch ist für sie nicht da, nicht blos des Erotischen wegen, das darin vorkömmt, sondern eben sowohl um des Politischen, Philosophischen und der Reflexion des Autors willen. Kurz, sie lieben einmal Bücher anderer Art. Mit diesen ist nicht zu rechten. Sie hat eine Schrift nicht beleidigt, von der sie aus reiner Unbefangenheit des Gemüths keine Kenntniß nehmen. Ihr Ausspruch über Druckwerke bleibt auch stets nur Erklärung des empfundenen Wohlgefallens und Misfallens, ohne sich zum Urtheil erheben zu wollen."

Um nun auf die Forderung zu kommen, den erotischen Theil von Casanova's Memoiren abkürzend oder verhüllend zu säubern und anständiger zu machen, so können wir durchaus nicht in dieselbe einstimmen. Der Charakter von diesen Memoiren ist Aufrichtigkeit, Unumwundenheit, Nacktheit und Klarheit; dieser darf nun auch in den erotischen Erzählungen, die bis jetzt einen Hauptbestandtheil derselben bilden, nicht verlöscht werden, und von den Details kann nur das weggelassen werden, was ganz unwesentlich ist und nichts zur Bestimmung des eigenthümlichen Charakters eines jeden Liebes-Verhältnisses beiträgt. Denn ohne solche charakterische Details würden fast alle Liebschaften Casanova's rein thierische Acte seyn. Und das ist keine einzige von denen, die er zu erwähnen weder Scham, noch Reue fühlt. Alle haben mehr oder weniger einen geistigen Zusatz, der sie aus der thierischen Gemeinheit erhebt. Casanova's Verhältnisse mit der Madame F. in Corfu, von der das vierte, fünfte und sechste Capitel des vorliegenden Bandes handeln, verdienen vor allen vorhergegangenen erotischen Abenteuern ausgezeichnet zu werden, und haben in ihrem Schlusse etwas wahrhaft Tragisches. Wie die geistige und thierische Natur des Menschen stehn hier eine Nacht bei der F. und eine bei der Griechin Melulla sich gegenüber, und Casanova erscheint in seinem Bekenntniß und seiner Zerknirschung wunderbar großartig. Niemand wird diese Stelle ohne tiefe Rührung lesen können; denn wer mag sagen, daß er sich nie in seinem Leben einen geistigen Genuß vergällt, nie ein geistiges Gefühl durch thierische Störung entweiht habe? Daß aber Casanova's Liebschaften alle kurz und sehr verschiedenartig in der Wahl ihrer Gegenstände sind, kann nur den befremden, der die Universalität dieser Natur nicht aufzufassen vermag. Uns wundert es nicht, daß ein Mann, der bis zu seinem zwanzigsten Jahre als Gelehrter, Geistlicher, Officier, Violinspieler, arm und reich, Diener und Herr, in Venedig, Rom, Neapel, Constantinopel, unter Italienern, Spaniern, Deutschen, Franzosen und Türken gelebt, auch viel mehr und mannichfacher geliebt hat, als ein Andrer.

Wir haben Casanova am Schlusse des ersten Bandes auf der Reise nach Constantinopel entlassen, wohin ihm sein Cardinal einen Paß und einen Empfehlungsbrief an den Renegaten, Grafen Bonneval, gegeben hatte. Wir finden ihn im zweiten Bande zu Ancona wieder, wo eine arme Schauspielerfamilie ihm viel zu schaffen gibt. Für seine Zechinen macht er sich durch die Reize dreier früh aufgeblühter und in die Geheimnisse der Liebe eingeweihter Mädchen bezahlt, von denen die älteste, die sich anfangs hartnäckig für einen Castraten ausgibt und als solcher, in Manns-tracht, den vor Liebe rasenden Casanova nach Rimini begleitet, ihn so zu fesseln versteht, daß er nahe daran ist, sie zu heirathen, als sein verlorner Paß dieses Verhältniß trennt. In der Hauptwache zu Pesaro, wohin man den Verdächtigen als Arrestant abführt, hat er Gelegenheit über sich und seine Lage zu philosophiren, und das Resultat seiner Betrachtungen ist folgendes:

Will man einen Philosophen, der behauptet, in dem Leben des Menschen überwiege die Masse der Schmerzen die der Freuden, verstummen machen, so frage man ihn: ob er ein Leben ohne Schmerzen und ohne Freuden wolle? Er wird schweigen oder zweideutig werden. Denn wenn er nein sagt, so liebt er das Leben, und wenn er es liebt, so findet er es erfreulich. Das aber könnte es nicht seyn, wenn es schmerzhaft wäre. Wenn er jedoch ja sagt, so bekennt er, daß er ein Tropf ist, der in der Gefühllosigkeit die Freude sucht.

Wenn wir leiden, so machen wir uns ein Vergnügen daraus, auf das Ende unserer Leiden zu hoffen, und niemals irren wir. Denn unsre letzte Zuflucht bleibt der Schlaf, in welchem uns glückliche Träume trösten und beruhigen. Im Genuß aber stört uns die Betrachtung, daß unsern Wohlbehagen Schmerz folgen wird, niemals. So ist denn das Vergnügen, wenn es uns ergreift, stets rein, der Schmerz aber stets versetzt und gemildert. Ich nehme an, du, mein Leser, seyst zwanzig Jahr alt. Der Herr der Welt sagt dir: ich gebe dir dreißig Jahre, funfzehn sollst du in Schmerzen, funfzehn in Freuden verleben, beide stets ungetrennt. Nun wähle! Wirst du mit den schmerzhaften oder frohen den Anfang machen wollen? Gesteye, du wirst, wer du auch seyn magst, sagen: Laß, lieber Gott, mich mit den funfzehn Jahren des Unglücks den Anfang machen! Denn ich bin gewiß, in der Zusicherung der funfzehn frohen Jahre die Kraft zu finden, meine Schmerzen zu verachten.

Siehst du, lieber Leser, wohl die Folgen dieses Räsonnements ein? Der Weise, das glaube mir, kann nie ganz unglücklich seyn. Er ist vielmehr allezeit glücklich, behauptet mein Meister, Horaz, **nisi quum pituita molesta est** (d. h. wenn nicht Verschleimung es hindert). Aber welcher Mensch ist auch immerwährend verschleimt?

Das Resultat ist, daß ich in der vermaledeiten Nacht zu Santa Maria in Pesaro wenig verloren, aber viel ge-

wonnen habe. Denn Theresens Verlust achtete ich nicht, weil Gewißheit war, sie in zehn Tagen wieder zu besitzen. Mein Gewinn betraf die Schule des menschlichen Lebens. Ich habe ein System gegen Leichtsinn und Unbesonnenheit gewonnen, nämlich Vorsicht. Es sind hundert gegen eins zu wetten, daß ein junger Mensch, der ein Mal seinen Geldbeutel, das andere Mal seinen Paß verloren, künftighin keines von beiden mehr verlieren wird. Und wirklich sind mir diese beiden Unfälle seitdem nicht wieder begegnet. Sie hätten sich mir zutragen können, hätte ich nicht stets die Furcht gehabt, daß es geschehen könne. Ein Leichtsinniger fürchtet nie.

Wir können den Hin- und Herlauf der folgenden Begebenheiten nicht verfolgen, ohne zu weitläuftig für eine Anzeige zu werden. Das Wichtigste ist, daß Casanova, nachdem er sich auf die seltsamste Weise und ohne seinen Willen aus der Hauptwache von Pesaro befreit hat, seine Therese in Rimini wieder findet und sie nach Neapel gehen läßt, wohin sie sich als Sängerin engagirt hat. Er selbst zieht in Bologna seinen geistlichen Rock aus und läßt sich eine Phantasieuniform machen, als Officier in seinem eigenen Dienste. In Venedig kauft er sich eine Fähnrichstelle in der Armee der Republik, und es gelingt ihm durch Empfehlung in das Reisegefolge des Chevalier Venier aufgenommen zu werden, der als Agent der Republik nach Constantinopel geht. Besonders anziehend scheinen uns in der Beschreibung seines Aufenthalts in Constantinopel die Bekanntschaft mit Bonneval und die Gespräche mit dem weisen Türken Jussuf, der unsern Abenteurer gern zum Islamismus bekehren und zu seinem Schwiegersohne machen möchte. Auch an kleinen Liebesabenteuern fehlt es hier nicht.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft ließ ich mich zum Osman, Pascha von Caramanien, führen, erzählt C. S. 115. So nannte sich der Graf Bonneval nach seiner Apostasie.

Nachdem ich ihm meinen Brief überbringen lassen, ward ich in ein Zimmer des Erdgeschosses, im französischen Geschmack meublirt, eingelassen; und hier sah ich einen Herrn von großer Figur, ganz auf französische Weise gekleidet, sich erheben, um lächelnd mich zu fragen: was er in Constantinopel für Jemand thun könne, den der Cardinal einer Kirche empfohlen, die er nicht mehr seine Mutter nennen könne. Statt der Antwort erzähle ich ihm den ganzen Vorfall, der mich in der Verzweiflung meines Herzens angetrieben, eine Empfehlung nach Constantinopel mir zu erbitten. Seit ich sie erhalten, sey es mein Aberglaube geworden, ihm sie bringen zu müssen. —

So, fiel er ein, wären ohne diesen Brief Sie weder hierher gekommen, noch hätten Sie irgend ein Bedürfniß nach mir gehabt? —

Durchaus nicht, und doch macht es mich glücklich, in Ew. Excellenz einen Mann kennen zu lernen, von dem ganz Europa spricht und lange sprechen wird.

Nach einigen Bemerkungen über die glückliche Lage eines jungen Menschen, der sorgen-, bestimmungs- und absichtslos, wie ich, sich dem Glück übergab, ohne zu hoffen oder zu fürchten, sagt er, der Brief des Cardinals verpflichte ihn zu einigen Gefälligkeiten, und er wolle mir die Bekanntschaft von drei bis vier seiner Freunden unter den Türken machen, die es verdienten. Er lud mich für immer auf den Donnerstag ein und versprach mir, einen Janitscharen zu schicken, der mich gegen die Beleidigungen des Pöbels schützen und mir alle Merkwürdigkeiten zeigen solle.

Da der Brief des Cardinals mich als Literator charakterisirte, stand er auf, mir seine Bibliothek zu zeigen. Wir gingen durch den Garten in ein Zimmer voller Schränke, mit Gittern von Golddrath versehen, hinter welchen Vorhänge waren, und hinter diesen sollten sich die Bücher befinden. Aber wie mußte ich mit dem Pascha lachen, als ich, nachdem er die verschlossenen Wandschränke geöffnet, Flaschen mit allen möglichen Weinsorten erblickte! Dies, sagte er, ist meine Bibliothek und mein Serail. Denn in den Jahren, worin ich mich befinde, würden mir die Frauen das Leben abkürzen, der Wein aber erhält es mir, oder macht es mir wenigstens angenehm. —

Ew. Excellenz haben also eine Dispensation vom Mufti? —

Keineswegs. Was der Koran verbietet, darf ich nicht privilegiren, aber man sucht sich zu entschädigen. Die frommen Türken beklagen die Sünder, ohne sie zu verfolgen, und eine Inquisition haben wir nicht. Wer hier gegen die Religionsvorschriften handelt, ist, meinen sie, im künftigen Leben elend genug daran, ohne daß es nöthig wird, ihm hier noch Strafen aufzulegen. Die einzige Dispensation, deren ich bedurfte, und die ich sogleich erhielt, betraf die bei Ihnen sogenannte Beschneidung, eine Ceremonie, die man zu beobachten pflegt, die aber nicht so genannt werden sollte. Mein Alter entschuldigte mich.

In den zwei Stunden, die ich mit ihm verlebte, erkundigte er sich nach mehreren Venetianern, seinen Freunden, vorzüglich nach Marc Antonio Dieto. Ich antwortete, man liebe ihn noch und bedaure nur seine Apostasie. Er antwortete mir, daß er als Türke nicht anders, denn als Christ seyn, und den Koran nicht besser, wie das Evangelium, kennen würde. Ich, fuhr er fort, würde in diesem Augenblick gewiß ruhiger und glücklicher sterben, wie der Prinz Eugen. Ich sollte sagen, Gott sey Gott, und Mahomet sein Prophet. Ich habe es gesagt, und die Türken fragen nicht darnach, was ich gedacht. Den Turban trage ich wie die Uniform meines Herrn.

Er sagte, da er kein Handwerk außer dem Kriege habe, sey er erst, nachdem er jede Aussicht zum Lebensunterhalt verloren, auf den Gedanken gerathen, dem Großherrn als General-Lieutenant zu dienen. In Venedig verzehrte die Suppe die Schüssel. Hätten die Juden mir funfzig tausend Mann geben wollen, würde ich Jerusalem belagert haben.

Nach der Rückkehr von Constantinopel findet Casanova zu Corfu, als Adjutant bei dem Gouverneur der Galeassen, und nachher bei dem Herrn F., Gouverneur einer Galeere und Gemahl seiner Angebeteten, ein angenehmes und glänzendes Leben, wozu ihm besonders auch sein Verdienst als Theilhaber an einer Bank behülflich ist. Amor und Fortuna beeifern sich, ihm ihre Gunst zu spenden, und ein kleiner Unfall, der ihn mitten in dieser Zeit trifft, verschafft ihm Gelegenheit, sich zum unabhängigen Gebieter einer kleinen Insel zu machen. Die verhängnißvolle Nacht bei der Griechin Melulla zerstört Casanova's ganzes Glück, und eine Wiederwärtigkeit folgt nun der andern. Er kehrt arm, krank und mismuthig, als Fähnrich, nach Venedig zurück, nimmt seinen Abschied und wird Violinspieler.

Ueber diese Veränderung seines Schicksals wollen wir ihn selbst hören:

Nach einer Erziehung, eingerichtet, mir den Weg zu einem ehrenvollen Verhältniß zu bahnen, und einem jungen Menschen geziemend, der mit einer guten wissenschaftlichen Grundlage auch glückliche Geistesgaben und die Zufälligkeit eines angenehmen Aeußern verband, Eigenschaften, die stets und überall empfehlen, nach einer solchen Erziehung war ich, allen diesen Vortheilen zum Trotz, im Alter von zwanzig Jahren, herabgesunken zum gemeinsten Handlanger einer erhabenen Kunst, in welcher zwar der Ausgezeichnete bewundert, der Mittelmäßige dagegen verachtet wird. Ich lebte als Mitglied eines Theaterorchesters und hatte in diesem Verhältniß weder Achtung zu erwarten, noch konnte ich in die geringste Betrachtung kommen; ja, es mußten mich vielmehr die verlachen, die mich erst als Doctor, dann als Geistlichen, zuletzt als Soldaten gekannt, und die gesehen hatten, daß man mich in den ausgezeichnetsten Gesellschaften berücksichtigte.

Das alles wußte ich. Die Verachtung indessen, gegen die ich nicht gleichgültig bleiben konnte, ward nicht sichtbar. Drum bot ich ihr Trotz, weil ich mir sagte, daß sie nur der Erbärmlichkeit zukäme, und Erbärmlichkeit machte ich mir nicht zum Vorwurf. Meinen Ehrgeiz wiegte ich in Schlummer. Von Niemand abzuhängen genügte mir. So ging ich sorglos der

Zukunft entgegen. Wäre ich Geistlicher geblieben, so hätte ich mir durch Heuchelei den Weg bahnen und dann mich selbst verachten müssen. Als Krieger bedurfte ich einer Geduld, die ich mir nie hätte geben können. Der Stand, den man ergreift, muß den Bedarf des Lebens sichern. Das hätte mein Sold nicht gethan, denn meine Erziehung gab mir größere Bedürfnisse als Andern. Als Violinspieler konnte ich mich ohne fremde Unterstützung durchbringen. Wohl dem, der sich rühmen kann, durch sich selbst zu bestehen!

Wer sagt zu diesem Ausrufe nicht gern aus voller Seele: Amen?

Ausgelassener Uebermuth und unruhvolle Ueppigkeit verleiten indessen unsern Violinspieler in Venedig zu so unnützen Streichen, daß er nahe daran ist, auf den Galeeren Buße zu thun: da wendet das Glück ihm sein freundliches Antlitz wieder zu, und macht ihn plötzlich, ohne sein Zuthun, zu einem reichen, vornehmen Manne, indem der Senator Herr von Bragadio ihn an Kindes Statt annimmt.

Dem Glücke hatte es nun gefallen, sagt Casanova im Eingange des achten Capitels, mir seine Herrschaft dadurch zu beweisen, daß es auf einem, aller Weisheit bisher unzugänglich gewesenen Weg mich zum Wohlstande führte. Aber dasselbe Glück vermochte nicht, mich für Grundsätze und Lebensweisen zu gewinnen, die mir den Beistand Anderer in der Zukunft entbehrlich machten.

Jetzt beginnt ein zügelloses Leben, das Casanova im Kurzen schildert, wie folgt:

Erträglich reich, von der Natur gebildet, daß ich Eindruck machen konnte, Spieler von Profession, bodenloser Verschwender, gesprächig, und immer schneidend, fern von aller Sittlichkeit, rastlos, Verfolger aller schönen Frauen, jeden Nebenbuhler aus dem Sattel hebend, endlich nur die Gesellschaft anerkennend, die mich vergnügte, mußte ich gehaßt seyn. Da ich stets mit meiner Person zu zahlen bereit war, hielt ich Alles meiner Person erlaubt. Jeder Misbrauch, der mich einschränkte, schien nur deshalb da zu seyn, daß ich ihm trotzte.

Den Schluß des zweiten Bandes, dem wir einen baldigen Nachfolger wünschen, macht ein Abenteuer mit einem Landmädchen, einem reizenden Naturkinde, das mit den glücklichsten Zügen und Farben geschildert ist. 31.

Abel-Rémusat's Chinesische Grammatik. *)

Das Werk des Herrn Rémusat, sagt Silvestre de Sacy in einer Recension dieser Grammatik im Journal des Savans, wird auch von den Personen, welche keine Lust haben, chinesisch zu lernen, mit Vergnügen gelesen werden. Der große Orientalist bezieht dies auf die dadurch zu erlangende Kunde von der Eigenthümlichkeit dieser Sprache im Allgemeinen, und das Wort dieses Mannes mag uns entschuldigen, wenn wir im Conversationsblatt ein Paar Worte von der chinesischen Grammatik reden.

In der chinesischen Sprache gibt es in der Form der Wörter keinen Unterschied zwischen den Redetheilen; sie kennt keine Flexionen, durch welche andere Sprachen Zahl, Geschlecht, Casus, Zeit, Modus, Personen ꝛc. unterscheiden. So wenig die Grammatik dieser Sprache also einen etymologischen Theil hat: so wenig kann sie einen syntaktischen haben. Was enthält sie aber, wenn ihr diese beiden Bestandtheile, welche die Grammatiken anderer Sprachen ganz erfüllen, fehlen? Nichts als die Lehre von der Construction, welche in den meisten Sprachlehren ganz vernachlässigt ist, weil Ohr und Uebung sie am besten lehren; deren Wichtigkeit und Bestimmtheit in jeder Sprache im umgekehrten Verhältnisse mit der Reichhaltigkeit ihrer Biegungen am Nomen und Verbum stehen, und die daher, wo diese gänzlich fehlen, Alles ist. Darum bietet die chinesische Grammatik der allgemeinen und philosophischen Sprachlehre eine sehr merkwürdige und eigenthümliche Art der Sprachgestaltung dar. — Uebrigens, sagt Silvestre de Sacy, wird jeder, der dies Werk mit Aufmerksamkeit gelesen hat, überzeugt seyn, daß abgesehen von der Schwierigkeit des Studiums der Charaktere, die chinesische Sprache nicht schwerer zu erlernen ist, als andere asiatische, um nichts mehr zu sagen.

Wir theilen noch folgende Stelle aus der Vorrede des Verfs. mit, weil sie zu einer von der in Europa gewöhnlichen ganz verschiednen Vorstellung von der chinesischen Grammatik führt.

„Es ist, sagt Hr. Abel Rémusat, eine gegenwärtig von allen Gelehrten, deren Zeugniß über diesen Gegenstand von Gewicht ist, anerkannte Thatsache, daß die chinesische Schrift, deren Studium, wie man sagte, die Litteraten während ihres ganzen Lebens beschäftigt, wie jede andere gelehrt werden kann, und keine größere Anstrengung der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses fordert. Alle Schwierigkeiten entspringen aus dem fremdartigen Systeme, woran man sich gewöhnen muß. Sie finden sich sämmtlich in den Anfängen, und wer acht Tage daran gearbeitet hat, sie zu bekämpfen wird in der Folge keine mehr finden. Die Menge der Charaktere scheint sehr abschreckend; aber es kommt nichts darauf an, weil die meisten dieser Charaktere nicht gebräuchlich sind, und wer zwei tausend kennt, kommt nie in Verlegenheit. Ihre Form scheint seltsam, aber dies gerade ist es, was sie dem Gedächtnisse leichter einprägt, wenn man sie zu zerlegen weiß. Sie stellen statt der Töne die Gegenstände dar, und dies ist, gegen die gemeine Meinung, wiederum eine Hülfe, sie besser und in größerer Zahl zu behalten. Die Wörterbücher sind regelmäßig und methodisch; die Bücher in einer bewunderungswürdigen Ordnung geschrieben, mit Register und Erläuterungen versehen. Alle Bücher sind gedruckt, und nur die Vorreden, welche mit Cursiv geschrieben werden, können Einiges von jenen Schwierigkeiten darbieten, denen das Lesen der Manuscripte in den anderen orientalischen Sprachen unterworfen ist. Die Grammatik hat dieselben Vorzüge; die Partikeln, welche ihr vorzüglichstes Mittel sind, dienen statt der Endungen; die Stellung der Worte bestimmt ihren Werth, und das nach so genauen und so bestimmten Regeln, daß fast niemals Ungewißheit über den Sinn entstehen kann; niemals kann dieselbe Phrase vernünftiger Weise auf zweierlei Weise verstanden werden. Man stellt hier diese Behauptungen auf, weil sie den Vorurtheilen, welche bisher über das Chinesische im Schwange waren, schnurstracks widersprechen. Ein ungünstiges Schicksal hat gewollt, daß Leute von geringer Kenntniß und ohne Urtheil der chinesischen Sprache die Unbestimmtheit zugeschrieben haben, welchen in ihrer Einbildung war. Tiefer und besser geleitete Studien werden jeden, der gesundes Urtheil hat, leicht von der Wahrheit überzeugen: daß die Chinesen, wie andere Völker, sich verstehen, wenn sie sprechen und schreiben. Wir können sie also auch verstehen, wenn wir die nöthigen Hülfsmittel haben und uns ein wenig geschickter dabei benehmen, als es bisher geschehen ist."

Silvestre de Sacy schließt seine Anzeige mit der Bemerkung, daß, wenn die Chinesen Grammatiken anderer Sprachen geschrieben haben, es sehr interessant seyn müßte, kennen zu lernen, wie sie sich dabei benehmen, ein ihnen so höchst fremdartiges System mit dem ihrigen zu vergleichen, dessen Einfachheit bei uns so viel Erstaunen erweckt.

*) Sie ist erschienen unter den Titel: *Han ven khi meng*; 'Elémens de la Grammaire chinoise, ou Principes généraux du *kou-wen* ou style antique, et du *kouan-hoa*, c'est-à-dire de la langue commune, généralement usitée dans l'empire chinois. Paris, 1822. XXXII und 214 S. in 8.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 206.

7. September 1822.

Noch etwas von dem seitherigen Berichterstatter (mit der Chiffre 12) über den Fonkschen Proceß. *)

„Nachdem am 14ten August, Abends 5 Uhr, verkündigten Urthel des königl. Revisions- und Cassationshofes hieselbst, ist das Cassationsgesuch des, vom Assisenhofe zu Trier zum Tode verurtheilten, Kaufmannes Fonk verworfen worden." So berichtet die preußische Staatszeitung vom 15ten ejusd.

Es ist darum aber diese Sache noch nicht aus. Denn es muß nunmehro das Erkenntniß vom Justizministerio dem Könige zur Bestätigung vorgelegt werden. Es würde unerlaubt seyn, der königlichen Entschließung auf irgend eine Weise vorgreifen zu wollen. Eben so wenig aber darf daran gezweifelt werden, daß diese Entschließung nicht erfolgen werde, ohne die Sache ganz von vorne herein auf das tiefste zu durchspähen und solche reiflich zu erwägen. Es ist eben so wenig zu zweifeln, daß wenn sich bei dieser Prüfung das Bedenken ergeben sollte, daß die bestehenden Gerichtsformen nicht zum Schutze des Rechts und der bürgerlichen Sicherheit gedient hätten, sondern zur Unterdrückung der Wahrheit und zur Verfolgung der Unschuld gemisbraucht worden seyn könnten, es nicht nur in der Macht, sondern sogar in dem Berufe des Staatsoberhauptes liegt, die Bestätigung vorzuenthalten und zuvor die strengste Untersuchung des Verfahrens anzuordnen. Das ist die höchste Bestimmung der Regenten, daß, da keine menschliche Einrichtung vollkommen und jede dem Misbrauche unterworfen ist, sie darüber wachen, daß die im Staate bestehenden Einrichtungen ihrer Bestimmung treu bleiben, und keine Macht und Autorität Recht und Gerechtigkeit unter dem Scheine des Rechts umkehre. Das ist ihr erhabenstes Vorrecht, daß sie, wo eine solche Spur sich zeigt, mit ihrem starken Arme in das Räderwerk der Verwaltung eingreifen, vor allen Dingen dieses selbst untersuchen, und, wo es unrichtig geworden ist, berichtigen. Oft in der Welt muß eine Sache erst recht schlimm werden, damit sie gut werde, und noch mehr, damit sie Gutes bewirke.

Inzwischen ist bereits auf Veranlassung dieser Sache ein Circularrescript an alle rheinischen Regierungen von dem königl. Polizeiministerium erlassen worden, welches nicht nur in der Provinz großes Aufsehen erregt hat, sondern auch im höchsten Grade merkwürdig ist, und das wir unsern Lesern mitzutheilen uns beeilen. Es lautet also:

„Aus den, in öffentlichen Druck gekommenen Verhandlungen des Fonkschen Processes hat bedauerlich die Besorgniß entstehen müssen, daß in den dortigen Provinzen hin und wieder zur Ermittelung von Verbrechen und Verbrechern nicht blos die zweideutigsten Subjecte, sondern zugleich mit denselben Polizei-Beamte gebraucht und von denselben zu diesem Zwecke die verwerflichsten, recht eigentlich geheim-polizeilichen Mittel, zum Theil auf sehr empörende Art angewandt worden. Wenn gleich die Polizei-Bedienten Hülfsbeamte der gerichtlichen Polizei sind; so versteht sich dies doch nur in Ansehung erlaubter Mittel, und darf insonderheit nicht zugegeben werden, daß Polizei-Beamte durch dergleichen verwerfliche und verächtliche Mittel sich und ihr Amt entehren und Sr. Majestät Unterthanen in den Rhein-Provinzen die Sicherheit durch geheim-polizeiliche Maßregeln entzogen werde, deren sie in den älteren Provinzen genießen und welche die Staats- und Landes-Polizei derselben auch dort gewähren muß. Die Königl. Regierung wird daher aufgefordert, strenge und mit Nachdruck darauf zu halten, daß hiegegen nicht gehandelt wird, und daß dergleichen ärgerliche Vorfälle in Ihrem Verwaltungs-Bezirk sich nicht ereignen, insonderheit aber, daß die Polizei-Beamten zu dergleichen herabwürdigenden Aufträgen sich nicht misbrauchen lassen, sondern sie vielmehr sofort zur Kenntniß des ihm vorgesetzten Landraths, Polizei-Directors oder sonstigen Dienstvorgesetzten bringen, so wie die Königl. Regierung selbst die ihr einberichteten oder sonst zu Ihrer Kenntniß kommenden Fälle dieser Art mir sofort anzuzeigen hat.

„Dem Polizei-Präsidenten zu Cöln habe ich in Beziehung eines speciellen Falls unmittelbar Instruction ertheilt.

„Berlin, den 8ten Juli 1822.

„D. M. d. J. u. d. P.

„In dessen Abwesenheit

(gez.) v. Kamptz."

Dem Polizeipräsidium in Cöln ist nämlich zugleich anbefohlen worden, den Polizeirath Guisez und Polizeiinspector Schöning zur Untersuchung wegen ihres Verfahrens in der Fonkschen Sache zu ziehen und die Ac-

*) Die Red. d. Bl. erklärt hierbei, was sich freilich im Allgemeinen von allen Aufsätzen im Conv. Blatte ausdrücklich versteht, daß sie durch ihre Aufnahme dieser Mittheilungen, die Ansichten des Verfs. derselben keineswegs allenthalben zu theilen, angesehen seyn möchte.

ten dem Ministerium einzuschicken. Wir glauben nichts über den Inhalt dieser Verfügung hinzufügen zu dürfen, die sich selbst klar genug ausspricht.

In der gleich folgenden Nummer der Staatszeitung ist eine sehr lange, mit vielen Seitenblicken auf Rechtsgelahrtheit versehene, Ausführung enthalten, welche darthun soll, daß der gesunde Menschenverstand in dem Ausspruche der Jury keinen Widerspruch finden könne, indem sie bejahte, daß der Angeklagte mit Vorbedacht den Mord selbst vollbracht habe, ferner daß er bei der Vollbringung dieses Verbrechens Hülfe geleistet habe. Auch in dem berühmten Fualdesschen Processe hätte die Jury ausdrücklich bei jedem einzelnen Angeklagten erkannt: daß er des angeschuldigten Mordes und Raubes schuldig, und daß er mit den übrigen Angeklagten diese Verbrechen als Complice begangen habe. Aber weder die Vertheidiger, noch der Cassationshof zu Paris hätten in dieser Entscheidung einen Widerspruch, noch weniger eine Nullität gefunden.

Es ist gewiß sehr viel werth, die Sache zu verstehen, über die man spricht, sey es, daß man durch eignes Nachdenken, oder durch Unterricht darüber belehrt worden ist. Echte Gelehrsamkeit tödtet nicht den gesunden Menschenverstand, sondern schärft ihn. Vorzüglich macht sie ihn aufmerksam auf Unterscheidungen, die er in seiner Unerfahrenheit leicht übersieht, und bewahrt ihn vor trügerischen Verwechselungen. Ein klein wenig Jurisprudenz z. B. lehrt, daß zwischen einem Miturheber (conauctor, complice) und einem Gehülfen (socius, aide) ein gewaltiger Unterschied ist (cfr. Feuerbach's Lehrbuch §. 51 und 52). Die Geschwornen in der Fualdesschen Sache hatten ganz recht geurtheilt, wenn sie sagten: die Angeklagten sind der That schuldig, und zwar alle insgesammt als Mitschuldige, als Miturheber. Wie wenig gesund muß der Menschenverstand seyn, der nicht einsieht, daß dies etwas ganz anders heißt, als wenn gesagt wird: die Angeklagten sind an der That schuldig als Urheber, und zugleich als Gehülfen der Urheber!! Dies wäre offenbarer Unverstand gewesen, weil Niemand sein eigner Gehülfe seyn kann. Es kann Jemand an einem Verbrechen nur auf eine zwiefache Art schuld seyn, entweder als Urheber, oder als Gehülfe; eins schließt das andre aus. Ist er Urheber, so kann dies wieder blos durch Anregung Andrer, oder durch die eigne Vollbringung des Vorsatzes geschehen. Thäter, Gehülfe, Urheber, sind also die drei möglichen Beziehungen eines Angeklagten zur That. Diesen dreifachen Unterschied betreffen die sehr verständigen Fragen des Hrn. Präsidenten in der Fonkschen Assise, welche daher ihrer Natur nach nothwendig alternativ und subsidiarisch waren. Denn die Bejahung einer jeden enthielt die Verneinung der beiden andern in sich; aber bei der Verneinung der einen blieb immer noch die Entscheidung der beiden andern übrig, indem nur erst, wenn alle drei verneint worden waren, die gänzliche Unschuld festgestellt war. Ganz unmöglich ist es, von dem Urtheile über die Schuld das Verhältniß der schuldbaren Handlungen zum rechtswidrigen Erfolge zu trennen. Denn jenes Urtheil ist ja nichts anders, als die Bezeichnung des zwischen der That und dem Erfolge Statt findenden Causal-Verhältnisses. Es kann Niemand verständigerweise das Schuldig aussprechen, ohne dabei zugleich zu bestimmen, ob der Angeklagte unmittelbarer, oder nur mittelbarer Weise die Rechtsverletzung verursacht habe. Wer jenes bejaht, kann nicht auch zugleich dieses bejahen, weil es den Verstandesgesetzen zuwider ist, daß entgegengesetzte Dinge zugleich behauptet werden. Ein Andres wäre es, wenn, nachdem festgestellt worden wäre, daß die That nicht unmittelbare Ursache sey, nun eventuell die Frage aufgeworfen würde: ob sie nicht wenigstens mittelbar zum Erfolge mitgewirkt habe? Allein alsdann müßte die Verneinung des ersteren bereits feststehen, um über das zweite ein freies Urtheil, als über einen für sich bestehenden Gegenstand, zu haben. Die Staatszeitung selbst aber kann nicht umhin, zu bekennen, daß in der Sache quaest. die Antworten der Geschwornen *cumulative* gegeben worden sind. Darin eben liegt der Widerspruch. So lange die erste Frage als bejaht feststand, konnte Niemand zugleich die zweite bejahen. Die Gleichheit der gesetzlichen Strafe in beiden Fällen thut bei der Sache gar nichts, weil das Gesetz den Geschwornen ausdrücklich verbietet, daran zu denken.

12.

Das goldne Vließ. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen, von Franz Grillparzer.

(Beschluß aus No. 204.)

Der fünfte Act ist sehr kurz. Er zeigt den jammernden, zürnenden König. Auch Jason eilt herbei; sie bedrohen die alte Dienerin, die ohne ihre Kraft genau zu kennen, die verderblichen Geschenke überbracht. Diese aber spricht:

Du heuchelnder Verräther!
Hast du sie nicht dahin gebracht? und du,
Du falscher König mit der Gleißnermiene?
Habt ihr es nicht umstellt mit Jägernetzen
Des schändlichen Verraths, das edle Wild,
Bis ohne Ausweg, in Verzweiflungswuth,
Es, überspringend euer Garn, die Krone,
Des hohen Hauptes königlichen Schmuck,
Mißbraucht zum Werkzeug ungewohnten Mords.
Ringt nur die Hände — ringt sie ab euch selbst!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Laßt Andre, mich laßt ihre That verdammen,
Euch beiden widerfuhr nur euer Recht!

Der König verstößt hierauf den Jason, ihn als die Ursache von seiner Tochter Tod betrachtend. Jammernd, verzagt, nirgends Obdach findend, irrt der Elende umher, ganz zu Boden geschmettert, Medea erscheint ihm zum letzten Mal. Das goldne Vließ um die Schultern gehängt, will sie es dem Gotte zu Delphi wiederbringen und ihr schuldiges Haupt als Opfer darbieten. Du, sagt sie:

Trage was dich trifft,
Denn wahrlich unverdient trifft es dich nicht!
Wie du vor mir liegst auf der nackten Erde,
So lag ich auch in Kolchis einst vor dir,
Und bat um Schonung; doch du schontest nicht.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Erkennst das Zeichen du, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war, und Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? — ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — ein Traum!
Du Armer, der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus — allein die Nacht noch nicht!

Und Nacht ists auch noch um den fühlenden Zuschauer am Ende dieses tragischen Traums.

Was ein besonders auffallender Grundzug und vielleicht ein schwer zu rechtfertigender, obwohl höchst wirksamer, dieses Trauerspiels ist, ist die Behandlung der Liebe. Um dieses darzulegen, brauchen wir nur die Entwickelung des Charakters der Medea zu verfolgen, bei welchem man allerdings nicht weiß, ob man die Kraft oder die Feinheit der Zeichnung mehr bewundern soll. Gewiß ists, daß uns diese Medea um vieles lieber wird als die des Euripides oder die des Corneille. Denn nicht allein ist sie frei von jeder niedrigen Beimischung, mit der z. B. die Euripideische sich, ehe sie ihre Rache beginnt, mit großer Vorsicht bei dem Aegeus einen Zufluchtsort ausmittelt, wir sehen sie auch, zu ihren Fehltritten durch eine unbezwingbare Macht der Empfindung, zu ihren entsetzlichen Thaten durch Grausamkeit aller Art von Stufe zu Stufe hinaufgetrieben. Im frühsten Mädchenalter, wild wie die Wälder, in denen sie sich jagend ergötzt, keck und trotzig im Gefühl ihrer zauberischen Kraft, gleichgültig aber nicht unempfindlich, nicht unempfänglich für des Vaters Bitten, gehorsam seinen strengen Befehlen, und sich dunkel des Rechten bewußt, sehen wir sie zuerst auftreten, und gleich die erste Scene charakterisirt sie völlig. Peritta, eine ihrer Gespielinnen, die sich in ein Liebesverständniß eingelassen, und darum von ihrer Gebieterin verstoßen ward, naht sich der Jagenden, ganz in ihrer wilden Lust Befangenen.

Medea.
Du hier, Peritta? sagt ich dir nicht,
Daß du mich meiden sollst und gehn? so geh!

Peritta. (knieend)
Medea!

Medea.
Knie nicht! du sollst nicht knien!
Hörst du? in deine Seele schäm' ich mich.
So feig, so zahm! — Mich schmerzt nicht dein Verlust,
Mich schmerzt, daß ich dich jetzt verachten muß,
Und hab dich einst geliebt!

Peritta.
O wüßtest du! —

Medea.
Was denn? — stahlst du dich neulich von der Jagd,
Und gingst zum Hirten ins Targener Thal?
Thatst dus? sprich nein! du Falsche, Undankbare!
Versprachst du nicht, du wolltest mein seyn, mein,
Und keines Mannes? Sag, versprachst dus?

Peritta.
Als ichs gelobte, wußt' ich damals —

Medea.
Schweig!
Was brauchts zu wissen, als daß dus versprachst!
Ich bin Aietes königliches Kind,
Und was ich thu' ist recht, weil ichs gethan,
Und doch du Falsche, hätt' ich dir versprochen,
Die Hand hier abzuhaun von meinem Arm,
Ich thäts, fürwahr, ich thäts weil ichs versprach!

Peritta.
Es riß mich hin, ich war besinnungslos,
Und nicht mit meinem Willen, nein —

Medea.
Ei hört!
Sie wollte nicht, und thats! — Geh, du sprichst Unsinn!
Wie konnt' es denn geschehen,
Wenn du nicht wolltest? was ich thu, das will ich,
Und was ich will — je nu, das thu' ich manchmal nicht.
Geh hin in deines Hirten dumpfe Hütte,
Dort kauere dich in Rauch und schmutz'gen Qualm,
Und baue Kohl auf einer Spanne Grund!
Mein Garten ist die ungemeßne Erde,
Des Himmels blaue Säulen sind mein Haus;
Da will ich stehn, des Berges freien Lüften
Entgegen tragend eine freie Brust,
Und auf dich niedersehn, und dich verachten!
Hallo! in Wald! Ihr Mädchen, in den Wald!

Dieser Kraft des Willens glaubt sie noch sich bewußt zu seyn, als sie, späterhin durch Jason's Erscheinen, durch die Liebe, wie durch einen Blitzstrahl entzündet, sich gegen ihren Vater rechtfertigt:

Es gibt ein Etwas in des Menschen Wesen,
Das unabhängig von des Eigners Willen,
Anzieht und abstößt mit blinder Gewalt;
Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen,
Geht ein Zug, ein geheimnißvoller Zug
Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust.
Da ist nicht Reiz, nicht Anmuth, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zaubrischen Fäden:
Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke,
So viel sie betraten, hat keiner sie gesehn!
Gefallen muß dir, was dir gefällt;
Soweit ists Zwang, rohe Naturkraft.
Doch stehts nicht bei dir die Neigung zu rufen,
Der Neigung zu folgen steht bei dir,
Da beginnt des Wollens sonniges Reich;
Und ich will nicht!

Bald aber bezwingt auch die Neigung ihren Willen gewaltsam, und gegen die warnende Stimme ihrer eignen Brust, und ohne daß das Bewußtseyn auf Irrwegen zu wandeln, sie einen Augenblick verläßt, gibt sie sich einem übermüthigen, frechen Manne hin, den nichts zu ihr hinzieht, als der Wunsch, durch ihre Kunst das Ziel seines ehrgeizigen Strebens zu erreichen, ein flüchtiges Wohlgefallen und der Trotz sie zu besiegen; so wird sie zur Verrätherin an Vater und Vaterland. Die Liebe lenkt ihren Willen nicht, indem sie sie verblendet; sie zwingt sie gegen ihren bestimmten Willen zu handeln. Sie gewährt keinen Augenblick des Glücks; sie ist zerstörend, demüthigend, herabwürdigend, ein Fieberwahnsinn! Es ist der Fluch, der die unglückselige Medea trifft für ihren Antheil an des Phryxus Mord. Und so wäre denn diese Tragödie mehr Schicksalstragödie als irgend eine andre, obwohl uns der Dichter das ewige ermüdende Hinweisen auf das waltende Fatum erspart. Fast spät reißt sich Medea aus dem erniedrigenden, niederglückenden Zustand. Aber sie kann es nur durch eine Kraftanstrengung, die alles umher und sie selbst vernichtet. —

Allen, denen Leicester zu niedrig, Phaon zu schwach war, wird Jason der Rolle eines tragischen Helden unwürdig scheinen. Da aber gerade sein Charakter zu des Dichters höhern Zwecken dient, so wüßte ich nicht, warum die Darstellung desselben sich nicht eben so gut rechtfertigen ließe, wie

jene beiden. In der That kann man keinen verhaßtern, unliebenswürdigern ausdenken: frech, ungestüm, und übermüthig im Glück, verzagt, kleinmüthig und selbstisch im Unglück, tollkühn der augenscheinlichen Gefahr trotzend und zu feig den Kampf mit dem Schicksal zu wagen. Es ist sehr zu rathen, daß auf der Bühne nur ein Mann von glänzendem Aeußern die Rolle übernehme.

Mit wie bestimmtem Zuge aber auch diese beiden Hauptfiguren gezeichnet sind, die Gestalt der Kreusa gibt dem Zuschauer oder Leser desto mehr Veranlassung, seine psychologischen Einsichten zu üben. Unmöglich kann der Dichter sie wirklich als das Urbild von Reinheit und weiblicher Tugend darstellen wollen, als welches sie unaufhörlich gepriesen wird. Der Mehrzahl der urtheilenden Leser wird sie im Gegentheil als zu der ausgebreiteten Menschenclasse gehörig, erscheinen, die sich selbst mit schönen Reden betrügend, mit dem besten Gewissen von der Welt, schlechte Handlungen begeht, und sie wird sich versucht fühlen mit Medea zu rufen: die Falsche, die Reine! — Im Schooß des Glücks gewiegt, hält sie sich für tugendhaft, weil sich ihr noch nie eine Versuchung bot, es nicht zu seyn; nun aber scheitert sie an der ersten Klippe, auf die sie stößt, entreißt der Gattin den Gatten, und „greift nach des Unglücks letzter Habe." Die Liebe entschuldigt freilich viel, aber in einem so viel gepriesnen, vollkommen reinen Wesen entschuldigt sie nichts. Es wäre daher, weil ihre Handlungsweise mit ihrer Tadellosigkeit ein für allemal doch nicht zu vereinbaren ist, gewiß sehr rathsam gewesen, jene durch die Schwäche zu entschuldigen; auch wäre dies auch wohl das einzige Mittel gewesen, das allein auf der Medea ruhende Interesse einigermaßen zu vertheilen.

Die Nebenfiguren sind scharf und kenntlich. Der gleißende, eigensüchtige König, der liebende wackre Jüngling Absyrtus, Gora, wild und starr, aber redlich und treu. Nur der König Aietes ist weniger gelungen. Wir sehen ihn in ewiger Leidenschaft, aber ohne eine bestimmte Vorstellung von ihm zu bekommen.

Die Diction ist im Ganzen blühend, gedankenreich, edel und dem Augenblick angemessen, wie schon aus den oben angeführten Beispielen zu ersehen ist. Einige Nachlässigkeiten, wie unter andern das mehrmals wiederholte nu statt nun, vergißt man leicht. Unangenehmer fällt einige, aber sehr wenige Mal, der erzwungen-antike Dialog auf, bei dem es einem zu Muthe wird, als läse man die Uebersetzung einer griechischen Tragödie; z. B.:

König.
Des Bannes Ursach' aber, welche wars?

Jason.
Verruchten Treibens klagte man mich an.

König.
Mit Recht, mit Unrecht? dies sag' mir vor allem!

Jason.
Mit Unrecht, bei den Göttern schwör' ich es. u. s. w.

Die Jamben sind durch alle drei Stücke, sehr häufig mit ganz freien Versen, die einer rhythmischen Prosa gleichen, vermischt, und dies zwar nicht etwa blos an besonders affectvollen Stellen, wo diese größre Freiheit dem Gegenstand gemäß wäre, sondern oft ganz willkürlich. — Wenn dies indeß ein Fehler ist, so ists auf jeden Fall ein sehr unbedeutender; überhaupt hat das Stück, die Zweideutigkeit der Kreusa vielleicht ausgenommen, keine, die der Dichter nicht ohne das Wesentliche des Stücks zu verletzen, haben könnte. Das Herbe, Gräßliche, Gefühlerschöpfende desselben liegt im Stoffe, und der Dichter hat alles gethan, wenn er ihn einmal wählen wollte, uns mit ihm zu versöhnen, indem er unser Herz für die mehr unglückliche als schuldige Heldin aufs innigste zu bewegen wußte. Wenn wir daher auch das Buch nicht mit ganz befriedigtem Gefühl aus der Hand legen, so können wir es doch eben so wenig ohne Erschütterung, als ohne den Dichter zu bewundern. 56.

Aus Italien.

Der gelehrte Neugrieche Andreas Mustoxidi, der jetzt mit einer Uebersetzung des Herodot beschäftigt ist, hat seine kleinern Aufsätze zusammendrucken lassen: Prose varie del cavaliere Andrea Mustoxidi, con aggiunta di alcuni versi. Milano 1821. b. Bettoni. Seine Untersuchung über die erznen Pferde zu Venedig wird man dort finden.

Schon ist für das Jahr 1822 ein neuer Führer durch Mailand erschienen, der noch wesentlichere Vorzüge haben soll, als den, der letzte zu seyn. Sein Verf., ein Maler, versichert, die Gegenstände, die er anführt, genau untersucht, wenigstens besucht zu haben; und die Verf. der Bibl. Italiana, sonst essigscharfe Recensenten, widersprechen den bescheidnen Versicherungen der Vorrede nicht, die Vollständigkeit verspricht. Sonach kann man das Buch: Milano nuovamente descritta dal pittore Francesco Pirovano. Anno 1822. Milano, Silvestri 12. weiter empfehlen.

So eben verläßt das 3te Heft des Hermes (426 Seiten) für 1822 die Presse, und liefert dasselbe Beurtheilungen über folgende wichtige Werke:

I. Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt. Von Friedrich von Raumer.
II. *a.* A. M. Vering's psychische Heilkunde. *b.* F. Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte. Von b. e. t.
III. Alois Silv. Edlen von Kremer's Versuch einer Darstellung des Steuerwesens. Von Bk.
IV. Das Haus mit zwei Thüren. Ein Lustspiel in drei Abtheilungen. Metrisch treu aus dem Spanischen des Don Pedro Calderon de la Barca für die deutsche Bühne übersetzt von Georg Nicolaus Bärmann.
V. Spanien und die Revolution. Von c — b.
VI. Verhandlungen der gesammten Landstände des Königreichs Würtemberg im Jahr 1819. — Vierte und letzte Abtheilung. Von G. r. b.
VII. Ueber die Philosophie des Rechts und der positiven Gesetzgebung. Von N. L.
1) Commentaire sur l'Esprit des loix de Montesquieu, par Mr. le Comte *Destutt de Tracy*.
2) *a.* Traités de Législation civile et pénale. Par M. *Jéremie Bentham*.
b. Théorie des peines et des récompenses. Par le même.
3) *a.* Lehrbuch des Naturrechts von J. S. Beck.
b. Grundsätze der Gesetzgebung von demselben Verfasser.
4) System der innern Staatsverwaltung und der Gesetzpolitik von K. F. W. Gerstäcker.
5) Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts, von Gottlob Ernst Schulze.
6) *a.* Politik nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit, von Friedrich Köppen.
b. Rechtslehre nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit, von demselben.
7) Grundlinien der Philosophie des Rechts, von Dr. G. W. F. Hegel.

Der Jahrgang dieser kritischen Zeitschrift besteht aus 4 Heften, die zusammen 10 Thlr. kosten.

Leipzig, d. 26. August 1822.

F. A. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 207.

9. September 1822.

Ueber die neueste Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnsitzen. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit.

Es wird ohne Zweifel unsern sämmtlichen Lesern bekannt seyn, wie vor wenigen Jahren mehrere der Häuptlinge von Hochschottland den Gedanken faßten, die ihnen, nach alten Satzungen, als Schutzherren untergebenen Landstriche plötzlich auf andere Art, wie bisher, zu benutzen und zu verwalten, und wie dadurch viele Tausende braver Hochländer auf Einmal gezwungen wurden, die uralten Wohnsitze ihrer Väter mit dem Rücken anzusehen, und entweder an des Nordens unfruchtbaren Felsenküsten fortan mit Fischerei ihr elendes Daseyn hinzuschleppen, oder jenseits des Oceans, weit von den geliebten Gräbern ihrer Ahnen, sich ein Plätzchen zu suchen, wo man menschlich genug ist, ihnen zu vergönnen, nach alter Sitt' und Weise zu leben.

Unter diesen Vertreibern eigener Landsleute zeichnete sich aber niemand mehr aus, als die Markise von Stafford, Erbin des größten Theils der Grafschaft Southerland. Funfzehntausend Hochschottländer wurden durch diese Frau allein gezwungen, die Heimath zu verlassen, und die Art, wie die Verbannung der Unglücklichen im 19ten Jahrhundert, wo von nichts als Freiheit, Recht und Gesetzlichkeit die Rede ist, geschah, die barbarische Consequenz, welche man anwendete, um zu seinem Ziele zu gelangen, dies, verbunden mit den andern Beispielen ähnlicher Verfahrungsart, nachgeahmt von andern Häuptlingen jener Gegenden, erregte denn doch zuletzt die Aufmerksamkeit des, wie es scheint, etwas stumpf und altersschwach werdenden John Bull, und es wurde über das Beginnen einiges Redens gemacht, was jedoch, wie die Folge zeigte, den Vertriebenen zu nichts half, sintemal ermittelt ward (was wird nicht heut zu Tage alles ermittelt!), das Ganze sey zwar etwas hart und unmenschlich, indeß doch im höchsten Grade legal.

Daß es übrigens, da die Sache nun doch einmal verdrießlicher Weise zur Sprache gekommen war, der von der Markise Stafford besonders beliebten Maßregel nicht an Vertheidigern fehlte, läßt sich denken; es sind schon viel andere Dinge durch gewandte Federn vertheidigt worden, warum sollte denn hier eine Ausnahme Statt finden? Die Sache ist nun in der Ordnung.

Ein Hr. James Loch, Esquire, gab 1820 in London ein ziemlich blätterreiches Werk heraus („An account of the Improvements" etc.), in welchem er mit lobenswerther, schriftstellerischer Gewandtheit (die sehr verschieden ist von lobenswerther, schriftstellerischer Ehre) das nicht Lobenswerthe so geschickt vertheidigt, daß Ununterrichteten und nicht tiefer Blickenden nothwendig die ganze Sache als völlig in der Ordnung, ja selbst als gut und zweckmäßig erscheinen muß. Eben deswegen aber, weil Hr. James Loch, Esquire ꝛc., so geschickt in den Augen der Welt dem Recht ein Loch zu machen wußte, ist es doppelt nothwendig und doppelt interessant, die Sache so ins Auge zu fassen, wie ein Ereigniß dieser Art ins Auge gefaßt werden muß.

Hören wir daher zuerst, was Hr. James Loch uns berichtet.

Dem Titel nach zu urtheilen, sollte man glauben, der Verf. habe es darauf abgesehen, Rechenschaft von dem ökonomischen Zustand der Güter des Hauses Stafford und deren Verbesserung zu geben. Dies ist indeß weit gefehlt. Es handelt sich vielmehr in Hrn. Loch's Werk darum, vor den Augen der Welt eine Revolution zu rechtfertigen, die von einigen Großen Schottlands (und namentlich von der Markise Stafford) nicht sowohl zu Gunsten der unter ihrem Schutz wohnenden Insassen, als vielmehr zu Gunsten des eigenen Vortheils, vor wenigen Jahren vorgenommen ward, und in Folge welcher die letzten ehrwürdigen Reste einer alten, einst großen Nation, von Haus und Heerd vertrieben worden.

Die Gälen nämlich, oder die Bewohner Hochschottlands, welche die Ueberbleibsel der alten Celten sind, die sich Jahrhunderte hindurch in den rauhen Gebirgen des schottischen Hochlandes unter sogenannten Familienhäuptern bis auf unsere Tage gehalten haben, sind jetzt, dreihundert und vierzigtausend Köpfe stark, auf einmal in unserer Zeit, unter einer Verfassung, die sich die freieste der Welt nennt, nicht etwa durch die andringenden Schaaren eines fremden Eroberers, nicht durch länderüberfluthende Barbarenhorden, sondern durch die Häuptlinge jener Familien selbst, denen sie von Geschlecht zu Geschlecht mit unbedingter Treue und wahrhaft kindlicher Ergebenheit anhingen, aus ihren uralten, ihnen durch tausend Erinnerungen heilig gewordenen Wohnsitzen vertrieben worden, und der Grund und Boden, den ihre Vorfahren von Geschlecht zu Geschlecht, in patriarchalischer Sitt' und Einfalt bauten, ist ihnen von denen, welche sie als ihres Stammes Aelteste ver-

ehren, genommen, damit hinführo nicht mehr sie und ihre Kinder, sondern dem Feudalherrn besser rentirende Schafe darauf hausen können. Ihre ärmlichen Hütten aber und ihre ohnedem sparsamen Dörfer sind entweder an die felsigen Klippen der Küste allein hin verwiesen, oder von ihren Stammeshäuptern, mit militairischer Hülfe, verbrannt worden, während man den unglücklichen Bewohnern derselben freie Wahl ließ, entweder am Meerstrande hinfort durch Fischerei sich zu nähren, oder nach Americas Wildnissen überzuschiffen.

Wenn ein solches Beginnen, wie das hier geschilderte, von einigen Fühllosen und Geldgeizigen jenseits der Wendekreise, auf einem um Tausende von Meilen entlegenen Punct unseres Erdballs verübt worden wäre, so würde es einen nicht wundern, daß die Kunde davon, daß das Geschrei und die Klagen der Betheiligten keine, oder kaum einige Aufmerksamkeit in London erregte, und daß es viel länger dauerte, als man Zeit braucht, Nachricht von den neusten Ereignissen in Bengalen zu erhalten, ehe man nur in Englands Hauptstadt erfuhr, was an des eigenen Vaterlandes nördlicher Grenze vorging. Was muß man aber vollends dazu sagen, wenn man hört, daß die Nachricht von diesen Vorgängen in London von jenem Publicum, das sich sonst stets rühmt, der Verfechter alles Rechtes, der Bekämpfer alles Unrechtes, geh es auch vor wo es wolle, zu seyn, mit einer Kälte, ja Gleichgültigkeit aufgenommen ward, die an die fühlloseste Apathie grenzt, und daß erst da die Aufmerksamkeit der öffentlichen Stimme rege ward, als die Kunde einlief: die Hochländer hätten, getrieben von Verzweiflung, sich dem Militair widersetzt, welches beordert war, die Unglücklichen mit Gewalt vom väterlichen Heerde wegzutreiben! — —

Obschon England nicht mehr das alte England ist, so erhoben sich doch nur einige Stimmen (Nachhall besserer Zeiten), die für die armen Vertriebenen sprachen und unter den schottischen Großen, welche sich vermalen darin gefielen, ihre Landsleute von dem Boden der Heimath zu verjagen, als besonders hierin thätig, die Markise von Stafford nannten. Daß durch diese Dame allein nahe an 15,000 Bauern gezwungen wurden, eine von ihnen bewohnte Gegend zu verlassen, die an Größe beinah einem der mittlern Departements Frankreichs gleich kommt; daß sie Menschen vertreibt, deren Väter einst für ihre Voreltern ihr Blut in angestammter Treue verspritzten; daß die Bevollmächtigten, welche sie zur Vollziehung ihrer menschenfreundlichen Befehle gesendet hatte, die Hütten der Armen verbrannten, welche nicht gleich von der Wiege ihrer Jugend weichen wollten, ja daß selbst bei Ausführung dieser liebenswürdigen Maßregel ein Greis, (nach andern Nachrichten, eine alte Frau) der sich nicht schnell genug von dem Heerd der Väter zu trennen vermochte, in den Flammen den Tod gefunden habe; diese und ähnliche Facta wurden Gegenstand der öffentlichen Rüge, und die, wie gemeldet, besonders bezeichnete Markise Stafford glaubte nun doch einen Schritt zu ihrer wo möglichen Rechtfertigung in den Augen des Publicums thun zu müssen, und man muß gestehen, sie wandte sich in dieser Hinsicht an einen Mann, der ihr und ihres Gemahls, so wie der andern Theilnehmer an diesem Beginnen, Vertrauen nicht täuschte. Denn Hr. J. Loch vertheidigt in seiner Schrift mit einer Gewandtheit und Schärfe und einer anscheinenden Freimüthigkeit, die man wohl oft den Sprechern für bessere Dinge anwünschen möchte, das Verfahren der schottischen Häuptlinge gegen ihre Insassen dergestalt, daß man auf den ersten Blick fast geneigt seyn könnte, dasselbe zu billigen, und daß diejenigen, welche nicht gewohnt sind, tiefer in eine Sache einzugehen, leicht verführt werden können, die ganze Maßregel als eine höchst billige, gerechte und für das Ganze wohlthätige zu betrachten. Daß der geschickte Anwald dabei nicht unterlassen hat, mit süßen Schmeichelworten die aufgeregten Gemüther der Betheiligten möglichst zu beruhigen und ihnen in der Zukunft und Ferne den Schimmer einer Hoffnung zu besserem Glück (welches aus dem beliebten Verfahren dermaleinst für sie empor grünen soll) zu zeigen, versteht sich, und ist dabei weiter nichts zu bedauern, als daß die armen Vertriebenen schwerlich so lange leben dürften, um sich noch einst der Realisirung dieser schönen Aussichten zu erfreuen.

Im Ganzen ersieht man aber aus dem Werke, daß die Markise von Stafford souveraine (?) Gebieterin eines Gebietes im Norden von Schottland ist, welches an Ausdehnung fast dem Departement des Niederrheins gleichkommt und 800,000 Acker (schottisch) Land enthält. Auf diesem Gebiete lebten nun ungefähr 15,000 Einwohner, alten, gälischen Stammes; und so schwach diese Bevölkerung uns in Verhältniß zu der Bevölkerung anderer Länder auch erscheinen mag, so meint doch Hr. Loch, daß sie, seit dem die Kriegs-Lehn-Verfassung des alten Hochlandes nicht mehr existire, zu zahlreich sey. In Betreff der alten Einrichtungen in den Clans der Hochlande muß man nämlich wissen, daß ehedem die ganze Verfassung auf den kriegerischen und Feudal-Einrichtungen ruhte, welche zum Theil einst auch in den übrigen Ländern des westlichen Europa herrschend waren, und zufolge welchen nicht allein jeder Landeseingeborene zum Waffendienst verbunden war, sondern auch immer in Kriegszeiten aus einer Anzahl von Edlen oder (richtiger gesagt: Adligen, Tacksmen (in Schottland gehörten dazu immer dreißig) ein Führer erwählt wurde, der, wie bei den alten Deutschen und Franken, Graf oder Herzog hieß. Nach diesen Tacksmen wurde nun der District Landes, welchen sie zu vertheidigen hatten, ein Tack genannt, und da diese Einrichtung auch in Friedenszeiten blieb und die Gewalt der Tacksmen in der Folge sich immer mehr begründete, so verliehen selbe nun, genau so wie in den Feudal-Jahrhunderten in Deutschland, Frankreich ꝛc., Land in Lehn an ihre Untergebenen unter der Bedingung der Heerfolge bei vorfallenden Kriegszeiten. So wurden nach und nach die anfänglich frei und nur auf besondere Ereignisse zu Führern gewählten

Tacksmen erst immerwährende, dann erbliche Befehlshaber der unter ihnen stehenden Districte, und in Folge dieses auch immerwährende und erbliche Richter und Anordner in allen Dingen, sowohl in Kriegs- wie in Friedenszeiten. Was aber besonders dazu beitrug, diesen Häuptlingen die nach und nach gewordene Gewalt und den Gehorsam ihrer Untergebenen zu sichern, war die Annahme der letztern, daß sie nicht sowohl einem Herrn, als einem Verwandten, einem Stammgenossen unterworfen wären, und in der That nannte sich auch immer der ganze Clan oder Tack nach dem Tacksmen oder Than, der dem District vorstand, also daß bei dem geringsten Hirten des einsamsten Thales die Ueberzeugung entstand, er gehöre recht eigentlich mit zur Familie der Macdonalds, der Macduffs, und wie die Häuptlinge jener Gegenden und Zeiten alle hießen.

Das durch den Gebrauch nach und nach sanctionirte Recht der Tacksmen, den Grund und Boden, welchen sie an ihre Insassen vertheilt, und den diese nach Landesart urbar gemacht hatten, nach Gefallen wieder an sich nehmen zu können, ward aber um so seltener und nur in einzelnen Fällen ausgeübt, da es der Lehnherren eigener Vortheil sonst erheischte, die Hintersassen so wenig wie möglich zu bedrücken, im Gegentheil durch milde Behandlung und Vorschub aller Art ihrem Districte theils durch Erleichterung der Heirathen unter den jungen Leuten, theils durch Herbeiziehung von Arbeitern aus anderen Stämmen zu ihrem Stamm, eine möglichst starke Bevölkerung zu gewinnen. Auch waren die Abgaben, welche einst die Vorsteher der einzelnen Tacks als Lehnsleute an die Grafen von Southerland zu geben hatten, so gering, daß sie hinwiederum, um diese kleinen Lasten aufzubringen, nicht nöthig hatten ihre Untergebenen besonders zu bedrücken; und erst als mit den immer steigenden Bedürfnissen der Krone auch die großen Lehnsherren selbst immer mehr beschwert wurden, sind, in natürlicher Folge, auch die Hinterlehne und deren Insassen eine Bürde, welcher das von der Natur nur wenig begünstigte Land nicht mehr gewachsen war. *)

Daß übrigens nach den besprochenen Einrichtungen jeder Einwohner von Southerland verbunden war, dem Stammoberhaupte, dessen Namen er trug, ins Feld zu folgen, und für dessen Wohlfahrt und Ehre Gut und Blut zu opfern, haben wir schon erwähnt, und hierzu fand sich in den früheren Jahrhunderten um so mehr Gelegenheit, da der tiefgewurzelte Haß zwischen den als Eroberern vor dem zehnten Säculo ins Land gedrungenen Dänen und den von ihnen in die Berge des Hochlandes zurückgedrückten Gälen lange Zeiten hindurch nicht verschwand, ja selbst in uns schon ziemlich nahen Tagen noch oft mit großer Erbitterung sich aussprach. Immerwährende Kriege und Verwüstungen zwischen den Gälen in Southerland und den neuen Besitzern von Caithneß, gegen das Band zwischen den Lehnsherren und den Belehnten, oder Stammverwandten immer fester und der Gebieter von Southerland, oder, wie er auf gälisch heißt, der Mhoir-Fhear-Chattaith, hatte in diesen Fehden nie Ursache sich über den Mangel an Dienstwilligkeit und Bereitwilligkeit für ihn in den Tod zu gehen, bei den tapfern Bergbewohnern zu beklagen.

Erst im 18ten Jahrhundert fingen die Kriege, welche Schottlands Inneres so oft zerrissen, an aufzuhören, und die Beherrscher Englands, die eigentlich bis dahin und in gewisser Hinsicht jetzt noch, nur eine sehr beschränkte, fast mehr nominelle als reelle Autorität über diese entlegenen Gegenden der brittischen Insel besaßen, thaten was ihnen nur möglich war, diesen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen und die Macht der schottischen Großen, die sie nicht ganz zügeln konnten, wenigstens dem Anschein nach, mehr als Ausfluß ihrer Macht erscheinen zu lassen. Daher das in jenen Gegenden in neueren Zeiten aufgekommene System, sogenannte Familien-Regimenter aus den einzelnen Clans des Landes zu errichten, die dann, von den Vorstehern dieser Clans geführt, in ihrer eigenthümlich-nationalen Tracht sich zuweilen in den Kriegen der Krone von Großbritannien an die Truppen des Königreichs anschlossen und, mit ihnen in die Linie einrangirt, in fortlaufender Nummer gezählt wurden. Die ganze Einrichtung dieser neuen militairischen Anordnung ward auf die Clansverhältnisse des Landes und dessen Bewohner so völlig gegründet, daß eins dem andern zur Stütze diente, so daß z. B. das 93ste Regiment, welches aus den Tacks von Southerland gebildet ist, insofern Eigenthum der jene Grafschaft beherrschenden Familie ward, daß die Revenüe, welche die Krone dafür bewilligte, in ihre Tasche fiel, wogegen die Officiere in den Tacks Landstriche erhielten, die sie hinwiederum zur Benutzung an ihre Untergebenen, die Eingebornen oder Soldaten des Regiments, gegen Vergütigung vertheilten und auch auf solche Art, gegen Verpflichtung zum Eintritt ins Regiment, neue Recruten sich erwarben.

Solchergestalt war es nun in neueren Zeiten dahin gekommen, daß die Bewohnerschaft von Southerland ziemlich gleichmäßig durch die Grafschaft vertheilt war. In jedem Thale befand sich ein Dörfchen; das tragbare Land ward zum Anbau der Gerste und des Hafers (der einzigen Getreidearten, welche in jenen rauhen Gegenden zu gedeihen pflegen) benutzt, und die mit Weiden versehenen Berghänge ernährten die zahlreichen Heerden, den Hauptreichthum der Hochländer. Die Einwohner, der Natur ihres Landes nach, mehr Hirten und Jäger denn Ackerbauer, waren brav und bieder, aber arm und wenig industriös. Fest hängend in alter, angestammter Treue an ihre Stammeshäupter, liebten sie nicht minder ihr zwar unfruchtbares, aber schönes und romantisches, von den Gesängen ihrer alten Barden ihnen poetisch geheiligtes Land, ihre alten freien Sitten, ihre von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte National-Tracht, und der Stolz auf den Ruhm und die Ehre der durch die poetischen Ueberlieferungen der Barden verherrlichten Helden ihres Volkes, war Haupt- und Grundzug ihres Wesens und Charakters. Gern schlenderte der Hochländer, seinen breiten Plaid malerisch umgeworfen, jagend oder seine Heerden treibend, auf den Höhen umher und den Weibern die Besorgung der häuslichen Arbeiten mit denen des, von ihm nicht geliebten Feldbaues, überlassend, kümmerte er sich wenig darum, ob der Boden gut oder schlecht bebaut, die Hütte, welche ihn des Nachts umfing, wohnlich oder dem Einsturz nahe war. Wie sich leicht denken läßt, gewann hierdurch die Cultur des Landes keineswegs. Der ohnedem in der Regel nicht sonderlich fruchtbare Boden trug nur spärliche Aernten, die oft in unglücklichen Jahren ganz ausfielen, die nur durch Berg und Thal auf gut Glück hingeweideten, wie aber durch

*) So hat England, mehr als irgend ein anderes Land, in Folge einer langbefolgten, falschen Politik und eines immer nur auf den Moment berechneten Finanzsystems, sich selbst einen Abgrund gegraben, in welchen, wie ins lecke Faß der Danaiden, fort und fort die Kräfte und der Schweiß der Nationen verschwinden. Das Schlimmste ist aber, daß trotz der fast von Jahre zu Jahre sich mehrenden Abgaben, der Schlund, welcher alles verschlingt, nur immer größer wird. England gibt hierin ein großes, warnendes Beispiel. Das Scheingerüste seines Reichthums, über einen wahren Abgrund von ungeheuern, rein unbezahlbaren Staatsschulden errichtet — die jährlich vermehrt werden müssen, um nur die Zinsen noch abführen zu können — wird gräßlich von der Verarmung der untern Volksclassen widersprochen, und es muß in der That dem Denker mehr als lächerlich vorkommen, von dem Reichthum einer Nation noch sprechen zu hören, deren sechster Theil auf der sich täglich vergrößernden Armenliste steht.

A. d. Ref.

sorgsame Pflege und Vermischung mit fremden Racen veredelten Heerden arteten nach und nach immer mehr aus, an verbindende und Verkehr befördernde Landstraßen und Brücken war nicht zu denken.

Diese Uebelstände, die allerdings in den Sitten und der Lebensart der Einwohner, so wie in den uralten Gebräuchen ihrer bürgerlichen Einrichtungen, ihre Wurzel hatten, und die nach und nach durch Erziehung, Aufmunterung und Feststellung anderer Institutionen zu bekämpfen, jeden Falls Pflicht der Oberherren jener Gegend und der Regierung des Landes war, brachten nun seit 8 bis 9 Jahren die verschiedenen Besitzer von Southerland (unter ihnen besonders Lady Stafford) so wie auch die übrigen Großen im Norden Schottlands, auf den Gedanken: durch eine radicale Maßregel dem Ganzen auf Einmal eine andere Gestalt zu geben, und wie gemeldet, wurden an 15,000 Individuen, die ungefähr 3090 Familien bildeten, allein in den Besitzungen der Markise, auf ihren Befehl von Haus und Hof mit Bayonetten und Feuer vertrieben, weil freilich diese zahlreichen Versteckten nicht gebildet genug waren, um so plötzlich, wie es der schöpferischen Dame gefiel, von den Vorurtheilen ihrer Jugend, von den uralten Sitten und Gewohnheiten ihrer Eltern, zu Gunsten der neueren und in gewisser Hinsicht allerdings besseren Ideen der Markise, zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Griechenlieder.

Von allen denen, welche für den großen Griechenkampf in die Saiten griffen, hat allein Wilhelm Müller es verstanden, das Gemüth der Leser zu treffen, ihre Liebe zu finden und Begeisterung zu wecken. Wenn solche Gunst andere schrecken könnte, so erregt diese Theilnahme doch auch wieder jedem ähnlichen Akkord gleiche Hoffnungen, und wahrlich, wo ein solches Interesse dem Gegenstand gebührt, hat jeder echt dichterische Klang überall empfangliche Hörer zu erwarten; ja, sängen es tausend und aber tausend Zungen — welche Brust bliebe ungerührt, wenn der wahre Dichtergeist, der Griechen Wiedergeburt feiernd, in die vollen Saiten schlägt. Eher könnte man klagen, daß sich im Verhältniß zu dem lebhaften allgemeinen Interesse an der Sache, noch zu wenig mächtige Stimmen haben vernehmen lassen. Die politische Seite ist zwar vielfältig und genügend erwogen und beleuchtet worden; aber das Herz verlangt, daß ein gewaltiger Sturm es ergreife und zu großen Thaten ihm die Mahnung gebe; es erträgt mit Unwillen, die auferweckten heiligsten Gefühle niederkämpfen zu sollen. Noch zu neu ist ihm die Erinnerung, wo es von den Thronen herab aufgerufen ward, wo es aufgelodert in flammender Begeisterung, und siegend kämpfend und siegend sich entlud; — darauf nach vollbrachtem Werk unbekränzt und entgeistert, wie von einem Rausch erwachte, — als wäre nur ein Schauspiel erlebt, dessen kahles Brettergerüst uns anstarrt, wenn wir uns drängen, von holdseliger Täuschung verführt, die erhabenen Bilder wirklich zu umfassen. Diese Erfahrung vermehrt das drückende Wehgefühl, und die Friedensbestrebungen konnten es nicht erleuchten.

In so quälender Stimmung ist es ein Bedürfniß, im Gebiet der Phantasie — in jener bessern Welt der Träume, von denen doch zuweilen einige wahr werden und wie Zeichen der Liebe Gottes vom Himmel fallen — Trost und Täuschung zu suchen, und zu finden. Wie groß der Gegenstand sey, über den es sich handelt, wie sehr wir allem Unwürdigen auch widerstreben, so lieb ist uns auch wieder das Echte und Wahre.

Wenn nun Ref. mehrere von religiöser Begeisterung eingegebene, sehr innig empfundene, höchst gelungene Griechenlieder des auch als Dichter geschätzten bekannten talentvollen Malers **Wilhelm Hensel** lieb geworden sind, deren Erscheinung vielleicht zu hoffen ist, so hat er eines derselben hier zur Probe mittheilen wollen.

Mahnung.

Des Gerichts Posaunen schallen
Und die Kreuzesfahne weht,
Heilge Martyrstimmen mahnen
Wo der Griech' in Waffen steht.

Aber mit dem Rausch von Cymbeln
Und dem Schweif der Rosse ziehn
Stimmen gräulicher Verwünschung
Vor dem Heer der Moslemin.

Und von Asien herüber
Und von Afrika heran
Wogts noch immer, Sturm der Wüste,
Muselmann an Muselmann.

Sehn denn einzig nur die Christen
Schmachvoll ihrer Brüder Fall?
Christen, laßt die Fahnen fliegen,
Christen, hebt euch überall!

Wer da Ohren hat der höre,
Wer da Augen hat der seh',
Wem die Zunge ward der rede
Und wer pilgern kann der geh! —

20.

Miscellen.

Die Londoner Oper hat den Don Juan neuerlich wieder hervorgesucht und die Aufmerksamkeit des Publicums dadurch von neuem auf dies „Matchless opera" (wie ein Referent in New Monthly magazine sich ausdrückt) gelenkt. Die Besetzung war großentheils neu, und Zucchelli würde in der Hauptrolle mehr Beifall eingeerntet haben, wenn er nicht der Nachfolger Ambrogetti's, dieses unvergleichlichen Don Juans gewesen wäre. Nachdem der gedachte Referent über die Vorstellung berichtet hat, kommt er zuletzt, nach einigen vorausgeschickten Entschuldigungen und Seufzern und wie voll von dem Gefühle der Scham, auf das Geständniß, daß er diesmal nichts jenem außerordentlichen Entzücken Aehnliches gefühlt habe, welches ihm diese Oper früherhin eingeflößt. Und die Ursache? „Wie! ruft er aus, sollten wir in der That so überrossinisirt seyn, um Mozart's Schönheiten weniger tief zu empfinden; wir fürchten die Frage zu beantworten, aber wenn die Melodien irgend eines Componisten diese Gewalt üben können, so sind es die Rossini's. Sie sind so voll von einer bis jetzt unbekannt gewesenen Lebendigkeit, von Jugend und Lebensgeistern, daß alles weniger Lebhafte eine Zeit hindurch matt erscheinen muß. Rossini ist unter den Componisten der zwitschernde Canarienvogel, während die andern der Amsel, dem Dompfaffen, ja selbst der Nachtigall gleichen. Er mahlt phantastische Arabesken, während die Andern die Natur in ihren beständigen und wahrhaften Formen wiedergeben; seine Töne gleichen den glänzendsten saracenischen Gebäuden, während die anderer Meister mit der einfachen und strengen griechischen Architectur verglichen werden können. Daß ein Styl der ersteren Art auf eine Zeit das Uebergewicht über einen von der letzteren erhalten kann, bedarf keines Beweises, die Erfahrung lehrt es. Eine solche Wirkung mag denn auch durch die unaufhörliche Wiederholung Rossini's in diesem Jahre hervorgebracht seyn. Das Publicum ist in das Fieber der Bewunderung hineingegeigt, und das Geigen wird wie bei einem Tarantelbiß dauern, bis wir erschöpft sind, und unsere Sinne wieder erhalten." (Wohl denn. Ob aber die zurückgekehrten Sinne auch den Kanarienvogel, den saracenischen Baumeister, den Arabeskenmaler noch werden gelten lassen wollen?)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 208.

10. September 1822.

Das System der Bewegung.

In den kritischen Untersuchungen über die Politik des englischen Ministeriums von Hrn. Dr. Lindner, welche in die allgemeinen politischen Annalen eingerückt sind, ist am Schlusse die Rede von der allgemeinen, gewiß von niemand für eingebildet erklärten, materiellen Noth der Zeit, — von der großen Stockung des Handels.

Warum aber, fragt der Verf., stockt der Handel? Es entstand, antwortet er, aus was immer für Ursachen, Unzufriedenheit unter den Völkern, die ihre Kraft und ihren Muth lähmte. Diese Lähmung wirkte auf den Handel. Von der allgemeinen Klage der Zeit über Stockung im Handel, in den Gewerben der Industrie und des Landbaues macht nur Frankreich eine Ausnahme.

Diese Ausnahme — fährt Hr. Dr. Lindner fort — muß ihre Ursachen haben. Die Entfernung des Feudaldrucks, die zweckmäßige Verwaltung, die Belebung der Gewerbe, Künste und Wissenschaften, die Minderung der Schulden — hat in Frankreich die Aufhäufung der geistig moralischen Capitalien begünstigt. Diese Aufhäufung verdankt es dem Kaiser Napoleon, der sich sehr gut darauf verstand, die Geschäfte in Umschwung zu erhalten, die Circulation der Kräfte zu befördern, und durch ein reges Leben die Gelegenheit zu einem reichen Gewinn herbeizuführen. Er achtete und schätzte, was wir die Rechte der Bewegung nennen möchten. Der gegenwärtige Zustand aber wird so lange dauern, als man die Einseitigkeit eines Systems der Ruhe nicht anerkennt, als man sich aus ungegründeter Furcht vor Revolutionen nicht zur Versöhnung und zum Bunde mit dem System der Bewegung entschließen kann.

Dies System also ist es, welches Hr. Dr. L. den Regierungen wie ein universelles Heilmittel gegen die gegenwärtige Noth empfiehlt. Er bleibt aber, wie wir sehen, nicht blos bei dieser allgemeinen und nur theoretischen Beziehung stehen; er stellt uns das praktische Beispiel eines Staatenlenkers auf, welcher nach dem für Handel und Gewerbe so fruchtbaren und möglichen System der Bewegung regierte, und dieser ist — Napoleon.

Ohne Zweifel war Napoleons System ein System der Bewegung, und während seiner Herrschaft war der Handel bei weitem lebhafter und schwungreicher als gegenwärtig. Aber von welcher Art war diese Bewegung? von welcher Art dieser Handel?

Die Bewegung war die eines unaufhörlichen Eroberungskrieges, welcher die europäischen Verhältnisse in ihren Grundfesten erschütterte, fremde einander unbekannte Völker gegeneinander hetzte, und von Jahr zu Jahr dem übrigen Europa, zu Gunsten Frankreichs und des großen Föderativsystems, immer mehr Länder und Provinzen entriß.

Diese Bewegung, wird man sagen, kann unmöglich die seyn, welche Hr. Dr. L. hier im Sinne hatte. Und ohne Zweifel kann sie im Ernste nicht zur Nachahmung empfohlen werden. Dennoch stand eben diese unter Napoleon mit der Regsamkeit des Handels und der Industrie in der genauesten, ja in unzertrennlicher Verbindung. Die größere Bewegung nämlich, welche diesem mitgetheilt war, war keine andere als die, in welche sie durch große, umfassende Kriege immer versetzt werden. Die Anschaffung der Kriegsbedürfnisse setzt viele Hände in Bewegung, die Handwerke und Fabriken, welche sie produciren, kommen empor; am besten befinden sich dabei Lieferanten und Juden, welche in kurzer Zeit große Reichthümer erwerben. Denn der Krieg muß nothwendig, was er auf der einen Seite zerstörend, verwüstend, erpressend raubt, auf der andern Seite zu seiner eignen Erhaltung wieder hergeben. Daß er durch einen solchen raschen Wechsel von Nehmen und Geben, durch Aufrütteln und Erregen sonst schlummernder Kräfte oft sehr wohlthätig wirkt, ist längst anerkannt. Ihm, „dem Beweger des Menschengeschlechts", ist schon mehr als eine Lobrede gehalten.

Für Handel und Gewerbe aber ist die große Spannung, in die der Krieg sie versetzt, eine vorübergehende, und die folgende Erschlaffung allemal um so größer. Als Eroberungsgenie erster Größe, blendenden Glanz um sich verbreiten; in dem fortgeschleppten Raube anderer Völker Mittel finden, außerordentliche Bedürfnisse zu befriedigen — das heißt noch nicht nach gänzlich ausgetobtem Kriegs- und Zerstörungssturm in Ruhe und Frieden seinen Völkern einen dauernden Wohlstand sichern. Ob Napoleon dies vermocht hätte, ob er es ohne den für immer entschiedenen moralischen Untergang anderer europäischen Nationen vermocht hätte — bleibt mindestens problematisch. Die Jahre nach 1763 in Friedrichs Laufbahn fehlen in der seinen gänzlich.

Was aber Napoleon sonst gethan, steht mit seinem kriegerischen Wirken in untrennbarem Zusammenhange. Kein einziges den Handel betreffendes Verhältniß wäre so gewesen, wie es erscheint, wenn es nicht durch die Alles erschütternden Kriege gerade so gestaltet worden wäre. So sehr hat Napoleon in seinem großen System der Bewegung die wahren Handelsinteressen seiner Unterthanen der Lust, dem Feinde für den Augenblick zu schaden, nachgesetzt, daß fast alle seine Maßregeln Englands merkantilische Größe mehr hoben, als ihr nachtheilig wurden. Napoleon hat für die Anlegung von Wegen, Brücken, Canälen viel gethan. Hätte es aber auch ohne die Summe geschehen können, welche durch die Kriegscontributionen in seinen Schatz flossen? Alles, was man sonst sein System der Bewegung nennen kann, hätte sich im Frieden ganz anders entwickeln und gestalten müssen.

Stand aber die Handelsbewegung unter dem weiland französischen Kaiser im genauesten Zusammenhange mit dem nie ruhenden Toben des Krieges, so kann der bessere Zustand des gegenwärtigen Frankreichs von diesem System nicht herrühren. Auch stehen die von dem Vf. selbst dafür beigebrachten Gründe in keiner Verbindung damit. Diese beziehen sich auf constitutionelle und liberale Grundsätze, mit denen ja Napoleon nur in so fern zu schaffen hatte, als er ein Kind der Revolution war, und sich — wenigstens auf eine Zeit — ihrer Formen bedienen mußte.

Indeß zweifeln wir auch daran sehr, daß die Ursache der geringeren Stockung des Handels in Frankreich in der nach liberalen und constitutionellen Grundsätzen geführten Verwaltung zu suchen ist. Nähme die Stockung in dem Verhältnisse ab, als solche Grundsätze herrschend sind; welcher Staat müßte da seinen Handel in größerem Flor sehen, alsdie Vereinigten Staaten von Nordamerica? und doch hat der Verf. selbst aus der Darstellung, die ihm zu seinen Bemerkungen Anlaß gegeben, die Thatsache aufgenommen „daß der Handel, die Zölle, die Gesammteinahme der Americaner seit dem Frieden in verschiedenen Epochen um mehr als die Hälfte vermindert worden sey."

Diese Thatsache aber, welcher Hr. Dr. L. nicht widersprochen, ist sie nicht allein hinreichend, die Theorie von dem Verhältnisse, in welchem die Blüthe des Handels zu der liberalen Verfassung und Verwaltung stehen soll — umzustoßen?

Wir wollen keineswegs behaupten, daß die Regierungen in ihren Handelsverordnungen nicht neuerdings Misgriffe gethan haben, keineswegs läugnen, daß nicht in manchen Fällen durch ganz verschiedene Grundsätze, durch eine einfachere und natürliche Handelsgesetzgebung, durch die vorsichtigere Abwägung aller Folgen neuer Verbote und Tarife, daß nicht durch alles dieses manches Uebel gehoben, manche Stockung gehemmt, mancher neue Ausweg eröffnet und überhaupt größere Belebung des Handels und der Industrie gewonnen werden könnte. Daß aber irgend ein System, mit noch so vieler Einsicht und Liberalität entworfen, mit noch so vielem guten Willen durchgeführt, der gegenwärtig vorherrschenden Handelsnoth ein Ende zu machen im Stande sey — das ist es, was wir durchaus läugnen müssen.

Ein Menschenalter hindurch hat Europa, haben alle Theile der Erde Erschütterungen und Veränderungen erfahren, wie sie an Verbreitung und tiefgreifender Wirkung in der gesammten Weltgeschichte ohne Beispiel sind. Das ganze System der Aneinanderkettung der Staaten, und also auch der Handelsverhältnisse, ist aus den Fugen gekommen. Der Sturm, der alles ergriff und durcheinander warf, schwieg endlich; aber damit stellte sich die alte Ordnung noch nicht wieder her, baute sich das alte Gebäude nicht wieder auf. Wir wollen nur eine Gattung dieser Umkehrungen berühren. Es gibt Länder in Europa, deren Bevölkerung, deren Bedürfnisse in keinem Verhältniß zu der natürlichen Production ihrer Bodenfläche stehen; sie brauchen daher weniger policirte Staaten, die in Handelsabhängigkeit von ihnen sind, und ihnen Gelegenheit zu einem reichen Gewinn darbieten, indem das rohe Product gegen das veredelte mit sehr großem Vortheil von ihnen einzutauschen ist. Aber durch die lang andauernde Unzugänglichkeit so vieler Wege, die sonst nie versperrt waren, hat das Bedürfniß den Gewerbsfleiß in Ländern erweckt, denen er ehedem völlig fremd war. Die Wege haben sich allerdings wieder eröffnet, aber das alte Uebergewicht will sich darum nicht wieder einstellen, ja es nimmt offenbar in demselben Verhältnisse ab, als die Industrie sich in den ehemals abhängigen Ländern ausbreitet, und dies geschieht von Tage zu Tage mehr. Damit aber muß in den Ländern, welche vordem in größerem oder geringerem Grade den Meister spielten, die Beschränkung des Handels und die Stockung der Gewerbe nothwendig wachsen, denn durch den Mangel an Gewerbsfleiß bei den roheren Völkern, welche gezwungen waren für die Verarbeitung des rohen Stoffs hohe Preise zu zahlen, war die Blüthe derselben bedingt. Andere Fälle z. B. der, daß eine ebenfalls durch die Handelssperre herbeigeführte in mancher Concurrenz Gattung des Gewerbfleißes den Wohlstand von Gegenden, denen diese Industrie sonst allein gehörte, vernichtet hat, sind damit nahe verwandt. Steht es nun wohl auf irgend eine Weise in der Macht der Gesetzgebung und Verwaltung, eine solche Lage der Dinge, wenn sie sich einmal verändert hat, wiederherbei zu zaubern? Nur aus dem Inneren des Handels und der Gewerbe selbst kann sich ein naturgemäßes Verhältniß wieder herstellen, und nur durch die alles heilende und ordnende Hand der Zeit, keineswegs aber durch irgend ein von den Regierungen zu befolgendes System, es sey nun das der Ruhe oder das der Bewegung.

91.

Ueber die neueste Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnsitzen.

(Fortsetzung aus No. 207.)

Indeß that doch (nach Hr. Loch) die Markise unter allen andern schottischen Vertreibern ihrer Landsleute noch am mehrsten für die Armen. Indem sie ihnen 794,000 (schottische) Acker Land, welche jene bisher als Feld, Wald- und Weideplätze inne gehabt hatten, nahm, gab sie ihnen dafür ohngefähr 6000 Acker völlig wüsten Boden (also auf jede Familie zwei Acker) umsonst? o nein! das wäre die Großmuth zu weit getrieben, sondern auf sieben Jahre für einen Pacht von 2½ Schilling für den Acker. — — —

In der That, der Handel ist nicht übel. Bis jetzt brachten jene 6000 Acker als wüste Steppe nicht einen Schilling ein, nun aber doch 15000 Schilling oder ungefähr 750 Pfund Sterling, und nach sieben Jahren, wenn die armen Hochländer die Wüste so gut wie möglich urbar gemacht haben, eine gleiche Summe, falls nämlich der neuen Colonisten Benehmen so war, daß Lady Stafford glaubt, damit zufrieden seyn zu können. Im entgegengesetzten Fall, hat sie sich aber das Recht reservirt, andere Pächter, an denen es dann nicht leicht fehlen wird, da alsdann der Boden doch wenigstens aus dem gröbsten tragbar gemacht ist — in die durch den Schweiß der Vertriebenen wohnlich gemachte Oede zu setzen. — Wer bewundert hier nicht die klnge Großmuth der berechnenden Markise? und wem fällt nicht ein, wenn dies schon Liberalität des Benehmens genannt wird, einen Schluß hiervon auf das Verfahren der andern schottischen Häuptlinge gegen die armen Gälen zu machen, die nicht so liberal gewesen seyn sollen wie Lady Stafford? — —

Hören wir indeß, was die Erbin von Southerland mit den den alten Bewohnern abgenommenen 794,000 Acker machte.

Nachdem diese weite Strecke Land von den Kindern der Väter gesäubert war, die einst für ihre Thans diesen Boden mit ihrem Blut von dem Joche der eindringenden Dänen und Normannen frei hielten, theilte ihn die Markise in 29 wegen der Localität an Größe verschiedene, Pachthöfe, auf welchen nun 29, sage Neun und Zwanzig, Familien (statt sonst 3000) wohnen, mit diesen Neun und Zwanzig aber, zur Schadloshaltung gegen die mangelnde Bevölkerung, 131,000 Schafe, die allerdings für die Erbin von Southerland mehr Interesse haben müssen, als die 15000 stammverwandten Gälen, inmaßen jene geschoren und geschlachtet, diese aber keines von beiden, das Erstere wenigstens nicht in der Art, wie die Schafe, werden können.

Zwölf von jenen 29 neuen Pächter-Familien sind insofern Ausländer, als sie von der Markise aus Süd-Schottland herbeigezogen wurden, die übrigen 17 aber, Adlige aus Southerland, oder alte Tacksmen. So findet man also dermalen in jenen Gebirgen und Thälern der alten Grafschaft Southerland, wo einst ein tapferes und edles Volk in uralter Freiheit und angestammter Treue glücklich und zufrieden in seiner Armuth und Sitteneinfalt lebte, wo einst die Gesänge kriegerischer Helden und begeisterter Barden hallten, wo so oft der brave Hochländer sein Blut für den Rhoir-Fhear-Chattaith verspritzte, dessen späte Enkelin nicht minder treuen und tapfern Kinder jener alten Braven mit Feuer und Eisen von den Gräbern der Väter vertreiben ließ: hundert und einige dreißig Tausend Schaafe weiden, und sieht statt sonst in jedem Thal ein Dorf voll, mit ihrer Lage zufriedener Menschen, nichts als Hürden, hört, statt sonst die Stimme der Menschen, nur das Geblök besser rentirender Heerden, welches gewiß lauter tönt als die Seufzer von 15,000 Vertriebenen. — Dafür kann aber auch nun die staatskluge Besitzerin von Southerland in ihrem Schlosse zu Trentham mit der Pracht und dem Luxus unserer Könige wetteifern, und den Fabriken Englands etwas Erkleckliches zu verdienen geben. — Was sind gegen solche Gründe die albernen Gefühle des Mitleids für 15,000 ins Elend gestoßene Menschen! — —

Herr James Loch (den man zu der gewandten Vertheidigung so schöner Maßregeln Glück wünschen muß) begnügt sich aber nicht allein, der Welt zu zeigen, daß seine Clientin durch die vorgenommene Veränderung ihr ohnedem ungeheures Vermögen noch viel größer gemacht, sondern daß auch (und dies wird dem Leser gewiß das Angenehmste seyn) der Reichthum des ganzen Landes dadurch ungemein gewonnen hat. Hören wir ihn selbst hierüber; es kann vielleicht die Darlegung beförderten Landesreichthums der fühlenden Brust einigen Trost für den Schmerz gewähren, sehen zu müssen, wie das stille und bescheidene Glück, die Lieblingsneigungen und angeerbten Gewohnheiten eines ganzen, durch Bravheit und Alterthum ehrwürdigen Volkes, dem großen Götzen, Staatswohl genannt, zum Opfer gebracht werden.

Es soll nämlich jetzt schon, wie Hr. Loch berichtet, nicht allein mehr Geld (der Nervus rerum nach welchem man jetzt überall, besonders in England, Alles berechnet), sondern auch mehr Industrie, mehr Luxus in den, zu immer weiteren Fortschritten hinstrebenden Thälern und Bergen Southerlands seyn, als je da gefunden wurden. Gebahnte Wege von 30, 40, 50 bis 100 (englischen) Meilen, Brücken von Eisen und Stein, deren kühne Bauart, über schroffe Abgründe weg, den Blick des Reisenden in Erstaunen setzen, verbinden die entlegensten Theile des Landes (sehr gut: aber wer wandelt denn auf diesen Brücken und Wegen? Glückliche und frohe Menschen? o nein! Ertrag bringende Heerden, Zöllner und Beamte, die da kommen, den Profit des Landes nach der stolzen Hauptstadt zu schleppen.) Häfen zum bequemeren Export der Producte sind eröffnet, Dämme und Gräben zur Verhinderung von Ueberschwemmungen errichtet, Gasthöfe und Posthäuser angelegt worden und — so setzt Hr. James Loch, der dieses alles höchst beredt aufgeführt, hinzu — allein schon in den letzten Jahren jährlich an 415,000 Pfund feine Wolle gewonnen worden, die eine hübsche Summe abwarfen.

Der Leser wird mit uns gestehen, daß dies alles an sich sehr schön und lobenswerth ist, aber was machen denn, fragen wir immer noch billig — jene 15,000 Vertriebenen, die von all diesen herrlichen Dingen auch nicht Einen Schilling Nutzen haben? die weder auf den schönen neuen Wegen und Brücken gehen, noch sich in den reinlichen und netten neuen Wirthshäusern etwas zu gute thun können, blos darum, weil man sie aus dem anmuthigen Bezirke trieb?

Hr. James Loch hat indeß auch hierfür eine Beruhigung bei der Hand. Nach ihm ist erstens das Loos der Exilirten gar nicht so schlimm, wie vielleicht gutmüthige Menschenfreundlichkeit sich das denken mag, denn obschon (wir bitten unsere Leser diese Stelle zu bemerken) Einige jener Halsstarrigen so furchtbar hartnäckig sich bewiesen, daß sie im frechen Stolz des empörten Gefühls es verschmähten, von der Räuberin ihres nationalen Glücks eine Wohlthat anzunehmen (jene früher erwähnten zwei Acker wüstes Land am felsigen Meeresufer nämlich, welche die großmüthige Lady Stafford jeder Familie für den geliebten Heimathsitz bot) und lieber vorzogen, fern vom Vaterlande, jenseits des atlantischen Oceans, neue Wohnsitze sich zu suchen, so haben doch die Andern mehrentheils einen schmiegsamern Charakter gezeigt und die Gnade, welche die gütige Lady Stafford ihnen bot, nicht abgewiesen, welches ihnen denn auch, nach Hrn. Loch's Bericht, so gedeihlich gewesen seyn soll, daß sie sich jetzt ganz trefflich befinden. — Klingt das nicht abermals recht tröstlich? Doch, untersuchen wir die Sache erst noch

ein wenig genauer, ehe wir uns mit Hr. Loch so ganz über das Geschick der wackeren Hochländer, sowohl der Halsstarrigen, als der Schmiegsamen, beruhigen. Was nämlich die Ersteren anlangt, die so eigensinnig waren (wir würden es lieber hochherzig nennen) die Wohlthaten der Lady von sich zu weisen, so waren es nicht Einige, wie Hr. Loch sagt, sondern sehr Viele, nämlich der ganze, die Berge von Kildonan und die Thäler von Naver und Holmsdale einst bewohnende Stamm Mac-Hamisch, oder der Clan Glunn, und dann noch 32 Familien aus Strathbora, die sich nach America wandten, von wo aus man über ihr Geschick noch nichts vernommen hat, und also dahin gestellt seyn lassen muß, ob es dort eben so glänzend wie das vieler andern armen europäischen Auswanderer, oder besser oder schlechter ist; und in Betreff derjenigen, welche blieben, und die freigebige Milde von Lady Stafford benutzten, wird es hinreichen, wenn wir sagen, daß die ihnen pro Familie gegen früher erwähnten Pachtschilling auf 7 Jahre vorläufig gegebenen zwei Acker Land, am nördlichsten Felsenstrande des Hochlandes, in einer Breite von einer halben Stunde sich hinziehen und folglich, von den Stürmen des Meeres stets getroffen, wenig Hoffnung gewähren, daß sie nun auf einmal so geschickt, ja noch geschickter wie der übrige Boden Southerlands, zum Anbau verschiedener Getreidearten seyn sollen, wie Hr. Loch uns im Geiste voraus sieht, der überhaupt, wo es gilt, nicht ohne dichterische Phantasie sich beweist und manches, was ganz herrlich seyn würde, wenn es wäre, schon jetzt, wo es noch gar nicht existirt, im voraus als völlig daseyend preißt. Wir geben ein Paar Beispiele dieser poetischen Art zu sehen. Nach ihm haben nämlich die neuen kleinen Pächter auf jenem schmalen Küstenrande, d. h. die vertriebenen und dort wieder angesiedelten Hochländer, nicht allein schöne, reinliche, neue Häuser durch die großmüthige Markise Stafford erhalten, sondern die ihnen zum größtentheil ihres Unterhaltes angewiesenen, naturlich auch erst neuangelegten, Gartenplätze sind jetzt schon so ergiebig, daß ihre Besitzer bedeutenden Gewinn daraus ziehen sollen. (Das ist wirklich in so kurzer Zeit erstaunenswürdig, doppelt, da so nahe an stürmischen Küsten und unter so hoher Breite in der Regel, wie jeder weiß, Baum- und Gartenfrüchte nicht sonderlich zu gedeihen pflegen. Indeß, was bekümmert ein poetisches Gemüthe die Regel? Hr. Loch versichert es, und da wird die Welt es schon glauben müssen.) Ferner: hat die, „einen eignen Hang zu abenteuerlichen Unternehmungen in sich tragende Jugend" der Hochländer bereits, obschon dieses Volkes Sinn und Art sonst mehr auf die Geschäfte der Jagd und Viehzucht gestellt war, bedeutende Fortschritte in den Beschäftigungen der Schifffarth und Fischerei gemacht, und wird auch hierin — wie abermals Hr. Loch versichert — von Lady Stafford aufs liberalste unterstützt. Große Magazine zum Trocknen und Zubereiten der Heringe und Stockfische sind angelegt worden, schottische und englische Handelshäuser schicken schon ihre Factore zum Aufkauf der gefangenen Reichthümer an jene noch vor kurzen unwirthbare Küste, und dies alles ist — abermals nach Hrn. Loch — in dem kleinen Zeitraum von 1814 bis 1819 durch die Umsicht und die Thätigkeit der Markise Stafford geschehen. — Was wird nicht jetzt erst, da wir 1822 schreiben, seyn!! — Vielleicht ist da schon etwas, wir wollen es hoffen, von dem wirklich ins Leben getreten, was Hr. Loch im Jahre 1820, wo er sein Buch schrieb, als schon im vollen Flore stehend schildert. Es könnte dies wenigstens den Menschenfreund ein bischen mit den etwas türkischen Mitteln aussöhnen, welche zur schnellen Erreichung so vieles Guten angewendet wurden. Dann, verfehlen wir es nicht, viel Aehnlichkeit findet allerdings zwischen diesem von Lady Stafford eingeschlagenen Weg, das Land zu einer höheren Cultur zu bringen, und dem welchen der bekannte Pascha von Cairo zu gleichem Zwecke geht, statt, und die Früchte dieses Beginnens müssen sehr ausgezeichnet seyn, wenn das Gefühl fur Menschlichkeit der Erbin von Sonchérland je die Angst, den Schmerz und die Thränen verzeihen soll, die sie einem ihr treuergebenen, stammverwandten Völkchen erpreßte, dessen Schicksal die Vorschrift in ihrer unbegreiflichen Weisheit gerade in ihre Hand legte. Angenommen selbst aber, daß alles wirklich so ist, oder vielmehr wird, wie Hr. Loch es berichtet, und Milady Stafford wirklich nur ihrer Untergebenen Wohl und nicht hauptsächlich des eignen bezweckte, so erhellt doch aus ihrer Verfahrungsart sowohl, wie aus der vom Pascha von Cairo eingeschlagenen, weiter nichts, als die Bestätigung des längst bekannten Satzes: daß wenn ein Despot glücklicherweise einmal auf den Gedanken fällt, ein Volk zu civilisiren, er nur darum schneller und vollständiger wie ein anderer, besserer Machthaber zum Ziele gelangt, weil er eben ein Despot, d. h. ein Mensch ist, der nichts achtet, kein Recht, kein Gefühl, kein Eigenthum, kurz nichts, als den eignen Willen. Welcher vernünftige Mann wird aber, weil vielleicht dann und wann solche im Treibhaus der Willkür zu rascher Entwickelung getriebenen Saaten einige Frucht im fernen Zeitenlaufe bringen, darum diese Maßregeln selbst gut heißen, oder gar behaupten können, so müsse gehandelt werden, um Civilisation zu verbreiten? Wir fragen, wer kann dies? und sehen mit Betrübniß, daß Herr James Loch, und mit ihm ohne Zweifel noch Manche, dies konnten. Was werden aber diese Herren sagen, und wer steht ihnen dann jetzt schon für den gewissen, dauernden Erfolg der eingeschlagenen Maßregeln, wenn nun diese Maßregeln am Ende doch nicht bezwecken, was sie bezwecken sollten? wenn es sich am Ende zeigte, daß man das Wohl und Glück vieler Tausende nur einer speculativen Idee zum Opfer brachte? Seltsam, man schreit jetzt in unsern Tagen gewaltig, wenn Ein oder der Andere Ideen zur Verbesserung des etwas in Agonie versinkenden Staatslebens in Anregung bringt, daß ja nicht an dem altehrwürdigen gothischen Gebäude, errichtet auf historischem Grunde, gerüttelt werde, in welchem Manche sich so wohl befinden, und wenn einige Häuptlinge mit einem Federstriche gleichsam das gewiß nicht minder altehrwürdige, und auf historischem Grunde ruhende Gebäude der ganzen nationalen Existenz eines ganzen Volks umstürzen, da spricht man nur von lobenswerthen, zeitgemäßen Veränderungen *). Bei Gott, die Sache ist eben so seltsam, als unerfreulich.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ohne Zweifel hat der Ref. hier vollkommen recht, und die schreiende Gewaltthat macht diese Betrachtung recht einleuchtend. Ist das gewaltsame Einstürzen und Umreißen verderblich, so muß es verdammt werden, es komme von welcher Seite es wolle. Nur darf man nicht vergessen, daß die Gegenpartei den Satz umkehren und parodirend also sprechen kann: „Man schreit in unsern Tagen so gewaltig, wenn von den Regierungen etwas ausgeht, welches bestehende Verhältnisse und Einrichtungen umwirft, oft gewiß mit Recht; wenn aber Versammlungen ultrademokratischer Deputirten, denen es gelungen ist, die königliche Gewalt fast zu annuliren, ohne Rücksicht auf Eigenthümlichkeiten, alte ehrwürdige, durch Jahrtausende geheiligte Institutionen mit einem Federstriche vertilgten, weil sie wähnten, das was nur in Menschenaltern reifen kann, durch ein Decret herbeizuzaubern, und so das Gute mit dem Schlimmen vertilgten: da spricht man nur von lobenswerthen, zeitgemäßen Veränderungen." — Hat diese Ansicht dann nicht auch recht?

A. d. Red.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 209.

11. September 1822.

Denkschrift der funfzigjährigen Dienst-Jubelfeier Sr. Exz. des Herrn Friedrich Carl Adolph von Trützschler, Herzogl. Sachsen-Gotha und Altenburgischen Geheimen-Raths-Präsidenten und ersten Ministers u. s. f. am drei und zwanzigsten October 1821. Altenburg in der Hofbuchdruckerei. 8. X u. 204 S. nebst einem Titelkupfer.

Ungleich ist der Erfolg, welcher dem Jünglinge, der am Scheideweg zwischen dem Kriegerberuf und der Bestimmung für das Geschäftsleben stand, und für das letzte der ernsten Athene die Hand bot, früher oder später im Mannes- oder Greisesalter gewöhnlich zu Theil wird. Oft zwar behindert Mittelmäßigkeit in der Leistung und Gewöhnlichkeit der Zeitumstände jeden glänzenden Erfolg; nicht selten schwindet auch das Verdienstlichere unter der Mehrzahl der im gleichen Kreise sich nach dem vorgesteckten Ziel Bewegenden; aber dennoch ist unverkennbar dann, wenn Auszeichnung in den Leistungen wie von selbst eine gerechte Anerkennung herbeiführt, das Loos des Kriegers im äußern Erfolge das vorzüglichere. Bis dahin, wo es menschenfreundlichen Bestrebungen gelingt, durch einen wo nicht ewigen doch langen Friedenszustand das Schwert in das Schaar umzuwandeln, wird dem nach kriegerischem Verdienste strebenden Jünglinge und Manne es weit leichter gelingen, den Blick der Zeitgenossen auf sich zu lenken und den Dank der Nachwelt zu erwerben, als dies dem Geschäftsmann zu Theil wird, der, auf eine einfachere, engere Laufbahn beschränkt, unter der Last von Geschäften, unter dem täglich sich erneuernden Andrang von oft mühseligen Arbeiten gelingen mag.

Wenn daher das Verdienst des einzelnen Kriegers, der, von augenblicklicher Begeisterung ergriffen, eine Heldenthat vollbracht, des Feldherrn, der, oft durch sehr zufällige Ereignisse begünstigt, eine Schlacht gewann, in den Geschichtsbüchern Verewigung findet, so mag es als nicht minder erfreulich gelten, daß auch die anspruchlose Aufopferung des Geschäftmannes, die ruhige Ausdauer einer funfzigjährigen Anstrengung, durch Anerkenntnisse der Mitwelt geehrt wird und der Nachwelt als ein Wegweiser zur Pflichterfüllung in einer eignen Druckschrift aufbehalten bleibt.

Nach diesen Andeutungen ist die angezeigte Schrift vollkommen geeignet, die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch zu nehmen, die nach richtiger Beobachtung oder eigner Erfahrung die Mühseligkeiten der Geschäftsbahn, die von ihr untrennbaren Beschwerden, die mannichfachen Körperleiden, nicht selten durch sie veranlaßt, mit den ihr spärlich ausgesetzten Vergütungen in Vergleichung zu setzen wissen. In diesen können wir aufmerksame und theilnehmende Leser voraussetzen, wie wir sie dieser Schrift wünschen, welche einfach und vollständig die Festlichkeit beschreibt, die bei der am 23sten October 1821, zu Altenburg veranstalteten amtlichen Jubelfeier des in der wissenschaftlichen und Geschäftswelt gleichverdienten Herzogl. Sachsen-Gotha- und Altenburgischen Geheimen-Raths-Präsidenten und ersten Ministers von Trützschler's Statt fanden.

Eine Skizze des wissenschaftlichen und Geschäftslebens des vorbenannten Jubelgreises eröffnet das Ganze als willkommene Einleitung. Dieser folgt die Beschreibung der Feierlichkeiten selbst; sie zeichnen sich vorzüglich in zwiefacher Rücksicht aus: durch die allgemeine, in den verschiedenen Ständen sich aussprechende, nach dem Verhältniß jedes Standes bekundete Theilnahme, und dann durch die schöne Ordnung, mit welcher das Ganze eingeleitet und in der gewünschten Weise, unter Begünstigung aller Umstände, ausgeführt ward. Auf den Inhalt dieser anziehenden Schrift auch in dem zu einem umständlichen Auszuge ohnehin nicht geeigneten Einzelnen hinweisend, möge hier nur der Ausdruck lebhafter Mitfreude an einem so seltnen Ereignisse bezeichnet werden, welche sich in dem Glückwünschungsschreiben des damals regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg, dessen Gemahlin, auch der verwittweten Herzogin Mutter aussprechen. Denkwürdig ist besonders die Stelle in dem Briefe des nun verewigten Herzogs, in der er dem Jubelgreis das ihm von Sr. Königl. Majestät von Sachsen ertheilte Großkreuz des Ordens für Verdienst und Treue übersendet:

> Nehmen Sie das Zeichen königlicher Huld und Gerechtigkeit so auf, wie ich es einst aufnahm; freilich bedürfen Sie keiner Ehrenzeichen.

Auch Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Weimar ließen dem Jubelgreise die Decoration vom Orden des weißen Falken mit einem sehr huldvollen Schreiben übergeben. Zu der wohlgeordneten Feier des Tages selbst vereinigten sich folgende Behörden und Körperschaften, die hier nach der Reihfolge, wie sie dem verehrten Minister sich, großentheils durch Abgeordnete, vorstellten, angeführt werden: Die Aerzte des altenburger Landes, unter Anschluß der Chirurgen und Apo-

theker, die Bürgerschaft der Stadt Altenburg, die Geistlichkeit des gesammten Herzogthums, die Bauerschaft des Amtes Altenburg, die Lehrer des altenburgischen Friedrichs-Gymnasiums, der Kunst- und Handwerksverein zu Altenburg, die Kanzleien des Consistoriums und der Kammer, die Advocaten des Herzogthums, die Hofbuchdruckerei zu Altenburg, der Gerichtsbezirk von Meuselwitz, Schnauderheinchen und Mumsdorf, an welchen das dem Gefeierten gehörige Gut Pederschau grenzt, die Freimaurerloge Archimedes zu den drei Reisbretern. Von Auswärtigen brachten die fürstl. reußische Regierung zu Greiz in Gera durch Abgeordnete und ein Schreiben, die herzogliche Gesammtuniversität und das Ober-Appellationsgericht zu Jena, letztere mit Ueberreichung des Diploms der juristischen Doctorwürde, ihre Glückwünsche dar. Die Bauerschaft der Aemter Roda, Eisenberg und Cahla sandte eine Glückwünschungsdeputation; auch ein alter treuer Unterthan des Jubelgreises, der Hochzeitbitter zu Pederschau, sang im treuherzigen Tone. Geschenke, die in der sinnigen Auswahl sich besonders auszeichneten, begleiteten die auch in einigen wohlgerathenen deutschen oder lateinisch verfaßten und letzten Falls in treffenden Uebersetzungen gelieferten Gedichten ausgesprochenen Wünsche; die erwähnte Loge zu Altenburg überreichte die Urkunde über die Stiftung eines Stipendium von ihr unter dem Namen das Trützschlersche Stipendium, begründet und nach den ertheilten Vorschriften von der Collatur des Jubelgreises und seiner Descendenz abhängig. Der Handelsstand der Stadt Altenburg ließ eine Medaille prägen, deren Kupferstich, indem er zugleich ein wohlgetroffenes Bildniß des Jubelgreises allen seinen Freunden und Verehrern liefert, der Schrift zur Zierde gereicht.

124.

Beredtsamkeit americanischer Wilden.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

Als mir vor einigen Tagen ein Band der Schriften des Lord Erskine in die Hand fiel, ward ich von einer Rede in demselben besonders ergriffen, durch welche ein americanischer Häuptling seinen Haß gegen die in sein Vaterland eingedrungenen Fremden zu rechtfertigen sucht und seinen Entschluß, es zu vertheidigen, zu erkennen gibt. Ob Lord Erskine diese Rede erfunden hat, oder ob sie in Wahrheit von einem Wilden gehalten, kann ich nicht bestimmen; mag dem aber seyn, wie ihm wolle — es ist eine herzerschütternde Kraft darin, die nicht leicht jemand unbewegt lassen wird; es ist ein kurzer und glänzender Beweis der natürlichen Beredtsamkeit, die ihre Quelle im Herzen hat, und in dem Herzen ihre Wirkung sucht. Nie wäre wenigstens bei der Studirlampe etwas hervorgebracht, was mehr das Gepräge der Natur an sich trüge. Der Redner nimmt alle Gefühle in Anspruch: seine einfache, klagende Trauer ist eingreifend; sein wilder, entschiedner, gereizter Muth unwiderstehlich. Es liegt für uns etwas ungemein Anziehendes in diesem Zurückziehen (wenn wir es so nennen dürfen) der americanischen Indianer in ihre Wälder und Wildnisse. Ihre Vertheidigungen, ihre Verträge, ihre Reden, ihre Berathschlagungen, die tausend Entwürfe und Listen, durch welche sie das Eindringen der „weißen Männer" zu hemmen suchen — alles ist höchst merkwürdig. Wenn sie einerseits die reife Klugheit, die erfindrische Arglist zeigen, welche die Habsucht den gebildetern Nationen eingibt, so rührt uns auf der andern Seite wieder die natürliche Unruhe eines eingebornen und zufriednen Volkes, zu ehrlich zum Unterhandeln, zu schwach Widerstand zu leisten, und doch lebhaft von dem Gefühl durchdrungen, daß es ohne Kampf sich das geliebte, von den Vätern ererbte Land nicht dürfe rauben lassen. Das Bruchstück des Lord Erskine veranlaßt uns, nach Mehreren zu suchen. Glücklicherweise setzte uns die Güte eines americanischen Freundes in den Stand, dem Publicum einige indianische Anekdoten und einige Proben ihrer Beredtsamkeit vorlegen zu können, die wohl verdienen, unsern Landsleuten bekannt zu werden. Die folgende Rede ward in dem Rath zu Portage von dem Häuptling eines indianischen Stammes an den ersten Bevollmächtigten der vereinigten Staaten gerichtet. Zu besserm Verständniß ist nöthig, die Umstände zu erklären, unter denen sie gehalten worden. Der Americaner wünschte eine Versammlung verschiedner verdächtiger Stämme, dem Vorgeben nach, nicht um als Kläger oder Unterhändler aufzutreten, sondern als einen Beweis ihrer Treue und Redlichkeit. Die Stämme kamen zusammen, und der Gesandte, der Bedingungen und des Zweckes der Versammlung uneingedenk, ergoß sich ohne Zurückhaltung in Vorwürfen und nannte in den heftigsten und beleidigendsten Ausdrücken alle Verräther, die daran denken könnten, die heilig beschwornen Verträge mit den vereinigten Staaten zu brechen. Der erste Häuptling, der antwortete, verrieth ganz das Bewußtseyn von Schuld. Er zitterte wie ein Espenlaub und schien kaum fähig zu sprechen. Gleich nach ihm begann ein berühmter Häuptling, der schwarze Donner zubenamt, zu reden. Seine Seele war frei von jedem Gedanken von Verrätherei, aber er argwohnte, daß diese Anklage nur ein Vorwand sey, einen neuen Eingriff in sein Recht einzuleiten. Er war sowohl über den ausgesprochnen Verdacht, als über die Feigheit, mit welcher jener sich vertheidigt, erzürnt, und sagte mit fester männlicher Würde zu den Bevollmächtigten:

„Mein Vater, bezwinge deine Gefühle, und höre ruhig an, was ich dir sagen werde. Ich werde offen reden. Ich werde nicht mit Furcht und Zittern reden. Ich fühle keine Furcht, denn ich habe keinen Grund zur Furcht. Ich habe euch nimmer beleidigt, und die Unschuld kennt keine Furcht. Ich wende mich an euch alle, mit rother Haut oder mit weißer — wo ist der Mann, der als ein Ankläger auftreten will? Vater, ich weiß nicht, was daraus werden soll? ich bin eben in Freiheit gesetzt; soll ich von neuem in Ketten geschlagen werden? Zornige Blicke sehe ich ringsum — aber ich bin keiner Veränderung fähig. Dir vielleicht ist unbekannt, was ich dir sage, aber es ist wahr, ich nehme Himmel und Erde zu Zeugen! Ich kann dir es leicht beweisen, daß ich auf alle Weise angegriffen worden bin, daß alles versucht ward, meinen Stolz, mein Gefühl oder meine Furcht und Eigenliebe zu reizen — daß sie mich zwingen wollten, den Tomahawk gegen euch zu erheben. Aber alles umsonst! nie wollte ich in euch meine Feinde sehn. Wenn dies das Betragen eines Feindes ist, so werde ich nimmer euer Freund seyn.

„Ihr wißt, mein Vater, daß ich von meinem Wohnsitz vertrieben ward. Ich kam hierher, ich ließ mich hier nieder, ich rief meine Krieger um mich her. Wir pflogen Rath, wir faßten unsern Entschluß und wichen nimmer davon. Wir rauchten und beschlossen mit den vereinigten Staaten gemeinsame Sache zu machen. Ich sandte euch die Pfeife, sie glich dieser; ich sandte sie euch durch Umwege, daß die Indianer des Mississippi nicht wissen sollten, was wir vorhätten. Ihr empfingt sie. Ich sagte euch, daß eure Freunde meine Freunde

seyn sollten; — daß Eure Feinde meine Feinde seyn sollten; und daß ich nur eures Zeichens harrte, den Krieg zu beginnen. Wenn dies das Betragen eines Feindes ist, so werde ich nimmer euer Freund seyn."

„Warum sag ich euch dies alles? Weil es wahr ist, ach! leider wahr, daß die guten Thaten der Menschen mit ihnen in das Grab gesenkt werden, während man die Bösen nackt auszieht und sie den Blicken der Welt aussetzt. *)

„Mein Vater, als ich hierher kam, kam ich als euer Freund. Mich vertheidigen zu müssen, glaube ich nicht. Ich habe mich nicht zu vertheidigen. Wenn ich schuldig wäre, so hätt ich mich vorbereitet; doch ich habe stets dich bei der Hand gehalten und bin ohne Entschuldigungen gekommen. Wenn ich gegen dich gefochten hätte, würd ich dirs bekannt haben; allein hier in eurem Rathe weiß ich nichts zu sagen, als was ich früher meinem großen Vater, dem Präsidenten eures Volks, sagte. Du hörtest es und entsinnest dich dessen ohnbezweifelt noch. Es war in wenig Worten dies: Mein Land kann ich euch nimmer übergeben. Ich ward betrogen, niedrig betrogen in dem Vertrag. Ich will von meinem Lande nicht eher als von meinem Leben lassen."

„Noch einmal ruf' ich Himmel und Erde zu Zeugen, und ich rauche diese Pfeife, zum Beweis meiner Redlichkeit. Wenn du es auch redlich meinst, sollst du sie von mir empfangen. Mein einziger Wunsch ist, daß wir sie zusammen rauchen mögen, daß ich deine heilige Hand fassen und für mich selbst und meinen Stamm um den Schutz deines Landes bitten darf. Wenn diese Pfeife deine Lippen berührt, so möge es meinem ganzen Stamm zum Segen werden! möge der Rauch aufsteigen gleich einer Wolke und alle Feindschaft mit sich wegführen, die zwischen uns erwacht ist!"

Wenn man bedenkt, daß diese Rede aus dem Stegreife gehalten ward, so muß man ihre Kraft und Einfachheit doppelt bewundern. Wir finden, daß es zuweilen den americanischen christlichen Missionarien gelungen, die berühmtesten Stammesfürsten zu bekehren, so einigermaßen für die wenige friedliche Zudringlichkeit ihrer kriegrischen Brüder Ersatz gebend. Einer der merkwürdigsten unter diesen Bekehrten ist der Krieger von Oneida, Skenaudoh, der vor kurzem in seiner Veste in den Freistaaten, in einem Alter von hundert und zehn Jahren, starb. Er war von dem Missionar Kirkland bekehrt worden, der früh in sein Land kam und ihn aus einem dem Kriege, der Trunkenheit und allen Lastern der Rohheit ergebnen Jüngling in einen Schmuck und eine Ehre der christlichen Religion verwandelte. Die Art seiner Bekehrung von der abscheulichen Sünde, die, wie wir hören, nicht allein unter den wilden, sondern auch unter den civilisirten Americanern zu Hause ist, deutet allein schon auf eine edle und ungewöhnliche Gesinnung. Als der Häuptling seines Stammes, war er im Jahre 1785 bei einem Vertrag, der in Albanien abgeschlossen ward, gegenwärtig; hier überließ er sich während der Nacht einer seiner angewöhnten Ausschweifungen und fand sich den folgenden Morgen beim Erwachen auf der Straße liegend, all seines Schmuckes und selbst der Zeichen seiner Häuptlingschaft beraubt. Von dieser Stunde an, war er nie wieder berauscht. Vielleicht hätte alle moralische Beredtsamkeit nicht solche Wirkung auf ihn machen können, als dies demüthige Bewußtseyn von Entehrung. Skenaudoh war einer der fähigsten Indier, der je in Nordamerica geboren; und wenn die Colonien ihn mit Recht vor der Revolution fürchteten, so hatten sie während derselben Ursach, sich mit ihm zu versöhnen. Sein Grundsatz war, daß in jedem Falle die Rechte der Landeseingebornen vertheidigt werden müßten. Die nämliche Ursache, die ihn zuerst bewog, sich den Anglo-Americanern entgegen zu stellen, trieb ihn an, sich mit ihnen zu vereinigen, als ein noch fremderes Geschlecht in das Land eindringen wollte. Er würde die Ansiedler vertilgt haben, wenn er gekonnt hätte, aber schon hatte ein Zeitraum von mehreren Geschlechtsfolgen etwas von „der rothen Männer" Blut in ihre Adern gemischt, und er zog sie darum den Britten vor, die oft während des Krieges Ursache hatten, diesen Vorzug zu beklagen. Die vereinigten Staaten ehrten ihn durch ein öffentliches Begräbniß, und die Indianer gaben ihm den Namen, „der weißen Männer Freund," denn obwohl „ein Sturmwind im Kriege," war er im Frieden ein „säuselndes Lüftchen" und der wärmsten Freundschaft fähig. Ohngefähr einen Monat vor seinem Tode sagte er, in Bezug auf sein langes Leben und die traurige Einsamkeit des Alters, eben so schön, als rührend:

„Ich bin ein alter Stamm. Die Stürme von hundert Wintern haben durch meine Zweige gerauscht; mein Wipfel ist erstorben. Das Geschlecht, dem ich angehöre, ist dahingeschwunden und hat mich allein gelassen. Warum ich lebe, weiß der gute, große Geist allein. Betet zu meinem Jesus, daß er mir Geduld gebe, zu warten, bis die bestimmte Stunde komme! —"

Diese bestimmte Stunde kam bald, und sein letzter Wunsch war, an der Seite des frommen Missionar begraben zu seyn, der ihn bekehrt hatte. —

Folgendes spricht eine ganz andre Gesinnung aus. Es sind die wilden, entschloßnen, trotzigen Worte, die ein Häuptling des Creekstammes an den General richtete, der ihn gefangen nahm:

„Ich focht gegen euch bei Fort Mimms. Ich focht gegen euch bei Georgia. Ich that euch alles Leid an, das in meiner Macht stand. Hätte nicht der Verrath mich umsponnen, so hätte ich euch mehr gethan. Die Krieger, die mir treu waren, starben alle an meiner Seite — sie starben in der Schlacht! ich weine über ihren Verlust, aber sie sind zum Ruhme gegangen. Ich bin ihr Fürst — ein Gefangner, aber ein Soldat. Thut, was ihr wollt — ich will ihr Gedächtniß nicht beschimpfen!" —

Unsere Leser sehn ein, daß Worte wie diese — nicht bloße Worte sind. Sie bedeuten was sie aussprechen; und wenn die Flamme des Todes lodert, und die Folterwerkzeuge in Thätigkeit gesetzt sind, das Opfer zu quälen, so zeigt sein heitres Lächeln, wie wenig alle körperlichen Martern über eine Seele vermögen, die in der Ausdauer den Weg zu einer Art Heiligsprechung sieht. Ein Seufzer, ein Schwanken würde ihn auf ewig seines Volkes Achtung und des Helden Paradies rauben. So gewährt ihm seine Gefangenschaft den dauerndsten und glänzendsten Thriumph über seine Feinde. Ein sehr schönes Beispiel solches Heldenmuthes gab der virginische Feldherr Opechauchanough. Kühn, verschlagen und einschmeichelnd; ein Meister in Unterhandlungen wie in den Waffen, nöthigte er die ersten Ansiedler von Virginien, in beständigem Kriegszustand zu seyn; und als das Alter ihn schon so hinfällig gemacht, daß er nicht mehr gehn konnte, befehligte er aus einer Sänfte, bei dem furchtbaren Ueberfall der Colonie im Jahre 1641, durch welchen diese fast vernichtet ward; und darauf auch bei dem Rückzug seiner Krieger. Endlich ward er, entkräftet, erschöpft und fast blind, zum Gefangenen gemacht, und nach Jakobstadt gebracht, wo er von einem, weniger civilisirten Wilden, der ihn bewachen sollte, tödtlich verwundet ward. Sein Muth blieb bis zum letzten Augenblick ungebrochen. Wie der Stab des Propheten, war er in Glück und Trübsal, in Krankheit und Tod seine Stütze. Seine letzten Worte bezeugten dies

*) Die Verwandtschaft zwischen dieser Stelle und dem berühmten Verse Shakspeare's ist bemerkenswerth:

The evil, that men do lives after them,
The good is oft interred with their bones.

auf merkwürdige Weise. Als er im Sterben lag, hörte er ein ungewöhnliches Geräusch in seinem Gefängniß, und die Augen ein wenig öffnend, sah er sich von einer Menge von Menschen umgeben, die sämmtlich ihre grausame und unzeitige Neugierde befriedigen wollten. Der ganze Zorn des Sterbenden entbrannte. Ohne daß er die Eindringenden zu bemerken schien, erhob er sich von seiner Matte und verlangte mit Würde und Ansehn, daß man gleich nach dem Gouverneur schicken solle. Als dieser kam, sah der Indianer ihn starr und verächtlich an und sagte: „Wäre es mein Loos gewesen, Sir Wilhelm Berkeley gefangen zu nehmen, wahrhaftig, ich hätte es für unwürdig gehalten, ihn so meinem Volke auszusetzen." Er wollte mehr sprechen; allein der plötzliche Ausbruch von Leidenschaft war zu viel für seinen entkräfteten Körper. Die Natur unterlag, und er fiel zurück, als noch die Röthe des Zorns auf seinem Gesichte glühte.

Bisweilen treffen wir unter diesen Völkerschaften eine politische Weisheit, deren Grundsätze vielleicht gebildetere Nationen ohne Nachtheil sich aneignen könnten. Folgende Rede eines cherokesischen Anführers an seine Landsleute, die Willens waren, sich mit den englischen Truppen gegen die Colonisten zu vereinigen, enthält einige Vorschriften, die nur einer kleinen Veränderung bedürften, um für jedes Volk der Erde lehrreich zu seyn — vorzüglich aber für diejenigen, die innre Streitigkeiten zu dem wahnsinnigen Schritt verleitet haben, fremde Hülfe herbeizurufen.

„Meine Landsleute! Gott schuf uns alle, rothe und weiße Americaner, in einem Lande zu leben. Da er nun gesagt hat, wir sollen mit einander leben, warum gesellen wir uns zu dem Volke, das über die salzigen Gewässer kommt? Wir können ohne sie fertig werden, wir und unsre Kinder. Als der große Geist uns unser Land gab, gab er es uns als einen Wohnsitz für unser Leben, als einen Ruheort für unsre Gebeine, und das sagte er allen, denen er ein Land gab. Das kalte Wasser, das er uns gab, fließt noch, die Wälder, die er wachsen ließ, grunen noch. Einfältig wie ich bin, sagt mir doch mein geringer Verstand, wenn ich all diese Dinge sehe, daß sie Gottes Werke sind. Als das weiße Volk zuerst unter uns kam, verbot der große Geist unsre Mischung — wir untermischten uns, und er erließ uns die Strafe, trennte nicht den Mann von dem Weibe, den Vater von den Kindern, den Bruder von der Schwester, und duldeten das vermischte Blut in unsern Adern. Es muß so bleiben, weil er es so will. Aus der Mischung unsres Bluts, aus der Verschmelzung unsrer Kraft hat Washington, der weißen Männer Bruder, sich einen Namen erworben in der Schlacht — einen Namen, weit über die Namen der weißen Männer. Aber ihr alle wißt, wie langsam er vorwärts schritt, als die vereinten Arme unsrer Väter ihn hemmten; und ihr alle wißt, wie reißend schnell, seit der Branntwein und der Cattun uns getrennt. O denket daran, daß wir Ein Volk sind!" —

Es gibt Länder in Europa, und nicht fern von England, denen in alten und neuen Zeiten der Rath des Cherokesen manches Leid erspart haben würde. — Unsre Missionarien haben bemerkt, daß unter einigen Stämmen die Anlagen zu den Künsten des Friedens ihren kriegrischen Fähigkeiten gleich kommen, und sie haben klug und glücklich die Mitwirkung derselben zu benutzen gewußt. Selbst in der Fortpflanzung des Evangeliums und in der Verbreitung der christlichen Kenntnisse sind sie ihnen sehr behülflich gewesen. Enthusiasmus ist der natürliche Charakter eines wilden Lebens: die Jagd, die Umgebungen, die Freiheit überall zu seyn, wo die Phantasie es augenblicklich will, und das Uebergewicht, das aus geistigen oder körperlichen Vorzügen natürlich entspringt — alles dies setzt den Wilden in einen gespannten Gemüthszustand, in welchem er höchst empfänglich und erregsam ist. Alle die Träume und Erscheinungen, die die Mönche zur Zeit der Kirchenverderbtheit erfanden, die Leichtgläubigen zu betrügen, sind von den indianischen Schwärmern wirklich in Augenblicken der Verzückung erlebt, oder sie haben sich wenigstens, was am Ende auf eins hinausläuft, eingebildet sie zu erleben. Eins der merkwürdigsten Beispiele bietet ein Fürst der Alleganier, der wegen seiner wunderbaren Bekehrung und seines rastlosen Eifers, der indianische Prophet genannt ward. Während der ersten funfzig Jahre seines Lebens zeichnete er sich durch nichts aus, als durch Stupidität und Leidenschaft zum Trunk. In seinem funfzigsten Jahre aber faß er einmal auf einem Baumstamm und zündete seine Pfeife an, als er plötzlich zurückfiel und mehrere Stunden lang in einem bewußtlosen Zustand blieb. Die Seinigen hielten ihn für todt und bereiteten sich, ihn nach ihrer Weise zu bestatten. Alle Verwandte wurden zu der Begräbnißfeier geladen, und man war eben beschäftigt, ihn fortzubringen, als er erwachte. Seine ersten Worte waren: „Beunruhigt euch nicht, ich habe den Himmel gesehn. Rufet das Volk zusammen, daß ich ihm sage, was mir begegnet ist!" —

Das Volk versammelte sich darauf um seinen Führer, und er begann feierlich zu erzählen, wie vier schöne Jünglinge zu ihm gekommen wären und zu ihm gesprochen hätten: „Der große Geist zürnt dir und allen rothen Männern; und wenn du nicht von der Trunkenheit lässest und vom Lügen und Stehlen, und dich nicht zu ihm wendest, wirst Du nie an den herrlichen Ort kommen, den wir jetzt dir zeigen wollen!" — Er erzählte darauf weiter, wie die Jünglinge ihn zu der Himmelsthür geführt, die geöffnet, aber nicht von ihm betreten werden durfte; daß es darin schöner gewesen sey als irgendwo, daß die Bewohner des Himmels einer ungetrübten Glückseligkeit genossen u. s. w. Endlich sey er zurückgeführt und ihm geboten, den andern Indianern mitzutheilen, was er erlebt. Er reiste darauf bei den westlichen Stämmen umher, nur zu den Oneidas ging er nicht. Sie alle gaben seinen Erzählungen unbedingten Glauben und verehrten ihn als einen Propheten. Die Folgen waren höchst merkwürdig. Sein Stamm, bisher schmutzig, träge und dem Trunk ergeben, ward ein reinliches, arbeitsames, mäßiges und glückliches Volk. Der Prophet behauptete, jährlich solche himmlische Erscheinungen zu haben, und nach einer jeden reiste er unter den Stämmen umher. Während einer dieser Reisen starb er. Man nannte ihn den Prophet des Friedens, zum Unterschied von dem Bruder des wilden Fürsten Tekumseh, der der Prophet des Krieges hieß. Viele Indianer betrachten indessen den Eifer der Missionarien als ungehörig und beklagen sich laut darüber.

56.

Miscellen.

In Petersburg hat ein wichtiges in russischer Sprache geschriebenes Werk die Presse verlassen: Reise durch Turcomanien und Chiwa vom Capitain Murawiew. 2 Bände in 4. mit einem Atlas. Der Verfasser war vor zwei Jahren von der Regierung zu den tartarischen Völkern an den östlichen Ufern des caspischen Meeres vorzüglich zu den Turkomanen, Truhmeniern und Chiwensern gesandt worden, um, wenn es möglich wäre, dem russisch-orientalischen Handel einen kürzern Weg durch die von diesen Völkern bewohnten Länder zu eröffnen. Seine Absicht hat er nicht gänzlich verfehlt, aber die beständigen Fehden dieser Stämme untereinander zogen ihm das Unglück zu, zehn Monate lang als Gefangner in der Hauptstadt der Chiwenser schmachten zu müssen. Die Nachrichten von Allem, was er während dieser Zeit sah und erfuhr, machen seine Erzählung ungemein anziehend.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 210.

12. September 1822.

Die Rechte der christlichen Religion über die Verfassung christlicher Staaten. Eine Streitschrift von Dr. Friedrich Pustkuchen, Prediger in Lieme bei Lemgo.

„Eine Streitschrift nennen wir dies Buch, und als solche will ich sie von allen denen angesehen wissen, in deren Hände sie kommt," sagt der Verfasser im Vorwort und fügt hinzu:

„Eine Streitschrift behauptet allerdings, das Recht und die Wahrheit zu verfechten. Sie behauptet dies aber nicht mit der Entschiedenheit, welche gar keinen Widerspruch hören will. Vielmehr räumt sie ein, daß eine entgegengesetzte Schrift gleicher Art, oder eine andere Schrift geschrieben werden könne, in welcher die Wahrheit ihrer Behauptung mit Gründen angegriffen wird."

Dies klingt vortrefflich. Aber betrachten wir es bis zum Titel der Schrift hinauf genauer, den Worten und den Gedanken nach... Und dazu sind wir verpflichtet. Denn mit Aussprüchen, wie die vorstehenden, kündet sich wohl nur ein gegen jeden Angriff gerüsteter Kämpfer, ein Kämpfer, welcher seiner Sache sehr gewiß ist, dem Publicum an. Man betrachte nur die meisten Streitschriften. In der Regel sprechen sie die Ueberzeugung aus, daß ihr Verfasser seiner Sache in einem hohen Grade versichert war.

Hier zeigt sich schon unseres Hrn. Pustkuchen (bekanntlich auch der Verf. der sogenannten Quedlinburger Wanderjahre) erster Misgriff im Bezeichnen des Charakters der Streitschriften. Was er von ihnen behaupten will, gilt eigentlich von Schriften, die eine Ansicht vortragen, deren Prüfung wir dem Leser anheim geben. Beide Arten scheinen verwechselt zu seyn. Gerade Streitschriften sind von der Unwidersprechlichkeit und Wahrhaftigkeit dessen, was sie vortragen, am meisten durchdrungen. Greifen sie dann nicht an? Und wer kann sich zum Angriff berechtigt achten, dem die Ueberzeugung mangelt, er habe unbedingt Recht? — Nun dann langen wir zu den Waffen, wenn wir die Gewißheit hegen, die Gewalt oder der Blödsinn füge der Wahrheit Nachtheil zu. So lange wir noch eine rationelle Besiegung, eine Ueberwindung aus besserer Einsicht und aus besseren Gründen möglich halten, sollen wir nicht kämpfen. Wir dürfen nur deduciren, dürfen nur der Widerlegung entgegen sehen. So geschieht es auch mehrentheils wirklich. Richtig bezeichnet hat also der Autor das Wesen der Streitschriften in jenen Worten keineswegs.

Wie kann man auch wohl ein Büchelchen eine Streitschrift nennen (um hier einer besondern andern bizarren Schrift des Verfs. im Allgemeinen zu gedenken, obgleich derselbe Gegenstand auch in dieser Schrift erwähnt ist), welches in das chimärische Project eines neuen imaginären Geldes, und einer Besteuerung ausläuft, die allen bisherigen Mängeln im Beschatzungswesen abhelfen soll? Eine Streitschrift würde in solchem Fall zum Gegenstande gehabt haben, die Verwerflichkeit aller bisherigen Steuer- und Geldsysteme darzuthun; wenn nämlich deren Verfasser im Besitz der neuen allvollkommenen Methode für beide Gegenstände seyn wollte, wie hier es bei ihm der Fall zu seyn scheint.

Auch die Worte des Titels: Rechte der Religion über die Verfassung verwirren beides, Sprache und Gedanken. Es kann wohl nur von einem unlogischen Misbrauch der Sprache herrühren, wenn im gemeinen Leben der Ausdruck Recht über bei selbstständigen Wesen gebraucht wird. Streng genommen, sollte man das Wort über nur anwenden, wenn von der Macht die Rede ist. So geschieht es auch gewöhnlich. Es gibt allerdings Rechte des einen Wesens an das andere; nicht aber Rechte des einen Wesens über das andere. Daher handelt z. B. die Jurisprudenz nie von dem väterlichen Recht über die Kinder, sondern von der väterlichen Gewalt über die Kinder. Das Wort über wird stets von der äußern Obergewalt, im Gegensatz zu derjenigen Herrschaft oder Nöthigung, welche von einer aus Innen her durchdringenden Kraft entstehet, gebraucht. Alles Recht beruht in einem Gegenseitigkeits-Verhältniß, das in manchen Zuständen, wie z. B. dem der Ehe und andern, sich bis zur innigsten Einigkeit ja Einheit steigern kann. Aber keins unterjocht das andere. Die über ein anderes Wesen stehende, oder sich darüber erhebende Gewalt thut dies jedesmal, wenn auch nicht ganz, doch theilweise. Kann also von einem Recht der Religion über die Verfassung nicht die Rede seyn, so käme nur eine Gewalt der Religion über die Verfassung zur Sprache. Und das wäre ja eben Hierarchie, wäre Hierarchie nicht im guten, sondern im bösen Sinn des Worts. Jenen guten Sinn treffen wir da an, wo die Kraft der Religion von Innen aus das Wesen der Verfassung bestimmt und durchdringt. Den bösen Sinn aber finden wir, wenn an die Stelle

der in der Verfassung selbst erstorbenen religiösen Kraft und Natur eine äußere Gewalt sich erhebt über jene Verfassung und sich begnügt, an die Stelle dessen, was im Staat leben und wirksam walten sollte, eine zwängende Gültigkeit zu setzen, oder dem echten inneren Leben die äußere Form zu surrogiren. Eine Kirchenherrschaft, die das zu ihrem alleinigen Ziel machte, wäre vielleicht als tadelnswerthe Hierarchie zu bezeichnen. Diese hatte der Verfasser nicht gemeint. Darum mußte er wenigstens schreiben: von dem Recht der Religion ꝛc. an die Verfassung. Aber vollkommen richtig träfe auch diese Bezeichnung noch nicht den wahren Sinn. Der Autor wollte vielleicht sagen: Von dem nothwendigen Einfluß der christlichen Religion auf die Verfassung christlicher Staaten, oder noch besser: von der Begründung der Verfassung christlicher Staaten durch die christliche Religion und von dem daraus entspringenden Verhältniß der gegenseitigen Rechte beider. Ohne Zweifel wäre dies ein sehr interessanter Gegenstand gewesen.

Mußte Hrn. Pustkuchen's Definition von Streitschriften widerlegt werden, so läßt sich ihm auch nicht einräumen, daß eine Streitschrift eine entgegengesetzte Schrift gleicher Art zugibt. Wenn sie dies zugibt, wenn sie deren begründetes Bestehen zulässig erklärt, warum will sie, statt die eigene Meinung rechtfertigend zu vertheidigen, die andere, welcher sie die Zulässigkeit eingeräumt hat, angreifen und vernichten?

Aber auch mit den Worten, welche Hr. Pustkuchen hier braucht, ist zu rechten. Eine entgegengesetzte Schrift gleicher Art ist so gut ein Unding, wie eine entgegengesetzte Schrift gleichen Inhalts wäre. Das erstere noch mehr. Denn das Entgegengesetzte ist nicht das Gleichartige. Eben so wenig kann der entgegengesetzte Inhalt der gleichartige seyn. Der Verfasser scheint gemeint zu haben, es können zwei Schriften den nämlichen Vorwurf aus einem entgegengesetzten Gesichtspunct betrachten. Dann lassen diese Schriften aber beide Gesichtspuncte gelten, wenigstens will jede nur den ihrigen verfechten, doch nicht den entgegengesetzten vernichten. Und hiermit hören solche Schriften auf, Streitschriften zu seyn.

Aber hält sich Referent nicht zu lange bei diesen Auseinandersetzungen und Zergliederungen auf?

Schwerlich. Nur aus ihnen läßt sich wohl erklären, was unsern Autor so befremdet, ja fast stolz macht, nämlich, daß man ihn nicht widerlegt. Er könnte in die Gefahr gerathen, sich für untrüglich zu halten, trotz dem, daß er entgegengesetzte Ansichten einräumt. Sein Büchelchen, wenn es nicht Streitschrift durch den polemischen Charakter ist, den es an sich tragen sollte, und der ihm mangelt, ist auch nicht einmal insofern Streitschrift, als man diesen Namen einer Schrift wohl beilegen könnte, die in der literarischen oder politischen Welt Streit und Gezänk erregt, weil die Ansicht, welche sie vorträgt, neu und originell ist. Aber die versuchten obigen Zergliederungen werden den Aufschluß über jenes Ereigniß geben. Soll irgend eine Ansicht widerlegt werden, so darf ihr, selbst wenn sie irrig wäre, eine gewisse Vollständigkeit, eine gewisse Consequenz und Uebereinstimmung mit sich selbst, wäre es auch nur die des Irrthums, nicht abgehen. Noch nöthiger aber ist, daß die Ansicht mit gehöriger Bestimmtheit sich in den Worten widerlegt finde, aus denen sie uns entgegentreten soll.

Nur bestimmte, klar aus den Worten hervorgehende Meinungen und Behauptungen sind der Widerlegung fähig, keineswegs aber Sätze, die schon im Ausdruck, noch vielmehr also im Gedanken, schielend, sich dergestalt mit sich selbst entzweien, daß sie sich größtentheils von selbst wieder aufheben. Wie oft dies bei Herrn Pustkuchen geschieht, mögen einige Beispiele an den Tag legen.

Gleich auf der ersten Seite im ersten Satz heißt es: Wer sich zum Christenthume bekennt, der erkennt in demselben eine Anstalt Gottes. Aber was sind denn Anstalten Gottes? Und können wir Gott Anstalten beimessen? Zuvörderst gehen alle Anstalten nur aus der menschlichen Unvollkommenheit hervor. Der Anzeiger erinnert sich wirklich nicht, schon von einer Anstalt Gottes gelesen zu haben. Von Werken Gottes wird dagegen wohl gesprochen und geschrieben. Demnächst kann auch gerade das Christenthum nicht Anstalt Gottes seyn. Wenigstens thut man nicht gut, es so zu nennen. Dieser Ausdruck emblematisirt immer auf gewisse Weise das große Ereigniß oder vielmehr göttliche Wunder der Menschwerdung. Und er wählt zum Emblem ein Bild, in dessen Grenzen herabgezerrt der wahre Sinn der Sache sich entstellt. Man kann nicht umhin, sich, sobald man auf den bildlichen Ausdruck von Anstalt gewiesen wird, zu sagen, daß der Autor sich das Christenthum wie eine Armenanstalt denken müsse, weil er in dem einen und nämlichen Rede-Perioden noch dessen Stifter Gottes Sohn nennt. Hiernach würde das Christenthum aber eine Anstalt Christi seyn. Und dies ist eben so wenig wahr, wie Christus der Stifter einer Anstalt gewesen. Christus hat nichts gestiftet, vielmehr sich gegen alles Stiftenwollen erklärt. Er hat gelehrt, noch mehr aber, er hat gelitten. Demnächst haben in seinem Sinne auch die Apostel und Evangelisten gelehrt. So hat sich das Christenthum durch doppelte Weise verbreitet, theils durch die sich fortpflanzende und Wurzel fassende Lehre, theils durch das wachsende Bestreben bei einzelnen Kreisen unmenschlichen Lebenswandels das Vorbild des Erlösers nachzuahmen. Damals war es noch nicht Anstalt. Erst durch spätere einzelne Stiftungen entstanden Anstalten zum Christenthum. Der christlichen Kirche und dem christlichen Staat wäre daher vielleicht mit einigem Rechte jener Name beizulegen.

Immer noch auf derselben einen Hälfte der ersten Seite lesen wir ferner: „So wenig zwischen Gottes Willen und irgend etwas andern eine Collision eintreten kann u. s. w." Hier muß es doch nothwendig heißen: sollte oder darf, keineswegs aber kann. Wer den unbestimmten Ausdruck braucht: etwas an-

deres wie Gott, ist verpflichtet, Rechenschaft über dies andere zu geben. Er wird nicht sagen können, daß er darunter eine Region, einen Raum, ein Leben oder einen Stoff verstehe, welcher die göttliche Kraft weder erreichen, noch durchdringen, noch anwandeln könne. Damit hübe sein Ausspruch die meisten göttlichen Eigenschaften auf. Wo bliebe die Allgegenwart und wo die Allmacht? — Jenes Andere, welches sich füglich auch das Ungöttliche nennen läßt, ist also wohl das Böse, sind die unrechten Neigungen der Menschen. Stehen nun diese nicht im Widerstreit und Widerspruch mit Gott? — Sollen sie es aber? — Daher wäre denn zu sagen gewesen: mit Gott soll und darf nichts Anderes in Collision kommen, wenn anders sich hier das völlig unziemliche Wort Collision anwenden ließ.

Jeder Begriff, ja streng genommen, jeder Satz soll mehrere Worte in solchen Zusammenhang vereinigen, daß sie uns eine Einheit des Gedankens darstellen. Diese Einheit darf nicht durch einen ungehörigen Ausdruck gestört oder wohl gar aufgehoben werden. Darum vermeidet gewiß jeder gute Stylist ein Wort, das z. B. auf trockene Dinge anwendbar ist, von flüssigen zu gebrauchen. Er wird schon nicht gern sagen, vergießen wo verschütten paßt. Aber schwerlich wird er bei göttlichen Dingen des Wortes Collision sich bedienen. Dieses Wort geht ganz aus Rechtsverhältnissen, aus der Trennung in Mein und Dein hervor. Es bezieht sich auf die in der Rechtswelt wunderbare Erscheinung, daß zwei Berechtigte sich auf zwei verschiedene Rechtsfundamente gründen, deren keinem die Erfordernisse der Gültigkeit abgehen, und daß aus der vollständigen civilrechtlichen Sanctionirung zweier Basen ein Conflict entstehet, der mehr einem sonderbaren Zufall, wie einem innern Widerstreit der Principien das Entstehen dankt. Dies ist die Collision, welche sich stets in Zusammenhang mit der Satzung zeigt, und daher auch durch kirchliche Satzungen hervorgebracht werden kann. Aber der Verfasser spricht vom Willen Gottes, und bei diesem darf das Wort Collision mit der Satzung, welche vom menschlichen Willen ausgeht, als welcher, auch wenn er das Göttliche suchte oder wollte, sehr leicht es verfehlt haben kann, nie gebraucht werden, weil ihm ein Nebenbegriff einfließt, welcher die Einheit und Reinheit des Verhältnisses trübt, von dem die Rede ist.

Nach diesen Betrachtungen drängen sich einige andere über des Verfassers Beruf auf, eine Streitschrift abzufassen. Tritt er nicht augenblicklich zum Kampf über Dinge in die Schranken, wegen deren es keines Kampfes bedarf? In dem bisherigen Wenigen haben wir gesehen, daß er nur die meisten Worte weder richtig verstanden, noch richtig gebraucht hat. Wäre er in ihren Sinn richtig eingegangen, und hätte er sie richtig zusammengestellt, so blieb es nicht aus, daß in den Worten eine hohe Vollständigkeit und Reinheit der Wahrheit, entdeckte. Es kam also mehr darauf an sich diese zu entwickeln, als sie zu bekämpfen.

Woher wäre denn nun aber der Anlaß zu ihrer Bestreitung und zu einer Streitschrift entstanden? — In dem Wesen ganz aller Worte, welche wir vorfinden, und im ebenfalls vorgefundenen hergebrachten richtigen Gebrauch derselben liegt Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Richtigkeit und Uebereinstimmung. Dringen wir mit echter Gründlichkeit in ihren innersten Geist zurück, erwerben wir ihr wahres Verständniß, so findet sich eben sehr wenig zu bekämpfen oder zu bestreiten. Aber dies hat Hr. Pustkuchen nicht gethan. Er hat sich jedes Wort und mit halbem Auge angesehn; und lediglich weil er auf der Oberfläche blieb, ist er in ein individuelles Mißverständniß gerathen, welches ihn quält, und gegen welches, als sein eigenes Werk, er nunmehr kämpft. Man möchte ihn mit einem Halbarzt vergleichen, den eine oberflächliche und mangelhafte Kenntniß einiger medicinischen Wahrheiten und Erfahrungen oder Heilmethoden und Heilmittel zum Versuch, sich selbst zu heilen, verleitet, der dadurch immer ungesunder wird, deshalb aber um so mehr an sich curirt. Ein solcher kommt leicht dazu, aus der Halbheit der an sich gemachten Erfahrungen das Vollständige und Begründete lediglich deshalb zu bekämpfen, weil er es mit seinen Halberfahrungen nicht verträglich findet, doch aber ihm gern die mangelhafte Wahrheit jener halben Erfahrungen statt seiner eigenen vollständigen unterschieben möchte. Es entsteht ein Streit, der aus der Mangelhaftigkeit der eigenen Individualität hervorgeht, und dieser letztere den Sieg über das in sich selbst, und im Ganzen zugleich Wahre erkämpfen möchte.

Fast wie H. Pustkuchen es in sich erlebt, finden wir dieses Ereigniß auch periodenweis in der Geschichte der christlichen Kirche. Die Disputation ist es, welche dort am meisten getrennt, die Meinungsverschiedenheit vorzüglich vervielfältigt, die Kirche am schädlichsten getheilt, und das Sektenwesen am entscheidendsten befördert hat. Denn aller Streit ist Kampf, ist das Gegentheil von Wohlwollen und Liebe. Er sucht nicht die Vereinigung seiner selbst mit sich selbst, und mit einem größeren Ganzen. Er strebt nach dem Sieg seiner oft mit sich selbst entzweiten Meinung über das Ganze und fordert, meist nur in dieser Absicht, die Gegner heraus. Jeder auf Kampf beflissene Verfechter einer Meinung verwendet alle Kraft seines Geistes auf jene Meinung, nur insofern sie Hervorbringung seines Geistes ist. Er benutzt die Kraft des letztern, sich das Gemälde der eigenen Ansichten den innigen Neigungen immerwährend entsprechender auszumalen. Da tritt er denn nach und nach mit diesem Gemälde in so enge Vertrautheit, daß dieses Gemälde dasjenige ist, welches seine einzige Bekanntschaft bildet. Jemehr alle Kraft mit ausschließlicher Beschränkung in die Betrachtung der eigenen Geisteshervorbringung aufgegangen ist, um so reicher wähnt sie sich zuletzt an Mitteln für ihre Vertheidigung. Die ganze Welt herauszuforbern, um derselben darzuthun, jenes einseitige Geistesgebilde sey die einzige Wahrheit, gültig für alle Zeiten und Zustände; im Irrthum aber beruhe jedes Abweichende.

Hier findet sich auch der Grund, aus welchem alle Schwärmer so gern disputiren. Ein treffendes Kennzeichen ihres Verfahrens ist, daß sie nicht nur alles anders verstehen wollen, wie die übrigen Menschen, sondern daß ihre eigene Meinung selbst mit der eigenen Auslegung selten zusammenstimmt.

Gerade dieser Zug und diese Eigenthümlichkeit findet sich in der vorliegenden Schrift wieder. Vielleicht erschräcke der Verfasser, wenn ihm die nothwendigsten Folgerungen aus seinen Sätzen klar vor die Augen gelegt würden. Aber dies ist schwer wegen der stets unreinen, stets zweideutigen, stets die eigne Behauptung wieder aufhebenden Ausdrucks. Und doch thut ein Beispiel noth.

Der Satz 65 des Buchs behauptet: daß christliche Diener der Kirche den Glauben lehren sollen, und daß ihre Sache das Gesetz nicht sey. Hier entsteht denn die Frage: ob der Glaube sich lehren lasse. Er ist keine Wissenschaft, sondern eine Kraft, eine Tugend, und Hr. Pustkuchen kennt doch wahrscheinlich Plato's Dialog über die Lehrbarkeit der Tugend. Ferner ist zu erwägen, daß die ganze Schrift vom Titel an nur auf Gesetz und Rechtsbeziehungen gehet. Es soll nicht blos die Verfassung der christlichen Staaten der christlichen Religion nach der Meinung des Autors entsprechen, nein, er verlangt noch mehr, die christliche Religion soll Rechte über die Verfassung haben, d. h. die Religion soll sich nicht nach der Verfassung, sondern die Verfassung sich nach der Religion bilden, und zwar in Gemäßheit eines Rechts. Entsteht denn aber mit dem Recht die Beziehung zum Gesetz nicht ganz von selbst? Wer soll nun wohl mit dem Gesetz und Recht zu thun haben, kraft dessen die Verfassung sich nach der Religion, keinesweges aber die

Religion nach der Verfassung bilden soll? Doch gewiß diejenigen, welche dem Wesen angehören, das die Bildung gibt, nicht dem Wesen, das sie empfängt. Sind dies nun die Diener der Kirche, oder die Diener der Verwaltung?

Plato mit seiner Dialektik würde den Sokrates etwa so haben fragen lassen, um die Sache in ihr wahres Licht zu stellen: „Wenn es zu einem gefärbten Zeuge eines Webers und eines Färbers bedarf, würde man sich, um die Gesetze der Färberei kennen zu lernen, an den Weber, und um die der Weber zu ergründen, an den Färber wenden, oder nicht vielmehr es umgekehrt machen?"

Aber noch folgenden Blick wolle der Autor in sein eigenes Verfahren thun. Stehen dem Staat oder der Verfassung Rechte an die Religion zu, so sind jene, Staat und Verfassung, die Berechtigten, die Religion ist das Verpflichtete. Steht der Religion ein Recht an Verfassung und Staat zu; so ist jene die Berechtigte, dieser der Verpflichtete. Nun meint Hr. Pustkuchen aber nicht nur dies, sondern er gibt der Religion sogar Rechte über die Verfassung. Dadurch wird sie aus einer Berechtigten noch mehr, nämlich eine Bemächtigte. Als letztere kann sie sich leicht zur Hierarchie im ungehörigen Sinn dieses Worts neigen. Als erstere wird sie höchstens Theokratie, doch nur dann, wenn Krates für die von innen wirkende, nicht für die äußere Kraft des Zwanges gilt. Will der Verfasser also nicht der Hierarchie dem Sinne nach das Wort reden, der nicht im Worte liegt, sondern welcher demselben in der neuern Zeit beigelegt worden, so muß er die Theokratie vertheidigen wollen, denn sonst widerspricht der ganze Titel seines Buchs dessen Inhalt. Erklärt er sich aber für diese Theokratie; so untergräbt er sie offenbar, wenn er die Sorge um die Gesetze der Kirche nicht ihren Dienern, sondern denen der Verwaltung beilegt, wenn von der Verwaltung aus sich die Religion und Kirche reinigen soll.

Aber der Verf. vergißt sich noch mehr, wenn er, Religion und Kirche gänzlich verlassend, zuletzt durch eine neue Art von Papiergeld die gesunkene Menschheit retten will. Es soll nämlich ein größerer Staat das Metallgeld ganz aus dem Cours verdrängen und als allein geltend eine andere Münze einführen, die keinen Werth als Waare hätte. Sie müßte, ihrer Einrichtung nach, jährlich einen Theil ihres Nennwerthes verlieren. Hierdurch entstände in der Masse des Ganzen ein Ausfall, der durch Nachprägung neuer Münzen gedeckt würde. (Man erwäge hierbei, daß jede Masse, deren Verminderung einen Ausfall bewirkt, Waare bleiben wird und muß. Man erwäge doch auch, daß geprägtes Geld nur Metallgeld seyn kann, daß nur Metall sich prägen läßt, und alles Metall Waare bleiben wird.)

Das Capital, welches die Regierung jährlich nachzuprägen hätte (Capital wird nicht geprägt), bildete ihr Einkommen, und alle andern (welche?) Steuern fielen weg. Der Verf. setzt hinzu: der Mechanismus dieser, alle rigoristischen (rigoristisch hat mehr einen moralischen wie financiellen Bezug) Forderungen befriedigenden Steuerverfassung (von Steuern war bei dieser Geldprägung keine Rede) ist also so einfach, wie das Ei des Columbus."

Wir wollen die Erklärung der Financiers abwarten, und abwarten, ob sie den einfachen Vorschlag verstanden haben. Er klingt beinahe, als wolle man sagen: die alljährlich anwachsenden Schulden einer Person bilden ihren Reichthum. Zweifler an der Realität dieses Geldes und des daraus hervorgehenden Menschenwohls, möchten aber, wenn sie Spötter sind, ein Backwerk besorgen, das nicht aus wirklichem Teig zu Stande kommen, sondern durch den bloßen Hauch hervorgebracht werden soll.

42.

Aus Italien.

(Aus der Biblioteca Italiana.)

Ein Brief aus Lissabon an den Director der Bibl. Ital. gibt ein Verzeichniß der Zeitschriften und Tageblätter in portugiesischer Sprache, welche sowohl in Portugal und seinen Nebenländern, als auch in einigen großen Städten Europens erscheinen, wo Portugiesen leben. Da es neu seyn möchte (der Brief ist vom 1. Januar d. J.), so verdient es wohl hier ein Plätzchen.

In Lissabon kommen heraus: Diario das Cortes; Diario da Regencia; Portuguez Constitucional; Mnemosine Constitucional; Astro da Lusitania; Patriota; Amigo do Povo; Liberal; Pregoeiro (der Ausrufer) Lusitano; Gazeta universal; Tolheta dos prezos correntes.

In Coimbra: Cidadaõ Literato.

In Porto: Correio do Porto; Patriota portuense; Borboleta (der Schmetterling) Constitucional; Tolheta mercantil.

In Paris: Annaes das sciencias e artes.

In London: Correio Brasiliense; O Portuguez; Sovela (das Löchchen); Campeaõ; Asorrague (die Ruthe)

In Bahia: Idade de ouro (das goldne Zeitalter) Semanario civico (der bürgerliche Wochenmann).

In Rio Janeiro: Gazeta do Rio de Janeiro; Amigo do Povo.

In Pernambuco: Aurora Pernambucana.

In Funchal (auf der Insel Madeira): O Patriota Funchalense.

Dazu kommen die Ephemerides nauticas, die in Coimbra herausgegeben werden, und die lissaboner Ephemerides nauticas; dann der Almanach de Lisboa, der Almanach de Rio Janeiro, die Folhinha da Algibeira (der Taschenkalender). Herr Adrian Balbi, ein venezianischer Patrizier, der sich längere Zeit in Portugal aufhielt, Verf. eines Werks über dieses Reich, das sicher ist, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, (Variétés politico-statistiques sur la Monarchie Portugaise, dédiées a Mr. le baron Alex. de Humboldt, Paris, Rey et Gravier 1822. 8.) hat die Nachrichten mitgetheilt.

44.

Miscellen.

Dem Reiseberichte der russischen Gesandtschaft zu den Kokant-Tataren (in Mittelasien) zufolge, ist dieses Volk in der Civilisation sehr weit fortgeschritten. Es spricht das Türkische in größter Reinheit; die strengste Rechtlichkeit herrscht unter ihm. Wer einer Falschheit überführt ist, wird, ohne Ansehn der Person, nackt ausgezogen, durch alle Straßen gepeitscht und gezwungen selbst laut zu verkünden, daß er ein Betrüger sey. Ihre Processe werden ohne irgend eine Aufzeichnung der Verhandlungen geführt. Die Priester sind die Richter; in großen Versammlungen, bei denen der Oberste den Vorsitz führt, hören sie Klagen und fällen Urtheile. Betrügerei und Wucher werden mit dem Tode bestraft. Das Eigenthum eines Hingerichteten fällt dem öffentlichen Schatze zu; seine Wittwen und erwachsenen Töchter werden an gemeine Soldaten verheirathet. Einem Diebe werden, nach dem Werthe des Gestohlenen, eine oder beide Hände abgehauen; unmittelbar nach der Execution wird der Stumpf in siedendes Oel getaucht, und der Dieb alsdann in Freiheit gesetzt, als unfähig wieder ein Verbrechen zu begehen. Ein Mörder wird den Verwandten des Ermordeten überlassen; sie können ihn tödten oder verkaufen. Ehebrecherinnen werden bis an die Brust begraben und dann vom Volke gesteiniget.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 211.

13. September 1822.

Blicke ins südliche Rußland.

(Bruchstücke einer größern Reisebeschreibung *).)

Der Tag dämmerte eben, als wir Tulczyn mit seinem reizenden Park verließen. Der Weg ging abwechselnd zwischen bebauten Feldern und lichtem Laubgehölz; die finstern Nadelwälder waren schon längst hinter uns. Die ersten Strahlen der Sonne brachen freundlich durch das grüne Gehege, der Himmel war hell, der Weg war breit, und die Pferde rannten schnell dahin. Ein solcher Morgen auf der Reise weckt die heitersten Gedanken, die Vergangenheit ist vergessen, die Zukunft beunruhigt kaum, und man ist sich der Gegenwart in ihrer angenehmen Abwechselung durchaus bewußt. — Mich interessirt jedes Land; freilich bietet ein Land mit einer reichen Vergangenheit und zusammengedrängter Bevölkerung der Aufmerksamkeit des Reisenden mehr Gegenstände in einem kürzern Raume; in einem minder bevölkerten und bebauten aber läßt die mögliche Schnelligkeit der Reise die Gegenstände schneller auf einander folgen, und die Aufmerksamkeit ist kaum weniger beschäftigt.

So durcheilte ich Podoliens weite und flache Gefilde, aufmerksam auf des Landes äußern Anblick und auf der Bewohner Art und Sitte. Der Bauer ist russischer Abkunft, spricht einen der klein-russischen Mundart sehr nahe kommenden Dialect und bekennt sich zur griechischen Kirche. Er ist groß, breitschulterig und hat kühne, verwegene Gesichtszüge; diesen Ausdruck der Physiognomie unterstützt die Athletenform des Körpers. Das Frauenzimmer ist nicht hübsch, junge Mädchen haben indeß viel Reizendes durch die hohe schlanke Gestalt und die ovale Form des Gesichts. In den Städten und Schlössern des Landes wohnen Polen, welche durch Podoliens lange Vereinigung mit dem Reiche Polen dorthin gekommen sind, indeß der Bauer seine Religion und Sprache bewahrt hat. Der Pole, den höhern Stand bildend, trägt meist europäische Kleidung, häufig aber auch noch die frühere sogenannte Nationaltracht. Zu diesen beiden Hauptbestandtheilen der Bevölkerung gesellt sich in Städten und auf dem Lande eine zahlreiche Judenschaft.

Die Städte von Polen und Juden bewohnt, ähneln den übrigen polnischen Städten; die Dörfer liegen ziemlich nahe bei einander und haben meist ein reinliches Ansehen. Der Bauer baut nämlich seine Hütte aus Lehm, den ihm der fetten Boden überall gibt, und bestreicht sie oft zweimal im Jahr mit Kalk. Dadurch gewinnen die Dörfer ein frisches reinliches Ansehen und liegen freundlich zwischen den Fruchtbäumen, die der milde Himmel gedeihen läßt.

Indem ich meine geringen Bemerkungen über Podolien zusammensummirte und heiter in die Landschaft hinausschaute, brachten mich wackere Postpferde schnell weiter. Von der Station Schabokriki (deutsch: Froschgeschrei) wird der Wald immer lichter und verliert sich fast ganz, ehe man nach Tschitschalnik kommt, einem Flecken, mit einem ansehnlichen herrschaftlichen Gebäude, das jetzt dem Feldmarschall Graf Gudowitsch gehört. Es hat eine angenehme Lage zwischen sanften Anhöhen, an denen der Gebietsherr Weingärten hat anlegen lassen. Einige Werste weiter, liegt die Stadt Olgiopol, wo umgespannt wird. Von hier gewinnt das Land schon ein steppenartiges Ansehen, nämlich die Wälder hören auf und hin und wieder steht nur noch dünnes Gehölz, bis auch dieses jenseits Balta ausgehet. Die Poststation ist in einiger Entfernung auf einer Anhöhe, von wo man auf die in einer Niederung sehr unbedeutend sich ausbreitende Stadt hinabsieht. Die Häuser sind niedrig und liegen zerstreut. Hier und dort streckt sich schattenlos, aber mahlerisch die tiefgrüne italienische Pappel und gibt der Landschaft schon den südlicheren Charakter.

Indessen war es Mittag geworden, die Sonne brannte heiß, wir suchten die Schattenseite des Posthauses; zu unserm kleinen, schon fast ausgegangenem Vorrathe brachte uns ein Jude einen schlechten moldauischen Wein, dem er zur Empfehlung einen französischen Namen gab und sich theuer bezahlen ließ. Dies alles störte nicht die Heiterkeit unseres Frühstücks und wir verlangten kaum, daß uns die Pferde so schnell umgespannt würden, als es wirklich geschah.

Von hier bis Balta, an der Grenze Podoliens, ist nur eine Poststation im Dorf Pareima. Wegen

*) Man beurtheilt die Reisebeschreibungen einerseits vielleicht nicht immer mit Billigkeit. Geographen und Statistiker geben, wenn sie es können und treffen, allgemeine und umfassende Uebersichten der Länder und Reiche, jeder in seiner Art. Wegweiser für Reisende beschreiben die Einzelnheiten planmäßig und fachweise. Der Reisebeschreiber erzählt, wie er ein Land gefunden, und wenn er es recht macht, so kann er, obgleich nur theilweise, die lebendigste Anschauung der Landesart und Sitte geben. Aber wie soll er dann nicht von sich sprechen? —
A. d. Eins.

Mangel an Bauholz bemerkte ich hier und auch weiterhin bis Balta eine besondere Bauart der Wirthschaftsgebäude; die Wände nämlich bestehen aus dickem und dichten Flechtwerk, wozu Gestränch, Schilf und dergleichen mehr verwandt wird. Das Gebäude wird mit Stroh gedeckt und sieht ganz fest aus.

Während des Pferdewechsels trat ich in den naheliegenden Dorfkrug, den hier, wie hiesiger Lande fast überall, ein Jude unterhält. Er und seine Familie sprachen unter sich das sogenannte Jüdisch-Deutsche, hatten aber auch vollkommene Geläufigkeit in der gewöhnlichen deutschen Mundart und so habe ich es auch im chersonschen Gouvernement bis Odessa gefunden. Dies mag viel dazu beigetragen haben, daß deutsche Colonistenfamilien, einzeln durchs Land ziehend, den weiten Weg ins südliche Rußland, ohne Kenntniß der Sprache, des Geldes, der Ortsbedürfnisse, oft ohne irgend eine Marschroute, so gut haben zurücklegen können.

Auf dem guten glatten Wege ist man von Pereima bald in Balta. Die Stadt liegt am Fluß Kodyma und war ehemals polnische Grenzstadt gegen das Gebiet der krimischen Tataren. Sie ist jetzt Sitz eines Kreisgerichts und der Kreis-Administrationsbehörden, so wie Mittelpunct für den Kleinhandel der umliegenden Gegend. Dies unterhält eine gewisse Bewegung in den Straßen der Stadt, die übrigens nicht hübsch sind und sich so krumm, eng oder breit gezogen haben, wie jeder sein Haus, Garten und Geheg, gebaut und umzäunt hat. In der Mitte der Stadt ist ein Marktplatz und eine Reihe Buden. In einem Eckhause nicht weit davon hat ein Jude ein Posthaus angelegt, wohin mich der Postillon fuhr. Es ward eine Art Mittagsessen zubereitet und moldauischer Wermuthswein aufgetischt. Es ist eine allgemeine Sitte in der Moldau, Bessarabien und zum Theil auch in Ungarn, den Wein mit Wermuth zu mischen, wodurch ihm seine herbe Säure benommen, dagegen aber eine Bitterkeit mitgetheilt wird, an die man sich bald gewöhnt und welche man zwar dem eigentlichen Weingeschmack fremd, aber nicht unangenehm findet. Zugleich soll der Wein durch solche Beimischung ein gutes Präservativmittel gegen das kalte Fieber werden. Ländlich, sittlich! Ich fand die Küche meines hebräischen Restaurateurs nicht ganz unschmackhaft und trank den Wein mit Wohlbehagen.

Wir verließen Balta am späten Nachmittage. Der Weg führt gleich bei der Stadt über den Fluß Kodyma und am ehemaligen Grenzpfahl des Königreichs Polen vorbei, von dem Gott Terminus so entschieden gewichen ist. Hier beginnt das chersonsche Gouvernement oder das ehemalige Gebiet der krimischen Tataren, zugleich mit ihm das entschiedene Steppenland. Im Frühsommer so lange das Gras noch niedrig ist, irrt das Auge des Reisenden auf unübersehbaren Flächen, ohne Aufenthalt, ohne Ruhepunct, bis die müden Blicke den neigenden Himmel erreichen. Als die Dämmerung einbrach, glaubte ich vollends auf dem hohen Meer zu seyn, der Wagen schien ein einsames Schiff auf weiter Meeresfläche, die einzelnen Nachtfeuer der Hirten blinkten wie entfernte Pharoslichter. Die Posthäuser liegen, Inseln vergleichbar, auf der unwirthbaren Fluth. Nähert man sich in der Nacht einem solchen Hause, so vernimmt man schon in großer Entfernung das ununterbrochene Heulen einer Anzahl von Hunden. Der Weg aber ist glatt und fest, die Pferde vortreffliche Steppenzucht, die Bedienung schnell und so gibt es wenigstens auf diesem Meere keine langweiligen, widerwärtigen Winde.

Mit dem Anbruch des folgenden Tages ($\frac{1}{2}\frac{3}{5}$ Mai) waren wir in der Stadt Dubossari. Sie besteht aus einer unbeträchtlichen Anzahl sehr unansehnlicher Häuser und an andern Orten sind die Dörfer glänzender. Doch muß man nicht mit einem fremden Maßstabe in einem Lande messen, das zwar in den letzten Jahren und seit der russischen Besitznahme erstaunliche Fortschritte in der Cultur gemacht hat, aber freilich noch immer ein neues Land ist. Dubossari heißt Stadt, nicht weil es Gebäude hat, wie man gewohnt ist, sie in Städten eher als in Dörfern zu sehen, sondern weil hier der Sitz eines Gerichts und verschiedener Verwaltungsbehörden ist und weil die Einwohner städtische Gewerbe treiben. — Es fand sich, daß unser Wagen eine kleine Ausbesserung nöthig hatte. Der Postknecht fuhr uns vor ein Haus, aus dem am frühen Morgen ein schlaftrunkener, aber sehr bereitwilliger Zigeuner heraustaumelte. Es war der Schmidt, welches Handwerk hier vorzugsweise die Zigeuner treiben. Er besah den Schaden, holte aus dem Hause allerlei altes Eisen und einen tragbaren Amboß, zündete ein kleines Feuer an und begann seine Arbeit mit einer Simplicität von Kunst und Werkzeug, die Robinson bewundert hätte. Durch das Hämmern ward die Familie wach und es kamen nach und nach heraus: die Frau, die Tochter, ein recht hübsches Mädchen und noch ein paar kleinere Knaben. Ich frühstückte, so gut ich es hatte, am Wagen und sah dem einfachen Lever einer Zigeunerfamilie zu, die ungefähr mit eben so viel Umständen und Bedürfnissen sich erhob, als wir unsere Hausthiere vom nächtlichen Lager aufspringen sehen. Zum Glück war der Schaden am Wagen nicht groß und der Zigeuner flickte das Nöthige zusammen.

Unweit Dubossari ist ein Flecken Grigoriopol, von handelnden Armeniern und Griechen bewohnt. So bunt kreuzt sich hier die neuentstehende Bevölkerung. Im Durchfahren ließen wir hier vor einem Laden halten, in dem allerlei Eßbares und Wein verkauft ward. Wir aßen an Tischen vor der Bude, was uns ein Diener geschäftig brachte und sahen einer Gesellschaft Armenier zu, die im Laden auf Teppichen mit untergeschlagenen Beinen sitzend, sehr ernsthaft und fast ohne ein Wort zu sprechen, Karten spielten. Nachdem uns der dienende Armenier aus Küche und Keller sehr geschäftig bedient, setzte er sich zu den andern, sah zu und rauchte seine nachgelaßne Pfeife fort.

Jenseits Grigoriopol fährt man eine Zeitlang am hohen Ufer des Dniesters, der jetzt schmal und zahm genug im Grunde fortfloß, im Frühjahr sich aber stark ergießt.

Noch Vormittags erreichten wir Tiraspol, eine Kreisstadt am Dniester mit einer Citadelle. Sie ist von Russen und Moldauern bewohnt, hat ansehnliche Häuser und breite Straßen. Von den Wällen der Citadelle sieht man in der Entfernung einer halben Meile ziemlich deutlich die Mauern und Wälle Benders, die Carl XII. so berühmt gemacht hat. Gern hätte ich sie besucht, aber theils führte mich der Plan der Reise in einer andern Richtung, theils mußte mich davon auch die Quarantäne-Anstalt in Bender abhalten. Ich begnügte mich mit einem Spaziergang am Dniester, die andere Seite betrachtend, die noch vor kurzem im türkischen Besitz war. Auch hier kam ein Zigeuner, um unsern schadhaften Wagen, so gut er es vermochte, auszubessern.

Am späten Abend verließen wir Tiraspol. Meinen Reisegefährten führten die Angelegenheiten eines Gutes, das er in hiesiger Gegend besitzt, seitwärts von dem großen Wege. Ich, dem es gleichgültig war, in welcher Richtung ich die Steppe durchkreuzte, folgte ihm dorthin. Da wir jetzt die eigentliche Poststraße verließen, ward der Weg noch einsamer und zwischen Tiraspol und dem bulgarischen Dorf Katardschi, auf einer Strecke von etwa 7 oder 8 Meilen, war nur ein bebauter Fleck.

Wir fuhren eine mondhelle Nacht hindurch und waren am andern Morgen im obengenannten bulgarischen Colonisten-Dorf Katardschi, wo die tiraspolischen Postpferde entlassen werden mußten und wir zur fernern Reise andere mietheten. Ehe diese von der Wiese herbeigetrieben wurden, hatte ich Zeit das Innere mehrerer bulgarischen Häuser zu besehen, darunter auch die Wohnung des Dorfältesten. Diese war die geräumigste. Zuerst tritt man in ein kleines Vorhaus, wo im Hintergrunde der Heerd, dann in eine geräumigere Wohnstube. Rund um die Wände derselben geht eine breite Bank, die mit Teppichen bedeckt ist, an der Hinterwand ist die Bank am breitesten und dort liegt ein zusammengewickelter Teppich auf dem andern, bis zur Decke des Zimmers. Hierin scheint der vornehmste Luxus der Bulgaren zu bestehen.

Die Bulgaren sind hier aus den türkischen Besitzungen eingewandert. Sie sprechen eine slavische Mundart und bekennen sich zur griechischen Kirche. In Sitten und Kleidung haben sie sich aber unter der türkischen Herrschaft sehr orientalisirt. Das weibliche Geschlecht wird streng gehalten. Wenn eine Bulgarin queer über einen Weg gehen will und von fern einen Mann auf sich zukommen sieht, steht sie aus Achtung still und geht erst hinter seinem Rücken über den Weg. — Die Colonie Katardschi ist ansehnlich. Hier befindet sich eine Section der Ober-Curatel für fremde Ansiedler im südlichen Rußland und es wohnen im Dorf auch Armenier und Russen. Wir waren bei einem Armenier, einen Weinverkäufer, der uns in seinen tiefen orientalischen Keller führte und griechischen und moldauischen Wein ziemlich wohlfeil auftischte. Ein Russe restaurirte uns dagegen mit herkömlicher Kost. So verkommt man auch bei den Bulgaren nicht.

Als die Pferde nun gekommen waren, brachte uns ein bereitwilliger Bulgar nach dem, zwei Meilen entfernten Dorf Nikolajeffke, in dessen Nähe das Gut meines Reisegefährten liegt. Ein südlicher, unansehnlicher Fluß Kujalnik durchströmt ein reiches anmuthiges Thal, durch welches die Commercial-Straße von Balta nach Odessa geht und die Gegend sehr belebt. Hier habe ich mehrere Tage zugebracht und werde so gut ich es kann, das Steppenleben und die Uranfänge menschlicher Gesellschaft in tatarischen Wüsten zu beschreiben versuchen.

Zuerst nun ein Wort über das, was man *hier* unter Steppe versteht. Steppe heißt eine gänzlich holzleere, aber grasreiche Gegend; man muß damit aber nicht die Idee einer unfruchtbaren Landesstrecke verbinden, im Gegentheil ist der Boden hier sehr ergiebig. Die Einwohner des Landes schreiben die Baumarmuth zwei Ursachen zu; erstens dem Steppenbrande, welcher so leicht und häufig das dürre Gras faßt, und zweitens dem nomadisch umher irrenden Heerden, die jeden Baumkeim vertilgen. Steppe ist nun ein allgemeiner Name, womit man solche holzarme Gegenden bezeichnet. Wo um die Niederlassungen Bäume angesetzt und vor anrennendem Vieh hinlänglich geschützt worden, sind sie vortrefflich fortgekommen. Auch findet man hier und dort bei Aufwühlung der Erde starke Baumwurzeln, woraus man schließen kann, daß das Land früher nicht ganz waldlos gewesen ist.

Die Niederlassungen haben sich hauptsächlich längst den kleinen Flüssen, die das Land durchströmen, angereiht. Eine reiche Reihe solcher Anpflanzungen erstreckt sich auf beiden Seiten des Kujalnik. Je nachdem der sich ansiedelnde Gutsbesitzer reicher oder ärmer war, hat er eine größere oder kleinere Anzahl von ihm abhängiger Bauern um sich angesiedelt. Die Wohnungen sind von Bruchsteinen, welche die umliegenden Berge in Menge geben, mehr nach Landesart bequem, als hübsch gebaut. Die Bauern aber, besonders neue Ankömmlinge, wohnen in sogenannten Erdhütten. Ihre Einrichtung ist folgende. Bei der Trockenheit und Festigkeit des hiesigen Erdreichs kann ohne Beschwerde ein viereckiges Loch in die Erde gegraben werden, das der sich Anbauende nach seinem Belieben erweitern und vertiefen kann; er gewinnt dadurch eine geräumigere und höhere Wohnung. Um den Rand wird von Bruchsteinen eine, etwa einen Fuß hohe Mauer gelegt und darin die nöthigen Fenster oder Zuglöcher angebracht. Hierüber kommt nun ein Dach von Stroh oder Schilf, dessen Giebel mit einem Brett oder Matte zugedeckt, die Thüre oder den Eingang bildet. So eine Wohnung ist bald gebaut und Gewöhnung macht sie erträglich. Den Sommer hindurch ist sie auch so übel nicht, wenn aber die Regenzeit eintritt, wird die Feuchtigkeit sehr fühlbar. Indessen habe ich einen einzelnen deutschen Colonisten, einen Elsasser, der in seinem herrlichen Rheinthale es anders gewohnt gewesen war, in Nikolajeffke zufrieden in einer solchen Troglodyten-Höhle wohnen sehn, und wenn er sich über Einiges beklagte, so war es wenigstens nicht über seine Wohnung.

Die Wohnungen der Menschen sind hier nur die einzigen Gebäude; andere Wirthschaftsgebäude, wie man sie anderswo zu sehen gewohnt ist, fehlen. Kein Stall, keine Scheuer. Die Kühe werden gegen Abend, wenn der Hirt die Heerden aus der Steppe heimgetrieben hat, in einen von Steinen umlegten, viereckigten Platz eingesperrt, um dort bequemer gemolken zu werden. Die Stiere bleiben aussen und irren um die Wohnung frei im Felde umher. Desgleichen die Pferde. Auf diese Art bringen sie das ganze Jahr unter freiem Himmel zu und so erwächst die starke und abgehärtete Steppenzucht. Das Getraide und andere Vorräthe werden nicht in Scheuern, sondern in großen Erdlöchern aufbewahrt, deren Oeffnung wieder zugeschüttet wird, alle wirthschaftlichen Arbeiten aber unter freiem Himmel verrichtet. Gedroschen und gemahlen wird sehr einfach mit Hülfe der Pferde, deren Unterhalt nichts kostet.

Wo sorgfältige Ansiedler um ihre Wohnungen Baum-Gärten angelegt und diese hinlänglich umzäunt haben, erblickt man Obstbäume und die italienische Pappel; die meisten Häuser aber liegen an dem mäßigen Bergrücken, wie ein Würfel auf der flachen Hand, ohne Baum, ohne Zaun oder irgend ein Gehöft. Dies gibt dem Lande ein kahles, freudeloses Ansehn. Die innere Einrichtung der Wohnungen der kleinern Gutsbesitzer ist auch sehr einfach. Die Decke niedrig, der Boden ohne hölzerne Diele, ein bloßer Lehm-Estrich, die Thüre ohne Schloß mit einem hölzernen Schieber. Die durch solchen absoluten Mangel an gewöhnlichen Sicherheitsanstalten, als Schluß und Geheg, gefährdete Sicherheit, wird durch eine außerordentliche Menge von Hunden von der größten Art gehörig unterhalten.

Wenn nun die Einrichtungen für den Ackerbau so einfach sind, so ist die Ausübung der nothwendigsten Künste

nicht weniger einfach. Seinen Rock macht sich der Bauer nur selbst oder sein Weib, seine Füße bewickelt er mit Bastschuhen oder Leder, oder holt sich bei Gelegenheit ein paar Stiefeln aus der Stadt, die er dann nicht so bald verträgt, weil er meist barfuß geht. Dadurch sind Schneider und Schuster überflüssig. Ein Anderes ist es aber um andre Künste, die zum Feldbau nöthig sind und wo das Einpfuschen nicht so leicht ist, wie z. B. Schmidt-Arbeit. Hier helfen nun die Zigeuner aus. Ein herumwandelnder Schmidt zieht von Dorf zu Dorf, schlägt in der Nachbarschaft des einen auf zwei, drei Tage seine Zelte auf, verrichtet die nothwendige Arbeit und wandert dann weiter. So kam in die Gegend, wo ich mich befand, eine Gesellschaft von drei oder vier Zigeuner-Familien. Ein Familienhaupt war Schmidt, der andere Radmacher, der dritte aber Musikant, hatte eine Sackpfeife und sogar eine Geige. Der Schmidt besaß wie Vulcan ein sehr hübsches Weib, die ihm seine Kohlenglut unterhielt, aber nicht wahrsagte; überhaupt gaben sich diese Zigeuner mit dem Wahrsagen nicht ab und sprechen davon mit einer Art von Verachtung. Nach drei Tagen erhoben sich die Zigeuner-Familien, zogen über den Kujalnik und schlugen ihre Zelte bei einem andern Dorfe auf.

So gemischt auch die Bevölkerung des Landes ist, die aus Russen, Polen, Moldauern, Wallachen, Bulgaren, Griechen und Deutschen besteht, so ist wenigstens unter den Gutsbesitzern die russische Sprache moscovischer Mundart im allgemeinen Gebrauch. Was nun die Bildung betrifft, so bieten die umliegenden Städte, Odessa, Cherson, Nikolojeff Gelegenheit genug, und da die meisten Adlichen im Militair gedient und die weiten Feldzüge der russischen Armeen mitgemacht haben, so ist auch die verständige Umsicht nicht selten, die Reisen zu geben pflegen. Ich habe mich mit mehreren Gutsbesitzern über das Land, über seinen jetzigen Zustand, seine Bedürfnisse und Hoffnungen unterhalten, und erinnere mich mit Freuden daran, mit welcher Sachkenntniß sie darüber sich aussprachen. Landjunker gibts übrigens überall und wenn man einzeln rauhe Unmanier und stumpfen Sinn um Moskau und Wien trifft, so müssen solche in kaum civilisirter tatarischer Steppe mit Nachsicht beurtheilt werden.

Alles was man in dem Lande sieht, deutet auf schnelle und erstaunliche Fortschritte. Mehrmals wenn ich zu Pferde oder zu Fuß in der Steppe umherirrte und gegen Abend, von den mäßigen Berghöhen, beim Glanz der sinkenden Sonne in das reiche Thal des Kujalnik hinabsah, wohin eben die zahllosen Herden zurückkehrten und unter mir auf der odessaischen Straße die langen Handelscaravanen sich bewegten, überall in der ehemaligen Wüste, in dieser Heimath uralter Barbarei, Leben und Bewegung war, da mahlte ich mir in Gedanken gern des Landes nicht ferne Zukunft aus. Auf dem üppigen Boden, unter dem blauen südlichen Himmel, sah ich im Geist eine schnell zugenommene Bevölkerung, die unwirthbaren Höhen auf denen ich stand, waren in freundliche Weinberge verwandelt, aus dem Grunde blinkten überall zwischen dunkelgrünen lombardischen Pappeln Kirchthürme und Dächer hervor. Noch ist es Traum, aber schon der Enkel kann kommen und es so finden.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das verschiedene Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poesie, ein Nachtrag zu Lessing's Laokoon, von E. H. Tölken, Dr. und Professor der Philosophie. Berlin 1822.

Das fünfundzwanzigste Stiftungsfest der Humanitäts-Gesellschaft zu Berlin hat die Veranlassung zu diesen wenigen, vom Herrn Tölken gegebenen Blättern gegeben. Daher er auch nur andeuten konnte; vielleicht, daß diese Andeutungen einer größern Reihe von Untersuchungen über diesen schon oft besprochenen, aber zum Theil dadurch noch unklarer gemachten Gegenstand, angehören. Der Herr Verfasser ist dem Publicum schon als ein Alterthumsforscher bekannt, der sich auf der einen Seite von dem hypergenialen Fluge der modernen Kunstphilosophie wohl entfernt hält; eben so wenig aber auf der andern den mikrologischen Kunstkritikern sich anschließt, die, zu nicht geringer Pein vieler Kunstfreunde, aus Mangel einer kräftigen von einer Einheit getragenen Anschauung, die Schönheit des Einzelnen, etwa einer Falte in einer Falte, mit unendlicher Belesenheit auseinander setzen. Der Verfasser ging auch in diesen Blättern von der nach Einheit strebenden Anschauung der Kunst aus, indem jedes einzelne Kunstwerk gewisse Mängel in sich schließt. Wir stimmen dem Verfasser ganz bei, daß die Kunst von dieser Seite aufgefaßt, der sinnigste und geistigste Dolmetscher der Zeit ist. Ist auch die dem Menschen eingeborne Grundform ewig und überall dieselbe, dennoch zeigt die Geschichte, daß die individuelle Auffassung jener Grundform unendlich verschieden ist, daß sie, insofern sie in die Sphäre des sinnlichen Menschen tritt, eine gewisse Beweglichkeit habe, die ihre Bestimmung von der Summe der Verhältnisse, welche Forderungen an den Menschen richten, erhalte. Der Verfasser macht an der Malerei der Alten und der Neueren diese Wahrheit anschaulich. Durch viele Gemälde, von denen wir glaubhafte Beschreibungen in mehreren alten Schriftstellern besitzen, sucht der Verfasser zu beweisen, wie das äußere und die innere Bedeutung der malerischen Kunstwerke der Alten ganz verschieden von den unsrigen gewesen. Das Eigenthümliche der alten Malerei wird ins Besondere in Symbolik gesetzt, welchen Charakter der alten Malerei der Verfasser von der, mit ihr in aufsteigender Verwandschaft stehenden Hieroglyphik ableitet. Aus dem Philostrat, dem Plinius und andern hat er die Beschreibungen antiker Gemälde entlehnt, um darzuthun, daß die Malerei der Alten in dem Kreise der anthropomorphistischen Naturanschauung und in der Fabelwelt sich bewegt, daß sie symbolisch in einem weitern Sinne gewesen. Wir würden eine Ungerechtigkeit begehen, erwähnten wir nicht, daß Herr Hofrath Böttiger in seiner Erklärung der Vasengemälde und seinen andern, auf diesen Gegenstand Bezug habenden Schriften, schon dieses Charakteristische der alten Malerei sehr hervorgehoben. Unsere Malerei konnte diesen Charakter sich nicht aneignen. Die in den heiligen Büchern niedergelegte Symbolik, so wie die moralische Allegorie, deren sich einige unserer Maler bedient, sind nicht in Vergleich zu setzen mit dem unendlichen Reichthum hellenischer Naturerscheinung und hellenischer Fabelwelt. Das innere Leben der antiken Malerei finden wir mit dem Verfasser sehr wohl bezeichnet in dem, angeblich von Simonides herrührenden Spruche, daß die Malerei eine stumme Poesie sey. Die von Lessing gegen diesen Ausspruch aufgestellten Sätze werden zwar in ihrer ganzen Ausdehnung nicht aufgehoben aber doch sehr eingeschränkt in Bezug auf alte Malerei durch das Charakteristische derselben. Lessing hatte unstreitig die neue Malerei während seiner Untersuchung im Sinne; das unendliche Reich der alten war dem scharfsinnigen Manne noch nicht bekannt genug. Lessing wird immer Recht behalten, daß keine Iliade in einem Gemälde darzustellen ist, oder auch nur ein Gesang derselben vollständig; aber Unrecht hatte er, und es zeigt von seiner Unbekanntschaft mit der alten Malerei, wenn er z. B. behauptete, daß die eigentlichen Gegenstände der Malerei Körper, mit ihren sichtbaren Eigenschaften sind; daß die Darstellung der Kunst immer nur einen einzigen Augenblick zeigt u. s. w. Wie metaphorisch die Gemälde der Alten zum Theil dagegen waren, wie sie Flüsse, Berge, Städte, Seen völlig anthropomorphisirten, ja sie sogar anthropopathisirten, hören wir von mehreren alten Schriftstellern; eben so wie mehrere der alten Gemälde im weitern Sinne dramatisch genannt zu werden verdienen. Man begegne uns hier nicht mit einem aprioristischen Ideal der Kunst: wir setzen den Kunstsinn der Griechen bei weitem über die Misgeburten unserer Stubenphilosophen.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 23. September 13.

Histoire des évènemens de la Grèce, depuis les premiers troubles jusqu'à ce jour, par M. C. D. Raffenel. A. Paris 1822.

Es ist dies das erste größere, höchstwichtige Werk über den Kampf der Griechen gegen ihre Tyrannen, soweit sich die Daten desselben, der auf einem so verschiedenen Schauplatze gekämpft wird, zu einem ganzen Gemälde schon jetzt verschmelzen lassen: Darstellungen über einzelne Partien dieser Insurrection gibt es wohl schon, wie z. B. über den Krieg in der Moldau und Walachei bis zum Mai 1822 bereits vier Broschüren erschienen sind. An Zusätzen und sogar an Verbesserungen möchte es freilich selbst hier nicht fehlen, so sehr auch der Verfasser, welcher unter dem Personale eines französischen Consulats in der Levante hauptsächlich in Smyrna sich aufgehalten zu haben scheint, bemüht gewesen ist, an allen Puncten des Kriegsschauplatzes unparteiischen Männern das Amt seiner Correspondenten aufzutragen, und von Augenzeugen und Reisenden über einzelne Begebenheiten an einzelnen Orten Erkundigungen einzuziehen. S. XVIII. Daß ihm demnach besondere Hülfsmittel zur Ausführung seines Planes zu Gebote standen, kann mit Berücksichtigung aller und jeder hier mitwirkenden Umstände nicht geläugnet werden. Das Streben nach Unparteilichkeit ist in allen Darstellungen des Verfassers durchaus unverkennbar: sein Lob und sein Tadel sind auf keine Partei beschränkt (man vergl. z. B. S. 140 Anm.), wenn gleich er im hohen Gefühle für Wahrheit und Recht seinem lebhaften Interesse für die heilige Sache der Griechen nicht selten die Sprache edler Begeisterung leiht. Freilich muß man sich darüber wundern, wenn man S. XVII. der Vorrede erfährt, daß Raffenel Redacteur des in Europa wegen seines Türkenthums verrufenen spectateur oriental gewesen ist, und noch mehr werden sich die Türken in Europa wundern, die diesen türkischen Beobachter für das Organ des Divans hielten. Allein jener Umstand trägt nur dazu bei, den hier mitgetheilten Nachrichten um so mehr Glauben beizumessen, da er zugleich Raffenel zur Pflicht machte, die Begebenheiten mit strenger Aufmerksamkeit zu verfolgen und dieser sich nun ganz offen über den Grund jenes Türkenthums, das nur scheinbar gewesen ist, S. XVIII. also erklärt: „Dans l'empire Ottoman et sous le glaive du despote un journal, qui eût osé se constituer l'apologiste de l'insurrection, eût, à coup sûr, en exaspérant les Grecs, attiré de nouveaux maux sur la tête des Hellènes; il eût même compromis l'existence du redacteur. Il fallut donc éviter ce double écueil, sans renoncer au seul moyen d'éclairer l' Europe sur la marche de cette grande révolution; le journal fut continué dans un esprit favorable, en apparence, au pouvoir dominant: la situation des redacteurs et l'état même des choses en expliquent assez la raison." Ob dadurch alles das Gehässige, was gegen die Griechen und ihre Sache im spectateur oriental gesagt worden, genugsam entschuldigt ist, und ob so manche Entstellung der Wahrheit durch obige Rücksichten in der That bedingt gewesen, überlassen wir billig eines Jeden Urtheile. Wie aber werden jene Worte auf ein gewisses Blatt wirken, das fast alle seine Nachrichten aus dieser Quelle schöpfte und sie für officiell hielt, und das nun so sehr getäuscht wird! — Wer seit Ausbruch der griechischen Insurrection die öffentlichen Blätter über diese große Angelegenheit mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird hier auf manche Berichtigung der dort mitgetheilten Nachrichten stoßen (S. XIX), und niemand kann wohl zweifeln, wem mehr zu glauben sey. So weicht z. B. das, was wir aus den Zeitungen über das Zusammentreffen der griechischen und türkischen Flotten wissen, von den hier gegebenen Berichten gänzlich ab, indem Raffenel S. 352 ausdrücklich erklärt, daß bis Januar 1822 keine Seeschlacht Statt gefunden habe. Aber so detaillirt — oft zu detaillirt! — auch die Schilderungen sind, so vermißt man doch nicht selten eine größere Genauigkeit, wie z. B. die Data der Begebenheiten leider nicht immer angegeben sind — zumal hier ein unerläßliches Erforderniß! Aber ein ganz ausführliches Werk über die Geschichte dieses Kampfes ist jetzt noch unmöglich; es ist auch wohl zu erwarten, daß der griechische Senat selbst für die Bekanntmachung derselben Sorge tragen wird.

In der Vorrede macht Raffenel allgemeine Betrachtungen über Griechenlands früheren schrecklichen Zustand unter der türkischen Regierung — die Zweifel gegen die Behauptung einer grausamen Behandlung der Griechen, die er einst selbst als Redacteur des spectateur oriental dagegen erhoben hatte, widerlegt R. S. 34—36 Anm. — und über einzelne Versuche, wie des unglücklichen, durch schändliche Verrätherei aufgeopferten Rhigas, zur Befreiung der Griechen, geht dann auf die Mittel über, welche er bei Ausführung seines Planes, die Geschichte des Kampfes zu bearbeiten, benutzt hat, und schließt das Vorwort damit, daß er die, welche es gewagt haben, das edle Streben der Griechen in einem gehässigen Lichte darzustellen und sie zu verleumden, der gerechten Verachtung Preis gibt.

In der Darstellung des Kampfes selbst hat der Verf. die synchronistische Methode gewählt und das, was zu Einer Zeit an verschiedenen Puncten des Schauplatzes sich zugetragen hat, in einem Capitel vorzutragen gesucht; ein gewisser Mangel an gehöriger Ordnung und genauer Beobachtung der Chronologie in den Mittheilungen des Factischen war davon eine natürliche Folge, obgleich auch die Beibehaltung der Zeitfolge, in Bezug auf eine und dieselbe Provinz, Stadt, Insel und drgl. etwas mislich gewesen wäre. Die Geschichte des Kampfes ist in achtzehn Capiteln bis zur Eroberung der Insel Chios durch den Kapudan Pascha, also bis Juni 1822, enthalten, deren Inhalt wir nun durch Bemerkung der wichtigsten Thatsachen in jedem Capitel zur Uebersicht des ganzen Kriegs angeben wollen.

Das erste Capitel entwickelt die verschiedenen Ursachen des Aufstandes der Griechen: diese hat niemand besser und mit mehr Scharfsinn, als Coray in seinem Mémoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce von 1803 auseinandergesetzt, wenn schon seitdem Manches sich ereignet hat, was auf Griechenland nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Es wäre allerdings zu wünschen, daß der Veteran der neugriechischen Literatur in einem neuen Memoire seine weitern Beobachtungen über Griechenland bekannt machte. Das zweite Capitel schildert vorerst den Beginn des Aufstandes in der Walachei durch Theodor, und in der Moldau durch Alex. Ypsilanti im Monat März; jener scheint zufällig mit diesem in dieselbe Zeit gefallen zu seyn, so wie auch Theodor andere Absichten hatte, als Ypsilanti. S. 16 Anm. findet man einige Gründe angegeben, warum diese Provinzen zum ersten Schauplatze des Kampfes von Ypsilanti gewählt worden: sind diese auch nicht die einzigen und wohl auch nicht durchgängig wahr, so ist doch der Krieg in jenen nördlichen Provinzen der Türkei, auch bei dem traurigen Ausgange desselben, für das eigentliche Griechenland von dem größten Nutzen gewesen. — Der Plan zum allgemeinen Aufstande der Griechen, dessen Ausführung auf den 6ten März bestimmt gewesen, wird in Constantinopel entdeckt,

und unzählige Hinrichtungen finden darauf Statt. S. 19—23. Die Unruhen wiederholen sich mit der größten Wuth und Rohheit den 19ten und 20sten April. Der Patriach Gregorios und drei Erzbischöfe werden am ersten Osterfeiertage unschuldig hingerichtet, was jedoch erst im vierten Capitel mitgetheilt wird. Im dritten Capitel wird, nach vorausgeschickter Beurtheilung der Politik der europäischen Cabinette in Betreff dieser Angelegenheit, vom Ausbruch der Insurrection im Peloponnesos berichtet; die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara vereinigen ihre Schiffe zur Verfechtung der gemeinschaftlichen Sache des Vaterlandes und suchen die andern Inseln des Archipelagos dafür zu stimmen S. 32—56: blutige Scenen in Smyrna zu Anfang April S. 46—59, — Demetrios Ypsilanti landet in Hydra und begibt sich nach dem festen Lande, um das Obercommando zu übernehmen. Das vierte Capitel erzählt umständlich die Ermordung des Patriarchen, mit einigen tadelnden Bemerkungen über das Benehmen der auswärtigen Gesandten in Folge jener Gräuelthaten, nebst wenigen Notizen über ihn selbst. Die Unruhen und Hinrichtungen in der Hauptstadt, so wie die Zurüstungen zum Kampfe zu Wasser und zu Lande, dauern fort. Fünftes Capitel. Eine türkische Armee rückt in die Walachei, und den 16ten April in Bucharest ein S. 84—89; Gräuel in Adrianopel, und Anarchie in Smyrna S. 89—92; Die Senate der griechischen Inseln verbieten alle Feindseligkeiten gegen christliche Schiffe unter Androhung der Degradation und sogar der Todesstrafe: N. gibt ein Beispiel der Uebertretung und Vollstreckung dieses Gesetzes S. 92—98. Vorgänge im Peloponnesos. Negroponte pflanzt die Fahne der Freiheit auf. Sechstes Capitel. Die besonders wegen ihres geräumigen Hafens wichtige Insel Milo, nicht weit von Hydra, erklärt sich für die Sache der Freiheit S. 111—115; Grausamkeiten der Griechen gegen die Juden und Türken in Folge der schmählichen Ermordung des Patriarchen, S. 115 ff. Mag man auch daraus den Griechen, von denen übrigens nur Individuen ihn verdienen können, einen Vorwurf machen, so muß man doch stets ihren frühern Zustand und den Charakter des gegenwärtigen Kampfes wohl berücksichtigen! — Die französischen Agenten in der Levante zeichnen sich durch ihre Humanität und Energie bei Rettung der Unglücklichen auf Tine, Naxos S. 121—122 und Smyrna S. 129 ff. aus, bei letzterer besonders der Commandant der Station M. le Normand de Kergrist; und so gewiß vorzüglich die französischen Consuln ein solches Lob ihrer Menschlichkeit verdienen, so unangenehm sind doch hier die so oft (z. B. S. 324 Anm.) wiederkehrenden Lobeserhebungen, wiewohl sie in dem Munde eines Franzosen doppelt verzeihlich sind. Die drei Hauptsitze der griechischen Seemacht sorgen durch Befestigung ihrer Häfen für ihre Sicherheit, und mittelst der Verordnungen der Senate auf denselben werden zweckmäßige Maßregeln zur Vertheilung der Flüchtigen getroffen S. 124—127. Die ersten Zusammenkünfte des freien Griechenlands durch Abgeordnete der befreiten Städte und Inseln in Kalamata und Argos endigen in Folge der Uneinigkeiten mehrerer Parteien ohne Nutzen für das Gesammtwohl S. 132—134. Siebentes Capitel. Der Kampf wüthet in ganz Griechenland bis Makedonien. Die Griechen vernichten in Epiros und im Peloponnesos drei türkische Heere; Patras wird vom Erzbischof Germanos nach blutigen Gefechten eingenommen, aber bald darauf wieder verloren S. 135—146. Die Insel Samos tritt der Sache des Vaterlandes bei; die Einwohner sind von dem besten Geiste beseelt, und es wird eine regelmäßige Miliz organisirt, die durch ihre häufigen Landungen in Asien die Türken, die es nicht wagen, im offenen Felde sich ihnen entgegen zu stellen, zu Repressalien an den Griechen Kleinasiens reizt, dadurch aber an Kühnheit gewinnt, und in der Kriegskunst sich muthig übt S. 146—155. Die türkische Flotte, aus 5 Linienschiffen bestehend, läuft aus den Dardanellen aus, um die der Griechen zu zerstören; aber sie flieht vor einigen Abtheilungen derselben in den Hafen von Metelino S. 156—161. „Quelle différence, bemerkt hier Raffenel sehr richtig, und die Folge hat es bestätigt, entre les équipages des navires des Grecs et ceux de la flotte ottomanne! ceux-ci, composés au hasard, n'offraient qu'un monstrueux mélange; ceux-là, formés avec soin d'hommes choisis, tous exercés par plusieurs années de navigation, tous de la même patrie, parlant le même langage, ne faisaient qu' un seul corps étroitement uni par les mêmes interêts et les mêmes sermens." — Bolvina (andere nennen sie Bublina), von der Insel Spezzia, erhebendes Beispiel des Enthusiasmus der Griechen, bemannt drei Schiffe gegen die Lyrianen S. 161, 162. Achtes Capitel. Die Türken Kleinasiens rüsten sich zur Unterjochung von Samos, aber les hordes, qui devaient soumettre cette île, trouvèrent plus facile de faire une conquête sans combattre; sie morden, brennen und verwüsten alles in den Umgegenden Smyrnas: Die Stadt Scala Nuova wird ganz von ihnen zerstört S. 163—175. Vier griechische Zweimaster verbrennen ein Schiff von der türkischen Flotte von 74 Kanonen im Golf von Adramitty an der Küste Asiens, worauf die andern vier eilig Metelino verlassen und in die Dardanellen zurückkehren. S. 175—182. Neuntes Capitel. Die Samier greifen Chios an, und eilen der reichen Stadt Aiwali oder Kydonies in Asien zu Hülfe, die darauf den 15ten Juni von den Türken von Grund aus zerstört wird S. 187—202. Die Vorwürfe, welche hier Raffenel den Einwohnern dieser Stadt, in Folge der gänzlichen Vernichtung ihres Ortes, macht, nämlich daß sie nicht neutral geblieben, scheinen größtentheils ungerecht zu seyn, wenn gleich es nicht unwahr ist, was er S. 201 sagt: le sort des Grecs d'Asie est de rester neutres. Aber hier wurden sie in ihrem Eigenthume angegriffen: was hätte es ihnen für die Zukunft geholfen, wenn sie sich auch mit großen Aufopferungen den Umständen unterworfen hätten? Bei ihrer Lage mußten ihre Reichthümer Grund genug für die raubsüchtigen Türken seyn, sich jener auf jede Art zu bemächtigen. — Auf dem festen Lande Griechenlands wird Athen von den Türken wieder erobert; in Makedonien bricht der Aufstand im Rücken Salonichis aus, worauf die Griechen sich auf der Halbinsel von Cassandra verschanzen und furchtbaren Widerstand leisten: die Festung Napoli di Malvasia an der östlichen Küste des Peloponnesos wird enge eingeschlossen, und die Besatzung muß sich, durch wüthenden Hunger gezwungen, Anfangs August an die Griechen ergeben S. 202—212. Im zehnten Capitel betritt der Leser wieder den Kriegsschauplatz in der Moldau und Walachei, um ihn bald ganz zu verlassen. Der Verrath hat hier sein Lager aufgeschlagen: Theodor wird auf Befehl Ypsilanti's hingerichtet; die Verrätherei des Caminar Sava bei Tergowist hat die Vernichtung der heiligen Schaar zur Folge, und in Verbindung damit endigen die Treulosigkeiten des Ducas, Caravia, welche alle Ypsilanti in seiner Proclamation gebrandmarkt hat, den Feldzug im Norden der Türkei, dem sich, bei manchen von Ypsilanti allerdings begangenen Fehlern, innere und äußere Hindernisse vom Anfange an entgegensetzten. Der unglückliche Feldherr flieht die Gastfreundschaft Oesterreichs an und wird darauf gefangen in eine ungarische Festung gesetzt. S. 213—232. — Auch Cypern und Rhodus werden die Beute schrecklicher Grausamkeiten und Verwüstungen durch die Turken. S. 232—239. Die Flotte verläßt den 14ten Juli, 32 Kriegsschiffe stark, zum zweitenmale die Dardanellen und segelt nach Samos, von den griechischen Schiffen verfolgt; nach einer mit schlechtem Erfolg versuchten Landung auf dieser Insel begiebt sie sich nach Stanchio. Eilftes Capitel. Die Anarchie steigt in Smyrna Anfangs Juni bis auf den höchsten Grad: die Türken, qui savaient mieux se servir

de leurs armes contre des malheureux sans défense, morden sogar einige ihrer eigenen Obrigkeiten: Beispiele turkischer Grausamkeiten S. 256—258, und französischer Großmuth, so wie schändliches Bubenstück des meineidigen Pascha, nicht ohne Theilnahme des englischen Consuls (S. 263, ausgeführt. S. 263 erzählt uns Raffenel seine eigene wunderbare Errettung aus den Händen der Türken. Zwölftes Capitel. Der russische Gesandte in Constantinopel — es ist wohl nicht ganz richtig, wenn Raffenel sagt: il militait en faveur des Grecs innocens; wenigstens nach den Resultaten zu urtheilen, sind diese Klagen nicht mit Energie geltend gemacht worden — beschwert sich über die von Seiten der Pforte geschehenen Verletzungen der Tractate mit Rußland, und vorzüglich drehen sich die Verhandlungen um den Punct der tractatenwidrigen Besetzung der Moldau und Walachei durch die Türken: die andern Puncte, wegen welcher Rußland Genugthuung verlangt hatte, sind ja bis auf den heutigen Tag impune, und ohne daß deren Erledigung mit Nachdruck gefordert worden wäre, von der Pforte nicht erfüllt worden, wenn schon im Beginn der gegenseitigen Verhandlungen Stroganoff erklärt hatte, daß wenn die Pforte die gerechten Forderungen Rußlands in Betreff der unter seinen Schutz gestellten Unterthanen des Sultans nicht befriedigte, le sultan se mettait en guerre ouverte avec l'empereur. Ueber manche Puncte dieser diplomatischen Verhandlungen muß man gegenwärtig nach Verlauf eines Jahres in der That sich wundern, so z. B. über das, was der russische Ambassadeur nach S. 285 von den Worten un système bis gouvernement turc dem Divan vorstellt, wovon doch bisher das Gegentheil geschehen ist. Aber wohl den Griechen, daß es nicht so gekommen ist, als man früher erwartete! Die ganzen Verhandlungen bis Anfang September 1821 füllen dieses Capitel von S. 278 bis 311. Dreizehntes Capitel. Die unter dem 5. August durch den neuen Patriarchen den Griechen, während die Grausamkeiten fortdauern, angebotene Amnestie wird verworfen S. 311—317. Im Peloponnesos gewinnt alles nach und nach eine bessere Form und mehr Festigkeit: der Erzbischof Germanos rückt gegen das Ende Juli wieder vor Patras und nimmt es mit Sturm; in Livadien und Thessalien kämpfen Odysseus und Perräos; Navarin an der westlichen Küste des Peloponnesos mit einem trefflichen Hafen ergibt sich den ersten August, und Napoli di Malvasia den dritten August; die besonders nach Einnahme der letztern Stadt an den Türken begangenen Grausamkeiten der Griechen erbittern den Demetrios Ypsilanti, und in einer kräftigen Proclamation wirft er ihnen das Schändliche dieses Benehmens vor, nicht ohne einflußreiche Folgen für die Truppen. S. 318—332. Das vierzehnte Capitel beginnt mit einer Schilderung der schrecklichen Behandlung, die die Griechen auf Kandia von den Turken, welche durch ihre Raub- und Mordsucht berüchtigt sind, bisher haben erdulden müssen: sie empören sich, gereizt durch ungerechte Forderungen dieser, gegen ihre Tyrannen; die muthigen Sphacchioten leisten in ihren Gebirgen tapfere Gegenwehr und dringen bis Kanea vor, wo sie die Türken einschließen. S. 333—349. — Vorgänge an der Küste Asiens zwischen einigen griechischen und türkischen Schiffen zum Vortheile jener, Anfang September, worauf, nach mislungenem Versuch der Griechen, die feindliche Flotte mittelst Brandschiffe zu vernichten, diese nach dem Peloponnesos segelt. Sie zerstört die griechische Stadt Gälaxidi den zweiten October, nimmt einige kleine Schiffe der Griechen, befreit die seit dem Beginn des Krieges bei Prevesa blockirte Escadre und schlägt im Triumph über diesen erfochtenen Sieg den Weg nach Constantinopel ein. 349—356. Neue blutige Auftritte auf Cypern im October. 366—359. Funfzehntes Capitel. Die türkische Flotte segelt, ohne einen Angriff zu wagen, bei Hydra und Tine vorbei und langt mit ihren Tropäen in der Hauptstadt an. 360—64. Patras wird wieder von den Türken erobert und von den Engländern, trotz der verheißenen Neutralität, verproviantirt; (S. 323 Anm.) Tripolizza aber von Kolokotroni und Kephalas den 3. October mit Sturm genommen. Grausamkeiten der Sieger und wohlthätige Folgen der Eroberung dieses wichtigen Platzes für die Sache der Griechen 364—74. Vorgänge in Thessalien und Makedonien; die Unruhen in Servien und Bosnien sind ohne Bedeutung und enden schnell; aber auf der Halbinsel von Cassandra vertheidigen sich die Griechen immer noch mit Gluck und schlagen den 9ten November den Pascha von Salonichi zurück. 364—379. In Armenien fällt der Schach von Persien ein und bringt bis Erzerum vor. — 381. Sechzehntes Capitel. Die Halbinsel von Cassandra wird endlich den 12. November nach langem verzweifeltem Widerstande der Griechen mit Sturm erobert; die vom Berg Athos ergibt sich mit Capitulation, und die Insurrection in Makedonien wird durch die strenge Milde des neuen Pascha von Salonichi, Abdulubud unterdrückt. S. 382—387. Die griechische Flotte kehrt nach Hause; auf Kandia erringen die Griechen wichtige Vortheile und belagern Kanea, das furchtbare Hungersnoth leidet. 387—95. Die kritische Lage der Pforte wird bedenklicher durch das weitere Vordringen der Perser 397—99, aber es bleiben den Türken Freunde in der Noth: die Engländer wagen es auf den ionischen Inseln, auch auf blutigen Wegen, die Bande der Natur auf die Autorität einseitiger Verträge hin auflösen zu wollen S. 399. 400. Siebenzehntes Capitel. Die Griechen fahren Ende des Jahres 1821 fort, Athen zu belagern und geben bei dieser Gelegenheit einen auszeichnenden Beweis der Erkenntlichkeit ganz Griechenlands für den Commandanten der französischen Fregatte l'Echo, le Normand de Kergrist, so wie die Türken dabei einen seltenen Beweis ihres Edelmuths ablegen S. 401—406. Der Sitz des Gouvernements wird der Sicherheit wegen von Argos nach Epidaurus verlegt; die griechischen Kapitaine Rhangkos, Botziaris und Hiskos dringen bis Arta vor und nehmen es den ersten December mit stürmender Hand. S. 407—413. Die Citadelle von Theben ergibt sich an die Griechen; in Thessalien kämpfen Odysseus und Pallaskas und treiben die Türken bis Larissa; im Peloponnesos wird das erste Jahr der Wiederherstellung Griechenlands mit der Einnahme Korinths beschlossen. Achtzehntes Capitel. Die Feindseligkeiten zu Wasser beginnen wieder im Januar: die türkische Flotte segelt nach den Küsten des Peloponnesos, stets von den Griechen beobachtet. S. 418. 419. Den 5. Februar wird endlich durch Verrätherei und Meineid — im offenen Felde war es den feigen Türken nicht möglich gewesen — Ali Pascha von Janina heimtückisch ermordet; der fanatische Enthusiasmus der Muselmänner freut sich dieses neuen Verbrechens, aber der Tod des Ali bringt ihnen keinen Segen S. 420—428. Die provisorische Regierung Griechenlands legt ihren Sitz nach Korinth, nachdem am ersten Januar 1822 zu Epidaurus die Unabhängigkeit Griechenlands feierlich proclamirt worden, und ein Beschluß über seine Verfassung zu Stande gekommen war, von Mauro Kordato, als Präsidenten des hohen Raths und 58 Mitgliedern des Congresses, unterzeichnet. Dieser Beschluß, ein merkwürdiges Actenstück, und das wichtige Resultat der Kriegsthaten des ersten Jahres und der Berathungen des Congresses, ist hier S. 429—440, bestehend aus 102 Puncten, mitgetheilt. — Die beiden Flotten treffen bei Zante den 2. März, und bei Navarin den 7. März zusammen; die türkische wird auf der Rückkehr vom Sturm nach den Küsten Aegyptens geworfen S. 441—45. Die Samier landen auf Chios und vertreiben die Türken; in Smyrna entstehen in Folge dieser Expedition neue Unruhen, bis endlich der Kapudan Pascha mit der Flotte erscheint und, statt die Insel zu unterjochen, mit Feuer und Schwert sie verwüstet und die schändlichsten Grausamkeiten begehen läßt, sich selbst aber und

seinem Machthaber ein Schandmal für Mit- und Nachwelt aufrichtet S. 445—450. Wie dieser Wüthrich, so sehr auch ein gewisses Blatt ihn als ein Muster der Milde zu schildern bemüht gewesen ist, für seine Schandthaten belohnt, und wie einige beherzte griechische Jünglinge durch eine echtspartanische That die Bewunderung der Gebildeten an die Sache ihres Vaterlandes gefesselt haben, wie in Folge dieses welthistorischen Ereignisses die Angelegenheiten Griechenlands einen hohen Schwung erhalten haben, ist nach der Zeit bekannt worden. Raffenel konnte uns dies nicht mittheilen; wohl aber vermissen wir unter andern das berühmte Manifest des griechischen Senats, wodurch die von den Türken noch besetzten Küsten Griechenlands in Blokadezustand erklärt worden, von welcher Erklärung der wackere Krug nicht mit Unrecht das factische Daseyn eines in den europäischen Staatenkreis wieder eingetretenen griechischen Volkes datiren zu können glaubt. Ainsi le soleil d'une nouvelle année éclaire l'independance de toute la presqu'île du Péloponèse et des régions adjacentes, qui forment la Grèce des anciens: les couleurs de l'esclavage, reléguées au delà des cimes de la Thessalie, ne souillèrent plus cette contrée malheureuse. Depuis sa soumission aux Turcs il y était survenu bien de secousses insurrectionelles; mais elles n'avaient jamais été portées si loin. Encore un peu de constance et d'énergie et nous verrons cette liberté, si chèrement acquise, établie sur des bases plus solides que l'odieux pouvoir du tyran (S. 416).

In den allgemeinen Betrachtungen, die von S. 450—459 folgen, erklärt sich Raffenel unter andern vorzüglich über die Vorwürfe, die man den Griechen wegen der begangenen Grausamkeiten macht, und weiset sie zurück, als nicht völlig gerecht, verbreitet sich dann über die Politik Europas bei dieser Sache und die menschenfreundliche Rolle Frankreichs, die es bei diesen Scenen barbarischer Wuth und roher Mordsucht durch den Contreadmiral Halgan vertreten hat; ferner über die muhammedanische Religion, die allerdings nicht mit Unrecht (man sehe auch de Prabt über Griechenland u. s. w. von Dr. Lindner übersetzt S. 49 Anm. 123 Anm.) die toleranteste genannt wird; aber die nicht zu bestreitende Intoleranz der Türken ist eine Folge ihres Stammcharakters und liegt nicht im Geiste des Korans, u. s. w. In der Skizze von Constantinopel S. 460 ff. ist besonders zu Ende S. 468 ff. die wichtige politische Frage erörtert und entschieden, wer künftig Constantinopel besitzen soll? entweder die Griechen, oder eine in Rumilien zu errichtende unabhängige Macht, oder die Türken.

Dies haben wir für das Wichtigste gehalten, um es hier kurz anzudeuten; die Wichtigkeit des ganzen Werkes selbst wird dadurch hinreichend erwiesen seyn. Es ist keine trockene chronikenartige Erzählung bloßer Thatsachen; die Behandlung ist so, wie man sie von einem gebildeten Franzosen erwarten kann: interessante Bemerkungen über einzelne Puncte aus der Verfassung des türkischen Reichs, wozu der lange Aufenthalt des Verfassers in demselben ihm ein Recht und öftere Gelegenheit gibt, und die verschiedenen Hülfsmittel der kämpfenden Parteien und ihre Charaktere, ausführlichere Skizzen z. B. von Smyrna S. 48 ff, der Insel Milo S. 111 ff., der Stadt Aiwali S. 193 ff., Mittheilungen über die Verhältnisse der Griechen zu den Katholiken, S. 96 u. a. m. sind eingestreut, und das Gewand, in welches dies alles gekleidet, ist durchaus edel. Besonders machen wir noch auf die sehr wichtigen Ansichten (S. 185. 186.) über diejenigen, die, aus Griechenland zurückgekehrt, nun ihren Urtheilen über die Lage der Dinge den Maßstab ihrer frühern Anforderungen und Erwartungen und jetzigen Gefühle anlegen, aufmerksam. Wir haben einen Brief eines edlen Deutschen aus dem Peloponneses vor uns liegen, der uns sehr tiefe Blicke in die Herzen jener Abenteurer thun läßt und ihr schändliches Benehmen gegen die Griechen trefflich charakterisirt. „So Manche, heißt es da unter andern, haben das nicht gefunden, was sie erwarteten und sind zurückgekehrt und werden jetzt wohl im Vaterlande ein großes Jammergeschrei anstimmen. Die Griechen können nicht mehr thun, als sie vermögen, und das leisten sie. Wer aber nicht ausharrt und nicht mit den Verhältnissen zufrieden ist, dem fehlt die Tugend der Ausdauer, und das Gefühl der Billigkeit." — Dem Ganzen ist endlich noch eine Charte der europäischen Türkei, mit den Inseln Kandia und Cypern nach Süden zu, beigefügt, zur Uebersicht des Kriegsschauplatzes, von deren Genauigkeit aber wenigstens das kein gutes Zeugniß gibt, daß die Insel Hydra namentlich nicht aufgeführt worden ist. Doch was muß man nicht der französischen Leichtigkeit verzeihen!

Diesem allen und dem Tadel, den wir hier und da aussprechen zu müssen glaubten, fügen wir noch Folgendes über einige falsche Ansichten des Verfassers hinzu; alles läßt sich hier nicht erschöpfen, so verschieden auch bisweilen die Meinungen bei manchen Urtheilen Raffenels seyn durften. Ein treffliches Mißverständniß hat sich bei den Berichten über den Feldzug in der Moldau und Walachey eingeschlichen: R. nennt die Griechen nicht Hetäristen, wie sie sich selbst bezeichnen, sondern Äthäristen, und sagt über den möglichen Grund dieser Benennung folgendes: „il serait assez difficile, de rendre exactement le sens, que les Moldaves attachaient à ce mot: ils voulaient exprimer par-là toute la pureté de leurs vues, tout le sublime de leur entreprise, si je puis m'exprimer ainsi. C'est le mot grec „aether" dans toute sa force." (S. 25 Anm.) Der weitern Widerlegung dieser Vermuthung und Erklärung des Namens: Hetäristen, dessen wahren Ursprung der Zeit nach wir jedoch wohl wissen möchten, bedarf es hier nicht. Wenn Raffenel ferner in den Bemerkungen über Constantinopel S. 461 den Bau der Sophienkirche dem Kaiser Constantin d. Gr. zuzuschreiben scheint, so irrt er, indem sie wenigstens unter Justinian vollendet worden ist; eben so ist zu bemerken, daß Constantin seine Residenz nach Byzanz nicht nur wegen der schönen Lage dieser Stadt, sondern auch und besonders aus politischen und religiösen Gründen verlegt hat. Endlich machen wir darauf aufmerksam, das S. 465. Z. 15 statt l'empire d'Occident es d'Orient heißen muß.

Wir wünschen schließlich, daß Raffenel das begonnene Werk fortsetzen und uns von den fernern Anstrengungen der Griechen zur Erkämpfung ihrer Freiheit und politischen Existenz, so wie hier, Rechenschaft ablegen möge! 14.

Miscellen.

Der Graf Camillo Borgia hat drei Jahre im Staate von Tunis zugebracht und die Lage von 250 Städten und Flecken ausgemittelt, die im Alterthum berühmt waren. Als er im Begriff war, nach Italien zurückzukehren, wurde er von der Pest befallen und starb in Africa. Aber glücklicherweise haben sich die Papiere dieses Reisenden wieder gefunden, und der dänische Consul hat sie der Familie des Verstorbenen zurückgesandt. Seine Wittwe die Gräfin Adelaide ist gesonnen, diese wichtigen Reisebeobachtungen zum Druck zu befördern. Welche neue Aufschlüsse wir darin zu erwarten haben kann schon daraus hervorgehen, daß nach dem Grafen Borgia alle Reisende die Lage des alten phönicischen Karthago unrichtig bestimmt haben, weil sie das unter den römischen Kaisern wieder erbauete Karthago damit verwechselten. Die noch übrigen Ruinen des alten Karthago muß man im Nordwesten der Halbinsel suchen, indeß die Trümmer des von den Römern neu aufgebaueten Karthago südöstlich belegen sind. Diese Entdeckung hat der dänische Gelehrte Herr Estrup in einer Abhandlung mit vieler Sachkenntniß entwickelt.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 212.

14. September 1822.

Darstellung der neuen Entdeckungen über die Elektricität und den Magnetismus von Oersted, Arago, Ampere, Davy, Biot, Ermann, Schweigger, de la Rive u. s. w. durch Ampere und Babinet. Aus dem Französischen. Leipzig, Voß, 1822. 118 Seiten. gr. 8. 2 Kupfertafeln.

Während die Physik sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß es Oersted und seinen Nacheiferern gelungen seyn dürfte, die widerspenstigen Dämonen elektrischer und magnetischer Theorie in den Zauberkreis der Mathematik zu bannen, scheinen diese Geister der Nacht schon wieder durch die Oeffnung des Zweifels entkommen zu sollen, den ein Ungenannter in den tübinger Literaturblättern *) gegen Ampere's sinnreiche Hypothese erhoben hat. Indeß ist der Beschwörungsproceß damit noch nicht geschlossen, und die vorliegende Schrift darf daher einstweilen als ein interessanter Status causae betrachtet werden, dem der Verleger, privatbrieflichen Versicherungen zu Folge, den Statum controversiae so bald als möglich nachfolgen lassen will, wonächst die Sache dann als spruchreif anzusehen seyn und es nur noch darauf ankommen wird, einen competenten Gerichtshof auszumitteln. Ist dieser endlich gefunden, so wird gegenwärtiger Deduction ihr ganzes Recht durch volle Anerkennung des Verdienstes widerfahren, aus einer großen Zahl zerstreuter Actenstücke das Wesentliche übersichtlich und unter einem bestimmten Gesichtspuncte zusammengestellt zu haben; und auf diesen Grund dürfen wir sie nicht nur jenen künftigen Richtern über wissenschaftliches Fortleben oder Vergehen, sondern auch solchen physicalisch-juridischen Dilettanten empfehlen, die, um ein Gleichniß zu wählen, ohne sich über Fonk zu Cöln ein definitives Schuldig oder Unschuldig zu erlauben, doch die interessante Darstellung seines Processes in den „Packpapieren" (einem andern, aus der neuesten Journalistik bekannten und in seiner körnigen Kürze nicht weniger wohlgewählten Ausdrucke) mit Vergnügen lesen. —

Lage der Sache selbst, sowohl im experimentalen, als hypothetisch-theoretischen Sinne, dürfen wir bei unsern Lesern als vollständig bekannt voraussetzen; aber in Absicht des Gesichtspunctes, hat sie in der vorliegenden Schrift durch die einleitende Beziehung auf den Unterschied zwischen den beiden Arten der Elektricität gewonnen: und hierauf wollen wir die Aufmerksamkeit lenken, um ihr, über die Grenzen einer bloßen Anzeige hinaus, eine bestimmte wissenschaftliche Richtung anzuweisen.

Die Verff. kündigen sich nämlich sogleich als entschiedene Dualisten an, d. h., sie postuliren das Vorhandenseyn zweier elektrischer Flüssigkeiten, die fähig sind, sich gegenseitig zu neutralisiren, und deren Verbindung, in bestimmten Proportionen, den natürlichen Zustand der Körper ausmacht. Sie finden in dieser Erklärungsart einen Schlüssel zu allen Thatsachen und, dem Probirfeuer der Rechnung ausgesetzt, Resultate, welche mit der Erfahrung übereinstimmen. Diesen beiden Arten von Elektricität müssen aber, nach ihrer Ueberzeugung (die Ref. theilt), die Benennungen der positiven und negativen, und nicht der Glas- und Harzelektricität beigelegt werden. Denn es findet, in Bezug auf sie, ganz dasselbe als in allen Anwendungen der mathematischen Analysis Statt, wo die Ausdrücke positiv und negativ zwei Arten von Größen bezeichnen, deren eine eben sowohl existirt als die andere, die aber von der Beschaffenheit sind, daß sie sich, wenn sie gleiche absolute Werthe haben, wechselseitig vernichten, und daß, im Falle ungleicher absoluter Werthe, das Resultat der Vereinigung ein, der Differenz gleicher, neuer Werth ist, der das Zeichen der überschießenden Größe trägt. Ueberdieß gewährt aber der Gebrauch beider Worte, in diesem Sinne genommen, ein Hülfsmittel, um Thatsachen unter einen allgemeinen Ausdruck zu bringen, die man, in Ermangelung desselben, nicht würde beschreiben können, ohne in das Detail aller einzelnen Fälle einzugehen. Man kann bei ihrer Anwendung z. B. sagen, daß, wenn zwei isolirte und in verschiedenem Grade elektrisirte, metallische Kugeln, von gleichen Durchmessern, in Berührung gebracht werden, nach der Trennung jede derselben eine Elektricität zeigt, die der halben Summe beider ursprünglichen Elektricitäten gleich ist; und dieser Ausdruck wird die verschiedenen Fälle in sich begreifen, wo entweder beide Elektricitäten positiv und negativ, oder wo eine positiv und die andere negativ ist und die erstere oder die letztere überschießt. Wenn ferner eine Zinkscheibe auf einer isolirten und elektrisirten Kupferscheibe ruht, so wird man den elektrischen

*) Nr. 16 und 17 d. J. — Die Einwendungen beziehen sich als Noten auf eine Relation des Dr. Nürnberger und haben noch eine andere, als wissenschaftliche Merkwürdigkeit: die Derbheit ihrer Fassung. Wir finden vielleicht Gelegenheit auf diesen mehrseitigen Gegenstand zurückzukommen.

A. d. Einsenders.

Zustand des Zinks so ausdrücken, daß man sagt, es finde zwischen ihm und dem des Kupfers, letzterer sey nun positiv oder negativ, eine constante innere positive Differenz Statt; wogegen man, bei Entbehrung jener Worte, genöthigt ist, sich für jeden Fall besonders auszudrücken. — Welche von beiden Elektricitäten man aber positiv oder negativ nennen will, das ist allerdings willkürlich, gleichwie man willkürlich diejenige Seite der Curvenaxe bestimmt, wo die Abscissen positiv seyn sollen; wonächst denn aber die der andern Seite nun nothwendig und unveränderlich als negativ angesehen werden müssen. — Dagegen drücken die Worte Glas- und Harzelektricität nicht nur die Eigenschaft beider Materien, sich gegenseitig zu neutralisiren, welche doch ihr Hauptkennzeichen abgibt, nicht aus; sondern involviren auch den Sinn, als wenn das Glas immer eine bestimmte und das Harz immer die entgegengesetzte Elektricität annehme, welche Art von Reibezeug auch angewendet wird; was jedoch, wie die Erfahrung lehrt, nicht der Fall ist. —

Fragte man den Ref. nach seinem Urtheile über diese Deduction in Sachen des positiven und negativen contra Glas und Harz, so würde er keinen Anstand nehmen, sie, mit Ausnahme einer einzigen Einwendung, meisterhaft zu nennen. Diese Einwendung trifft den Bezug auf die mathematische Bedeutung des Positiven und Negativen, welcher Bezug für den Fall gleicher absoluter Werthe beider elektrischen Materien nicht vollkommen adäquat ist. Denn in diesem Falle binden sich die elektrischen + E und — E gegenseitig nur zu einer virtuellen Unthätigkeit; wogegen, im mathematischen Sinne, +E und —E sich nicht nur ihrem gegenseitigen Einflusse, sondern auch ihrer Existenz nach zerstören, und gleiches Vermögen z. B. in Anwendung auf Tilgung gleicher Schuld nur ein Nichts, gleichviel positive Elektricität, aber nach Neutralisation gleichviel negativer, ein Etwas zurückläßt, das, seiner Realität nach, etwa mit dem, aus gegenseitiger Neutralisation des Mineralalcali, und der Salzsäure entspringenden Küchensalzes verglichen werden kann. —

II.

Ueber die neueste Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnsitzen.

(Beschluß aus No. 208.)

Uebrigens muß auch noch nicht vergessen werden, daß wenn wirklich da auch das Loos der aus ihren angestammten Wohnsitzen auf die durre Küste hingetriebenen, so gut jetzt schon ist, wie Hr. Loch es schildert, doch keine Garantie in keiner Art den Armen gegeben ist, daß nicht nach Verlauf von sieben, vierzehn oder mehreren Jahren, sie oder ihre Kinder einst von neuem, zu Gunsten irgend einer neuen Speculation, abermals aus den kaum liebgewonnenen, kaum zu einigem Ertrage gesteigerten Wohnplätzen gejagt werden. Denn, einmal der Willkür das Recht zugestanden, mit Eigenthum und Menschenwohl nach Gefallen schalten zu können, hört für immer jede Sicherheit auf, und Neuerungssucht, Geiz, Leichtsinn und Ungerechtigkeit können dann ungestraft und ungerügt ihr freches Spiel mit allem treiben, was für den Menschen hienieden Werth hat. Schaudern erregt uns aber noch — wir wollen es nicht bergen — die Gesetzgebung eines Landes, in welchem es dem Einzelnen, durch den Zufall der Geburt, Begüterten oder Hochgestellten, erlaubt ist, ganz nach seinem Willen über das Geschick von Tausenden seiner Mitbürger verfügen zu können, und wir gestehen, daß wir nicht im Stande sind, eine Verfassung zu loben, die wohl Bayonette zur Unterstützung des despotischen Vorhabens eines mächtigen Einzelnen, aber keine Ohren für die Klagestimmen von Tausenden hat. Es ist möglich, und wir wollen es zur Ehre des weiblichen Geschlechtes glauben, daß Hr. Loch Wahrheit spricht, wenn er sagt, Lady Stafford habe wirklich sich das Loos der durch sie Vertriebenen insofern zu Herzen genommen, daß sie mehr wie alle andere schottische Große, die ähnlichen Maßregeln in Hinsicht der Bergbewohner ergriffen, für die Unglücklichen gethan; aber ist es nicht schrecklich, daß in einem civilisirten Staate, der sich der besten und freiesten Verfassung in der Welt rühmt, solche Gewaltmaßregeln überhaupt nur ergriffen werden können, selbst wenn sie am Ende zum Guten ausschlagen? und daß der Staat sie sogar mit seiner Macht unterstützen muß? Hr. Loch berichtet selbst, daß die zahlreichen Bewohner von Gruios, am Loch-Schie, von ihrem Oberherrn im Winter 1818 von Haus und Hof gejagt wurden, ohne daß der edle Herr ihnen auch nur einen Fußbreit anderes Land, oder sonst irgend eine andere Vergütigung für die geraubten väterlichen Hütten gab.

Nach den Gesetzen Großbrittanniens ist die Vertreibung der armen Gälen aus der Heimath ihrer Vorfahren ganz auf legalem Wege geschehen; nichts läßt sich dagegen sogenannt rechtlich einwenden, als das ewige Recht, welches, tief in jeder edlern Brust gegründet, von keinem geschriebenen Gesetz je verdreht wird, und wenn Menschlichkeit und Gefühl, in England wie anderwärts, vor der Abscheulichkeit schaudern machten, mit welcher das christliche Europa zu seiner Schande auf den Küsten Africas die heiligen Menschenrechte so lange mit Füßen trat, so müssen Menschlichkeit und Gefuhl nicht weniger ob dem Beginnen sich entsetzen, an des eigenen Welttheils Ufern Tausende von Unglücklichen beraubt und hülflos hingestoßen zu sehen. Denn, in gleicher Kathegorie steht Menschen kaufen, und sie in entlegene Colonien schleppen, um dort fremden Boden mit ihrem Schweiße zu düngen; und Menschen von dem Boden vertreiben, den ihnen Gott und Natur zum heimathlichen Wohnsitz anwies. Nur die furchtbarste Verdrehung aller Begriffe des Rechts kann dahin bringen, anzunehmen, daß die alten Tacksmen und ihre Stammgenossen in den Hochlanden, daß die Nachkommen jener einst so großen gälischen Nation, die nicht allein in entlegenen Zeiten die brittischen Inseln, sondern auch ganz Spanien und Gallien inne hatten, nun auf einmal kein Recht mehr an den Boden haben sollen, den sie seit Jahrhunderten vertheidigten und bebauten, und daß die Nachkömmlinge ihrer einstigen, frei aus eigner Mitte gewählten Kriegshäupter die legale Macht haben, einseitig und nach Willkur jenen Vertrag aufzuheben, welchen einst das Volk mit ihnen, nur von ihm erhobenen, Vorfahren machte. Zwar bietet Schottland nicht das einzige Beispiel solcher Rechtsbegriff-Verdrehung dar, und auch anderwärts wird nur zu oft Eigenthum und Souverainität verwechselt; indeß darin ist dies Land wirklich einzig, daß man daselbst — wie jetzt durch die besprochene Angelegenheit bewiesen wird, alte Oberlehnherrschaft zum Titel eines neuen Besitzes macht. Als nach dem Umsturz des Römerreichs kriegerische Schaaren die einstigen Provinzen des Weltstaates überschwemmten, theilten die Ero-

berer zwar das gewonnene Land unter ihre Waffengefährten, und indem die Eingeborenen zu leibeigenen Knechten herabsanken, entstanden Lehne und Hinterlehne in mannichfachen Abstufungen. Aber so fest das auf das Schwert gegründete Recht der Lehnsherren im Lauf der Zeiten auch wurde, so wenig unterließ doch die Gesetzgebung seit acht Jahrhunderten sich mit der Verbesserung und Sicherstellung des Geschicks der kleineren Vasallen, Hintersassen und selbst der Leibeigenen zu beschäftigen, und alle zusammen, langsam, aber desto sicherer, zu einer immer höher und höheren Stufe der Cultur führend, machte sie aus den der Willkür willenlos hingegebenen Unterthanen vor dem Gesetz, aus Sclaven Bürger des Staates, welche um wohl erworbenen und ererbten Grund und Boden, kein fühlloser Häuptling aus barbarischen Zeiten mehr nach Gutdünken bringen kann. Nur in Schottland haben Englands Gesetze das Unrecht bis auf unsere Tage verewigt, und nicht der Eroberer, sondern der aus des Volkes Mitte gewählte Führer zur Vertheidigung volksthümlicher Freiheit, hat das Volk zum besitzlosen Sclaven gemacht. Daher ist es denn auch gekommen, daß während in Frankreich z. B. die Subsistenz der zinspflichtigen Hintersassen von Jahr zu Jahr sich besserte, sie im Gegentheil in Schottland immer schlechter ward, indem die brittische Gesetzgebung, als dieses Land unter sie kam, nur die Rechte bestätigte, welche mit denen Alt-Englands sich vereinen ließen. Und doch besteht eigentlich, wenn man zu der Quelle, aus welchen die gegenseitigen Verhältnisse in beiden Ländern (Frankreich und Schottland) stammen, zurückgeht, eine sehr wesentliche Verschiedenheit zwischen den französischen Vasallen und Hintersassen und denen in Schottland. Die Ersteren waren nämlich, obschon jetzt völlig freie Eigenthümer, ursprünglich entweder von den eindringenden Franken Ueberwundene und daher, nach damaligem Gesetz, Hörige, oder geradezu Sclaven, die von ihren Herren ein Stückchen Land zum Anbau empfingen, oder, wie wohl seltener, zwar ursprünglich freie Männer, die indeß zu Gunsten einiger Vortheile (als z. B. Schutz gegen fremde Bedrückung u. d. gl.) geflissentlich auf einen Theil ihrer Rechte verzichteten, und Schutzverwandte (Leudes) wurden, die dann für ein Stückchen vom Lehnsherrn empfangenes Land, oder eben für den Schirm, welchen der Lehnsherr ihrem ursprünglichen, freien Eigenthume angedeihen ließ, sich zu einigen Feudal-Diensten verstanden. In Schottland hingegen ist die Sache ganz anders. Der Gäle ist in den Gebirgen Schottlands, in den Highlands, nie überwunden worden. Als letzten Zufluchtsort seines Stammes, vertheidigte er die Schluchten und Felsen jener Gegend gegen jeden Angriff, und niemals ist das die übrigen Länder West-Europas bedrückende Feudal-System wahrhaft bei ihm eingeführt worden. Als freier Urbesitzer des frei erhaltenen Landes, brauchte er sich nie weder einem Eroberer noch einem Schutzherrn zu unterwerfen, und indem er sich aus eigener Mitte Führer wählte (Clans), schützte er sich selbst. Nie bestand daher zwischen ihm und dem, den er sich selbst zum Anführer im Kampf, zum Richter in Friedenszeiten wählte, die Verbindlichkeit, welche zwischen dem Lehnsherrn und Vasallen in andern Ländern Statt fand, und nur nach und nach, durch Misbrauch der ihnen bedingungsweise übertragenen Macht, und durch juristische Verdrehung ursprünglicher Rechtsbegriffe brachten die Häuptlinge es dahin, den freien und unabhängigen Ur-Einwohner des eigenen Stammes aus einem Freund und Stammgenossen, erst zu einem Schutzverwandten, dann zum förmlichen Vasallen, dann zu einer Art unfreien Pächter auf ursprünglich eigenthümlicher Erde, zuletzt zu einem bloßen Tagelöhner oder Knecht zu machen, den man nach Gefallen fortschicken kann. Nie war der Graf von Sutherland für Gälen etwas anderes, als der große Mann im Süden von Caithneß (der Mhoir-Bhear-Ghattaibh, d. h. der von ihnen selbst gewählte Richter und Kriegsanführer), und dennoch sagt seine späte Enkelin, gestützt auf usurpirte, nie rechtlich selbst besessene Feudalrechte, jetzt die freien Urbewohner des Landes von der ihnen und niemand anders, gehörigen Erde. —

Daß bei einem, hinsichtlich der Cultur, noch im Zustande der Kindheit lebenden Volke keine geschriebenen Urkunden die wechselseitigen Rechtsverhältnisse aufbewahren, ist natürlich, aber schon der Name „Clan" zeigt das Verhältniß an, welches bei den Gälen zwischen dem Volk und seinen Häuptern besteht. Denn Claan oder Klaan heißt in der Landessprache Kind, und all ihre Gebräuche, Sitten, Gewohnheiten u. s. w. beweisen, wie das Ganze ihrer Einrichtung auf die Tradition und Annahme gegründet ist, daß jeder Einzelne des Volkes Kind oder Glied der Familie ist, die, als Haupt eines Distrietes, oben steht, und daß er also auch, eben als Familienglied, Theil an dem allgemeinen väterlichen Erbe hat. Gab nun diese auf die Verhältnisse der Verwandtschaft gegründete Einrichtung, dem als Vater oder Aeltesten betrachteten Oberhaupte folgerecht zwar die Macht, dem einzelnen, vielleicht unfügsamen oder — da das Ganze ursprünglich auf Vertheidigung gegen Feinde berechnet war — feigen Familienglieds den Antheil des allgemeinen Erbes zu entziehen, den er besaß, und es einem Würdigeren zu verleihen, so folgt doch hieraus noch nicht, daß dasselbe Verhältniß dem Obenstehenden das Recht gewährt, alle die, welche sich die Seinigen nennen, des Erbes zu berauben, das ihnen nach allen Rechten der Natur gehört.

Niemand anders hob aber selbst zuerst das patriarchalische Verhältniß zwischen den Oberhäuptern und dem Volke hier auf, wie die Oberhäupter selbst. Denn als im Lauf der Zeiten die Fortschritte einer sogenannten Cultur, und der Hang zum Luxus sich immer mehr ausbreiteten, verließen die Häuptlinge der Bergschotten die stillen Thäler ihres Landes und legten in Englands Städten mit der alterthümlichen Tracht ihrer Vorfahren auch ihres Volkes Gebräuche und Gesinnungen ab. Bald schwand aus ihrem Gedächtniß auch die Erinnerung des eigentlichen Verhältnisses zwischen ihnen und ihrem Volke; und indem sie durch neue Vertheilung der Tacks auf gewisse Jahre den schon als Vasallen betrachteten Gälen scheinbar eine Wohlthat erwiesen, usurpirten sie doch Rechte, welche ihren Vorfahren, den sogenannten großen Männern der verschiedenen Clans, nicht so allgemein zugestanden und von ihnen, vielleicht nur in einzelnen Fällen besonderer Art, ausgeübt wurden: ob übrigens dies allemal mit Recht oder Unrecht? steht bei dem Mangel an geschriebenen Ueberlieferungen dahin. Durch diese stille Usurpation einer Macht, die der gleicht, welche der Fürst auf seinen Domainen hat, verwandelten sie unmerklich den Besitz einer eigentlich unwandelbaren Rente in den ungemessenen Besitz des wirklichen Eigenthums des Bodens, und die harmlosen Bergbewohner, welche in ihrer kindlichen Anhänglichkeit und Einfalt diese furchtbare Umschmelzung nicht beachteten, ließen es sich nicht träumen, daß einst der Tag kommen könne, wo die von ihnen als Väter verehrten, unmenschlich und krämerisch genug gesinnt seyn würden, sie von der Erde, welche die Asche ihrer Vorfahren bewahrt, als heimathlose Flüchtlinge zu verjagen. Aber freilich mußte, eh dies geschehen konnte, auch der letzte Funke von Menschlichkeit und Ehrgefühl, von nationaler Gesinnung und Liebe zu den eigenen Landsleuten in der Brust derer verglommen seyn, die nicht allein aufgehört hatten, sich als Väter und Brüder der Stammverwandten zu betrachten, sondern auch aufgehört hatten, Schottländer zu seyn. Die niedrigste Habsucht mußte vorher die alte Treue und Anhänglichkeit, welche den Gälen charakterisirt, in ihrer Brust völlig ersticken, jenen guten Glauben und Treue, auf welchen die braven Hochländer hin vertrauend ihr Geschick nicht in die Hände Stammverwandter gaben; und der Menschenfreund muß wahrhaft bedauern, daß es Gesetze geben kann, die das erschlichene Scheinrecht Weniger zum Ruin eines ganzen Volkes bestätigen.

Es handelt sich hier nicht darum, wie in England von einigen Wohlgesinnten versucht worden — das Mitleid jener fühllosen Vertreiber zu erregen, sondern das Recht eines ganzen gemishandelten Volkes festzustellen, und wenn die Marquise Stafford — wie Hr. Loch versichert — nicht so hart gegen die Unglücklichen war, wie die öffentliche Stimme es ihr nachsagt, so ist dies mehr gut für sie selbst, als für die Sache. Daß sie gesetzlich thun konnte, was sie und die andern schottischen Großen thaten, und noch mehr als dies, das ist es was Britanniens Parlament zum Gegenstand seiner Untersuchung und Abhülfe hätte nehmen sollen.

Es ist schon ein großes Unglück für einen Staat, wenn, in Folge lange befolgter falscher Ansichten, das ganze Grundeigenthum zum Schaden von Millionen Staatsbürgern nach und nach in die Hände Weniger fällt, wenn ein Einziger besitzt, was hunderte von Familien ernähren kann, wenn ein Einziger im Stande ist, das oft unsinnig genug zu verschwenden, was hingereicht haben würde, das stille Glück von Tausenden zu gründen, wenn ein Einziger durch den asiatischen Glanz, welchen er um sich verbreitet, die Nacht des Elends vieler seiner Mitbürger noch finsterer, wenn er, unterstützt von Crösusschätzen, das Beispiel seiner eigenen Sittenverderbtheit nur noch lockender für die entwürdigte Menge macht: aber das Maß des Jammers wird voll, wenn man sehen muß wie die sogenannten Eigenthümer ganzer Provinzen ihr Interesse mit dem der Einwohner in Gegensatz bringen und es vorziehen, lieber Ochsen und Schafe als Menschen in ihren angemaßten Bezirken zu sehen. Billig entsteht dann die Frage: was kann, was muß aus einem Staate werden, wo dies erlaubt ist? Denn wahrlich! nicht darum daß einige Wenige Alles haben, Tausende aber wie Stiefkinder vertrieben werden sollen, ward das Gesetz zu Schutz und Schirm der Person und des Eigenthums errichtet, und kein Volk der Welt ist je wahnsinnig genug gewesen, nur darum sich und seinen freien Willen der beschränkenden Gewalt der Gesetze zu unterwerfen, um einst unter dem Schutz dieser Gesetze von Habsucht und Geiz um Alles gebracht zu werden. Das Recht, was kein auch noch so despotisch regierender Herrscher hat, sollte aber einem Grafen oder Baron zustehen? Diesen sollte erlaubt seyn, was Könige nicht unternehmen dürfen? Setzen wir den Fall, ein Despot, im furchtbarsten Sinne des Wortes, wagte den Gedanken ausführen zu wollen, die Bewohner aus seinem Reiche heraus zu jagen; was würde die Folge seyn? Möchten die Häuptlinge in England und Schottland dies bedenken und nicht selbst dem Volk ein so böses Beispiel der Uebertretung aller Rechte geben! Möchten sie bedenken, daß mit jedem neu an sich gerissenem Stücke Landes die Zahl ihrer natürlichen Widersacher wächst, und daß es nichts Gefährlicheres gibt, als sich mit einem bis zur Verzweiflung gebrachten Volke in Opposition zu setzen. Möchten sie nie ernstlich die von ihrem beredten Anwalde Hr. James Loch aufgeworfene Frage aufnehmen: „Warum man nur in diesem Falle (mit den vertriebenen Gälen und ihren Drängern) nach einer andern Regel verfahren soll, als dem gewöhnlichen Gesetz, welches den unbeschränkten Misbrauch des Eigenthumes (aber des wirklichen und nicht des nur angemaßten) gestattet; warum man nur aus Gründen des allgemeinen Wohls, zum allgemeinen Wohl, ihr Wohl hindern will?" Vor Allem aber, möchten sie nie auf dem Gedanken beharren, sie bedürften des Volkes nicht mehr, damit das Volk nicht einst den Gedanken faßt, es bedürfe ihrer eben so wenig.

Wer da vermessen glaubt, 4 Millionen veredelte Schafe seyen seinem Nutzen, und nebenbei auch dem des Landes, doch weit zuträglicher als 340,000 brave Hochländer, kann leicht einen argen Rechnungsfehler begehen, indem es den Tausenden von Vertriebenen gar wohl einmal einfallen kann, daß ihr eigenes Wohl ihnen mehr gilt, als das von 3 oder 400 Herren, welche aufhörten ihre Landsleute zu seyn. Lady Stafford und ihren Nachahmern wollen wir aber noch schließlich wünschen, daß ihnen einst in einer ganz gewiß kommende Stunde das Geblöke der vier Millionen veredelten Schafe die Seufzer der Tausende von vertriebenen Stammgenossen übertäuben mag, auf die das Auge des ewigen Richters am öden Meerstrand so gut weilt, wie auf den prachtvollen Schlössern ihrer Vertreiber. 92.

Ein Brief Kant's an Kästner.

Vorbemerkung.

Nachstehender Brief ist in dem Nachlasse des verstorbenen Propstes Pistorius auf Rügen, eines schätzenswerthen Denkers, der an mehreren Zeitschriften arbeitete und mit Kant im Briefwechsel stand, aufgefunden worden. Da das Datum daran fehlt, und auf der Außenseite, wie es scheint, von derselben Hand, von welcher der Brief geschrieben ist, die Worte: Kant's Brief an Kästner, stehen, so läßt sich vermuthen, daß das Original dieses Abdrucks nur eine Abschrift von dem, in wissenschaftlicher Hinsicht sehr beachtungswerthen, in Beziehung auf Kant's Persönliches anziehenden Briefe sey, die sich der Besitzer zu verschaffen gewußt und sorgsam aufbewahrte. Es kann jedoch niemand den Brief, wie er nachfolgt, lesen, und den geringsten Zweifel, sowol über die Echtheit desselben, als über die Genauigkeit der Abschrift übrig behalten.

D. Joh. Erichson.

Wohlgebohrner,
Verehrungswürdiger Herr,

Der Ew. Wohlgebohren Gegenwärtiges zu überreichen die Ehre hat, der Medic. Doctor, Hr. Pachmann, mein ehemaliger Zuhörer, schmeichelt sich durch meine geringe Fürbitte einige Augenblicke von Ihrer geschäftvollen Zeit abzugewinnen, um durch einige Ihrer Winke, wie er wohl die kurze Zeit seines Aufenthalts in Göttingen benutzen könne, belehrt zu werden.

Diese Gelegenheit habe ich nicht vorbeilassen wollen, ohne dem Nestor aller philosophischen Mathematiker Deutschlands meine unbegrenzte Hochachtung zu bezeugen.

Zugleich sey es mir erlaubt, zu erklären, daß meine bisher auf Critik gerichtete Bemühungen keinesweges, wie es scheinen könnte, darauf angelegt sind, der Leibnitz-Wolfischen Philosophie entgegen zu arbeiten (denn die finde ich schon seit geraumer Zeit vernachlässigt) sondern nur durch einen Umweg, den wie mich dünkt, obige große Männer für überflüssig hielten, in dasselbe Geleise eines schulgerechten Verfahrens, und vermittelst desselben, aber nur durch die Verbindung der theoretischen Philosophie mit der Praktischen, zu eben demselben Ziele zu führen — eine Absicht, die sich klärer an den Tag legen wird, wenn ich so lange lebe, um wie ich Vorhabens bin, die Metaphysik in einem zusammenhängenden Systeme aufzustellen.

Es ist eine wahre Freude, einen Mann von Geist, nach allen Zweigen desselben in einem hohen nicht kränkelnden Alter noch immer so frisch blühen zu sehen.

Auch zum Schiedsrichter in obigen Streitigkeiten möchte ich ihn gern annehmen, wenn es erlaubt wäre, dem Oelbaum zuzumuthen, daß er seine Fettigkeit lasse, um über den Bäumen zu schweben.

Nichts übertrifft die Hochachtung, mit der ich jederzeit bin

Verehrungswürdiger Mann
Ihr
gehorsamer Diener
Kant.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 213.

16. September 1822.

Ueber Popularität und Mysticismus in der Wissenschaft und im Leben.

Ein merkwürdiger Charakterzug unserer Zeit ist der Haß gegen alles Mystische, welcher so weit geht, daß mit dem Worte mystisch, Mysticismus häufig über Schriftsteller und Schriften, über Redner und Vorträge, über Leben und Lebensweise der Stab gebrochen wird. In dieser Hinsicht war die frühere, und noch mehr die alte Zeit der gerade Gegensatz: Man ehrte vormals das Mysterium, achtete den Unterschied zwischen Geweihten und Ungeweihten, und betrachtete die Sphäre der Priester und Gelehrten als ein für Ungeweihte (Laien) unzugängliches Heiligthum, welches von jenen zum Heil des Volks bewahrt und verwaltet werde. In Sachen der Religion hielt man sich allgemein an den Glauben, behandelte die Religion als Mysterium, die religiösen Wahrheiten und Gebräuche als übernatürliche Dinge, demnach als göttliche Geheimnisse, an welchen man nur durch Andacht (Erhebung des Gemüths zum Uebersinnlichen) und Glauben (unmittelbare Ueberzeugung) Antheil nehmen könne. — Wie ganz anders ist das jetzt! Kaum der gemeine Mann begnügt sich noch mit dem Glauben. Wissen will man; begreifen; Erkenntniß verlangt man, Aufklärung über Alles, auch über die höchsten Wahrheiten. — Der Zeitgeist fordert, daß das Reich der höhern Wissenschaften nicht mehr einem verschlossenen Park gleiche, zu welchem nur der Fürst und der Adel den Schlüssel besitzen, sondern daß es ein öffentlicher, jedermann zugänglicher Garten sey. Was man dem Gelehrten noch als Eigenthum einräumt, ist die gelehrte Form, die Methode der Schule — ein Ding, um das man ihn zu beneiden wenig Ursache haben kann. Daher die gegenwärtig immer lauter und dringender werdende Forderung der Popularität im Vortrag wissenschaftlicher Gegenstände, daher das unverkennbare Streben eines Theils der Gelehrten, dieser Forderung zu entsprechen, daher der zunehmende Haß gegen alles Dunkle in philosophischen Schriften, was man aber zu voreilig, ohne billige Rücksicht und Unterscheidung, mit dem Schimpfnamen des philosophischen Mysticismus belegt.

Dieser große und auffallende Unterschied im Charakter der Mitwelt und Vorwelt, der neuen und alten Zeit ist allerdings im Entwickelungsgange des Menschengeschlechts gegründet, welches, nach dem allgemeinen Gesetz seiner Entwicklung oder Geschichte, vom Niedern zum Höhern, vom Gemüthlichen zum Geistigen (Intellectuellen), von der Herrschaft des Instincts zum freier, selbstbewußten Handeln, vom Dunkel des Glaubens und der Ahnung zum Licht des Wissens und der Erkenntniß, vom Geheimniß also zum Aufschluß des Geheimnisses in der Wissenschaft fortschreitet und aufsteigt. — Der noch stattfindende Uebergang von der Herrschaft des Glaubens zur Regierung der Wissenschaft ist durch Extreme und durch den Streit der Gegensätze bezeichnet. Während die eine Partei auf Rückkehr zur alten Welt des Glaubens und der Andacht und zu dem damit harmonirenden Cultus, wie zu der entsprechenden Einfalt der Sitten dringt, indem sie alle Wissenschaft in göttlichen Dingen verwirft und läugnet, läßt die andere nur das Wissen gelten, erklärt alles Mysterium für Hirngespinst (oder doch für etwas, das außer dem Bereiche der Menschheit liegt), alles Dunkle (wie es ihr erscheint) für mystische Form, stempelt, ihrer Ansicht gemäß, Glauben und Ahnung zu Aberglauben und Vorurtheil um, und nennt die Andacht Frömmelei. — Der wahre Standpunct aber ist von Extremen gleichweit entfernt, indem er beide Sphären (die des Glaubens nämlich und des Wissens) nach ihrem Werthe schätzt, in beiden die höhere Wahrheit, die Offenbarung Gottes, nur in verschiedenen Formen oder auf verschiedenen Stufen der Menschheit erkennt.

So viel zur Einleitung in eine unparteiische Untersuchung folgender Fragen: 1) In wieweit sind die jetzt so gewöhnlichen Klagen über Mysticismus in der Wissenschaft gegründet und gerecht? 2) In wiefern ist die Forderung der Popularität an die Schriftsteller über philosophische Gegenstände billig und vernünftig und — kann durch populären Vortrag allein der Mysticismus in der Philosophie gehoben werden? 3) Ist aller Mysticismus verwerflich, oder müssen wir einen wahren, in der Natur der Dinge oder des Menschen gegründeten, von einem falschen Mysticismus unterscheiden?

Wir legen der Untersuchung folgende Sätze zum Grunde, deren Wahrheit schwerlich in Zweifel gezogen werden dürfte: a) Es gibt in der Geisterwelt, wie in der Natur, eine unendliche Mannigfaltigkeit der Bildungsstufen, welche theils von der Ungleichheit der Anlagen, theils von der Verschiedenheit der Verhältnisse für die Ausbildung der Anlagen (Erziehung) abhängt. Diese Stufenverschiedenheit — ist selbst innerhalb des Lehrstandes noch sehr groß. Zwischen der gewöhnlichen Bildung eines Landschullehrers und der eines berühmten

Philosophen liegen sehr viel Zwischenstufen, und sehr bedeutend ist der Unterschied der Bildungsgrade zwischen dem Brotgelehrten (der sein Geschäft als ein Handwerk treibt) und demjenigen, welchen Liebe zur Wissenschaft beseelt. b) Die Ursache der Dunkelheit oder des Mystischen, was man in einer Schrift (oder überhaupt in einem Vortrage, er sey mündlich oder schriftlich) findet, liegt entweder im Schriftsteller, dessen Vortrag einer klaren Darstellungsweise (Methode) ermangelt, oder dessen Gedanken (Begriffe, Ideen) über den vorgetragenen Gegenstand in sich selbst nicht klar, gehörig entwickelt und zur wissenschaftlichen Reife gediehen sind; oder die Ursache liegt im Leser (in dem empfangenden Subject), dessen Bildungsstufe der Bildung des Schriftstellers oder dessen Vortrage nicht gewachsen ist; oder endlich die Ursache der Dunkelheit liegt im vorgetragenen Stoffe (Gegenstande), der entweder nach seiner ganzen Anlage und Beschaffenheit keiner wissenschaftlichen Behandlung fähig ist, oder vom Schriftsteller selbst gar nicht als Gegenstand des Wissens gegeben, betrachtet und behandelt wird, sondern als Sache des Glaubens, der Ahnung, überhaupt des innern Gefühls, oder etwa als Gegenstand einer besondern übernatürlichen Erleuchtung des Gemüths. — Daß auch mehrere dieser Ursachen zusammenwirken können, wodurch der Grad des Mystischen gesteigert werden muß, versteht sich von selbst. — Im ersten Falle ist der Mysticismus blos formal (der Grund liegt in der Form des Vortrags, überhaupt in der Individualität — ebenfalls eine Form — des Schriftstellers), im zweiten Falle ist er relativ oder subjectiv, er ist nur Mysticismus für den Leser (das empfangende Subject); im dritten Falle aber ist er objectiv, er ist wirklicher Mysticismus, weil der Gegenstand des Vortrags selbst mysteriös ist, oder als Mysterium gegeben wird.

Wollte man diese Unterscheidung gehörig berücksichtigen, so dürfte wohl ein Theil der Klagen über den Mysticismus der deutschen Philosophen als unstatthaft befunden werden. Viele scheinen diesen Mysticismus blos formal zu nehmen (den Grund der Dunkelheit ausschließend in die Darstellungsweise zu setzen). — In Beziehung auf die Jugend und den Schulunterricht hat man einen relativen Mysticismus längst anerkannt. Jedermann weiß z. B., daß für einen Elementarschüler das Treiben in den höhern Classen des Gymnasiums reiner Mysticismus ist, und niemand zweifelt, daß dieser Mysticismus blos relativ (subjectiv) sey, niemanden kommt es in den Sinn, an den Lehrer des Gymnasiums die Forderung zu machen, daß er seinen höhern Unterricht für alle Bildungsstufen der Jugend durch populären Vortrag faßlich einrichten solle. — Nur wenn von Lesern philosophischer Werke die Rede ist, scheint man an die Möglichkeit des gleichen Verhältnisses gar nicht zu denken. Gleichwohl ist die Mannichfaltigkeit der Bildungsstufen unter den Erwachsenen der verschiedenen Stände eines cultivirten Volks nicht minder groß, als bei der Jugend verschiedenen Alters, und es folgt daraus, daß nicht Allen alles, daß am wenigsten das Höchste der Wissenschaft allgemein verständlich seyn kann.

Nicht selten hört man die Behauptung: der deutsche Gelehrte (philosophische Schriftsteller) hülle absichtlich die von ihm mitzutheilenden Wahrheiten in eine schwere mystische Terminologie, entweder um nur seines Gleichen verständlich zu seyn, oder etwa aus Furcht, ins Gemeine zu fallen, oder auch aus Mangel an Aufmunterung, an Aussicht auf allgemeinere Anerkennung seiner Verdienste u. s. w. — Wie, meine Herren, sollten Sie das im Ernst behaupten wollen, oder diese Behauptung, wenn sie wirklich ist, gehörig überlegt haben? Unmöglich! — Vorausgesetzt, daß hier nicht von Aftergelehrten die Rede seyn kann, sondern von Männern, die vorzugsweise wissenschaftliche Bildung besitzen, so haben Sie vorerst nicht bedacht, daß solche Bildung und gelehrte Geheimnißkrämerei widersprechende Dinge sind, und Sie müßten erst das Wesen dieser Bildung verkennen, bevor Sie glauben dürften, daß niedrige Gesinnung, — das Attribut aller Geheimnißkrämerei, — sich mit ihr paaren könne. — Absichtliches Zurückhalten mit wissenschaftlicher Aufklärung, wie sie etwa zur Zeit des herrschenden Mönchthums aus Herrschsucht Statt fand, setzt einen sehr beschränkten Grad dieser Aufklärung voraus. — Wahre Bildung ist von Natur zeugend, sich mittheilend, mit ihr verbindet sich nothwendig der Trieb zum Lehren, zum mittheilenden Unterricht, der um so energischer, und zugleich um so uneigennütziger ist, je höher und edler die Bildung ist. Dem Gelehrten muß daher nothwendig die möglichste Ausbreitung seiner Entdeckungen und wissenschaftlichen Leistungen am Herzen liegen, und je größer das Publicum für seine Schriften seyn kann, desto mehr wird seinem angelegentlichsten Wunsche Genüge geschehen; sein größtes Leiden ist daher die Befürchtung, daß, vermöge der Natur der vorgetragenen Gegenstände, ihn nur Wenige fassen werden. Bei ihm ist also nicht an wissentliche Vernachlässigung einer faßlichen Darstellung, noch weniger an ein absichtliches Verstecken des vorzutragenden Stoffs hinter eine mystische Form zu denken. — Von der Furcht übrigens, durch einen populären Vortrag das Hohe und Edle der Wissenschaft ins Gemeine herabzuziehen, lassen Sie uns nicht sprechen, denn es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, daß Deutlichkeit des Vortrags und Gemeinheit, lichtvolle Darstellung und Trivialität keine identischen Begriffe sind. — Wer endlich wegen Mangel an Aussicht auf allgemeine Anerkennung die Faßlichkeit seines Vortrags vorsätzlich vernachlässigen wollte, dem läge mehr an seinem Ich und dessen Auszeichnung, als an Beförderung der Wissenschaft und menschlicher Bildung. Gelehrter Egoismus wäre diese Denkweise, nicht die Art des gebildeten Gelehrten.

Vergebens wird man sich abmühen, Gründe ausfindig zu machen, welche den wissenschaftlichen Mann bestimmen könnten, mit seinem Wissen absichtlich hinter dem Berge zu halten. Es gibt keine solchen Gründe.

Das Wahre und echt Wissenschaftliche kann keine Ursache haben, sich zu verstecken; es offenbart sich jedem gern, der es angelegentlich sucht, und der das Talent und die Bildung hat, es in sich aufzunehmen; wo aber beides fehlt, da findet es natürlich keine Stätte.

Man hat also Unrecht, den Mysticismus der philosophischen Schriften allein in der Terminologie zu suchen. Ohne alle Terminologie kann man über wissenschaftliche Gegenstände nicht anders als weitschweifig schreiben. Darum hat jede Wissenschaft ihre Terminologie, und niemand beschwert sich darüber, daß man z. B. um Botanik zu studiren, sich mit der Terminologie dieser Wissenschaft bekannt machen muß. Wäre es also wohl billig, zu verlangen, daß allein die Philosophie, d. h. die Wissenschaft der Wissenschaften, ohne Terminologie seyn solle? Wer nur für die Ideen und Begriffe, welche in der Philosophie durch Kunstwörter bezeichnet werden, die gehörige Vorbereitung und Reife des Geistes mitbringt, der wird mit der Terminologie schon fertig werden; denn wirklich gehen unsere besten Philosophen — weil sie gern Vielen verständlich werden mögen, — mit diesem Apparat sehr haushälterisch um. Auch sie wollen, daß das Reich der Wissenschaften einem öffentlichen Garten gleiche, daß, wo möglich, auch sein innerstes Heiligthum recht Vielen offenbart werden möchte. Aber es verhält sich hier wie mit jedem öffentlichen Kunstgarten: Viele sind berufen, aber Wenige auserwählet. Jeder findet darin nur so viel Befriedigung, als seiner Bildungsstufe entspricht; für die Menge herrscht darin, mehr oder weniger, ein Mysticismus, den sie nicht zu durchschauen vermag, und nur die Geweihten, hier nämlich die Kunstsinnigen und die wissenschaftlichen Botaniker, finden im Anschauen des schönen, planvollen Ganzen und in der Betrachtung der einzelnen Seltenheiten den vollen Genuß.

Es ergibt sich hieraus, in wie weit diejenigen Recht haben, die man sagen hört: „Warum schreibt ihr Herren denn nicht so, daß man euch verstehen kann, daß ein ehrlicher Mann mit gesundem Verstande wissen könne, was ihr wollt? Sollte nicht jede Wahrheit, die nicht ausschließlich den Gelehrten, sondern die Menschheit interessirt, so gegeben oder gestellt werden können, daß sie von jedem Menschen, der nicht zu beschränkten Verstandes ist — aber auch kein Gelehrter sey — gefaßt und verstanden werden könne?" — Das ist leicht gesagt, aber mehr gehört dazu, um zu wissen, daß zwischen Verstehen und Verstehen ein großer Unterschied sey. Anders versteht oder erkennt der Gelehrte (als Philosoph), anders der Laie (als Dilettant). Jene erkennt und lehrt die Gegenstände (Ideen, Begriffe und deren Verhältnisse) als Wahrheiten durch Construction, d. h. durch die Darstellung in einem organischen Zusammenhange von Wahrheiten, oder durch die Nachweisung der aufgestellten Vernunftwahrheiten in den ihnen entsprechenden Erscheinungen (empirischen Wahrheiten). Und so erscheinen die construirten Wahrheiten auch jedem Leser oder Zuhörer, der der Construction zu folgen vermag, im Lichte der Wissenschaft, welches vollkommene Ueberzeugung gewährt. Aber der Zusammenhang der Wahrheiten ist groß, die Einsicht in den Zusammenhang durch ein langes Studium bedingt, und da jede Wissenschaft ein Organismus von Wahrheiten ist durch deren gegenseitige Beziehung, und da wiederum jede Wissenschaft mit andern verwandten Wissenschaften organisch zusammenhängt, so daß zur vollständigen Kenntniß einer jeden auch die Kenntniß ihrer Verwandten erfordert wird: so ist schon daraus klar, wie viel dazu gehöre, um die Construction einer Wahrheit zu verstehen. Der Laie muß sich also begnügen, die Wahrheiten außer dem Zusammenhange, wenigstens dem lückenlosen, mithin unvollständig zu erkennen, und den Mangel der wissenschaftlichen Einsicht muß er — wenn er dazu geeignet ist — durch richtiges Gefühl (Takt), also mehr durch Glauben und gleichsam durch einen Instinkt des Verstandes und der Vernunft ersetzen. — (Man nehme z. B. den Satz [die Wahrheit]: der Mensch ist Mikrokosmus im Mikrokosmus [kleine Welt in der großen Welt]. Die meisten verstehen ihn gar nicht, weil ihnen zu den Worten des Satzes die Ideen fehlen; Viele halten ihn wohl für eine poetische Floskel; der fähige Kopf unter den Dilettanten wird seine Wahrheit mehr oder weniger unvollständig erkennen; nur allein der Gelehrte kann ihn wissen, wissenschaftlich erkennen, aber es gehört dazu nicht weniger, als vertraute, lückenlose Bekanntschaft mit den Lehren der höhern Naturwissenschaft und Psychologie, und außerdem wenigstens empirische Kenntniß der besondern Naturwissenschaften, namentlich der Physik und Physiologie).

Darum muß man nicht vergessen, daß die Popularität ihre Grenzen hat, und in der Natur der höhern Gegenstände des Wissens ihre Schranke findet. — Es wird zugegeben, daß nicht jeder Gelehrte die Gabe der deutlichen Darstellung in vorzüglichem Grade besitzt, und daß durch Mangel an Methode, an Klarheit in der Darstellung die Dunkelheiten in manchem philosophischen Werke zum Theil verschuldet werden. Aber Popularität ist darum keineswegs der einzige Schlüssel, durch welchen das Heiligthum der Wissenschaften aufgeschlossen wird, und da, wo es an Empfänglichkeit für Ideen und Wahrheiten fehlt, auf deren wissenschaftliche Entwickelung es ankommt, kann alle Kunst der Popularität kein Licht geben. Bildung also ist der Hauptschlüssel für den Leser, nach welchem er trachten muß; durch Bildung erwirbt man sich höhere Bildung. „Wer hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe." — Um einen philosophischen Schriftsteller zu verstehen, muß man sich der Bildungsstufe desselben möglichst annähern. Denn bist du nur wenige Stufen unter ihm gestellt, — leicht hebt er dich zu sich herauf, und seine Aussicht, sein Gesichtskreis ist auch dir eröffnet; stehest du aber zu tief, so kann er dich nicht erlangen, dir nicht nachhelfen, und er selbst erscheint dir nothwendig in einen Nebel gehüllt, der dir seine ganze Sphäre verdüstert und diese für dich zum Mysterium macht. — Was wäre denn die Wissenschaft für ein flaches Ding, wenn es weiter nichts bedürfte, als ihr ein bekanntes Kleid anzuziehen, oder einen gebräuchlichen Anstrich zu geben, um von jedermann erkannt und begriffen zu werden! — Das Streben nach Theilnahme am Wissenschaftlichen unter den verschiedenen Ständen ist lobenswürdig, und könnte zu einem mächtigen Hebel werden, um wahre Bildung unter allen Ständen verhältnißmäßig zu verbreiten, wenn man die Bedingung zu dieser Theilnahme nicht häufig zu leicht nähme. Wissenschaftliche Erkenntniß, das Verstehen wissenschaftlicher Vorträge fordert einen Verstand von höherer Bildung, der ein taugliches Organ für die Vernunft — das Vermögen für das Uebersinnliche — seyn könne. Wem der Umgang mit den Wissenschaften diese höhere Verstandes-Bildung nicht gewährt, der ist auch nicht für Wissenschaft geeignet. Wer in dem Vorurtheil festgerannt ist, er bedürfe nur des gemeinen Verstandes, um durch die Welt der Wissenschaft zu kommen, wer bei diesem schwachen Lichte auch im Heiligthum der Philosophie deutlich schauen zu können wähnt, der wird es nicht weit bringen, und während er, sich selbst täuschend, in der Tiefe zu seyn glaubt, wird er sich um kein Haar breit von der Oberfläche entfernen, auf welche ihn sein Wahn (der seine Bildungsstufe bezeichnet) für immer gebannt hat. Dieser Wahn spielte von je her in der gelehrten Welt eine sehr laute Rolle, indem es nie an Bürgern derselben fehlte, welche die Oberfläche für die Tiefe halten, von deren wahrer Beschaffenheit sie keine Ahnung haben. Begreiflich also, daß diese Herren überall, wo sie auf wirkliche Tiefe stoßen, sogleich über Mysticismus schreien, und sich berufen fühlen, ihren Witz dagegen spielen zu lassen. Denn es ist dem Menschen natürlich, den Grund eines Uebels (hier des Nichtverstehens) außer sich zu suchen, — und wer

sich zu einem Stande bekennt, glaubt, als Mitglied desselben, an allem Theil nehmen zu können, was innerhalb dieses Standes lebt und webt. Wer will es ihm also verdenken, wenn er nichts über sich sehen will, und wie sollte es ihm glaublich seyn, daß Andere neben ihm, die doch nur seines Standes sind, in einer Sphäre leben könnten, die so weit über ihm wäre, daß er nicht einmal einen Begriff davon hätte? — Hier also die Hauptquelle der heutigen Klagen über Mysticismus in der Wissenschaft *). (Der Beschl. folgt.)

Aus Italien.

Wenn die Industriecomptoire und die philanthropischen Buchhändler Deutschlands nicht nächster Tage für eine Uebersetzung von Melchiorre Gioja's Werk: Dell' ingiuria, dei danni, del soddisfacimento e relative basi di stima avanti i tribunali civili (Milano Pirotta 1821, zwei Octavbände für das Spottgeld von 6 Liren) in einer Tauchnetschen Ausgabe sorgen, so haben sies bei ihrem Vaterlande und ihrem Gewissen zu verantworten. Das werden die Postmeister, Gastwirthe und was sonst von Reisenden lebt, ihnen klärlich, besonders ex titulo lucri cessantis, vorrechnen. Eine Skizze seiner ersten Grundsätze wird diese Behauptung darthun. Wie in der guten alten Zeit jede Magisterdisputation mit dem Satze anfing, daß ein Ding nicht zugleich seyn und auch nicht seyn könne, so hebt Hr. Gioja mit der Vorklage aller auftretenden Systemphilosophen an, daß die Lehre, die er geben will, die Lehre vom Ersatz, sehr willkürlich behandelt worden sey. Nur wo man mit Cirkel, Winkelmaas und Sonde einen Schaden am Leibe nachweisen konnte, fand Ersatz statt. Mehr ins Innere geht Hr. Gioja. Ihm gilt es, selbst für alle die krampfhaften Zusammenziehungen und Erweiterungen des Herzens, wenn ein geliebtes Leben bedroht oder zerstört ist, eine ausreichende Entschädigungssumme auszufinden. Nach welchem Satze? man höre:

„Die Seele braucht Gefühle, wie der Körper Speisen. Die Gefühle würzen die zeitlichen, irdischen Güter: sie geben diesen erst Werth und unterscheiden vom lieben Viehe den Menschen."

„Wenn ein Vater am magern Tische sitzt, neben dem Frauchen, von lieben (ungezognen?) Kindern umgeben, so geht ihm dies Behagen, dieses Glück weit über die besten Bissen der frères provençaux und über frischdampfende Fratschein. Wer in den Landauer springt, nach einem Abschiede aus dem älterlichen Hause, hats auf die Wange geschrieben, wie bewegt er ist. Wie heiß auch die Neigung der Braut zu dem eben angetrauten Gemahl ist: doch schreitet sie nur mit niedergeschlagnen Augen über die Schwelle des Vaterhauses und nur mit Thränen reißt sie sich aus den Armen der Mutter. — Die Familiengefühle sind ein Schatz sich erneuernder, angenehmer Empfindungen; von Empfindungen, die 1) das Gefühl der persönlichen Sicherheit erhöhen; 2) die Lasten des Lebens versüßen; 3) die Freuden verdoppeln; 4) der Langenweile oft den Weg versetzen; 5) das Bedürfniß der Liebe aufnähren, jenes Bedürfniß, das beim Menschengeschlechte erst mit dem Tode aufhört.

Um sich das Behagen solcher Familiengefühle zu verschaffen, opfert der Mann wirkliche, tastbare, wesentliche Güter auf; schickt in die Apotheken, wenn die Kinderchen husten, und kauft bleierne Soldaten, damit sie sich gefallen ꝛc. — — — Folglich: wenn im Falle eines Mordes Recht ist, der Familie Ersatz aus dem Rechtsgrunde des ausgebliebnen Gewinns zu geben, so ist es noch weit mehr Recht, ihr einen aus dem Rechtsgrunde nicht befriedigter Gefühle zuzugestehn. Denn wie der Querschnitt durch einen Hauptnerven unersetzlichen Verlust der Empfindung und Bewegung in den untern Theilen, in die er sich verästet, hervorbringt, so wirkt der Tod eines Familiengliedes, wenn die Gefühle in der höchsten Steigerung sind, den Tod für die andern, oder zwingt sie zum Selbstmord."

„Führt also der höchste Grad des Seelenschmerzes den Tod herbei, so stört ein minderer, wie ein langsames Gift, den Seelenhaushalt, und verursacht gewöhnlich 1) Mangel an Eßlust und Nachtwachen; 2) Abnahme der Körperkräfte; 3) Unlust zur Arbeit; 4) Unempfänglichkeit für die gewöhnlichen, sowohl einsamen als geselligen Lebensgenüsse; 5) Schwäche und Unregsamkeit in dem geistigen Vermögen; 6) Krankheiten, die oft das Leben verkürzen. Diese sechs Wirkungen stehen dem lucrum cessans gleich und den beachtenswerthesten Nachtheilen, die daraus hervorgehen."

„Das beste Hülfsmittel für Seelenleiden sind, wie Alle wissen, Reisen (hört ihn?). Aber Reisen kosten Geld."

„Folglich, ist der Mörder gehalten, die Kosten dieses Herstellungsmittels an jedes Mitglied einer Familie zu bezahlen, das des Seelenschmerzes fähig ist; so wie er ihr das Pflaster und die Medicin hätte bezahlen müssen, hätte er jenes nur braun und blau geschlagen." — — Die neuere Gesetzgebung nimmt zwar keine Notiz von Schmerzen, die nicht am Leibe nachweißlich sind; aber das ist gerade so, als wenn man dem Dieb seinen Raub abjagt, wenn er zur Thür einbricht, und den Raub ihm läßt, wenn er zum Fenster einsteigt. Schmerz an Leib und Seele ist ein Raub am Glücke: er ist eine gesetzwidrige, das gemüthliche Behagen vernichtende Störung: nur daß der erstere sich durch die fünf Sinne, der andere durch die Herzenspulsadern einschleicht." „Die Genugthuung für die Verwandtschaft muß sonach der Dauer und Innigkeit des Seelenschmerzes entsprechen."

„Wie lange schmerzt aber eine verwundete Seele?" Um es kurz zu machen, bei Frauen acht sächsische Fristen lang und fünf Tage (Wie hat sich der Spötter Lafontaine mit seiner Witwe von Ephesus verrechnet!). „Und wie tief?" C'est celon. Eheliebesleute nach Hrn. Gioja am tiefsten, am mindesten Geschwister, besonders Brüder. — Genug, um auf ein Buch aufmerksam zu machen, das in Zeiten wie die unsern, wo man die Menschen so gern mit aller Gewalt glücklich macht, nicht übersehen werden darf. Der Verf. hätte eine Statue im Sacello jeder Gaststube verdient:

Ex. a. cavponn. et. Ictorvm

In Mailand, beim Buchdrucker Visai in den drei Königen, erscheint eine Raccolta di poemetti didascalici originali o tradotti, wovon in diesem Jahre das 4te Bändchen ausgegeben worden ist. Die hier gegebnen Gedichte haben für die Freunde der italienischen Literatur dadurch höheren Werth, daß Nachrichten über die Lebensumstände der Verf. vorausgehen. Der letzte Band enthält il Canapajo von Girolamo Baruffaldi; la Caccia della lepre vom Gr. Lorenzo Tornieri; la Coltivazione dei cedri von Jos. Nicolini, aus Brescia; della natura poetica vom Gr. Marenco di Castellamonte, und die Vigna vom Abate Antonio Pelizzari. Fürs Zimmer, für den Garten, für die Ideen- und Hasenjagd findet man in dieser Auswahl Unterhaltung; man darf ihr daher glücklichen Fortgang versprechen. 44.

*) Wir dürfen stolz darauf seyn, wenn die Franzosen sich über den Mysticismus unserer Philosophen aufhalten, und es soll unsere Eifersucht nicht rege machen, wenn die ihrigen in keiner Hinsicht Mystiker sind. — Was leicht zu durchschauen ist, hat keine Tiefe, und darum wollen wir sie um ihre Klarheit nicht beneiden; was keine Tiefe hat, dehnt sich desto leichter in die Breite aus, und daher kommt es, daß die philosophische Bildung unter den Franzosen allgemeiner verbreitet ist, als bei uns — ein Vorzug, den wir ihnen zugestehen müssen. — Wir kommen nur langsam zu diesem Ziel, aber das Ziel ist auch schwerer zu erreichen, und die Erreichung wird desto mehr Ehre bringen.

Anmerk. des Verfassers.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 214.

17. September 1822.

Deutsche Taschenbücher für 1823.

1. Minerva.

Die schwergepanzerte Göttin Pallas mit Helm, Aegis und Schild — denn so erscheint sie auf dem Titelkupfer — ist, wunderbar genug, allen den leichtfüßigen und geflügelten Amoretten, Grazien, Musen und andern Schutzpatroninnen der Almanache und Taschenbücher des künftigen Jahres vorausgeflogen, und tritt schon mit dem Anfange des Augusts in vollem Ornate aus der Fleischerschen Verlagsoffizin heraus, ein glückliches Neujahr wünschend, während das alte uns noch fünf Monde lang unglücklich machen kann. Ich sehe es kommen, daß der Buchhandel eine neue Zeitrechnung begründet; denn, wenn eine schwere Minerva von 1823 den ersten August 1822 ihren langen Weg von Schriftstellerpulten zu Redacteurtischen, Zeichenbrettern, Kupferplatten, Preßbengeln und Buchbinderspähnen ohne Erschöpfung zurückgelegt hat, warum könnte nicht eine leichte Iris oder Aurora, oder die flüchtige Liebe denselben Weg um sechs bis sieben Monate früher vollenden? dann liefe der Buchhandel gerade um ein Jahr dem gewöhnlichen Zeitlaufe voraus, und natürlich die Literatur auch mit, so daß dadurch, andrer Vortheile zu geschweigen, alle unsre beliebten Almanachsschriftsteller — ein Clauren, Schilling, Laun u. s. w. — zu sehr bedeutenden — ein Jahr besteht aus zwölf Monaten — Vorläufern der Zeit würden. Die Cultur Deutschlands würde zweifelsohne aus einer solchen Zeit-anticipirenden Buchhändlerära mehr Vortheile schöpfen, als eine Einleitung zu einer Recension für das Literarische Conversations-Blatt anzuführen und zu würdigen berufen ist. Wir wenden uns also zur Minerva zurück.

Auf dem Titelkupfer sitzt die Patronin der Kunst und dräut uns, ja uns Recensenten ganz besonders, mit dem Gorgonenhaupte auf ihrem Schilde, und in der Kupfererklärung, welche Herr W. Blumenhagen geliefert hat, heißt es sogar, sie dräue sinnvoll. Ueberhaupt scheint es die Minerva dieses Jahr auf uns Recensenten und Kritiker abgesehn zu haben. Denn auf dem sechsten Kupferblatte bekömmt einer von uns Prügel mit der Peitsche und hat eine Art Eselsohr, wenn der Kupferstecher sich nicht verzeichnet hat, und auf dem siebenten zerrupft ein Andrer unsrer Zunft, als Fuchs dargestellt, eine Taube, worüber ein Kind erbärmlich schreit. Wir können und — müssen nun einmal viel vertragen lernen, und nehmen es dem Taschenbuche Minerva daher auch nicht übel, daß es sich aus den Göthischen Gedichten zu seiner diesjährigen Bildergallerie zwei Spöttereien gegen uns ausgewählt hat, besonders da gerade diese beiden Blätter in Zeichnung und Stich ohne Streit die besten des ganzen Taschenbuchs sind. Sehr verunglückt ist dagegen das Bildchen zu dem Gedicht: Die Nektartropfen. Wer mag aber auch einen so unbildsamen Gegenstand für den Zeichner ausgesucht haben? — Minerva, wie eine Equilibristin, heranschwebend mit übermenschlich eingebogenem Rücken, schüttet weiße Fasern, Bolzen, oder, wie das Gedicht behauptet, Tropfen, aus einer Schale auf die Erde, und unten kriechen eine große Spinne und ein kleiner Biber, und flattern zwei schmetterlingsartige Thierchen, wovon das eine wohl die Biene vorstellen soll, um zwei helle Sterne im Grase. Die übrigen Darstellungen, alle von Ramberg gezeichnet, illustriren den Rattenfänger, die Epigramme: Philomele und: der neue Amor, und das Hochzeitlied: Wir singen und sagen vom Grafen so gern ꝛc.

Wir gehen zu den Beiträgen der Schriftsteller über. Zur Einleitung eine pompöse Erklärung des Titelkupfers, von dem Herrn W. Blumenhagen, die Böttiger's vormalige Aufsätze in diesem Taschenbuche sehr fühlbar vermissen läßt, und die gelehrte, witzige und urbane Darstellung des Vorgängers durch rhetorischen Prunk schlecht ersetzt.

Herzlich willkommen heißen wir zwei Briefe von Friedrich Heinrich Jacobi, kostbare Reliquien! Der eine Brief, an Wieland gerichtet, vom 27sten October 1772, enthält eine Kritik über den Agathon, und zwar zunächst über die Moral dieses Romans. Die sogenannte moralische Kritik ist in Deutschland verrufen, und nicht mit Unrecht, wenn man das darunter versteht, was engherzige Mittelmäßigkeit daraus gemacht hat, um das Genie, das sie nicht zu fassen vermag, zu verlästern, z. B. jene moralische Kritik, die in England einen Family-Shakspeare ans Tageslicht gefördert hat, in welchem, zum Nutzen und Frommen anständiger Familien, und besonders deren weiblicher Glieder, alle Anstößigkeiten und Rohheiten des Dichters getilgt sind. Um sich mit der moralischen Kritik auszusöhnen, lese man diesen Brief Jacobi's. Wir können nicht unterlassen, eine treffliche Stelle über Kritik im Allgemeinen hier auszu-

schreiben. Wie schön spricht sich der *Candor animi* des Verewigten in diesen Zeilen aus!

„Glauben Sie mir, liebster Wieland, viele Leute, von denen Sie es nicht vermuthen, die Ihnen laut Beifall und Bewunderung zujauchzen, urtheilen hinter Ihnen her oft eben so schief. *) An einen Mann, der im Besitze eines so glänzenden Ruhmes steht, wie Sie, drängen sich eine Menge dürftiger Geister aus Eitelkeit an. Keiner will ihm sagen, was er von ihm hört, und noch weniger, was er selbst denkt, aus Furcht, er möchte dem Mann, mit dessen Achtung er sich einen Flitterstaat macht, unangenehm werden, oder eine wenig vortheilhafte Meinung von seinem Kopfe bei ihm erwecken. Hat der berühmte Mann auch hie und da einen offenherzigen Freund, so hindert oft der Mangel an Fähigkeit oder Unparteilichkeit, daß seine Aufrichtigkeit jenem nützlich werde. Ich gehöre, wegen der geringen Dose von Genie, welche der Himmel mir hat werden lassen, in diese letzte Classe; aber das weiß ich, daß ich Sie so herzlich liebe, daß ich bei jeder Gelegenheit, wo von Ihrem wahren Vortheile die Rede wäre, das Glück Ihrer Freundschaft selbst, so unschätzbar es mir auch ist, auf das Spiel setzen würde. Es mag meinetwegen Schwärmerei seyn, aber ich bin nun einmal so organisirt, daß ich glauben muß, ich habe nichts in der Welt zu verlieren, das besser wäre, als der Muth, den ich in mir fühle, mich in allen Fällen zu dem, was ich für wahr, gut und schön halte, zu bekennen ꝛc.

Der zweite Brief, vom 27sten Februar 1776, an Ferdinand Kobell, enthält Ansichten und Meinungen über die Kunst, die auch noch jetzt beherzigenswerth sind, obschon sie auf eine Periode derselben hinzielen, deren Einfluß größtentheils vorüber ist.

„Nach meinem Gefühle," heißt es gegen Anfang, „hat die Kunst nichts Anderes zum Zweck, als das Leben in der Natur, welches überall aus ihr hervorquillt und der schöpfenden bloßen Hand so leicht entrinnt, — welche auch nicht genug davon aufnehmen kann — in Gefäße zu sammeln. Leben strömt durch alle Dinge; in jedwedem wohnt ein Geist, der sich mit dem unsrigen zu vermischen strebt, es kömmt nur darauf an, ob wir mächtig zum Genusse sind. Einige Menschen sind ohnmächtig von Geburt, andere wurden durch die Kunst entmannt, denen es dann ergeht, wie Voltairens Kastraten beim Fräulein Kunigunde, und man kann beim Zusehen sich nicht entbrechen, über sie zu seufzen: O che sciagura d'essere senza C....! Noch Andere verwechseln geile Brunst mit Liebe, küssen ohne Wahl und Zucht, und bevölkern, zum Preis ihrer Fülle, die Welt mit Ungeheuern. Wohl demjenigen, dessen Auge allem auf der Göttin haftet, dem sie die Seele auf die Lippen lockt, der aufgelöst in ihren Armen die Schöpfung eines neuen Wesens fühlt, das Bild ist von Ihr und ihm."

„Schon vor drei Jahren schrieb ich: diejenigen Dichter und Künstler, welche Genie oder wahre Laune zu ihrem Werke hinriß, die sich nicht vorher lange fragen durften: was will ich thun? ja, die oft nicht einmal zu fragen hatten: wie richte ich es aus? diejenigen, denen es nie einfiel, mit einem Siehe da! die Vorbeigehenden zum Erstaunen aufzurufen, sondern die, weil sie wirklich sahen, hörten und fühlten, in ihr Werk das allgenugsame Hephata aufnahmen, welches ihnen selbst Sinne, Herz und Geist geöffnet hatte — diese wackern Leute machen mir alles recht. — Seitdem ist mirs noch weit heller aufgegangen, daß sich alles von selbst macht; Liebe nur muß da seyn, Bedürfniß, Drang. Auch vermag wirklich jedweder so viel, als er braucht; und wer mehr thun will, wird, nach dem alten deutschen Sprüchwort, zum Schelm."

Gedichte von L. Neuffer. Unbedeutend, aber unschädlich. Die beiden beschreibenden Gedichte: Morgengemälde und Abendlandschaft, fabrikmäßige Floskelpoesie.

Laßt die Todten ruhen. Ein Mährchen von Dr. Ernst Raupach. Eine arge Gabe für Leserinnen! Kurz und bündig möchten wir es so charakterisiren: Eine Composition aus stinkendem Todtenmoder, Menschenblut und crasser, fleischlicher Lust und Ueppigkeit. Ein Herr in Burgund, Namens Walther, beschwört, von fleischlicher Ueppigkeit getrieben, seine verstorbene feurige und wollüstige Gemahlin Brunhilde, mit Hülfe eines Zauberers, aus dem Grabe hervor, trennt sich von seiner lebenden edleren, reineren, aber — laueren Ehefrau Swanhilde, und schwelgt mit der veilchenduftenden Auferweckten in voller Liebesbrunst. Um seiner Gluth zu genügen, muß sich diese, als Vampyr, mit Kinderblut stärken und anfeuern, Als die Blutsaugerin nun die Jugend der ganzen Gegend entkräftet und getödtet, so fallen die beiden Kinder Walthers und Swanhildens als die letzten Opfer ihres Durstes. Endlich saugt sie ihren Gatten selbst aus, um ihn mit seiner eigenen Gluth und Kraft zu sättigen. Einst erwacht dieser in den Armen der von seinem Blute triefenden Brunhilde und entflieht, aber, wo er sich auch verstecken mag — alle Morgen erwacht er in Brunhildens Armen. Der Zauberer befreit ihn von der verfolgenden Liebesfurie. Aber wie? — Er muß ihr in der Nacht des Neumonds einen Dolch in die Brust stoßen und dann über der Leiche ihrer und seiner Liebe zu ihr fluchen. Zum Schlusse würgt eine geheimnißvolle Jägerin Walthern in der Brautnacht, indem sie sich in eine Schlange verwandelt.

Die Details sind dieses Umrisses würdig, und zum Theil von empörender Unverschämtheit. Wo wird Rau-

*) Wie Lessing, von dessen Zweizüngigkeit vorher die Rede gewesen war.

pach auf diesem Wege hingerathen? — Auch seine neueste dramatische Arbeit, die Königinnen, trägt einen ähnlichen Charakter; und wir möchten ihm und andern unberufenen Todtenbeschwörern der neuesten Literatur zurufen, was er selbst zum Eingange seines Mährchens sagt:

Laßt sie schlafen in dem engen Schrein!
Fäulniß könnt ihr rufen aus den Grüften,
Um des Lebens Blüthen zu vergiften u. s. w.

Die Freundschaftlichen Briefe von Karoline Pichler mögen die erschreckten und erzürnten Leserinnen wieder mit der Minerva versöhnen, und sie können es.

Mensch, Schicksal und Glaube. Von W. Blumenhagen. Eine Erzählung aus den Zeiten der Reformationsunruhen in Hannover. Sie ist mit Geschick entworfen und hat manchen neuen Zug in ihren freilich nicht überall scharf ausgezeichneten Charakteren, auch manche überraschende Scene, manche ungewöhnliche Verknüpfung und Lösung der Verhältnisse und Begebenheiten, so daß sie das Interesse des verwöhntesten Almanachslesers, der auf der ersten Seite gewöhnlich schon den Inhalt der letzten erräth, wohl bis zum Schlusse fesseln mag. Das modisch Alterthümelnde im Styl wollten wir hingehen lassen, wenn mehr Haltung darin wäre, und das Moderne nicht gar zu oft mit seiner Weisheit und Unüberschwänglichkeit durch die naive Einfalt und Unschuld des Alten hervorbräche. Die topographisch genaue Scenerie und der geschichtliche Hintergrund geben dem Ganzen jedoch einen festeren Charakter und eine ruhigere Farbe, als die Fabel sonst durch sich selbst gewonnen haben würde.

Liebespossen, eine Erzählung aus zwölf gegebenen Wörtern. Von van der Velde. — Schriftstellerpossen, möchten wir sagen, welche wohl die Gesellschaft, in der die Wörter gegeben seyn mögen, angenehm beschäftigen könnten, besonders, wenn die Erzählung aus dem Stegreif gemacht werden wäre — aber des Druckes kaum werth. Damit wollen wir aber nicht etwa sagen, diese Erzählung sey überhaupt das Unbedeutendste oder Verwerflichste in der Minerva; wir meinen nur: als eine Arbeit von einem der besten deutschen Erzähler ist sie keiner Erwähnung werth.

Feenliebe. Sage in Romanzen. Von Fr. Krug von Nidda. Die bekannte schöne Fabel von dem britannischen Ritter Lanval und seiner Fee, überaus manirirt in Verse gebracht, ohne bedeutende poetische Zugabe oder sonderliches Geschick in der Auswahl und Zusammenstellung der einzelnen Bilder und Scenen zu Romanzen.

Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Eine Erzählung von L. M. Fouqué. Sie spielt in der neuesten Zeit, ist ziemlich einfach und klar und spricht des Verfassers fromme und loyale Gesinnung in den Reden und Thaten der meisten darin auftretenden Personen aus. Die begeisterten Erinnerungen aus dem heiligen deutschen Befreiungskriege, aus dem die beiden Helden der Erzählung eben so warm zurückkommen, als Andre ausgegangen sind, abgerechnet, sehen wir z. B. wie zwei junge Reisende, ein Graf und ein Candidat, in Italien freiwillig Theil nehmen an dem Kampf der Legitimität gegen die Rebellen, und dann, gewiß zum großen Erstaunen der legitimen Macht, unter der sie am Vesuv gedient haben, zu dem griechischen Freiheitskampfe hinüberziehen nach der Moldau, und dort in die heilige Schaar des Fürsten Ypsilanti eintreten, jedoch, wohl zu merken, nachdem sie sich zuvor Erlaubniß dazu von ihrer Landesobrigkeit ausgewirkt. (Siehe S. 334).

Die Gedichte von Otto Grafen von Haugwitz schweben zwischen Lob und Tadel, wie so Vieles in der deutschen Poesie, das von zehn zu zehn Jahren anders klingt, je nachdem der Ton der großen Vorsänger aus einer neugeöffneten Quelle emporquillt und die ganze Nachbarschaft betröpfelt.

Die Ausgewanderten. Novelle von Fr. Jacobs. Sie ist, versteht sich, nach den Briefen von Jacobi, der schönste Beitrag der diesjährigen Minerva. Die Grundzüge der Fabel sind nicht eben neu und bedeutend: ein ahnenstolzer französischer Graf aus der letzten Periode des Königthums, heftig und unbeugsam, beleidigt einen bürgerlichen Officier, einen Freund seines Hauses, verweigert ihm Genugthuung, und da dieser sie erzwingen will, weiß sich der mächtige Aristokrat einen Verhaftbefehl gegen den Unschuldigen zu verschaffen. Rosalie, die schöne Tochter des Grafen, die an den Officier durch das Band der reinsten Liebe geknüpft ist, rettet den Verfolgten durch einen Brief, in dem sie ihn von der Gefahr benachrichtigt, die ihm droht. Der Vater entdeckt den Verrath der Tochter, sie entflieht mit ihrem Geliebten über den Rhein, und dort siedeln sich die Gatten in der Maingegend, als Gutsbesitzer, an. Unterdessen bricht die Revolution in Frankreich aus, und wer zweifelt nun noch daran, daß der alte Graf, als Emigrirter, in das Haus seiner Kinder und Kindeskinder verschlagen wird, und gegenseitige Vergebung und Versöhnung nicht lange ausbleiben kann? — Dennoch gewinnt diese Erzählung durch eine geschickte, feine und charakteristische Darstellung unsre Aufmerksamkeit und Theilnahme und ergreift in einzelnen Momenten unser Herz.

Rosenkranz. Zwölf Sonette von Fr. Jacobs. Gemachte Waare, aber, als solche, elegant und gediegen genug.

Agrionien für das Jahr 1823, gesammelt von Theodor Hell. Darinnen Charaden, Logogryphen, Räthsel ꝛc. von Müller, Richard Roos, Agnes Franz ꝛc. und von dem Sammler. Von diesem unter Andern eine wildgewordene Charade d. h. eine crasse Schmeichelei gegen Arthur von Nordstern. Da diese Ephemeren ihre schärfste Kritik — die meisten ihr Todesurtheil — nämlich ihre Auflösung gleich hinter sich haben, so haben wir nicht nöthig, sie genauer zu mustern.

31.

Ueber Popularität und Mysticismus in der Wissenschaft und im Leben.

(Beschluß aus No. 213.)

Und welcher Mysticismus kann hier gemeint seyn? Jene Herren meinen den formalen, der nur in mystischer Form besteht; wir aber meinen den subjectiven (relativen), der nur in ihrer Bildungsstufe seinen Grund hat. — Von einem objectiven Mysticismus in der Wissenschaft darf überall nicht die Rede seyn. Denn was wirklich wissenschaftlich ist, macht eben den Gegensatz (das Widerspiel) des Mystischen. Es ist das Wesen und Wirken der Wissenschaft, das Mysterium aufzuschließen, aufzulösen, doch alles, was bisher noch dunkel und geheim (mystisch) im Leben war, nur noch im Glauben, in der Ahnung ruhte, ans Licht des Wissens zu ziehen, zum deutlichen Erkennen zu erheben. Was also mystisch seyn konnte in der Wissenschaft, wäre nun das, was in ihr noch nicht wissenschaftlich ist, noch nicht von ihr ergriffen, durchdrungen und bearbeitet werden konnte. Das Mystische ist also außerhalb der Wissenschaft und schließt sich von Schriften über wissenschaftliche Gegenstände von selbst aus, oder kommt nur darin vor, insofern es bekämpft wird. Wer also in einem Werke von wissenschaftlicher Tendenz und Bestimmung den Mysticismus predigen, die Alleingültigkeit des Glaubens lehren, das Wissen (über göttliche Dinge) theoretisch bekämpfen, die Ohnmacht der Wissenschaft beweisen wollte, der würde

höchst widersinnig verfahren und mit sich selbst im Widerspruch seyn.

Der wahre (objective) Mysticismus ist also wohl die Bedingung und der Reiz zur wissenschaftlichen Thätigkeit, aber die Wissenschaft ist nicht die Sphäre des Mysticismus. Er ist die Bedingung zur wissenschaftlicher Thätigkeit; denn gäbe es kein Mysterium mehr im Leben, nichts Dunkles mehr in der Natur, kein Räthsel mehr in der Seele, was durch die Wissenschaft aufgelöst und erhellt werden soll, so hätte sie ihre Aufgabe vollständig gelöst, und der Trieb zum weitern Forschen wäre verschwunden, weil es an Gegenständen des Forschens fehlte. Aber dagegen sichert sowohl die unendliche Tiefe der Gegenstände des Glaubens und Forschens, als auch die Unendlichkeit des erkennenden Geistes, des wissenschaftlichen Vermögens, welche beide durch keine Zeit zu erschöpfen sind.

Das Gefühlsleben also, die Region des Glaubens, der Ahnung, der Phantasie, das Vermögen des magischen Handelns (der Wunderwirkung durch den Glauben), und eben so auch das praktische Kunstleben — dieses sind die eigentlichen Sphären des echten Mysticismus, welcher alles Wissen von sich ausschließt, so lange er im Gemüthe des Menschen herrschend ist. — Alle Religion ist daher ursprünglich und ihrem Wesen nach Mysticismus. Denn der Glaube kennt ja sich selbst, sein eignes Wesen nicht, noch kennt er sein Object; er ist sich selbst Mysterium, wie es ihm seine Welt ist. Nur die Wissenschaft der Religion hat es mit der Enthüllung der religiösen Mysterien zu thun. Und eben so schließt erst die Wissenschaft (Theorie) der Kunst deren Geheimnisse auf. Der wahre Mysticismus kann und soll nie ganz verdrängt werden, wie die falschen Aufklärer wollen, denn mit ihm würde zugleich aller Reiz und alles Leben aus der Wissenschaft verschwinden. Das menschliche Gemüth ist also die Stätte des Mysticismus, während das Wissen und die Wissenschaft im Geiste des Menschen wurzelt. Gemüth und Geist, Mysticismus und Wissenschaft sind nothwendige Gegensätze im Leben und in der Geschichte der Menschheit, die sich wie Niederes und Höheres, wie Reales und Ideales, wie Wurzel und Blüthe verhalten, oder auch, wie der Grund und die Anlage zur Bildung, zu dieser selbst. Der Gang der Entwicklung geht von unten nach oben, ihr Gesetz ist Aufsteigung vom Niedern zum Höhern. Das Gemüth soll sich in Geist verwandeln, der Mysticismus in Wissenschaft aufklären, die Anlage sich zur Bildung erheben. Aber das Niedere bleibt immer die Basis des Höheren, auf welche dieses sich stützt, und jenes kann und soll von diesem nie ganz überwältigt und vertilgt werden. Das Gemüth bleibt ewig die Basis des Geistes, und der Mysticismus trägt die Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen und Regionen, wie die Wurzel und der Stamm des Baumes dessen Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte.

Aller Mysticismus, von welchem bisher die Rede war, ist nothwendig und in der Natur der Dinge gegründet. Der formele Mysticismus hat seinen Grund in der Unvollkommenheit der Methode der Schriftsteller, zum Theil auch in der Unvollkommenheit ihres Wissens; der relative oder subjective ist nothwendig (unvermeidlich), so lange es eine Verschiedenheit der Bildungsstufen gibt; der wahre, objective Mysticismus wurzelt im Wesen der Religion und Kunst, auf ihm lastet nur Tadel, wenn er die Wissenschaft anfeindet und alle Theorie verachtet. Verwerflich kann also nur ein falscher Mysticismus im Leben, in der Religion, und ein Aftermysticismus in Beziehung auf Wissenschaft seyn. Jener ist unter dem Namen der Schwärmerei aller Art bekannt, und er hat seinen Grund in einer zu großen Energie des Gefühls und in dem Uebergewicht der Phantasie über die Vernunft; von ihm soll hier nicht weiter die Rede seyn. Der Aftermysticismus aber, der im Wissenschaftlichen eine Rolle spielt, ist eben derjenige, hinter welchem nichts ist. Da nämlich die Eitelkeit es sich nicht nehmen läßt, in allen Sphären des Lebens, und so auch in der gelehrten Welt ihr Wesen oder vielmehr ihren Unfug zu treiben, so greift jeder, dem es an Wissenschaft fehlt, der aber doch gern wissenschaftlich scheinen möchte, nach irgend einer gelehrten Form, je mystischer, desto besser, um damit zu glänzen, und wenigstens in einer originell scheinenden Manier nachzubeten, was er beim Lesen philosophischer Schriften nur halb gefaßt oder völlig misverstanden hat. Andere treiben sich in einem Kreise dunkler Begriffe, schiefer Ansichten, unreifer Gedanken und falscher Ideen herum, halten dieses Treiben für Wissenschaft und glauben sich berufen, ihre vermeintlichen Schätze der Welt mitzutheilen. Aber diese Schätze sind natürlich keiner klaren Darstellung fähig, und so entsteht eine Menge mystischer Producte der Halb- und Afterwisserei, welche die Unkundigen verwirren und der Ausbreitung wahrer Wissenschaft nachtheilig sind. Für die Kritik erwächst daraus die unangenehme Pflicht, diese Mystiker aus Eitelkeit und Geistesarmuth in ihrer Blöße hinzustellen.

Wir leben in einer Zeit der intellectuellen Gährung, in welcher das Licht der Wissenschaft sich von der Afterweisheit rein und vollständig scheidet. Letztere bietet daher ihre letzte Kraft auf, um sich gegen die Gefahr, die ihr den Untergang droht, zu behaupten, und sie kämpft daher mit aller Keckheit gegen jenes Licht, welches sie nicht begreift. Unter solchen Umständen — und da die Unterscheidung echter Wissenschaft von der Afterphilosophie schon Bekanntschaft mit jenen voraussetzt — ist es gegenwärtig für den Laien nicht ohne Gefahr, an der philosophischen Bildung des Zeitalters durch Lectüre Theil nehmen zu wollen. Der Verfasser dieses Aufsatzes will daher versuchen, den Wahrheit liebenden und suchenden Leser zum Schluß einige Merkmale der Unterscheidung mitzutheilen, deren Beachtung ihm in erwähnter Hinsicht vielleicht nützlich werden kann:

Eine Philosophie, die dich in den Feldern trockner, unfruchtbarer Speculation herumführt und dadurch allein den Verstand beschäftigt, während sie das Gemüth erkältet, die dich nur auf die Unterschiede der Dinge und Begriffe aufmerksam macht, und die so überall Trennung setzt, ohne dir die Einheit zu zeigen, welche die Vernunft fordert, eine Philosophie, die dir die Realität unserer Erkenntnisse verdächtig macht, indem sie dich überreden will, die Anschauung habe gar nichts mit dem Angeschauten gemein, die Erkenntniß nichts mit dem erkannten Gegenstande, die Seele nichts mit dem Körper, der Sinn nichts mit dem Object des Sinnes, — die also die Uebereinstimmung des Subjectiven mit dem Objectiven leugnet, mithin die Natur zur Lügnerin, die Seele zu einer isolirten Insel, die Naturwissenschaften zu Hirngespinsten macht; eine Philosophie, die dir nur Stückwerk vorführt, dich nicht in ein Ganzes einführt, worin sich eine alles verbindende, beseelende, ordnende Einheit offenbart und dich die Harmonie dieses Ganzen anschauen läßt, eine Philosophie also, die dich Gott entfremdet (indem sie wohl erst von Beweisen des Daseyns Gottes spricht, oder gar behauptet, man könne davon nichts wissen), die dich auf ein beschränktes, von Gott und der Natur geschiedenes Selbst zurückdrängen will, deren Lehren nicht die kleinste Beziehung auf die Wahrheiten der Religion, namentlich der christlichen, haben, — in welchen der Glaube nichts mit dem Wissen, auch nicht den Gegenstand gemein hat — von einer solchen Philosophie kannst du gewiß seyn, daß sie nicht die wahre ist, nicht von oben kommt, nicht Gottes Werk und Offenbarung in der Menschheit ist, sondern eitel Menschensatzung, die dich ohnehin nicht ansprechen wird, wenn dein Sinn nach etwas Höherem steht, nach einem Wissen, was den Geist befriedigen kann. — Suche nach einer Philosophie, die in allen das Gegentheil von der geschilderten ist — und du wirst, hoffentlich nicht vergebens suchen.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 215.

18. September 1822.

Holberg's Lustspiele; übersetzt von Oehlenschläger. Erster und zweiter Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1822.

Holberg ist nicht nur der beste, sondern in gewissen Betracht der einzige Lustspieldichter des achtzehnten Jahrhunderts. Liegt das eigentliche Wesen des Lustspiels in der Lust selbst, in der Lust, wenn man es so ausdrücken darf, an der Lust, so reiht sich Holberg in seinem Fache an die ersten Dichter aller Zeiten. Die poetische Lust, wie wir sie hier meinen, bekümmert sich um keinen Nebenzweck, der sie ihrer Natur entfremden würde; Moral, Geschichte und andere Wissenschaften liegen ihr als Zweck fern, weil sie aber wie alle Poesie aus dem Born des Lebens, der Wahrheit und der Natur schöpfen muß, so wird sie an sich schon die höhere Sittlichkeit und Schönheit in sich fassen, die dem gemeinen oder befangenen Auge leicht entgeht, dem tieferblickenden aber durch alle Hüllen sichtbar wird. Dies angenommen, steht Holberg auch über Molière, besonders da, wo dieser sein schönes Element der Fröhlichkeit verlassend, seine Absichten auf Sittenverbesserungen gar zu sehr blos gibt und die Bühne mit dem Lehrstuhl verwechselnd, in das übergeht, was man nachher sonderbar genug die höhere Komödie betitelt hat. Dies hindert nicht, daß Holberg sich nach Molière gebildet und ihm sehr viel zu danken habe; er hat aber das Schädliche so glücklich vermieden und das Gute in der Frische und Lebendigkeit seiner Natur so eigenthümlich wiedergeboren, daß man den Begriff, den man gewöhnlich mit der Nachahmung in der Literatur verbindet, durchaus nicht auf ihn anwenden darf, vielmehr sein Beispiel als sehr lehrreich für die Weise betrachten muß, wie das Genie das Fremde sich eigen macht und ein Neues aus demselben erzeugt.

Es soll keineswegs ausgesprochen seyn, daß Holberg das Lustspiel in seiner einzig möglichen Gestaltung ergriffen und dargestellt habe; vielmehr ist in ihm eben so wenig jenes höhere lyrische, wunderbare Reich zu finden, in welchem Shakspeare's Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Wie es euch gefällt und Verlorne Liebesmühe schweben, als Calderon's musikalische Blüthe und sinnreiche Grazie der Galanterie und Intrigue. Das lyrische Bedürfniß liegt ihm ganz fern, und Verwickelung, Knotenschürzung und dergleichen ist so durchsichtig, daß man, sobald man sich mit den Eigenheiten der Personen bekannt gemacht hat, um die endliche Lösung ihrer Schicksale selten oder nie in Verlegenheit geräth. Während Shakspeare in seinen minder lyrischen Komödien Charakteristik und Begebenheit in eine solche Wechselwirkung setzt, daß man nicht weiß, wovon man wunderbarer betroffen, wodurch Phantasie und Gemüth lebhafter beschäftigt wird, fällt bei Holberg die ganze Theilnahme und Anregung auf die seltsamen Individuen, die er uns vorführt, und auf die Art, wie ihre Umgebungen die sogleich bedingte und bald vorausgesehene Täuschung und Aufhebung des Widerspruchs, den jene Wunderlichkeiten entgegensetzen, ins Werk richten werden. Bei Shakspeare ist jeder Charakter ein eigenthümlicher, durchgeführter, so daß in jedem seiner Lustspiele eine Masse von Charakteristik auf uns einwirkt; in Holberg's Stücken wird uns gewöhnlich ein Original, selten mehr gezeigt, um dessen Bizarrerie sich die übrigen Gestalten in allgemeinern, oft den allgemeinsten Formen bewegen. Die dummen oder listigen Bedienten und die naseweisen Mädchen gehen daneben durch und die Liebenden sind vollends stehende Figuren, denen zuweilen nur durch die Verkleidung eines Liebhabers zu etwas mehr Leben geholfen wird. Dagegen liegt der immerwährende, frischquellende Reitz in der sprudelnden Lustigkeit und unerschöpflichen Jovialität, hinter welchen man das reine und edle Gemüth, so wie den scharfen Blick in das Menschliche und den eben so tiefen als klaren philosophischen Sinn des Dichters leicht gewahr wird. Das ist es denn auch, was diesen Werken das Gepräge der Ewigkeit aufdrückt und weshalb sie, wie der Mensch mit seiner Thorheit immer und überall derselbe bleibt, ihre Unsterblichkeit über das Zufällige der Moden und Localitäten hinausheben. So lang es Schwätzer, Laffen und zerstreute Kleinigkeitskrämer gibt, so lange werden Holberg's Barbier, Hans Franzen und der Geschäftige leben und belustigen, und wie es in der liebenswürdigen Natur des Dichters begründet ist, daß die keck und ohne Verweichlichung hingestellten Schwächen und Widerwärtigkeiten dennoch weder Haß noch Abscheu, sondern Theilnahme an den damit Behafteten erregen, — das hat der neue Uebersetzer in seiner Vorrede geistvoll angedeutet, und das ist denn auch ohne Weiteres das eigentlich Moralische, das Schöne dieser Dichtungen, das die Derbheit überall nicht zerstört, das aber auch durch kein Uebertünchen des Verderbten getrübt wird.

Oehlenschläger, der Dichter, der in Dänemark zuerst seit Holberg Namhaftes im dramatischen Fache

geleistet und uns manche geschätzte eigene Gabe durch Uebertragen in unsere Sprache heimisch gemacht hat, verdient für den Fleiß und die Liebe, die er nun an seinen verehrten Landsmann wendet, unsern wärmsten Dank. Die ältern Uebersetzungen rühren von Verschiedenen her; selbst in der in den Jahren 1744—1746 zu Copenhagen und Leipzig bei Rothe herausgekommenen Sammlung werden verschiedene Arbeiter sichtbar, wovon der Eine den Andern tadelt. Allerdings leiden diese Arbeiten an einer breiten, veralteten Sprache und es mag sich mancher empfindliche Verstoß gegen die Farbe und das Verständniß des Originals in denselben finden, doch abgesehen vom Verdienstlichen eines ersten Versuches herrscht darin eine gewisse derbe Frischheit und Munterkeit, die das Urtheil, das der jetzige Herr Uebers. in der poetischen und prosaischen Vorrede über dieselben ausspricht, doch zu hart erscheinen läßt. Wären sie indessen auch noch besser als wir es hier eingeräumt haben wollen, so erreichen sie doch auf keine Weise den Ton, den Hr. O. als das Original charakterisirend bezeichnet, und da sie ohnehin vergriffen und selten geworden sind, so sieht man die Fortschritte, welche die Uebersetzungskunst in neuerer Zeit gemacht hat, gern auch auf den Lustspieldichter des Nordens angewandt.

Der neue Uebersetzer besitzt die Eigenschaften, welche diese Anwendung gefällig machen, gewiß in ausgezeichnetem Grade, Laune, Witz und leichte Heiterkeit, und es ist vorauszusehen, daß diese Uebertragung die früheren entbehrlich machen werde; da sie aber fortgesetzt wird, so dürfen wir einige allgemeine Ausstellungen nicht verschweigen, deren Beseitigung dem Fortgange nur heilsame Früchte bringen kann. Soll inzwischen eine Anzeige nie den erschöpfenden Charakter einer Recension annehmen, so bescheiden wir uns, in ein eigentliches Detail nicht eingehen und nur wenige Beispiele anführen zu dürfen.

Zuerst erscheint es uns als nothwendig, daß der Hr. Uebers., sich seinem eigenen freien Talente überlassend, die von ihm verworfenen älteren Versuche völlig bei Seite gelegt hätte; allein, haben wir auch bei der Mehrheit der vorliegenden Arbeiten nicht die Grundlage von Vorarbeiten wiedergefunden, so ist uns doch die alte Uebersetzung, von welcher Hr. O. sagt:

„Die alte, gar zu mittelmäß=,
War doch nicht länger auszuhal=,
Man mußte gänzlich sie umstal=;
D'rin sah man Holberg zu gehäs=."

in einigen der Stücke allzuüberraschend als alte Bekannte entgegengetreten. Am sichtbarsten wird sie im Ulysses von Ithacia, der von dem älteren in der That nur wenig und nicht durchgängig glücklich abweicht, so sehr wir andrerseits die Einfügung einiger interpolirten Stellen schätzen. Was von den Textveränderungen an sich zu halten sey, müssen wir den Kennern des Originals zur Beurtheilung lassen, wir bergen jedoch nicht, daß wir eben hier die alten Ausdrücke: „meine Frau, meine gnädige Frau, dazu, Corporal, ist nicht mehr in rerum natura gefärbt, aufrechnen, Armee, schwarze Kunst, Hasetiren, Flecken, Langfinger," den jetzigen Horrin, oben im Kauf, Zuchtmeister, lebt nicht mehr, geschmiert, erwähnen, Kriegsheer, Schwärze seiner Künste, Spaßen, Dorf, (S. 315), Langulafried ꝛc." vorziehen. Namentlich S. 315 scheint auch der neuen Uebersetzung nach der Scherz, der den Doppelsinn Flecken enthält, beabsichtigt, er geht jedoch durch das Wort Dorf unter; S. 317 fehlt nach Z. 4 eine Zwischenrede des Bauern, die wohl kein Zusatz des älteren Uebersetzers war.

Mußten wir das Vorhergehende bemerken, so verkennen wir darüber nicht, daß vielleicht gerade bei diesem Stücke, das nicht nur den Stoff, sondern auch die Form in Parodie auflöst, der altväterische Kanzleistyl der alten Uebersetzung ein Nothwendiges war, das nicht ohne Nachtheil verlassen werden durfte; die parodisch-lyrische Prosa würde auf anderem Wege schwer zu finden gewesen seyn.

Anscheinend wichtiger ist der zweite Vorwurf, doch wird ihm der Hr. Uebers. in der Zukunft leichter entgehen können. Es liegt etwas Großes und Schönes darin, daß die angestammte Sprache uns ein solches Eigengut wird, daß wir aller Mühe und Eitelkeit zum Trotz nie und nimmermehr dahin gelangen können, uns zu Meistern eines fremden Idioms zu machen. Es waren Zeiten, wo ein Deutscher es sich zur höchsten Ehre rechnen konnte, seine Schrift an die Zeitalter des August und Ludwig anzuschließen, wie würde aber ein wiederkehrender Geist aus diesen Epochen die angespannten Bemühungen mit leichtem Federschlage übertreffen! und so hat sich denn auch die Geschichte, die nur einmal in allen Erscheinungen leben will, gerächt und jene Werke, die nur das erkünstelte Leben einer affectirten Bewunderung genossen, der Vergessenheit überliefert. Auch Hr. O. unterliegt dem Naturgesetz, das ihn mit der vollständigen Darstellung seiner Wesenheit unwiderruflich auf den Boden der Heimath anweist, und wenn in seinen eigenen metrischen Versuchen die poetische Licenz Manches zu entschuldigen und der charakteristische Bau und Anstrich des Verses Manches zu bedingen schien, so geben hier zu viele Blätter Proben eines in unserer Sprache Unmöglichen. Wir können uns deshalb nicht entbrechen, dem Hrn. Uebers. für die Folge die letzte Durchsicht eines deutschen Freundes als leichtes Auskunftsmittel wohlmeinend an die Hand zu geben, denn es kleben auch solche Anstöße „Breiklümpfchen" an, durch welche der Leser an eine nicht immer wohlgefällige Kindheit der Sprache erinnert wird. Ohne uns, bei der Unkunde des Dänischen, darauf einlassen zu dürfen, ob der Hr. Uebers. den Ton und die Weise, worin Holberg's Sprache „sehr gut" und „musterhaft" ist, durchgehends getroffen habe, geben wir mit Vergnügen zu, daß die in der Vorrede angegebene Beziehung „leicht, kurz, klar und kräftig" in diesen zwei Bänden ihre Bestätigung finde, und wünschten deswegen dieje-

nige Korrektheit, die der schulmeisternden Pedanterie fern steht, noch als Beigabe erhalten zu haben.

Mit Freuden sieht man die gegenwärtige Uebersetzung Ludwig Tieck zugeeignet und jeder wird der Cervantischen Widmung gern darin beipflichten, daß Tieck der geborene Uebersetzer des Holberg gewesen wäre; wir sind sogar der Meinung, daß er das „Dä=" leicht hätte verstehen lernen und es dann „ma=" können. Unpassend ist es, wenn diese Zueignung auf einer Seite den Figaro („die Figarosche Eselei=") auf der andern eine Gattung bestreift, in welcher der Dichter der Genovefa einen unsterblichen Lorbeer gepflückt hat: „Zwar klingelt er nicht fromm erha=," denn der Figaro hat in einer andern Gegend seine Verdienste und das romantisch=musikalische oder das geistliche Drama kann noch weniger geeignet seyn, dem Holberg zur Folie zu dienen.

Die Vorrede ist leicht belehrend und angenehm geschrieben. Mit Recht erhebt sich der Verfasser gegen die Ansicht des „hohen" Schiller, die mit zur Charakteristik dieses Dichters gehört; was jedoch vergleichungsweise über Shakspeare's Kesselflicker gesagt wird, trifft nicht zu, denn dieser ist was er seyn will und ein Vollendetes für sich, und wenn man annehmen durfte, daß Shakspeare allenfalls den Holberg, nie aber Holberg den Shakspeare hätte schreiben können, so läßt sich auch Schlegel's Ausdruck eine andere Wendung geben. Daß ein guter Lustspieldichter nicht diesen oder jenen Stand, sondern die Menschen in den Ständen zum Besten hat, versteht sich so sehr, daß die entschuldigende Bemerkung S. XXXI. fast aussieht, als wolle sie Holberg um ein Verkennen des Ehrwürdigen anklagen, das den Urcharakter eines jeden Standes ausmacht.

Für die rechte Einsicht ist es vollkommen zu billigen, daß Hr. O. das Localisiren der älteren Uebersetzer vermieden hat; was aber, wenn wir noch Schauspieler hätten, die den Holberg spielen können, für die Anschaulichkeit auf deutscher Bühne vortheihafter wäre, das möchten die Bühnendirectoren ohnehin einführen und ändern. Dagegen scheint uns der Gebrauch des Monsieur und Madame kein sonderlicher Vortheil und mit der Vertauschung des Sie gegen das Ihr können wir uns um so weniger versöhnen, als das Ihr an die hergebrachte Ritterstückssprache erinnert und das durch Gebrauch und Landessitte bedingte „Colorit der Diction" geradezu durch das Sie hergestellt worden wäre.

Gegen Aenderungen, Zusätze und Auslassungen bei den Werken der Dichter sollte nicht nur jeder andere Poet im scheuen Vorgefühl eines Aehnlichen eine besondere Feindschaft hegen, sondern auch jeder Leser, vornämlich alsdann, wenn ihm das Eigentliche durch die Verschiedenheit der Sprachen entzogen ist. Darum liegt auch in der Art, wie der Geert Westphaler behandelt worden ist, kein Gewinn, und es wäre viel besser gewesen, wenn Hr. O. neben den Einactigen Stücke das Fünfactige übersetzt hätte. In der gegenwärtigen Gestalt verschmelzen die eingelegten Seenen nicht gehörig mit dem Ganzen, man erfährt nichts weiter von dem Proceße, mit dem sich die vierte Scene des zweiten Aktes beschäftigt, und zwischen der zehnten und eilften Seene ebend. wird der auf Gotthards Plan vorbereitende Auftritt mit Pernille schwer vermißt. Auch die Weihnachtsstube hat durch die Schlußvariante in der That nicht wesentlich gewonnen.

Dahingegen haben wir dem Hrn. Uebers. für die Restauration der Verse, wo solche vorkommen oder etwa wie eine Moral angehängt sind, aufrichtig zu danken. Sie klingen in der Regel eindringlich und gewandt und das fehlerhafte „Bestecht euch nur ꝛc." S. 327 Th. 2. oder sonstige kleine Härten würden mit leichter Mühe zu ändern seyn. Und hieran schließe sich denn noch einmal unser Dank für das ganze, der Literatur wahrhaft förderliche Unternehmen und die Hoffnung auf ein gedeihliches Fortschreiten.

67.

Blicke ins südliche Rußland.

(Beschluß aus No. 211.)

Am 1/4 Mai setzten wir unsere Reise weiter nach Odessa fort. Der Weg geht am Kujalnik und eine Ansiedelung folgt dicht auf die andere. Unter diesen zeichnet sich aber Sewerinowka aus, eine Niederlassung des Grafen Severin Potocki, die durch die Anstalten und den Reichthum des Besitzers gehoben, bedeutend angewachsen ist. Zwei Kirchen, eine griechische und römische, eine Reihe zierlich erbauter Buden von gehauenen Steinen, mit einem Säulengange, ein ansehnliches Gasthaus, so wie das prachtvolle Wohngebäude des Besitzers mit vielen daneben liegenden, freundlichen Häusern, von allerlei Gewerbsleuten bewohnt, geben schon jetzt Sewerinowka fast ein städtisches Ansehen. Es war Sonntag und im Gasthof, den ein Hebräer hält, eben Tanz und munteres Spiel der Dorfeinwohner. Auf der Flur tanzten die Bauern, polnische und russische Tänze, im Hause selbst in einem besondern Zimmer hatten sich die Handwerker, meistens Deutsche versammelt und walzten. So ging es sehr lustig auf gut europäisch in der ehemaligen kleinen Tartarei.

Etwa zwei Meilen von Sewerinowka, wenn man eine Höhe hinangefahren ist, erblickt man Odessa, die sich auch in der Entfernung bedeutend ankündigt. Zugleich sieht man das Meer. In einer Seestadt geboren, habe ich geraume Zeit in einer andern Seestadt gelebt; der Anblick des Meeres mit allen feinen Veränderungen gehört in mannigfache Reminiscenzen meines Lebens; jetzt hatte ich seit mehr als zwei Jahren im Binnenlande wohnend, dieses Anblicks entbehrt: als nun wieder die weite Wasserfläche in ihrer Herrlichkeit sich vor mir ausbreitete. Dazu war es noch das alte Wundermeer der Griechen, verherrlichet durch Sagen und Geschichte, das Xenozhontische Thalatta, das das griechische Heer von der Gegenküste mit so viel Freude erblickt hatte. So in Vergangenheit und Gegenwart versenkt, näherte ich mich immer mehr der wunderbar schnell entstandenen Stadt und bald kündigte mir eine im weiten Umkreise gezogene Umzäunung an, daß ich mich im Bezirk der freien Handelsstadt befände.

Wir nahmen unsere Wohnung im sogenannten Club, einem Gasthofe, den ein Franzose hält und mit dem man sehr zufrieden seyn kann. Nach einem Gange durch die Straße Richelieu, in der man große Magazine mit französischen und englischen Luxusartikeln sieht, gingen wir in's Theater, wo eine italienische Oper gegeben ward. Es gehört gewiß zu den seltenen Contrasten, den Morgen in den Steppen eine eben anfangende Cultur zu sehen und den Abend in einer großen tumultreichen Handelsstadt in die italienische Oper zu gehen.

Odessa entstand im J. 1794 an der Stelle einer kleinen türkischen Schanze Hadschi=Bei und wurde zuerst von einer geringen Anzahl griechischer Familien bewohnt. Jetzt zählt sie über dreißig tausend Einwohner. So schnelles Wachsthum zeigt von den Kräften des jungen Landes, und dies Fortschreiten, welches hier auf einen Punct gesammelt, leichter übersehen werden kann und mehr auffällt, ist im flachen Lande kaum geringer und stellweise vielleicht noch bedeutender.

Die Stadt ist regelmäßig angelegt, hat gerade breite Straßen, die Häuser sind fast alle zwei Stockwerk hoch und zierlich von Bruchsteinen aufgeführt. Die beiden Hauptstraßen heißen nach dem Namen zweier um die Stadt verdienter Männer, die Straße Richelieu und Ribas. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die russische Cathedral=Kirche, das Haus des General=Gouverneurs und das Theater aus. In der Mitte der Stadt ist ein öffentlicher Garten mit schönen, schattigen Gängen.

Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Russen, Griechen und Juden. Unter den Handwerkern sind viele Deutsche. Die reicheren Kaufleute sind Franzosen, Engländer

und Italiener. So breit die Straßen Odessas sind, so drängt sich doch darin die geschäftige Bevölkerung einer Handelsstadt in mannigfachen bunten Gruppen. Italiener, Franzosen und Russen, letztere in europäischer und Volkstracht, polnische und orientalische Juden, die ersteren in schwarzer, die letztern in bunter Tracht, Griechen und Armenier schreiten oder laufen neben und durcheinander. Tritt man auf den großen Marktplatz, wo Lebensmittel ausgeboten werden, so sieht man Colonisten mit ihren Frauen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, wie man es leicht an der verschiedenen Tracht der Bäuerinnen erkennen kann, Bulgaren, Zigeuner, polnische und russische Bauern; es wird gekauft und verkauft und in den verschiedensten Sprachen gesprochen, wobei aber doch die russische Sprache die gangbare Münze ist, die endlich alle auseinandersetzt.

Der Hafen gränzt unmittelbar an die Stadt, oder ist von derselben nur durch Quarantäne-Anstalten geschieden. Indem man von der Höhe, auf der die Stadt gebaut ist, gegen den Hafen hinabgeht, übersieht man im weiten Panorama die Schiffe, den Landungsplatz an der Quarantäne, die Häuser und Wohnungen in derselben und blickt weit in die See hinaus. Die verschiedensten Flaggen wehen von den Schiffen und auf dem Molo sieht man eine bunte Matrosen-Menge von verschiedenen Nationen umhergehen. Die seltsame Mannigfaltigkeit des odessaschen Lebens werde ich durch die Beschreibung eines Taglaufs darzustellen suchen.

Wenn ich des Morgens aufstand, kam zuerst der Barbier, ein Grieche, mit einem ungeheuern Becken, er gab es zu, daß ich auf meinem gewöhnlichen Sessel sitzen blieb, am liebsten setzte er mich auf einen niedern Divan, hielt mit der linken Hand meinen Kopf ganz umspannt, bog ihn bald rechts bald links gegen sein Knie, kurz ging mit demselben auf eine orientalisch leichtfertige Art um. Unterdessen brachte mir ein französischer Marqueur, mit aller Höflichkeit französischer Aufwärter, mein Frühstück, dazu die Zettel des Theaters und die Zeitungen. Frühstück und Lectüre beendigt, kleidete ich mich an und ging aus, um in den Straßen den neugierigen Badaud zu machen, was man einem Reisenden billig nachsehen muß.

Wenn ich nun zuerst, um mir einige Reiseerinnerungen zu kaufen, in die Buden der Straße Richelieu trat, glaubte ich bald in Rue St. Honoré zu Paris, bald in New-Bondstreet in London umherzugehen. Eine Menge englischer und französischer Luxuswaaren und glänzender Sächelchen, deren Einfuhr der Freihafen möglich und wohlfeil macht, sieht man hier zierlich ausgelegt und hört französische und englische Anreden. Hatte ich hier mein Geld ausgegeben und wollte ein Goldstück gegen kleineres Geld umsetzen, so bedienten mich an der Straßenecke sitzende Juden, die auf einem Tischchen allerlei Münzsorten in Haufen vor sich liegen haben. Der Tag war indeß heiß, der Spaziergang hatte mich ermüdet. Dort gegenüber ist ein Weinkeller, der tief in die Erde gewölbt, mir Kühlung und Stärkung verspricht. Ich steige hinab und treffe sehr gemischte Gesellschaft an, aber ein Grieche empfängt mich mit schneller Redseligkeit und bietet spanischen und griechischen Wein an. Ich frage nach Cyperwein, der mir sehr gut und wohlfeil gegeben wird. Wieder am Tageslicht bringt mich mein Weg an einer Reihe Buden vorüber, worin Karaitische Juden, in orientalischer Tracht, eine Menge hübscher Lederwaaren und sehr wohlfeil verkaufen. Dicht daneben bieten Armenier trockene Früchte und persische Tücher aus.

Indessen geht die Zeit vorüber und der Mittag naht. Hier gleich neben an hat ein Grieche seine orientalische Garküche in offener Bude, wo er fertige Speisen verkauft, wir wollen aber doch uns ein paar Schritte nicht verdrießen lassen, die europäische Küche der orientalischen vorziehen und in den Club zurückgehen. Im großen Eßsaal steht ein großer Tisch in der Mitte und kleinere an den Seiten; eine lange französische Eßkarte gibt reiche Auswahl und ein gewandter französischer Aufwärter besorgt das Geforderte sehr schnell. Das Essen ist gut und nicht theuer, der Wein nicht schlecht und sehr wohlfeil. Am Tisch sitzen verschiedene Völker beisammen, doch hat die italienische Sprache die Ueberhand und es wird meist in derselben geredet.

Nach dem Mittagsessen, will ich, der Abwechselung wegen, den Kaffe in einem Kaffehause trinken. Nur wenige Schritte und ich trete in eines, wo ich wieder in der Levante zu seyn glaube. Auf breiten Divanen sitzen Griechen, ernsthaft aus langen Pfeifen rauchend. Ein italienischer Aufwärter frägt mich, ob ich türkischen oder französischen Kaffe haben will und wenn ich den erstern verlange, bringt er mir eine Tasse starken Kaffes, der auf besondere Art zubereitet ist, indem man den sehr fein gemahlenen Satz nicht hat absetzen lassen.

Von hier bringt mich ein russischer Fuhrmann auf seiner Droschke schnell an den Eingang des öffentlichen Gartens. Die schönen Alleen geben Kühlung, die spazierende Menge Zerstreuung und ich erwarte den Anfang der Oper. Das Theaterhaus ist groß und ansehnlich, der Saal geräumig und elegant decorirt. Vor einem gemischten Publicum werden auch gemischte Vorstellungen gegeben. Russische Stücke wechseln mit kleinen italienischen Opern ab, welche letztere gut ausgeführt werden. Nach der Vorstellung ist es schon ziemlich spät in Odessa und der Reisende thut wohl sich in seine Wohnung zurückzuverfügen.

Ich habe zur Darstellung einen Tag gewählt, wie ich in den Straßen der Stadt, an den öffentlichen Orten ihn zugebracht habe oder zubringen konnte. Viel mannigfaltiger ist noch die Abwechselung der innern Lebensart, aber da diese auch in jeder andern Stadt anzutreffen ist, worin viele Fremde wohnen, so kann ihre Schilderung nicht zur Charakteristik Odessas beitragen.

Das Leben ist übrigens hier wohlfeil. Die ersten Bedürfnisse können in einem Lande nicht theuer seyn, wo die Städte noch selten sind, und wo man es nur eine mittelmäßige Erndte nennt, wenn die Kornausaat vierzehnfach gewonnen wird. Wein und auswärtige Producte und Waaren werden durch Freihafen wohlfeiler als anderswo. Welchen Zuwachs kann man für Odessa nicht noch erwarten? —

Vor einigen Jahren machte Unterzeichneter in mehreren öffentlichen Blättern die Schauspiele des Calderon bekannt, welche er noch zu übersetzen gedenke. Zeitschriften unterliegen jedoch sowohl dem Uebersehen als dem Vergessen, sonst würde mich Herr Gries von dem Alcalde de Zalamea gewiß durch eine Privatmittheilung zurückgehalten haben. Da inzwischen meine Uebertragung des genannten Stückes längst vor Erscheinen des fünften Bandes der Griesischen Uebersetzungen fertig war, so wird sie nun gleichfalls im fünften Bande der meinigen erscheinen. Nur für die Zukunft und weil bei dem Reichthum, den Calderon bietet, das Aufwenden verschiedener Kräfte an ein und dasselbe Werk, wie dies schon bei den „Verwickelungen des Zufalls" (Berlin bei Christiani) der Fall gewesen, zu bedauern und leicht zu vermeiden ist, zeige ich die Stücke noch einmal an, nach deren Uebertragung ich von Calderon Abschied nehmen werde. Sie sind außer Las manos blancas no ofender, welche einen Mitbestandtheil des fünften Bandes ausmachen:

El postrer duelo de España.
El Conde Lucanor.
A secreto agravio secreta vengança.
La exaltacion de la Cruz.

Ich hoffe, diese Anzeige werde Herrn Gries zu Händen kommen, und bitte ergebenst, falls derselbe ein oder das andere gedachter Stücke selbst zu wählen beabsichtigen sollte, mich von der gleichen Beschäftigung gütigst abwarnen zu wollen.

Malsburg.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 216.

19. September 1822.

Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Asklapieion. — Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde, nach den Grundsätzen des Mesmerismus, herausgegeben von Dr. K. Chr. Wolfart. Acht Hefte oder vier Bände, v. 1818 — 1822. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Von dieser eben so nützlichen als interessanten, für das Fortschreiten der Medicin, als Wissenschaft, wie als Kunst, so besorgten und thätigen, und daher allerdings wichtigen Zeitschrift (von welcher bereits acht Hefte oder vier Bände erschienen sind) scheinen die spätern Hefte nicht mit gleicher theilnehmenden Wärme aufgenommen worden zu seyn als die frühern. Wenn man gleichwohl, nach unbefangener Prüfung des Inhalts, nicht umhin kann, zu urtheilen, daß Zeitschriften, wie die vorliegende, billig in den Händen aller Aerzte seyn sollten, die sich durch Sinn und Interesse für wissenschaftliche Bildung überhaupt sowohl, als auch besonders für reges Fortschreiten in der ärztlichen Praxis an der Hand der Theorie über den Troß erheben oder wenigstens erheben wollen; so ist jene Lauigkeit kein gutes Zeichen unserer Zeit, die sich, nach errungener deutscher Selbständigkeit in politischer Hinsicht, auch durch deutsche Beharrlichkeit von wissenschaftlicher Seite auszeichnen sollte. Dieser Vorwurf wird, in Beziehung auf das vorliegende Werk, um so treffender, wenn man gewahr wird, daß die spätern Hefte desselben an Gehalt, Mannichfaltigkeit und Interesse des Inhalts nicht nur nicht verloren, sondern vielmehr gewonnen haben. Es ist daher Pflicht, von neuem auf diese Zeitschrift aufmerksam zu machen, damit wenigstens nichts versäumt werde, was dazu beitragen könnte, daß das Werk durch fortgesetzte und vermehrte Theilnahme in seinem Fortgange unterstützt werde.

Die Sache des Magnetismus hat sich bewährt, sowohl von praktischer als theoretischer Seite, der Spott der Widersacher ist größtentheils verstummt oder wagt sich nicht mehr laut zu werden; dagegen sprechen die Thatsachen zu laut, um noch mit einigem Scheine geläugnet werden zu können, und der große, nicht zu berechnende Einfluß des Magnetismus auf den Fortgang und die Ausbildung der gesammten Heilkunde ist durch die Werke der Meister in diesem Fache so trefflich und allseitig ins Licht gestellt, daß der Unglaube der Laien, die Trägheit und Unwissenheit der Empiriker und Handwerker im Fache, die Flachheit und Leichtfertigkeit der Spottsüchtigen durch alles Ankämpfen nichts mehr dagegen vermögen. Denn es handelt sich hier nicht um eine neue besondere Methode, welche, wie etwa die Brownsche Erregungsmethode, eine Zeitlang viel Aufsehen und Enthusiasmus erregt und nachher wieder vergessen wird; es handelt sich nicht um eine Methode, die als besondere, auf einzelne und passende Fälle angewendet, ihren Werth hat, als allgemeine Heilart aber dargestellt und aufgefaßt — was bei der Brownschen Erregungsmethode der Fall war, — in der Praxis eben so viel Unheil als Nutzen stiften muß; es handelt sich vielmehr um eine Entdeckung, welche über die ganze geistige und leibliche Natur des Menschen neues Licht verbreitet, daher für die Psychologie sowohl als die Physiologie eine nicht zu erschöpfende Fundgrube darbietet, aus welcher, bei gehöriger Benutzung, die Wiedergeburt dieser Wissenschaften hervorgehen muß, an welcher Entdeckung mithin die Medicin in theoretischer sowohl als praktischer Hinsicht einen sichern Leitstern gewonnen hat. Ueber diese Wahrheit werden oder können Alle, welche die Medicin nicht blos als Gewerbe betreiben, sondern aus einem höhern Gesichtspuncte betrachten, sich ihrer Ausübung aus einem edlern Beweggrunde widmen, in der vorliegenden Zeitschrift volle Ueberzeugung finden. Ihr Werth beurkundet sich namentlich durch folgende Puncte.

1) Es werden darin die Verdienste des großen Mesmer um die Wissenschaft und die leidende Menschheit gehörig gewürdigt und ins Licht gestellt, indem zugleich interessante Nachrichten über sein persönliches Leben und Wirken, vermöge des Herausgebers Bekanntschaft und Verbindung mit ihm, mitgetheilt werden. — Dies ist besonders in den ersten Heften der Fall.

2) Der große Einfluß des Mesmerismus auf die Vervollkommnung der gesammten Heilkunde, namentlich auf die Sicherheit, welche die ganze medicinische Praxis durch aufmerksame und vorsichtige mesmerische Behandlung gewinnt, wird durch gründliche theoretische Abhandlungen, in nächster Beziehung auf die Praxis, dem Leser recht anschaulich gemacht und außer Zweifel gestellt. Dies ist besonders des würdigen Herausgebers Verdienst.

3) Es wird, theils gelegentlich, theils direct, freimüthig und kräftig gegen Vorurtheile und falsche Ansichten gekämpft, welche der guten Sache des Magne-

tismus nachtheilig sind und den Fortgang derselben in ihren wohlthätigen Folgen aufhalten. Dahin gehört vor allem das Vorurtheil, als müsse man, um magnetisch zu heilen, jederzeit den Somnambülismus hervorrufen, wäre es auch durch forcirte magnetische Behandlung. Das Gegentheil wird in mannichfachen Beispielen praktisch dargethan, übrigens aber darauf aufmerksam gemacht, daß nur der durch den natürlichen Entwickelungsgang der Krankheit, bei zweckmäßiger magnetischer Behandlung, herbeigeführte Somnambülismus von wichtigen und heilsamen Folgen seyn könne.

4) Durch die große Mannigfaltigkeit des Stoffs, wobei interessante den Magnetismus betreffende Nachrichten und Bemerkungen sehr verschiedener Art, merkwürdige Krankheits- und Heilungsgeschichten, in welchen die sich offenbarende heilsame Macht des Mesmerismus Freude und Bewunderung erregt, mit theils kurzen, aphoristischen, theils bedeutenden und gründlichen theoretischen, in populärer Sprache abgefaßten Aufsätzen abwechseln, eignet sich diese gehaltvolle Zeitschrift auch für Laien zu einer lehrreichen und zugleich angenehm unterhaltenden Lectüre.

Zur Bestätigung dessen, was hier im Allgemeinen zum Lobe eines Werks gesagt, welchem man einen langen und glücklichen Fortgang wünschen muß, soll nun auch Einiges, was zur nähern Kenntniß desselben dienen kann, mitgetheilt werden, und zwar zunächst aus dem längsten und gehaltreichsten Aufsatze, welcher in den beiden neuesten Heften unter dem Titel vorkommt: ‚Umriß der mesmerisch-magnetischen Heilart überhaupt, so wie insbesondere rücksichtlich der gemeinsamen Krankenbehandlung. Vom Herausgeber.“ — Zwar ist dieser Aufsatz, wovon der Anfang im ersten Hefte des vierten Bandes (Nr. VII. der ganzen Folge), das Uebrige im nächstfolgenden vorkommt, 126 Seiten stark, und es scheint daher gewagt, aus kurzen Stellen auf den Geist und Werth des Ganzen schließen zu lassen; doch kommt dabei viel auf die Wahl der Stellen an, worin wir uns nicht zu vergreifen hoffen dürfen: Das Folgende wird vorerst einen Blick in des Verfassers Ansicht über das Wesen und Wirken des Mesmerismus gestatten.

§. 1 (S. 3. Bd. 4. Heft 1. Nr. VII). „Die mesmerisch magnetische Heilart ist der Inbegriff der dem Leben angemessenen Verfahrungsweise, wodurch die muthmaßlich drohenden Störungen im Leben und in dessen Erscheinungen, als Organismus, verhindert, die sich entwickelnden oder bestehenden Störungen besiegt werden können, wobei folglich zugleich der entstehende, der schon entstandene und der sich fortspinnende Kampf erleichtert und geschlichtet, das Weh gemindert und gemildert, ja endlich selbst der unvermeidliche Tod sanfter vorübergeführt wird.

Das magnetische Heilen für sich kann nur eine Anwendung der lebendigen Kraft, wie eines einzelnen Mittels seyn.

Die dem Leben angemessene Verfahrungsweise ist eben das eigenthümliche und unterscheidende Merkmal der mesmerischen Heilart, weil sie die naturgemäße ist. Nur das Lebendige kann angemessen seyn dem Leben. Denn dies in allem Seyn waltende Urthätige, oder die Urkraft — bringt nur in dem Entsprechenden, nur im Einklang das Leben hervor, das Widersprechende kann nur äußere ferne Veranlassung dazu geben. Das Entsprechende wird für jedes besondere Seyn zum Lebendigen, das Widerstrebende ist das Todte.

— — — — — — —

§. 2. Die mesmerische Heilart (oder die echte Heilkunst überhaupt, welches sie seyn oder werden soll) besteht in der richtigen Anwendung und Handhabung alles dessen, was erhaltend auf das bestehende Leben und ordnend darin wirken kann. Da nun das Leben vom Unsichtbaren und Geistigen ausgeht, darin besteht und dadurch gehalten wird, und da alles, was uns sichtbar erscheint, immer nur vermöge unsichtbarer Verhältnisse ist und wirkt, — so geht die mesmerische Verfahrungsweise auch von dem Geistigen und Unsichtbaren immer zunächst aus, und tritt auf diesem naturgemäßen Wege in das erscheinende, sogenannte Wirkliche, ein.

Alles was auf das Leben wirkt, läßt sich nach Maßgabe, als es sich mehr und mehr aus dem Geistigen und Uebersinnlichen (d. h. Unsichtbaren) und das Organische und Sinnliche bis zum Körperlichen hinüberzieht und gleichsam verdichtet, in folgende Hauptstufen abtheilen:

a) geistig und gemüthlich, die blos psychische Einwirkung durch den bloßen Willen, durch das Wort, durch Handlung oder Bild und Beispiel;

b) dynamisch oder magnetisch durch das polarische Wechselspiel der bestehenden Bewegungen oder der Kräfte;

c) organisch oder sinnlich, die blos physische Einwirkung, durch Uebung der Thätigkeiten und der sinnlichen Eindrücke;

d) chemisch oder körperlich (leiblich) die polarische Wirkung durch gröberen Stoffwechsel, durch Mischung und Entmischung;

e) mechanisch oder materiell, die Einwirkung durch die blos äußerlichen Verhältnisse des Schwerdrucks und der Form, insofern jene auch davon abhängen.

Das naturgemäße (mesmerische) Heilverfahren beobachtet zwar beständig und in jedem Falle die ersten höhern und ursprünglichen Ausdrücke der Einwirkungen, unterscheidet zwar wohl, wo vorzugsweise die eine oder die andere Gattung paßt, trennt sie aber nie auf absolute Weise, und vernachlässigt daher auch nicht, wo es scheint, als müsse blos chemisch oder mechanisch gewirkt werden, auch psychisch oder dynamisch zugleich zu wirken, wodurch um so schneller die organische Wirkung herbeigeführt, das organische Gleichgewicht hergestellt werden kann.

Es ist demnach keine geistige Kraft und Wirkung, keine Naturkraft, keine besondere Arzneikraft, keine ma-

terielle und grob mechanische Wirkung zu denken, welche dem mesmerischen Heilverfahren, nämlich nach der Grundidee untrennbarer Einheit, nicht auch dienstbar seyn könnte und müßte. Die Mittel machen nicht das Wesentliche des Verfahrens allein aus, sondern die Art und Weise ihrer Anwendung.

Man muß also vor allem sich von der falschen Vorstellung lossagen, als bestehe die magnetische Heilart in einem besondern Mittel; ihr eigentliches Wesen ist es, daß sie eine allgegenwärtige Wirkungskraft in allem und jedem sieht, die besondern Modifikation aber auch erkennt und gehörig anzuwenden sucht — und zum Heil der Kranken nur einzeln als dienend dem Allgemeinen, und nur in besondern Fällen sich der einzelnen Modifikationen, namentlich der keineswegs zu verwerfenden Arzneien bedient.

§. 4. „Die mesmerische (oder unbeschränkte, allseitige) Verfahrungsweise, ohne welche der Magnetismus an sich nur einseitig und daher oft unvollständig wirken muß, schließt sich genau an die uns freilich nur stückweise überlieferte, durch Jahrtausende erprobte wahre und einfache (hippokratische) Heilkunst an; jedoch dergestalt, daß diese vermöge der Polaritätsgesetze und der magnetischen Wirkungen eine höhere Weihe empfängt und mit freierem Bewußtseyn und größerer Willenskräftigkeit bei jener Verfahrungsweise geübt wird. Darum ist sie auch keine abgesondert einseitige Methode, nicht gastrische, nicht auflösende, nicht antiphlegistische, nicht reizende, nicht am Ende gar homöopathische Methode u. s. w., sondern sie ist wie der Ocean, in welchen diese einzelnen Ströme sich auflösen, und weshalb man sie auch darin, da wo es nöthig ist, wiederfindet, aber als zum Ganzen gehörig und nicht vom Magnetismus zu trennen."

Man sieht hieraus zugleich, daß und wie der Verf. den Mesmerismus vom (thierischen) Magnetismus unterscheidet, indem er unter jenem diejenige umfassende oder allseitige Methode zu verstehen scheint, welche den Magnetismus, als leitendes Princip sowohl, als auch als Hauptagens, in Harmonie mit dem Ganzen der Heilkunde anzuwenden die Tendenz hat. Indem der Verf. dem Mesmerismus diese hohe Bedeutung gibt, wirkt er zugleich jeder einseitigen Ansicht und Anwendung des Magnetismus zweckmäßig entgegen, — ein Zug, welcher fast in jedem seiner Aufsätze erkennbar ist.

Ein zweiter Hauptmoment dieser wichtigen Abhandlung besteht in der Betrachtung der mesmerischen Heilart für die besondere Anwendung (IV. B. 2. H. S. 1 ff.).

§. 6. „Der Arzt kann und muß sich vom Wesen und Form der Krankheit sowohl, als von ihrem fortgehenden Verhältnisse während der Behandlung eine gedoppelte Diagnose (Erkenntniß der wesentlichen Zufälle einer Krankheit zur Unterscheidung in ähnlichen Krankheiten) verschaffen, wovon die eine Art immer die andere ergänzt und aufklärt. Die erste Art ergibt sich aus den sichtbaren Zeichen der Krankheit, aus den durch richtiges Erforschen zu ermittelnden Angaben des Kranken über sein Gemeingefühl und seinem besondern Gefühle, und über das Verhalten seiner einzelnen Lebensverrichtungen. Die zweite Art entsteht aus den negativen und positiven Lebenswirkungen, den sogenannten magnetischen Wirkungen.

Durch diese gedoppelte Diagnose kann der Arzt die größtmögliche Gewißheit und Sicherheit erlangen. Aber auch nur dann, wenn beide Arten untrennbar in einander greifen. Denn es geht damit, wie mit den Sinnen: jemehr nämlich die Sinneswerkzeuge in einer Wahrnehmung gleichförmig und übereinstimmend sich verhalten, um so gewisser ist sie. — — —

Daß einfachere und naturgemäßere, also wahrhaftigere Einsichten über die Krankheiten und ihren Gang aus diesem gedoppelten diagnostischen Verfahren hervorgehen, ist gewiß. Schon dieses allein, abgesehen von allem andern, würde die Anwendung des Lebenswirkens (Magnetisirens) von großem unzuberechnendem Vortheil erscheinen lassen. — —

Möglichste Wahrheit und Sicherheit, welche sich auf diese gedoppelte Diagnose stützen, müssen auch dem Arzt eine gewisse Ruhe und eine, durch das Schwanken des Lebens in dessen Erscheinungen nicht leicht zu erschütternde Festigkeit und Klarheit geben.

Nur hierdurch können endlich wahre und für alle Zeiten feststehende Erfahrungen in der Heilkunde gemacht werden. Jeder Moment klärt den andern auf, jedes Merkzeichen findet seine Kontrole, dergestalt, daß diese Behandlungsart eine fortlaufende Diagnostik (Kunst, das Wesen der Krankheiten zu bestimmen und diese genau von einander zu unterscheiden) begründet, und so vor jedem rohen Empirismus schützen kann, während dadurch selbst ein sonst empirisches Verfahren doch noch zu einem wissenschaftlichen erhoben zu werden die Möglichkeit zuläßt.

§. 7. Durch die Lebenswirkungen selbst, als magnetische Zeichen, kann der Arzt auch noch Licht über die frühern Glieder in der Kette der gegenwärtigen Krankheit erhalten. Anamnestik (Kenntniß oder Bestimmung der frühern Einflüsse zur Erzeugung einer Krankheit) und Aetiologie (Entstehungslehre der Krankheiten) gewinnen auf eine bestimmte Weise. Es wird also die Erkenntniß der Krankheit und die Schätzung des Heilverlaufs, so wie alles Erforderliche in der Behandlung mit daraus näher hervorgehen.

Der Magnetismus oder die Lebenswirkung belebt die Gesammtthätigkeit des Organismus: dadurch kommen auch Empfindungen und Erscheinungen vor, welche früher schon krankhaft da gewesen, insofern sie von Theilen oder Funktionen bedingt waren, welche für die Harmonie des Ganzen, als etwas Besonderes, eine Störung in sich behalten haben, die sich nur scheinbar ausgeglichen, indem sie unmerkbar (latent) geblieben; nichts desto weniger aber da war. An den frühern Krankheitszustand, als Theil des gegenwärtigen, wird dergestalt nicht nur der Kranke, der das Einzelne, was zur Aufhellung dient, oft vergessen hat, gemahnt, sondern der Arzt sieht alles, durch solche magnetische, schon ehedem dagewesene Zufälle, wie in einem Spiegel, vor seinen Augen. Es leidet z. B. gegenwärtig ein vollblütiger Mensch an einem fixen Schmerz im Hinterkopfe bei vollem harten Puls. — Bei der Einwirkung stellt sich ein Herzkrampf ein, und zugleich dadurch hingeleitet, berichtet der Kranke, wie er vor Jahren, einmal diesen Krampf und anhaltende Beklemmung in der Brust gehabt: die Anamnesis leitet hier in den Lebensäußerungen, den magnetischen Erscheinungen, den Arzt, auch durch den Bericht des Kranken, auf ein örtliches Uebel des Herzens, womit die gegenwärtige Krankheitsform als ihrer Wurzel zusammenhängt. Dergleichen fällt ganz gewöhnlich vor. — — — —

(Der Beschluß folgt.)

Das Fest der Himmelfahrt Mariens zu Messina.

(Von einem Augenzeugen.)

Im J. 1819 richtete die, im mittelländischen Meere befindliche, holländische Flotte, von Malta kommend, ihren Lauf nach der sicilischen Meerenge. Vor Syracus angelangt, mußte sie daselbst eine siebentägige Quarantäne halten, konnte dann aber die dringende Einladung der Sadt zu einem glänzenden Feste nicht mehr annehmen, noch der Grabstätte ihres Seehelden de Ruyter Blumen streuen. Das unauslöschliche Andenken an diesen Befreier Siciliens macht den Namen der Holländer den Insulanern immerdar theuer. Bemerkenswerth ist es überhaupt, daß von allen schifffahrenden Nationen die holländische in allen Theilen der Welt am meisten beliebt ist, überall nur Freunde, nirgends Feinde trifft. Dieser gastliche Aufnahme verdankt sie ihrer natürlichen Redlichkeit

und Bravheit, ihrer unbedingten Toleranz, ihrem echten Weltbürgerthum. Nirgends mischt der Holländer sich in die inneren Angelegenheiten anderer Völker (?) und, weit entfernt von Proselytenmacherei, ist jede Religion, jeder Cultus ihm ehrwürdig.

Am 8ten August segelte das Geschwader, bei weitem das ansehnlichste, das seit lange in jenen Gewässern gesehen worden, nach Messina ab und hier ging es, 6 Klaftern vom Kai, in einer Tiefe von 30 Klafter vor Anker. Diesen Kai, der die ganze Länge der Stadt mißt, zieren die schönsten Gebäude; er dient zur öffentlichen Promenade und ist in der geeigneten Tageszeit mit Equipagen und Lustwandelnden angefüllt. Hier findet man die reichsten Waarengewölbe und eine Menge Kaffehäuser, wo, dem Klima des Landes gemäß, die vielartigsten Erfrischungen in Eis genossen werden. Den übrigen Theil der Stadt befassen drei Hauptstraßen, durch große Plätze und Springbrunnen unterbrochen. Das nie gesehene Schauspiel auf der See entzückte die Bewohner Messinas um so mehr, als die verehrten Helden der Geschichte es ihnen darboten, bei deren Admiral der Erzbischof in Person einen Besuch an Bord abstattete. Er ward mit königlicher Auszeichnung empfangen und, um den werthen Gästen ihre Höflichkeiten zu erwiedern, wurden sie zu dem glänzendsten Nationalfeste des Jahres, der am 12ten desselben Monats eintretenden und vier Tage dauernden Feier der Himmelfahrt Mariens, eingeladen. Nach alter Sage geben über dieses Festes Ursprung Messinas Bewohner folgende Aufschlüsse:

Zu der Zeit, als die heilige Jungfrau noch sichtbar unter den Menschen verkehrte, legte einst in der Abenddämmerung eine Galeere von sonderbarer Bauart vor Messina an. Tausend Kerzen erhellten den Glanz des Goldes und der Farben, in dem das Fahrzeug schimmerte; Türkensclaven in prächtigen Gewändern saßen an den Ruderbänken und herbei strömte die ganze Stadt zu der Wundererscheinung. Da trat auf einmal die heilige Jungfrau hervor und hielt an die versammelte Menge folgende Rede: „Der Himmel hat mit Wohlgefallen herabgesehen auf der Messinier heiligen Eifer in seinem Gottesdienste; in Person verfügt die heilige Jungfrau sich zu den Andächtigen, um sie ihres ganz besondern Schutzes zu versichern, so daß nie ein fremdes Volk oder eine auswärtige Macht über sie herrschen soll." Nachdem sie also gesprochen, schnitt die Gebenedeite eine Haarlocke sich ab, legte solche in einen von ihr selbst geschriebenen Brief, der den Inhalt der Anrede besagte und den sie dem staunenden Volke übergab. Hierauf verschwand plötzlich die Galeere aus den Augen der Zuschauer, die anbetend zur Erde sanken; der Brief aber nebst der Haarlocke wurde zur Hauptkirche gebracht, wo beide noch jetzt als ein Heiligthum bewahrt werden.

Von nun an wurde jener Tag festlich begangen und um dessen Andenken den spätesten Geschlechtern zu überliefern, ward ein Abbild jener Galeere erbaut. Hier ist die Beschreibung desselben, so wie bei der Feier des Festes es den Blicken der Zuschauer sich darstellt: auf einem steinernen Fundamente von etwa 8 Fuß Höhe ruhet derjenige Theil der Galeere, welcher oberhalb der Wasserfläche steht, dessen Länge beträgt 120, die Breite 30 Fuß. Auf dem Vorderverdeck ist ein schönes Zelt aufgeschlagen; ein noch prächtigeres hinten, mit Leistenwerk und Bilderei geziert. Vorn und in der Mitte erheben sich Mastbäume: an dem letzteren hängt eine Art Laterne, in welcher eine Figur sitzt, die durch ein Fernrohr in die See schaut. Der ganze Körper in grüner Farbe mit goldenen und silbernen Sternen besäet. Türkensclaven in allerlei Sellungen sitzen am Ruder. Am Fuße ist die Galeere umgeben mit einer horizontal liegenden weiten Bretterfläche, auf welcher die Wellen gemalt sind, um das Fahrzeug schwimmend zu zeigen; dieses und alle seine Umgebungen werden durch Tausende von Lampen blendend erleuchtet. Gleiche Erleuchtung aller Gebäude und Plätze herrscht die vier Abende hindurch über die ganze Stadt und vor allen zeichnet sich die Hauptkirche aus, wo der Brief niedergelegt und die der heiligen Jungfrau geweiht ist. Der Hauptaltar uebst den zwei ihm zur Seite stehenden sind von Kupfer in Goldglanz; der größere allein leuchtet im Schimmer von ein tausend Wachskerzen, die kleinern verhältnißmäßig.

Der Hauptmoment des Festes aber ist der Allerheiligsten Himmelfahrt selbst und die Erfindung sie zu personificiren ist einzig in ihrer Art, obwohl schwer zu beschreiben. Es ist eine Aufthürmung, die auf einer Basis ruht, gleich einem Schlitten oder einer Schleife, etwa 12 Fuß hoch, 18 F. lang und 12 F. breit. Auf diesem schweren Gebälke ist ein aus eisernen Banden und Ruderwerk bestehendes mechanisches Kunstwerk angebracht, das bis zur Höhe von 60 Fuß sich erhebt und rundum mit Bretterwerk in Gestalt und Farbe von Wolken umgeben ist. Die untere Etage dieses künstlichen Baues stellt eine sich öffnende Wolke dar. Hier sieht man Mariens Grab, Geistliche kniend an demselben. Um diese Wolken ragen, am innern Mechanismus befestigt, eiserne Bügel hervor, an welchen Kinder, als Engel travestirt, befestigt sind und ohne Unterlaß sich um die Wolke herumdrehen.

Ueber diese untere Wolke erhebt sich eine zweite, wo auf der einen Seite die Sonne, gegenüber der Mond angebracht sind. An diesem und an jener bemerkt man vier ausgezeichnete Strahlen und an der Spitze jedes Strahls hängt ein Engel der oben beschriebenen Art. Auch diese Engel drehen mit den Himmelskörpern sich immer herum. Andere vier Engel sitzen auf der Wolke. Ueber dieser Wolke endlich ist ein Globus, und um ihn befinden sich acht Engel, die mit ihm in der Runde sich drehen; auf dem Globus aber steht ein großer Mann, Gott der Vater, auf dessen ausgestreckter rechten Hand ein Mädchen steht, die heilige Jungfrau.

Das ist die Wundermaschine. Etwa 60 Kinder, von denen das älteste kaum 5 Jahr hatte, machten die Engel. Theils an einem Arme, theils an einem Beine gleichsam in Eisen geschmiedet, befanden sie sich im Taumel einer stets drehenden Bewegung während mehrerer Stunden, indessen jenes Gebäu durch die Stadt geschleift wurde. Dies geschieht durch die andächtige Menge, die, sobald die Maschinerie in Ordnung ist, sich bei Tausenden an die Seile spannt und so das Heiligthum über die vornehmsten Plätze und Straßen zieht. Auch unterlagen, mit Ausnahme der zu oberst stehenden heiligen Jungfrau, einem Mädchen von etwa 12 Jahren, jene zarten Wesen ihrer menschlichen Natur. Ihre Gesichter trugen den Ausdruck des Schmerzes, den sie empfanden; einige übergaben, andre verunreinigten sich und keiner der Fremden mochte das gräßliche Marterthum länger als zur Nothdurft der Neugier anschauen, obwohl diese Procession an einem jeden der vier Tage der Dauer des Festes wiederholt ward.

Zur Entschädigung diente das jeden Abend abgebrannte Feuerwerk, bei weitem das prachtvollste, das jemals die Fremden sahen; nicht minder die herzlichste Gastfreundschaft aller Stände, die ihnen zu erweisen auch das schöne Geschlecht sich beeiferte, welches zu Messina mehr, als an irgend einem andern Orte, von seinen Reizen liberalen Gebrauch macht, ohne in seiner Freiheit von seinem anmaßlichen Gebieter beschränkt zu seyn. Die Sitte des Landes rechtfertigt diesen Brauch; und womit sollten auch hier die Frauen sonst die Langeweile verscheuchen, da die Männer ihnen alle diejenigen Beschäftigungen abnehmen, denen sie sonst obzuliegen pflegen: die Sorge für den Haushalt, für die Küche, und, sind sie vornehmern Standes, selbst diejenigen Arbeiten, die, wie Stricken, Klöpfeln ꝛc., in andern Ländern dem weiblichen Geschlechte ausschließlich vorbehalten sind.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 217.

20. September 1822.

Der Prinz von Homburg nochmals.

Erfreulich sind Besprechungen über Gegenstände der Kunst wie die, welchen jene Entwicklungen einiger Charaktere in Heinrich von Kleist's Prinzen von Homburg sich anreihen, die Nr. 113, Nr. 161 und Nr. 162 unseres literarischen Conversations-Blattes mittheilen. Wenn über einen in sich reichen Gegenstand mit Ernst gesprochen wird, so lassen sich die ersten darüber vernommenen Worte meist nur als Anfänge betrachten, deren reiflichere Ausbildung um so glücklicher zu erwarten ist, von je mehreren Seiten her sich ein theilnehmendes Interesse um den in Anregung gebrachten Gegenstand versammelt.

Alle bleibenden Erwartungen im Gebiet der Wissenschaften sind dadurch entstanden, daß den zuerst vorgetragenen Ansichten sich weitere Prüfungen, ihren Inhalt erweiternd, angeschlossen haben. Freilich wird auch zuweilen erlebt, daß solche Bemühungen einen entgegengesetzten Erfolg veranlassen. Nicht immer behandeln sie den dargebotenen Keim des Versuchs, irgend einen Gegenstand aus seiner eigenen ihm einwohnenden Natur zu entwickeln, mit jener pflegsamen Sorgfalt eines Gärtners, welcher diejenige Frucht aus ihm ziehen will, zu welcher der Sprößling die Anlage in sich verschließt. Sie hegen in der eigenen, wenn auch nicht durchaus, doch zum Theil abweichenden Ansicht einen hoffnungsvollen Baumstamm, dem sie jenen Keim als ein Auge einimpfen möchten, welches in solcher Verpflanzung nur ihnen zu der ihm möglichen Entwicklung scheint gelangen zu können. Und so ist es vielleicht noch ungleich öfter der Fall gewesen, daß durch die Vorarbeitung mancher zum ersten Male vorgetragenen Idee das völlige Gegentheil derselben in den literarischen Umlauf gekommen, daß sich aus dem Keim nicht dasjenige Gewächs entwickelt hat, zu welchem die Anlage in dem ersteren Sprößling lag, sondern daß ein sehr Verschiedenartiges zu Tage gefördert ward.

Der Einsender der angeführten Artikel ist mit dem Verfasser der Recension von Hrn. v. Kleist's hinterlassenen Schriften im dreizehnten Bande des Hermes über vieles, vielleicht sogar in allem Wesentlichen einverstanden. Wenigstens über den Charakter des Prinzen scheint es nur ein Punct zu seyn, der beide trennt. Wenn auch des Recensenten Urtheil Friedrich von Homburg aus der Phantasiewelt in die wahre Charaktergediegenheit hinübertritt, welche den Traum in Wirklichkeit verwandelt, oder den Traum der Wirklichkeit weichen läßt, so glaubt der spätere Beurtheiler dem Problem eine noch vollkommenere Lösung gegeben, die Befriedigung in einem höheren Lichte gesehen und dem Schauspiel eine erhabenere Beziehung geliehen zu haben, wenn er, statt eine Versöhnung des Idealen mit der Wirklichkeit darin zu suchen, welche weder dichterisch, noch der Anlage des Schauspiels selbst angemessen seyn soll, den Uebertritt des Prinzen aus einem an die niedere Wirklichkeit gefesselten Phantasieleben in das Leben der wahren Ideale durch das erwähnte Drama dargestellt und im Charakter des Prinzen versinnlicht sieht.

Dieser Verfasser wiederholt einige Worte des Recensenten von jener Versöhnung der innern Traumwelt mit wirklichem innern Leben, die sich durch Natalie vollbringt; aber er macht einen Zusatz, der sich in der Recension des Hermes nicht vorfindet, wenn er jenen Recensenten sagen läßt: „Der Prinz stellt uns das ideale Leben dar, er lebt in einem schwärmerischen Morgentraum, dem einmal die ernste Stunde entgegentreten muß." Nicht eine Sylbe von des Prinzen idealem Leben steht in der ganzen Recension. Vielmehr bekundet sich, wenn man sie lieset, das gewissenhafteste Bemühen, die Vorstellung vom Idealen durchaus zu vermeiden. Fast alle Wendungen sind erschöpft, den Leser von dieser letztern Vorstellung zurückzuhalten und ihn mit einer völlig verschiedenen vertraut zu machen, nämlich mit der Vorstellung eines Lebens in aufgeregter Phantasie, im Muth und Feuer, die aus der Begeisterung, nicht aus dem ruhigen, tief im Gemüth begründeten Gleichmuth eines sich gleich bleibenden Sinnes herrührten, will Recensent uns bekannt machen. Eine in der Berauschung und Exaltation blos geträumte, und einer mit ruhiger Fassungskraft der Seele trotz allen Schreckniſſen des Widerstandes wirklich ausgeführte Heldenthat sind verschiedene Dinge. Jene, als Product des vorüberwallenden Rausches, darf nicht mit den himmelweit davon verschiedenen philosophischen Begriffen von Idealen vertauscht werden. Sonst müßten ja alle Phantasmen eines exaltirten oder betrunkenen Sinnes und Gemüths, alle Wahnsinnigkeiten für Ideale gelten, zu denen das Universum sich erst emporzuheben hätte. Diesen Unterschied hat der Recensent im Hermes sehr fest vor Augen gehabt und des Prinzen Begeisterung für Helden-

ruhm und Liebe scharf geschieden von inwohnender Gegenwart einer den Menschen nie verlassenden festen Charakterkraft, welche diesem alle Dinge in ihrem wahren Lichte zeigt. Der Beurtheiler im Hermes ist hierin so consequent gewesen, daß er sogar das Wort Idee geflissentlich vermieden hat. In der ganzen Recension kommt es nicht ein einziges Mal, und das Wort Ideal nur ein einziges Mal vor. Aber nicht bei Gelegenheit des Prinzen, bei Gelegenheit Nataliens wird es erwähnt, wenn es heißt, das Ideal ihrer Phantasie sey der Prinz gewesen. Und der Phantasie dieser ruhigen, sichern und wahren Natalie waren Ideale möglich, weil sie gesichert stand gegen des Prinzen bis zur Mondsucht gesteigerte Reizbarkeit. Wer von Idealen sprechen will, darf wohl die Art, wie eine klare und ruhige Seele den schönen Zusammenhang im Leben und den Dingen sieht, mit diesem Wort bezeichnen, nicht aber die Phantasmen der Mondsucht.

Wenn nun der Recensent dies unterscheidet, der Beurtheiler des Recensenten aber es vereinigt, nnd es nicht unterschieden haben will, wie die angezogenen Worte deutlich darthun, so ist letzterem die Pantastik des Prinzen und das Ideale desselben völlig identisch, oder Ein Wesen geworden. Dadurch aber untergräbt er seine Ansicht bis auf den Grund. Denn wenn Friedrich von Homburg aus der niedern Wirklichkeit in das Leben der wahren Ideale überträte, wie jener Schriftsteller sagt, so müßte er aus der niedern Wirklichkeit in die Traumwelt übertreten. Daraus folgt, daß dem Verfasser der fraglichen Artikel im Conv. Blatt die Traumwelt die Welt der Ideale, daß ihm die Einbildung in Stunden, wo der Mensch sich seiner nicht mächtig fühlt, die höhere Wahrheit des Lebens und der Dinge sey.

Wo hat nun die Recension im Hermes eine Versöhnung des Idealen mit der Wirklichkeit gesucht? Es war einzig und allein die Rede von jenem wichtigen Lebensmoment, wo etwas, das bisher nur seinen Aufenthalt (denn das Wort Wurzel würde hier nicht passen) in der Phantasie besaß, tief und unvergänglich Wurzel im Herzen selbst für immer ergreift. So ergibt sich denn, daß mit Hülfe fremder eingeschalteter Worte und hinzugefügter fremdartiger Ansichten in die besprochene Recension erst ein Sinn hineingedeutet worden ist, der nie darin lag. Es ergibt sich, daß eine Deutung damit unternommen ist, die nicht nöthig gewesen wäre, wenn der Zusammenhang der Worte unverändert gelassen wäre.

Aber trotz dem kann sich dem Blick, wenn er tiefer eindringt, kaum eine gewisse Uebereinstimmung beider Ansichten entziehen. Denn der Verfasser der Artikel im Conv. Blatt macht die Wirklichkeit zum Gegensatz des wahren Idealen. Ob jedoch diese beiden Begriffe Gegensätze durchaus sind, dies ist einzig und allein die Frage. Und schon hat Fichte, schon hat Schelling, schon hat Selger, schon Hegel sie nicht mehr dafür anerkannt. Die Unterscheidung des Wirklichen von dem Eingebildeten, die Unterscheidung der wirklichen Wesentlichkeit aller Dinge von den unwahren Bildern, welche uns davon entstehen, die Befreiung der Seele von den Täuschungen des Sinnes, dies ist es, womit sich die Philosophie jetzt wieder vorzüglich zu beschäftigen beginnt.

So wäre denn die Unterscheidung von Wirklichkeit und Ideal, welche der Beurtheiler der Recension unternimmt, nicht begründet. Zwar setzt er niedre Wirklichkeit und wahres Ideal entgegen, aber jene Adjectiva bilden keine Gegensätze, niedrig und wahr stehen sich eben so wenig gegenüber, wie es zur Zeit bekannt ist, welche Ideale die wahren und welche die falschen sind. Ja noch läßt sich anführen, daß der Prinz von Homburg in den Anfangsmomenten unsers Drama keineswegs für die niedere Wirklichkeit begeistert war, sondern für Vaterland, Liebe und Heldenthum. Je mehr aber diese Begeisterung traumähnlich, ja der Betäubung gleich ist, um so weniger findet sie sich in Uebereinstimmung mit dem allgemein Menschlichen, sondern um so mehr in Abweichung von demselben, und das macht sie doch gewiß seltsam.

Auch über den dem Kurfürsten zugeschriebenen Humor und seine leise Neigung zur Phantastik sind Bedenken erhoben worden. Dieser Charakter soll zu fest, zu ernst, zu würdig, zu heldenmäßig für den Humor seyn. Aber wenn der Held, wenn der feste, entschlossene, nie schwankende Mann auch Sinn für den Humor da an den Tag legt, wo sich Anlaß dazu darbietet, wenn dem Phantastischen auf seinem Heldengange er ein Lächeln schenkt, ist er deshalb weniger Held? Wir bewundern Friedrich den zweiten auch deswegen so sehr, daß seine Seele groß genug war, in den entscheidendsten Momenten, wenn sich ein Anlaß zum Scherz darbot, ihn nicht zu verschmähen, und daß, wenn der große Kurfürst noch vor der Schlacht der Erscheinung eines phantasiereichen Jünglings nicht unhold war, der große König mitten in der Gefahr des Krieges und der Schlachten noch einen Platz für Poesie und Musik in seiner Seele frei behielt. Die biedere Beschränktheit in Kottwitz Natur hingegen zeichnet sich dadurch auf eine zwar andere, doch nicht höhere Weise aus, daß dieser Charakter nicht die geringste Fähigkeit zur Ironie an den Tag legt. Behauptet wohl, wer eine Verschiedenartigkeit in gewissen großen Eigenschaften entwickelte deshalb auch eine Unterordnung, welche daraus hervorgehen soll? Eben weil der Kurfürst so vielseitig ist, kömmt er durch die schlichte einseitige Natur des Kottwitz etwas in das Gedränge, wie Aehnliches Friedrich dem zweiten auch verschiedentlich in seinem Leben begegnet ist. Ja es scheint fast zu den Stammeseigenschaften der Hohenzollern zu gehören, daß ihr großer Sinn sie keineswegs unempfänglich gegen den leichtern Scherz macht, und mit aus diesem Grunde vielleicht ist Kleist gerade wegen der Charakterzeichnung des Kurfürsten vornämlich zu rühmen. Für Kottwitz würde es unmöglich gewesen seyn, dem Prinzen die Kette um den Kranz in dem Moment des Nachtwandelns zu schlingen. Aber der

Kurfürst thut das nicht nur, er fühlt sogar, daß er sich in diesem Scherz übereilt hat, er muß einen Wink geben, um die Uebereilung wieder gut zu machen, und was sehr richtig ist, der Dichter läßt ihn mit dieser Aeußerung zuerst auftreten, setzt ihn, beim Aufzug des Vorhangs, mit dem Prinzen in dieselbe phantastische Lage und läßt ihn Komödie mit dem jungen Homburg spielen. Kleist wäre ein arger Stümper gewesen, wenn er hierbei nicht seine Absicht gehabt hätte, nämlich uns den großen Mann auch sogleich von vorn herein in dieser individuellen Eigenschaft zu zeigen.

Endlich Natalie soll in der mehr erwähnten Recension durch die Bemerkung verloren haben, daß alles, was sie fühlt, denkt und thut, nicht sowohl Poesie als innere Wahrheit ihres Wesens ist. Aber wenn man, Klärchen in Egmont und Gretchen im Faust gegenüberstellend, sagte, jener erscheine das Leben mehr als ein reiches poetisches Bild, für das sie begeistert ist, und ein vielseitiger, großartiger Sinn sey ihr eigen, diese dagegen wolle alles, was sie liebt, mit der innigen, unwandelbaren Wahrheit ihrer Natur umfassen, so spricht man Gretchen gewiß nicht die Poesie ab. Und eben so heißt alles, was über Natalie gesagt worden, auch wohl nur; nicht in ihrer Phantasie, in einer vorüberrauschenden Begeisterung, in der Tiefe ihres innigen Gefühls, in der Wahrheit ihres reinen Herzens besitzt sie diejenige heimliche und warme Poesie, die eines weiblichen Wesens schönster Schmuck ist.

Beispiele, wie dieses erinnern, an jenes Wort: Credo, worüber wir neulich als Eigenschaft der meisten Gelehrten Klage vernommen haben, jenes Credo, dessen Bekenner nicht fragt: wie sieht der Mann, mit dem ich mich unterhalte, seinen Gegenstand an? und verstehe ich ihn auch recht? sondern nur prüft, wie steht seine Meinung in Uebereinstimmung mit dem, was ich früher über den Gegenstand vernommen habe, denn es kann nur richtig seyn, sofern es mit dem Buchstaben dieser Annahme einstimmt oder in Einstimmung zu bringen ist.

42.

Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Asklepieion.

(Beschluß aus No. 216.)

§. 8. Wie rückwärts, erregend aus dem Vergangenen heraus, so führt die allgemein belebte Thätigkeit in der Kraft dasjenige oft und meist rascher herbei, was in der nächsten und künftigen, durchaus nothwendigen Fortwirkung einer Krankheit liegt. — — —

Die (durch das Magnetisiren) harmonisch angeregte Gesammtthätigkeit setzt alle einzelnen Kräfte, alle einzelnen Verrichtungen bei dem erhöhten Lebensspiel in Bewegung. Das vom Vergangenen her Ruhende, noch nicht Ausgeglichene wird aus dem Schlummer geweckt, während die Organe, welche ab- oder fortleitend schon von dem Krankheitsvorgang berührt waren, im Streben zum Gleichgewicht alsbald in ihrem Mitantheil und ihrer Verrichtung sich zeigen. Wohin der Krankheitsgang, für den Ausgang gut oder übel, hinneigt, wird durch die That selbst, im Gefühl des Kranken oder in äußerlich wahrnehmbarer Wirkung, offenbar. So bietet sich z. B. ein an Leber- und Milzübel schon lange Leidender der Behandlung dar; der Arzt schließt aus den Zeichen den muthmaßlichen Gang; entweder glücklich, durch etwa zu erwartende allgemeine Fieberzustände und durch die daraus sich bildenden gröbern kritischen Ausleerungen, Urin, Stuhlgang, Hämorrhoidalfluß; oder unglücklich, durch Lähmung der Theile, durch beginnende Vereiterung, durch Blutbrechen. Im ersten wie im zweiten Falle wird bei sorgfältiger und geübter Beobachtung die Bestätigung nicht leicht ausbleiben, wenn der Arzt richtig gesehen; hat er sich geirrt, so werden die nächsten Erscheinungen oft den Anschein sowohl, als seine Ansicht berichtigen. Für den glücklichern Fall wird der Kranke bald wohl Gefühl von allgemeiner Erwärmung, Trieb zu den aufgeführten Ausleerungen bekommen; für den unglücklichen, keine Empfindung, oder nur Gefühl von Kälte, allgemein und örtlich, Ueblichkeiten mit Blukgeschmack. So wird die Prognose, gut oder übel, vollständig klar, und der Arzt weiß, was zu thun, was zu fördern oder zu hemmen sey u. s. w.

Wir glauben durch die Mittheilung dieser wenigen Stellen unsern Lesern einen vorläufigen Begriff von der Gediegenheit und Wichtigkeit des Inhalts gegeben zu haben, wodurch diese treffliche Abhandlung charakterisirt ist, und wir fügen nur noch die Angabe der übrigen Hauptmomente derselben hinzu, welches folgende sind: III. „Besondere Beachtung und Behandlung einzelner Zufälle." §. 20—26. Z. B. bei Krampf, Fieber, Paralyse (Gliederlähmung), Desorganisation und bei schlafendem Zustande (Somnambülismus). IV. „Gemeinsame Leitungsbehandlung." §. 27—30.

Interessant und Vertrauen auf die Praxis des Verfassers erweckend ist auch die auf diese Abhandlung unmittelbar folgende Beilage mit der Ueberschrift: „Darlegung über meine magnetisch-ärztliche Wirksamkeit." Deren Hauptinhalt in einem Bericht über die von unserm Verf. vorzüglich angewendete gemeinsame Behandlung der Kranken am Leitungsbehältniß (Baquet) besteht. Im Vorwort erfährt man, daß er seit beinahe 25 Jahren die Heilkunde ausübte; seit mehr als 23 Jahren aber mit den Wirkungen des Lebensmagnetismus, in seinen bedeutensten Erscheinungen, nicht blos vom Hörensagen oder durch Schriften, sondern durch eigne fortgehende, nicht übereilte Erfahrung, an verschiedenen Orten nicht nur, sondern in ganz verschiedenen Ländern, an mancherlei Kranken, männlichen wie weiblichen Geschlechts, Kindern, Erwachsenen und Alten, bekannt geworden sey, und an drei verschiedenen Wohnorten, Hanau, Warschau und Berlin, während er einzeln den Magnetismus anwandte, seine Praxis nach den in der vorhergehenden Abhandlung aufgestellten Grundsätzen einzurichten und fortzuführen gewissenhaft bemüht war.

Schätzbare Beiträge, theoretischen und praktischen Inhalts haben, außer dem Herausgeber, zu dieser Zeitschrift geliefert die Doctoren Andresse, Mertins, Schweitzer, Breyer, Ebel und Bock in Berlin, Dr. W. Hennemann in Schwerin, Dr. Riecke aus Stuttgard, Dr. Kornmesser in Straßburg, Dr. Hiertzel in Gottlieben am Bodensee, Dr. Krupp, Bergarzt und Cantonphysikus in Dortmund, auch die Doctoren Ludwig von Voß, Lommatsch, Lichtenstädt und Brosse. — Unter diesen Beiträgen zeichnet sich eine Abhandlung, unter dem Titel: „Theorie der Stoffbildungen, in Uebereinstimmung mit dem Mesmerismus, von Dr. Ludwig von Voß" (ersten Bandes zweites Heft, S. 72—133 — und zweiten Bandes erstes Heft, S. 40—146), deren weitere Fortsetzung versprochen, aber noch nicht geleistet ist, durch wissenschaftliche Anregung und lebenvolle Darstellung ganz vorzüglich aus, so daß wir Näheres darüber mittheilen würden, wenn nicht mehr Raum dazu erfordert würde, als die dieser Anzeige gesetzten Schranken gestatten wollen.

Unter den geschichtlichen Aufsätzen ist der gewichtigste die in vieler Hinsicht merkwürdige und lehrreiche „Behandlungs- und Heilungsgeschichte einer complicirten Herzkrankheit, bei ganz eigenthümlichem magnetischem Schlafwachen und Hellsehen." (Zweiten Bandes erstes Heft, S. 212—224; zweites Heft, S. 88—145.) Unter andern ist die Selbstanschauung dieser Hellsehenden, hinsichtlich der innern organischen Theile und Veränderungen, so anziehend, daß wir nicht umhin können, wenigstens eine diesen Gegenstand betreffende Stelle hier noch mitzutheilen:

„Das Gehirn erschien ihr so blos als Licht, bald heller, bald dunkler, je nachdem die innern Bewegungen rascher oder träger waren, aber nicht blos im Hellern oder Dunklern sah sie Unterschiede, sondern auch in der Art, in der Formation

der Strahlungen, ähnlich den Tonfigurationen in den tönenden Körpern und der Luft. Das Herz erscheine ihr auch leuchtend, aber so wie Feuer, wie solches alle Grade des Kochens, Verdünstens und Verbrennens bewirkt. Dasselbe gälte vom Nerv für jenes (Licht) und vom Blut für dieses (Feuer). So käme es ihr bei ihr vor, als habe sich hier und da im Gehirn und in den Nerven das reine Licht in das dem Herzen und Blut eigene Leuchten und Brennen umgewandelt, dagegen sey Herz und Blut in sich noch feuriger geworden; doch sähe sie dies nicht als durchaus fest bestehend, sondern als ein stetes, unordentliches Hin- und Herwogen. Ueberhaupt wo beides, das Licht des Gehirns und der Nerven und das Feuer des Herzens und des Blutes sich vermählten, und wie völlig eins würden, da entstände nachher wieder eine Art Trennung, wie ein junges Hirnlicht und ein junges Herzfeuer, und das sey die ganze organische Thätigkeit, die, nach den Theilen auch wieder verschieden, nämlich langsamer oder schneller u. s. w. die Erzeugung oder Reproduction, die Erneuerung in der Materie bewirkte, und wodurch eben das Leben fortdauernd bestünde. Auch sähe sie solchergestalt das Werden, und in seinem Verrichtungswesen, in seinem eigenthümlichen Seyn und seiner rundlichen Form das Bestehen, was man Drüse nenne. Sie sähe dieses alles in Beziehung ihrer wirklichen organischen Leiden, welche durch die ursprüngliche Unordnung zwischen Gehirn und Herz so entstanden wären und unterhalten würden, daß in derselben Richtung auch das innige Verschmelzen vom freien Licht und Stofffeuer gestört und unordentlich wäre, und immer eine entsprechende fehlerhafte Trennung, oder Erzeugung zum neuen Nervenlicht und Blutfeuer daraus entstünde. Aus dem ersten, als dem allgemeinen, hätten sich die immer sich wiederholenden Fieberzustände, aus dem zweiten die örtlichen Leiden im ganzen Gehirn, im Herzen und in den innern Generationswerkzeugen gebildet. In dieser Beziehung ohnehin müßten auch immer diese letztern bedeutend leiden, und sie würden auch ohne örtliche Schwächung besonders durch die zweite Schwangerschaft und Niederkunft gelitten haben, weil die organische Thätigkeit als Reproduction oder Ernährung selbst nichts als Zeugung sey, und dadurch unmittelbar mit jenen besondern Werkzeugen derselben zusammenhänge, ja davon zum Theil abhängig wäre. Weshalb auch besonders beim weiblichen Geschlecht jede nur etwas bedeutende Krankheit sofort Aenderungen in dem Monatlichen setzen, und hierin wieder nicht die mindeste Störung seyn könne, ohne daß dies nicht sogleich für die ganze Ernährung, oder, wie sie es sähe, als eines, für die organische Thätigkeit aller einzelnen Theile den augenscheinlichsten Einfluß äußern." — Zu diesen und noch vielen ähnlichen merkwürdigen Anschauungen dieser gebildeten Hellseherin werden des Verfs. treffende, erläuternde, theils historische, theils wissenschaftliche Bemerkungen seinen Lesern gleich willkommen seyn.

So viel ist also gewiß: weder am Herausgeber, noch an den Mitarbeitern liegt es, und eben so wenig an dem thätigen Verleger, wenn diese Zeitschrift nicht den ihr zu wünschenden Fortgang haben wird. — Das Kieserſche Archiv für den thieriſchen Magnetismus wird den Wolfartſchen Jahrbüchern des Lebensmagnetismus keinen Abbruch thun, wenn man beide Zeitschriften gehörig und unparteiisch würdigen will; beide haben ihren eigenthümlichen Werth; und wenn auch Laien sich mit einer von beiden begnügen, so sollten beide wenigstens von jedem gebildeten Arzte bestens benutzt werden. 43.

Neueſte Erzählungen von Aloys Schreiber. 2 Bändchen. Stuttgart bei Sattler.

Jedes Ding hat zwei Seiten! Diese Wahrheit, so alt wie die Welt, und wohl selten oder nie bezweifelt, läßt sich vermittelst einer ungezwungenen Gedankenfolge auch auf obiges Buch anwenden. Ein rühmlichst gekannter Name hat seine Vor- und Nachtheile, etwas minder Gutes schlüpft unter seiner Aegide mit durch; andrerseits erwartet man aber von einem also bekannten Schriftsteller nichts Gewöhnliches, und ist strenger im Urtheil, als man gegen einen, der keine Berühmtheit auf einem gewissen Punct zu erhalten hat, seyn würde. Stände unter diesen neuesten Erzählungen nicht der Name Aloys Schreiber, so würde man ungefähr Folgendes von ihnen meinen:

In einem der Rheinbäder kam an einem trüben regnerischen Tag ein Kreis gebildeter Badegäste im Salon zusammen, dem finstern Himmel durch ein trauliches Beisammenseyn ein heiteres Colorit abzugewinnen. Aber das Gespräch stockte; der war verdrießlich, daß der Regen ihn verhinderte diesen und jenen Berg zu besteigen; die ärgerte sich, daß eine Wasserfahrt, von der sie sich so viel Freude versprochen hatten, scheiterte; andere fürchteten, daß wenn das Unwetter anhielte, morgen wenig Fremde hinzukommen und der Ball nicht zu Stande kommen würde; kurz jedermann war übellaunig, und an keine frohe Unterhaltung zu denken. Da fiel plötzlich einem, in den geselligen Kreisen überall willkommenem Badegast ein, um die Langeweile, die so bleiern auf jedem Gesicht thronte, zu vertreiben, wäre das Wirksamste, kleine Geschichten zu erzählen, der Reihe nach, oder nur von einigen, frei, oder nach bestimmtem Stoff. Der Vorschlag fand Beifall. Zum Zuhören waren die Meisten bereit, und auch zum Erzählen Einige, welche, die Gabe der Rede besitzend, in der Erfindung zwar keine Meister, doch auch nicht ungeübt und klüglich die Sagen der Umgegend benutzend, gar angenehme Geschichten vortrugen. Man kletterte auf den Burgen in Gedanken mit herum, die man in ihrem Verfall öfters gesehen, und an deren malerischen Anblick man sich so geweidet; man hörte den Rhein rauschen, ihn, den König der Flüsse; man wandelte in der romantischen Gegend mit den grimmigen Rittern, zärtlichen Knappen, frommen Frauen, sittigen Fräulein und tückischen Mönchen; die Stunden verflossen gleich Minuten, und man gestand sich beim Scheiden, sich selten bei einer Lustpartie so vergnügt zu haben, als bei diesem Erzählungsabend. Einigen, die zufällig abwesend waren, wässerte der Mund, als man ihnen von dem angenehmen Zeitvertreib berichtete, sie drängten und drängten, bis die Erzähler sich entschlossen, ihre aus dem Stegreif erfundenen Geschichten zu Papier zu bringen. Der Reiz des mündlichen Vortrags war nun verflogen, aber nicht der des Platzes, und so begrüßte man sie noch immer als angenehm erdachte und geschriebene kleine Erzählungen, die zu leichten Unterhaltungen, wo man keine tiefen Betrachtungen, keine Poesie fordere, und doch nichts Gemeines, Unsittliches oder Fades ertragen könne, wie gemacht seyen. Selbst nachdem sie fürs größere Publicum gedruckt wurden, erkannte man ihr Verdienst an; aber so wie sie aus der Feder eines A. Schreiber's entquollen, schüttelten die Geschmacksmäkler bedenklich die Häupter und meinten, ein Kaufmann von alter bewährter Handelsfirma dürfe keine leichte, lose Waare führen, das hieße, sich den Credit schmälern, und verriethe Geringschätzung in die Einsichten der Kunden.

Mit den drei ersten und der letzten Erzählung des ersten Bandes, das Gelübde, die geſtörte Trauung, das Wunder, der Kirchenbann, hat sichs in Ansehung der Composition der Verfasser recht bequem gemacht; abgerechnet die gebildetere Sprache, liest sich das Gelübde wie einer der verschollenen Ritterromane aus den 80 und 90ger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Besser ist das Windſpiel, und die Todten-Glocke, just „kein neues Geschichtchen, aber doch nicht dumm."

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches Conversations-Blatt.

No. 218.

21. September 1822.

Ueber Neuholland und van Diemensland und besonders über den neuesten Zustand des letztern.

(Nach einem Aufsatze in dem neuesten Stück des quarterly Review, von St—ns.)

Neuholland (richtiger das große Australland) erscheint bekanntlich als ein ganz eigenthümlicher Welttheil von höchst räthselhafter Beschaffenheit. Als eine Einleitung zu der Betrachtung über das van Diemensland, welches in unsern Tagen auf eine so höchst merkwürdige Weise ein geschichtliches Daseyn zu erhalten anfängt, wollen wir eine gedrängte Uebersicht der seltsamen Eigenthümlichkeit dieser großen Insel geben.

Wie in America, läuft eine Gebirgsreihe, aus Urgebirgen bestehend, längs der einen Küste, diese erreicht sie völlig auf mehreren Puncten und entfernt sich nie bedeutend. Sie zieht sich von Norden nach Süden auf der östlichen, nicht wie in America auf der westlichen Seite hin und nach Westen, wie in America, nach Osten, verflächt sie sich allmählig, und das Land breitet sich in weitläufige Ebenen aus, die freilich von mancherlei Zweigen des Hauptzuges durchschnitten werden, so daß auf der Westküste schroffe felsige Ufer hier und da, besonders, wie es scheint, gegen Süd- und Nordwest, zum Vorschein kommen.

Was zuerst einem jeden Reisenden in die Augen fällt, ist der auffallende Contrast zwischen den östlichen und westlichen Ufern dieses großen Eilandes. Die Urgebirge erheben sich an der Ostküste, ungeheure Quadersandstein-Massen haben sich auf das Urgebirge gestürzt und bilden schroffe, fast unzugängliche Schluchten und steile Wände, die wie unübersteigliche Mauern bis in die neuern Zeiten das Vordringen der englischen Colonisten bis in das Innere des Landes verhinderten. Mächtige Flüsse stürzen von diesen Bergen herunter. Höchst anmuthige Gegenden werden durch eine üppige Vegetation belebt und fast alle Bäume, Stauden, Kräuter und Gräser sind neu. Man erinnert sich der Freude des Banks und Solander, als sie diese Küste zuerst besuchten und noch ist der Name Botanybay ein fortdauernder Zeuge ihrer Ueberraschung.

Ganz anders zeigt sich die Westküste. Nur an wenigen Stellen erhebt sich hohes Urgebirge. Mäßige Höhen verlieren sich in weitläufigen, blendend weißen Ebenen, die aus einem ganz reinen Conchylien-Conglomerat (wie bei Alexandrien) und einem kalkigen Sand bestehen. Nur eine höchst dürftige Vegetation gedeiht in diesen öden Gegenden, die Banksien, Hakeen, Gordanen, Casuarinen, Eucalypsen, die an der Ostküste riesenhafte, undurchdringliche Wälder bilden, zeigen sich hier höchst krüppelhaft, einzeln, zerstreut. Ein dorniges Gewächs (Spinifex) überzieht, labyrinthische Gänge bildend, dicht an einigen Stellen die weiße Ebene, niedrige Mimosen, mit knotigen, kaum drei Fuß hohen Stamm drängen zwischen diese hinein und das dichte Gewebe wird umschlungen von einer Cypernart. So wird der lose Sand gebändigt und eine fruchtbare Vegetationsdecke erzeugt, die doch bis jetzt keine großartige Vegetation hervorzurufen im Stande war.

Die kalkigen Ebenen reichen von Nuyts-Land am südlichen Ufer, zeigen sich bei King Georg Sund an dem südwestlichsten Vorgebirge, herrschen durchaus vor längst der ganzen Westküste bis nach dem nördlichen van Diemensland (welches man nicht mit der Insel verwechseln darf) und Flinders fand die weißen Kalkflächen noch in Carpentaria-Busen. Die Gebirgsart, die von ganz neuer Bildung ist, übt eine seltsame versteinernde Kraft auf die dürftige Vegetation und auf die Thierwelt. Man sollte glauben, sagt Riche, der Dentrecasteaux als Botaniker begleitete, daß ein zweiter Perseus das Haupt der Medusa in diese fernen Küsten trug. Der Kalk wird durch die trockne Hitze zum Theil ätzend in Wasser aufgelöst, durch die Kohlensäure der Atmosphäre niedergeschlagen und überzieht nicht blos die Stämme, sondern auch die Blätter, die Zweige, die Wurzeln der Gewächse, die Knochen der Säugthiere, ja sogar die Excremente. Allmählig verfaulen die innern Theile, der Nahrung beraubt, und die versteinernde Masse drängt sich immer tiefer hinein. Ganze Wälder sind auf diese Weise versteinert und ragen zum Theil über den Sand heraus, zum Theil sind sie von den beweglichen Sandhügeln verschüttet. Man erkennt die Eukalypsen, die Banksien u. s. w. Peron hat diese Versteinerungen der neuesten Zeit besonders untersucht. Wie neu aber diese Bildung ist, beweist eine Erscheinung im King Georg Sund, die schon von Vancouver wahrgenommen ward, und deren Richtigkeit Flinders bestätigt. In bedeutender Entfernung von der Küste ragen nämlich völlig unveränderte Korallenzweige aus den Kalkschichten hervor. Wenn man die große Verbreitung dieser Schichten erwägt und wie sie gegen Süden und Norden selbst den östlichen Küsten sich nähern, darf man wohl vermuthen, daß sie tief in das Innere des Landes hineinragen.

Die kümmerlichen, oder Westküsten sind auch, außer ihres traurigen Ansehens, in einer andern Rücksicht den Seefahrenden äußerst verhaßt. Nur an dem King Georg Sund findet man süßes Wasser. Vergebens hat man an der weitläufigen Küste, die von 12° bis 35° Breite reicht, einen jeden Einschnitt, einen jeden Busen nachforschend verfolgt. Nirgends zeigt sich irgend ein bedeutender Fluß. Und um so mehr muß uns dieses in Erstaunen setzen, da man nach der Gestalt des Landes mit Grund mächtige Flüsse vermuthen konnte, die von dem östlichen Hochlande herabfallend, durch das ganze breite Land fließend, durch die Nebenzweige mit zuströmendem Wasser bereichert, das Meer erreichen müßten. Man fand zwar mehrere Meeresbusen, die den Mündungen großer Flüsse täuschend ähnlich waren, wie der sogenannte Schwanenfluß; aber sie enthielten nur Salzwasser und wenn man sie landeinwärts verfolgte, entdeckte man, daß sie blind, daß sie verschlossen waren. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß in irgend einer Vorzeit mächtige Flüsse wirklich das Meer erreichten, daß die neue Kalkbildung aber den Flüssen allmählich den Weg sperrte, und in das Innere des Landes einschloß. Hier häuften sie sich an, vielleicht Seen, vielleicht unermeßliche Sümpfe bildend. Denn über die Beschaffenheit des Binnenlandes dieser seltsamen Insel herrscht noch eine große Dunkelheit. Das Innere ist so unbekannt, wie das Innere von Africa, wie das Hochland von Asien, und die kurze Strecke, die man in der neuesten Zeit, jenseits der

hohen Gebirge, einem großen gegen Süden laufenden Fluß folgend, durchzog, gibt über das ungeheure nördlichere Binnenland keinen Aufschluß.

Mehrere climatische Eigenthümlichkeiten deuten auf eine räthselhafte, bis jetzt unerklärbare Beschaffenheit des Innern. Die Flüsse auf der Ostküste schwellen plötzlich höchst gewaltsam an; bis jetzt hat man keine Anzeige gefunden, die diese Erscheinung zum Voraus andeutete. Die Ueberschwemmungen brechen plötzlich und völlig regellos hervor und dieselbe Erscheinung hat man auch an dem großen Fluß, der gegen Südwesten das Innere durchfließt, entdeckt. Bekanntlich sind diese Ueberschwemmungen eine der größten Beschwerden der sonst so gesegneten Niederlassung bei Port Jackson.

Obgleich das Clima in der englischen Colonie des Australlandes, als ein vorzüglich gesundes allgemein gerühmt wird, so zeigt sich dennoch ein Contrast von Hitze und Kälte, wie nicht nicht in irgend einer andern Gegend. Der West- und Nordwestwind, der aus dem Innern des Landes kommt, obgleich er über das hohe Gebirge streicht, ist fast mit dem Harmahtan an der Küste von Guinea zu vergleichen und das Thermometer erreicht, nach Collin, zuweilen 45°. Die blühende Vegetation der Ostküste scheint das Clima zu mäßigen. An der Westküste, wo eine kümmerliche Vegetation die weißen Kalkkörnen nur spärlich bedeckt, hat sich der Contrast auf die grellste Weise ausgebildet. Hier scheint der Gegensatz zwischen trockener Hitze und feuchter Kälte, der sich in dem tropischen Africa, als eine trockene und Regenzeit darstellt, mit dem Tageswechsel zusammen zu fallen. Peron unterscheidet drei Epochen. Mit der steigenden Sonne klärt sich der Himmel auf und die Sonne strahlt, wie immer in der Nähe der tropischen Gegenden, mit großem Glanze. Das lockere Kalkgebirge muß alle Feuchtigkeit mit großer Energie verschlucken, die dadurch entstehende Dürre des Bodens, der Mangel an Wald, und die blendende Weiße der Kalkflächen erzeugen eine solche Hitze, daß das Thermometer im Mai und Juni — in einer Jahreszeit, die unserm November und December entspricht, im Schatten 24° — 25° Reaum., ja darüber zeigt. Der Hygrometer zeigt früh am Tage wenig Feuchtigkeit und seine mittägliche Variationen waren 80° — 88°. Aber nun erwärmt sich die Oberfläche des Meers immer mehr, es erscheint oft wie dampfend, die Luft wird, wie die Sonne sinkt, immer feuchter. — Dieses ist die erste Epoche.

Kaum ist die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, so nimmt die Wärme immer mehr ab, die Feuchtigkeit immer mehr zu. — Ein sehr gewaltsamer Thau, wie ein klarer Regen, fällt herab, der Hygrometer ist schon lange auf den höchsten Grad der Feuchtigkeit und das Thermometer fällt — in der oben genannten Jahreszeit, bis 12°, ja zuweilen bis unter 8°. Dieses ist die zweite Epoche, die nächtliche.

Durch den fallenden Thau klärt sich die Atmosphäre auf. Ein kleiner Ostwind kommt dazu und erzeugt eine liebliche, gemäßigte Temperatur und große Trockenheit; so geht — durch eine dritte Epoche die zweite in die erste über. Was das Meer für die Westküste, mögen ungeheure Sümpfe, erzeugt durch die vom Meer abgeschnittenen Flüsse, die höchst wahrscheinlich dort mit den kahlen Kalkebenen wechseln — für das Innere des Landes seyn.

Diese Beobachtungen von Peron wurden im Endraqtsland, unter 23 — 24° Br. angestellt und während des Winters. Aber der Gegensatz steigert sich ohne allen Zweifel in den heißen Monaten, nimmt im Innern, und in den nördlichen Gegenden, die innerhalb des Wendekreises liegen, bedeutend zu, und höchst wahrscheinlich ist darin der Grund zu der bedeutenden Hitze zu suchen, die durch die Ostwinde auf der Westküste und durch die Westwinde auf der Ostküste erzeugt wird. Sie ist in der Gegend von Port Jackson zuweilen so groß, daß man Thiere und Menschen vor Hitze sterben sah, ja daß bedeutende Wälder von selbst in Brand geriethen. Mehrere haben diese Erscheinung, als nicht ganz selten erwähnt, und vorausgesetzt, daß sie ihre völlige Richtigkeit habe — die Möglichkeit läßt sich wohl nicht ableugnen, könnte man versucht werden den Grund in der Eigenthümlichkeit des Bodens zu suchen. Der Kalkboden vorzüglich, erzeugt jenen grellen Gegensatz zwischen trockener Hitze und feuchter Kälte, aber er selbst muß dadurch, wenigstens theilweise, verändert werden. Vermag nicht die große Hitze ohne alle Feuchtigkeit die Kohlensäure an einzelnen Stellen aus dem Kalk zu vertreiben, diesen in lebendigen Kalk zu verwandeln, der, durch ein plötzliches Zuströmen von Wasser gelöscht wird, sich erwärmt, ja entzündet? Diese Entzündung, genährt durch nahe liegendes trockenes Gestrüppe, könnte dann leicht einen bedeutenden Waldbrand erzeugen.

Wenn der Wind günstig ist, kann man in weniger als achtundvierzig Stunden von Timur aus die nordwestliche Küste des Australlandes erreichen. Ein so auffallender Contrast wie derjenige, der sich zwischen diesen beiden, nicht weit von einander entfernten Ländern zeigt, findet man nirgends. Drei Reihen hoher Gebirge thürmen sich aufeinander auf Timur, die letzte, vorderste Reihe verliert sich sanft gegen die südlichen Ufer. Die Abhänge prangen mit dem unermeßlichen Reichthum der Vegetation des tropischen Indien. Dicke Wälder von dem mannichfachsten Grün bedecken die Berge, und die Wipfel mächtiger Palmen, des Kokosbaumes, des Aurecanuisbaumes, der Fächerpalme ragen über das wechselnde, gedrängte Laub hervor. Alle Gewürze Indiens, die große Menge nährender, kühlender Früchte, die Pracht der Blumenwelt zeigt sich noch hier, wie allenthalben in dem indischen Archipelag. Wie ganz anders erscheint die gerade gegenüber liegende Küste des Australlandes! — Oede, dürre, dürftig mit einer krüppelhaften Vegetation bedeckt. Aber es ist nicht allein dieser Contrast, der den Reisenden auffällt, ein ähnlicher zeigt sich öfters. Selbst wenn man von den Inseln der südlichen Küste, von der Kinginsel, der Känguruh-Insel nach den nahe liegenden öden Ufern der großen Insel herüberschifft, findet man dasselbe. Hier aber, wenn man Timur verlassend, nach dem Australlande versetzt wird, zeigt sich eine ganz neue vegetative Welt. Auch da, wo auf den Bergen und in den Ebenen die Vegetation kräftig gedeiht, wo undurchdringliche Wälder aus den riesenhaften Eucalyptus, Hakeen, Banksien u. s. w. gebildet, die Berge und Sümpfe bedecken, wo die Wiesen dicht mit mannichfaltigen Gräsern, Sträuchern, Blumen bewachsen sind, ist alles verschieden. Keine Flora der Welt, auch nicht die in dieser Rücksicht sonst ausgezeichnete der Südspitze von Africa, zeigt eine so abgeschlossene Eigenthümlichkeit, wie die neuholländische. Eine jede Blume, ein jedes Gras ist von einer neuen Gattung, und keine Gegend der Erde hat den Botanikern so viele neue Pflanzengeschlechter geliefert. Alle jene Früchte, alle Gewürze Indiens sind verschwunden, und bei allem Reichthum der Gattungen ist in dieser Rücksicht das Australland arm. Es gibt keine Flora der Erde, die sich so mannichfaltig, ja riesenhaft entwickelnd, so wenig nährenden Stoff darbietet.

Irre ich nicht, so scheint mir, nach Labillardière's Abbildungen zu schließen, unter den Bäumen diejenigen mit gefiederten Blättern vorzuwalten. Aber die Wälder wie die Wiesen, sind selbst in den südlichsten Breiten aus einer großen Menge verschiedener Baum- und Pflanzengattungen zusammengesetzt. Vancouver schildert die Küste von King Georg Sund als eine höchst traurige, und dennoch entdeckten die französischen Botaniker während eines kurzen Aufenthalts mehr als 200 Pflanzengattungen, indem sie Vancouver's Schilderung bestätigen. Die mächtigen Wälder ragen von den Gebirgen in den sumpfigen Ebenen herunter, ja auf dem sandigen Boden gedeihen viele Bäume in einer so dünnen Dammerdenschicht, daß ein Fußtritt den Sand zu entblößen

vermag. Daher der täuschende Anschein von großer Fruchtbarkeit in Botanybay, wie diese Gegend dem Banks und Solander erschien. Philipp war genöthigt einen andern Ort zu suchen und die große Fruchtbarkeit, (so daß der ungedüngte Boden beim ersten Umbrechen den Weizen 95-, die Gerste 140-, den Mais 200fältig liefert) zeigte sich erst da, wo der Hawkesbury-Fluß durch seine Ueberschwemmungen von den Gebirgen die fruchtbare Dammerde herunterschwemmt und in weitläufigen Ebenen abgesetzt. Die größten, undurchdringlichsten Wälder wachsen auf den Inseln der Südküste, auf der King- und Kängurnh-Insel u. m. Und hier zeigt sich eine auffallende Erscheinung. Wenn man in diese Wälder, aus dicht gewachsenen riesenhaften Bäumen mancherlei Art bestehend, hineindringt, dann sieht man ein Bild der wildesten Zerstörung. Nach allen Richtungen liegen die alten Bäume umgestürzt. So fand es Peron auf der King-Insel. Alle alten Bäume, sagt Flinders, waren auf der Kängurnh-Insel umgestürzt; je tiefer man in die Wälder hineindrang, desto mehr häuften die umgestürzten Stämme sich an, die mehr oder weniger verfault den ganzen Weg bildeten. Diese Erscheinung ist um so auffallender, da heftige Stürme nicht leicht die Bäume umgestürzt haben können, weil dieses durch eine bestimmte Richtung des Hinfallens sich gezeigt haben würde. Diese Inseln sind gar nicht bewohnt. Daß die Einwohner des festen Landes nicht die Wälder angezündet, überhaupt diese Inseln nicht besucht haben, läßt sich, wie Flinders sagt, außer durch den Mangel aller Spuren eines solchen Besuchs auch durch die Zahmheit der Kängurnhs beweisen, die auf der großen Insel so scheu sind. Er glaubt, daß die Wälder sich selbst entzündet haben, vielleicht durch Blitz, vielleicht durch die durch einen starken Sturm bewirkte Reibung zweier abgestorbenen Stämme. Aber die Erscheinung ist zu allgemein, sie findet auf allen benachbarten Inseln statt, wenn sie mit dichten Wäldern bewachsen sind, und Flinders macht selbst auf das höchst Auffallende dieser Thatsache aufmerksam. Er will Spuren von einem Brand an manchen Stämmen gefunden haben; aber diese können täuschen. Eine Entwickelung von Kohlenstoff kann auch durch die Fäulniß Statt finden und Peron spricht von keinen Anzeigen eines Brandes. Wahrscheinlicher scheint es, daß die Stämme der großen Bäume der Inseln in einem gewissen Alter in Fäulniß gerathen und dann durch den leisesten Stoß umstürzen. Darauf deutet auch Peron.

Das Meer welches diese große Insel umfluthet ist reich an Thieren, von den Mollusken bis zu den Säugthieren. Die gallertartigen Cephalopoden, Gasteropoden und Acephalen kommen in großer Menge vor. So häufig sie an den indischen Küsten, besonders von Cochinchina sind, so kommen doch die malayischen Pros (Fahrzeuge) nach den nördlichen Küsten um ein kopfloses Molluskum, eine Gattung Holothuria zu fischen. Diese Thiere werden aufgeschnitten, ausgespannt, getrocknet und ganze bedeutende Ladungen gehen nach China, deren verdorbene Einwohner sie, als ein theures Aphrodisiacum genießen. Die Meeresbusen sind reich an Fischen, besonders an den sonderbar gestalteten Knorpelfischen. Haifische, Seehunde zeigen sich in Menge, auch die noch immer räthselhafte Gattung der Wallrosse — Trichecus Manatus — von welchem man neulich bei Sumatra Spuren entdeckt hat. Aber die südlichen Küsten des Australlandes, die Ufer der nahe liegenden Inseln, das van Diemensland zeichnen sich in dieser Rücksicht vorzüglich aus. Die Gestade, an welche die hohen Wellen des Südpols von den entferntesten Gegenden des länderlosen Südmeers her sich fortdauernd brechen, so daß selbst bei stillem Wetter die Brandung sehr bedeutend ist, zeigen uns den Riesenseetang (Fucus giganteus) der oft 100 bis 120 Fuß lang wird, und durch Luftblasen auf der Oberfläche des Meeres gehoben, herumschwimmt. Hier drängen sich die Mollusken, die Heere der Fische, die bizarren Knorpelbildungen der Geschlechter Ostracion, Diodon, Tetrodon u. s. w.; hier erscheinen in unglaublicher Menge Delphine und Wallfische, vor allem aber die Seehunde. Mehrere Gattungen finden sich auf allen Inseln, es wimmelt von diesen Thieren in allen Meerbusen und der riesenhafte Rüsselseehund (Phoca proboscidea Peron.) der 20, 25 ja 30 Fuß lang wird, mit einem Umfang von 15 bis 18 Fuß, ist auf einigen Inseln so häufig, daß die Robbenschläger in kurzer Zeit viele hunderte tödten. (Die Fortsetzung folgt.)

An die Redaction des Lit. Conv. Blatts.

Wien, im August 1822.

Die Gastrollen des Hrn. und der Mad. Stich in Leipzig und Dresden beschäftigen die Theaterkritiker der dortigen Zeitschriften so angelegentlich, als es dies Doppelgestirn des scenischen Himmels verdient, und erinnert mich an den Winter 1820, wo es auf unsern Bühnen glänzte. Wir haben seitdem eine Unzahl solcher Wandelsterne (und mitunter erster Größe) durch die heitre Sphäre unsrer Kunstgenüsse gleiten sehen, aber keiner hat so lebhaften und bleibenden Eindruck hinterlassen, keiner so die journalistischen Bienenstöcke zum Schwärmen, so alle lustigen Fliegen und Libellen der schönen Welt in Regung gebracht.

Dieses beinahe übertriebene Schwärmen und Summen reizte einen hiesigen humoristischen Feuerwerker, ein Bundel Witzraketen, jedoch wegen örtlicher Bedenklichkeiten nur inter privatos parietes loszulassen, welche ich Ihnen meines Orts um so unbedenklicher mittheile, als diese unschädlichen Witzfunken den Lorbeerkränzen des werthen Künstlerpaars so wenig, wie ein Tafelfeuerwerk den eleganten Anzügen der Gäste schaden werden, wonächst ich von der jovialen Laune Ihrer Conversationsmuse hoffe, daß sie dem muthwilligen Wortspieler einige angebrachte Knallerbsen verzeihen möge. Komme ich mit diesen beinahe zwei Jahr alten Späßchen nicht zu spät, ja vielleicht noch zum Dessert, wo man die witzigen Einfälle eben nicht auf die Goldwage zu legen pflegt, — so darf ich nicht verzweifeln, besagter Muse, trotz ihrer ernsten und immer ernster werdenden Stimmung, einiges Lächeln und auch die Bemerkung abzugewinnen, daß unser Humor nicht alles Salzes entrathe. Geben Sie uns nur freiere Luft und feinere Lacher, so werden auch bei uns freiere und feinere Scherze umherflattern und über den beengten Spielraum des Theaterwitzes hinaus sich in die heitern Regionen wagen, wo Ihre Spottvögel und Edelfalken zum Nutzen und Vergnügen des Musenreichs ihr Wesen treiben. — Doch ich komme von meinen Stichianis ab — und kehre zu Ihnen mit der Bitte zurück, daß Sie nichts für ungut, sondern die Scherze für so unschuldig, als sie wirklich sind, nehmen mögen. Leben Sie wohl.

Stichiana.

Titelverleihung,
Ich möchte gern die Wiener Erbemeren
Der letzten Zeit mit einem Titel ehren —
Mit Lob und Tadel nenn' ich sie
Stichblätter der Dramaturgie.

Publicandum.
Zu wissen, daß jetzt unsre Journalisten sich
Nicht mehr auf Hieb und Schuß — nein! — schlagen auf den **Stich.**

Revision der Journalistik.
Sie männiglich
Mit Federstrich
Und Sylbenstich
Um Madam **Stich**
Und um Herrn **Stich,**
Sie loben fast zu Zucker sich —
Und oft hält die Kritik nicht Stich.

Poeten-Drang.

Jetzt machte jeder Musensohn,
Wenns möglich wär', ein Distichon.

Chronostichon.

aCCIDIt In pVnCtIs, qVoD non DefertVr In anno.

Acrostichon.

So lebe wohl, du nördliches Gestirn!
Thalia's concentrirte Sonne!
In deinen Strahlen schwamm das ganze Wien in Wonne:
Critik ward krank — du senktest ihrer Weisen Hirn,
Hier in- — dort außerhalb der Tonne.

Distichon.

So auf dem Soccus zu schweben vermag nur der Himmlischen Eine —
So nur Melpomene selbst steht auf dem hohen Kothurn.

Monostichon.

Noch das Monostichon fehlt! — Sie selbst ist Monostichon — Einzig.

Hemisticha.

Zwei Hemistichа gibt das Eh'paar, doch der Geschmack läßt
Um den schwächeren Theil willig den stärkern im Stich.

Logogriph.

Fünf Zeichen sinds: Als die drei Letzten
In Anschauung des Ganzen sich ergetzten
Und laut zum Päan wollten sich versteigen,
Gebot der Neid mit beiden Ersten Schweigen; —
Und darum hüllt' ich klug in diesen Räthselduust
Das Ganze: — Meisterstück ists von Natur und Kunst.

Das Stichwort.

Natur und Kunst rivalisiren
Das Stichwort zu soufliren.

An die Theaterkritiker.

O tadelt doch so viel an den Actricen nicht!
Nicht Haltung, Anzug, Gesten, Kehlen —
Nein! (freilich) der Souffleur gebricht)
Stichwörter sind's, die ihnen fehlen.

Genügsamkeit.

Der .... schenkt' ich gern die ganze Rolle —
Hört ich das Stichwort nur — das seelenvolle.

An ....

Geh' Stümperin! packe dich fort!
Dir fehlet ewig das Stichwort.

Effect.

Der Vorhang sank herab, doch schauend himmelwärts
Erseufzte das Parterr: „das waren Stich' ins Herz!"

Aliud.

Wie tönt's von Seufzern dort in des Parterrs Gedränge! —
Das macht — die Westen sind um einen Stich zu enge.

Stichomantie.

Den Aberglauben vertreibt ihr nie —
Denn seht! jetzt herrscht die Stichomantie. *)

Est Deus in nobis — agitante calescimus illo.

Uebersetzung.

Feurig der Pegasus geht der Wiener — es sticht ihn der Hafer.

Allerlei Volksstimmen.

Schuster und Schneider.

Der Schuster froh erschrocken
Schrie: „In Kothurn und Socken
Noch nie sah' ich
Dergleichen Stich!"
Der Schneider krächzt: „Ich lobe
Mir solche Garderobe
Alles ist meisterlich
Genäht im Ketten-stich.

Der Wirth.

Wie curios! es füllt stets das Theater sich —
Bei mir ists leer, ob auch mein Bier hat einen Stich.

Metallurg.

Sucht nicht nach Gleichnissen herum
Zur Wirkung solcher Liebesbolzen!
Es ward das ganze Publicum
Im Stich geschmolzen.

Der Spieler.

Die Spielerin wird nicht labet,
Wenn gleich ihr auch ihr Stich entgeht.

Item.

Bei ihr kann sich von wärmenden Gefühlen
Der Kälteste nicht stichfrei spielen.

Der Philosoph.

Nil admirari! — so dacht' ich
Und waffnete mit Stoa mich —
Doch ließ Vernunft das Herz im Stich!

Der Verliebte.

Seit sie ich gesehen, so werde
Nimmer ich ruh'n,
Bis sie mich thun
Drei Stiche tief unter die Erde.

Der Epigrammen-Dichter.

Du willst auf sie ein Sinngedicht? —
Freund! — Amor sticht!

Der Theaterkritiker.

Wie finster macht jetzt unsre Bühne sich! —
Trotz Doppelbrillenglas seh' ich doch keine Stich.

Derselbe.

Wer lobte solche Gäste nicht,
Wenn einen so die Kunst besticht?

Der Kupferstichsammler.

Das holde Frauenbild — o wie ergetzt es mich!
Avant la lettre wär' unschätzbar so ein Stich!

Der Grammatiker.

So wie Plural und Singular verhält es sich —
Die Stich' ist mehr werth als der Stich.

Derselbe.

Eine neue Periode pflegt dann anzugehn,
Wenn auf dem Theaterzettel duo puncta stehn.

Der Sprachbemerker.

Theater-Coup — das Wort ist ganz entwichen —
Man redet jetzt nur von Theater-Stichen.

Der Allbemerker.

Sey in Gesellschaft wo du willt — bei groben Micheln,
Bei feinen Elegants hörst du doch nichts als — sticheln.

Der Meteorolog.

Die Wintersonne wärmt jetzt nicht,
Doch die Theater-Sonne sticht.

Der Autor vorstehender Epigramme.

Mir mögen alle, so die Stichiana lesen
Verzeihen, dieweil dabei viel Stichelei gewesen;
Und dann — wer sich pikirt, wie ich auf alle Classen
Zu sticheln, wird vom Witz gar leicht im Stich gelassen.

*) Lectio varians „Stichomanie"
„Stichomantie" eine abergläubische Spielerei mit heiligen Büchern, welche man aufs geradewohl aufschlägt und die durchs Ungefähr bezeichnete Stelle als Orakelspruch annimmt. Die Römer thaten dergleichen mit den Sibyllinischen Büchern, die Herrnhuter und Methoden thun es noch mit der Bibel.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 219.

23. September 1822.

Ueber Neuholland und van Diemensland und besonders über den neuesten Zustand des letztern.

(Fortsetzung aus No. 218.)

Die Vögel sind dem Lande so eigenthümlich, wie die Pflanzen. In großer Menge findet man sie allenthalben. Unter den Raubvögeln mögen größere Arten da seyn, die noch nicht bekannt sind. In King Georg Sund fand Flinders große Nester, die auf dem Boden gebauet waren, sich zwei Fuß über denselben erhoben und so groß, daß die Aeste und andere Stoffe, aus welchen sie gebauet waren, hinreichten, um zwei kleine Karren anzufüllen. Aehnliche Nester entdeckte Cook auf der Adlerinsel, und sie lassen vermuthen, daß Vögel da sind, die dem americanischen Condur an Größe wenig nachgeben. Wasservögel, Enten, Taucher, Meven, Pelicane sind in Menge vorhanden, sowohl auf den Küsten, wie im Innern des Landes. Wie die Eigenthümlichkeit der Vegetation voraussetzt, sind saamen- und fruchtessende Vögel selten, desto häufiger solche, die sich von Insecten nähren. Papageien, buntgefiederte Raben u. s. w. zeigen sich noch in van Diemensland. Unter allen zeichnen sich aber auf eine eigenthümliche Weise die schwarzen Kakadus, der mehr als sieben Fuß hohe, schwanzlose Casuar und die schwarzen Schwäne aus. Die letztern zeigen sich häufig in allen Meeresbusen.

Wie die glühende Vegetation, die herrliche Blumenwelt, die kühnen Palmen, die nährenden und erquickenden Früchte, die Gewürze Indiens im Australlande verschwunden sind, so auch alle großartige thierische Bildung, die das tropische Indien auszeichnet. Es gibt kein so bedeutendes Land der Welt, welches eine so dürftige Bildung der höhern Landthiere zeigte. Das Meer wimmelt von großen Wallfischen und Seehunden, ja es ist höchst wahrscheinlich, daß der riesenhafte Manatus sich von Riesentang nährt; aber auf dem Lande findet man nichts als Känguruhs — zwar sehr viele Gattungen und noch immer entdeckt man neue — die an Gattungen reichen Beutelthiere, wilde Hunde, Eichhörner, Ratzen u. s. w. In den Gebüschen schleichen die wunderbaren Schnabelthiere, die im Innern eine merkwürdige Annäherung zum Vogelbau zeigen. Alle Säugthiere zeichnen sich durch eine seltsame Bildung aus, die in andern Gegenden mehr angedeutet als entwickelt ist.

Und in diesem wunderbaren Lande, in den wüsten Sümpfen, in den stummen Wäldern schleichen die Einwohner, dürr, mit thierisch dünnen Armen und Schenkeln, die Weiber besonders mit dicken Bäuchen und mit darmähnlich herunterhängenden Brüsten, mit stumpfsinnigen Gesichtern, platt zugedrängter Stirn, dunkel gefärbt, mit Ocker angestrichen, in geringer Menge, auf der tiefsten Stufe der Bildung festgehalten, einsam meist, fast waffenlos herum. Mehreres werden wir in der Folge von den Einwohnern, indem wir sie mit denen des van Diemensland vergleichen, erwähnen.

Betrachten wir nun aber das Ganze — wie der große Theil des Landes noch in Bildung begriffen ist, wie die Sümpfe sich anhäufen, das Kalkgebirg noch immer sich bildet, wie die Vegetation, zwar reich an Arten, sich mannichfaltig entwickelt, aber die höhern Bildungsstufen zurückdrängend, etwas Unreifes, Unfruchtbares entdecken läßt, wie die Säugthierbildung offenbar gehemmt ist; vergleichen wir dann das Australland mit den zwei großen südlichen Continenten, die mit ihm in Gestalt und Verhältniß zu den nördlichen Ländern der Erde eine so bedeutende Aehnlichkeit haben; dann entdecken wir ein merkwürdiges Uebergewicht der höhern thierischen Bildung in Africa, der Vegetation in Südamerica, der noch fortdaurenden Bildung des Landes im Australlande.

Ueber den neuesten Zustand der englischen Colonien in Neusüdwallis, über das musterhaft eingerichtete Erziehungswesen der Kinder, von verbrecherischen Aeltern erzeugt, über die wichtigen Entdeckungsreisen im Innern, hat das Morgenblatt sehr interessante Nachrichten geliefert. Nur eins müssen wir hier noch bemerken. Das ist die höchst seltsame Fruchtbarkeit der aus Europa herübergebrachten Thiere in Neusüdwallis. Die Kühe geben mehr Milch, die Schafe, die Pferde, das Rindvieh vermehrt sich unglaublich, ja londner Lustdirnen, durch Ausschweifungen in Europa unfruchtbar, werden hier fruchtbare Mütter. Manches Wichtige konnte dieser kurze flüchtige Umriß nicht berühren. Er soll zur Vergleichung dienen mit einer Darstellung der van Diemensländer, die wir nach den neuesten Nachrichten liefern werden, durch welche wir auch die höchst überraschenden Fortschritte der Cultur jener Gegend erfahren.

In the Quarterly Review vom Juli 1822 finden wir diese Nachrichten von dem van Diemensland und dem Fortgang der dort angelegten Colonien, vorzüglich aus einer Schrift ausgezogen, deren Titel: „A Geographical, Historical and Topographical Description of Van Diemen's land, with important Hints to Emigrants and useful Information respecting the Application for Grants of Land etc. etc. By George William Evans, Surveyor General of the Colony. London 1822," und wir wollen das Wichtigste dieses Auszuges mit einigen einzelnen Bemerkungen mittheilen.

Van Diemensland ist offenbar geographisch als eine Fortsetzung des großen östlichen Gebirgzuges zu betrachten und besteht, wie alle frühern und spätern Nachrichten einstimmig bezeugen, vorzüglich aus Urgebirgen. Nun sind zwar die Bestimmungen sowohl der französischen als englischen Beobachter sehr unbestimmt und wissenschaftlich nicht brauchbar, doch steht dieses Hauptresultat fest und wird durch die neuesten Nachrichten bestätigt. Indessen besteht diese Insel nicht ausschließlich aus Urgebirgen.

Die Gestalt der Insel ist merkwürdig, denn sie scheint die Gestalt des großen Australlandes, mit einigen Modificationen zu wiederholen. Der Meeresbusen, der gebildet wird durch das, auf Flinders Generalcharte nicht genannte südliche Cap gegen Westen (nicht das sogenannte Südwest-Cap) und durch Cap Pillar gegen Osten, durch eine verlängerte Landspitze und durch eine Insel in drei Theile getheilt und dessen mittlere Einfahrt der d'Entrecasteaux Canal ist,

scheint den zusammengezogenen großen Bogen anzudeuten, der die Südküste des Australlandes bildet, mit Nuyts Cap (unterhalb des mehr bekannten Cap Lewin) anfängt und mit Cap Otway nach Osten zu endigt, und Port Dalrymple nach Norden zu, scheint den mächtigen Carpentaria-Busen des Australlandes wieder zu geben. Ob eine Verflächung des Gebirges gegen Westen hier, wie auf der großen Insel, wenigstens angedeutet ist?

Die bedeutendste Wasserscheidungslinie geht von Westen nach Osten und erhebt sich nach dem Mittelpunct der Insel. Hier entspringen die beiden Hauptflüsse, von welchen der eine — Tamar — gegen Norden, der zweite — Derwent — gegen Süden fließt. Das nördliche Flußgebiet des Tamar hat den Namen Cornwall erhalten, das südliche des Derwent Buckingham. Der Tamar ist gebildet durch den Nord- und Süd-Esk und den Elisabethfluß, die von Osten her kommen, durch den Macquariefluß, dessen Quellen gegen Norden liegen, endlich durch den See- und Westfluß und einigen weniger bedeutenden Strömen, die von Westen her kommen. Der Derwent empfängt von Norden her den Jordan, von Westen her den Shannon, Fat, Doe und einige andere Ströme. Die Mündung des Tamar in die Baßstraße ist Port Dalrymple, der einen trefflichen Hafen für die größten Schiffe bildet. Seine Erstreckung aufwärts ist vierzig Meilen (engl.) und er ist 15—20 Meilen weit schiffbar für Fahrzeuge von 100 Tonnen und darüber. In der Mündung des Derwent ist Bruny Island, gegen Osten und Nordost liegen Cook's Adventurybay, Sturmbay und Northbay, und gegen Westen d'Entrecasteaux Canal, einer der schönsten und prächtigsten Häfen der Erde. Derwent selbst ist eine Fortsetzung desselben und schiffbar für die größten Fahrzeuge, wenigstens 48 Meilen aufwärts. Paralell mit dem Derwent ist der Kohlenfluß, der in Northbay fällt.

Es ist merkwürdig, daß die Südspitze von van Diemensland in einem Vorgebirge endigt, dessen Gestalt mit der des Cap der guten Hoffnung übereinstimmt, aber höher ist. Die Höhe des Tafelberges beim Cap ist 3315, die des Vorgebirges bei d'Entrecasteaux Canal 3964 Fuß. Dieses letztere unterscheidet sich aber auch von dem erstern dadurch, daß ihm die fleckigen Wolken fehlen, die den Tafelberg fast fortdauernd bedecken; ferner dadurch, daß es sieben bis acht Monate lang mit Schnee bedeckt ist, der sich nur selten und nur für kurze Zeit auf dem Tafelberg des Cap zeigt. Gegen Osten von Tamar ist ein bedeutender Berg, genannt Ben Lomond, dessen Höhe noch nicht bestimmt ist, ein zweiter wird Tasmans Peak genannt. Dieser bildet auf dem nordwestlichen Theile der Insel, in Verbindung mit einer Gebirgsreihe, die die Asbestgebirge genannt werden, nach der großen Menge dieses Fossils, die dort gefunden wird, die höchsten Puncte. Auf dem südwestlichen Theil, etwa 60 Meilen nordwestlich von Hobart Town an dem Derwent, ist eine andere Gebirgsreihe (das westliche Gebirge), dessen Höhe, wie man glaubt, 3000 Fuß übertrifft.

In der Mitte der letzt genannten Gebirgsreihe ist ein großer Landsee, der zuerst im Jahr 1817 durch Beaumont, Oberrichter der Insel, untersucht ward. Dieser See, wie es scheint, eine Hauptquelle des Derwentflusses, wird als höchst reizend beschrieben, ist über 50 Meilen in Umfang, die Ufer mäßig mit Wald bewachsen. In der Mitte der Insel ist eine Salzebene, auf welcher einige kleine Seen von starkem Salzgehalt, aus welchen schon jährlich bedeutende Quantitäten Salz gewonnen wurden.

Als Producte der Gebirge nennt Evans: Kupfer, Eisen, Alaun, Schiefer, Kalk, Asbest, Basalt, außerdem Carneol, Bergcrystall, Chrysolith (?), Jaspis, Marmor und eine große Menge verschiedener Versteinerungen. Eisen besonders findet man sehr häufig, die Erze bilden bei Launceston, an dem Tamar, ganze Gebirge, und lieferten 70 Pr. C. Eben so häufig sind Steinkohlen.

Dieser Reichthum der Gebirge, der für die Einwohner so äußerst wichtig ist, deutet auf sehr verwickelte geognostische Verhältnisse. Außer der Schieferformation mögen mancherlei Urgebilde anderer Art vorkommen. Bestehen die Vorgebirge etwa aus Schillerfels (Gabro)? Wenigstens von den nördlichen möchten wir es glauben, da der Reichthum an Asbest auf eine mächtige Serpentinformation deutet. Alaun und Schiefer lassen das Vorkommen von Uebergangsthonschiefer vermuthen. Die Salzseen, Steinkohlen, Versteinerungen, bedeutende Flözschichten — haben diese sich etwa am meisten gegen Westen gebildet? Das östliche Ufer ist, als ein vorzüglich steiles, zerrissenes, aus Urgebirgen bestehendes bekannt. Das westliche scheint bis jetzt weniger bekannt. Hat sich eine Flözebene zwischen dem nordwestlichen und südwestlichen Gebirgzug gelagert, hier wie im Australlande? Da das Eisen ganze Gebirge bilden soll, so muß man wohl auf mächtige Lagen von Magneteisenstein schließen. Freilich wären dann 70 Pr. C. zu wenig.

Die Producte der Pflanzen- und Thierwelt hat van Diemensland vor dem Australlande erhalten. Mehreres über die Beschaffenheit und Vorzüge des Landes wird dann vorkommen, wenn wir es in Beziehung auf die anfangende und überraschend schnell steigende Cultur betrachten.

Da aber van Diemensland in einer so nahen Beziehung auf das große Australland steht, muß die Verschiedenheit der Racen sehr räthselhaft erscheinen.

Was wir von den Ureinwohnern wissen, läßt sich kurz zusammenfassen. Tasman, der erste Entdecker des van Diemenslandes im Jahre 1643, als er in Fredrick Hendricks Hafen, auf der Ostküste landete, sah einige. Der erste Beobachter nach ihm war Capitain Marion, der im Jahre 1772 von Isle de France segelte, um das vermuthete südliche Continent zu suchen. Als er in den Fredrick Hendricks Hafen ankerte, kamen 30 Einwohner von den Gebirgen nach der Küste herunter und näherten sich ihm und seinen Officieren mit Mistrauen. Sie waren alle, Weiber wie Männer, nackt. Sie hatten kleine Augen, einen großen Mund, weiße Zähne, platte Nasen, Wollhaare, und waren mit rothen Ocker bestrichen. Sie verwarfen ein jedes Geschenk, selbst Eisen. Einer näherte sich dem Capitain mit einem Feuerbrand und zeigte nach einem kleinen Haufen Holz, welchen der Capitain (indem er es für ein Freundschaftszeichen ansah) anzündete. Er hatte sich geirrt. Die Einwohner zogen sich nach den Bergen zurück und warfen nach den Fremden mit Steinen, ja, sie verfolgten nachher das Boot mit Spießen. Man war genöthigt zu feuern. Mehrere Einwohner wurden verwundet, einer getödtet.

Furneaux ankerte in der Adventurybay im Jahre 1773, darauf Capitain Cook 1777. Der erste sah neun Einwohner; aber eine Truppe ausgesandt von Cook um Holz und Wasser einzunehmen, begegnete einem völlig nackten Haufen; sie waren schlank, schwärzlich, mit Haaren, die so wollig wie die der Neger an der Küste Guinea, aber von einem mehr einnehmenden Aussehen. D'Entrecasteaux sagt ebenfalls, daß sie Wollhaare haben, aber abweichend von Marion, behauptet er, daß die Schwärze der Haut von Kohlenpulver herrühre, mit welchem sie sich anstreichen. Beide Geschlechter waren mit Känguruhhäuten bekleidet. Sie schienen in Familien zu leben, in einem Zustand williger, gesetzloser Unabhängigkeit und die Race war vorzüglicher, als die in Neuholland. Die Männer zeigten eine auffallende Zärtlichkeit gegen die Kinder. Sie wollten weder Wein noch spirituöse Getränke genießen. Bei dem ersten Besuch sahe er sie für Cannibalen an, und zwar nur, weil er Fleisch in der Nähe der Feuerstelle aufgehängt fand. Der Wundarzt hielt es für Fleisch von einem jungen Mädchen. Ohne allen Zweifel war es von einem Känguruh; später nahm er selbst die Meinung zurück.

Peron beschreibt Gebäude, die er für Begräbnißplätze ansieht. Es waren plumpe, aus Baumrinde gebildete Kegel. Mehrere Stücken Rinde staken in der Erde und waren oben mit einem Bande von gleichem Stoffe zusammengebunden. Vier lange, in die Erde gesteckte Stangen dienten die Rinde zu stützen, und zugleich auch, wie es schien, zur Zierde, denn sie waren nicht, wie die Rinde oben zusammengebunden, sondern sie liefen da, wo sie aus dem Dache des Gebäudes hervortraten, kreuzweise übereinander, so daß daraus eine vierseitige Pyramide entstand, deren Spitze gerade der des Kegels entgegengesetzt war. Diese seltsame Form machte einen guten Eindruck. Auf jeder der vier Seiten dieser Pyramide erhob sich über die Spitze derselben ein Bandstreifen von Baumrinde, dessen beide Enden von dem großen Bande festgehalten wurden, mit welchem die Baumrinden zusammengebunden waren und bildeten zwischen den Spitzen der Stangen einen ovalen Ring, der zur Verschönerung des Ganzen beitrug. Dieses sind die einzigen Spuren von Kunstsinn, die man bei diesen Völkern gefunden.

Als Flinders und Baß den Derwentfluß besuchten, hörten sie eine Stimme von den Bergen her, sie entdeckten drei Personen, zwei Weiber und einen Mann. Die erstern hatten eine kurze Bekleidung, die lose über die Schultern hing, und die sie, als sie von den Fremden verfolgt wurden, schnell in die Gebüsche warfen, indem sie entschlüpften. Der Mann näherte sich ihnen ohne eine Spur von Furcht oder Mistrauen. Man konnte sich ihm weder durch Worte aus der neuholländischen Sprache, noch durch die auf den Südseeinseln herrschende, verständlich machen. Es war ein kleiner, unansehnlicher Mann, von mittlerm Alter, dessen Physiognomie eher Gutmüthigkeit und Verstand, als Wildheit und Stumpfsinn andeutete, wie sie die Einwohner von Neuholland zu charakterisiren pflegt, auch war das Gesicht nicht so platt und negerartig, wie das der Neuholländer. Er war mit rothem Ocker angestrichen und trug zwei oder drei plumpe Speere von Holz.

Dieses Volk, durch die Natur so völlig waffenlos, hat gleich im Anfange der Ansiedelung eine unüberwindliche Abneigung gegen die Colonisten gefaßt. Ein junger Officier von dem neusudwallischen Corps bemerkte eine Anzahl Eingeborner, die von einem benachbarten Berg herabsteigend, grüne Zweige trugen und im Fortschreiten sangen. Auf eine ungereimte Weise glaubte er in diesem Benehmen eine feindliche Absicht wahrzunehmen, und richtete ein paar Feldstücke, die ihm anvertrauet waren, gegen sie. Von diesem Augenblick an ist ein jedes Vertrauen verschwunden, und treffen sie durch einen Zufall mit den Colonisten zusammen, so ist sicher ein feindlicher Angriff die Folge. Dieses Mistrauen und Widerwillen begünstigen die Unternehmungen der entlaufenen Räuber, sowohl wenn sie Weiber entführen (die bei der harten Behandlung der Männer nicht sehr unwillig sind), als auch wenn sie die Schiffsmannschaft, die sich an den Küsten um Seehunde und Wallfische zu fangen, aufhalten, berauben wollen. Lieutnant Jeffreys beschreibt die Weiber angenehmer als die bei Port-Jackson. Ihre Glieder sind im bessern Verhältniß, ihre Gesichtszüge einnehmender. Sie zeigen die treueste Anhänglichkeit gegen denjenigen, der sie in Schutz nimmt und die wärmste Zuneigung. Wenn die Schiffe in See gehen, stimmen sie einen Gesang an, in welchem sie den guten Geist bitten, den Abreisenden in seinen Schutz zu nehmen und ihn bald wieder zurückzubringen. Der Gesang ist begleitet mit recht anmuthigen Bewegungen und ertönt keineswegs unharmonisch.

Die Ureinwohner werden ohne allen Zweifel immer mehr verschwinden, hier wie in dem Australlande, indem sie sich immer mehr in die innersten Gegenden zurückziehen.

Peron's und Flinders Nachrichten vom van Diemensland gehören noch zu den neuesten, obgleich ihre Reisen im Anfange des Jahrhunderts Statt fanden. Ganz entgegengesetzte Umstände, obgleich beide in der politischen Lage von Europa gegründet, verspäteten die Herausgabe ihrer Reisen. Als diese Reisenden die Insel besuchten, hatte noch kein Europäer festen Fuß da gefaßt. Nur auf die umliegenden Inseln, besonders auf den Furneauxinseln und auf der Kinginsel in der Baßstraße wurden einzelne Männer hingeschickt, die sich einige Monate lang mit Seehundsfang beschäftigten. Wie überrascht muß man daher werden, wenn man erfährt, daß jetzt schon zwei bedeutende Niederlassungen dort sind. Gegen Norden liegt bei der Mündung des Tamar, auf der Ostseite Georgetown, gegen Suden auf dem westlichen Ufer an der Spitze eines schönen Meerbusens, Hobarttown, welche Niederlassung als der Hauptsitz der Insel betrachtet werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Triest.

Zwei ganz eigene Erscheinungen, mein F., sind mit den vierzig Recite der opera seria verbunden. Der berühmteste lebende italienische Componist — diese Eigenschaft wird man Rossini auch als sein Gegner nicht bestreiten können — wird verbannt aus unserm italienischen Opernhause — und die größten, furchtbarsten Feinde, die Rom, außer der eigenen Herrschsucht wohl gehabt hatte, werden durch italienische Opern verherrlicht. Eine ausdrückliche Clausel des Vertrages zwischen den jetzigen Operisten und dem Impresario verpflichtet nämlich denselben: keine Oper von Rossini geben zu dürfen. Herrmann und Hannibal sind dafür erkohren worden; und endlich ist unsre prima donna auch noch eine Engländerin.

Den Eindruck, den Arminio von Pavesi hier machte, kennst Du schon aus meinem letzten Briefe, und weißt auch, wie gespannt wir alle auf den Annibale in Bitinia von Nicolini waren, da Madame Feron, die erste prima donna, wie man sie hier mit einer komischen Tautologie zu nennen pflegt, durch ihr vorausgesendetes Urtheil über das reiche Feld, was diese Oper zur Entwickelung der ganzen Stärke der ersten Singstimmen darbieten sollte, die Erwartungen sehr spannte. Annibale ist gegeben, und keiner, der nicht die ungemeine Kunstfertigkeit der Feron anstaunte, doch auch keiner, der die Oper für mehr als mittelmäßig gehalten hätte. Das Publicum blieb im Ganzen kalt, und gab auch hier einen Beweis der richtigen Würdigung der Composition und der ausführenden Sänger.

Das Sujet würde einen unvergleichlichen Stoff zu einer Oper mit einigen Abänderungen und Schattirungen der Worte bieten, sobald man nur das historische Gewissen einschlafen läßt.

Prusias König von Bithynien (Hr. Luciano Bianchi), feiert eben seine Vermählung mit Barsene (Elisabetta Feron), der Tochter des in sein Reich geflüchteten Hannibal (Hr. Gaetano Crivelli). Da erscheint plötzlich Mitrane, ein Krieger des Königs, und bringt die Nachricht, daß Truppen, die über den Hellespont drangen, das Hoflager umringt halten, und ein Abgesandter Roms unter ihnen sey. Hannibal sucht ein Alleingespräch mit seiner Tochter. Schon früher hat es sich enthüllt, daß Barsene nur aus kindlichem Gehorsam dem König Prusias die Hand reicht, da sie mit nicht zu erstickender Glut an einem jungen Römer, den sie bei den Unterhandlungen zwischen Rom und Karthago in ihrer Vaterstadt kennen lernte, hängt. Jetzt erfüllt ihre Seele nur ein Gedanke, die Rettung ihres Vaters. Doch Hannibal heischt mehr — wenn er fallen sollte, Rache am Abgesandten Flaminius. — Das trägt Barsene nicht, es ist der Name ihres Geliebten. Hannibal hält ihre Erschütterung für Entsetzen vor seinem Feinde. Flaminius, von doppeltem Schmerz über seinen grausamen

Auftrag und die Vermählung der Geliebten gefoltert, verlangt vor dem Throne Hannibal's Auslieferung, und verheißt dem Prusias Asien als Königreich zum Lohne. Prusias, an Barsene's Seite, schlägt ihn aus; der Vorhang sinkt. Im zweiten Acte vertraut Licisca, Schwester des Königs der jungen Königin, daß Prusias noch wanke, und Alles für Hannibal zu fürchten sey.

Barsene, voll Bestürzung, will zu ihrem Gemahl eilen — da steht Flaminius vor ihr. Bald dringt unwillkürlich das Geständniß der Liebe über die Lippen — und in dem Augenblicke überrascht sie Hannibal. Entrüstet zuckt er den Dolch gegen die Tochter. Sie fleht, nicht zu schonen. Er hält inne; nur ewigen Haß soll sie seinem Feinde schwören. Das kann sie nicht. Zornglühend verstößt sie Hannibal. Barsene im dreifachen Schmerz ihrer hoffnungslosen Liebe, über das Loos des Vaters und über ihre Verstoßung, bestürmt ihren Gemahl, den Vater zu vertheidigen und siegt. Der gerufene Gesandte vernimmt nun, daß Prusias an Hannibal Krone und Reich abtritt, und dieser selbst zu Felde ziehen wird.

In der großen Halle eines Thurms hängt Hannibal seinen Entwürfen nach, wie er die alten Siege erneuern, die Römer schlagen will. Doch vielleicht wird der hochherzige Prusias und viele der Seinigen wegen ihm untergehen. Um diesen Preis ist ihm der Thron zu theuer. Er weiht sich selbst zum Opfer, öffnet den Ring und nimmt Gift. Jetzt stürmen die Schaaren der Bithynier herein, begrüßen mit Jubel den neuen königlichen Helden, doch bald erscheint auch Flaminius mit der Botschaft: Rom sey unerbittlich; Hannibal und alle Mitschuldigen sollen in Ketten weggeführt werden. Da entdeckt Hannibal seinen nahen Tod, vergibt der Tochter, weiset sie als erste Stütze auf ihren Gemahl, und scheidet, um ihnen die letzten Augenblicke des Ringens zu entziehen.

Nach diesen Grundzügen ist das Stück von Luigi Privitali in erträgliche Worte eingekleidet. Schade nur, daß es einer Tochter Hannibal's gar nichts kostet, einen Römer zu lieben; daß auch Flaminius mit Kälte seinen Auftrag ohne Steigerung des innern Kampfes ausführt, und Hannibal's That am Ende doch nicht eine gewisse Lücke ausfüllt, die dadurch entsteht, daß der liebende Flaminius leer abzieht, und die Geliebte an einen Gemahl gekettet bleibt, zu dem sie keine Neigung hegt.

Die Ouvertüre ist man versucht für Balletmusik oder das Vorspiel zu einer Operette zu halten, und die ganze Instrumentirung ist so dürftig, daß man sie füglich durch einige Accorde auf der Guitarre ersetzen könnte. Bei der Vermählung fehlt Leben. Kein Todtenfest könnte gedehnter und trauriger componirt seyn. Dagegen macht der Chor der erschreckten Bithynier vor dem Thron einen herrlichen Effect, und die Arien, welche Madame Feron, Madame Pisaroni und Hr. Crivelli im 2ten Act nach einander zu singen haben, enthalten sehr schöne Stellen. Madame Feron scheint sich ein eigenes Ziel vorgesteckt zu haben. Sie sucht die Aufgabe zu lösen, die menschliche Stimme mit einer gut gespielten Flöte auf gleiche Linie zu stellen. Dies ist ihr auch mit einer seltenen Vollkommenheit gelungen, und die Täuschung so groß, daß man ein von den Fehlern irdischer Pfeifen freigebliebenes himmlisches Orgelwerk zu vernehmen glaubt, und nur wenn sie aus den höheren Regionen ihrer Kopfstimme über das g zurücksteigt, mahnt das Sinken ihrer Töne an die Schwächen der Menschenstimme. Dies erstere war es auch, was ihr vor zwei Jahren in Wien unmittelbar nach den Conzerten der Catalani von einem Theil des Publicums so rauschenden Beifall einernten ließ. Madame Feron versteht einen neuen künstlichen Ton der Stimme zu erzwingen, und ihr Organ zu einem bewundernswürdigen Rollen, ja man könnte sagen, Hervorperlen der Töne, so hell und klar zu bringen, daß sie von keinem Flageolet hierin erreicht werden wird. Süßigkeit, Rundung, Verschmelzung und Bindung dieser, ihren Arien eingelegten Läufe in diatonischer und chromatischer Ordnung, läßt sich nicht absprechen, und das Ausbrechen in schwellenden, gehaltenen Tönen entzückt wirklich. Da zeigt sie, daß ihre Stimme nicht schwach ist, wenn sie will, und ein gewisser Anflug von Natur, bringt den Zuhörer auf einmal, ich mochte sagen, auf heimischen Boden. Mit ihrer italienischen Aussprache ist man hier nicht zufrieden. Selbst das auf sie am Tage ihrer Benefícevorstellung gemachte, von Lob überströmende Sonnet macht ihr am Schlusse den einzigen Vorwurf, daß sie nicht in Italien geboren sey. Das Geschmackvolle ihres Anzuges, ihre glückliche Physiognomie und die alabasterweiße Hand gefällt hier sehr.

Madame Pisaroni hat dagegen ein unvortheilhaftes Aeußere, und besonders einen unglückseligen Zug des Mundes; dafür aber eine herrliche, kernige Bruststimme, eine Natur, Sicherheit und Bestimmtheit des Vortrages, der sie wie Madame Schönberger, besonders für Männerrollen eignet, und der mich hingerissen hat, wenn mich die Feron ganz kalt ließ. Nur darf sie sich nicht in Verzierungen verirren. Zuweilen zeigt sich auch eine Spur von Härte, und unrichtiger Intonation; im Ganzen fehlt es ihrem Gesang aber weder an Ausdruck noch an Zartheit, weshalb sie auch zu den hochgefeierten, wenn gleich nicht mehr jungen Sängerinnen gehört. Sie hat die Tugend, das Orchester nie warten zu lassen. Ihre Stimme ist zwar um einige Töne tiefer als die der Feron, doch ebenfalls volle zwei Octaven (Madame Pisaroni singt bis ins h, Madame Feron bis ins d).

Crivelli war, und ist noch, obgleich er selbst in dieser Hinsicht eine sehr bescheidene Meinung von sich hegt, — einer der besten lebenden Sänger Italiens. Richtiges Intoniren, ein Vortrag einfach, voll Leben und Kraft, Bindung und das Tragen der Töne, zeichnen ihn aus. Nur einen Fehler theilt er mit einem, in theoretischer Ausbildung sehr hochstehenden Tenor, Hrn. Vogel in Wien, — er tremulirt bei manchen gehaltenen Tönen; die Jahre verleiten ihn wohl dazu.

Die Chöre werden unter Anführung des Hrn. Francisco Desirò mit großer Präcision ausgeführt. Der Dekorationsmaler Pietro Pupilli lieferte uns diesmal nichts Bemerkenswerthes.

Seit Kurzem ist auch eine neue Gesangschule hier entstanden. Ihr Zweck ist blos Kirchenmusik. Ich hoffe, sie wird da einem bisher sehr fühlbaren Mangel abhelfen. Sie steht unter der Leitung des Hrn. Cervellini und dem Schutze unsers kunstliebenden Gouverneurs und hat schon einige Proben des Eifers gegeben, mit dem sie gepflegt wird.

Ich kann Dir nicht beschreiben, mein F., wie reizend die erste Anlage des neuen Straßenzuges über Prosecco ist, der vom thätigen städtischen Baudirector Vicentini mitten durch die überhängenden Felsen von Cortovel geleitet wurde. Er wird die leichtere Verbindung zu Lande mit Italien herstellen, und senkt sich kaum zwei Zoll bei einer Klafterlänge; der Abfall bei der Steige nach Opelmia soll dagegen an einigen Orten 12—14 Zoll betragen. Aber mehr noch als die Kühnheit, mit der die vorragenden Pfeiler des Kalksteins gesprengt, und an unwirthbarer Stätte dem Fuß eine sichere Bahn geebnet wurde, zieht mich der liebliche Pfad an, der nur als Andeutung der neuen Linie, dem die Straße folgen soll, durch durchschnittene Gärten, Wälder, Bauernhöfe und romantische Schluchten führt. Kein englischer Garten kann mehr Abwechselung und Anmuth darbieten. Wahrscheinlich wird der jetzt so trauliche Weg aber den Hauptreiz verlieren, sobald er die prosaische Breite einer Commerzialstraße erlangt. 104.

Die uns von Würzburg unterm 12. Aug. eingesandte „Oeffentliche Rüge" kann aus verschiedenen Gründen nicht abgedruckt werden.

D. Red.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 220.

24. September 1822.

Lord Byron's Leben.

Schon längst verkündigte das Gerücht, daß wir von dem berühmten brittischen Dichter, dem Erforscher finsterer Busen (searcher of dark bosoms), wie ihn Walter Scott neulich nannte, Denkwürdigkeiten seines Lebens zu erwarten hätten, und Mancher mag sich verleiten lassen, begierig zuzugreifen, wenn er den Titel: Memoirs of the life and writings of the right hon. Lord Byron, with anecdotes of some of his contemporaries. (London, bei Colburn 1822) liest. Ein ganz andres Werk, als die Denkwürdigkeiten seines Lebens und seiner Zeit (Memoirs of his own life and times), die jedoch bereits ebenfalls geschrieben sind. Wie wir in diesem Buche (S. 206 ff.) lesen, hat L. Byron die vollendete Handschrift dem Dichter Thomas Moore — den er einst in einer bittern Spottschrift „den melodischen Sachwalter der Wollust" nannte — mit dem Auftrage geschenkt, das Werk nicht eher herauszugeben, bis der Tod den Ueberlebenden in Stand gesetzt haben wird, eine Grabschrift und ein Klagelied auf den Biographen zu machen; aber sonderbar genug hat der Verleger von Byron's Werken (Murray in London) nach des Gebers Verfügung bereits für 2000 Pf. St. das Geschenk an sich bringen müssen. Das vorliegende Buch ist jedoch ein so guter Beitrag zur Kenntniß des sonderbaren Mannes, dem es gewidmet ist, daß wir die wichtigsten Angaben, die wir darin finden, hier niederlegen wollen. Der ungenannte Verfasser ist ein sehr strenger, doch keineswegs ungerechter Richter des moralischen und literarischen Charakters seines Schriftstellers, aber er führt immer, wenn auch hier und da seine Ansichten, besonders politischer Verhältnisse, befangen seyn möchten, die Sache der Sittlichkeit und Religion gegen die unglücklichen Verirrungen des hoch begabten Dichters, und die Geschmacksurtheile über Byron's Werke sind, wenn sie auch eben nicht das Gepräge von feinem kritischen Geiste und poetischem Sinn haben, doch sehr oft treffend und in einem Tone, womit der Dichter meist zufrieden seyn kann. Wir sehen schon aus der Widerung an W. Gifford, den Herausgeber des Quarterly Review, das der Verfasser die erste Zeitschrift in Europa zu nennen beliebt, was sein Zweck ist. Er macht es dem Herausgeber zum Vorwurf, daß eine Zeitschrift zeither so viel Nachsicht gegen den beliebtesten und zugleich ruchlosesten Dichter unsrer Zeit gezeigt habe; er fodert ihn mit strengem Ernste auf, aus seiner literarischen Erstarrung zu erwachen, seine starken Waffen gegen den ausgemachten Wüstling (chartered libertine) zu richten, der Himmel und Erde trotze, und die Meinung des Publicums zu widerlegen, daß die steten Lobsprüche, wodurch der Lord ihn immer ausgezeichnet habe, nicht der Grund seyen, warum das Critical Review auf Byron's literarische Verbrechen (literary delinquencies) so wenig achte.

Die Schrift enthält eine ausführliche Erzählung der wichtigsten Lebensereignisse des Dichters und eine kritische Betrachtung seiner Werke. Jene wollen wir in gedrängter Kürze mittheilen; auf diese aber können wir nur hier und da flüchtig hindeuten, da eine nähere Prüfung derselben uns zu weit führen würde. Die Familie Byron oder Buron (bis auf Heinrichs II. Zeiten wurde der Name auf beiderlei Art geschrieben) verfolgt ihren Ursprung bis zu Wilhelm dem Eroberer, und war ohne Zweifel von normannischer Abkunft. Mehrere ihrer Vorfahren zeichneten sich durch Kriegsthaten aus. Nach der Reformation erhielt John Byron die Augustiner-Abtei Newstead, in der Grafschaft Nottingham, die seitdem bis auf den heutigen Tag der Stammsitz des Geschlechts war. Einem der Nachkommen des ersten Erwerbers wurde im J. 1643, zur Belohnung seiner Tapferkeit, die Würde eines Barons Byron von Rochdale ertheilt. Der jüngere Bruder des fünften Lords Byron war der berühmte Admiral Byron, dem bald nach Georgs III. Thronbesteigung der Oberbefehl über das Geschwader übertragen wurde, welches man zur Erforschung des südlichen Festlandes ausrüstete. Sein ältester Sohn, John Byron, der Vater unsers Dichters, führte ein so wüstes Leben, daß der Admiral, wiewohl ein sehr gutmüthiger Mann, lange vor seinem Tode seine Hand ganz von ihm abzog. Er war so verschwenderisch, spielsüchtig und liederlich, daß der Umgang mit ihm Jedermann verdächtig machte. Nach der Auflösung seiner ersten Ehe mit der geschiedenen Marquise von Carmarthen, die er verführt hatte, heirathete er ein Fräulein aus dem alten schottischen Hause Gordon, verließ aber bald, von Schulden gedrängt, Frau und Kind, und starb 1791 in Valenciennes. Sein einziger Sohn Georg, unser Dichter, der am 22. Jan. 1788 geboren ward, und nach einer in Großbrittanien, besonders in Schottland, gewöhnlichen Sitte, früher den mütterlichen Familiennamen Gordon führte, erbte im Jahre 1798, als seines Großvaters Bruder ohne

männliche Nachkommen starb, den Titel und die Stammgüter des Hauses Byron. Seit seinem zweiten Lebensjahre hatte er in der Heimath und unter den Augen seiner Mutter gelebt, die so nachsichtig gegen ihn war, daß die Unregelmäßigkeiten seines spätern Lebens wohl mit Grund dem Mangel früher Zucht zugeschrieben werden können. Die Lähmung eines Fußes und andere Zeichen einer rachitischen Anlage schienen es zu entschuldigen, daß man ihm erlaubte, nach Gefallen auf den Bergen herumzuschweifen und an der Küste zu wandern, um durch frische Luft und Bewegung sich zu stärken. Diese frühe Gewohnheit, nach Belieben umher zu schwärmen, wurde zu einem eingewurzelten Hange und machte ihm jede Beschränkung unleidlich. Nach dem Anfall der Erbschaft kam er unter die Vormundschaft des Grafen von Carlisle, dessen Mutter eine Schwester des Großoheims unsers Dichters, selbst Dichterin war, und nachdem sie lange in der großen Welt geglänzt hatte, sich plötzlich in einsiedlerische Abgeschiedenheit zurückzog, als ob Seltsamkeit in dem ganzen Blute des Geschlechts gelegen hätte. Der junge Lord ward im Jahr 1798 auf die Gelehrtenschule zu Harrow geschickt, wo er sich aber gegen Schulzwang und Lernen so ungeduldig sträubte, daß er in der Kenntniß der gelehrten Sprachen sehr geringe Fortschritte machte. Er gesteht dies selbst im vierten Gesange des Childe Harold, wo er eine bittere Verwünschung gegen die Beschäftigung mit lateinischen Dichtern in Schulen ausstößt, und in einer langen Anmerkung diese Verbannung der Klassiker zu rechtfertigen sucht. In seinem sechzehnten Jahre kam er nach Cambridge, wo er während seines Aufenthalts eben so wenig als in der Schule, mit den Klassikern sich beschäftigte, die mathematischen Studien verabscheute, aber mit Eifer die englischen Dichter las und viel Verse machte, meist Liebesgedichte. So mochte es ihm denn nicht schwer ankommen, einer Säugamme, aus deren Brüsten er so wenig getrunken hatte, nach dem Abschiede die giftig höhnenden Worte zuzurufen:

Oh dark asylum of a vandal race,
at once the boast of learning and disgrace —

und auf Gibbon's Behauptung, daß Kaiser Probus einen ansehnlichen Vandalen-Schwarm in die Grafschaft Cambridge verpflanzt habe, hindeutend, hinzuzusetzen, daß sich dies nicht bezweifeln lasse, da die Zucht noch sehr gedeihlich fortdauere. In Cambridge war ein junger Bär der Gefährte seiner Studien, und bei seiner Abreise ließ er die Bestie in seinem Zimmer zurück, mit der Aeußerung, sie solle sich um die nächste erledigte Fellow-Stelle bewerben.

Neunzehn Jahre alt, bezog er sein Stammgut, und gab eine Sammlung kleiner Gedichte unter dem Titel: „Müssige Stunden" (Hours of Idleness) heraus, die er dem Grafen von Carlisle mit einer lobpreisenden Zuschrift widmete. Es war daher um so auffallender, daß er bald nachher in seiner beißendsten Satyre jenen Mann, der auch Dichter war, bitter und unwürdig geißelte, und alle Verbindlichkeit gegen seinen Vormund leugnete. Sechs oder sieben Jahre später aber, als er auf dem Schlachtfelde von Waterloo (Childe Harold Ges. 3) an den gefallenen Sohn des Grafen dachte, bereute er wieder das Unrecht, das er dessen „edlem" Vater gethan hatte. Zu der erwähnten Spottschrift gab eine strenge, zum Theil ungerechte Beurtheilung der müssigen Stunden in dem Edinburgh Review (Band 22, Jahrgang 1808) Anlaß. Diese kräftige Schrift: „Englische Barden und schottische Recensenten" (English Bards and Scotch Reviewers) griff aber nicht blos die Mitarbeiter an der schottischen Zeitschrift an, sondern der ausgelassene Spötter, als er einmal seine Geißel in der Hand hatte, hieb nach allen Seiten um sich, und traf jeden, dessen Ansichten von den seinigen abwichen, oder gegen welchen er Groll hegte. In der dritten Auflage schärfte er seine Pfeile noch mehr, den nächsten Abdruck aber nahm er plötzlich zurück, und die Schrift ward selten.

Während seines Aufenthalts in Newstead-Abbey, war ein großer Neufoundland-Hund sein steter Gefährte, wenn er sich im Schwimmen übte, worin er von Kindheit auf sehr viel Gewandheit hatte, und nicht selten stürzte er sich aus dem Boote, um sich von dem klugen und treuen Thiere wieder ans Ufer ziehen zu lassen. Als der Hund starb, setzte er ihm ein Denkmal, mit einer Inschrift, die diesen Hund seinen — einzigen Freund nannte. Die seltsame Richtung seines Geistes zeigte sich aber widrig und empörend, als er auf dem Begräbnißplatze seiner Ahnen einen Schädel suchte, der sich zu einem — Trinkgeschirr eignete, und dann mit einem silbernen Fuße versehen, folgende Inschrift erhielt:

Zech', wann du's kannst; es werden andre Wesen,
Wenn mit den deinen du, wie ich, begraben,
Dich aus der Erde kaltem Arm erlösen,
Und sich mit Todten reimend, schwelgend, laben.

In diese Zeit fielen manche Abenteuer mit Frauen und Fräulein, die sich schnell in der Herrschaft über sein unbeständiges Herz folgten, von welchen aber weiter nichts zu berichten ist, als daß eine der Verlassenen, eine Frau von hohem Range, sich an dem Treulosen durch einen Roman (Glenarvon) rächte, worin seine Abenteuer und seine Wandelbarkeit mit schonungsloser Strenge geschildert wurden.

Um das Jahr 1809 verließ er England mit seinem Reisegefährten Hobhouse, und ging, nach einem kurzen Aufenthalt in Lissabon, nach Cadiz, wo er sich nach dem mittelländischen Meere einschiffte. Die Reisenden besuchten zuerst Albanien, wo sie von Ali Pascha sehr gut aufgenommen wurden. Er gab ihnen eine Schutzwache mit, als sie ihre Reise nach Griechenland fortsetzten. — In Athen entbrannte sein Unmuth, als er die frischen Spuren sah, welche ihn an die Entführung alter Kunstdenkmäler durch Lord Elgin erinnerten, und der Name des Lords und seiner Gemahlin an einem Pfeiler des Minerva Tempels war ihm ein so empörender Anblick, daß er mit Mühe die beträchtliche Höhe

hinanstieg, und den Namen des Mannes auslöschte, aber so artig war, den weiblichen unberührt zu lassen. An der westlichen Seite desselben Tempels wurde mit großen Buchstaben: Quod non fecerunt Gothi — Hoc fecerunt Scoti. (Was nicht gethan die Gothen — das thaten Schotten) eingehauen. Er schrieb in dieser Stimmung ein Gedicht, dessen Anfang den zweiten Gesang des Childe Harold eröffnet, das aber größtentheils, als zu beißend, unterdrückt wurde. Unser Biograph sagt bei dieser Gelegenheit ein Wort über diesen viel besprochenen Gegenstand, und meint, es könne über Elgin's Beweggrund kein Zweifel seyn, und das Vorgeben, die Franzosen hätten nach jenen Denkmälern getrachtet, sey grundlos. Mag man indeß über Elgin's Verfahren urtheilen, wie man will, was er, vielleicht aus eigennütziger Absicht, entführt hat, wäre doch zum Theil in den Stürmen, die in unseren Tagen Athen getroffen haben, für immer untergegangen.

Während seines Aufenthalts in Griechenland wurde Byron der neugriechischen Sprache vollkommen mächtig und machte auch im Türkischen Fortschritte. Von dem reichen Inhalte des Tagebuches, das er hielt, geben die Anmerkungen zu den Gedichten, deren Schauplatz großentheils Griechenland und die türkischen Provinzen sind, ein anziehendes Zeugniß. Der Verfasser macht, in Beziehung auf Byron's Aeußerungen über den Charakter der Griechen und ihre Hoffnungen auf Erlösung und Freiheit, treffende Bemerkungen, die für seine freisinnigen Ansichten gutes Zeugniß geben; er bestreitet unter andern Byron's seltsame Meinung, daß die Griechen der Unabhängigkeit nicht werth seyen und beklagt, daß wir Zeiten erlebt haben, wo eine kalte, berechnende Politik alle edlen und würdigen Beweggründe bei Seite setzt, die zur Erreichung großer Zwecke führen, und wo wir, in diesem engen Kreise befangen, allen andern Menschenfamilien auf Erden keinen Anspruch auf unsern Beistand zugestehen. Eine solche Sprache hört man selten aus England kommen! Er setzt hinzu, wenn auch ein Kreuzzug gegen die Türken jetzt so ungerecht und wahnsinnig sey, als im elften Jahrhundert, so sollten darum die Anstrengungen der Griechen zur Wiedererlangung ihrer Freiheit von keiner europäischen Regierung unterdrückt werden, und am wenigsten von den Engländern, welche, da sie eine Niederlassung unter den Griechen erlangt hätten, aus Politik sich ihr Vertrauen erwerben sollten. Wir überlassen es andern Zeitschriften, die Beruf dazu fühlen, zu bestreiten, was der Verfasser weiter gegen die Legitimitätsansprüche der Osmanen und für die unverjährbaren Freiheitsansprüche der Griechen sagt, und kehren von unserer Abschweifung zurück.

Byron hatte, ungeachtet er ganz Griechenland durchreiste, doch Zeit, mehrere Entwürfe zu Gedichten zu machen und einige Dichtungen auszuführen, die er später drucken ließ. Von Athen ging Byron zur See nach Constantinopel, und während das Schiff im Mai 1810 in den Dardanellen lag, schwamm er mit den Lieutenant Ekenhead über den Hellespont, von Abydos nach Sestos, wozu sie eine Stunde und 5 bis 10 Minuten brauchten. Troas und der Schauplatz der Iliade wurden besucht und nach einem kurzen Aufenthalt in Constantinopel, kehrten die Reisenden nach Athen zurück, wo Byron sich von Hobhouse trennte, der nach England heim kehrte. Was man von des Lords Reisen in einem eigenen Schiffe, von seinem Aufenthalte in Mitylene (wo er nie war), von seinen Beschäftigungen, Liebeshändeln und seiner übertriebenen Freigebigkeit erzählt hat, erklärt der Verfasser für die Erfindung eines Abenteurers in London.

Nach einer dreijährigen Abwesenheit kam L. Byron nach England zurück. Hatte die Reise ohne Zweifel einen günstigen Einfluß auf die Vermehrung seiner Kenntnisse, auf die Belebung seiner dichterischen Phantasie gehabt, so war es doch, da er mit einem verstimmten und verdüsterten Gemüthe seine Pilgerfahrt antrat, und Gegenden besuchte, wo man den Menschen fast nur in seinem schlimmsten Zustande sieht, nicht zu verwundern, daß er in der Schilderung der sittlichen Natur so unglücklich ist, wie sehr ihm auch Beschreibungen von Gegenden und der Ausdruck stürmischer Leidenschaften gelangen. Der Widerwille, den ihm das Betragen Einzelner eingeflößt hatte, machte ihn die Gattung verhaßt, und daher kommt es, daß die Gestalten, die in seinen Werken hervorragen, bis zur Unnatur in Verbrechen ausschweifen.

Die beiden ersten Gesänge des Childe Harold, die er wenige Monate nach seiner Rückkehr bekannt machte, geben gleich einen entscheidenden Beweis seiner Menschenfeindlichkeit und der Verstimmung seines sittlichen Gefühls. Sein Hauptgedanke war, eine poetische Darstellung seiner Beobachtungen in fremden Ländern zu geben, aber ohne den mindesten Grund machte er seinen Harold, den er die erzählten Reiseabenteuer bestehen läßt, zu einem verworfenen, verstockten Frevler, und sinnt seinem Leser an, auf die Bemerkungen, welche dieser „schamlose Wicht" über volksthümliche Eigenheiten mache, ohne Bedenken zu achten. Einige Umstände in Harolds äußern Verhältnissen und der Gang der Reise, führten leicht auf die Vermuthung, daß der Pilger und der Dichter eine und dieselbe Person seyn sollten. Er suchte sich gegen eine solche Deutung zu verwahren, aber was er von seinem ursprünglichen Plane sagt, in diesem Charakter einen neuen Timon, oder einen poetischen Zeluco, schildern zu wollen, hebt die Schwierigkeit nicht, denselben mit der Idee und der Ausführung des Gedichts in Uebereinstimmung zu bringen. Diese beiden ersten Gesänge, welche die Wanderungen durch Portugal, Spanien und Griechenland mit großer dichterischer Kraft beschreiben, sind ein geschlossenes Ganzes, woran die spätern Gesänge sich nicht auf solche Weise anknüpfen, daß poetische Einheit entsteht. Es ist hier nicht der Ort, über die hohen Vorzüge und Mängel dieser Dichtung zu sprechen, die den Ruf des Verfassers gründete. Seine nächsten Werke, erzählende Dichtungen, waren der Giaour — reich an glänzenden Schilderungen — und die Braut von Abydos. Der Korsar zeichnet sich vor den frühern Dichtungen durch klare Darstellung und harmonischen Versbau aus, wiewohl der Umriß des Charakters und die Hauptbegebenheiten an Walter Scott's schwächste Dichtung, Rokeby, jedoch sehr zum Vortheil der Nachbildung, erinnern. Die Erzählung Lara schließt, als Fortsetzung, sich an den Korsar, obgleich sie durch kräftige Erfindung und reizende Darstellung höher steht. Fast zu gleicher Zeit erschien ohne Namen die Ode an Napoleon Buonaparte, die man alsbald dem Lord zuschrieb; ein mattes Erzeugniß. Die beiden israelitischen Tonkünstler Braham und Nathan gaben ihm die Aufforderung, hebräische Melodien (Hebrew Melodies) zu dichten, eine Reihe von Gesängen zu einigen beliebten Melodien, die noch immer bei den Gottesverehrungen gesungen werden und sich durch Ueberlieferung erhalten haben. Es sind zum Theil schöne, nur nicht fromme Dichtungen, und blos zu wenigen hat B. den Stoff aus den heiligen Büchern der Hebräer entlehnt. — Darauf folgten zwei Erzählungen: die Belagerung von Korinth, worin die Hauptfigur wie gewöhnlich, zurückstoßend ist, und der dichterische Werth nur in einigen kräftigen Beschreibungen liegt — und Parisina, worin ein verbrecherisches Verhältniß zwischen Mutter und Sohn mit empörender Offenheit erzählt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottlieb Sonntag. Bilder aus dem Leben eines Studierenden. Herausgegeben von C. F. Hesekiel, evangelischem Prediger zu Halle an der Saale. Zwei Bändchen. Leipzig, bei C. H. Reclam. 1822.

Wie es uns zu Muthe wird, wenn wir an hellem, warmen Sonntage in das einfache, aber reinliche Haus einer frommen Bürgerfamilie eintreten, wenn der Vater sich eben von einem seiner geputzten Kinder die Epistel oder das Evangelium des Tages vorlesen läßt, oder, wenn wir eine zahlreiche Gemeinde im Sonnenschein aus der Kirche strömen, und sich dann in den nahen Spaziergängen in Gottes schöner, freier Natur zertheilen sehen, um eine zweite stille Weihestunde zu feiern — so ungefähr wird der Leser sich angesprochen fühlen, wenn er das vorliegende Buch aufschlägt und einige Abschnitte daraus mit offenem Sinne liest. Die Frömmelei ist uns in der schönen Literatur Deutschlands gegenwärtig immer verdächtig, weil sie zur Mode gehört, und wir freuen uns wahrhaft, hier einmal von einem Buche reden zu können, das aus ächter Religiosität und Gottinnigkeit entsprungen ist, und fern von mystischem Nebel, spielender Bilderei und naturphilosophischer Ueberschwänglichkeit, von dem Geiste des reinen Christenthums in ernst heiterer Seligkeit durchdrungen, sich klar und gefällig über das Aussprechbare unserer Religion ausspricht.

Der Inhalt der achtzehn Abschnitte umfaßt das Leben eines Studirenden der Theologie, von seinem Auszuge aus dem väterlichen Dorfe, bis zu seiner Prüfung. Die Begebenheiten sind weder groß, noch wichtig, noch besonders romantisch oder gar wunderbar, aber der Geist, in dem Alles durchlebt, genossen oder gelitten ist, knüpft das Ganze zu einem, in Gott bedeutendem Leben zusammen. Die meisten Scenen, Schilderungen und Betrachtungen tragen das Gepräge des Selbsterlebten und Selbsterrungenen, und sind uns in diesem Betrachte um so willkommener, indem wir so mit dem Schriftsteller auch den Menschen kennen lernen. Eine besondere Erwähnung verdienen die eingeflochtenen Gedichte, theils Kinder des augenblicklichen Gefühls, Erläuterungen und Ergänzungen der Schilderung einer Scene oder einer Stimmung, theils auch selbständige Lieder von allgemeinerem Charakter, unter denen sich mehrere befinden, die als Choräle eine christliche Gemeinde wohl erbauen könnten. Sie tragen denselben einfachen, milden und bescheidenen Charakter, den wir dem ganzen Buche nachgerühmt haben, und zeichnen sich durch den leichten Fluß der Sprache und den Wohlklang der Verse und Reime auch von Seiten der Form aus. Zur Probe und zu unsrem Schluß einige Strophen aus einem Liede nach der ersten Predigt (Th. 2. S. 120 ff.)

Das Wort, das ich verkündet,
Dem Herzen gabst du's ein,
Und wo es Stätte findet,
Machst du die Herzen rein.
Ich kann es nicht vollbringen
Aus eigner Kraft und Macht,
Du lässest es gelingen,
Drum sey dir Dank gebracht!

Du bist der Herr des Lebens,
Der alles Wirken lenkt;
Die Krone meines Strebens,
Du hast sie mir geschenkt!
Dir hab' ich mich geweihet
Im Leben und im Tod,
Ob Last an Lust sich reihet,
An Freude Schmerz und Noth!

Wollst ferner mich bewahren
Mit deiner Vaterhand,
In Kampf und in Gefahren
Mir schützend zugewandt;
Und heiliger mich leiten
Auf deiner Liebe Bahn,
Und herrlich mich bereiten,
Dir selig einst zu nahn.

Die reinen, treuen Seelen,
Die meine Lieb' umschlingt,
Dir, Vater, zu empfehlen,
Mich meine Freude dringt;
Und was nach deinem Segen
Sich sehnt und deiner Huld,
Dir an das Herz zu legen
Voll Langmuth und Geduld.

Ich flehe nicht vergebens
Für Alle, wie für mich.
Die Noth des Erdenlebens
Erhörst du ewiglich!
Du lässest uns erreichen,
Was unser Herz begehrt,
Wenn's deiner Weisheit Zeichen,
Und wenn das Herz dich ehrt!

31.

Neueste Erzählungen von Aloys Schreiber. 2 Bändchen. Stuttgart bei Sattler.

(Beschluß aus No. 217.)

Unter den neun Erzählungen des zweiten Bandes befinden sich etliche gehaltvolle, und unter diesen nimmt Sabina die oberste Stelle ein. Erwina von Steinheim, des Erbauers des straßburger Münsters kunstvolle Tochter ist hier als eine holdselige Jungfrau von tiefem und innigem Gemüth abgeschildert; wie man sich sie gern denken mag. Ein Verführer naht ihr und dem Bruder, in Gestalt eines griechischen Künstlers, der nur die antike Kunst und heidnische Religion, die auf Gegenwart und sinnliche Erscheinung gegründet ist, anerkennt, und ihren Gegensatz die heilige, aufs Irdische verzichtende, nach Jenseits die Blicke richtende Christuslehre, und die neuere Baukunst, die in Stein und Bildwerk das auszusprechen sich bemüht, was das Element des Christenthums ist, ganz verwirft. Solche gräcisirende Künstler, in die der böse Feind, statt, wie Mephistopheles im Faust in einen fahrenden Schüler fährt, sind für alle, die in Taschenbüchern und Zeitblättern sich umsahen, keine unbekannte Personagen, aber sie drücken sich nur in der Regel viel geschraubter, unverständlicher und spitzfindiger aus, als dieser Leonte, von dem man doch annehmen darf, er wisse was er wolle, welches bei den andern Herrn seines Geschlechts der umgekehrte Fall zu seyn scheint.

Saab, eine persische Geschichte, ist satyrisch gedacht, ein Spott über die Verbildung der heutigen Bildung; da jedoch die Faschings-Perser für scherzende Ironie zu bitter, für erhabenen Ernst zu seicht sich äußern, so könnte man die kleine Erzählung als eine, nicht der Idee, aber der Ausführung nach verfehlte, bezeichnen.

Der Babemonat (von F. L. W.) ist sogar mit philosophischem Geist entworfen, ermüdet aber durch Weitschweifigkeit und Wiederholungen. Nebenher ist die Geschichte nicht recht geendigt. Vielleicht wird sie in einem dritten Bändchen fortgesetzt, das einem im Voraus den Stoßseufzer auspreßt, der Verfasser möge sich und das Publicum höher achten, und es mit seinen Productionen genauer nehmen.

19.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 221

25. September 1822.

Politische Literatur.

Les mille et une calomnie ou extraits des correspondances privées insérées dans les journaux anglais et allemands pendant le ministère de M. le Duc Decazes. T. I. et II. Paris 1822. 8.

Der Herzog Decazes muß in den Augen derer, welche sich jetzt der Gewalt in Frankreich bemeistert haben, noch immer ein Gegenstand der Furcht seyn, denn er ist noch die Zielscheibe ihres Hasses, die bête noire, welcher sie alles mögliche Unheil aufzubürden suchen. Die vor uns liegenden beiden Bände sind fast allein gegen ihn gerichtet, obgleich darin, wie es dem Ref. vorkommt, sehr unschädliche Waffen von sehr ungeschickten Händen gebraucht werden. Man weiß, daß der Herzog während seines Ministeriums auf die öffentliche Meinung (oder auch auf die individuelle Meinung, an welcher ihm am meisten gelegen war) dadurch zu wirken suchte, daß er in einem der gemäßigten englischen Oppositions-Blätter, den Times, eine regelmäßige Correspondenz mittheilen ließ, in welcher seine Verwaltung gegen die beiden entgegenstehenden Parteien der Ultra-Royalisten und Ultra-Liberalen vertheidigt wurde. Beide Gegenparteien betraten den nämlichen Weg um Dinge, welche Censur- und Preßgesetze in Frankreich zu sagen nicht gestatteten, von England aus in Umlauf zu bringen, und natürlich fanden sie damit in den gleichgesinnten Tagesblättern eine willige Aufnahme. Tagesneuigkeiten, wahre und falsche; übertriebene Ansichten jeder Seite; boshafte Verunglimpfungen der Gegner und richtige Bemerkungen; halb officielle Notizen und leere Zeitungsklatschereien sind in dem Ganzen auf das bunteste durcheinander gemengt. Denn der Verf. hat ohne weitere Richtung alles zusammengerafft, was er in den englischen Zeitungen aus jenem Zeitraume an Artikeln über Frankreich fand und macht in diesen Bänden den Anfang, es seinen Landsleuten in einer — wir wissen nicht in welchem Grade richtigen und vollständigen — Uebersetzung zu wiederholen. Er überschreibt diese Sammlung, welche ihm wenigstens keine allzugroße Mühe kosten konnte, Tausend und Eine Verläumdung, wobei man wieder in Zweifel gerathen kann, wo denn eigentlich die Verläumdungen zu finden sind, ob in dem, was aus dem liberalen Morning Chronicle, aus den ministeriellen Times, aus den ultraroyalistischen New Times, Courier u. s. w. genommen ist, oder ob sie in den Noten des Verfassers geliefert werden, was wohl das wahrste seyn möchte. Ohne diese Noten, in welchen der Herzog Decazes auf eine eben so unwürdige als alberne Weise behandelt wird, wüßte man auch gar nicht, wem der Verf. mit seinem Zusammenkehren fremder Gifte eigentlich zu schaden gedenkt, ob er die rechte oder die linke Seite mit den alten, halbvergessenen Steinwürfen der Gegner ärgern und welche Anklagen er der Vergessenheit entreissen will. Aber aus den Noten merkt man freilich, daß nur auf den Herzog Decazes gezielt wird, obgleich kein einziger Wurf zu treffen scheint.

Wir wissen denn auch nicht, was wir aus diesem Haufen, wo so viel Unrath mit wenig Brauchbarem vermischt ist, zur Unterhaltung oder Belehrung unserer Leser heraussuchen sollen, zumal da das Wichtigste, die ministerielle Correspondenz in den Times aus den Jahren 1818 und 1819 noch nicht vollständig geliefert ist, und gerade der letzte interessanteste Abschnitt noch fehlt. Diese ministerielle Correspondenz allein verdiente wohl in einer besondern Sammlung aufbewahrt zu werden, da sie eine Art von öffentlicher Rechenschaft des Ministers ist und der Geschichte angehört, für welche sie in den Times zwar nicht verloren ist, aber doch in einem unbequemen Orte steht und mit fremdartigen Dingen vermischt ist. Schon aus dem ersten Theile dieser Correspondenz, deren ministeriellen Charakter wir auf die allgemeine Sage um so mehr für richtig annehmen können, als der Inhalt allerdings damit übereinstimmt, wird man recht deutlich gewahr, wie schwer, ja wie unmöglich zu lösen die Aufgabe des Herzogs Decazes als Minister war. Er war zwischen zwei Parteien gestellt, welche ihn von verschiedenen Seiten angriffen, und gegen welche er sich nicht vertheidigen konnte, ohne die Niederlage des einen seiner Gegner zu einem Siege des andern zu machen. Was seine individuellen Grundsätze seyn mögen, können wir gänzlich dahin gestellt seyn lassen, aber als Minister war es ihm, wie einem jeden seiner Vorgänger oder Nachfolger ganz unmöglich, sich mit einer von den beiden kriegführenden Parteien zu verbinden. Ueberhaupt wird ein Ministerium, welches seine Stärke nur auf den Factionsgeist gründet, niemals lange bestehen können, weil es in dem Augenblicke fallen muß, als es sich nicht blos als blindes Werkzeug der Partei brauchen lassen will, und abgesehen von dem persönlichen Streben nach einem selbständigen Wirken, kann nichts anti-

monarchischeres gedacht werden, als eine solche Unterordnung der Regierung unter eine Faction, es sey eine demokratische oder aristokratische. Allein einer vollständigen Vereinigung des Ministeriums mit den Liberalen steht in Frankreich augenscheinlich nicht etwa nur die Persönlichkeit des Monarchen und der nächsten Umgebungen entgegen, welche so natürlich ist, sondern in dem heftigen Conflict der Meinungen, welcher immer zur Einseitigkeit führen muß, haben sich allerdings bei ihren Wortführern so übertriebene Ansichten von öffentlicher Freiheit hervorgethan, daß eine practische Durchführung derselben alles Regieren, auch das beschränkteste, unmöglich machen würde. Auch die Republik kann sich nicht behaupten, ohne große Kraft der Regierung, und im Gegentheil sie bedarf noch einer größern Kraft als die Monarchie. Allein eben dasselbe gilt von den vorgeblichen Royalisten, deren Zwecke (insofern sie auf Herstellung der alten Verfassung mit Gutsherrlichkeit und den Vorrechten des Adels gehen), ein Minister nicht zu den seinigen machen kann, ohne mit den Interessen und Rechten der Nation in einen offenen Kampf zu treten, und welche denn auch die Kraft der Regierung nur auf andere Weise und nicht zum Vortheil allgemeiner Volksfreiheiten, sondern zum Vortheil einer neu herzustellenden Aristokratie zu lähmen sucht. Unstreitig ist die Lähmung der obersten Gewalt im Staate, welche durch einen mitregierenden Adel hervorgebracht wird, gefährlicher als diejenige Beschränkung, welche in allgemeinen Institutionen (Volksvertretung, Preßfreiheit und Unabhängigkeit der Rechtspflege) ihren Grund hat. Einem kräftigen Herrschergeiste stehen die letzten nicht im Wege, denn er weiß sie auf den Punct zurückzuführen, wo Verstand und reiner Wille sich von selbst die Schranken setzen würde, welche durch jene Institutionen gebildet werden sollen. Aber eine mitregierende Aristokratie hemmt den Aufschwung der Volksentwickelung und beschränkt die Regierung durch corporative Interessen und Vortheile gerade in den Dingen am meisten, wo zu handeln ihre Pflicht am dringendsten ist.

Dem Minister Decazes stand noch ein anderer Umstand im Wege, auf welchen in dieser Correspondenz sehr oft hingewiesen wird: die individuellen Ansichten der ersten Prinzen des königlichen Hauses, und der Einfluß, welchen sie auf das Ministerium ausübten. Schon im Anfang der Revolution würde manches anders gekommen seyn, wenn die Reformen, welche in Verfassung und Verwaltung des Staats nothwendig waren, nicht immer durch die Einwirkungen des Grafen von A. gehindert worden wären. Necker besonders hatte von dieser Seite viel zu erdulden, wovon Ferrières in seinen Memoiren Manches zu erzählen weiß. Es ist nicht blos die bekannte Note secrète, welche unter diesem Schutze zu Stande gebracht wurde, sondern manches andere, was die Regierung that, wurde durch diese geheimen Einwirkungen wieder unwirksam gemacht. Der König löst z. B. die Nationalgarde zu Nismes wegen ihres Betragens bei der Verfolgung der Protestanten auf, und der General-Oberst der National-Garden hält ihr eben dieses Betragens wegen eine öffentliche Lobrede. Dem Herzog von Fitz-James läßt der König, wegen einer heftigen Rede gegen das Ministerium, den Hof verbieten, und vom Grafen A. dessen Ausstreichung aus der Nationalgarde von Paris verlangen, welche dieser mit der Erklärung verweigert, daß er eher selbst seine Stelle niederlegen werde. Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung behandelt freilich alles, was von dem Daseyn einer geheimen ultra-royalistischen Regierung gesagt wird, als Verläumdung, allein nachdem der Obergerichtsrath Madier sogar zwei Umlaufschreiben dieser Regiernng ans Licht gezogen hat, wird jene geheime, unter erhabenem Schutze stehende Direction nicht wohl bestritten werden können. Die Note secrète selbst, dieser Versuch die damalige Regierung des Königs bei den auswärtigen Mächten zu verklagen, mußten in jedem wohlgeordneten Staate als ein höchst strafbares Attentat betrachtet werden, und es konnte kein stärkerer Beweis von der Kraftlosigkeit und Unhaltbarkeit des Ministeriums gegeben werden, als durch die Ungestrafthheit eines so auffallenden Unternehmens. Ob der Inhalt der Note secrète selbst gegründet war oder nicht, kann man dabei gänzlich auf sich beruhen lassen; den so angegriffenen Ministern blieb immer keine andere Wahl, als zwischen einer öffentlichen hinreichenden Genugthuung oder unverzüglichem Abtreten von ihrem Posten.

Hierin liegt wohl überhaupt das einzige Unrecht des Herzogs Decazes, welches aus dieser Sammlung dem unbefangenen Leser klar wird, ob sie gleich mit dem J. 1818 und also früher schließt, ehe der Herzog von Richelieu als erster Minister durch den Marquis Dessolles ersetzt wurde (29. Dec. 1818) und Decazes selbst (19. Nov. 1819) Präsident des Ministeriums wurde. Es ist weder unsere Sache noch hier der Ort denselben in anderer Beziehung zu vertheidigen oder anzuklagen, aber soviel läßt sich schon aus dieser Correspondenz abnehmen, daß er selbst in seiner schwierigen Stellung mehr von derjenigen Festigkeit des Charakters hätte zeigen können, welche dem echten Staatsmanne unentbehrlich ist. Wenn man auch annehmen wollte, daß die Ministerialveränderung im J. 1818 eine Genugthuung für ihn, in Beziehung auf die Note secrète gewesen sey, so hätte sich ihm doch unfehlbar die Ueberzeugung aufdringen müssen, daß alle Versuche sich mit den Wortführern der Ultra-Royalisten auszusöhnen eben so vergeblich seyn müßten, als das Bestreben sie sich zu unterwerfen, und daß, nach den Hoffnungen, welche er bei den Constitutionellen durch das Wahlgesetz vom Febr. 1817 geweckt hatte, er entweder auf diesem Wege fortschreiten, oder wenn er das nicht konnte, ganz zurücktreten mußte. Indem er aber im J. 1820 sein eignes Werk selbst wieder zu zerstören suchte, mußte er beides, sowohl das Verdienst seines Gesetzes vom J. 1817 (wenn es wirklich eins war) als den Lohn seiner Nachgiebigkeit im J. 1820 und damit das Vertrauen aller Theile in der Festigkeit seiner Grundsätze verlieren.

Seitdem haben die Ultra-Royalisten einen immer entschiedenern Einfluß auf die Bildung des Ministeriums gewonnen, aber doch nur die obige Bemerkung bestätigt, daß Ministerial-Gewalt und Partei-Wirksamkeit sich nicht leicht mit einander vereinen. Kein Ministerium hat ihnen bis jetzt Genüge geleistet, und schon ist abermals von einer neuen Veränderung sehr laut die Rede, wodurch das Ministerium noch mehr auf die Höhe der Partei-Ansichten gebracht werden soll. Wird aber die Herrschaft einmal Sache einer Partei, gleichviel welcher, so überbietet, übertreibt und übersteigt einer den andern, bis die Spitze erreicht ist, auf welcher kein Fuß mehr haftet! 98.

Lord Byron's Leben.

(Fortsetzung aus No. 220.)

Zu Anfange des J. 1815 vermählte sich L. Byron mit der einzigen Tochter des Baronets Ralph Milbank Noel. Der Bund, den Liebe geknüpft zu haben schien, versprach beiden Glück, aber wenige Wochen nach der Geburt einer Tochter, die seine liebenswürdige Frau ihm gegen Ende desselben Jahres schenkte, wurde die Eintracht auf immer gestört. Es wurden verschiedene Ursachen des Bruches angegeben. Alles lief auf den Verdacht der Untreue des Gemahls hinaus, und wenn auch einige Gründe stark waren, so erschienen andere zweideutig, wiewohl die Beschuldigungen schwerlich ganz aus der Luft gegriffen seyn konnten, was auch nicht behauptet wurde. Für den Unbefangenen war so viel klar, daß sich wenig häusliche Ruhe erwarten ließ, wo Eifersucht auf der einen Seite und Leichtfertigkeit auf der andern, stets neuen Anlaß zur Unruhe gaben. Lord Byron hatte zu jener Zeit an der Leitung des Drurylane-Theaters einen Antheil, der viel dazu beitrug, die Störung seiner häuslichen Ruhe zu vermehren, da er dadurch mit Leuten in Verbindung kam, mit welchen eine zartfühlende Frau nicht gern in Gesellschaft seyn mochte. Statt diese Bedenklichkeiten, welche die beste Bürgschaft für das Glück eines Gatten sind, sorgfältig zu achten, behandelte er den Widerwillen seiner Frau gegen solche Gesellschaft mit rauher Verachtung, und setzte seine Verbindungen zu öffentlichem Aergerniße fort. Alle Vorstellungen seiner Frau und ihrer Freunde waren vergeblich, und nach einem Anlaß zu ernstlichen Beschwerden, der sich in den Verhältnissen, worin B. lebte, leicht finden mußte, erfolgte eine einstweilige Trennung. Die beiden Gatten führten einige Wochen lang einen freundschaftlichen Briefwechsel, ohne daß jedoch B. seinen Wandel geändert, oder das Versprechen einer Aenderung gegeben hätte, das der beleidigte Theil fodern durfte. Als die Verwandten seiner Frau sahen, daß eine Wiedervereinigung weder ausführbar noch rathsam war, befragten sie einen angesehenen Rechtsgelehrten, Dr. Lushington, dessen Entscheidung dem Entschlusse der Lady Byron, von ihrem Manne getrennt zu leben, günstig war. Sie behielt ihre Tochter bei sich. Was that Byron? Er sprach von seinen Empfindungen und verwundeten Gefühlen in schönen Versen und übergab diese, sammt den Briefen seiner Frau, dem Herausgeber des Morning Chronicle, welcher die Welt von allen Umständen der ehelichen Zwistigkeit unterrichtete, von einer Verschwörung gegen seinen Freund sprach, und sogar dem Vater mit der Bekanntmachung der Briefe seiner Tochter drohte. Während durch diese Schritte eine Versöhnung unmöglich gemacht wurde, verhielt sich der Lord leidend, ohne zur Behauptung seiner Rechte als Gatte und Vater zu thun, was gethan werden mußte, wenn er das Opfer einer Verschwörung war. Er überließ der Druckerpresse die Erörterung seiner theuersten Angelegenheiten, und ein Gedicht an seine Frau und eine Satyre auf ihre Freundin wurden durch die Zeitung bekannt. Jenes, das berühmte „Lebewohl" war nur denjenigen ein Beweis der Herzensreinheit des Dichters, sagt unser Biograph, welche die himmlischen Gestirne in einem trüben Pfuhle sehen konnten, aber jeder Verständige verachtet eine Ziererei, die unter dem Scheine von Zärtlichkeit einen vergifteten Pfeil des Vorwurfes abdrückte, und glaubte in der Klage über das „unversöhnliche Gemüth" seiner Frau ein Geständniß der Schuld zu finden. Während sie die Trennung, wozu sie sich gezwungen gesehen hatte, zu rechtfertigen suchte, traf er Anstalten, England — auf immer zu verlassen, machte aber vor seiner Abreise jene giftige Satyre (Sketch from private life) bekannt, worin er die Erzieherin und Gesellschafterin seiner Frau auf die unwürdigste Art schmähte, und mit dem Wunsche schloß, der Gegenstand seiner Rache möge im letzten Augenblick verzweifeln und dann ein ruheloses Grab finden.

Byron sucht zwar (in Childe Harold) uns zu überreden, er sey Opfer einer Verfolgung, und seine Verbannung die Folge einer harten Unterdrückung gewesen. Ob dies gegründet sey, sagt der Biograph, müsse die Zukunft entscheiden, wenn Umstände enthüllt werden, welche die Klugheit jetzt verschleiert, derjenige aber, der unterlasse, was zur Beschützung seiner Ruhe und seines Rufes nothwendig sey, müßte die Folgen seiner Versäumniß ertragen. Wir lassen diese Räthsel liegen, wozu wir keinen Schlüssel haben, und folgen dem Lord auf seinen Reisen und auf seiner weitern schriftstellerischen Laufbahn. Im Sommer 1816 ging er durch die Niederlande und die Rheingegenden nach Clarens am Genfersee, wo er seinen einstweiligen Aufenthalt nahm. Er machte mehrere Wanderungen in Gesellschaft des Dichters Percy Bysshe Shelley, der sich durch einige ruchlose Dichtungen bekannt gemacht hat, und in dem Bernhardskloster in Chamouny, das er mit dem Lord besuchte, das Fremdenbuch mit einigen lästernden Versen in griechischen Buchstaben und der Unterschrift: *Αθεος* (Atheist) befleckte, deren Inhalt den ungelehrten Mönchen erst später ein Reisender aufdeckte. Nach einigen Monaten verließ Byron den Genfersee und ging über die Alpen.

Bei keinem Dichter verräth sich der Eindruck, den Landschaftbilder und örtliche Eigenheiten auf seine Phantasie gemacht haben, mehr als bei Byron. So finden wir in seinem nächsten Werke, in der rührenden Erzählung: Der Gefangene von Chillon (The prisoner of Chillon) einen Nachklang der Reize, welche die Ufer des Genfersees schmücken, und es ist im Ganzen die reinste seiner Dichtungen, wiewohl sie den meisten andern in Reichthum der Bilder und Kraft der Gefühle nachsteht, und der Verfasser eigener frommer Innigkeit ermangelt, um den Einfluß des Glaubens auf einen Märtyrer der Gewissensfreiheit wahr schildern zu können. Der dritte Gesang des Childe Harold, der gleichfalls in der Schweiz gedichtet wurde, beschreibt die Reise von England nach den Genfersee, enthält aber mehr als andere Theile des Gedichts störende Auswüchse politischen Inhalts, und Ansichten der sittlichen Welt, worin sich das zerrissene Gemüth des Dichters abdruckt. — Unter den furchtbaren Gletschern der Schweiz entstand der Keim zu seinem „Manfred" einer Dichtung, die von einem Drama nichts als die äußere Form hat. *) Ein Besuch im Irrenhause zu Ferrara, wo Tasso einige Jahre lebte, begeisterte ihn zu „Tasso's Klage" (Lament of Tasso), einer Dichtung, die gegen die frühern so gesund ist, daß man beinahe an den wohlthätigen Einfluß des milden Himmels glaubt, unter welchem der Dichter lebte.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Uebersetzt von Ad. Wagner, mit einer kritischen Würdigung des Gedichtes. Leipzig, 1819.

Aus den Briefen eines Reisenden.

Wien, im August 1822.

Mich interessirten als Reisenden vorzüglich die Gesellschaften bei Hammer. Als ich eintrat, war der Damencirkel schon formirt. Herren waren noch nicht viel da, aber welche Sonnen, Hormayr, Collin, Hammer! was ist das schon für ein Kleeblatt! Bald erschien der wallachische Obergeneral unter dem letzten Hospodar Boïar Balch, der jetzt alle seine Besitzungen verloren hat, und nach Wien entfloh. Ich sprach lange mit ihm über sein Vaterland, und über die letzten Ereignisse in der Moldau und Wallachei, über die er mir viel Licht ertheilte. Dann erschien ein dunkelbraunes Gesicht, welches entfernte Aehnlichkeit mit J. Indiana hatte. Ich kannte das Gesicht schon vom Baron Jacquin, Director des botanischen Gartens, her. Es war ein geborner Indianer, Namens Mendeth, den seine Wißbegierde nach Europa geführt, und der England, Frankreich, Italien, Deutschland und Rußland durchreist hatte. Mit ihm sprach ich viel über Calcutta, Serampoor, der Hugly und allen dem, was mir dort näher interessant war. Hammer führte uns in seine Bibliothek und zeigte uns einige interessante Kupferwerke über Indien, die in dieser Gesellschaft unendlichen Redestoff gaben. Mendeth sowohl als Balch, sprachen sehr geläufig französisch, und ersterer auch geläufig englisch. Mendeth geht jetzt nach Indien zurück, um dann noch einmal Europa auf dem Landweg zu besuchen. Solche aufmerksame Reisende werden nicht wenig dazu beitragen, die Indier zu bilden und, viele europäische Erfindungen dorthin zu bringen und auch bei uns Sprachen zu verbreiten. Obgleich die Geschäfte in Wien abwechselnd italienisch geführt werden, so ist die Unterhaltungssprache bei den Staatsbeamten Wiens meistens deutsch, außer in dem Falle, daß Fremde in dem Cirkel sich befinden, die kein Deutsch verstehen; dies macht die Uebung in den fremden Sprachen schwierig. Es waren eine Menge fürstliche und gräfliche Personen in der Gesellschaft, die sich in den ausländischen Sprachen und Elementen gut zu gefallen schienen. Es war auch ein wirklich interessanter Abend. Das Wetter während meines Aufenthalts in Wien war so schön, daß man die ganze schöne Welt Vor- und Nachmittags vor den Thoren auf dem Glacis promenirend fand. Die Gesellschaften beim Baron Jacquin vergnügen alle Fremde, ein schönes Locale im Garten, schöne Damen, verständige Männer, die oft etwas allgemein Interessantes zur Sprache bringen, in verschiedenen Fächern, Erfindungen u. s. w. Heute wurden zur Ergötzlichkeit der jüngern und ältern Welt dramatisch-plastische Darstellungen, in zwei Partien dargestellt, gegeben, so daß die eine immer etwas ausdachte, während die andere die Vorbereitungen zu ihren Darstellungen traf. Den Indier Mendeth sowohl als die beiden Russen Köpen und Beresin fand ich dort wieder, und wurde von letzterm zu einer Soirée bei sich eingeladen, die sehr angenehm war, indem nur sehr gelehrte Männer, als Hr. v. Hammer der Orientalist, Steinpichel der Director des Antikencabinets, Primisser, Arneth Kopitar eingeladen waren, welche beinahe den ganzen Abend alte griechische Inschriften, welche Beresin auf seinen Reisen in der Krimm und an den Ufern des schwarzen und asofschen Meeres gesammelt hatte, lasen und zu entziffern suchten. Als sich später die sehr gelehrten Herren entfernt hatten, besahen wir bei einem Pfeifchen Türkenknaster eine große Sammlung Nationaltrachten der Russen, und endlich wiener Karrikaturen. Heute machte ich einen Spazierritt, um die Umgegend Wiens kennen zu lernen; ich fand sie sehr angenehm. Köpen und Beresin werden in drei Monaten nach Triest gehen, vielleicht werde ich mich mit ihnen vereinen. Auch wohnte ich einigen geselligen Cirkeln bei, wo Gedichte, die recht artig waren, aus dem Stegreif gemacht wurden. Im Hause des Hrn. von Mosel feierte ich einen unvergleichlichen musikalischen Abend. Weit über die Vollkommenheit der Liebhaberin erhebt sich das Spiel der Frau des Hauses. Eine zahlreiche Gesellschaft interessanter Menschen war da versammelt. Im Salon standen zwei Graffsche Flügel, auf denen Frau von Mosel mit ihrer zehnjährigen Tochter eine Doppelsonate meisterhaft vortrug. Die kleine Tochter spielt mit unendlicher Präcision und Gewandtheit. Hierauf wurde ein Concert von Romberg mit einem Orchesteraccompagnement von lauter Meistern, Mayseder, Böhm, Behalschecke, von der Frau v. Mosel herrlich vorgetragen. Dann sang das älteste Fräulein Mosel, Babet, die Baronin v. Sacken und der Hofsecretair v. Gräbener ein Trio von Mozart; ferner trug Böhm und der junge Mozart, Sohn des berühmten Componisten, eine Böhmische Composition für Clavier und Violine, vor. Böhm hat unendliche Zartheit und Reinheit in seinem Spiel der Violine; Mozart viel Kraft und Gewandtheit auf dem Clavier. Den Schluß machte Figaro's Hochzeit, wo auch der Canzleidirector Kiesewetter sang. Sehr zufrieden trennte sich die große Versammlung. Heute machte ich einen Wettritt im Prater. Wir kamen bei mehreren Gruppen von Hirschen vorbei, die sich kaum nach uns umsahen, als wir vorbei galloppirten. Diese Nähe des Praters gefällt mir in Wien. Um 10 Uhr fanden wir uns zusammen, um ins Antikencabinet zu gehen. Der Custos Wachter führte uns herum, zeigte uns viele aus Aegypten gekommene Mumien, die Büsten aller römischen Kaiser, mehrere griechische Sarkophage, Papyrusrollen, die aufgespannt waren, viele Münzen alter und neuerer Zeit, Kaméen schönster und seltenster Art, und endlich alle möglichen gefundenen römischen Alterthümer. Um 12 Uhr mußte ich mich von den schönen Dingen trennen, um einen Ritt zu machen, Wien von einer neuen Seite zu sehen. Wir jagten durch die Staubwolken des Glacis im Galopp gegen die lerchenfelder Linie. Das Wetter war himmlisch. Hinter Ottogrün ritt ich durch mehrere Thälchen und Höhen bis vor Dornbach, dann wieder durch die Alstervorstadt zurück. Seitdem ich mit meinem Araber mehr vertraut geworden bin, scheue ich keinen Graben und keine Vertiefung mehr, um darüber zu setzen. Nachdem ich das viele Merkwürdige, das ich seit gestern sah, mir wieder vorführte, war ich froh, nach der Tafel und der italienischen Oper mich wieder in meinem Zimmer zu befinden. Es ist kein Wunder, wenn unser einer nicht fett werden will, denn wenn ich mein Treiben und Thun am Schlusse eines Tages überschaue, so finde ich gewöhnlich eine lange Verkettung von lauter Beschäftigungen, wo entweder der Körper oder der Geist immer lebhaft in Anspruch genommen ist. Dabei kann ich nicht umhin mir zu gestehen, daß ich ein herrliches und vielseitiges Leben in Wien führe. Inzwischen habe ich einen Freund besucht, der eine Menge Bücher einpackte und nach Caranschebesh an der wallachisch-illyrischen Grenze versandte. Ovid hat lange dort im Exil gelebt und Elegieen geschrieben; er nannte es Cara mihi sedes, und man glaubt, der Name habe sich hieraus gebildet. Der Freund, dem die Bücher dahin gesendet wurden, hatte auch geschrieben, er habe genugsamen Stoff, um Elegieen zu schreiben, und wünschte an die slavonische Grenze versetzt zu werden von seinem Cara mihi sedes. Was die Stürme hier und in den italienischen Häfen für Schaden gestiftet, werdet ihr in öffentlichen Blättern lesen. In Comern hat das zu jener Zeit stattgehabte Erdbeben fast alle Häuser und zwei Kirchen niedergestürzt. Der Vesuv warf furchtbare Massen Lava aus, und öffnete einen neuen Krater. In England und Schweden blieb die gewöhnliche Meeresfluth aus, und kehrte dann mit verdoppelter Macht zurück. Dies alles steht in genauer Verbindung. Nun muß ich zu der Vergötterung Rossini's, dessen Bande aus Neapel das undankbare Publicum zu bald den so eben mit Lorbeern geschmückten Weber vergessen ließ. O Rè de cuori, dio della musica, schallt es durchs Parterre — für Rossini.

127.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 222.

26. September 1822.

Briefe von Joseph dem Zweiten, als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. Zweite mit einer (gehaltvollen) Einleitung: „Beiträge zur Würdigung Kaiser Joseph II." vermehrte Auflage. Leipzig 1822. [XX.] u. XLVI., 140 S. 8.

Ein erfreuliches Zeichen von der Theilnahme und Achtung, welche die Nachwelt dem Andenken Josephs des Zweiten weiht! Binnen Jahresfrist ist die zweite Auflage dieser Briefe erschienen, welche auch die Aufmerksamkeit des Auslandes in England, Frankreich und den Niederlanden in einem hohen Grade erregt haben und daselbst übersetzt worden sind.

Diese Briefe sind wahrhaft charakteristisch. Niemand, der selbständig prüfen und urtheilen will, wird solche Zeugnisse von dem innern Leben eines Monarchen übersehen, dem nur die Dauer des äußern Lebens fehlte, um das Große, was er zu rasch begonnen, mit folgerechter Stätigkeit und ruhiger Umsicht zu vollenden. Es hat immer Menschen gegeben, die nach dem Erfolge richten und bei verfehlten Einwürfen, die Gebrechen der Form der Sache selbst aufbürden. Was Joseph wollte, und was er erreicht, steht freilich thatsächlich in enger Verbindung mit dem, was er konnte, und mit der Art, wie er handelte: allein die Idee, welche ihn leitete, und die Gesinnung, welche ihn belebte, sind erhaben über das Zufällige der Außenwelt und über das Loos alles Menschenwerkes: Unvollkommenheit. Jetzt wagt man zwar nicht mehr, seine Gesinnung und sein Wollen anzugreifen, oder, wie zur Zeit der Anti-Josephiner, (vgl. S. XL das Pasquill auf Joseph, welches Joseph, zum Besten der evangelischen Kirche, drucken und verkaufen ließ) gehässig zu entstellen; wohl aber verwirft man seine Idee und seine Grundsätze als verderblichen Irrthum. „Joseph II, heißt es in einem neueren Werke, das einen österreichischen Staatsdiener zum Verfasser hat, *) gab sich mit dem redlichsten Willen, der größten Aufopferung und aus Pflichtgefühl, mit einer beweinenswerthen, uneigennützigen Verblendung (Er, der überall selbst sehen und denken, selbst sich unterrichten und selbst die Seele der Regierung seyn wollte!) den Lehren hin, deren einladendes Aeußere ihn das in ihnen verborgene Gift nicht ahnen ließ." — „Kaiser Josephs große Pläne scheiterten an dem Widerstande aller der noch lebenden historischen Körper und Einrichtungen, welche sie für todt ansahen und beerben wollten; — hätte Er mit seinem Geiste, seiner hohen Achtung für Alles, was er für recht, und seiner Unterwerfung unter Alles, was er für wahr ansah, (und doch gab sich ein solcher Geist — fünf und zwanzig Jahre lang — einer beweinenswerthen Verblendung hin?!) mit seiner Thätigkeit, seiner Aufopferung und der Kraft, die daraus hervorging, mit seiner großen Seele und ausgezeichneten Eigenschaften die Wahrheit statt des Scheines (oder etwa die Hierarchie statt der Philosophie?) ergriffen, — so wäre er zum Retter Europas geworden." —

Wer die vorliegenden Briefe, die nach der Zeitfolge von 1764 bis 1789 geordnet sind, und die leicht durch mehrere schon früher gedruckte hätten vermehrt werden können, mit Aufmerksamkeit liest, wird zu beurtheilen im Stande seyn, ob Joseph „bei seiner großen Seele und seinen ausgezeichneten Eigenschaften, mit seinem Geiste und redlichem Willen für Recht und Wahrheit" nur einer kläglichen Verblendung sich hingegeben, und statt der Juno eine Wolke, statt der Wahrheit nur den Schein ergriffen hat. Wir machen nur auf einige Briefe aufmerksam. Sechs Briefe Josephs an den Grafen von Palfy, Ungarns Kanzler, vom Jul. 1786, S. 84 ff. und der an Choiseul S. 40, enthalten seine Ansichten von dem Geiste der Verfassung und Verwaltung im Innern; über den Grundsatz der Toleranz erklärt sich Joseph gegen van Swieten S. 118 ff., über seine kirchlichen Einrichtungen S. 47, 70, 125 ff., über die Jesuiten S. 11—16, über das Duell S. 8, über die Ernennung zu Staatsämtern S. 58 ff. Andere Briefe enthalten die rührendsten Zeugnisse von seiner Gesinnung als Mensch, als Sohn, als Freund. Merkwürdig sind seine Briefe über die Barbarei der Türken S. 134 ff.; sein Brief an Maria Antonia von Frankreich S. 20; seine Briefe aus dem Lager bei Jaromirs u. a. m.; — sämmtlich geeignet, um das Damals mit dem Jetzt zu vergleichen.

Es wäre zu wünschen, daß eine vollständige Sammlung aller, bis jetzt bekannt gewordenen Briefe Josephs II. erschiene; dann ließe sich eine gründliche Biographie

*) S. Spanien und die Revolution. Leipzig 1821, S. 30 ff. Ein Werk, das in vieler Hinsicht dem denkenden Beobachter der neuen Zeit und dem Geschichtsfreunde ein reiches Interesse darbietet. Auch J. v. Hormayr hat in s. allgem. Gesch. der neuesten Zeit, Josephs Regierung, mit einer gewissen Vorliebe für das entgegengesetzte System, viel zu sehr in Schatten gestellt.

dieses Monarchen abfassen. Was bisher J. G. Meusel, Pezzl, Hübner, Caraccioli (im Anhange Josephs Briefe an den Grafen d'Alton, aus dem Franz. Leipz. 1791), und mehr noch Huber, Cornova und Milbiller dazu beigetragen haben, womit die Schriften von Coxe, Wraxall, Georgel, Friedrich II., Nicolai, auch J. Friedel's Briefe aus Wien, und vorzüglich von Dohm's Denkwürdigkeiten meiner Zeit, zu vergleichen sind, macht bei so verschiedenen Ansichten von Josephs Verdiensten den Mangel einer guten Biographie Josephs II. nur um so fühlbarer. Desto schätzenswerther ist der mit gründlicher Prüfung alles Bekannten abgefaßte Beitrag zur Würdigung Kaiser Josephs II., von S. I—XLVI, durch welchen diese zweite Ausgabe der Briefe einen eigenthümlichen Werth erhält. (Einige Druckfehler hätten bemerkt werden sollen. S. XIII steht durch einen Schreibfehler Z. 4, Prater statt Augarten.) — Daß Joseph II. Streben, ob es gleich der Gegenwart eitel und verloren erschien, weil es der Zeit vorauging, dennoch unendlich viel gewirkt und eine größere Zukunft vorbereitet hat, wird kein Unbefangener läugnen. Und mit Wahrheit schließt der Vf. seine biographische Skizze Josephs mit den Worten:

Saluti publicae vixit non diu, sed totus. —

26.

Ueber Neuholland und van Diemensland und besonders über den neuesten Zustand des letztern.

(Beschluß aus No. 219.)

Alle Reisende, auch die frühern waren von der Schönheit und den Vorzügen des D'Entrecasteaux-Canals entzückt. Von Point Collins bis Hobarttown (sagt Wentworth) eine Entfernung, die, wenn man dem Lauf des Wassers folgt, siebenunddreißig Meilen beträgt, ist ein ununterbrochener Hafen, der in Rücksicht der Breite von 8 bis 2 Meilen abwechselt, in Rücksicht der Tiefe von 30 bis 4 Klafter. Der Fluß Derwent selbst hat 3 Klafter Tiefe bis 11 Meilen oberhalb der Niederlassung, und ist daher so weit schiffbar für Fahrzeuge mit der größten Ladung. Gerechnet also von Point Collins an, zeigt D'Entrecasteaux-Canal und Derwent eine Hafenlinie von 48 Meilen Länge, allenthalben mit Land umgeben und allenthalben mit den besten Ankerplätzen versehen.

Der Derwent ist mit einer zahllosen Menge Fische versehen; die schwarzen Wallfische nähern sich oft der Niederlassung.

Die Aussicht (sagt Evans) ist den ganzen Lauf des Stroms entlang äußerst angenehm, zuweilen höchst romantisch und malerisch. Hohe steile Felsen mit immer grünen Pflanzen dicht bewachsen, üppige Wiesen und Felder, mit vielen neuen Anlagen, die in dem besten Zustand sind — tragen dazu bei, die Aussichten zu verschönern. Schiffe von jeder Größe finden allenthalben einen guten Ankerplatz, von der südlichen Einfahrt an bis 12 Meilen jenseits Hobarttown. In der That, alles scheint sich zu vereinigen, um denjenigen, die sich in den noch nicht eingenommenen Theilen dieser Gegend niederlassen wollen, die bedeutendsten Vortheile zu gewähren.

Die Ufer des Kohlenflusses, der in die Northbay fällt, sind auf beiden Seiten gleich fruchtbar und reizend. — In dieser ist der Hauptcharakter der ganzen Insel, wie sie Evans beschreibt: Das ganze van Diemensland ist im höchsten Grade mannichfaltig und abwechselnd durch Reihen von mächtig hohen Gebirgen und breiten Thälern, welche die schönsten Ansichten gewähren und überflüssig versehen sind mit allem, was ein reicher Boden und ein schönes Clima erzeugen kann. Die Berge, die in ihrem Lauf oft unregelmäßige Bogen bilden, sind größtentheils bewaldet und von ihren Gipfeln entdeckt man Ebenen von gutem Wiesenland, mit zerstreuten Bäumen und üppigem Graswuchs. Solche Ebenen nehmen meistens 8 — 10,000 Morgen ein. Diese Beschreibung kann von der ganzen Insel gelten.

Keine Gegend der Erde hat ein schöneres Clima als diese schöne Insel. Günstig zur Erzeugung der nützlichsten Producte ist es zu gleicher Zeit gesund, stärkend und in jeder Rücksicht herrlich. Es ist, sagt der Berichterstatter, England mit einer schönern Luft, mit geringerer Kälte im Winter, weniger Feuchtigkeit im Frühling und Herbst. Alle Früchte und Kräuter der englischen Gärten gedeihen hier ohne Schwierigkeit.

Ein Ueberfluß von Bauholz, von denselben Gattungen, die man in Neusüdwallis findet, und die von Labillardiere und Brown beschrieben sind, wachsen an den Ufern des Tamar und längst der Gestade des D'Entrecasteaux-Canals und des Derwent, ja fast in allen Gegenden der Insel, nur sind sie nicht so dicht und den Arbeiten des Ackerbauers nicht so widerstrebend. Die wilden Thiere sind die des Australlandes: Känguruh, Opossum, Wombat, Eichhorn, die Bandicola (Mus), die Känguruhratze u. s. w. Pferde, Esel, Hornvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Katzen und Kaninchen, ferner alles europäische Federvieh ist schon mit Vortheil eingeführt.

Eine Gegend, wie diese, braucht, wie es ferner heißt, nur bekannt zu werden, um Ansiedler einzuladen und glücklicherweise fehlt es nicht an Raum. Weite Strecken von Land, sagt Wentworth, vollkommen frei von Bäumen und Unterholz auf das üppigste mit Kräutern bedeckt, findet man allenthalben, aber besonders in der Gegend von Dalrymple. Diese Gegenden gehören sämmtlich zu den besten, und Millionen Morgen, die fähig sind, gleich alles, was zum Haushalt nöthig ist, zu erzeugen, liegen hier ohne Besitzer. Der Colonist darf sich hier nicht in Ausgaben stürzen, um seinen Besitz zu reinigen: er hat nicht nöthig eine große Auslage zu machen, ehe er einen bedeutenden Vortheil erwarten kann. Er darf nur das Gras wegbrennen, um das Land für die unmittelbare Aufnahme der Pfluger vorzubereiten. Besitzt er nur ein gutes Gespann Pferde oder Ochsen, hinlängliches Geschirr und ein paar tüchtige Pflüge, dann hat er alles, was nöthig ist, um eine ländliche Anlage zu begründen, um sich und seiner Familie einen bequemen Lebensunterhalt zu sichern. —

Hier kann der Ackerbauer sich mit Sicherheit ansiedeln, ohne einen Verlust zu besorgen, wenn er in Neusüdwallis die Früchte seines Fleißes durch die Ueberschwemmungen vernichtet sieht. Nie fehlt hier die Erndte durch Mangel an Regen, wie oft auf der großen Insel. Gerste und Hafer wachsen im Ueberfluß und der Weizen ist besser als der in Neusüdwallis, so daß es sich lohnt, ihn von hier nach den Markt in Sidney zu bringen und das mittlere Verhältniß der Production ist für gewöhnlich größer, wenn man die, der Ueberschwemmung ausgesetzten Ufer des Hawkesbury und Nepean ausnimmt.

Die wildwachsenden Gräser liefern einen Ueberfluß von Wiesen zu allen Jahreszeiten und ersparen dem Ansiedler die Mühe, Wintervorrath als Heu oder anderes künstliches Futter zu besorgen, und ohnerachtet der größern Strenge des Winters, erreichen die Stämme eine größere Länge hier, als in der Nähe von Port Jackson. Der einzige Vorzug der großen Insel scheint in der größern Feinheit der dort erzeugten Wolle und in der großen Vortrefflichkeit und Mannichfaltigkeit der Früchte zu bestehen. Besonders versprechen dort die Trauben einen so guten Wein zu liefern, wie irgend ein

spanischer, portugiesischer oder französischer. Die Temperatur des van Diemensland ist nicht hoch genug für den Weinbau; aber durch die Einführung von Merinoschafen hat die Wolle sich schon so bedeutend verbessert, daß man mit Grund hoffen darf, daß sie einen bedeutenden Ausfuhrartikel nach dem Mutterlande abgeben wird. Wentworth glaubt, daß binnen zwanzig Jahren diese verschiedenen Artikel die Colonie in Neusüdwallis und van Diemensland so weit bringen werden, daß sie in Rücksicht des Wohlstandes und des Glücks sich mit einem jeden andern Besitz der englischen Krone in den übrigen Welttheilen werde messen können, und daß sie im Stande seyn werde, alle Jahre für Großbrittanien Waaren, deren Werth eine Million Pfund betragen, einzuschiffen.

Die Ausfuhr besteht gegenwärtig vorzüglich in Rindvieh, Schafen, Wolle, Mehl, geräuchertem Fleisch, Zungen, getrockneten Fischen, Häuten, Talg, Barilla (Soda), Rinden für die Gerbereien, Seehundsfelle und Fett, Wallfischfett; die Handelsplätze, die den Colonisten offen stehen, sind: England Cap der guten Hoffnung, Mauritius (Isle de France) und Ostindien. Man hat schon bedeutende Ladungen von Schlachtvieh, Korn und Kartoffeln nach Port Jackson gesandt.

Von dem blühenden und sich bedeutend verbessernden Zustande der Colonien kann der Bericht des Gouverneurs Macquarie eine hinlängliche Bürgschaft geben. Er untersuchte sie im Winter 1821. Die elenden Hütten und Scheunen, aus welchen Hobarttown im Jahre 1811 bestand, hatten sich in regelmäßige und dauerhafte Wohnungen verwandelt, viele zwei Stockwerk hoch, geräumig gebaut und nicht ohne Geschmack. Die Industrie, der Unternehmungsgeist und die Redlichkeit der Einwohner scheint Schritt zu halten mit dem Wachsthum der Colonie, und alles, was wesentlich zur Aufnahme derselben dient, hat sich durch die zweckmäßigen Einrichtungen des Stellvertreters des Gouverneurs Hrn. Sorell vervielfältigt, unter dessen Administration alle diese Verbesserungen anfingen und begründet wurden. Auch in Georgetown, in Dalrymple Port, findet man jetzt Quartiere für Civilbeamte und Officiere, ein bequemes Pfarrhaus, eine für den gegenwärtigen Bedarf eingerichtete Capelle, ein Gefängniß, ein Wachthaus, ein Wohnhaus für den Commandanten; das Schulhaus war fast fertig. Die Truppen sind gut gepflegt und die Lebensmittel werden in reinlichen Hütten aufbewahrt, in deren Nähe Gärten die Gemüse in Ueberfluß liefern. Die Lage von Georgetown ist, nach dem Bericht des Gouverneurs, nicht allein äußerst angenehm, sondern auch im hohen Grade für den Handel bequem. Diese Niederlassung liegt an dem Ufer eines Stromes, der schiffbar ist für Fahrzeuge mit der größten Ladung, in einer unbedeutenden Entfernung von der Baßstraße und hat den Vortheil, daß eine reichliche Menge von frischem Wasser in der Nähe hervorquillt.

Von Georgetown ist der Gouverneur bis Launceston gegangen und weiter mitten durch die Insel hindurch bis Hobarttown, und hat die bequemen Stellen für neue Niederlassungen ausgezeichnet. Alle liegen in der Mitte weiter Strecken des fruchtbarsten Landes und bilden eine regelmäßige Kette von Stationen zwischen Hobarttown und Georgetown, durch welche die Verbindung zwischen diesen beiden Plätzen sicher und bequem wird. Bisher hat Lieutnant Jeffreys die Insel am meisten in allen Richtungen zwischen Hobarttown, Launceston und Georgetown, eine Strecke von 124 Meilen, durchkreuzt. Er legte diesen Weg in einem kleinen zweirädrigen Wagen (Barouche) zurück mit drei, zuweilen mit vier Pferden. In diesen Gegenden fand er nicht zwanzig Meilen hindurch irgend etwas, einem Wege Aehnliches, alles Uebrige bestand aus schönen Wiesenplänen, mit so wenigen Bäumen, daß sie weder das Fortkommen, noch die Aussicht hemmten.

Gouverneur Macquarie schließt seinen Bericht mit einer Darstellung der großen Gefälligkeit, mit welcher man ihm allenthalben entgegen kam. Das Aufblühen der Colonien, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schönheit und Anmuth der Gegenden überzeugten ihn, daß diese Niederlassung binnen kurzer Zeit eine der bedeutendsten der englischen Krone seyn wird; eine Zeit, die, wie er sagt, durch den erneuerten Einfluß achtbarer, freier Ansiedler mit hinreichendem Vermögen, bedeutend beschleunigt werden kann. Er fügt die Resultate einer Zählung, die kurze Zeit vor seiner Ankunft stattgefunden hat, bei, nach welcher die Bevölkerung auf van Diemensland, Civilbeamte und Officiere nicht mitgerechnet, 6372 Mann beträgt. Man findet 28,838 Stück Rindvieh, 182,468 Schafe, 421 Pferde und 10,683 Morgen bebautes Land.

Erwägt man nun, daß ein gesundes Clima und Arbeit, ohne übermäßige Anstrengung, Gesundheit verspricht, daß keine Orcane hier wüthen wie in Westindien, keine Erdbeben wie in Südamerica, daß man nicht in furchtbaren Sümpfen widerstrebende Waldungen auszuroden hat wie in Nordamerica, daß keine Ueberschwemmungen unerwartet die Felder verwüsten wie in Neusüdwallis, daß keine giftigen Schlangen den Ansiedler beschleichen, keine wilden Thiere mit Angriff drohen, daß selbst die Ureinwohner waffenlos und ohne irgend einen Widerstand allmählich abzunehmen, ja zu verschwinden scheinen, so scheint in der That in diesem begünstigten Lande alles Unheil, wenn es in der Zukunft sich zeigt, nur aus der Colonie selbst sich erzeugen zu müssen — dieser Gegend aber, in Verbindung mit Neusüdwallis, eine bedeutende Rolle für die Zukunft bestimmt zu seyn.

128.

Das neue französische Douanensystem in seiner fortschreitenden Entwickelung, oder die Vernichtung des Handels des südwestlichen Deutschlands mit Frankreich. Carlsruhe und Baden in der D. R. Marx'schen Buchhandlung, 1822.

Um den in der bekannten Dankadresse der französischen Deputirten-Kammer an den König ausgesprochenen Wunsch, die Leiden des Agriculturstandes berücksichtigen zu wollen, Befriedigung zu gewähren, wurde derselben am 19ten Jan. d. J. ein Gesetzesentwurf vorgelegt, der für das südwestliche Deutschland von besonderem Interesse ist, weil er einen neuen Tarif für dessen wichtigste Ausfuhrartikel nach Frankreich betrifft. Da indessen in der damaligen Sitzungsperiode der Kammern das Project nicht mehr zur Diskussion und Abstimmung gebracht werden konnte, so erließ der König einstweilen, auf den Grund des Antrags des Hrn. v. Bourienne, eine, dessen Bestimmungen nach bei weitem erhöhende, Ordonnanz, die sofort in Gesetzeskraft trat. In Gemäßheit derselben sind nun die von mehreren landwirthschaftlichen Erzeugnissen, insbesondere dem Schlachtvieh, zu entrichtenden Eingangszölle in dem Grade gesteigert worden, daß die im Tarif des J. 1816, den man als den ersten Versuch des neuen Systems betrachten kann, angenommenen Zollsätze für diese Gegenstände, um das Achtzehn- ja selbst Fünfundzwanzigfache erhöhet erscheinen, so daß solche etwa 20 Proc. ihres Durchschnittswerthes betragen mögen. — Noch ehe die königliche Ordonnanz verkündet wurde, erschien über den befragten Gesetzesentwurf eine Schrift, betitelt: „Das neue französische Douanensystem, in seiner fortschreitenden Entwickelung, oder die Vernichtung des Handels des südwestlichen Deutschlands in Frankreich" — die man einem hocherfahrnen praktischen Staatsmanne und im Fache der Staatswirthschaft bereits ausgezeichnetem Schriftsteller beimißt. In derselben werden die Nachtheile dargethan, welche jenes System dem Handel des südwestlichen Deutschlands bringen muß, dem, nach des Hrn. Verfassers Meinung, hierdurch ein unabwendbares Verderben erwachsen wird. Weit

entfernt, mit einem so vollendeten Staatskundigen, als dieser sich ausweist, in entschiedenen Widerspruch treten zu wollen, erlauben wir uns hier einige Bemerkungen über den nämlichen Gegenstand, die, wenn auch daraus hervorgehen sollte, daß wir jenes Schriftstellers Ansichten nicht überall theilen, doch nicht weniger den Zweck haben, ihn der ernstlichsten Berücksichtigung der respectiven Regierungen zu untergeben. — Der Absatz eines jeden Handelsartikels bestimmt sich nach dem Grade der wirksamen Nachfrage von Seiten der Consumenten, die ihres Theils die zusammengesetzte Wirkung des Bedürfnisses und der Mittel, es zu befriedigen, ist. Wir geben demnach zu, daß, im Gefolge der, durch den neuen Tarif bewirkten Preiserhöhung des Schlachtviehes in Frankreich, die Nachfrage nach diesem Gegenstande um so viel sich vermindern möchte, als fortan eine gewisse Classe der Consumenten sich den Genuß dieses Consumptibils wird versagen müssen; indessen wird, nach unserer Meinung, die daraus sich ergebende Verringerung des Absatzes dadurch bedeutend aufgehalten, daß das gefühlte Bedürfniß dasselbe bleibt; denn die an animalische Nahrung gewöhnten Völker, zu denen die Franzosen gehören, können solche so leichthin nicht entbehren. — Ziehen wir jetzt die Motive und den Zweck des Gesetzes in Erwägung: erstere liegen in den Beschwerden des Agriculturstandes und letzterer geht dahin demselben die in überwiegender Concurrenz, auf dem einheimischen Markte wenigstens, zu sichern. Um ihn aber, ohne zu große Beeinträchtigung der andern Classen der Einwohnerschaft zu erreichen, wäre zu oberst erforderlich, daß jene Classe sich wirklich im Stande befände, diesen Markt hinreichend zu versehen, sobald die Bedingung einer (durch künstliche Mittel bewirkten), Preiserhöhung gegeben ist. Wir glauben aber unschwer nachweisen zu können, daß das seither in Frankreich befolgte Agriculturnsystem es nicht zu läßt, daß aus den Erzeugnissen der inländischen Viehzucht der Nachfrage nach jenen Verbrauchsgegenständen auch nur bei weitem genügt werde. Denn zu welcher Höhe man es auch in diesem Lande in der Agricultur gebracht haben mag, so vermissen dort dennoch sachkundige Personen das richtige Verhältniß zwischen der Viehzucht und dem Getreidebau, und sie haben mit Gründen dargethan, daß, selbst in den nordwestlichen Provinzen, der Agriculturist auf erstere bei weitem nicht die Sorgfalt verwendet, welche dieselbe erheischt, soll anders nicht in der Folge der Zeiten sogar letzterer dadurch gefährdet werden. Nach ihnen besitzt Frankreich kaum die Hälfte desjenigen Viehstapels, der in seinen besondern Verhältnissen erforderlich ist, und hierdurch leidet dessen Wohlfahrt empfindlich. Ist schon der Viehstand in Frankreich der Quantität nach unzureichend, so tragen die Methoden des Ackerbaues und der Viehzucht, die man in dem Lande angenommen hat, nicht minder dazu bei, die Masse und die Güte der, zur menschlichen Nahrung dienenden Thiere herabzubringen. Der Mangel an Pferden und Vorurtheil veranlassen den französischen Agriculturisten, sich des Stiers und der Kuh häufig als Zugvieh zu bedienen und die in Frankreich eingeführte Stallfütterung ist, nach der Meinung kundiger Landwirthe, dem Gedeihen dieser Thiere weit weniger zuträglich, als wenn sie, nach der Methode anderer Länder, wo Getreidebau und Viehzucht, sich wechselseitig die Hand bietend, blühen, ihre Nahrung selbst auf den Weiden sammeln. — Sind nun diese mit Gründen unterstützten Behauptungen, deren genauere Entwickelung uns hier zu weit führen würde, richtig; so fallen auch, zum Theil wenigstens, die dringenden Besorgnisse hinweg, die der Hr. Verfasser der befragten Schrift hinsichtlich des nachtheiligen Einflusses äußert, den das neue französische Douanengesetz auf den Handel des südwestlichen Deutschlandes sofort nach sich ziehen würde. Unser Wunsch geht indessen keineswegs dahin, daß durch, der vorstehenden ähnliche Betrachtungen, die respectiven Regierungen von der etwa beabsichtigten Ausführung der, zum Schutze ihrer Unterthanen so unumgänglich nothwendigen Maßregeln der Reciprocität sich abhalten, oder auch nur zu einer Modification derselben sich bewegen lassen möchten. Gegentheils stimmen wir der, auf einer der letzten Seiten jener Schrift nur mit wenigen Worten geäußerten Ansicht vollkommen bei, daß es, unter den vorliegenden Umständen, äußerst zweckmäßig seyn würde, durch ein plötzliches Verbot aller Ausfuhr des Schlachtviehes aus dem südwestlichen Deutschland, und, wenn solches zu bewirken wäre, auch der Schweiz, den, ohne dies von den östlichen Provinzen Frankreichs und selbst bis Paris hin schon bei hohen Einfuhrzöllen so tief empfundenen, Mangel an diesem Consumptibil noch höher und bis zu dem Grade zu steigern, daß die unausbleiblichen Klagen hierüber nothwendig die Berücksichtigung der französischen Regierung auf sich ziehen müßten. Es ließe sich hiervon mit vieler Wahrscheinlichkeit erwarten, daß dieselbe, um die Interessen des einen Theils der Bevölkerung des Reichs, denen des andern nicht gänzlich aufzuopfern, zu billigen Ermäßigungen des angenommenen Systems sich würde veranlaßt finden. Ueberdies wurde eine so energische Maßnehmung, nebst einem gleichzeitigen Verbote aller derjenigen Einfuhrartikel aus Frankreich, die nicht zu den Befriedigungsmitteln nothwendiger Bedürfnisse gehören, ja selbst die Erschwerung ihres Durchganges, den Charakter einer so entschiedenen Reciprocität an sich tragen, daß sie die französische Regierung zu einem achtungsvollern Benehmen gegen ihre östlichen Nachbarn vielleicht zurückführen möchte. — Welche Fortschritte interessen auch der, nunmehr wieder mit erneuerter Thätigkeit seine Arbeiten fortsetzende, Handelscongreß in Darmstadt zu thun für zweckdienlich erachten sollte, so läßt sich von dessen Weisheit erwarten, daß derselbe sich nimmer werde zu Maßregeln veranlaßt finden, die auf der Voraussetzung beruhen, daß nun mehr der Ausfuhrhandel nach Frankreich gänzlich vernichtet sey, und daher gar keine Beachtung weiter verdiene. Dieses würde z. B. der Fall seyn, wenn, bei den Bestimmungen der gemeinschaftlichen Zolleinrichtung, die Ausfuhr der unmittelbaren Erzeugnisse der Landwirthschaft nach jenem Reiche objectlos betrachtet und hierauf, in Beziehung auf den durch den Verein beabsichtigten finanziellen oder nationalöconomischen Zweck, gar nicht mehr Rücksicht genommen werden sollte. Immerhin geben wir zu, daß diese Ausfuhr, wenn die oben befragte Maßregel nicht sollte getroffen und dadurch ein bestimmtes Verhältniß zu Wege gebracht werden, sich in soweit vermindern wird, als die, durch den neuen französischen Tarif bewirkte Preiserhöhung der von ihm betroffenen Gegenstände, deren Verbrauch in Frankreich herabbringt; jedoch sind dieselben ein zu nothwendiges Bedürfniß der Bevölkerung dieses Reichs, dem es durch vermehrte Production im Lande nicht sobald wird abhelfen können, als daß der Handel damit nicht auch fernerhin von großer Bedeutung für das südwestliche Deutschland bleiben sollte.

53.

Berichtigung.

In der Extra Beilage, welche der vorigen Lieferung beigelegt war, ist in der Ziffer 1 Zeile 15 der chronologische Fehler zu verbessern, daß statt 1821, 1820 gelesen werden muß. Ich war im October und November 1820 persönlich in B., wo mir in der St. R. dieser verfängliche Antrag, nachdem ich das Opus mir vorher hatte müssen vorlesen lassen, gemacht wurde, dem zu widerstehen, oder ihn abzulehnen mir freilich nicht schwer werden konnte. Ihn zu denunciren schien mir aber in meiner Stellung als sächs. Unterthan die Pflicht eben so wenig zu gebieten.

Leipzig, den 18ten Sept. 1822.

Brockhaus.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 24. September 26.

Histoire du jury par M. Aignan, membre de l'institut. Paris 1822.

Die englische Criminaljustiz ist ihrer, der unsrigen so entgegengesetzten Form wegen seit langer Zeit der Gegenstand mannichfacher Betrachtungen gewesen. Viel und oft ist über die Zweckmäßigkeit und den Ursprung dieser Gerichtshöfe gesprochen worden. Uns Bewohnern des festen Landes dünkte jedes gerichtliche Verfahren der Insulaner seltsam genug. Wir sind gewöhnt an einen, in einem langsamen Rhythmus sich fortbewegenden Gang der Untersuchung, welche, nachdem Sätze und Gegensätze in gehöriger Form aufgestellt sind, aus der Reflexion des Richters durch eine lange Reihe von Schlüssen das Urtheil hervorgehen läßt. Das ganze Verfahren hat man schwarz auf weiß; es ist mit einem Worte papieren. Diesem entgegen erblicken wir nun die englische Criminaljustiz; wir möchten sie nennen ein lebensvolleres Geschöpf, im Leben erhalten, durch die sich immer erneuenden Beziehungen auf das Unendliche. Jene bei uns gewöhnliche Form scheut zur Zeit das Licht; sie bringt bei verschlossenen Thüren die Resultate hervor: welches wir ihr um so weniger zum Vorwurf machen können, da bekanntlich Athens Vogel, der dem Alterthume als Symbol der Weisheit galt, die Stille, ja die nächtliche Stille liebte. Die englische Criminaljustiz bewegt sich frei, Angesichts aller, die hören und sehen wollen. Jene Form schließt sich ihrem Wesen nach an eine streng monarchische Regierung an; diese freiere, mehr an eine constitutionelle oder demokratische Staatsform, insoweit letztere wirklich zu realisiren ist. Dadurch gewann sie Eingang in Frankreich, dessen Criminaljustiz in der allgemeinen Ausartung das ausgearteteste Kind einer Cultur geworden, deren Schattenseite besonders eine in fürchterliche Irrgänge gestürzte Reflexion war. Die französische Rechtspflege hatte in einem Sinne sich in sich selbst vernichtet, wie es jedesmal der Fall seyn muß, wenn die Reflexion alle höheren Beziehungen aufgehoben.

An die Stelle des schlachtenden Ungeheuers in Frankreich trat die englische Criminaljustiz mit sehr vielen Modificationen. Durch die Erweiterungen des französischen Reichs, kam dieselbe in einige deutsche Provinzen, wo auch jetzt noch, nachdem das Verband derselben mit Frankreich aufgehört, diese criminelle Gerichtsform in großem Ansehen steht. Das Interesse an dieser Gerichtsform wurde nun bei deutschen Juristen und Philosophen in mannichfachen Beziehungen rege. Der verehrte Feuerbach ließ sich über diese Gerichte vernehmen, und die juridische Fakultät in Tübingen setzte sogar einen Preis fest, für eine befriedigende Geschichte dieser Gerichte. Dieselbe Aufgabe hat sich Herr Aignan gesteckt, und er kann in jedem Falle des Dankes der für die Sache sich Interessireuden auch unter uns Deutschen versichert seyn.

Man hatte zunächst England als die Heimath dieser Criminalgerichte bezeichnet: man hat Gelehrsamkeit und Scharfsinn verschwendet, um zu beweisen, daß die brittische Insel das eigentliche Mutterland dieser Gerichte wäre und seyn müßte. Thatsache ist es, daß die Insulaner ihre Gerichtsform vor umwandelnden Einflüssen geschützt haben: nicht spätere Einwanderungen und Volksbewegungen, nicht hierarchische Einwirkungen im Bunde mit den Bestrebungen des Feudalwesens haben sie umgestalten können. Sollten nur die Engländer eine ganze Gerichtsform, die so wesentlich mit dem individuellen Leben verzweigt ist, aufgenommen haben? Wir sehen aber auch wieder in den Verfassungen der alten deutschen Völkerschaften die Grundform jener Gerichte herrschen. Sind diese Gerichte vielleicht aus den deutschen Wäldern nach England hinüber gewandert? Auch dieses hat man darzuthun gesucht. Herr Aignan erklärt diese Fragen für überflüssig, und unserer Ansicht nach mit vollem Recht. Er hat seine Aufgabe aus einem höhern Gesichtspuncte aufgefaßt, mit dem Herr von Feuerbach nicht ganz zufrieden seyn möchte; aber jeder, der Geist, Scharfsinn und ein seltenes Quellenstudium bei dem Geschichtsschreiber zu schätzen weiß, wird Herrn Aignan's Werk den bessern historischen Schriften beigesellen.

Herr Aignan läßt die zufälligen Modificationen der Jury fallen, und erkennt in derselben nur das Urtheil des Landes, natürlich hervorgehend aus dem geselligen Leben, ist dessen Einfachheit und natürlicher Character nicht schon durch die überwiegende Erscheinung eines Einzelnen gewaltsam zerstört worden. Von dieser Ansicht ausgehend, durchwandert der Verfasser die Geschichte der Völker, überall zeigend, in welchen Modificationen jene Grundform natürlicher Rechtspflege zur Erscheinung gekommen. Manches hätte sich zur nähern Bezeichnung des Wesens der Jury an diese allgemeine Ansicht noch anknüpfen lassen. Ein dunkles Gefühl der Nothwendigkeit, dem Kalkül der individuellen, irrenden Reflexion den Gegenstand der Verurtheilung insoweit zu entziehen, um über denselben die unmittelbare Erkenntniß möglichst vieler Unbefangenen zu vernehmen, scheint uns ein Hauptzug in dem Menschen, der zu der Grundform dieser Gerichte geführt haben könnte. Haben doch immer die Aussprüche der unmittelbaren Erkenntnisse mit denen einer künstlichen Reflexion in einem gewissen Widerstreite gelebt! Die nicht deutlich zum Bewußtseyn gekommene Scheu vor der Reflexion eines Individuums fand eine gewisse Befriedigung, die Sache dem Volke zum Ausspruche zu übergeben. Der Ausspruch des Volkes stand in frühen Zeiten besonders hoch; die Entscheidung vieler scheint einmal im Allgemeinen zuverlässiger, was man für einzelne Beispiele dagegen aus der Geschichte auch anführen möge; zum andern stand die natürliche, nicht durch logische Kunststücke getrübte, unmittelbare Erkenntniß in allen ernsten Angelegenheiten des Lebens höher als alle Theorie und Sophistik. Die Stimme des Volkes, wissen wir ja, galt für die Stimme Gottes. Wir sagen nicht, daß dieses aber wirklich so ist, sondern nur, daß diese Empfindungen dunkel geherrscht haben mögen in der fortschreitenden Anordnung dieser Gerichte. Eben diese dunklen Empfindungen, die das Urtheil auf eine möglichst objective Weise hervorgehen zu lassen fordern, haben wohl die Ordalien in allen ihren Gestalten erzeugt. Man setzte die Entscheidung in einen, von allem menschlichen Meinen unabhängigen Zufall, der die Stimme Gottes selbst war, nach damaliger Zeitansicht.—

Nachdem der Verfasser einige Worte über den Unterschied der europäischen von den asiatischen Staatsverfassungen gesprochen, unterwirft er zuerst die richterliche Einrichtung der Juden einer Betrachtung. Vorweg berührt der Verfasser noch die von Moses angeordnete Theokratie, die ihm aus dem Principe der Gleichheit entstanden ist. Alle Bürger hatten gleiche Rechte; Abraham war ihr gemeinschaftlicher Vater; keins seiner Kinder suchte das andere zu erniedrigen, indem es edler zu seyn behauptete; in keinem Momente der sich ändernden Staatsverwaltung, selbst in dem monarchischen haben andere Privilegien vorgeherrscht, als die Bevorrechtigung des Stammes Levi zu dem Priesterstande. Aus diesem Vorstellungskreise bildet der Verfasser sich die Ansicht der jüdischen Staatsform. Ungeachtet des Verfassers schätzbarer Belesenheit über diesen Gegenstand, hat er sich doch wohl verleiten lassen, diese Bevorrechtigung der Leviten nicht in der vollen Beleuchtung zu sehen. Der Stamm Levi war ein

erblicher Priesteradel, der, betrachten wir ihn unbefangen, bald die Vorrechte der bei uns getrennten Classen, des Adels und des Priesterstandes, verband, und welcher, als ein in der politischen Organisation des jüdischen Staats bedeutendes Institut, der Ansicht, die der Verfasser von der Staatsform der Hebräer zu begründen sucht, schroff entgegen tritt. In der Auffassung der Organisation der richterlichen Gewalt in dem jüdischen Staate ist der Verfasser glücklicher. Es würde die gesteckten Grenzen eines Berichtes in diesen Blättern überschreiten, wollten wir dem Verfasser durch die ganze Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in dem jüdischen und in den andern Staaten, die er zu seinem Zwecke einer Betrachtung unterwirft, folgen; wir werden nur den allgemeinsten Umriß des Ganges und einige Andeutungen über die individuelle Ansicht des Verfassers geben. Daß das von ihm aufgefaßte gerichtliche Verfahren der Juden das frühere derselben war, bedarf kaum einer Bemerkung; das spätere hatten sie, nachdem sie hellenisirt worden, entlehnt von den Athenern, zu denen Herr Aignan von den Hebräern wandert. Es ist nicht zu läugnen, und Herr Aignan's Darstellung gibt ihm die höchste Anschaulichkeit, daß die Organisation der gerichtlichen Gewalt in Athen und Rom, das Wesentliche der Jury gehabt. Daß aber ein solches gerichtliches Verfahren mit einer freien Verfassung nothwendig verbunden seyn soll, welche Meinung der Verfasser oft hervorblicken läßt, will uns nicht recht einleuchten. Wir haben schon zugegeben, daß diese Organisation gerichtlicher Gewalt einen freiern Charakter behaupte, der sie den constitutionellen Formen gewissermaßen nähere; aber dennoch sind diese freieren Gerichte auch in einer reinen Monarchie möglich, wie es in Frankreich selbst der Fall gewesen. Wir können uns auch umgekehrt unser criminelles Verfahren in einer Republik denken, und zwar als kein widerstreitendes Element, zumal, wenn ihm die Oeffentlichkeit gegeben wäre. Noch müssen wir bemerken, daß der Verfasser die Gerichtsformen Athens und Roms in allen ihren Umwandlungen verfolgt, so wie er durch die Mittheilung einzelner Rechtsfälle seiner Erzählung Leben zu geben weiß. Jedem, für den die Geschichte bürgerlicher Einrichtungen ein Interesse hat, werden die Capitel über Athen und Rom in Betreff ihrer gerichtlichen Gewalt ein angenehmes Geschenk seyn; eine aus den Quellen geschöpfte, geistreiche Darstellung irgend einer Seite der großen Vergangenheit ist immer willkommen. Könnten wir doch auch sagen, daß Hr. Aignan's weitere Darstellung der sich umgestaltenden Gerichtsbarkeit seit dem Untergange des römischen Reichs denselben Werth hätte. Der Verfasser war zu befangen von gewissen Zeitbegriffen, die ihrer Natur nach eine, aus einem höhern Gesichtspuncte hervorgehende Anschauung des politischen Lebens, der politischen Einrichtungen der europäischen Völker seit dem sechsten Jahrhundert nicht gestattet. Dem Verf., der über die Republiken Rom und Athen wahre und schöne Worte gesprochen, fehlt ganz der Sinn für die Großartigkeit der monarchischen Formen des Mittelalters. Gewisse leere Zeitbegriffe haben den Herrn Aignan zum Nachtheile seines Werkes geleitet. Sein Räsonnement wird von dem Augenblicke, wo er sich dem Grunde der Einrichtungen unserer jetzigen Staaten nähert, sehr polemisch; seine Polemik, die man ihrem Inhalte nach oft hören muß, steht mit dem andern Theile des Inhalts, der in vielfacher Hinsicht Lob verdient, in einem großen Gegensatze. Es kann nicht befremden, daß diesem nach Herrn Aignan's Würdigung der gerichtlichen Gewalt, wie sich solche aus den neuen monarchischen Organisationen entwickelt hat, zum Theil sehr verfehlt ausgefallen ist. Seinem Zwecke gemäß, der ja kein anderer ist, als die Grundform der Jury nachzuweisen, hält sich der Verfasser nicht lange auf bei dem Entwickelungsprocesse der criminellen Justiz der neuesten europäischen Völker. Er geht über zur englischen Gerichtsform, über die er wieder eine Reihe trefflicher Betrachtungen anstellt. Er gedenkt dann der Verpflanzung dieser Gerichtsform nach Nordamerica mit einigen Worten, und verweilt bei ihrer Einwanderung und mehrmaligen Umgestaltung in Frankreich besonders lange. Er dient hier als ein trefflicher Wegweiser in dem chaotischen Drange der, auf die Form des Criminalgerichts Einfluß habenden Ereignisse in der englischen Geschichte der französischen Revolution bis zu Napoleon, unter dessen Gewalt auch das Criminalgericht eine feste Form wieder gewann. Zum Schlusse gibt Herr Aignan ein Capitel, in dem er beantwortet, was eine repräsentative Verfassung sey und welches in einer solchen Verfassung die wesentlichen Merkmale der Jury wären. Auch hier spricht der Verfasser wieder von einer freien Verfassung und von einer Jury als von zwei sich gegenseitig fordernden, sich gegenseitig bedingenden Einrichtungen, worüber wir schon unsere Ansicht mitgetheilt. Haben wir auf der einen Seite des Verfassers Gelehrsamkeit, einen ihm vor den meisten seiner Landsleute eigenthümlichen Untersuchungsgeist anerkannt, so müssen wir aber auch auf der andern schließlich bemerken, daß er, ungeachtet der genannten trefflichen Führer auf dem Wege seiner Untersuchung, dennoch sich nicht selten von der rechten Bahn hat abführen lassen, von dem augenblicklichen Glanze gewisser Schemen — freieren Ansichten, Ansichten der Zeit genannt. 116.

Etwas zur Erläuterung der Glaubwürdigkeit literarischer Berichte von Dänemark in fremden periodischen Schriften.

Das politische Journal, welches in Hamburg herausgegeben wird, hat im Juniheft dieses Jahres eine Uebersicht der Hauptperioden der dänischen Literatur. Man bemerkt in einem unserer Blätter, daß diese Uebersicht viele Unrichtigkeiten und unhaltbare Urtheile erhält, und daß beide in dem norwegischen „Morgenblatt" (Christiania, 1821, Nr. 18 und 19) gerügt worden. Wir haben jenen Aufsatz des politischen Journals nicht gesehen; gewiß ist's aber, daß auf solche Weise öfters gesündiget wird. Nicht selten findet man in deutschen periodischen Schriften über literarische und andere Gegenstände aus Dänemark, Berichte, welche den lächerlichsten Irrthum darbieten. Wenn solche Nachrichten in Deutschland geschrieben sind, hat die Unkunde, zwar nicht ganz, jedoch einigermaßen, in der Entfernung ihre Entschuldigung. Manche dieser Nachrichten aber schreiben sich direct aus Kopenhagen, und lassen so keiner Entschuldigung Raum. Die Ursache ist, daß die Correspondenten bisweilen den Gegenstand, worüber sie berichten, gar nicht kennen, sondern die Nachrichten der Tageblätter geradezu abschreiben, anstatt sie nur mit Behutsamkeit zu benutzen. Vorzüglich in Hinsicht des Theaters (worüber doch fast am häufigsten berichtet wird) sind jene Blätter eine unzuverlässige Quelle, indem man hieselbst bereits in mehreren Jahren eine ordentliche Theaterkritik vermißt. Man hat in deutschen Blättern weitläufige Theater-Nachrichten aus Kopenhagen gelesen, die so albern waren, daß es kaum angenommen werden könnte, daß der Berichter je in Kopenhagen gewesen war. Jedoch ist es wohl nicht in Deutschland der Fall, was notorisch in England geschehen ist, daß man erdichtete Correspondenz in periodische Schriften einrückt. Solche grobe Verletzung der Wahrheit hat nämlich das Edinburger Magazin des biedern Herrn Blackwood sich mehrere Male zu Schulden kommen lassen. Die Verfasser dieses Magazins machen ihren Lesern — oder vielmehr sich selbst — bisweilen das Vergnügen, untergeschobene Briefe, mit der Unterschrift im Auslande wohlbekannter Namen mitzutheilen. So, z. B., findet man im Septemberheft 1820 ein erdichtetes Schreiben aus Kopenhagen, wo Alles vom Anfang bis zu Ende gelogen, und wo (zwei anderer gemisbrauchten Namen nicht zu ge-

denken) der Name Oehlenschläger's fälschlich untergeschrieben ist. Zu diesem wackern Schreiben gesellt sich eine vorgegebene Uebersetzung einer Scene aus Oehlenschläger's Aladdin. Und solche Falsa haben die Verfasser zum Theil nur begangen um dem edlen Partei-Hasse (hier gegen die Whigs) Luft zu machen, und um fernern Anlaß zu erhaschen, ihre Gegner mit einer Menge armseliger Witzeleien und boshafter Schmähungen zu überhäufen! *) — In das Septemberheft desselben Edinburgh Magazine fürs vorige Jahr ist über den ersten Theil der im selbigen Jahre dort erschienenen Schrift: „Denmark delineated (Gemälde von Dänemark) durch A. A. Feldborg" eine Art weitläufiger Recension eingerückt, wo man beinahe auf jeder Seite falsche Nachrichten und lächerliche Erdichtungen antrifft. Dieser Aufsatz bietet ein sonderbares Gemisch dar von selbstgefälliger Altklugheit und von kindischen oder vielmehr bübischen Spaßmachereien. Die mit vieler Anmassung und prätendirter genauen Kenntniß der dänischen Literatur ausgesprochenen, übrigens sehr gnädigen Urtheile über verschiedene im Werke erwähnte Schriftsteller und Künstler (Oehlenschläger, Ewald, Foersom, Thorwaldsen ꝛc.) stechen ganz lustig ab neben den spaßhaften Bubenstreichen, neben den kleinlichen läppischen Neckereien gegen den Verfasser, so wie vorzüglich neben den groben Irrthümern, und den theils aus Unkunde herrührenden, theils auch vorsetzlichen, aus kindischem Uebermuth entsprungenen, Unwahrheiten. Animosität gegen den Verfasser des „Denmark delineated" leuchtet sehr deutlich hervor. Die ungesittete, läppische Weise, auf welche sich diese Animosität ausspricht, macht sich schon im Anfange kund, und diesen setzen wir demnach als Probe her: „Gibt es wohl in Edinburg oder Kopenhagen Jemand, welcher Feldberg (Feldborg), den Dänen, nicht kennt? — der muntre, der lustige, der lebhafte, der witzige, der gesellige Feldberg! — der Weise des Boudoirs, der Andonis des Thee-Tisches, das *dulce decus* des Punsch-Napfes! (!!) Feldberg, der Gefährte Oehlenschläger's, der Liebling Thorwaldson's, der Busenfreund Baggesen's und Ramdohr's! (!!) Wenn Er einher tritt um die Rechte der Literatur seines Vaterlandes zu behaupten und sie an der Vernachlässigung zu rächen, mit welcher sie, zur Schande der Nationen Europas, so lange gekämpft hat, (!!!) gibt es denn jemand, der ihm sein Ohr nicht leihen wolle?" ꝛc. ꝛc. Ramdohr wird nächst Oehlenschläger und neben Baggesen von diesem blackwoodschen Recens. erwähnt, sowie als eingeborner dänischer Schriftsteller, und zwar als ein in Dänemark sehr geschätzter philosophischer Kritiker und Literator mit vieler Wärmer gepriesen! „Ramdohr, sagt er, ist der Jeffrey Dänemarks — — ja in Hinsicht der Literatur steht er viel höher — kein Zweig der (dänischen) Literatur, in welchem er sich nicht ausgezeichnet hat" — — ꝛc. (risum teneatis?) — Zu den vorsetzlichen Erdichtungen, in welchen der kindliche Muthwille des ohne Zweifel blutjungen Recensenten sich ergießt, gehören ein sehr fades Epigramm, welches er dem verstorbenen dänischen Dichter Thaarup, und eine Ballade, welche er dem Professor Molbech beimißt. — Doch wir legen den Hrn. Blackwood nebst seinen jungen hoffnungsvollen Mitarbeiter bei Seite, um einige Bemerkungen niederzuschreiben zu den literarischen Berichten aus Dänemark, die einem deutschen Journale einverleibt worden.

In einer umständlichen Uebersicht der dänischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert, welche Uebersicht die jenaische Literaturzeitung in den Ergänzungsblättern für 1819 angefangen, im Jahre 1820 fortgesetzt und endlich im vorigen Jahre vollendet hat, finden sich unläugbar nicht nur mehrere Irrungen, sondern zugleich einige unhaltbare Urtheile. Solche aber zu widerlegen ist gewöhnlich vergebliche Mühe, wogegen es wohl seinen Nutzen haben möchte, die fehlerhaften Nachrichten etwas zu berichtigen. Es kommen die mehrsten dieser Fehler in den Ergänzungsblättern für 1821 vor; nur einige davon erwähnen wir hier. In den Berichten der beiden vorhergehenden Jahre findet man weniger Unrichtigkeiten der hier gerügten Art. Jedoch können wir nicht umhin, vorläufig ein Paar zu bemerken. Das befreite Israel, ein Epos von dem Dichter und Bischof Hertz, wird unter „Theologie" angeführt; und einige von dem Rector Hansen gesammelte und herausgegebene Nachrichten von schiffbrüchigen dänischen Grönlandsfahrern, werden als eine Beschreibung der eigenen ausgestandenen Gefahren des Verfassers erwähnt.

Die in dem Ergänzungsblatt Nr. 20 fürs vorige Jahr fortgesetzte Uebersicht macht den Leser zuerst mit der mathematischen Literatur in Dänemark bekannt. Unter andern kommt daselbst die sonderbare Aeußerung vor, daß man in dem schwerbeweglichen aber leichtgläubigen Dänemark angenommen habe, daß die mathematische Schwärmerei sich in Deutschland weit mehr verbreitet habe, als es wirklich der Fall war. Worauf der Recensent diese Behauptung, und die unbarmherzigen Beschuldigungen der Schwerbeweglichkeit und Leichtgläubigkeit gründet, ist schwer zu errathen. — In die vom Recensenten ertheilten, biographischen Nachrichten über verschiedene der angeführten Schriftsteller haben sich mehrere Irrthümer eingeschlichen.

Wenn, in Veranlassung der Reise nach Paris von dem verstorbenen Prof. der Astronomie, Bugge, berichtigt wird, „daß er von dem französischen Directorium dahin berufen wäre, um zur Bestimmung eines neuen metrischen Maßes (Mètre) mit zu wirken;" so muß dabei bemerkt werden, daß Bugge auf Kosten und Befehl der dänischen Regierung (im Jahr 1798) reiste, um zugleich mit dem durch das Directorium erwählten Sachkundigen über die Bestimmung allgemeiner Etalons zu berathschlagen.

„Sander, Baggesen und ganz neuerdings selbst Oehlenschläger, sagt der Recensent, wurden, sämmtlich als Dichter für die Bühne betrachtet, in Händel verwickelt, die zum Theil erst vor dem bürgerlichen Richterstuhl beigelegt werden konnten." Dies letzte trifft jedoch nur den Justizrath Baggesen allein. Die Irrung, als wäre Justizrath Baggesen, mittelst eines richterlichen Urtheilspruchs, schuldig des Plagiums in Hinsicht des Singstücks: Trylleha spen erkannt, ist schon im Intelligenzblatt der jen. Lit. Zeitung von einem Sohne Bs. berichtigt worden; übrigens auf eine ziemlich unedle, von dem Recensenten gar nicht verschuldete Weise; denn dieser hatte Baggesen mit Schonung behandelt, und die angezogene Irrung war keineswegs vorsetzlich, was auch in der mit Würde geschriebenen Antwort des Recensenten bemerkt, und ohnedies von jedem Unbefangenen leicht vermuthet wurde. Der Irrthum rührte wahrscheinlich aus der Doppelheit der von Baggesen angefangenen Rechtssache her, indem sie nicht nur die in einer besondern kleinen Schrift gethane Beschuldigung des Dr. P. Hjort wegen Plagiats, sondern auch einige andere harte Beschuldigungen desselben in der Schrift: Zwölf Paragraphen über Jens Baggesen, betraf. In Hinsicht dieser letzten, hinlänglich bewiesenen, Beschuldigungen wurde Baggesen aber nicht freigesprochen, welches dagegen in Hinsicht jener, welche sich nicht juristisch documentiren ließ, der Fall war.

Die „ausgewählten Schriften Holberg's" sind nicht von Rahbek und Nyerup, sondern von Rahbek allein herausgegeben.

„Der ernsthafte Proceß, worin Rahbek im J. 1794 mit dem damaligen französischen Minister am dänischen Hofe, P. Grouvelle, verwickelt war, wegen einer freimüthigen Aeußerung in einer seiner (Rahbek's) Zeitschriften,

*) Ein anderes, gleich edles, Lieblings-Geschäft der Verfasser des Magazins ist, den Nationalhaß gegen die Irländer nach bestem Vermögen zu hegen und zu pflegen.

die Grouvelle zuletzt auf gut französisch durch eine reponse à tout zu annihiliren suchte" — hat nie und nirgends existirt. Die „Reponse à tout" von Grouvelle, die nichts mehr und nichts weniger als eine Vertheidigung der französischen Revolution enthält, ist von Rahbek selbst, ohne irgend eine Aeußerung feindlicher Natur, übersetzt worden. Vielleicht hat eine Rechtssache zwischen Rahbek und dem englischen Gesandten Hailes, welche im obigen Jahre von dem dänischen Richterstuhle, zum Vortheil des Erstgedachten, entschieden wurde, zu jener sonderbaren Irrung die Veranlassung gegeben. Es entstand dieser Proceß wegen einiger Aeußerungen in Rahbek's „Zuschauer," welche Hailes auf sich deutete.

Von den „Labyrinthen oder Reise durch Deutschland" von Baggesen (Kopenh. 1792) kam nur ein Theil des ersten Bandes zum zweiten Male heraus im Jahre 1807, unter einem neuen Titel, (Dichterwanderungen, 1ster Theil) und mit einer neuen ausführlichen Vorrede, die politische Bekehrung des Verfassers zum Mysticismus betreffend. Der Rec. spricht von einer zweiten Auflage des ganzen Werkes.

Der Roman: „der Nutzen der Liebe" von J. C. Tode, ist original, nicht aus dem Englischen übersetzt.

Die Uebersicht erwähnt einer „Judenfehde 1813—1819" in Kopenhagen, mithin eines siebenjährigen Judenkrieges! Er war jedoch (dem Himmel sey Dank!) weder so langwierig, noch so blutig. Die Angriffe auf die Juden 1819, welche diesen Irrthum veranlaßt haben, geschahen bekanntlich nicht mittelst Schriften, sondern mittelst ganz anderer Waffen. Der Verfasser T. C. Bruun, dem der Recens. mehrere, die Judenfehde betreffende Streitschriften beilegt, hat an den, im Jahre 1813, stattgefundenen literarischen Streitigkeiten keinen Antheil; er fand sich nur durch eine zu diesem Streit gehörige Schrift des Justizraths Bagge sen zu einer Streitschrift gegen diesen bewogen.

Daß M. C. Bruun (der jetzige französische Schriftsteller Malte Brun) die dänische Literatur mit manchen schätzbaren Schriften, bevor seiner Abreise von Dänemark, bereichert habe, ist wohl etwas zu viel gesagt.

Es ist ganz unrichtig, daß Oehlenschläger „öfters" an den von Baggesen erregten Streitigkeiten Theil nahm. Er hat Baggesens Angriffe auf seine Schriften gar nicht beantwortet. Es ist auch nicht richtig, daß „der vorurtheilsfreie Zuschauer" über sein Urtheil in diesem Controvers mit sich selbst uneinig seyn konnte; denn, die Parteisucht, welche sich ja nie beschwichtigen läßt, ausgenommen, gab es wohl Keinen, dessen Achtung vor Oehlenschläger's Schriften durch jene Angriffe verringert wurde. — Allzugewagt ist aber die Behauptung: „daß die von der Theaterdirection in Kopenhagen beschlossene Verwerfung des Oehlenschlägerschen Lustspiels „Frya's Altar," unter Baggesen's Vorsitz geschah;" denn solches ließe sich doch nie, da Baggesen schon damals vor mehreren Jahren seiner Stelle als Mitglied der Theaterdirection war entlassen worden, im Falle eines Processes, gerichtlich darthun. — Uebrigens muß bemerkt werden, daß die schriftstellerischen Verdienste Oehlenschläger's und Baggesen's richtig und nach Gebühr sind gewürdigt worden.

Die von Oehlenschläger im Dänischen herausgegebenen „Mährchen von verschiedenen Dichtern, bearbeitet und übersetzt," werden vom Recens. mit den deutsch herausgegebenen Original-Erzählungen desselben Verfassers (Stuttgart und Tübingen 1816—1817) verwechselt.

Die in mehrern deutschen Zeitschriften befindlichen Nachrichten von der Ausübung der Musik in Dänemark und von mehrern musikalischen Gesellschaften zu Kopenhagen, können das, was in der jenaischen Literaturzeitung von dem schlechten Zustande des musikalischen Unterrichts daselbst gesagt wird, berichtigen.

Die „gelehrten Nachrichten" (eigentlich: Nachrichten von gelehrten Sachen), welche in Kopenhagen erscheinen, und jetzt unter dem Titel: Dänische Literatur-Zeitung (Dansk Literaturtidende) fortgesetzt werden, läßt der Recens. mit dem J. 1790 anfangen; dies geschah aber wenigstens dreissig Jahre früher. —

59.

Noch Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Duldung im 19ten Jahrhundert.

Was die Protestanten in Frankreich durch politischen Haß und religiösen Fanatismus seit dem Jahre 1814 gelitten haben, ist in Nr. 91, 99, 117 und 125, aus den darüber erschienenen Schriften von Aignan, Mark-Wilks u. A. mitgetheilt worden. Nicht minder wichtig ist das, was über den Religionsdruck, den drei Millionen evangelische Unterthanen des Königreichs Ungarn erdulden, in den

Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn, von Gregor von Berzeviczy, (Leipzig 1822), berichtet wird. Der Verf. behauptet, daß die toleranten Bestimmungen, welche das neueste Religionsgesetz des 26sten Art. vom Jahre 1791 enthält, durch den constitutionellen Einfluß des großentheils intolerant gesinnten, und von einer jesuitischen Partei geleiteten, mächtigen Clerus, umgangen und unwirksam gemacht werden. In den deutschen Erblanden, wo kein solches Gesetz die Evangelischen in Schutz nehme, sey ihre politische Lage gesicherter, als in Ungarn! Sind die Thatsachen gegründet, auf welche sich der Vf. beruft, so muß man wünschen, daß die Bittschriften der Evangelischen in Ungarn vom J. 1819 und vom J. 1820, welche der Verf. S. 99—142 mitgetheilt hat, Eingang finden möchten. Es werden nämlich von dem katholischen Clerus sogenannte Elenchi oder Beweislisten aller, zur katholischen Kirche anzuhaltenden, verfertigt, welche einen Religionszwang zur Folge haben, der eine Menge Anfechtungen derer, die nicht zur evangelischen Kirche sich bekennen dürfen, veranlaßt; hier und da sollen gewaltsame Bekehrungen durch Heiducken, Einkerkerungen, Entreißungen der Kinder von ihren Aeltern, der Ehegatten von einander, und ähnliche Gewaltthätigkeiten, der vielen Fiskal-Aktionen nicht zu gedenken, Statt gefunden haben. Der letzte Abschnitt dieser Schrift enthält eine Apologie der Evangelischen in Ungarn gegen die Beschuldigung, daß sie Deisten, Naturalisten, Rationalisten, gefährliche Neuerer, untreue Unterthanen, stets unzufriedene Querulanten, gegen die Katholiken intolerant und verfolgungssüchtig seyen u. s. w. Wir glauben, daß der Verf. diese Vorwürfe auf eine überzeugende Art von seiner Kirche abgewälzt hat. Auf seinem höherem und allgemeinerem Standpuncte hat dasselbe mit mehr Gründlichkeit Dr. Tzschirner in seiner Schrift: Protestantismus und Katholicismus, betrachtet aus dem Standpuncte der Politik, (Leipzig 1822) gethan.

Der Verf. bemerkt, S. 175, daß alle Vorstellungen der Evangelischen und die darauf angeordneten Untersuchungen deshalb keinen Erfolg gehabt hätten, weil der in Ungarn übliche Dicasterialgang mit seinen vielen Resolutionen, Explanationen, Restrictionen, Alles so verwirre, daß eigentlich nichts bestehe, als Willkür. Nur ein königlicher Machtspruch könne den Evangelischen helfen, und sie in den ruhigen Genuß ihrer gesetzlichen Rechte wieder einsetzen. Sie wünschen daher, daß alle kirchlich evangelischen Angelegenheiten von einer aus weltlichen, katholischen und evangelischen Mitgliedern bestehenden königl. Commission untersucht werden möchten, die ihren Sitz in Wien habe, nur von dem Monarchen abhänge, unmittelbar an ihn berichte und in seinem Namen verfüge. — Das Vertrauen auf die gerechten Gesinnungen des Monarchen, welches der Verf. ausspricht, ist in seiner Schrift der einzige Lichtpunct einer besseren Zukunft.

26.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 223.

27. September 1822.

Fragmente aus einer Schweizerreise im Sommer 1822.

Ein Blick in die Bäder der Schweiz und des Rheins im Juni, Juli und August 1822 ꝛc.

Das Leuckerbad, bain de l'Oueche von den Franzosen genannt, ist das wichtigste, sowohl seiner eigenen Naturlage wegen, als um des Gehaltes seines Wassers, der wohl eine Folge seiner Lage ist. Was kann ein Berg, der 9000 Fuß hoch ist, nicht für Mineraltheile enthalten und kochen, den wahren und eingebildeten Schwächen der Menschen abzuhelfen! Hier ist, möchte ich sagen, die deutsche Welt zu Ende. Schweizer besuchen das Leuckerbad, aber noch weit mehr findet man da Bewohner Frankreichs, Wohlhabende aus den vier Städten des Walliserthales Leuck, Sitten, Martigny und St. Maurice, und Hülfe Suchende aus den Mittelständen des ganzen angrenzenden Thals. Aus Paris, dieser mir noch jüngst von der Herzogin von Broglio als so ungesund beschriebenen Stadt, fand ich viele, die die Mineralbäder Leucks besuchten: Pairs von Frankreich, grand' croix St. Louisorden, Marquisinnen von Nantes, und Damen, die mir versicherten, schon im vorigen Jahre 400 Lieues gemacht zu haben, um diese wirksamen Bäder zu besuchen. Diese thaten aus der großen Entfernung diese große, kostbare Reise, mit Zurücklassung ihrer Familie, in Begleitung einer einzigen Kammerjungfer. An mehreren, sonst hübschen Gesichtern bemerkte ich, daß die Reinigung des Teint wohl die Hauptursache der Badereise war. Von keiner Seite kann Leuck in gewohnter Gemächlichkeit der Reisewagen besucht werden, selbst wenn man die Kosten nicht scheut, um von Frankreich aus durch das viele Poststationen lange Walliserthal über Genf und durch ganz Savoyen zu fahren. Jedermann, der dies Bad besuchen will, muß — er mag Reiter oder Reiterin seyn — es hier ganz werden. Wie angstvoll stöhnten die Kammerjungfern, die noch weniger als ihre Herrinnen auf Pferden oder Maulthieren gesessen hatten, am allerwenigsten auf diesen Bergpfaden, wie die auf der Gemmi und an der Daub la dube, ein Gletscher noch ganz mit Schnee und Eis bedeckt, waren, so daß man es dem Thiere mehr als dem Reiter anheimstellen mußte, den wahren Weg zu treffen, der hier und da mit Stangen besetzt ist. Und so vertrauungsvoll uns von Kindheit an die Saumthiere an den gefährlichen Bergpfaden der Schweiz als unfehlbar geschildert werden, so muß ich doch hier bemerken, daß man diese nur für die Bagage erhält, und den reisenden Herren oder Damen nur Pferde gegeben werden, sowohl von Candersteig als von der Stadt Leuck. Das Aengstliche ist, daß wenn auch das Thier sicher geht, der darauf Sitzende bei dem Anblick der großen Höhe schwindlich werden kann.

Das Bad Leuck, oder eigentlich dort Baden genannt, liegt zwei Stunden von der Stadt Leuck, in einem Seitenthal des Walliserthales, das so romantisch eng liegt, daß kein Fuhrwerk durch kann. In der Stadt Leuck muß jeder seinen Reisewagen lassen und sich und seine Bagage mit Pferden und Maulthieren zum Bade bringen lassen; daher begegnet man in diesem Thale immer Zügen von Reisenden in ihren verschiedenen Landescostümes, die nebst den begleitenden Führern der Thiere zum Bade eilen. Dies gibt in dem engen, entlegenen Thale eine Unterhaltung eigner Art. Dem Leucker Bade werden alle Lebensmittel durch diese Maulthiere zugeführt, daher ich niemand rathe, sich von Leuck zu entfernen, ohne alle seine leiblichen Bedürfnisse gestillt zu haben. In den Dörfern zwischen Leuck und dem Bade findet man nicht einmal ein Wirthshaus; das Brot, welches die Hausleute in ganz Wallis aufs ganze Jahr backen, — es kam mir anfänglich unmöglich zu glauben vor, daß sie alle Jahr nur einmal büken — das Brot ist so hart, daß der gefällige Pfarrer eines kleinen Interims-Dörfchens zwischen dem Bade und der Stadt Leuck — einen Hammer und ein Messer zur Hand nahm und es förmlich wie Zucker zerschlug. Dieser Pfarrer, der, um dem Bedürfniß ein wenig abzuhelfen, Wein schenkt und eben Erdbeeren in Commission hatte, wie er vielleicht der geistlichen Schicklichkeit wegen sagte, ißt selbst kein anderes Brot. Die Fremden, die nicht durch den Canton Wallis sondern von Thun aus der Schweiz über den schönen Weg am Thunersee herkommen, beim Stockhorn, Riesenstock und Eingang ins Simmenthal, über die Canderbrücke ins Thal der Cander eingehn, sich bei Schipsweiler in dem Bergknoten der Chaussee drehn, immer höher in das Thal bis Fruttingen dringen, denn dieses Alpthal, das so oft von wilden Wettern verheert wird, daß die Kartoffeln ausgewühlt nach dem Gewitter aus dem Ueberguß von Sand geholt werden, diese Fremden müssen in ihrem Reisewagen das Thal bis zu Candersteig hinauffahren (schon beschwerlich genug für die Postpferde von Thun) und da ihre Reisewagen stehen lassen und ohne Barmherzigkeit alles, was die pariser

Modehändlerinnen, in die Bachen der Reisewagen bestimmt hatten, dem Rücken eines Maulthiers anhängen. In Vergleich der 9000 Fuß Höhe, die man hat, nach Leuck von Thun aus zu kommen, mag dieser Ort Candersteig wohl nicht hoch vorkommen, indem ein Senner, den wir Abends fragten, ob Candersteig noch hoch läge, antwortete Top eben, (?) obgleich Candersteig 3000 Fuß hoch liegt. Es macht eine eigene Wirkung, nachdem man eine solche jähe Höhe erstiegen und hie und da die Cander in großen Fällen stürzen sah, sie nun auf einmal wie einen breiten Strom einen großen Kreis machen sieht, wie jeder andere große Fluß in der Ebene. Von Candersteig geht man früh ab, die ungeheure Höhe der 9000 Fuß zu erreichen, und nun verläßt uns Pferd und Maulthier, nur der Mensch vermochte es, senkrecht solche Höhe herabzusteigen, denn von der höchsten Höhe erblickt man das Bad von Leuck unten im Thal. Eine Gesellschaft vereinigte sich, die Felsen mit Hülfe des Pulversprengens gangbar zu machen, und diese wohlthätige Gesellschaft ruinirte sich bei den Auslagen, doch machte sie den Uebergang möglich. Kranke Schwache können nicht anders als herunter getragen werden, wie Kinder auf dem Arm. Aber der Anblick der Ameisenwelt von der Höhe, wo man so schnell herunter soll, ist ganz neu. Wer stand oft so hoch und sah senkrecht die Felsen herunter ohne eine Spur von Weg? Oft scheint auch der Weg unglaublich und nur die Spur des gebohrten Halbrohrs an dem gesprengten Felsen dient zur Leitung. Auf der Höhe, gegenüber Weilers unten im Thale, liegt das Dorf Albinnen, daß nur durch Leitern mit der übrigen Welt correspondirt. Die Fremden sind größtentheils in Pension bei den Bewohnern Badens, die den Tag sechs Franken nehmen, auch waren Einige der besten Gesellschaft bei Mad. Roth zu vier Franken. Der erste Gastgeber ist Hr. Schläfti, den die Regierung von Bern jeden Sommer sendet, und der den Winter über Pension in Burgdorf hält, wie seine hinfahrenden Frauenzimmer es nannten, welches in der Ideenverbindung mit Burgdorf und Pestalozzi eher an eine geistige als eine leibliche Pension oder Kostanstalt erinnert. Das Leucker Bad scheint so für das wahre Kranksein und Pflegen des Körpers eingerichtet, daß man keine Anlagen, keine Erfindungen, ja nicht einmal Schattenbäume gepflanzt hat, obgleich die Hitze hier in dem senkrechten Felsenthal groß ist, so wie in dem angrenzenden Walliserthal. Ja man gibt die vielen Misstaltungen der Menschen dieser sich in dem Thale sammelnden Hitze schuld, und die Empfindung dieser erschlaffenden Hitze gibt der erste Eintritt von der Felsenhöhe. Auch mögen die Menschen sich hier in dem wirksamen Wasser am besten befinden, denn es ist die Vorschrift, es früh von 3 Uhr an bis gegen 9 zu gebrauchen. Früh wirkt es am meisten.

Nur das Ausziehen geschieht in eignen erwärmten, an das allgemeine Bad stoßenden Zimmerchen; im Bad ist man wie in einem Salon versammelt, jeder in seinem Bademantel. Man scherzt, man spricht, man liest, man frühstückt und jeder findet diese Zeit als die angenehmste. Jeder Kurgast bezahlt das Bad mit zwei Kronen und darf nur auf einen guten Erfolg rechnen, wenn er zwei oder drei Jahre wiederkehrt, es sechs Wochen, vier oder wenigstens drei gebraucht. Die Armen, die den Bewohnern des Ortes auch Vortheil bringen und bei ihnen wohnen, haben das Bad frei. Dieses ist dem Bade der bezahlenden Kurgäste gegenüber, unter dem nämlichen Dache, ganz von der nämlichen Größe wie jenes. Nach dem Bade legt man sich nieder, um halb zwölf geht das große Hauptessen an, welches den Badegästen so vorgeschrieben ist, damit ein leichtes Nachtessen früh genug folgen könne, um so zu Bette zu gehn, daß man einigermaßen für das Aufstehen um drei Uhr zum Baden entschädigt werde. Die Fremden, die von Thun nach Candersteig fahren, sind verschiedenen Prellereien ausgesetzt, die ich Gelegenheit hatte zu bemerken, da ich einige Tage in Candersteig blieb. Man muß in der Nacht von Thun abfahren, um zu Wagen, zu Roß und zu Fuß von da nach dem Leucker Bade in Einem Tage zu kommen. Die acht Stunden von Thun bis Candersteig hatte die Marquisin von Rechievre von Nantes schon um ein Viertel acht Uhr Morgens mit der Post von Thun zurückgelegt. Sie saß vor der Thür des Wirthshauses, die Pferde zu erwarten, die sie und ihre Kammerjungfer die sechs Stunden über den Gemmi bis an die Daube bringen sollten; das Bagage-Maulthier ging ab; nun wurde es neun Uhr, bis sie die Pferde erhalten konnte, um den in der Hitze doppelt beschwerlichen Weg zu machen. Mit den Pferden kam die unerhörte Rechnung von 18 Fl.; sie erschrak und ich befragte den Wirth um die Ursache; er sagte, die Pferde kämen nun in Einem Tage nicht zurück, sie müßte also zwei Tage zahlen. Das war, sagte ich, nicht der Dame Schuld, sie kam zeitig genug; ja aber die Pferde sind nicht gleich bei der Hand, sie müssen erst von der Weide geholt werden; dies ist ein Vorwand um die Doppelbezahlung zu erpressen, wie ich Gelegenheit hatte, noch an demselben Nachmittag deutlich zu sehn, an welchem ich den Pferden der Marquise gegen fünf Uhr auf dem Rückwege nach Candersteig begegnete; über das einzige Häuschen Schwarrenbach, das in den zehn Stunden zwischen den Häusern im Bad und Cantersteig steht, waren diese Thiere schon vorüber, folglich mußten sie an dem nämlichen Tage wieder nach Hause, und man hatte der Marquise das doppelte Geld fälschlich abgenommen. Aber wer konnte es ändern? Die Marquise nahm zwar die Klage mit ins Bad, aber sie konnte nichts beweisen, und jeder Fremde ist so froh, die Freuden der Reise ohne Fehde zu genießen, daß er gern das Ueberstandene vergißt. Hier gäbe es wohl ein Mittel, den Wirth in Candersteig zu benachrichtigen, daß er die Pferde bereit halten solle um sieben oder acht Uhr, damit er das Suchen oder Holen derselben auf der Weide für keinen Vorwand nehmen dürfe. Die angstvolle Kammerjungfer meinte, für so vieles Geld hätten sie beinahe die grande route des Walliserthales machen

können, ohne auf den Pferden die hohen mühsamen Schneepfade zu suchen. C'est abominable, comme on écorche les étrangers, sagte die Marquise. Sobald die Wirthe französisch hören, rufen sie ihre Helfer, an den Orten der Schweiz wo nicht allgemein französisch geredet wird, und die Rechnung wird nun auf höhern Fuß gestellt; doch mehr noch zahlt ein Engländer; der Deutsche wird am mäßigsten in der Rechnung gehalten. Ein Bette, was sie für sechs Batzen anrechnen, wird einem rechten Engländer zum Kronenthaler angesetzt. Schade nur, daß statt des so häufigen Besuches, jetzt, in dem trefflichen Jahre, die englischen Gäste umsonst erwartet wurden, und das Vergnügen, wie uns ein deutscher Kellner in Rolle am Genfersee versicherte, hier nichts als Fürsten und Grafen zu sehn, diesmal gemindert war. Wir sahen öfters genug die prächtigen Vierspänner um den Genfersee fliegen, aber sonst hätte man 16 bis 20 Kutschen der Art auf einmal vor den Wirthshäusern stehen sehn, versichert man uns. Der Wirth in Candersteig hatte verschiedene Arten, das Geld in seine Canäle zu locken auch auf dem Rückweg aus dem Leucker Bade. Die Marquise wollte ihre Kutsche von Thun in drei Wochen wieder bestellen, er gab es nicht zu, um ihr dann auf die nämliche Art, wenn sie nicht eine Nacht in seinem Gasthause zubringen will, die Pferde nach Thun für zwei Tage anzurechnen. Die dritte Art ist wahr vein patriotisch; er kann es nicht ertragen, daß bei so vielem Jagen nach Wasserfällen, Seen und Gletschern, die Natur um Candersteig nicht einmal so weit in Betracht komme, daß ein Fremder eine Nacht darum zubringen, ein Mittagsmahl darum verzehren oder wenigstens eine Flasche Wein darum bei ihm trinken müßte. Da werden dann die Wunder des Uschisees gepriesen, in welchen vierzehn Wasserfälle fallen. Wahr ist es, und der erste beim Hingehn ist groß und schön, aber die vierzehn sind klein und schwach, und der aufrichtige Fremde, der nun seinen Tag da bleibt, findet sich nicht befriedigt, und folgt nicht mehr, wenn ein enges Felsenthal ihn zu einem Gletscher bringen soll, vor welchem sich im Sommer ein Dorf ansiedelt, das die Gefahr des Winters hier zu seyn nie wagen darf. Bei guter Witterung der vorgerückten Jahreszeit und geschmolzenem Schnee kann man mit einem bekannten Führer, den Weg von dem Uschisee aus, auf einem kurzen Fußsteig in das Lauterbrunner-Thal an den Staubbach kommen. Der gewöhnliche Weg geht über den Brienzersee, den die wilde Aar durchläuft, Interlacken und durch das Thal der zwei Luschinen in das von Lauterbrunn, wo nur eine Luschine rauscht, aber mit den herabrollenden Wasserbächen ein solches Getöse macht, daß es sehr wohl thut, wenn das Ohr wieder Ruhe hat; auf diese Weise genießt man das Thal am angenehmsten und fein nach und nach immer Engerwerden, bis zum Eintritt des majestätischen Gletschers der Jungfrau, die ein hoher Koloß gegen den Staubbach über hehr dasteht, und in Wolken verschwindet. Viele Fremde durchschneiden das Thal zum Staubbach, da wo er fällt, bei Lauterbrunn, sie kommen aus dem Oberhasli-Thal über den Reichenbacher Wasserfall die Gletscher vorbei, und statt bei Grindelwald durch das Thal der zwei Luschinen in das Lauterbrunner-Thal zu kommen, gehn sie von dem Gletscherwege über die Wengeralp und kommen bei dem Staubbach herunter. Dies heißt den Knoten nicht auflösen aber zerschneiden. Auch das Bad von Interlacken wird fleißig besucht. Es liegt angenehm an dem Ende des Brienzersees, Brienz gegenüber, und der am See liegende Gießbach liefert dem Badegast eine angenehme Partie, wo neben dem Wasserfall auch das Ohr mit lieblichen Liedern der Kinder des Schulmeisters, der im Sommer da wohnt, und der Gaum mit seiner guten Butter, süßen Rahm, gebratenem Käse gelabt wird; ein Piano hier zu finden, hätte man sich in der abgeschiedenen Wassereinsamkeit, mit Grün umfangen, wohl nicht gedacht. Wenn die wilde Aar bei Interlacken wieder aus dem Brienzersee fließt, bildet sie bald wieder im Verein mit den zwei Luschinen den Thunersee. Sollte Interlacken nicht seinen Namen von der Lage zwischen diesen beiden Lacs oder Seen, des Brienzer und Thuner, erhalten haben; auch ist der Gang dieser Gewässer von dem einen zum andern See sehr angenehm, reizend und belebt. Die Brücke von Untersee gibt noch einmal den Anblick der hohen Jungfrau in unendlicher Majestät und Schönheit, man ist drei Stunden weiter von ihr als in Lauterbrunn, und sieht darum mehr von ihr. Die Brücke war bedeckt, meine Begleiter kauften von dem Kuchen und Obste, was unter der Bedeckung zu verkaufen war, während dessen ich noch einmal an den Anfang der Brücke trat, die Jungfrau noch einmal zu schauen, — und es war das Lebewohl, ich sah sie nicht wieder, so bestimmt, so allein. Was ist es doch mit der wahrhaft weichen Sehnsucht, die wir für diese starren Riesen haben; der Felsblock mit Schnee und Eis glatirt und kandirt kann uns so anziehen, daß wir ihn mit Theilnahme in seinen verschiedenen geformten Erscheinungen aufsuchen, ihn umgehen, wenn er nicht zu erreichen ist, ja sogar wie jener Engländer auf der Schweizer Miethe in Hachen unweit Schwyz, uns ein Seil um den Leib binden lassen, um dem Führer folgen zu können. Gleich bei Untersee ist Neuhaus, wo eine Menge Wagen die Befehle des zur See angekommenen Fremden erwarten, und dabei findet der Badeliebhaber auch wieder ein Bad, das die Schweizer sehr zu lieben und zu brauchen scheinen, da sie sogar mittelst Leitern in das Pfefferbad in Graubünden klettern. Kaum bis Thun gekommen, kann der badeliebende Fremde, ehe er auf den Stockhorn geht, wieder ein besuchtes Bad beschauen. Wer von der Rousseau's oder Petersinsel im Bielersee kommt, kann einen schönen weit nähern Weg kennen lernen, wenn er über das Brütlybad, das Moos (le marais) eine Strecke ohnweit des Murtensees in die Chaussee, die von Moudon kommt, einbeugt. Dies Brütlybad liegt angenehm in einer Tiefe. Das große Gewitter, das so viel Schaden, wie ich bei meiner Rückreise sah, in Strasburg that, und wie mir E. H. aus Triest meldete, viel Schiffe in der Rhede zerschmetterte, dies nämliche Gewitter ließ sich um fünf Uhr eine halbe Stunde über diesem Brütlybade aus und schuhhoch liegende dicke Schloßen, die wir noch am andern Tage wie Zuckerklümpchen im Munde schmelzen ließen, waren die Folgen davon. Diese hatten alle Kirschbäume und Aeste angegriffen und zu Boden geschlagen, die Aehrenärnte sah aus als wäre sie schlecht gemäht. Ganze Gemeinden schafften den Sand von der Erde weg, und die Erde von den Wiesen. (Die Fortsetzung folgt.)

Lord Byron's Leben.

(Beschluß aus No. 221.)

Nach einer Wanderung durch das nördliche Italien und einem kurzen Aufenthalt in Venedig, wo er seinen alten Reisegefährten Hobhouse wiederfand, ging er mit diesem nach Rom. Er vollendet hier den Childe Harold mit dem vierten Gesange, den er seinem Reisegefährten widmete, welcher nicht nur viele Anmerkungen zu dem Gedichte beitrug, sondern auch eine besondere erläuternde Schrift: Illustrations of Childe Harold heraus gab. Der Gesang erzählt die Reise von Venedig über Ferrara und Florenz nach Rom, dessen Denkmäler und Erinnerungen ihn zu den schönsten Stellen begeisterten. — Um die Zeit, wo er mit der Vollendung dieser Dichtung sich beschäftigte, gab er ein humoristisches Gedicht: „Beppo, eine venetianische Geschichte" heraus, ein leichtes Geistesspiel, worin die Beschreibung des Carnavals ausgezeichnet ist. Kurz nachher erschien ohne Namen ein burleskes Gedicht: „Ankündigung und Probe eines herauszugebenden Nationalwerkes von William und Robert Whistlecraft, Sattlermeister zu New-Market in Suffolk, welches

die wichtigsten Begebenheiten des Königs Arthur und seiner Tafelrunde enthalten soll." Der Ton dieses Gedichts, das offenbar eine Verspottung der poetischen Erzählungen des Hofdichters Robert Southey war, erinnert so sehr an Beppo, daß man es allgemein dem Lord zuschrieb. — Der „Vampyr" hingegen, eine prosaische Erzählung, war ein untergeschobenes Werk, das einige Schriftsteller in London gemeinschaftlich bearbeiteten, und unter des Lords berühmtem Namen herausgaben, um sich einen kleinen Vortheil zu verschaffen. Byron's Verleger deckte den Betrug auf; ein Arzt aber, der den Reisenden im Auslande behandelt hatte, erklärte dagegen, die Ausführung der Erzählung sey zwar sein Eigenthum, der Grundgedanke aber gehöre allerdings dem Lord, der die Geschichte während seines Aufenthalts am Genfersee in einer Gesellschaft erzählt habe. Einer von den Theilnehmern an diesem literarischen Betrug, den jener Umstand, wenn er auch gegründet wäre, nicht entschuldigen konnte, war früher ein niedriger Schmeichler des Lords gewesen, und suchte seitdem, so viel er vermochte, mit der bittersten Feindseligkeit den Ruf desselben zu untergraben.

Das Gedicht: „Mazeppa", das ein Abenteuer des berühmten Kosacken-Anführers erzählt, weicht im Ton und Darstellung auffallend von Byron's frühern Dichtungen ab; so anziehend aber das reiche Gemälde ist, so nachtheilig wirken die häufigen Mängel der gezierten Sprache. Zugleich mit dieser Erzählung erschien die „Ode an Venedig" worin er den Verlust der Freiheit Venedigs durch Despoten beklagt, die er in der neuesten Zeit zu sehen glaubt.

Der Gedanke, den Byron, wie wir oben erwähnten, in seinem Harold auszuführen aufgab, scheint ihm so werth geworden zu seyn, daß er ihn noch einmal ergriff, aber hatte er in seinen frühern Dichtungen die Schilderung ruchloser Charaktere mit furchtbaren, grausenerregenden Umständen verbunden, so kleidete er einen ähnlichen Charakter in seinem Don Juan in das gefährlicher anlockende Gewand munterer Laune; einen Charakter, der als Repräsentant wilder Ruchlosigkeit auf der Bühne fast sprichwörtlich geworden war. Die beiden ersten Abtheilungen dieses, auf zwölf Gesänge angelegten Gedichts erschienen 1819 ohne Namen des Verfassers und Verlegers, obgleich jener sich in einer Stanze, wo er der Durchschwimmung des Hellesponts gedenkt, so gut als namentlich bezeichnete. Diese Odyssee von Unsittlichkeit — wie der Biograph sie nennt — ist bis jetzt ein dämonischer Torso geblieben.

Während seines Aufenthalts in Venedig ergriff Byron den Gedanken zu zwei Trauerspielen, aus der, an romantischen Stoffen so reichen Geschichte des alten Freistaats. Das erste war Marino Falieri. In der Vorrede erklärt er, das Stück sey nicht zur Aufführung bestimmt, weil die englische Bühne in Verfall sey. Dieser Verwahrung ungeachtet, wurde das Trauerspiel in Drurylane auf die Bühne gebracht, ungeachtet der Verleger im Namen des Verfassers ein Verbot der Vorstellung nachgesucht und erhalten hatte. Der Ausspruch des Publicums aber entschied wirksamer und die undramatische Dichtung verschwand von der Bühne. Einen Anhang des Trauerspiels bildete ein Gedicht in vier Gesängen: Dante's Prophezeihungen, in Terzinen. Dante wird darin redend eingeführt, um die Schicksale Italiens in den spätern Jahrhunderten zu erzählen. — Die ungünstige Aufnahme des ersten Trauerspiels schreckte ihn nicht ab, und bald folgte Sardanapalus, eine Dichtung, die zwar, wie die übrigen Schauspiele, ohne dramatische Wirkung, aber doch reich an Interesse und Wahrheit der Charakterzeichnung ist. Auch hier verwahrt er sich in der Vorrede gegen die Darstellung auf der Bühne und kommt dabei auf die Grille, den Sachwalter der drei Einheiten zu machen, welche, sagt er, bis neuerlich, als Literaturgesetz in der ganzen Welt gegolten haben. Zu dem zweiten, zugleich mit dem vorhergehenden und dem folgenden Drama erschienenen wenig anziehenden Stücke: „Die beiden Foscari," hat B. den Stoff gleichfalls aus der Geschichte von Venedig entlehnt. Das dritte Drama „Cain," dessen Bekanntmachung Gifford und selbst Hobhouse widerriethen, überbietet die verwegensten Angriffe, die Byron bis dahin gegen das Heiligste gemacht hatte. Dem Teufel und seinem Zöglinge ist hier das Feld allein überlassen, und selbst ein englischer Kritiker, der dem Verfasser keine böse Absicht zutraut, und den kräftigen poetischen Zügen, die sich auch hier finden, Gerechtigkeit widerfahren läßt, sieht doch in dem Ganzen nur eine, gegen die Güte, oder Macht der Gottheit und die Vernunftmäßigkeit der Religion überhaupt, gerichtete Erörterung. Ein Nachdrucker lieferte kurz nach der Erscheinung dieses Stückes eine wohlfeile Ausgabe, wogegen der Verleger ein Verbot nachsuchte. Der Kanzler verwarf das Gesuch, und unser Biograph billigt dies, weil in der bewilligten Beschützung der Originalausgabe gewissermaßen eine Billigung der Schrift gelegen haben würde. Byron ließ darauf einen Brief drucken, worin er erklärte, daß der Druck des Stückes die Folge seiner hartnäckigen Beharrung sey, und sich erbot, im Fall man „den Verleger übertäuben" wolle, persönlich zu erscheinen und alle Verantwortung für seine Schrift gegen jede Anklage zu übernehmen. Mit einer gerichtlichen Verfolgung war jedoch der Verleger keineswegs bedroht worden.

Ein Anhang zu jenen drei Trauerspielen enthält einen heftigen Angriff gegen R. Southey. Der Hofdichter und der Lord waren schon durch ihre politischen Grundsätze getrennt, aber Southey hatte in seinem letzten seltsamen Gedichte auf Georg III.: The Vision of Judgment von der „satanischen Schule" gesprochen, und die Schriften derselben mit den Werken der Ungläubigen verglichen, welche nach seiner Meinung die französische Revolution hervorgebracht haben sollen. Diese Anspielung auf Byron war zu deutlich, aber wenn der Lord auch mit vollem Rechte (was unser auch hier befangener Biograph freilich nicht zugeben will) jene Meinung bekämpft und dagegen treffend behauptet, daß Handlungen der Regierungen und nicht Schriften gegen sie, alle frühern Erschütterungen herbeigeführt haben, und künftige vorbereiten: so ist es doch Verblendung über seine literarischen Sünden und Verkennung seines Verhältnisses zum Publicum, wenn er meint, daß der, gegen ihn gerichtete Tadel, das Werk einer Partei sey, und durchaus unwürdig ist die Art, wie er einen Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und unbescholtenem Charakter behandelt und selbst in seinen Privatverhältnissen angreift. Southey blieb die Antwort nicht schuldig; sie war heftig wie der Angriff, und sagte unter andern: „Ich habe den Goliath der satanischen Schule mit einem Stein aus meiner Schleuder auf die Stirne getroffen, und seinen Namen an den Galgen geheftet, zu Schimpf und Schande, so lange er dauern wird. Nehme ihn herab, wers kann!" Der Lord schrieb eine Parodie der Apotheose des Hofdichters, die aber, wie der Biograph sagt, so höchst unanständig ist, daß kein Buchhändler sie herauszugeben wage; nach einer Nachricht im diesjährigen Augustheft des New Monthly Review wird jedoch ehestens eine dem Lord zugeschriebene Satyre: The Vision of judgment, by Quevedo Redivivus, bei J. Hunt in London erscheinen.

Bekanntlich lebt L. Byron jetzt in Pisa, wo er sich nicht mehr, wie früher in Venedig, dem Umgange mit seinen Landsleuten entzieht. Er steht an der Spitze einer literarischen Gesellschaft, die unter andern auch den erwähnten Shelley unter ihre Mitglieder zählt, und die Herausgabe einer Zeitschrift vorbereitet. Byron ist durch sein beträchtliches Vermögen in Stand gesetzt, dieses Unternehmen zu unterstützen, und wie wir hier erfahren, hat er auch dadurch seine Freigebigkeit gezeigt, daß er das Verlagsrecht seiner beliebtesten Werke entweder Freunden, für welche solche Gunstbezeigungen wichtig waren, oder seinem Buchhändler schenkte.

48.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 224.

28. September 1822.

Neue Ausgabe von Ersch Handbuch der deutschen Literatur.

Das große Schriftstellerheer der deutschen Gelehrtenrepublik ist immer überzählig. Zu seiner Vermehrung bedarf es keines Heerbanns und keiner Conscription: mit jedem Jahre drängen sich freiwillig neue große Schaaren zu den Waffen, und der friedlich lebenden Bürger gibt es in jenem Reiche nur wenig. Allerdings geht es bei diesem freiwilligen Eintritt mitunter etwas bunt her. Da stellen sich neue Recruten, welche zum wirklichen Dienste ganz untauglich sind, ohne Weiteres mit in Reihe und Glied; andere begehren aus Eigensinn unter einer Waffe zu dienen, für welche sie nicht passen: noch andere verschmähen den ehrlichen Dienst ganz und schweifen nur als Nachzügler und Marodeurs herum. Alle aber scheinen sich dabei so wohl zu gefallen, daß selten einer von selbst an den Austritt denkt, und selbst invalide oder höchstens nur noch zum Garnisondienste taugliche Veteranen verlangen noch mit ins Feld zu ziehen. An ein ordentliches Dienstreglement, an Disciplin und Mannszucht ist nicht zu denken; die Stimme des Publicums, welche in den ausländischen Literaturen soviel gilt, vermag wenig oder nichts über den ungezügelten deutschen Schriftstellerhaufen, und selbst die täglichen Kriegsgerichte, welche in Jena, Halle, Heidelberg, Göttingen und Leipzig gehalten werden, reichen kaum hin, die Ordnung nothdürftig zu erhalten. Es war daher eine wahre Wohlthat, daß vor zehn Jahren der Kundigste aller Kundigen in Deutschland, der seit langer Zeit bei einem der vorgedachten Kriegsgerichte präsidirende Ersch, eine allgemeine Heerschau über die Schaaren hielt, welche nach der seit 1750 in Deutschland angenommenen literarischen Taktik eingeübt sind. Die Nation lohnte sein, mit eben so großer Unparteilichkeit als Umsicht ausgeführtes Geschäft mit dem allgemeinsten Beifalle, und wirklich hätte er die Zeit zu demselben damals nicht glücklicher wählen können. Kaum war seine Generalrevue beendigt, als die Herrschaft des bisherigen Zwingherrn von Deutschland zertrümmert und das, seit langer Zeit auf einen kläglichen Friedenszustand gesetzte deutsche Schriftstellerheer zu einem allgemeinen Landsturm entboten ward. Die Schlachten, welche in diesem fast zehnjährigen Kampfe geliefert worden, brauchen wir nicht aufzuzählen; sie sind noch im frischen Andenken. Jetzt, da die einzelnen Heereshaufen — freiwillig und unfreiwillig — allgemach wieder nach Hause kehren und die Waffen weglegen, war eine neue, strenge Revue wieder sehr nothwendig geworden. Viele Streiter waren invalid geworden oder nur noch zur Reserve tauglich geblieben, andere hatten mit unredlichen Waffen gekämpft oder waren feig geflohen, zahlreiche Freicorps waren aufzulösen, und eine Menge literarischer Troßbuben und Wegelagerer, welche in Pamphlets und in Tag- oder Wochenblättern Freund und Feind mit giftigen Pfeilen verletzten, waren vom Heere zu jagen. In der That ein mühsames und schwieriges Geschäft, daher denn auch Ersch sich diesmal einige Adjutanten zugesellt hat, welche ihm von den einzelnen Truppengattungen die Rapports überbringen, und bei denselben unter seinem Oberbefehl die Specialrevue halten mußten. Bereits haben die Philologen, Philosophen, Theologen und Mediciner die Musterung passirt. Die Philologen haben während der jetzigen Feldzüge nichts eingebüßt, da sie unterdessen zu Hause den Garnisonsdienst versehen haben. Mehr haben die Philosophen gelitten, weil diese in Deutschland mehr zur Parade, als zum activen Dienst abgerichtet sind, und wie manche Garderegimenter erst noch ein paar Mal ins Feuer kommen müssen, ehe sie recht zu brauchen sind. Bei den Theologen sind diesmal viele Abschiede ausgetheilt worden; dagegen nimmt es uns Wunder, daß bei den Medicinern unverhältnißmäßig wenig Reductionen und fast nur Vermehrungen und Avancements vorgefallen sind, da wir aber doch nichts von so besondern Heldenthaten dieses Corps vernommen haben.

Ohne Metapher zu reden, dieses Werk, dergleichen jetzt keine andere Nation aufzuweisen hat, ist eins der trefflichsten und unentbehrlichsten, welche uns der diesjährige Büchermarkt brachte, und Verfasser und Verleger haben sich durch dasselbe ein neues ausgezeichnetes Verdienst um unsre vaterländische Literatur erworben. Der Name Ersch allein gilt seit langer Zeit allgemein als die treffendste Bezeichnung der Tugenden, welche den wahren und echten Bibliographen ausmachen. Encyklopädische Vielseitigkeit der seltensten Art, heller und klarer Ueberblick, strenge Ordnungsliebe und eine gewandte und die verschiedenartigsten Bedürfnisse und Anforderungen berücksichtigende und befriedigende Technik in der innern Einrichtung, endlich eine nichts zu wünschen übrig lassende Genauigkeit bis auf die kleinsten Daten und Angaben herab, dies sind die Eigenschaften, welche den wahren Herrn und Meister seiner Wissen-

schaft und — ein Blick auf dieses Werk nöthigt uns dieses dankbare Geständniß ab — den Schöpfer der deutschen Bibliographie kund geben. Aber diese Anerkennung des wahren und unbestrittenen Verdienstes würde nur eine einseitige seyn, wenn wir nicht zugleich auch des wackern Verlegers mit derjenigen ehrenvollen Auszeichnung gedächten, auf welche er einen, zwar unbegehrten, aber eben darum desto gerechtern Anspruch hat. Er selbst war es, wie uns die Vorrede zur ersten Auflage berichtet, welcher den ersten Plan zu einem solchen Werke entwarf und den würdigen Verfasser für dessen Ausführung gewann, und dies in einer Zeit allgemeiner Noth und tiefen Drucks (1810—14), in welcher wenige Handlungen eine Unternehmung dieser Art gewagt, und mit solchem Aufwande und solcher Würdigung durchgeführt haben würden, als er es that. Wo zwei solche Männer sich zu einer Unternehmung vereinigen, da darf man Leistungen erwarten, welche der Nation Ehre bringen. Auch bei dieser neuen Ausgabe haben beide wieder auf das Erfreulichste gewetteifert.

Die erste Ausgabe ging bis auf das Jahr 1810. Bei dieser neuen wurde anfangs das Jahr 1820 als Schlußjahr angenommen, doch ist die neueste Literatur noch über diesen Termin hinaus bis zu dem Augenblicke, wo der letzte Bogen jeder Abtheilung zur Presse gelegt wird, vollständig nachgetragen, und, wo dies nicht sogleich im Texte geschehen konnte, in besondern Ergänzungen und Nachträgen zu Ende jeder Abtheilung fortgeführt worden, so daß der gleich jetzt eintretende Käufer nur das nachzutragen braucht, was vom Tage der Erscheinung an herauskömmt, um eine vollständige Uebersicht und Kenntniß des Erlesensten der gesammten deutschen Literatur seit 1750 zu besitzen. Mit gleicher Sorgfalt ist auf die Bedürfnisse derjenigen Rücksicht genommen worden, welche blos einzelne Abtheilungen oder Literaturen zu kaufen wünschen. In der ersten Ausgabe wurden zwar die einzelnen, mit ihren Registern für sich bestehenden Abtheilungen auch für sich abgelassen, aber sie waren doch nicht vollkommen selbständig. Manche Schriften mußten in andern Fächern, denen sie näher angehören, aufgesucht werden, und dem allgemeinen Register waren die Angaben der Geburts- und Todesjahre der Schriftsteller, wie auch die Erklärung der abgekürzten Vornamen ausschließlich zugetheilt. Diesen Mängeln ist bei dieser neuen Ausgabe abgeholfen. Die Autorenregister jeder einzelnen Abtheilung enthalten für sich die gedachten Angaben der Geburts- und Todesjahre, und in jedes Fach sind (mit Ausschluß ganz für sich bestehender, weitumfassender Hülfswissenschaften) gleich auch die ihm zukommenden, wenn gleich einem andern näher angehörenden Schriften aufgenommen, wie z. B. in das Fach der Philologie die Schriften über alte Erdbeschreibung und Geschichte, Alterthümer u. s. w. aus der Literatur der Geschichte. So bildet also nunmehr jeder Theil und jede einzelne Literatur ein in sich vollkommen abgeschlossenes Ganze. Die Vermehrungen der neuen Ausgabe sind sehr beträchtlich. Alles, was in neuerer Zeit durch gediegenere Forschungen verdrängt worden, ist, wie billig, jetzt weggeblieben, und ungeachtet diese bedeutenden Weglassungen, welche nur dazu beitragen, den Werth des Werks immer mehr zu erhöhen, ist die Zahl der neu hinzugekommenen Schriften so sehr angewachsen, daß ohne die Nachträge die Philologie jetzt 3039 (ehemals 2008), die Philosophie 1137 (ehemals 890), die Pädagogik 568 (ehemals 444), die Theologie 4592 (ehemals 3230) und die Medicin 5484 (ehemals 3994) Nummern enthält. Die Abtheilungen der Philologie und Theologie übersteigen die Bogenzahl derselben Abtheilungen in der ersten Auflage jede um acht Bogen, die der Medicin aber bietet sogar ein Plus von zehn Bogen dar, was desto beträchtlicher erscheint, wenn man bedenkt, welche Masse von Notizen hier auf einen einzigen Bogen zusammengedrängt ist. Ungeachtet dieser beträchtlichen Vermehrungen, durch welche die Gesammtanzahl von 141 Bogen der ersten Ausgabe in der jetzigen bis auf 220 wachsen wird, und ungeachtet des wahrhaft schönen und ausgezeichnet correcten Druckes, ist doch der Preis des ganzen Werkes nur auf 12 Thaler (auf Schreibpapier 16 Thlr.) gestellt, ein Preis, den jeder höchst billig finden muß, der nur eine Idee von dem schwierigen und theuern Satz eines Werkes dieser Art hat.

Es möchte übrigens für manche nicht unnöthig seyn, auf Plan und Zweck des Werkes und auf die verschiedenen Gesichtspuncte aufmerksam zu machen, unter welchen man es gebrauchen kann. Für den Kenner vom Fache reicht freilich der Name Ersch allein hin, um ihn von dem unbedingten Werthe des Werkes und seiner Unentbehrlichkeit nicht nur für jeden Gelehrten, sondern auch für den nur einigermaßen gebildeten Freund der Literatur zu überzeugen. Aber nicht alle sind Kenner, und bei der Fingerfertigkeit, mit welcher eben jetzt eine Menge Gelehrte, welche in ihrem Fache recht gute Kenntnisse haben mögen, aber aller wahren bibliographischen Bildung und Kenntniß entbehren, Literaturen über Literaturen zusammenstoppeln, ist es doppelte Pflicht, den weniger Kundigen an die Quelle zu verweisen, wo er am meisten schöpfen kann. Und unter diesen Quellen steht das Erschische Werk oben an, ja es ist jetzt in Deutschland in seiner Art einzig. In jeder Abtheilung desselben dieselbe Vollständigkeit und Genauigkeit, dieselbe sorgfältige Anordnung und bequeme Einrichtung. Erinnert man sich der encyklopädischen, alles Fremde so unablässig mit dem eignen Funde verschmelzenden Bildung der Deutschen, und überlegt man, daß eben erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland ein allgemeines, und nach allen Seiten hin sich regendes literarisches Leben erwachte, so begreift man, daß dieses Werk ein wahrhaft vollständiges Repertorium des allgemein Gültigen und wirklich Gangbaren in jeder Wissenschaft sey. Und wie sorgfältig und gewandt ist dieses Repertorium dem täglichen Gebrauche und den verschiedenartigsten Bedürfnissen und Fähigkeiten angepaßt!

Man schlage eine Seite auf, welche man wolle, und man wird finden, wie leicht und bequem sich das, was man sucht, durch innere und äußere Einrichtung dem Auge darbietet. Wem es an Uebung fehlt, das logische System der Anordnung in seinen mannichfachen Verzweigungen zu verfolgen, der darf nur die Materienregister nachschlagen, um auf den ersten Griff zu finden, was er sucht, und ist es ihm darum zu thun, die nähere Angabe einer ihm bereits bekannten Schrift zu finden, so geben ihm die Autorenregister die gewünschte Auskunft. Und mit welchem unbedingten Vertrauen kann man sich auf diese einzelnen Angaben und Titel verlassen! Da hat jeder Buchstabe, jede Abkürzung eine bestimmte und überall gültige Bedeutung, da fehlt keine Notiz, welche man nur irgend von einer Titelangabe verlangen kann. Diese Vorzüge, welche durch einen musterhaft correcten Druck noch mehr gehoben werden, springen erst dann recht sichtbar ins Auge, wenn man irgend eine der jetzigen Alltagsliteraturen, gleichviel welche, neben das Erschische Werk legt, von welchem die meisten derselben nur fehlerhafte und ungeschickte Copien sind. Wie aber auf diese Art das Erschische Handbuch ein, jedem gründlichen deutschen Gelehrten unentbehrliches, wissenschaftliches Repertorium ist, so ist es zugleich eine dem Literarhistoriker unschätzbare Urkundensammlung zur Geschichte der deutschen gelehrten Thätigkeit neuerer Zeit. Es ist zu diesem Behufe desto tauglicher, da es nur das ganz Bedeutungs- und Gehaltlose ausgeschlossen, Alles aber, was nur irgend von Interesse und Einfluß für seine Zeit war (wäre es auch nicht eben das Wahre und Richtige gewesen), mit einer Unparteilichkeit in seinen Plan aufgenommen hat, die kein Benutzer des Werkes, welchen Ansichten er auch huldigen möge, unbewürdigt lassen wird — eine Eigenschaft dieses Werkes, welche bisher noch nicht so allgemein anerkannt worden zu seyn scheint, als sie es verdiente, und welche nicht blos für den historischen, sondern auch für den eigentlichen wissenschaftlichen Gebrauch von der größten Wichtigkeit ist. Wir kennen kein literarisches Werk neuerer Zeit, von welchem wir in solchem Grade und mit solcher Wahrheit versichern könnten, daß jeder hier finden werde, was er sucht und braucht. Endlich aber liegt es zugleich am Tage, daß ein in Stoff und Form so gelungenes Werk insbesondere auch als ein wahrer Codex bibliographicus und Musterbuch jedem dringend zu empfehlen sey, welcher sich mit bibliographischen Studien beschäftigt. Quintilian's Worte: „Nur derjenige, der an Cicero Gefallen findet, darf überzeugt seyn, etwas Tüchtiges zu wissen; können ohne alle Uebertreibung auch auf das Erschische Werk angewendet werden. Wer lernen will, was wahre Bibliographie sey, der studire dieses Werk täglich, und keiner unternehme es, selbst in dieser Wissenschaft arbeiten zu wollen, der sich nicht deutlich des Willens und der Kraft bewußt ist, etwas, eines solchen Meisters nicht Unwürdiges zu liefern. Dann erst werden für die deutsche Bibliographie bessere Tage anbrechen, und die Schülerarbeiten, mit welchen jetzt in Deutschland so häufig die Ehre der wahren und echten Bibliographie gefährdet wird, werden dann von selbst unterbleiben.

In Frankreich und England würde ein so vollendetes Werk mit einem Enthusiasmus aufgenommen werden, welcher die ganze Nation durchdringt. Wollen wir Deutschen denn allein das Volk seyn, welches seine Würdigen nicht zu ehren, seine National-Ehrendenkmale — und ein solches ist das Erschische Werk — nicht zu schätzen versteht? Nein! Ehre, dem Ehre gebührt! Ehre dem würdigen Ersch, dessen bibliographische Werke schon so viele literarische Unternehmungen unterstützt und befördert haben. Ihn lohne der Dank seiner Nation und die thätige und freudige Anerkennung aller Bessern und Edlern. Ehre aber auch dem wackern Verleger, der seinen lebendigen Sinn für Literatur durch Veranlassung und würdige Ausstattung dieses Werkes aufs Neue bethätigte. Von beiden Seiten ist hier Alles, ja mehr noch geleistet, als man erwarten konnte. Es ist nun die Pflicht des deutschen Publicums, durch die That zu zeigen, daß es gegen so verdienstliche Bestrebungen nicht unempfindlich und undankbar sey. 65.

Fragmente aus einer Schweizerreise im Sommer 1822.

(Fortsetzung aus No. 223.)

Auch bei Schwyz gehört ein Bad zu den Vergnügungen. Ein großes Badehaus kündigt sich an, am lowerzer See kommt Alles zusammen. Das Bad belebt vereint; unsere Nudelplätze mit gutem Riedel angemacht und im vollen Schmalz ausgebacken mit italienischem weißen Wein und vino rosso erquickt die Badenden. Unter dem Rigi auf der Seite von Küßnacht, besucht man Maria zum kalten Bade; dies wird oft theilweise gebraucht, an einen Arm, an einem Bein; die es ganz gebrauchen, gehen mit allen Kleidern hinein, so ist die Mode, der Glaube — wenn es nutzen soll. Um den ganzen Genfersee fand ich nur ein Bad, mit einer Ueberschrift auf der savoyschen Seite, zwischen St. Evian und Tonon. Man hatte wohl Ursache Aachen, Aix la chapelle zu bezeichnen, da es in der Provence noch ein Aix und in Savoyen ein drittes Bain d'Aix gibt. In dem romantisch felsigen Münsterthale, Valle de Moutier, ist noch ein Bad hinter Courandolin und gleich bei der Stadt Delmont. Dieses Thal verdiente seiner Felsen wegen, von dem Freund der Natur und dem Mahler studirt zu werden. Ein zwölf bis vierzehn Stunden langes Thal, ohne zu ermüden, ohne sich zu wiederholen, so fanden wir es. Zuweilen war uns der Ausgang völlig verschlossen. Der Anfang des Thales ist bei Biel und der Felsen, der sich kühn quer über in den Weg legte, wurde von Julius Cäsar gesprengt, die Inschrift ist von der Zeit, doch sieht man noch die Befestigungen, die General Frimont machen ließ, um in dem französischen Kriege die Franzosen nicht durchzulassen. Balken, wie an einer Scheune, waren gelegt, Kanonen dahinter gepflanzt und Pierre pertuis völlig wie eine Festung besetzt. Die Baseler haben ihre nächsten Bäder in dem Oberland und Schwarzwald; Zell ist ein erst ganz neu erbautes Bad, indem es mit allen Gebäuden vor zwei Jahren rein abbrannte. Es war, obgleich neu erbaut, mit Badegästen besetzt; Alles sieht so frisch und reinlich in einem Orte aus, wo Alles abbrannte, und auch kein altes Geräth zu finden ist. Die Bestandtheile aller dieser Bäder sind ein treffliches Sauerwasser, das weit zum Trinken verschickt wird und beim Kochen zum warmen Bade schneeweiß wird, als wäre Seife darin. Die schneeweißen, neuen Badewannen in der langen Reihe von Bädern, die weißen Betten mit den gleichen rothen Decken, lassen nur wünschen, daß auch die Anlagen, die das Bad wieder umringen sollen, bald grünen mögen. Der Forellenbach fließt (er heißt die Wiese) in einem zwölfstündigen Thal, von Basel bis an den Feldberg, wo er in der Höhe entspringt. Dieser herrliche Berg lockt Viele zur Bewunderung seiner ausgezeichneten Aussicht. Die Badegäste in Zell machen häufige Spaziergänge auf die umgrenzenden Berge, in das romantische Thal nach Schönau, wo die Mädchen des Landes viel Perlenstrickerei für Mieder, Häubchen ꝛc. machen, da es wenig Land zu bearbeiten gibt, und nach der 1½ Stunde entfernten Haselhöhle, die romantisch im Gebirgsgrund liegt; man sieht es dem Walde, dem Berge an, daß sie so eine Höhle enthalten können. Die Berggeister scheinen hier zu walten, und der Tropfstein figurirt sogar ein Fürstengrab oder Sarkophag mit allen Lichtern, in dieses Grabes Tiefe und Stille. Sie hat viel Aehnliches mit der Biels- und Baumannshöhle im Harzgebirge, nur sind dort viel mehr Säle oder Abtheilungen. In Carlsruhe hat man eine Kupferausgabe aller Sehenswürdigkeiten der Haselhöhle. Der Großherzog, der auch da war, hat sie dem Schulmeister, der den Cicerone macht, versprochen. Es war romantisch, wie wir nach einem ganz eigenen charaktervollen Weg beim Mondschein ankamen. Der Schulmeister bekleidete uns alle mit Berg-

mannswesten. Alle Kinder freuten sich der ungewohnten Kleider. Mit einem Pack Kienfackeln unter dem Arm, wandelte er mit einer brennenden Fackel voran, von dem Dörfchen Hasel etwa zehn Minuten. Der Mond leuchtete magisch, es öffnete sich die Höhle, jeder zündete eine Kienfackel an, mit der Weisung, nicht zu nah zu gehen, um sich nicht zu verbrennen, und so durchwandelten wir die vielen Formen des Tropfsteins, der uns oft kaum Höhe zum Durchkommen ließ. Am andern Morgen merkte ich an den Haaren, daß diese Masse nicht blos reines Wasser, sondern Zusätze klebriger Art haben müsse. — In dem Badeort Zell wird, so wie in und um Zürich, viel Mull, Mousselin, Linon zu Kleidern, Vorhängen und zum Drucken gewebt. Sehr feinen Mull, zu 15 Kreuzer die Elle, sah ich da; der weiße Cattun zum Drucken wird aber nicht verkauft; ein Fabrikant, der in Lorrach, drei Stunden von Basel, auch an der Wiese, Fabriken hat, baut auch eine sehr beträchtliche im Badeort Zell, und verkauft dann nur en gros. Die Forellen sind hier wohlfeil, aber noch mehr weiter oben an dem Feldberg; in dem letzten Orte vor den Alpen und Sennen des Feldbergs, Brandeburg, nahmen wir frisch gefangene in die Sennenhütte mit, die da wohl bereitet wurden, wo es an frischer Butter nicht fehlt. Hinter Freiburg im Breisgau, wenn man erst Zähringen, das Stammschloß, vorbei ist — führt der Weg nach Klothenthal, ein Bad, das meistens von den Freiburgern besucht wird. Weil nun ein gar zu nahes Bad bei der Stadt zu wenig fremdartige Berührungen gestattet, so ist es oft den verschiedenartigen Fehlern der Kleinstädterei ausgesetzt, mitgebrachte Vorurtheile und Klatscherei. Weiterhin bei Waldburg ist die Arche, ein Wallfahrtsort in jäher Höhe und ein altes Schloß daneben. Nun geht es in dem schönen Oberlande von Baden oder Schwarzwalde weiter bis Elsach. Die Leute wollen nie eher Schwarzwälder seyn, als bis es nicht anders möglich ist; so lange man auf der Grenze ist, sagt ein jeder: wir sind nicht im Schwarzwald. Von Elsach hat man einen, für Kutschen über den Kniebis bequem gemachten Weg, aber er bleibt doch so beschwerlich, daß wir die meisten, aus dem Bade von Ripoldsau ankommenden Wagen, bei dem Uebergang, der lange dauert, unbesetzt fanden, und die Badegäste vor oder hinterher wandeln sahen. Von Haslach, wo man herunterkommt, kann man nach einen zweiten Badeort Zell kommen, welches an der Kinsig liegt, die von hier aus in den Rhein fließt, und von Colmar, Straßburg ꝛc. aus fleißig besucht wird. Aber bäderreicher ist es der Wolf, die in die Kinsig fließt, zu folgen, zu dem Städtchen Wolfach, das ein ansehnliches Schloß hat, und dann das Dorf oder Altwolfach im schönen fünfstündigen Thal zu verfolgen, bis zu dem Badeort Ripoldsau. Dies Thal enthält nur ein Dorf außer Wolfach, und unterhält sehr; seine Häuser gehen längst des ganzen fünfstündigen Weges so, daß Niemand hier ein einsames Plätzchen zum Ruhen findet; die Spazierfahrenden im Thal finden hier ihren Ausflug, und im Thal der See decken Berge die andere Seite, rechts der Kniebis. Dieses Bad Ripoldsau war sonst Fürstenbergisch und gehörte nach Donaueschingen, aber jetzt ist es unter badischer Hoheit. Die Markgrafen Wilhelm und Leopold waren da, der Großherzog, der es liebt, wurde erwartet. Alle Gebäude waren besetzt, das ganze benachbarte Rheinthal schien versammelt. Alles war nach dem Modell von Baden geformt, der Koch aus der Sonne, auch der nämliche Preiß. Nur wird eine Stunde früher gegessen. Eine große Allee von Schattenbäumen verkündet, daß dies Bad eine ältere Anstalt ist; das Brunnenhaus ist umringt mit Buden, die den Gästen immer Veranlassung geben, dahin zu gehen. Die Flaschen, worin das Wasser versandt wird, sind schmale Cylinder, damit der Geist nicht verfliege. Um vier Uhr wurde das Zeichen zum Wasserschenken für die Badegäste gegeben, Alle versammelten sich, den perlenden Nectar zu trincken; mir schmeckte das Wasser sehr gut. Im Tanzsaal sah heute die Gesellschaft mit Vergnügen den Thalmädchen des Seventhales zu, die ihren eigenen Tanz tanzten, mit den kurzen Röckchen und weißen Strümpfen; denn vorgestern eben war der große Theil der Brunnen- und Badegesellschaft, mit Einschluß der Markgrafen, bei dem Sevenbauer im Seventhal zum Mittagsessen gewesen. Die Champagner Flaschen waren geflogen, bei dem so selten genossenen Vergnügen im Freien zu essen. Am Sonntage nach dem Mahl, kam der reiche Sevenbauer in seiner Barutsche im Bade Ripoldsau angefahren. Seine Frau und Tochter waren so geschmückt, daß man ihnen die Wohlhabenheit ansah; er fuhr selbst, und als er die Allee herabkam und schon beim Herunterspringen von den Brunnengästen, die bei ihm waren, begrüßt wurde, fragte jeder neu angekommene Fremde: wer ist das? — Der Charakter des Badeortes Ripoldsau war frei, ungebunden, gutmüthig und meistens deutsch, aber in den Bädern, die einige Stunden weiter unten am Kniebis in dem Lande was ehemals dem Herzog von Rohan gehörte, liegen, hörte ich meistens französisch reden, und die Haltung des Ganzen war mehr fremdartig, auch die Menschen, obgleich im badischen Lande, meistens aus Straßburg und dem Ueberrhein. Grießbach kann von Ripoldsau in zwei Stunden über einen ungeheuern Berg, der das ganze Rheinthal mit Straßburg und seinen hervorragenden Münster sehen läßt, erreicht werden. (Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch-Literatur

Wir zeigen hierdurch vorläufig an, daß das beliebte Taschenbuch Urania auf das Jahr 1823 fertig geworden ist; da über dasselbe in diesen Blättern nächstens ein umständlicher Bericht wird gegeben werden, so beschränken wir uns hier auf die bloße Angabe des Inhaltes und der Kupfer.

Inhalt:

Kupfer und ihre Erklärung.

I. Sabina an der Küste von Neapel. Von C. A. Böttiger.
II. Edelstein und Perle. Von Friedrich Rückert.
III. Florentin. Novelle von Friedrich Mosengeil.
IV. Selbstgespräche. Sonettenkranz von K. Streckfuß.
V. Wanderlieder von Wilhelm Müller. Die Winterreise in 12 Liedern.
VI. Der Gefangene. Novelle des Montemayor von Otto Freiherr von der Malsburg.
VII. Gedichte von Gustav Schwab.
VIII. Rosen und Lilien. Erzählung von Gustav Schilling.
IX. Lieder von Friedrich Rückert.
X. Die Eroberung von Constantinopel im J. 1204. Von Friedrich von Raumer.
XI. Ländliche Lieder. Von Wilhelm Müller
XII. Fragmente aus Casanova's handschriftlichen Memoiren. Von Wilhelm von Schütz.
1. Casanova in London.
2. Casanova's Flucht aus den Bleikammern zu Venedig.
XIII. Sonette vom Grafen von Platen.

Die Kupfer bestehen diesmal:

1. In Böttiger's Bildniß nach Vogel von Schwerdgeburth gestochen.
2. In sechs Darstellungen aus Shakspeare's König Lear, Othello, Macbeth nach Opiz von Adam, Leclerc, Coupé und Delvaux in Paris.

Der Preis dieses Taschenbuchs ist 2 Thlr. 6 Gr. und auf Velinp. in größerem Formate mit Kupferabdrücken vor der Schrift 3 Thlr. 12 Gr. Böttiger's Bildniß in den besten Abdrücken in gr. 4. kostet 20 Gr.

Bis Ende October können alle deutsche Buchhandlungen mit Exemplaren versehen seyn.

Leipzig, Ende September 1822.

Buchhandlung Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 225.

30. September 1822.

Stimme aus England für die Griechen.

Endlich vernimmt Europa eine Stimme der christlichen Nächstenliebe für die unglücklichen Söhne Griechenlands aus einem Eiland, welches von jeher bekannt war durch seinen hochherzigen Weltbürgersinn.

Die Liebe aber ist thätig; und eben unter den Britten hat sich der christliche Gemeingeist für das allgemeine Wohl sonst immer thätig bewiesen. Wird dies auch jetzt der Fall seyn? Die Gelegenheit dazu ist da. Der Aufforderungen kommen täglich mehr. Das Unglück der Scioten hat den Britten endlich das Auge aufgerissen; der Nothschrei von hunderttausend Schlachtopfern ist ihnen in das Herz gedrungen. Ein achtbarer Mann, der vor Kurzem eine der lehrreichsten Reisebeschreibungen über jene, der Sclaverei und dem Tode geweihten Völker Griechenlands und Albaniens, herausgegeben hat, der wahrhaft würdige T. S. Hughes (Author of the Travels in Sicily, Greece and Albania) schrieb am 9. Julius 1822, zu Great-Yarmouth, wo er jetzt sich aufhält, einen Anfruf oder eine Zuschrift an das brittische Volk in der Sache der Griechen, veranlaßt durch die letzten unmenschlichen Mezzeleien auf der Insel Scio.

An Address to the People of England in the Cause of the Greeks, occasioned by the late inhuman Massacres in the Isle of Scio etc. London. 1822. 44 S. 8.

Sein Hauptzweck ist, unter den großmüthigen Bewohnern Großbritanniens, welche er die first-born sons of modern liberty nennt, eine Unterzeichnung zur Unterstützung der unglücklichen Griechen zu Stande zu bringen. Der Ertrag seiner Schrift soll diesem Zweck gewidmet seyn.

Er bezieht sich auf die bekannten Debatten im brittischen Unterhause am 29. Junius, wo Mr. W. Smith den Markis von Londonderry fragte, ob denn wirklich fünfundachtzig Geiseln der Scioten in Constantinopel hingerichtet und darunter sechs Personen lebendig gespießt worden wären, aus keinem andern Grunde, als weil sie für ihre Landsleute, die Scioten, Bürgschaft geleistet hätten? Diese entsetzliche Thatsache konnte nicht geleugnet werden.

Hughes fährt hierauf so fort: „Ich weiß wohl, daß die Cabinets-Politik nur auf das bedacht ist, was sie Gleichgewicht und den Frieden von Europa nennt, daß sie also die Fortdauer einer treulosen Regierung in Schutz nimmt, und das Bündniß mit planmäßigen Mördern aufrecht erhalten will, mit Barbaren, die den abscheulichsten Lastern ergeben und erklärte Feinde des christlichen Glaubens sind."

— „Ich weiß, daß türkische Festungen durch englische Schiffe mit Lebensmitteln und Geschützvorrath versehen worden sind; daß englische Officiere bei der türkischen Marine und Artillerie dienen, daß auf den ionischen Inseln alle Pflichten der Gastfreundschaft gegen die unglücklichen Griechen verletzt werden, — darum fühle ich, wenn ich noch länger schweige, würde ich ein Verräther seyn an mir selbst, ein Verräther an meinem Vaterlande, an der Menschheit und an meinem Gott!"

Nun entwirft der Verf. von der Barbarei und Lasterhaftigkeit der fanatischen Türken, die er aus eigner Anschauung kennt, ein schauderhaftes Bild. Er beruft sich auf das Zeugniß seines Freundes Pouqueville, auf Walpole, Chateaubriand u. s. w., und führt Thatsachen an, die das Herz mit Jammer und Abscheu erfüllen. Dann schildert er den Zustand der Griechen, wie er ihn gesehen hat, — ein entsetzliches Nachtstück! Nun prüft er die Beweggründe, welche christliche Staaten bewegen können, die türkische Macht zu begünstigen. Es könne nicht die Besorgniß wegen Rußlands Vergrößerung seyn: denn früher oder später werde doch der in sich selbst wankende Coloß der Pforte zusammenstürzen. Sey es also nicht besser für das Gleichgewicht, wenn ein unabhängiger griechischer Staat in die Stelle der Pforte einträte, als wenn jene Trümmer dennoch zuletzt eine Beute der Nachbarstaaten würden und dadurch zu einem europäischen Kriege Anlaß gäben?

Aber der Handelsgeiz — fährt der Verf. fort — widersetzt sich der Unabhängigkeit der Griechen. Mit den plumpen, trägen, unwissenden Türken handle sichs viel leichter und vortheilhafter! Eine thätige und aufgeklärte Nation bewillige nicht die ausschließenden Privilegien, welche man von der Pforte erlange! — Als ob ein Land, das immer tiefer im Wohlstande sinkt, und eine dem Seewesen ganz entfremdete Nation von Barbaren dem Völkerverkehr größere Vortheile darböte, als ein geistvolles und civilisirtes Volk, welches alle Hülfsquellen seines Bodens aufsucht!

Die Fahne des Kreuzes, fragt unser Verf., gegen den Halbmond erhoben, nennt ihr ein Feldzeichen der Empörung gegen die Legitimität? „Gütiger Himmel! darf denn dieser Charakter so sehr misverstanden und einem tyrannischen Despotismus beigelegt werden?" — Nichts als Schrecken fesselte die Griechen an den Thron

der Usurpation. — „Ihren patriotischen Kampf um die Wiedererlangung jener Rechte, auf welche allein die Legitimität sich gründet, als Rebellion darstellen wollen, ist politische Blasphemie, ist eine Verhöhnung des Natur- und Völkerrechts." — „Also hätte Spanien sich nicht von dem Joche der Mauren losreißen sollen, noch die Niederlande von dem spanischen, noch Rußland von dem der Mongolen?" —

Hierauf folgt die Schilderung des Blutbades von Scio, „dieses Lieblingsaufenthalts des blinden unsterblichen Barden." Scio, der Lustgarten des Archipels, der Mittelpunct alt- und neugriechischer Bildung, die Heimath von 130,000 fleißigen Menschen — ist jetzt ein verpestetes Grab.

— Das Loos ist gefallen. Der griechische Name wird von dem Erdboden vertilgt. Die Stimme des Britten verhallt unter Trümmern und Leichen; aber die Nachwelt wird seinen Weheruf hören, und späte Jahrhunderte werden zürnend fragen, was that Europa, als Griechenland unterging?

26.

Fragmente aus einer Schweizerreise im Sommer 1822.

(Beschluß aus No. 224.)

In diesem Jahre 1822 wurde aber ein Weg zum Fahren fertig, den der Großherzog von Baden über einen Theil des Kniebis machen ließ, um einen Weg in die Bäder zu gewinnen. Nun fahren oft die Badegäste von Grießbach, Petersthal ꝛc. nach Ripoldsheim zum Vergnügen und um da zu essen, besonders weil die Logis dort sehr besetzt sind. Der Fußsteig nach Grießbach lenkt unerwartet in die dichte Waldeshöhe, und weil man sich stundenweit in dem Walde verlaufen kann, so hat das Beil eine scharfe Wunde in den Baum geschlagen, wo man sich wenden muß. Selbst nach den Schweizerbergen kommt dieser Berg hoch vor, aber belohnt ist man in der Abendsonne, die gegenüber liegenden Vogesen und alle Herrlichkeiten des Rheinthals zu sehen, das Bad Grießbach in die Mitte eingeklemmt, und Spuren der trichterförmigen Tiefen, die, das eine Stunde über den Berg liegende, Andegast einschließen. Neben auf der andern Seite des Berges kommt der Fußpfad auf die neue Chaussee der Bäder, wo viele Kutschen schon fuhren. Der Wirth hat auch das große Entree seines geräumigen Speisesaals so gesetzt, daß es unmöglich ist, nicht hinein zu gehn; vor demselben machen die Herren eine Partie, drinnen wird schon wieder gedeckt und in dem hintern Salon, wo der Brunnen sprudelt, in der Mitte mit einer Gallerie umgeben, umschwärmen ihn weiß gekleidete Damen der eleganten Art von Straßburg, mit jungen Herrn, die zur Abendstunde sich das Wasser in den langstieligen Maschinen geben lassen, das unten im perlenden Strudel geschöpft, und eiligst mit dem langen Holzarm heraufgereicht wird, damit im Treppensteigen der Geist nicht verfliege. Auch waren einige der Herren der Badegesellschaft mit gestoßenem Zucker und Weinbouteillen versehen, das Sauerwasser frisch an der Quelle zu Champagner zu verwandeln, und sie schienen in ihrer geräuschvollen Anpreisung so stolz darauf, als ob sie erst heute diese Erfindung machten. Das ganz neue elegante und sehr geräumige Badehaus liegt, wie es dort nicht anders seyn kann, in den Berg eingepreßt, aber in jeder seiner Etagen findet man einen Ausgang auf die Promenade und Schattenanlage des Berges selbst; der vordere, große Speisesaal hat eine Gallerie in der dritten Etage rings um den Saal, der daher von beträchtlicher Höhe ist. Diese schönen Damen, die an dem Sonntage sammt und sonders im Nymphengewande waren, und an deren feinem Ton und Aussprache man bald den Grad ihrer gesellschaftlichen Stufe bemerkte — zu verlassen sammt dem eleganten Gebäude, und dem gefällig fröhlichen Theil der männlichen Gesellschaft, war mir leid, und doch war ich begierig auch noch das zwei Stunden weiter im Thal gelegene Petersthal zu sehn. Meine Ahnung war richtig; die Gebäude, die Anlage, die Gesellschaft, Alles war um einen Ton älter, tiefer und minder. Doch war dieser Abstand in der Küche am Wenigsten zu merken, dieser Genuß darf keinem Badegast verkümmert werden, und alle Classen haben das Vermögen und die gehörige Bildung, die dazu gehört, ihn zu schätzen. Dies ist der Altar, vor dem sich Alles willig zur allgemeinen Feier vereint. Meine Kinder fanden dies Sauerwasser ganz mit Schwefel vermischt, mir schmeckte es aber sehr gut. Abends nach der Tafel vereinten sich die Bauern, die auch ihr Badehaus hatten, zum Tanz, bei guter Musik. Am Morgen wurde ihnen ihre Suppe von dem Koch bereitet. Es erscheinen alle Badegäste, um in den Badecabinetten, jeder besonders zu baden, das schneeweiße Bad darf niemand irre machen, nach dem Trinken und Spatzierengehn unter einer sehr alten und angenehmen Pflanzung von Bäumen bis zu einem Wasserfall, versammelt man sich zum Frühstück vor der Thüre in der Anlage oder im Caffee-Salon. Der Deutsche trifft hier viel Straßburger, also im Allgemeinen wenig Bekannte, im Durchgehen des Buches der Fremden. Eine zweite Quelle, die noch vorzüglicher ist, hat sich im Petersthal an dem äußersten Ende des Ortes gefunden. Ein Bauer ließ die beiden Quellen in ein Haus fassen, denn eine ist neben der andern. Alles stand in voller Thätigkeit des Bauens bei Hans ***, der bald ein schönes Badehaus fertig haben wird, der Schlüssel genannt. Sobald in dieser Gegend nur ein Wirthshaus, deren es eine Unzahl gibt, unter Dach steht, so wird schon das Schild befestigt und eine Stube mit Bänken versehen, wenn auch, wie das in dem dreistündigen Thal zwischen Oppenau und Petersthal der Fall war, der nöthige Wein noch mangelt. Oppenau, zwei Stunden von dem Rheinthal und an dem Fuß des Kniebis, ist ein Städtchen, dem es auch an Gasthäusern nicht fehlt. Es ist der Durchgang zum Thal der Bäder, und wenn man den Weg zum Kniebis verfolgt und dann rechts abbeugt, gelangt man in einer Stunde nach Andegast; dies Bad behauptet den Vorzug in Betreff des Wassers, und es wird viel davon verschickt. In Oppenau kostet der Krug nur zwei Pfennig. Alle Forellenbäche dieser reichen Gegend sind den Bädern tributär. Nach dem Kloster Allerheiligen zu, war ein Fischer damit beschäftigt, jeden Stein zu heben, um die brauchbaren Forellen heraus zu nehmen. Dieses Kloster, zwischen Oppenau und Baden in der Wildniß gelegen, ist zweimal durch den Blitz getroffen, und es thut weh, es jetzt verfallen zu sehen, nachdem die Bewohner von Kappel verschiedene Materialien zu ihrem Schulbau da geholt haben. Es ist eine Stiftung von Hulda von Schaumburg, deren letztes Familienglied jetzt noch in dem Rheinthal lebt. Ich sah die Gemälde der Prälaten; an einem der hellsten konnte man die Jahrzahl 1200 lesen. Die Großherzogin Stephanie Napoleon, die jetzt in Mannheim wohnt, war zu Pferd; in Allerheiligen, wo Niemand über die, denen in Tyrol ähnlichen, wilden Felsen fahren kann, war für sie ein Häuschen gebaut in dem sie weilte. Der Fluß geht so von Felsen eingeengt, daß kein Fußpfad ist, und hinten drin sieht man noch an dem Rauch, der den obern Ausgang der Höhle schwarz färbte, daß eine Familie hier wohnte. Vor zwanzig Jahren waren es Zigeuner, die in der ganzen Gegend ausgerottet wurden. Die armen Bergbewohner waren ihnen hold. Sie holten sich mit Gewalt, was sie brauchten, und theilten den Armen wieder mit. — Im Rhein-

thal ist noch ein Bad gelegen, das Erlbad. Nicht weit von dem Wege Stock, worauf man liest: Chemin pour le monument de Turenne. Wir folgten ihm und fanden das alte, welches der Herzog von Rohan gleich nach der Schlacht setzen ließ, als noch diese Länder sein Eigenthum waren, durch ein neues ersetzt, welches unter den General Moreau Turenne gesetzt war. Neben dem Monument, auf der Mitte eines mit Rasenteppig gefaßten Thränenweiden-Platzes, steht ein Dreieck, das den Punct bezeichnet, wo der Held gefallen ist. Gleich daneben steht der ehrwurdige Eichenstamm, an welchen er, wie er die tödtliche Wunde erhielt, gelehnt wurde. Dieser ist mit einem Viereck von Holzstaketen umgeben. Eine rührende Sorge für das Andenken an einen großen Mann, dessen eigentliches Begräbniß und einfaches Monument ich in der Kirche aux invalides in Paris bewunderte. In Achern wurde sein übriger Körper begraben. Das: Ici fut tué Turenne auf dem Dreieck ist sehr bezeichnend, nur unbegreiflich unkundig das Deutsche: Hier wurden vertödtet Turenius. Unter unsre letzten Badebesuche in diesem schönen Jahre, das uns die Schweiz so zeigte, wie es kein Engländer mit seinem Golde kaufen kann, gehörte Baden, welches auch, wenn man aus der großen Natur der Schweiz kommt, einen sehr vortheilhaften Eindruck macht. Ich sah es von einer neuen Seite, von Steinbach aus über den Berg und das Kloster, nicht herunter nach Lichtenthal, aber gerade dem ganzen Ort Baden gegenüber. Da es seit einigen Jahren so sehr vergrößert und verschönert ist, so macht es mit seiner üppigen Vegetation, seiner alten Burg, einen sehr angenehmen Eindruck, in der Ansicht von dieser Seite. Das schönste Abendroth leuchtete zu dieser glanzvollen Scene, in der Allee wandelten die Gestalten, andere kamen aus den Zugängen der Anlagen. Das nah gelegene Komödienhaus bringt einen Zusatz von Leben in die Allee, selbst das Hinein- und Herausgehen wird für die Zuschauer in der Allee ein Schauspiel. Auch der Bau des neuen großen Tanzsaals gewährt eine Unterhaltung. Der badische Hof ist ein beträchtliches Gebäude, in dem alle Bedürfnisse des Bades vereinigt sind. Um ein Uhr zieht der größte Theil der Wandelnden in der Allee durch die Anlagen, um sich dorthin zur Tafel zu begeben. Es wird in der Allee größtentheils Französisch geredet, daher war es mir doppelt angenehm den König von Baiern Deutsch sprechen zu hören. Er liebt dies Bad und besucht es schon mehrere Jahre. Ganz einfach im grünen Rock erschien er am Morgen um eilf Uhr in der Allee, ohne Jemand zu stören. Er führte zwei wohlgewachsene, sich völlig ähnlich sehende Prinzessinen, die auch völlig gleich gekleidet waren. Am Nachmittag fuhr er nach Kloster Lichtenthal. Dieses Kloster war früher mit Nonnen besetzt, die alle männliche Instrumente spielten, gleich wie in der größten Capelle. Als ich das letzte Mal in Baden weilte, hörte ich dieselben noch eine Messe aufführen, und wie froh war ich; ich hätte es jetzt nicht mehr gekonnt; verstummt sind die Gesänge, es wohnt jetzt ein Wirth im Kloster. Am Morgen versammelt sich Alles in dem antiken Tempel, wo die romischen Alterthümer bewahrt werden. Inschriften werden auf den Bergen und in der Umgegend gefunden, auch ein kleiner Merkur der auf dem bei Baden sich befindenden Merkurienberge gefunden wurde; dieser Berg erstreckt sich bis Gernsbach, zwei Stunden davon in dem bekannten Thale der Wurz. Außer dem badischen Mineralwasser kann man auch gemachtes Carlsbader bekommen; nach dem Trinken und Baden wird die Allee besucht, an deren Ende man ein Caffeehaus findet, welches das Frühstück in die Allee liefert. Mir war es angenehm die Probe des Oberon in dem, an der Allee gelegenen Komödienhause zu hören, der den Abend gegeben wurde. Es kommen die Zeitungen, die Badelisten. Diese letztern sollten auf kleinen Blättchen herauskommen, damit man sie um so öfters haben könnte. Gegen eilf Uhr kommt Alles in die Allee; in dem Salon hinter dem Caffeehause beginnt das beliebte Roulette und Rouge et Noir, welches so viel Mitspieler als Zuschauer und Zuschauerinnen hat. Nachmittags hört man eine gute Musik von blasenden Instrumenten in der Allee. Nichts ging über das Quatuor, welches mit vieler Zartheit und Präcision Abends spät vorgetragen wurde. Ich hörte es seyen Juden von Straßburg, die nur in dem Gasthause der Juden in Baden spielten. Abends wurden wieder Hazardspiele bis neun Uhr gespielt. Bei dem schönen Wetter zerstreute sich Alles in die herrliche Umgebung. In Gernsbach wird zuweilen das Mittagsessen bestellt, um den Anfang des Murgthals, die Burg Eberstein und die Tellscapelle zu ihren Füßen zu sehen. Nah dabei liegt ein großes Badehaus, dem nur ein Wirth fehlt, der es gut einzurichten weiß; über die Berge von Gernsbach kann man auf einem romantischen Wege nach Pforzheim kommen, über die alten Klöster Herrnalp und Frauenalp. Schöne Felsen liegen in dem Thal. In Neusatz hat man eine ungemein hohe Aussicht auf das ganze Rheinthal bis auf die Höhen hinter Heidelberg, den durlacher Thurm sieht man genau. Einige Stunden von da und Pforzheim liegt das Wildbad, welches seinen Namen von seiner Lage hat. Es hat die besondere Eigenschaft der Temperatur seines Wassers. Es braucht weder geheizt zu werden, noch zu stehen, um sich abzukühlen. Dieses Jahr war es besonders besucht, da das Jahr sehr trocken ist, und das Wildbad als etwas tiefliegend sich nur für ein solches gut schickt. Unter den merkwürdigsten Schweizerbädern muß ich noch der von Iverdun am Neufchatellersee erwähnen. Ihre Lage ist angenehm, und obgleich diese Anstalt neu, so findet man doch, daß die alten Römer schon Bäder hier angelegt hatten. Dr. Kaiser, Lehrer in dem Institute Pestalozzi's, begleitete uns auf die Wiese, wo durch neueres Graben viele dieser alten Anlagen zu Tage gefördert wurden. Auch Theile gehauener Steine von Säulen und architektonischen Ueberresten findet man daselbst. Aber ich habe den Namen des Menschenfreundes Pestalozzi genannt. Wer kann es, ohne von ihm zu reden! Seit ich ihn im Jahr 1803 auf einer ähnlichen Familienreise in Paris besuchte, wo er mit unter den Schweizer-Deputirten war, dacht' ich ihn mir sehr gealtert, er ist aber noch jung genug, um sich nach so vielem Wandel des Schicksals, sich seiner Erziehung zu freuen, und sein Institut wachsen und gedeihen zu sehen. Seinen Sohn verlor er früh; und so haben Sie, sagte er uns, mehr als ich von Erziehung aufzuweisen, aber sein Enkel war eben bei Aarau, um ein neues Local für das Institut zu errichten, auf einem Landgute Pestalozzi's. Seine Schriften setzten ihn in den Stand, dies zu thun; denn seine Erziehung war nie Speculation, er arbeitete um gute Menschen und ganz hauptsächlich, um Lehrer zu bilden. Ich weiß, sagte er mir, daß die gute häusliche Erziehung die beste ist, ich will es ja nur den Müttern erleichtern. Viele Engländer bildete er, die nun nach seiner Methode in England lehren. Seine Armenschule, die nur durch den Tisch von den andern unterschieden ist — im Lernen verkennt man die Armen nicht, zu allgemeinen Vergnügungen werden sie zugezogen — seine Armenschule ist von einigen Mitgliedern gebildet, die die englische Nation ihm zur Bildung für den Lehrstand schickte. Viele englische Familien wohnen hier in Iverdun oder den nahe gelegenen Landhäusern, um ihre Kinder unter ihren Augen von Pestalozzi erziehen zu lassen. Sie erkennen das einzig Unspeculative, Uninteressirte im Geiste der Pestalozzischen Erziehungsanstalt, und hängen ganz mit Liebe an ihm. Nous aimons tous le vénérable Pestalozzi, schrieb die edle Bewohnerin von Champitat am Neufchatellersee, die drei ihrer Kinder täglich in die Anstalt sendet, und die ich oft des Morgens selbst mit ihrem Gemahl da traf. Diese häuslich fromme Familie, die lange in der großen Welt, in Malta, America, Paris, in allen Verbindungen gelebt hatte, freute sich jetzt, hier so ganz still und frei der Erziehung leben zu können. Pestalozzi weiß wohl, daß durch das Bilden der Lehrer, er die Engländer, die nun

die Lehrart in ihrem Lande verbreitet wissen, verliert, dadurch, daß sie zurückgehen. Er aber arbeitet nicht für sich, sondern für das Ganze. Er besitzt einen Schatz von trefflichen Lehrern; Schmitt, sein Zögling, der als echter Naturmensch einmal öffentlich gegen die Erziehung in Instituten auftrat, hilft ihm jetzt Lehrer bilden, und Schüler auf die Ihnen am besten bekannte Methode. Zwei der Schwestern dieses trefflichen Naturkopfs unterstützten Pestalozzi in Allem, was er hervorbringen wollte. Auch der weibliche Theil der Erziehung, der ganz vom männlichen getrennt ist, gewinnt bei diesem Wesen voll Zartheit und Gediegenheit, die dem Ganzen auch das im Äußern verliehen, was der weiblichen Hand oft mehr als der männlichen gelingt. 104.

Assunto primo della scienza del diritto naturale, par J. D. Romagnosi. (Mailand 1820. 1. B. 8.)

Der Verf. beginnt sein Werk mit einer Definition des natürlichen Rechtes, das er unter den drei Gesichtspuncten der Wissenschaft, des Gesetzes und des angeborenen Rechtes betrachtet. Die Begründung dieses Rechtes sucht er aber wieder in der Natur selbst und in der Religion, worauf er dann die Bedingtheit und Unwandelbarkeit der natürlichen Gesetze erklärt und zeigt, welchen Sinn man diesem Ausspruche zu geben hat.

Weiterhin, wo er die Staatsverfassungen in ihren Beziehungen zu dem Naturrechte betrachtet, werden mehrere interessante Fragen von ihm verhandelt. Ackerbau, Handel, öffentliche Erziehung und Unterricht, politische Lage der Staaten untereinander, werden nach und nach von ihm unter dem gegebenen Gesichtspuncte betrachtet, und alsdann den Begriffen von Unabhängigkeit, Freiheit, Gesetzlichkeit, Wahrhaftigkeit und Schicklichkeit in Bezug auf das natürliche Recht, eigene Abschnitte gewidmet; endlich aber auf die Gründung der positiven Gesetzgebung kommend, zeigt er ihren nothwendigen Zusammenhang mit dem Naturgesetz, die Bedingungen, welche sie erfüllen muß, um im Einklange mit der Vernunft zu stehen; die Grenzen, welche der Gesetzgeber nicht zu überschreiten wagen darf, will er anders nicht Unrecht statt Recht auf den Thron des Rechts erheben, und die Gegenstände über welche sich überhaupt rechtmäßig die positive Gesetzgebung erstrecken kann.

Man wird hieraus sehen, welchen weiten und umfassenden Plan sich der Verf. entwarf, und wie viele wichtige Gegenstände hier zur Behandlung kommen, und nach Lesung des Werkes um so mehr in den meisten Puncten mit ihm übereinstimmen, da seine Urtheile und Absichten rein und gesund sind, und überhaupt von einem Standpuncte ausgehen, der der Höhe, auf welcher die Wissenschaft steht, angemessen ist.

Weniger ansprechend dürfte im Ganzen die Form seyn, welche Hr. R. zu seinen Erklärungen wählte. Statt die analytische Methode einzuschlagen, hat er sich die synthetische erkoren, die nur zu oft den Leser zwingt, gleichsam auf seine Schritte wieder zurückzugehen, um endlich, nach einem mühsamen Kreislauf, zum Ziele zu gelangen; auch ist das häufige Vorkommen scholastischer Ausdrücke und Wendungen nicht geeignet, dem Ganzen Reiz zu geben.

Eine andere Aufstellung dürfte das Misverstehen von Rousseau in dessen Contract social seyn. Bekanntlich setzte der genfer Philosoph das ganze Wesen des Contract social in die einzige Grundlehre: daß die Entäußerung jedes Einzelnen von allen Particularrechten zum Besten des Ganzen, die Grundlage der allgemeinen Rechte sey, und unser Verf. meint hingegen, daß dies ein Eingriff in die unverletzlichen Naturrechte wäre, und daß es Rechte des Einzelnen von so heiliger Art gäbe, daß nimmer ein Staat, ohne ungerecht zu werden, die Entäußerung derselben begehren könne.

So wahr und unbestreitbar dies ist, so wenig paßt es jedoch als Widerlegung gegen den von Rousseau ausgesprochenen und von Hr. R. offenbar misverstandenen Satz, wie der Verf. ohne Zweifel selbst würde gefunden haben, hätte er sich die Mühe genommen, im Contract social nur einige Stellen weiter zu lesen, wo ausdrücklich steht: „Outre la personne publique, nous avont à considérer (im Staate nämlich) les personnes privées qui la composent et dont la vie et la liberté sont *naturellement indépendantes* d'elle (de la communauté). Il s'agit donc de bien distinguer les *droits respectifs* du citoyen et du souverain, et les devoirs qu'ont à remplir les premiers, en qualité de sujets, *du droit naturel dont ils doivent jouir en qualité d'hommes*. Uns dünkt, daß diese Stelle eine hinreichende Erklärung des ersten Satzes gibt, und daß man demnach ohne Unrecht den scharfsinnigen Genfer nicht beschuldigen kann, das natürliche Recht jedes Einzelnen durch jene Aufstellung beleidigt zu haben, die in Wahrheit Alles enthält, was eine gesunde Gesetzgebung bezwecken und feststellen soll.

92.

Neueste Erzählungen von Aloys Schreiber. 2 Bändchen. Stuttgart 1822.

(Vergl. eine andere Rec. in Nr. 217.)

Die Erzählungen des ersten Bändchens führen insgesammt in das Mittelalter zurück. Zum Glück wird das Ritterthum keineswegs in so poetischen Glanz gestellt, wie es neuerlich Sitte geworden ist. Dagegen hat es aber freilich der Verf. in seinen Darstellungen so wenig an ritterlichem Abschaume fehlen lassen, daß einem bisweilen bange werden möchte in der Gesellschaft eines so ruchlosen Gesindels.

Bei weitem mehr als dieses erste Bändchen, (worin der Mangel an Abwechselung im Gegenstande und Vortrage etwas Einförmigkeit hervorbringt, und der Ton mitunter an die Sprache der deutschen Ritterromane aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts erinnert) hat uns das zweite angesprochen, in welchem für einen recht anmuthigen Wechsel gesorgt worden ist. Viel besser als das Alterthümliche, worin dem geschätzten Verf. der Dialog nicht selten zur bedenklichen Klippe wird, gelingen Hrn. S. die Schilderungen aus der jetzigen Welt im Heitern, wie im Ernsten. Vielleicht könnte man die Erzählung: Das Gelübde, die schwächste von allen nennen. Wenigstens verräth es doch ein allzugutmüthiges Ding von ritterlichem Gewissen, wenn der, sonst als wacker geschilderte, Ritter, welcher gelobt hat, seine Tochter dem Kloster zu widmen, sich durch die Amme überreden läßt, das Gelübde sey ungültig, weil jenes arme Schlachtopfer dasselbe schon als Kind, ein (wahrhaft kindliches) Gelübde gethan hat, dessen Erfüllung sich mit Annahme des Schleiers durchaus nicht vereinigen läßt. — Gerade wie diese Erzählung, mit welcher die ganze Sammlung beginnt, für die schwächste, so dürfte wohl die letzte des zweiten Bändchens: Der Bademonat, für die vorzüglichste zu achten seyn. Inhalt und Form, nebst einer Menge trefflicher Bemerkungen machen sie so anziehend, daß gewiß viele Leser mit uns wünschen werden, durch den Verf. auch von den künftigen Schicksalen der Hauptpersonen unterrichtet zu werden.

Bisweilen kommen Provinzialismen und seltsame Worte vor. So steht im ersten Theile S. 77: sie standen „verfelst," statt versteinert. Auch an Druckfehlern ist kein Mangel. Man findet z. B. S. 139 im zweiten Theile „ungeschüchtert" wo wahrscheinlich eingeschüchtert stehen soll, und weiter unten, auf derselben Seite, ein „entweder" welches auf sein „oder" vergebens wartet. 17.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXIII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Durch Mittheilungen von Freunden habe ich erfahren, daß man das von Einem Hohen Ministerium des Unterrichts gegen mich ergangene Verbot, Vorlesungen an der hiesigen Universität zu halten, an mehreren Orten demagogischen Umtrieben zuschreibt. Nach Pflicht und Gewissen erkläre ich hierauf, daß eine Beschuldigung dieser Art gegen mich durchaus nicht erhoben worden, auch, da mein Leben stets in stiller Zurückgezogenheit nur den Wissenschaften gewidmet gewesen ist, nicht der Schatten eines solchen Verdachtes vorhanden sein kann. Bis jetzt ist mir höheren Ortes nichts weiter mitgetheilt worden, als daß die Veranlassung zu jener Maßregel in der im vorigen November von mir herausgegebenen „Grundlegung zur Physik der Sitten" liege, welche „gegründete Bedenklichkeiten" erregt habe; ob dieselben von speculativer oder von welcher Art sonst sind, darüber muß ich diejenigen, welche an diesem rein wissenschaftlichen Werke Theil nehmen, ihren Vermuthungen überlassen.

Berlin, den 15ten August 1822.

D. F. E. Beneke.

Neue naturhistorische Werke,
welche in letzter Ostermesse bei Unterzeichnetem erschienen sind:

Sprengel, *Kurt*, neue Entdeckungen im gesammten Gebiete der Pflanzenkunde. 3ter Band. Leipzig. Gr. 8. Velinpapier 3 Thlr.; Schreibpapier 2 Thlr. 4 Gr. Alle 3 Bände auf Schreibp. 6 Thlr. 16 Gr.; auf Velinpapier 9 Thlr.

Inhalt: 1 Species plant. min. cogn. 2. Epitome florae indicae a W. Roxburgh et a W. Carey, c. not. N. Wallich et C. Sprengel. 3. Pflanzen in Clarke's Reisen. 4. Auszüge und Beurtheilungen aus 59 neuen botanischen Werken.

Rasoumowsky, *Comte de*, Observations minéralogiques sur les environs de Vienne. Gr. 4. Avec 10 planches coloriés. Vienne. 2 Thlr. 12 Gr.

Bojanus, *L. H.*, Anatomia Testudinis Europaeae, fasc. 2us et ultimus. Cum Tab. XXI. Folio. Vilnae. 20 Thlr. Preis für das vollständige Werk mit 40 Kupfertafeln 40 Thlr.

Parergon, ad L. H. Bojani Anatomen Testudinis, cranis vertebratorum animalium, scilicet piscium, reptilium, avium, mammalium comparationem faciens, icone illustr. 4to. Vilnae. 16 Gr.

Schrank, *F. P.*, Plantae rariores Horti Acad. Monacensis. Fasc. 9 et 10. Monachae. Imper. fol. Jedes 4 Thlr.

Hiermit ist dies schöne Prachtwerk, welches 100 gemahlte Tafeln im grössten Format enthält, beendigt. Wer bis Ostern 1823 ein vollständiges Exemplar bestellt, zahlt nur 30 Thlr.

Schmidt, *Karl*, vollständige Naturgeschichte in lithographirten Abbildungen. 1ster Band: Säugthiere, mit 130 Tafeln; 8 Thlr. 2ter Band: Vögel, mit 140 Tafeln; 8 Thlr. 3ter Band: Amphibien, mit 54 Tafeln; 3 Thlr. 8 Gr. 4ter Band: Fische, mit 17 Tf.; 2 Thlr. 16 Gr. Gr. 4. München. Zusammen 22 Thlr.

Der 5te und 6te Band erscheinen im Laufe des nächsten Jahres. Dies Werk ist aus der bekannten Anstalt des Prof. Mitterer hervorgegangen. Man darf also hier etwas Gutes, und nicht Sudeleien, mit denen das Publicum öfters hintergangen wird, erwarten.

Köck, Prof., anatomische Abbildungen des menschlichen Körpers. Besonders für bildende Künstler erläutert. Mit 12 Steintafeln. Imp. fol. München. 2 Thlr.

Leipzig, im August 1822.

Fr. Fleischer.

Bei Gödsche in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hebe, Taschenbuch zur Erhaltung der Gesundheit und Schönheit. Ein Toilettengeschenk für gebildete Frauen. Von H. v. Martius. 8. Geh. 21 Gr.

Man hat die weibliche Schönheit öfters, und nicht ohne Grund, mit einer Blume verglichen. Reizend und herzgewinnend ergötzt sie den Sinn in jugendlicher Fülle, aber — ein Pfand der Vergänglichkeit — fehlt ihr Dauer. Nur zu früh wird sie ein Raub der unerbittlichen Zeit — früher aber noch welkt sie dahin, wenn sorgsame Pflege sie nicht stützt oder den Gesetzen der Natur und Vorsicht gespottet wird.

In gedrängtem Raume enthält dieses Buch alles, was zur körperlichen und geistigen Ausbildung und Verschönerung, zur Erhaltung der Gesundheit des weiblichen Geschlechts und zu dessen moralischer Bildung nur irgend abzweckt; eben sowohl das diätetische Verhalten von der frühesten Kindheit durch alle Alterstufen. Beigefügt sind 75 unschädliche, durch Erfahrung bewährte, leicht und wohlfeil zu fertigende Schönheitsmittel.

Für Freunde Griechenlands.

Griechenland, das wieder erwachte und seines alten Ruhmes würdig sich bewährende, verdiente wohl, daß Reichard — anerkannt Deutschlands erster Geograph — es zum besondern Gegenstande seiner Forschungen wählte. Dies ist geschehen; Jahre langer Fleiß hat alle Schwierigkeiten besiegt und zwei neue Tafeln des Atlas antiquus sind entstanden:

Hellas, Tessaliä, Epirus. 16 Gr. sächs. oder 1 Fl. 12 Kr.

Peloponnesus et Cyclades. 16 Gr. sächs. oder 1 Fl. 12 Kr.

die nichts zu wünschen übrig lassen; sie geben Griechenland wie es war. Ein anderes Blatt:

Der europäische Theil des türkischen Reichs von C. G. Reichard. 1 Thlr. 12 Gr. sächs. oder 2 Fl. 42 Kr.

gibt Griechenland wie es ist.

Wer Interesse an dem Schicksale Griechenlands nimmt — und wer sollte das jetzt nicht? — dem empfehle ich diese vortrefflichen Charten.

Nürnberg, im August 1822.

Friedrich Campe.

Hierographie, oder topographisch synchronistische Darstellung der Geschichte der christlichen Kirche in Landcharten. Von A. W. Möller. 1stes Heft. Gr. Fol. Elberfeld, 1822. Büschlersche Verlagsbuchhandlung. 1 Thlr.

Auf sechs Charten gibt der Verfasser die Geschichte der christlichen Religion, von ihrem Entstehen an bis 604 nach Christi Geburt, und 6 Tabellen sind diesen Charten beigefügt, die Uebersicht zu erleichtern. Es war die römische Welt, also ein großer Theil von Europa, Asien und Africa, in welcher das Christenthum zuerst Wurzel schlug, und sämmtliche Charten stellen dieselben Länder, aber jede immer andere Begebenheiten dar. Der Freund des Christenthums, besonders der angehende Theolog übersieht hier schnell das gleichzeitige Wichtige, was vom Euphrat bis zu den Herkulessäulen, vom Nil bis nach London geschah, in welche von einander entfernte Gegenden das Christenthum zu gleicher Zeit kam, welche Irrlehrer neben einander die Kirche verwüstet, welche Gegenden Schutzplätze waren und blieben u. s. w. Die Charten sind reich, ohne mit Oertern und Erinnerungen überladen zu seyn, und der Druck ist sehr deutlich. (Noch 6 Charten erscheinen möglichst bald.)

Neue Untersuchungen des Keltenthums zur Aufhellung der Urgeschichte der Deutschen, von D. J. G. Radlof, Professor in Bonn. Gr. 8. Elberfeld, Büschlersche Verlagsbuchhandlung. 2 Thlr.

Es ist bisher von uns gelernt und geglaubt und nachgesprochen worden, daß die Deutschen 110 Jahre vor Christi Geburt zuerst der gebildeten Welt Kunde von ihrem Dasein gegeben. Was Cäsar und Tacitus sagten, hielt man für das einzig mögliche Sagbare. Was frühere griechische Schriftsteller, was Gelehrte, die der große Alexander auf Entdeckungsreisen ausschickte, gesagt und wovon wir freilich leider nur dürftige Fragmente haben, ward wenig gewürdigt. Vorliegendes Buch enthält Forschungen über Kelten und Germanen, über den frühern religiösen Zusammenhang des Nordens mit griechischen Orakeln, über Reisen deutscher Priester nach Griechenland. Wenn wir bisher glaubten, unsere ganze Kultur komme aus dem Osten, so sehen wir hier, daß die ersten Unsterblichkeitslehrer der Griechen aus dem Norden zu ihnen gekommen sind. Schaudernd über eine von Römer zertretene schöne Welt staunte der Grieche ob den Germanen, das Räthsel sich nur dadurch lösend: unbesiegbar stehen sie in der Schlacht, denn sie glauben, des Pythagoras Lehren getreu, Unsterblichkeit und künftige Vergeltung.

Dies Buch zeigt uns also mehr als ein anderes das ehrwürdige Alterthum des deutschen Volks und zugleich, wie vieles in unserer Sprache aus jenem Alterthume noch lebt und uns an längst entströmte Zeiten knüpft.

Der Charakter und die Bestimmung des Mannes, von D. Fr. Ehrenberg. Zweite Auflage. 8. Elberfeld, 1822. Büschlersche Verlagsbuchhandlung. 1 Thlr. 20 Gr.

Schon die Nothwendigkeit der zweiten Auflage beweiset, daß dies Werk in dem Kreise, für welchen es bestimmt war, gewirkt hat. Der Verfasser hat diese Ausgabe noch reicher ausgestattet, und über das Ideal ächter Männlichkeit, über männliches Selbstdenken, über Menschen- und Weltkenntniß, Behandlung der Einbildungskraft, ästhetische Bildung, über Handeln nach Grundsätzen, Entschlossenheit, männlichen Muth, männliche Festigkeit, Kraft, über Ernst, Enthusiasmus und Weisheit, edles Selbstgefühl, Thätigkeit des Mannes finder sich hier so vieles, was im einzelnen anzieht und zusammengestellt als Ganzes das Ganze im Menschen ergreift und ordnet, so daß wir dies Werk, welches den Namen eines berühmten Verfassers trägt, nicht weiter nöthig haben zu empfehlen.

In der letzten Messe ist fertig worden:

Homeri Ilias, graece et latine, Opera Hageri, recens. Wolfianae adcommodata. Vol. II edit. quinta.,

womit nun der ganze Homer wieder vollständig zu haben ist. Der griechische Text ist in dieser Auflage (von der Odyssee die vierte) mit einer ganz neuen, dem Auge mehr zusagenden Schrift gedruckt und nach der neuesten Auflage der Wolfschen Ausgabe revidirt und sorgfältig corrigirt worden. Das Ganze, aus 105 Bogen bestehend, kostet nur 3 Thlr. 16 Gr., und die Ilias und Odyssee jede einzeln 1 Thlr. 20 Gr., wofür solche in allen Buchhandlungen zu bekommen sind.

Chemnitz, im August 1822.

Wilhelm Starke.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Bessel, F. W., astronomische Beobachtungen auf der königl. Universitäts-Sternwarte in Königsberg. 6te Abtheilung: vom 1sten Januar 1819 bis 31sten December 1820. Folio. 5 Thlr. 16 Gr.

Diese Abtheilung enthält die mit dem prachtvollen Reichenbachschen Meridiankreise, im ersten Jahre seiner Aufstellung gemachten Beobachtungen; sie ist die erste vollständige Beobachtungsreihe, welche von einem Instrumente dieser Art bekannt wird, und gewährt daher das doppelte Interesse, welches aus den Beobachtungen selbst und aus der Trefflichkeit des Instruments hervorgeht, von welcher man mit Recht sehr wesentliche Fortschritte der praktischen

Astronomie erwarten darf. Der Verfasser hat in dieser Abtheilung die Maßregeln auseinander gesetzt, welche er theils bei der Aufstellung des neuen Instrumentes ergriffen, theils angewandt hat, um dieselbe zu prüfen und die in Rechnung zu bringenden Verbesserungen zu bestimmen; er ist überall bemüht gewesen, die Beobachtungsmethoden einer neuen, strengen Kritik zu unterwerfen und die seinigen genau und deutlich vor Augen zu legen. Auch gibt er Tafeln für die scheinbaren Oerter des δ Ursae minoris, ähnlich seinen frühern Polarsterntafeln; diesen Stern hat er dem Polarsterne an die Seite gesetzt, um dadurch die Aufstellung der Instrumente gegen den Pol mit noch mehr Leichtigkeit und Sicherheit als bisher zu erforschen.

Neue vorzügliche Schriften für Naturforscher, Mineralogen, Botaniker, Forstmänner, Technologen u. s. w.

D'Aubuisson de Voisins, Geognosie oder Darstellung der jetzigen Kenntnisse über die physische und mineralische Beschaffenheit der Erdkugel; deutsch bearbeitet von J. G. Wiemann. Zweiter und letzter Band, mit einer Kupfertafel. Gr. 8. 3 Thlr.

Der erste Band kostet 2 Thlr. 12 Gr. und ist im vorigen Jahre erschienen.

D. G. Ficinus, Flora der Gegend um Dresden. Zweite und letzte Abtheilung: Kryptogamen. 8. Mit 3 Kupfertafeln. 2 Thlr.

Der erste Theil enthält die Phanärogamen und kostet 2 Thlr.

Dazu als Anhang:

E. Schmalz, die Gattungen der um Dresden wildwachsenden und auf Aeckern gebauten Pflanzen, in einer tabellarischen Uebersicht. In lateinischer und deutscher Sprache. Fol. Broch. 1 Thlr.

H. Cotta, die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau, oder die Baumfeldwirthschaft. 2te und 3te Fortsetzung oder 3tes und 4tes Heft des Ganzen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. Alle vier Hefte, welche den ersten Band ausmachen, 2 Thlr. 8 Gr.

Ch. G. Krebs, Ansichten von der Behandlung der Erdrinde, in Absicht auf Frucht- und Holzerziehung Ein Beitrag zur Cottaischen Baumfeldwirthschaft. Mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 15 Gr.

G. F. Hollunder, die zweckmäßigste Zinkfabrication bei Steinkohlenfeuerung. In nächster Beziehung auf Sachsen, als eines neuen und nützlichen Industriezweiges für dieses gewerbfleißige Land, und außerdem für alle Bergwerks-Gegenden, welche ihre Blende oder andere zinkhaltige Fossilien und Producte auf eine wohlfeile und einfache Art zu Gute zu machen wünschen. Mit 1 Kupfertafel. 8. Broch. 12 Gr.

Fr. Mohs, Grundriß der Mineralogie. Erster Band, mit 5 Kupfertafeln. Gr. 8. 4 Thlr.

E. M. Schilling, Lehrbuch des gemeinen in Deutschland giltigen Forst- und Jagdrechts. Gr. 8. 2 Thlr.

D. G. H. Schubert, die Urwelt und die Fixsterne. Eine Zugabe zu den Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Gr. 8. 2 Thlr.

Dresden, im Juli 1822.

Arnoldische Buchhandlung.

Medicin.

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber den Steinschnitt durch den Mastdarm, nach Sanson und Vacca Berlinghieri. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von D. L. Cerutti in Leipzig. Mit 1 lithographischen Abbildung. 18 Gr.

Neue Bücher. 1822.

Calderon, Schauspiele. Vter Band. Aus dem Spanischen von *Gries*. Enthält: Dame Kobold und der Richter von Zalamea. Gr. 8. 2 Thlr.; auf weissem Papier 2 Thlr. 12 Gr.

Richter, die specielle Therapie. IXter und letzter Band: das Register und Literaturangabe. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Alle 9 Bände kosten 25 Thlr. 4 Gr.

— — *Auszug* aus diesem grossen Buche. Besorgt durch G. A. Richter, in IV mässigen Bänden. Iter Band: die acuten Krankheiten vollständig. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Ballif, Guide journalier pour servir à l'embelissement et à la conservation des Dents. 8 Gr.

— — Anleitung zur Erhaltung der Zähne. 8 Gr.

Tölken, E. H., über das verschiedene Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poesie, ein Nachtrag zu Lessing Laokoon. Gr. 8. 6 Gr.

Vater, J. S., Anbau der neuesten Kirchengeschichte. IItes Bändchen. Gr. 8. 18 Gr.

Eschenburg, Grundzüge der griechischen und römischen Fabelgeschichte. 4te Auflage. 4 Gr.

Grieben, kurzer Abriß der deutschen Geschichte, nach Kohlrausch. Für Schulen. 8 Gr.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin und Stettin.

Neue Verlagswerke von Joseph Engelmann in Heidelberg,

welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Schreibers, A., Auszug aus seinem Handbuche für Reisende am Rhein; enthaltend die Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf. Nebst einem eigenen Anhange, die Mainreise von Mainz bis Aschaffenburg enthaltend. Mit einer Charte. Ausgabe für 1822, mit den nöthigen Zusätzen und Verbesserungen. Geb. in Futteral. 2 Thlr.

— — Handbuch für Reisende nach Baden, im Großherzogthum, in das Murgthal und in den Schwarzwald. Nebst einer Auswahl von Sagen aus dem alten Allemanien. Mit einer Anleitung zum wirksamen Gebrauch der Bäder in Baden. Ausgabe für 1822. — Zusätze: 1. Veränderung in Baden und dessen nähern und fernern Umgebungen. 2. Mancherlei Notizen für Fremde. 3. Gemälde des Badelebens. 4. Gedichte von A. Schreiber und M. v. Schenkendorf auf Baden. Auf franz. Velinpapier, mit einer neuen Charte und 9 Ansichten von Prima vest, mit allegor. Umschlag, broch., 4 Thlr.; auf Velinpapier, ohne die Ansichten mit Titelkupfer und Charte, 2 Thlr. 8 Gr.; dito auf Druckpapier 2 Thlr.

Chezy, Helmina von, Handbuch für Reisende nach Heidelberg, in seine Umgebungen, nach Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale. Ausgabe für 1822. Mit Zusätzen und den neuesten Veränderungen, und einem Vorschlag zu genußreichen Spatziergängen, größern Wanderungen und Reisen aus Heidelberg. Auf Velinpapier, mit 24 Ansichten, 4 Planen und 1 Charte, broch., 4 Thlr.; dito, ohne die 24 Ansichten, 2 Thlr.

Schreiber, A., malerische Reise am Rhein, von den Vogesen bis zum Siebengebirge. Mit 40 von Prof. Roux nach der Natur aufgenommenen und rad. Blättern. Fol. Schön geb. In Futteral. Fol. 16 Thlr.

Der Rheingau bis Bingen. In 6 Ansichten nach der Natur gezeichnet und rad. vom Prof. Roux. Fol. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Rhein von Bingen bis Coblenz, in 12 Ansichten nach der Natur gezeichnet und rad. vom Prof. Roux. Fol. 5 Thlr. 8 Gr.

Schleven, F. J., Lebens- und Formgeschichte der Pflanzenwelt. Grundzüge seiner Vorlesungen über die physiologische Botanik. Handbuch für seine Zuhörer und für gebildete Naturfreunde. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Keyserlingk, D. H. W. E. von, Entwurf einer vollständigen Theorie der Anschauungsphilosophie. 8. 2 Thlr.

Biographie, neue, der Zeitgenossen, oder historisch-pragmatische Darstellung des Lebens aller derjenigen, die seit dem Anfange der französischen Revolution bis auf gegenwärtige Zeit Berühmtheit erlangt haben. Von A. V. Arnault und andern Gelehrten u. s. w. Aus dem Franz. mit Anmerkungen von Carl Geib. 3ter Band, 1stes Heft. 8. 18 Gr.

Herabgesetzter Preis
des naturhistorischen Prachtwerkes:

Horae physicae Berolinenses, collectae ex symbolis virorum doctorum: *H. Linkii, C. A. Rudolphi, W. F. Klugii, C. G. Neesii ab Esenbeck, Fr. Ottonis, A. a Chamisso, Fr. Hornschuchii, D. a Schlechtendal* et *C. G. Ehrenbergii*, edi curavit Dr. *C. G. Nees ab Esenbeck*, cum tabulis aeneis XXVII. Gr. fol. 1820. *Bonnae*, apud *A. Marcus*. — Früherer Preis mit illuminirten Kupfern 12 Thlr. 12 Gr.; herabgesetzter Preis 6 Thlr. 16 Gr.; mit schwarzen Kupfern 4 Thlr. 12 Gr.

Mehrfachen Wünschen zu entsprechen, hat der Verleger eine Anzahl Exemplare zu den obigen Preisen bestimmt, für welche das Werk bis Ostern 1823 durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist. — Später tritt der Ladenpreis wieder ein, so wie auch dann schon, wenn die bestimmte Anzahl Exempl. früher schon vergriffen sein sollte.

Bei W. Wallis, Buchhändler in Constanz, sind im Laufe dieses Jahres folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Illert, C., Gedichte. 8. 1822. Broch. 9 Gr.

Nikolaus Kopernikus, dargestellt von D. J. H. Westphal. Mit dem Bildnisse des Kopernikus. 8. 1822. Broch. 14 Gr.

Sauter, D. F. M., die gänzliche Exstirpation der carcinomatösen Gebärmutter; mit näherer Anleitung, wie diese Operation gemacht werden kann. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 1822. 22 Gr.

Wessenberg, J. H. v., die Auferstehung unsers Herrn. Eine Betrachtung an Seinem Grabe. Mit Titelkupfer und Vignetten. 8. 1822. Geh. 13 Gr.

— — das heilige Abendmal. Mit Titelkupfer und Vignetten. 8. 1822. Geh. 18 Gr.

Es ist erschienen:

Hermes, kritisches Jahrbuch der Literatur. 3tes Stück für 1822. No. XV der ganzen Folge. (Preis des Jahrgangs von 4 Heften 10 Thlr.)

Leipzig, den 22sten August 1822.

F. A. Brockhaus.

In der Andreäschen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen:

Lebensansichten.
Ein
Buch für Jünglinge.
Vom
Verfasser der Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde religiösen Inhalts.
1821. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Erfahrungen,
Meinungen und Berathungen.
Vom
Verfasser
der
Lebensansichten. Ein Buch für Jünglinge.
1821. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bei Franzen und Große in Stendal ist so eben erschienen:

Dr. Ioh. Herrm. Becker's Versuch einer allgemeinen und besondern Nahrungsmittelkunde. Mit einer Vorrede von Dr. S. G. Vogel. 2ter Theil: Darstellung der Nahrungsmittel der Menschen nach alphabetischer Ordnung. 2te Abtheilung: B — Brezoles. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Mehrere Beurtheilungen in den kritischen Blättern haben der früher erschienenen Theile dieses mit Sorgfalt bearbeiteten Werks hinlänglich anerkannt und wir enthalten uns daher jeder weitern Anempfehlung; der Preis für die bis jetzt erschienenen 5 Theile ist 10 Thlr. 6 Gr., wofür dieselben in allen Buchhandlungen zu erhalten sind.

Es ist erschienen:

Allgemeine medicinische Annalen für 1822. 7tes Heft. (Preis des Jahrgangs von 12 Heften 6 Thlr. 16 Gr.)

Isis von Oken für 1822. 7tes Heft. (Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit vielen Kupfern 8 Thlr.)

Leipzig, den 22sten August 1822.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXIV. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Neue Folge des Conversations-Lexicons.
Zweite Lieferung.

Ich beeile mich, dem Publicum das Fertigwerden der zweiten Lieferung des Conv. Lex. Neue Folge anzuzeigen. Die dritte wird noch bestimmt im November und die vierte im Februar 1823 erscheinen.

Das Ganze wird aus 8 Lieferungen bestehen, die an 200 Bogen enthalten werden und die äußerst billigen Pränumerationspreise, zu welchen es bis nach völligem Erscheinen zu beziehen ist, sind folgende:

Nr. 1, auf gutem Druckpapier 4 Thlr. 16 Gr. oder 8 Fl. 24 Kr. rhein.
— 2, — — Schrbp. 6 Thlr. 8 Gr. od. 11 Fl. 24 Kr. rh.
— 3, — — Druckpap. in Median-Format mit erweiterten Stegen 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 Fl. 30 Kr. rhein.
— 4, — feinem franz. Papier in demselben Formate 9 Thlr. oder 16 Fl. 12 Kr. rhein.
— 5, — ganz feinem franz. Velinpapier in demselben Formate 12 Thlr. oder 21 Fl. 36 Kr. rh.
— 6, — Schreibpapier in 4. Format 12 Thlr. oder 21 Fl. 36 Kr. rhein.

Von letzterer Ausgabe sind nur 12 Exempl. gedruckt. Sowohl Satz als Schrift sind bei allen 6 Ausgaben gleich, und nur im Formate und Papier liegt der Unterschied.

Die ersten 10 Bände des Conv. Lex., von denen zu Anfang dieses Jahres der 3te, sorgfältig verbesserte Abdruck der 5ten Auflage erschien, sind zu folgenden Preisen zu erhalten:

Nr. 1, auf gutem Druckpap. 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Kr. rhein.
— 2, — — Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Kr. rhein.
— 3, — — Druckp. in Median-Format mit erweiterten Stegen 22 Thlr. oder 39 Fl. 36 Kr. rh.
— 4 und 5 fehlen bereits.
— 6, auf Schreibpapier in 4. Format 30 Thlr. oder 54 Fl. rhein.

Von letzterer Ausgabe sind nur noch wenige Exempl. vorräthig.

In allen Buchhandlungen ist übrigens sowohl das Hauptwerk in 10 Bänden, als die neuen 2 Bände zu erhalten.

Privatpersonen, die sich direct an den Verleger wenden und den Betrag der Bestellung gleich beifügen, erhalten bei einem Betrage von wenigstens 75 Thlr. 14¾ pr.C. Rabatt.

Leipzig. F. A. Brockhaus.

Um dem Publicum einen Begriff von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der neuen Folge des Conv. Lex. zu geben, theile ich das Verzeichniß der wichtigsten in der ersten Abtheilung oder den ersten 2 Lieferungen enthaltenen Artikel mit.

A.

Abbot. — Aberdeen. — Abracadabra. — Abruzzen. — Accum. — Acerbi. — Achard. — Acta eruditorum. — Acta sanctorum. — Actenversendung. — Actium. — Actuarius. — Adel. — Adelskette. — Adelung. — Adresse. — Adrian (Päpste). — Adrianopel. — Adule, adulitanischer Marmor. — Affe. — Afghanistan. — Afrancesados. — Afrika. — Afrikanische Gesellschaft. — Agathokles. — Aeginetische Statuen. — Agriculturchemie. — Aegypten. — Ahnenprobe. — Akerblad. — Aland. — Alb. — Albani (röm. Familie). — Albanien. — Albano. — Albert Casimir. — Albertusthaler. — Albrecht. — Alberman. — Albinen. — Albini. — Alesia. — Alexander Severus. — Alexander I. — Alexander (Päpste). — Alexandrien, alexandrinische Schule, alexandrinisches Zeitalter. — Alexandrinischer Codex. — Algardi. — Algen. — Ali (Pascha von Janina). — Allir. — Alopeus. — Alpenpflanzen, Alpenwirthschaft. — Alpenstraßen. — Altenstein. — Altenzelle. — Altera pars Petri. — Alter ego. — Alterthümer. — Ambrosianische Bibliothek. — Ambrosio. — Amalungen oder Amelungen. — Amen. — Amerika. — Amiens (Friede zu). — Amme. — Ammon. — Amnestie. — Amoros. — Amt, Amtsverhältnisse, Amtsentsetzung. — Amtmann. — Anatomische Präparate. — Ancillon. — Andacht. — André. — Angelus Silesius. — Angesicht oder Gesicht. — Anglesea. — Anhaltische Enclavensache. — Anich. — Anklage. — Ankylosis. — Anlage. — Anländung, Landanwachs. — Annalen. — Anno. — Anschlag. — Ansgar. — Ansprüche. — Anstett. — Antar. — Anthing. — Anthropophag. — Antichrist. — Antinomismus. — Anweisung. — Apel. — Apokatastase. — Apollinarismus. — Apologie. — Appellation. — Appellationsgerichte. — Appelins. — Appetit. — Aprilschicken. — Arakatscha. — Aranjuez. — Araukanen. — Arbeit. — Arbiter. — Archangel. — Archidiaconus. — Aremberg. — Aretin. — Argenson. — Arguelles. — Aria, Areia. — Aristokratismus. — Armenische Literatur. — Armuth, Armencolonien. — Arnauld. — Arnault. — Arndt. — Arnim. — Arnold. — Arnoldi. — Arnould. — Arnstein. — Arrest. — Artigas. — Artillerie. — Aschaffenburg. — Ascension. — Askanien. — Asklepiaden. — Asioli. — Assalini. — Assemanni. — Assisen. — Astralgeister. — Asturien. — Athem. — Athen. — Atterbom. — Aubaine (Droit d'). — Auerbach. — Auersberg. — Aufenthalts- und Sicherheitscharten. — Aufführung. — Aufschrift, Inschrift. — Auger (Athanase). — August, Prinz von Preußen. — A und O. — Aurich. — Ausgrabungen. — Auslieferung. — Ausnahmegesetze. — Aussteuer, Ausstattung. — Auswanderung. — Ausweichung (musikalisch). — Autenrieth (Kanzler). — Auteuil. — Autopsie. — Aventure grosse. — Axum, axumitischer Marmor. — Ayrer. — Azaïs. — Azincourt (Schlacht bei).

B.

Babylon. — Baccalaureus. — Bacciocchi. — Baden. — Badische Landstände. — Baggesen. — Bajae. — Bajus

oder de Bay (Michael). — Balbi. — Balcan. — Baldwin III. — Ballei. — Ballesteros. — Bande noire. — Bandit. — Bank. — Banquet. — Baphomet. — Barbier. — Barbesanes. — Baring. — Barker. — Bareck. — Baronius. — Barre (juridisch). — Barre Chevalier de la). — Bartels. — Barth. — Barton. — Bartsch. — Basculesystem. — Basel (Kirchenversammlung). — Bastides. — Bass. — Bastille. — Bastion. — Batalha. — Bauchredner. — Barbin. — Baumwollenzeuge. — Bayerische Landstände. — Beauharnois. — Beaulieu. — Bechstein. — Beck. — Beckedorff. — Becker. — Bedmar. — Beer (Michel) und Familie. — Begasse. — Begrüßung. — Behr. — Beigel. — Bekker. — Bekleidungsmaterialien. — Belem. — Bellamy (Jacob und Georgia Anna). — Belzoni. — Benedict (Päpste). — Benecke. — Benno der Heilige. — Bensley. — Bentham. — Bentivoglio. — Benzenberg. — Beobachtung. — Bercy. — Berg. — Bergasse. — Bergprofil. — Bergrecht, Bergregal. — Bergwerke. — Berini. — Berlin. — Bernhardi. — Bernstorff. — Berry. — Berserker. — Berstett. — Berzelius. — Bessarabien. — Bessel. — Besteuerung. — Beten. — Betfort. — Bettelwesen. — Beuther. — Bevölkerung. — Beza. — Biagioli. — Bibel. — Bibelgesellschaften. — Bibliographie. — Bibliothekar. — Bignon. — Bilderdyk. — Bill, Bills. — Bingley. — Biscás. — Blanken. — Blässe. — Blausäure. — Blindenanstalten. — Blomfield. — Blume. — Blumensprache. — Blümner. — Bivtegel. — Blutgeld. — Böckh. — Böhme. — Bogdanowitsch. — Bolivar. — Bollmann. — Bombelles. — Bonaventura. — Bondy. — Boner. — Bonifaz. — Bonn. — Bonstetten. — Borch. — Borghese. — Borgondio. — Borromeo. — Borstell. — Borry de Saint Vincent. — Bossha. — Boscowich. — Bose. — Bossi. — Boswell. — Botanik — Botanische Gärten. — Botta. — Botocuden. — Botzen. — Boucher. — Bouilly. — Boulogne (bois de). — Bourbon (Cardinal). — Bourbon (Haus). — Bouterwek. — Boyen. — Boyer. — Bracteaten. — Braham. — Brasilien. — Braunschweigische Landstände. — Bray. — Brée. — Breislak. — Breislakisches System der Geologie. — Bremen. — Brentano. — Brescia. — Breslau. — Bretschneider. — Brief, Briefstyl, Briefsteller, Briefsammlungen. — Brieftaube, Brieftaubenpost. — Brinkmann (Carl Gustav von). — Broechhuizen. — Broglie. — Brown. — Brüdergemeinde. — Brun. — Brunet. — Brünings — Bruno. — Brüssel. — Bucher. — Buchholz. — Büchernachdruck. — Buddha, Buddhaismus. — Buenos-Ayres. — Buen Retiro. — Bugenhagen. — Bujukderé. — Bulgarien. — Bülow. — Bünau. — Bundesfestungen. — Buonaparte. — Bureaukratie. — Burg, Ritterburg. — Bürg — Bürger (Elisabeth). — Burckard Waldis. — Burkhardt. — Bursa. — Burschenschaft. — Buttmann — Buxhöwden. — Byron. — Byzantiner. — Byzantinische Kunst.

C.

Cabinets-Justiz, Cabinets-Instanz. — Cabinets-Ordre. — Cachet (lettres de). — Cachemir-Ziege. — Caffarelli. — Caffé. — Cajus. — Calabria. — Calamata. — Calderari. — Caledonischer Canal. — Calixtus (Päpste). — Calliſen. — Calkar. — Calkoen. — Calvisius. — Cambronne. — Cammern der Volksstände. — Campbell — Camuccini. — Candelaber. — Candia. — Canga-Arguelles. — Cannemann. — Canning. — Canopen. — Canosa (Herzog von). — Canael. — Capetinger. — Capellen. — Caplan. — Capo d'Istrias. — Caraccas. — Carascosa. — Carbonari. — Cariati. — Carignan. — Carl Theodor. — Carl August. — Carl XIV. Johann. — Carlin. — Carlsbader Beschlüsse. — Caroline, Königin von Neapel. — Caroline, Königin von England. — Caroline, Königin von Dänemark. — Carton. — Casanova. — Cassationsgericht. — Castelcicala. — Catacomben. — Catecheten-schulen. — Cattaneo. — Carton. — Celtes (Conrad). — Cent jours. — Centre (le). — Chaban. — Chabert. — Chalcedon. — Chalotais. — Chambre introuvable. — Chamisso — Champ d'Asyle. — Champagner Wein — Charlemont und Givet. — Charleroy. — Charta magna. — Charte. — Charte constitutionelle von Frankreich. — Chateaubriand — Chauvelin (François). — Chemie. — Chezy und dessen Gattin. — Chile. — Chiliasmus. — Chiman — Chironomie. — Chlorin — Christoph der Kämpfer. — Chronik. — Cicognara. — Civilbaukunst. — Civilliste. — Clan. — Clare. — Clarke. — Classensteuer — Classiker der Alten. — Clausewitz — Clemens (Titus Flavius). — Clemens (Päpste). — Clôture (la). — Cloud (St.). — Codes (les cinq). — Coleridge — Cölestinus (Päpste) — Collegiaturen. — Collin (Matthäus Edler von) — Colonne. — Colquhoun — Columbia. — Comnenus — Componisten der neuern Zeit. — Concordat. — Congestion. — Consequenz. — Constabler. — Constant de Rebecque. — Constantinopel. — Constitution. — Constitutionen als Tendenz der Zeit. — Constitutionelle Ideen — Constitutionelle Institutionen — Conz. — Corai. — Cornwall. — Corporationen. — Corpus juris. — Correa de Serra. — Cortes. — Cosel (Gräfin von). — Côté droit, Côté gauche. — Courbière. — Cotta. — Crabbe. — Cramer. — Crotch. — Cubach. — Culloden. — Curran. — Currende. — Curland.

Anhang zur ersten Abtheilung, Artikel enthaltend, welche die Glaubenslehre und Verfassung der römisch-catholischen Kirche betreffen.

(Von einem Catholiken bearbeitet.)

Ablaß. — Abendmahl. — Buße (Bußanstalt der catholischen Kirche). — Canon der heiligen Schriften. — Canonisches Recht. — Catholicismus I. Glaubensgrund desselben. II. Lehre desselben. III. Kirchenverfassung desselben. IV. Verhältniß der Kirche zum Staate. — Cölibat. — Concilium. — Cosnitz. — Dogmatik.

Ankündigung.

Im Jahr 1822 erschien von der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm zum erstenmale:

Jährliche Berichte über die Fortschritte der Wissenschaften.

Berzelius lieferte den Bericht über die physischen Wissenschaften, nämlich: Physik und unorganische Chemie, mineralogische Chemie und Mineralogie, vegetabilische Chemie, thierische Chemie, Geologie — wovon eine Uebersetzung unter der Presse ist und in kurzer Zeit bei Unterzeichnetem erscheinen wird.

Tübingen, den 14ten August 1822.

H. Laupp.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Kähler, D. A. L., über Religionsduldsamkeit und Religionseifer. Zwei Predigten, gehalten in der Löbenichtschen Kirche zu Königsberg am Sonntage Exaudi und am ersten Pfingsttage 1822. Gr. 8. 6 Gr.

Von W. A. Lindau sind bei uns in diesem Jahre neu erschienen:

Eduard. Ein romantisches Gemälde nach W. Scott's Waverley, nach der 8ten Original-Ausgabe übersetzt von W. A. Lindau. 4 Theile. 4 Thlr. 18 Gr.

Die Braut. Ein romantisches Gemälde von W. Scott, aus dem Englischen von W. A. Lindau. 2te verbesserte Auflage in 3 Theilen. 3 Thlr.

W. A. Lindau, Griechenland und die Griechen. Nach dem Englischen. 12 Gr.

Dresden, im Juli 1822.

Arnoldische Buchhandlung.

Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

K. E. A. von Hoff's Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen *natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche.* Ister Theil. Eine von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. 33 Bogen. Gr. 8. Mit einer Charte von Helgoland. Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Der Zweck dieser Schrift — nach Maßgabe der von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegten Frage — ist: die vorhandenen historischen Nachrichten, Sagen und Fabeln, welche von Veränderungen in der Gestalt der Erdoberfläche zeugen, zusammenzustellen und nach Grundsätzen der physischen Erdkunde und Geologie zu prüfen. Die auf Muthmaßungen und Hypothesen, aus der Physik und Geologie hergenommen, beruhenden Ideen, denen eine historische Grundlage mangelt, sind darin nicht berücksichtigt.

Der jetzt erschienene 1ste Theil behandelt die wichtigsten der bekannt gewordenen Veränderungen, welche die allgemeinste Bedeutsamkeit für die Gestalt der Erdoberfläche haben, die nämlich, welche in dem großen Verhältnisse zwischen den beiden Hauptbestandtheilen — Land und Meer — vorgegangen sind. Er kann als ein für sich bestehendes Werk betrachtet werden.

Er zerfällt in zwei Hauptabtheilungen. Die erste schildert die Wirkungen des Umsichgreifens des Meeres und der Zerstörung, die es an dem festen Lande und den Inseln ausübt; die zweite hingegen die Erscheinung der Bildung neuen Landes, durch welche die Küsten ins Meer vorgerückt werden, wodurch also das Land gewinnt und das Meer verliert — das Umgekehrte von der Erscheinung, die in der ersten Abtheilung geschildert wird.

Da aber diese letztere sich auf verschiedene Weise zeigt und durch sie zum Theil sehr große Wirkungen hervorgebracht worden seyn sollen; so sind den bekannten Nachrichten von solchen zwei besondere Hauptstücke gewidmet worden. Von diesen enthält das Eine die Sagen von Durchbrüchen der Meere durch ehemalige Landengen, durch welche sonst getrennte Meere vereinigt, Landseen zu Meeren geworden sein sollen u. s. w., und das andere die Ueberlieferungen, aus denen man geschlossen hat, daß in alter Zeit gewisse nicht mehr vorhandene Länder oder Inseln bestanden haben, und von dem Meere ganz verschlungen worden sein sollen.

Alle zu dieser Darstellung gehörende historische und ähnliche Ueberlieferungen sind in einer, einem besondern System folgenden, geographischen Ordnung an einander gereiht und aus allen Theilen der Erde entnommen, über welche sich dergleichen vorfinden. Sie sind mit den erforderlichen Zeugnissen aus den Schriften der Alten und Neuern belegt, und wo es thunlich war, sind die uns bekannten ältesten Quellen für dieselben nachgewiesen.

Zum Schlusse handelt ein besonderes, auf die vorhergehenden sich beziehendes Hauptstück von der Frage: Ob ein allgemeines Steigen oder Sinken des Spiegels der Meere seit der historischen Zeit wahrgenommen wird? In diesem ist zugleich das Wesentliche von dem Streite zusammengestellt, der über diese Frage im verflossenen Jahrhunderte, besonders von nordischen Gelehrten, sehr lebhaft geführt worden ist.

Das Urtheil der königl. Societät der Wissenschaften über diese Schrift findet sich in den Göttinger Anzeigen v. J. 1821, St. 190 und 191, S. 1892.

Die beigefügte Charte stellt die großen Veränderungen vor, welche mit der merkwürdigen Insel Helgoland seit 1000 Jahren vorgegangen sein sollen.

Streit, F. W., Charte des *osmanischen Reichs* in Europa und Asien nach vorzüglichen Hülfsmitteln entworfen, nebst einer geographisch-statistischen Uebersicht. 2 Blatt. Gr. Fol. 1822. 10 Gr.

Diese mit besonderem Fleiß ausgearbeitete und bei den jetzigen großen Ereignissen in der ganzen Türkei höchst interessante Charte ist so eben fertig geworden.

J. C. Hinrichsche Buchhandlung in Leipzig.

So eben ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Grundriß des Systems der Chemie, oder klassische Aufstellung der einfachen und gemischten Körper, vorzüglich nach Lavoisier und Berzelius, so wie nach eigenen Erfahrungen, von W. A. Lampadius, königl. sächs. Bergcommissionsrath und Professor der Chemie und Hüttenkunde. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir geben hier dem Publicum das Resultat der 30jährigen Erfahrungen eines wahrheitliebenden Naturforschers. Fremde und eigene Bearbeitungen der so wichtig gewordenen Wissenschaft der Chemie findet man hier in einer gedrängten Uebersicht ganz systematisch in zwei Reichen aufgestellt. Das erste Reich umfaßt die Elemente; das zweite die mannichfaltigen Mischungen derselben. Die Einleitung zeigt, bis zu welcher bedeutenden Höhe die Chemie sich als Wissenschaft und Kunst gehoben hat. Eine sehr zweckmäßige und möglichst kritische lateinische Nomenclatur erhöht den Werth des Werkes für alle europäischen Chemiker, welche diese Wissenschaft bearbeiten. In der Theorie folgt der Herr Verfasser größtentheils Lavoisier und Berzelius. Wegen der Gedrängtheit des Werkes kann dasselbe vorzüglich als Handbuch zu Vorträgen benutzt werden; doch findet sich auch für den Selbststudirenden durchgängig eine reiche literarische Nachweisung. Uebrigens bürgt der schon längst rühmlichst bekannte Name des Herrn Verfassers für den Werth des Werkes.

Freyberg, im August 1822.

Craz und Gerlach.

In der unterzeichneten, so wie durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Die Geschichte der christlichen Feste
in
Predigten,
von
S. J. Ramann.
Erster Band. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Herr Verfasser ging bei Bearbeitung dieser Predigten von der Ansicht aus:

„daß unsere Gemeinden auch einer Belehrung über die Entstehung unserer christlichen Feste bedürfen, wenn sie diese mit Liebe und christlichem Geiste feiern sollen, und daß eine Abwechselung im Kanzelvortrage für die Gemeinde und den Prediger gleich viel Anziehendes hat."

Mit steter Hinweisung auf Bibel und Geschichte, in einem klaren und erhebenden Vortrage, behandelt der würdige Verfasser in diesem ersten Bändchen die Geschichte der christlichen Feste von Advent bis Lichtmeß. Belehrend und erbauend in ächt christlichem Sinne, in edler und einfacher Sprache, werden diese Predigten, da man außer den alten Homilien von Augusti Vorträge dieser Art nicht hat, gewiß ein Bedürfniß in unserer homiletischen Literatur befriedigen und eine freundliche Aufnahme beim Publicum finden.

Ein zweites Bändchen folgt diesem in der Kürze nach.

Von demselben Verfasser ist noch bei uns erschienen:

Moralischer Unterricht in Sprüchwörtern.
Durch
Beispiele und Erzählungen für die Jugend erläutert.
Sechs Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1815.
Preis für 74 Bogen 2 Thlr. 4 Gr.

Unstreitig sind Sprüchwörter ein wirksames und zweckmäßiges Mittel zur Belehrung der Jugend. Die vorliegende Sammlung gehört zu den neuesten, vollständigsten und zweckmäßigsten, und des Preises wegen — 74 Bogen 2 Thlr. 4 Gr. — zu den wohlfeilsten und empfehlungswerthesten.

Keyserische Buchhandlung in Erfurt.

Von R. Roos ist in diesem Jahre in der Arnoldischen Buchhandlung erschienen:

Dietrich von Harras, oder der Ritterssprung, und der Präceptor. Erzählungen nach historischen Sagen. 1 Thlr. 3 Gr.

Bei Graß, Barth und Comp. in Breslau (Leipzig, bei J. A. Barth) ist erschienen:

Versuch über den Unterricht der Blinden, oder: entwickelnde Darstellung des beim Blinden-Unterricht angewandten Verfahrens. Aus dem Französischen übersetzt durch Johann Knie, Oberlehrer der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt in Breslau. Zweiter unveränderter Abdruck. 1821. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Dieses Werk ist nicht blos allen Lehrern und Freunden der Blinden, sondern auch allen Freunden der Menschenbildung und Menschenveredlung als sehr anziehend zu empfehlen, denn es stellt der selbst blinde Herr Uebersetzer in seiner Vorrede die gewiß merkwürdige und für die Behandlung des Blinden höchstwichtige Vergleichung zwischen den Zustand eines Sehenden, eines Blindgeborenen und eines Blindgewordenen auf.

Dieser Vorrede folgt die Vorrede und Einleitung des Herrn Verfassers, D. Guillié. Sodann werden in 5 Capiteln die geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten des Blinden behandelt. Der 2te Abschnitt in 2 Capiteln gibt geschichtliche Nachrichten von merkwürdigen Blinden. In der 3ten und wichtigsten Abtheilung des Werkes ist der Blinden-Unterricht in 25 Capiteln dargestellt, und zerfällt dieser 1) in den Schul-Unterricht, 2) in den Musik-Unterricht und 3) in den Gewerbs-Unterricht. Ueberall hat der Herr Uebersetzer in beigefügten Anmerkungen seine eigenen Gedanken und Erfahrungen beigefügt.

Das Ganze schließt sich mit der anziehenden Entstehungs-Geschichte der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt, und wir glauben sagen zu dürfen, daß dieses Werk gewiß eben so lehrreich als anziehend ist.

Bei J. F. Meinshausen in Riga ist so eben erschienen und an alle auswärtige Buchhandlungen versandt worden:

D. Joh. Fr. Erdmann's Beiträge zur Kenntniß des Innern von Rußland. Erster Theil. Nebst einem großen Plane der Stadt Kasan und deren Umgebungen. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Fr. Kohlrausch,
kurze Darstellung der deutschen Geschichte
für Volksschulen.
Elberfeld, Büschlersche Verlagsbuchhandlung.
1822. Gr. 8. 260 Seiten. 12 Gr

In gedrängter Kürze, aber doch mit möglichster Genauigkeit im Einzelnen, stellt dieses Buch den Lauf der gesammten deutschen Geschichte ins Licht, und ist, laut der Vorrede, dazu bestimmt, in den eigentlichen Bürgerschulen und den Elementarschulen, welche auf solcher Stufe stehen, daß sie ein paar Stunden in der Woche auch für die Geschichte des Vaterlandes erübrigen können, zum Leitfaden, vielleicht auch zum Lesebuche; den Schülern der höheren Schulen, wo die deutsche Geschichte nach dem größeren Werke des Verfassers gelehrt wird, zur Repetition; und endlich in den Familien der Stadt und des Landes, in welcher der Sinn für vaterländische Geschichte geweckt ist, ohne daß sie größere Werke zu lesen die Muse haben, zur Belehrung zu dienen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend, zur Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Chemnitz, Starke. 18 Gr.

Diese Briefe sind eben so unterhaltend als belehrend, eben so gefällig durch den einfachen, fließenden und ungekünstelten Styl, in welchem sie geschrieben sind, als anziehend durch den Stoff, den sie behandeln. Jugendlehrer, die nach guten und brauchbaren Mustern sich umsehen, um den Unterricht im deutschen Briefstyl sich selbst leichter und ihren Schülern und Schülerinnen angenehmer zu machen; Aeltern, die ihren, dem Jugendalter sich nähernden Söhnen und Töchtern ein nützliches Geschenk zu machen wünschen, werden hier finden, was sie bedürfen und suchen, und dem Verfasser für seine Arbeit herzlichen Dank wissen.

H—ch.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXV. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Subscriptions-Anzeige.

Im Verlage von J. G. Heubner in Wien erscheint folgendes Werk, worauf in allen Buchhandlungen Subscription angenommen wird:

SYNODUS BOTANICA
OMNES
FAMILIAS, GENERA ET SPECIES
PLANTARUM ILLUSTRANS.
EDITORE
LEOPOLDO TRATTINNIK,
Musaei Caes. Reg. Vindob. Custode, Phytographo Magnat. Austr. inf. pluriumque Societatum litt. Sodali.

Es fehlte der Botanik bisher an einem Werke, das man zu jeder Zeit und aller Orten als ein vollständiges Repertorium sämmtlicher Beobachtungen der äußerlichen Pflanzenformen ansehen dürfte, an einem unwandelbaren Cataster, das keine Neuerungen, kein System, keine spätern Entdeckungen und Berichtigungen in seinem Werthe verletzen, das vielmehr mit jedem Tage an Vollständigkeit und Correctheit gewinnen muß, und sich zu jedem System, so wie zu jeder Art von Gebrauch, ganz und in seine constituirenden Theile vereinzelt schickt.

Das hier angekündigte Werk soll diesem Bedürfniß abhelfen. Monographienweise werden hier alle Familien, Gattungen und Arten der Pflanzen abgehandelt. Keine Beobachtung, keine Berichtigung kann verloren gehen, und demnach darf dieses Werk nie umgearbeitet werden, weil man jede Pflanzenart auf einem eigenen Blatt behandelt, durch welche Einrichtung dann immer die Nachträge eingeschaltet und ausgewechselt werden können.

So wie alle Botaniker der Welt als Mitarbeiter an diesem Werke anzusehen sind, so muß es endlich auch ein gesetzlicher Codex für alle Botaniker werden.

Die königl. bayerische botanische Gesellschaft zu Regensburg garantirt für Mitwirkung und Fortsetzung. Die Sprache ist die in aller Welt gangbare, wissenschaftliche, die lateinische. Die Einrichtung des Werks gestattet den mannichfaltigsten Gebrauch, außer den gewöhnlichen, für Auszüge auf Reisen, für Gärten und Herbarien. Eigene Bemerkungen u. s. w. können bei dieser Einrichtung gleich an Ort und Stelle hinzugefügt werden.

Es erscheint in Bänden zu 24 Bogen in 8. auf Schreibpapier.

Um die Gemeinnützigkeit des Werkes zu befördern, wünsche ich den möglichst niedrigen Preis dafür zu machen und schlage daher den Weg der Subscription ein, auf dem die Freunde der Pflanzenkunde durch zahlreiche Theilnahme selbst dazu beitragen, denselben zu erniedrigen.

Wenn die Zahl der Theilnehmer an der Subscription meinem vorläufigen Calcul einigermaßen entspricht, so wird der Preis für einen Band von 24 Bogen nicht über 20 Gr. sächs. oder 1 Fl. 30 Kr. rhein., nach Verhältniß aber wohl noch niedriger, ausfallen.

Die Subscribenten genießen den Vortheil dieses geringen Preises allein, und ihre Namen werden dem ersten Bande vorgedruckt. Bis Ende Novembers d. J. ist der Subscriptionstermin offen. Später einlaufende Bestellungen können nur um den alsdann eintretenden, beträchtlich höhern, Ladenpreis besorgt werden.

Eine ausführliche Anzeige in deutscher und lateinischer Sprache, welcher ein Probeblatt beigefügt ist, auf demselben Papier und mit denselben Lettern abgedruckt, wie das Werk selbst erscheinen wird, ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis zu bekommen, wo selbst man auch subscribiren kann. Privat-Personen, die durch gütige Verwendung dieses Unternehmen befördern und in ihrem Wirkungskreise Subscribenten sammeln wollen, sichere ich auf 5 Exemplare ein 6tes als Freiexemplar zu.

Wien, im Juli 1822.

J. G. Heubner, Buchhändler.
Am Bauernmarkt Nr. 590.

Von der

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, herausgegeben von Carus, Ficinus, Franke, Kreyßig, Naschig, Seiler u. s. w.

ist des 2ten Bandes 3tes Heft mit 2 Kupfern, und somit der 2te Band vollständig erschienen.

Alle 6 Hefte kosten 6 Thlr. — um aber dieser Schrift einen größern Wirkungskreis zu verschaffen, wollen wir bis zu Ende des Jahres den Preis auf 4 Thlr. festsetzen, wofür solche durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind. Jedes einzelne Heft aber kostet 1 Thlr. — wie zeither.

Dresden, im Juli 1822.

Arnoldische Buchhandlung.

Gärtnerei und Botanik.

Der so rühmlichst bekannte Gartenkünstler und Botaniker, Herr Doctor Dietrich, Vorsteher des großherzogl. botanischen Gartens in Eisennach und vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied, hat, nach Beendigung seines großen Lexicons der Gärtnerei und Botanik, angefangen, Nachträge zu diesem klassischen Werke herauszugeben, indem die vielen neuen Entdeckungen in der Botanik selbige nöthig machten. Diese Nachträge bilden fast ein eben so starkes Lexicon der neuentdeckten Gewächse, denn sie betragen bereits acht Bände und an dem 9ten und letzten Bande wird gedruckt. Da mehrere Gartenfreunde und Botaniker diese Nachträge oder einzelne Bände davon noch nicht besitzen können, so machen wir bekannt, daß sie vollständig oder auch in einzelnen Bänden noch für den Pränumerationspreis, jeder Band zu 2 Thlr. 6 Gr. (oder 4 Fl. 3 Kr. rhein.), zu haben sind, sowohl bei uns, den unterzeichneten Verlegern, als auch in jeder guten Buchhandlung.

Der spätere Preis eines jeden Bandes wird 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) sein. Wie reichhaltig diese Nachträge sind, ersieht man aus folgendem Inhalt:

1ster Band: Abama bis Carduus; 714 Seiten.
2ter Band: Carex bis Diphaca; 726 Seiten.
3ter Band: Diphylleia bis Hieracium; 700 Seiten.
4ter Band: Higginsia bis Mertensia; 685 Seiten.
5ter Band: Mesembrienthenum bis Pekea; 664 Seiten.
6ter Band: Pelargonium bis Psychotria; 604 Seiten.
7ter Band: Ptelea bis Scurrula; 691 Seiten.
8ter Band: Scutellaria bis Tagetes; 628 Seiten.

Die Gewächse sind nach den lateinischen botanischen Namen alphabetisch geordnet, dabei die deutschen Namen und alle Erklärungen sind ebenfalls deutsch. Zum Schluß wird auch ein General-Register aller deutschen Namen geliefert werden. Das Hauptwerk von 10 Bänden hat einen gleichen Preis und die letzteren Bände desselben sind ebenfalls noch einzeln zu haben.

Buchhändler Gebrüder Gädicke
in Berlin.

Im Verlag der Hildebrand'schen Buchhandlung in Arnstadt erschien so eben und ward versandt:

Die letzten Gründe des Nationalismus.

In einer Widerlegung der Briefe des Herrn Superintendenten Jöllich über den Supernaturalismus, von F. H. Gebhard, Pfarrer und Superint. zu Kranichfeld im Gothaischen. 28 Bogen. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

So eben sind versandt worden:

Isis von Oken für 1822. 8tes Heft. (Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit vielen Kupfern 8 Thlr.)

Zeitgenossen. Neue Reihe No. IX (der ganzen Folge No. XXXIII). Redacteur: D. F. Cramer. Gr. 8. Geh. 204 S. Druckpapier 1 Thlr. Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt dieses Heftes:

C. L. W. von Grolman, großherzogl. hessischer Staatsminister ꝛc. — J. G. Buhle. — J. F. Marmontel. — Granville Sharp. — Henry Grattan. — Villaud-Varennes.

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Drittes Stück für das Jahr 1822. (No. XV der ganzen Folge.) Gr. 8. Geh. 418 S. Preis des Jahrgangs von 4 Stücken (im Ganzen 100 Bogen engen Drucks) 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Inhalt dieses Stücks:

I. Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt. Von Friedrich von Raumer.
II. *a.* Psychische Heilkunde. Von A. M. Vering. *b.* Zeitschrift für psychische Aerzte von F. Nasse. Von b. e. k.
III. Darstellung des Steuerwesens. Ein Versuch von Alois Silv. Edlen von Kremer. Von Bk.
IV. Das Haus mit zwei Thüren. Ein Lustspiel in drei Abtheilungen. Metrisch, treu aus dem Spanischen des Don Pedro Calderon de la Barca für die deutsche Bühne übersetzt von Georg Nicolaus Bärmann.
V. Spanien und die Revolution. Von c — b.
VI. Verhandlungen der gesammten Landstände des Königreichs Würtemberg im Jahr 1819. — Vierte und letzte Abtheilung. Von G. r. b.
VII. Ueber die Philosophie des Rechts und der positiven Gesetzgebung. Von N. L.
1) Commentaire sur l'Esprit des loix de Montesquieu, par Mr. le Comte *Destutt de Tracy*.
2) *a.* Traités de Législation civile et pénale. Par Mr. *Jéremie Bentham*.
b. Théorie des peines et des récompenses. Par le même.
3) *a.* Lehrbuch des Naturrechts von J. S. Beck.
b. Grundsätze der Gesetzgebung von demselben Verfasser.
4) System der innern Staatsverwaltung und der Gesetzpolitik von K. F. W. Gerstäcker.
5) Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts, von Gottlob Ernst Schulze.
6) *a.* Politik nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit, von Friedrich Köppen.
b. Rechtslehre nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit, von demselben.
7) Grundlinien der Philosophie des Rechts, von Dr. G. W. F. Hegel.

Leipzig, den 1sten September 1822.

F. A. Brockhaus.

Von

Rosenmülleri Scholia in Vetus Testamentum. Vol. IV. Pars 2da. Psalmorum Pars 2da. 8 maj. 2 Thlr. 16 Gr.

ist so eben die zweite durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Ausgabe erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Ich enthalte mich jeder Anpreisung eines schon längst als classisch anerkannten Werkes und bemerke nur, daß in wenigen Wochen auch die zweite, ganz neu bearbeitete Auflage von desselben Verfassers

Scholia in Vetus Testamentum. Vol. I. Pars 2. Exodum continens.

versandt werden wird. Am Vol. II, Edit. 2, und Vol. IV, P. 3, Ed. 2, wird ununterbrochen fortgedruckt.

Joh. Ambr. Barth.

An Freunde und Lehrer der Religion.

Der christliche Glaube
und
das christliche Leben.
Geistliche Lieder und Gesänge für Kirche, Schule und Haus,
von
Johann Friedrich Möller,
Diaconus an der evangelischen Barfüßer Gemeinde zu Erfurt.
1 Thlr. 6 Gr.

Der Inhalt dieser Sammlung religiöser Lieder theilt sich in folgende Abschnitte: I. Die Gottheit. II. Christus, die Offenbarung des lebendigen Gottes. III. Der Geist, der in uns wirkende Gott. IV. Der Mensch im Verhältniß zu Gott. V. Das gottselige Leben. VI. Die Religion zu besondern Zeiten. VII. Die Religion in besondern Lagen und Verhältnissen.

Um dem Publicum einen Blick auf den Geist dieser Sammlung werfen zu lassen, geben wir aus dem Eingangsgedicht „Die Religion an die Leser," die ersten Strophen:

Ich will dich führen, liebes Kind;
Ich will mit dir durchs Leben gehn.
Es soll, wenn wir beisammen sind,
Am Wege dir kein Leid geschehn.
Thu auf die Hand — ich will sie reich
Auf ew'ge Zeit mit Gaben füllen;
Thu auf die Augen — allsogleich
Wird dir der Himmel sich enthüllen;
Thu auf das Herz! Mit zartem Triebe
Beschenk ich dich mein junger Christ,
Bis du gefühlt mit ganzer Liebe,
Daß über dir ein Vater ist.

Einen gleichen, edeln, frommen Sinn, der den Menschen unter den Kämpfen des Innern stärkt im Wandel des Irdischen erhebt, und der sich so schön in diesen wenigen Strophen entfaltet, athmet die ganze Sammlung. Vorzüglich bestimmte sie der Verfasser für fromme Uebungen häuslicher Andacht derjenigen Familien, die gern wichtige Zeiten des Jahres und des Lebens durch stille Stunden feiern. Nichts desto weniger bietet sie den öffentlichen Lehrern der Religion in Kirche und Schule fruchtbaren Stoff dar zur Belehrung und Erbauung der Gemeinden und Zöglinge, und entspricht so ihrem Zweck, und bei der Menge ähnlicher Schriften gewiß dem Bedürfniß der Zeit.

Keysersche Buchhandlung.

Bei Gödsche in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Mensch,
als organisches, lebendes und denkendes Wesen für sich überhaupt und unter verschiedenen cosmischen Einflüssen.
Von Fr. v. Lichtenstern.

8. 21 Gr.

Man wird schwerlich einen gebildeten Mann antreffen, der nicht das specielle Bedürfniß einer umfassenden Charakteristik des Menschen gefühlt hätte, wie derselbe nämlich in der wirklichen Welt, sowohl nach seiner physischen Natur betrachtet, als in der Eigenschaft eines denkenden, sittlichen, in Gemeinschaft mit andern seines Gleichen lebenden Wesens sich darstellt, der Zweck dieses Buchs ist zunächst bestimmt, die Hauptmomente anzugeben, von welchen die Lösung dieser Aufgabe abhängig ist.

Dietrich, D. Ewald, Clara und Mathilde, der Jungfrauen Reise nach Thasand, in die sächsische Schweiz und nach Carlsbad. Eine idyllische Erzählung. 8. 14 Gr.

Lutheritz, D. C. F., der Hausarzt bei den wichtigsten innern und äußern Krankheiten des Kopfes. Eine Anleitung, wie man sich bei den verschiedenen Augen-, Gehör- und Zahnübeln, so wie bei den so lästigen Kopfschmerzen, Kopf- und Gesichtsausschlägen zu verhalten habe; nebst wichtigen Winken, um die Anlage zum Schlagflusse und zu manchen Geisteszerrüttungen in ihrem Keime zu unterdrücken. 8. Geh. 10 Gr.

— — der Hausarzt in den Krankheiten des Unterleibes. Ein populär-praktischer Unterricht in allen den, von schlechter Verdauung abhängigen Uebeln, als Magensäure, Sodbrennen, Magenkrampf, Erbrechen, Schlaflosigkeit, Wasserspucken, Schleimflüsse, Stuhlverstopfung, Gelbsucht, Durchfällen u. s. w. Zugleich in besonderer Beziehung auf Hypochondrie und Leberleiden. 8. Geh. 10 Gr.

Lutheritz, D. C. F., der freundliche Hausarzt für alle, die an Katarrh, Schwindsucht Gicht, Asthma, Rheuma und Hemorrhoida beschwerden leiden u. s. w. 8. 8 Gr.

Dietrich, *J. T.*, Insula fortunata, s. deliciae Mauritioburgensis. 8 maj. 4 Gr

Neygenfind, Calender der schles. Flora, für Freunde der Botanik. 8. 6 Gr.

Hermsdorf, J., Leitfaden beim Schulunterrichte in der Elementargeometrie und Trigonometrie. Für die obern Classen der Gymnasien. Mit Zeichnungen. 1ster und 2ter Cursus. Gr. 8. 21 Gr.

Grosse, J. C., Predigten aus den letzten Kriegs- und Drangsalsjahren, veranlaßt durch Umstände der Zeit, des Orts und des Vaterlandes. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Schiller, *Fr. v.*, die Glocke, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, gesetzt von J. G. Adam. 2 Thlr. 12 Gr.

Ypsilanti-Polonoise für das Pianoforte. 4 Gr.

Neueste
Verlags-Bücher
der
Göbhardtischen Buchhandlungen
zu
Bamberg und Würzburg,

welche durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind:

Ammon, D. F. W. P., Andachtsbuch für die heranblühende Jugend. Mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff. 8. Auf Druckpapier, unged., 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.; auf weiß Velin-Druckpapier, cartonirt, 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl.; auf Velin-Postpapier 1 Thlr. 20 Gr. oder 2 Fl. 45 Kr.

— — christliche Religionsvorträge. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl.

Aretin, Chr. Freih. von, des großen Churfürsten Maximilian I. von Baiern, Anleitung zur Regierungskunst. Mit dem lateinischen Originale zur Seite, und durch alte und neue Parallelstellen erläutert. Mit dem Portrait des Churfürsten, gezeichnet von Prucker. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Auffenberg, Jos. Freih. von, dramatische Werke. Zwei Bände. Mit dem Portrait des Herrn Verfassers und 4 historischen Kupfern, gezeichnet von Epple, Heideloff, Ramberg und Schubert, nebst Musik, componirt vom Kapellmeister Danzi und Musikdirector Röhner. 8. Geh. 4 Thlr. 16 Gr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Der erste Band enthält: 1. Pizarro. 2. Die Spartaner, oder: Xerxes in Griechenland. 3. Victorin.

Der zweite Band enthält: 1. Der Flibustier, oder: Die Eroberung von Panama, 3te Auflage. 2. Der Admiral Coligni, oder: Die Bartholomäus-Nacht, 2te Auflage.

— — das Opfer des Themistokles. Ein Trauerspiel in 5 Acten. Mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Biedenfeld, Ferd. Freih. von, der Liebe Wirken, oder: die Helden von Granada. Ein Trauerspiel in 5 Acten. Mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff. 8. Geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

— — Winterabende. Eine Sammlung dramatischer Beiträge, für leichte Unterhaltung und Darstellung bestimmt. Vier Bände. 8. 4 Thlr. oder 6 Fl.

Diese enthalten: 1. Johann Sbogar, oder: Die Ruinen im Walde von Spalatro. 2. Der Myrthenzweig, oder: Parteien-Kämpfe. 3. Der Baron Martin. 4. Die Einsiedelei im Walde, oder: Der unsichtbare Zeuge. 5. Die eiserne Jungfrau. 6. Cortez und seine Kriege, oder: Der Auf-

ruhr in Mexiko. 7. Ugolino, oder: der Hungerthurm. 8. Leon von Montreal. 9. Die beiden Peter, oder: Der Bürgermeister von Saardam. 10. Der Calabrese. 11. Johann Vernot. 12. Der Schiffskapitain.

Büssel, A. J., Hero und Leandros. Ein Trauerspiel in 5 Acten. Mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff. 8. Geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

— — San Pietro von Bastellica. Eine dramatische Dichtung in 5 Acten. 8. Geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Gehrig, J. M., Andachts- und Erbauungsbuch für gebildete Katholiken. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit 1 Titelkupfer und gestochenem Titel. 8. Auf Velinpapier 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.; auf Postpapier 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 Fl. 48 Kr.; auf Schreibpapier 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.; auf Druckpap. 18 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

— — der sich mit Gott im Geist und Sinne Jesu unterhaltende Christ. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für gutgesinnte katholische Christen jeden Standes. Mit 1 Titelkupfer nebst gestochenem Titel. 8. Auf Druckpapier 9 Gr. oder 36 Kr.; auf Schreibpapier 12 Gr. oder 48 Kr.; auf Velinpapier 16 Gr. oder 1 Fl.; in Taschenformat, mit 1 Titelkupfer und gestochenen Titel, auf Druckpap. 8 Gr. oder 30 Kr.; ebenso, auf Schreibpapier 10 Gr. oder 40 Kr.; ebenso, auf Velinpapier 14 Gr. oder 54 Kr.

Gröisch, J. G., Aristodemos. Ein Trauerspiel in 5 Acten. 8. Geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Härberer, F., geordneter Stoff zur zweckmäßigen Wiederholung des deutschen Sprach-Unterrichts in Volksschulen, nebst einer Sammlung von Aufgaben zur Selbstbeschäftigung der Schüler. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Lernende. 8. 5 Gr. oder 18 Kr.

Hohnbaum, F. E. P., über Erziehung. Nach dem Englischen. 8. Geh. 8 Gr. oder 30 Kr.

Mädchen, das, aus Zante. Ein Schauspiel in 4 Acten. Mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff. 8. Geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

d'Outrepont, Medicin. Rath Dr. J., Abhandlungen und Beiträge gebmitshülflichen Inhalts. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. oder 3 Fl. 30 Kr.

Rathgeber, der erfahrene, für alle Stände, oder: Nützliches und belehrendes Handbuch für Künstler, Handwerker, Oekonomen, Hausfrauen, Bürger und Landleute. Aus den vorzüglichsten Werken zusammengetragen von F. E. P. Hohnbaum. Mit lythographirten Abbildungen. Gr. 8. Geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Sydow, Friedr. von, die Fürstenbraut. Ein Drama in 4 Acten. Mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Vogel. 8. Geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Ueber den constitutionellen Geist. Für constitutionelle Bürger Deutschlands. 8. Geh. 8 Gr. oder 30 Kr.

Weichselbaumer, D. K., Abendbilder. Eine Sammlung romantischer Erzählungen. Mit 1 Titelkupfer, gez. von Heideloff. 8. 2 Thlr. oder 3 Fl.

— — Dido, Königin von Karthago. Ein Trauerspiel in 5 Acten. Mit 1 Titelkupfer. 8. Geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

— — Niobe, Königin von Theben. Ein Trauerspiel in 5 Acten. 8. Geh. 16 Gr. oder 1 Fl.

Bei J. J. Bohné in Cassel ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Egloffstein, H. A. Ch. von, die Brüderversöhnung oder Ludwig und Heinrich, Landgrafen zu Hessen. Ein historisch romantisches Gemälde der Vorzeit. Mit 1 Kupfer. 8. 1822. 1 Thlr.

Desgleichen erschien daselbst:

Rommel, D. Chr., Wilhelm I., Churfürst von Hessen. Eine Uebersicht seines öffentlichen Lebens. 8. 1822. Geh. 6 Gr.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt das 2te Heft der Zeitschrift:

Der Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken

in seinem Entstehen und Fortgehen. Historisch politisch dargestellt. Nebst Schilderung der Griechen und Griechenlands, der Türken und der Türkei, sowie der Geschichte beider Nationen. Bearbeitet von Fr. Gleich, von Halem, Rüder und Andern. Herausgegeben von Ernst Klein.

Die versprochene Kriegsgeschichte (geistreich von Fr. Gleich bearbeitet und wichtige Aufschlüsse gebend) fängt darin an, nachdem eine Beleuchtuug der Verhältnisse vorher geht. Rüder's gehaltvolle Folgen der Verheerung von Scio und die andern Aufsätze geben Stoff zur Belehrung und Unterhaltung und bewirken Mannichfaltigkeit. Der Pränumerationspreis von 1 Thlr. für den 1sten Band gilt noch bis Erscheinen des 3ten und letzten Heftes im September, nachheriger Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr. In der Verlagshandlung auf 4 Exemplare das 5te frei.

Ernst Klein's literarisches Comptoir in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schwartz, J. M., kurze Nachricht von der Entstehung und Feyer der christlichen Sonn- und Festtage. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Chemnitz, Starke. 4 Gr.

Diese Schrift wird allen, die über das Geschichtliche der kirchlichen Sonn- und Festtage sich näher zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen sein, da sie sich bei verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

Bei J. Perthes in Gotha ist erschienen:

Chr. Ferd. Schulze's, Prof. zu Gotha, historischer Bildersaal, oder Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte. Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände. IVten Bandes 2ter Theil. Mit vierzehn von guten Künstlern gestochenen Kupfern nach Schubertschen Zeichnungen. Gr. 8. 1822. (35 Bogen stark.) Ladenpreis der bessern Ausgabe auf Schreibpapier 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr., und der wohlfeilern Ausgabe auf Druckpap. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Ad. Stieler's geographischer Hand-Atlas. IVte Lieferung, 1ste Abtheitung (von 10 Charten).

Die 2te Abtheilung dieser Lieferung erscheint vor Ende d. J.; bis dahin complete Exemplare dieses Hand-Atlas noch zum Subscriptionspreis von 10 Thlr. oder 18 Fl. zu haben sind.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXVI. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Ankündigung.

Allgemeine
Thüringische Vaterlandskunde.
Wochenschrift,
der Geschichte, Natur- und Landeskunde, Literatur und Kunst, dem Alterthum, Gewerbfleiß und Handel Thüringens, so wie einer gemeinnützigen Belehrung und Unterhaltung überhaupt gewidmet,
für alle Stände.
In Verbindung mit mehrern Gelehrten
herausgegeben
von
D. Heinrich August Erhard,
königl. Bibliothekar, Archivar bei der königl. Regierung zu Erfurt, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften daselbst ꝛc.
Mit Kupfern und Beilagen.
Preis vierteljährig 18 Gr.

Diese, nicht allein für Thüringen, sondern auch fürs Ausland sehr interessante, Zeitschrift ist, nebst einem ausführlichen Plane, in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben. Die Hauptspedition hat das königl. preuß. Grenz-Postamt in Erfurt übernommen, an welches sich auswärtige Besteller ebenfalls wenden können.

Erfurt, im September 1822.

Expedition der thüringischen Vaterlandskunde.

Anzeige für Aerzte und Buchhändler.

Der Herr Professor Heusinger ist entschlossen, demnächst einen Nachtrag zu seiner Schrift über die Entzündung der Milz zu liefern, er wird dabei außer anderen Beiträgen auch Grottanellii animadversiones ad historias etc. Splenitidis zu benutzen, daß eine deutsche Bearbeitung oder ein Nachdruck jener Schrift in Deutschland entbehrlich sein wird.

Eisenach, den 3ten September 1822.

J. F. Bärecke, Buchhändler.

Von einer neuen, rechtmäßigen, sehr saubern Ausgabe von

Tiedge's poetischen Werken

und einem sehr ähnlichen, trefflich gestochenen Bilde desselben, ist in allen Buchhandlungen eine ausführliche Anzeige zu erhalten, welche die sehr vortheilhaften Bedingungen enthält, unter denen man darauf subscribiren kann.

Rengersche Verlags-Buchhandlung
in Halle.

Neue schöngeistige Schriften von C. F. van der Velde, im Verlage der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden:

Sämmtliche Schriften. 8r, 9r und 10r Band.

Oder:

C. F. v. d. Velde, der Maltheser. Aus der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Die Lichtensteiner. Aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. 1 Thlr.

— — Die Wiedertäufer. Aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. 1 Thlr. 3 Gr.

Die ersten 3 Bände dieser geistreichen Schriften enthalten kleinere Erzählungen unter dem Titel: Erzstufen, 3 Theile, 2 Thlr. 18 Gr. Der 4te Band: Prinz Friedrich, 1 Thlr. 12 Gr. Der 5te, 6te und 7te Band: die Eroberung von Mexico, 3 Theile, 3 Thlr. — Mithin kosten alle 10 Bände 10 Thlr. 21 Gr. Bis Ende des Jahres wollen wir jedoch den Preis zu 9 Thlr. gegen baare Zahlung festsetzen, wofür solche durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind. Später tritt der Ladenpreis wieder ein.

Bei Adolph Marcus in Bonn sind folgende neue Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Abercrombie, J., Untersuchungen über die Pathologie des Darmkanals. Aus dem Englischen übersetzt von D. Heinr. Wolff. Gr. 8. 1822. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Delbrück, Ferd., Christenthum. Betrachtungen und Untersuchungen. Gr. 8. 1822. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Erläuterungen zu dem berühmten fünfjährigen Kriminal-Proceß gegen Peter Anton Fonk, oder Replik auf das erste Heft der Vertheidigungsschrift des wegen der Ermordung des Wilhelm Cosnen angeklagten P. A. Fonk, von einem königl. preuß. Justizbeamten. 8. 1822. Geh. 12 Gr. oder 54 Kr.

Graff, D. Karl, der Moselwein als Getränk und Heilmittel, nebst einem Anhange über den Weinhandel an der Mosel. Gr. 8. Geh. 1821. 12 Gr. oder 54 Kr.

Sturm, K. Ch. G., Beiträge zur deutschen Landwirthschaft und deren Hülfswissenschaften, mit Rücksicht auf die Landwirthschaft benachbarter Staaten und insbesondere des landwirthschaftlichen Instituts in Bonn. Zweites Bändchen mit Kupfern. Gr. 8. 1822. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Thémis, ou bibliothèque du jurisconsulte, par une réunion de magistrats, de professeurs et d'avocats, Tome IVème. 8. Paris. (In Commission.) 1822. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, IIten Bandes 2te Abtheilung. *Auch unter dem Titel:* Nova Acta physico-medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi X. Pars 2. Mit 39 illum. und schwarzen Kupfern. Gr. 4. 1822. 11 Thlr. 8 Gr. oder 20 Fl. 24 Kr.

Preis des 1sten Abtheilung des IIten Bandes 8 Thlr. 16 Gr. oder 15 Fl. 36 Kr. Der ganze Band, aus zwei Abtheilungen bestehend, zusammen genommen, wird erlassen für 17 Thlr. oder 30 Fl. 36 Kr. Für die Besitzer der 1sten Abtheilung wird die 2te Abtheilung erlassen zu 8 Thlr. 8 Gr. oder 15 Fl.

Walter, D. Ferd., Lehrbuch des Kirchenrechts, mit Berücksichtigung der neuesten Verhältnisse. Gr. 8. 1822. 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 Fl. 12 Kr.

Rees v. Esenbeck, D. C. G., und A. Weihe, Beschreibung der deutschen Brombeerarten, 1stes und 2tes Heft mit 9 Abbildungen nach der Natur. (Auch mit lateinischem Text und Titel: Specierum generis Rubi german. descriptiones et adumbrationes. Fasc. 1. et 2 cum IX tab. aeri incisis.) Fol. 1822. 5 Thlr. oder 9 Fl.

Die zweite durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage von

Schott, Dr. H. A., Epitome theologiae christianae dogmaticae in usum maxime scholarum academicarum adornata. 8 maj. 1 Thlr. 12 Gr.

hat die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versendet worden. Der würdige Verfasser hat mit unermüdeter Sorgfalt sich angelegen sein lassen, den Werth dieses seines schon in der ersten Auflage so beifällig aufgenommenen Compendiums auf alle Weise zu erhöhen, und Klarheit, Gediegenheit und Gedrängtheit selbst bei den schwierigsten Dogmen nicht zu verfehlen. Das theologische Publicum, insonderheit die Akademiker, mache ich wiederholend aufmerksam auf diese eigentlich ganz neue Arbeit des geehrten Herrn Verfassers, und werde bei größeren Partieen und bei unmittelbarer Verhandlung mit mir selbst den Preis, soviel thunlich, ermäßigen.

Joh. Ambr. Barth.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kosmeli, D. Mich., harmlose Bemerkungen auf einer Reise über Petersburg, Moskau, Kiew nach Jassy. 8. 1822. 1 Thlr. 6 Gr.

Dies wirklich interessante Buch ist keine Reisebeschreibung gewöhnlicher Art, keine Zusammenstellung oft schon beschriebener Merkwürdigkeiten und Gegenstände. Alles schon Bekannte umgehend, weiß der Verfasser, ein trefflicher, wissenschaftlich gebildeter Kopf, mit Scharfblick und seltener Menschenkenntniß ausgerüstet, der den größten Theil seines Lebens auf Reisen zubrachte, die Aufmerksamkeit seiner Leser zu fesseln, und gewiß wird jeder diese harmlosen Bemerkungen gerne lesen, die, mit lebendiger Darstellung und in einem blühenden Style vorgetragen, überall den Stempel des Genies erkennen lassen; gern dem Verfasser in die kaiserl. Bibliothek, in die Gemäldesammlung der Eremitage, in die akademische Kunstkammer und in die Kasansche Kirche zu Petersburg, so wie auf den Kreml zu Moskau folgen; gern seine treffenden Bemerkungen über die gesellschaftlichen Verhältnisse in dieser Hauptstadt der Zaare, über das dortige Findlingshaus, über die Statuen der Akademie lesen; so wie auch seine Charakteristik der Juden in Rußland, seine Beschreibung des griechischen Klosters zu Kiew, nebst beigefügten slavischen Legenden, seine Darstellung von Odessa und Jassy, und den Vorkehrungen gegen die eben dort eingebrochene Pest, ganz geeignet sind, das Interesse des Lesers rege zu erhalten. Selbst Freunde der Dichtkunst dürften sich durch eine gelungene Uebersetzung der in Rußland so hoch gepriesenen Ode von Derjawin, überschrieben: „Gott", welche auf Befehl des Kaisers von China ins Chinesische übersetzt und, mit goldenen Buchstaben geschrieben, in einem kostbaren, mit Perlen reich besetzten Rahmen, in seinem Zimmer aufgehängt wurde, so wie durch die gefällige Verdeutschung mehrerer charakteristischen russischen Volkslieder angezogen fühlen.

Bei Joh. Fr. Gleditsch ist erschienen:

Nouveaux mélanges de Littérature françoise recueillis par *J. D. Brunner*. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Table des matières. *Style epistolaire. Style dramatique* (Drame, Dialogues, Monologues). *Style historique* (Histoire, Contes, Voyages; Pays et Peuples, Histoire naturelle). *Style didactique* (Caractères, Maximes, Reflexions). *Style oratoire* (Discours politiques, Plaidoyers, Éloges, Sermons, Oraisons funèbres).

Leipzig, im September 1822.

Im Verlag der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Carlsruhe und Baden ist erschienen und an alle gute Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Quellen des öffentlichen Rechts der deutschen Bundesstaaten

oder Sammlung der wichtigsten Urkunden, die zur Kenntniß des allgemeinen deutschen Bundesstaatsrechts dienen. Von 1800 bis 1821.

Zwei Bände. Gr. 8. Weiß Druck-Velin. 4 Fl. 30 Kr. oder 2 Thlr. 19 Gr.

Die Mineralquellen im Großherzogthum Baden,

deren Heilkräfte und Heilanstalten

in einer Sammlung medicinisch-theoretischer und praktischer Abhandlungen zur Förderung für Wissenschaft und Kunst in diesem Theile der Heilkunde, und zum Leitfaden und Nutzen für Kranke, die an diesen Quellen Hülfe suchen. Herausgegeben von W. L. Kölreuter, großherzoglich badischen Hofmedicus, der Medicin und Chirurgie Doctor, mehrerer gelehrten Gesellschaften für Naturkunde und Medicin Mitgliede.

Zweiter und dritter Jahrgang 1822.

Mit einem Kupfer, die Ansicht des neuen Conversationshauses zu Baden; und zwei Steindrücken: 1) Badenweiler zur Zeit der Römer, 2) das Kühlreservoir zu Baden vorstellend. In einem elegantem Umschlag. Broch. 2 Fl. 30 Kr. oder 1 Thlr. 14 Gr.

Gerichtliche Thierheilkunde.

Ein Handbuch für Beamte, Aerzte, Thierärzte, Landwirthe und Viehbeschauer. Herausgegeben von Georg Friedrich Tschenlin, großherz. bad. Hofthierarzt. Mit einer Zeichnung. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. 2 Fl. oder 1 Thlr. 6 Gr.

Kurze Geschichte der Entstehung des Zehendrechts

in den ehemaligen römischen Zehendlanden oder dem jetzigen Großherzogthum Baden und der Beleuchtung seiner ursprünglichen Widerrechtlichkeit. Ein flüchtiges Wort an die zweite Kammer der badischen Ständeversammlung von Michael Wahrmann, dem Sohne. Broch. 15 Kr. oder 4 Gr.

Bei Graß, Barth und Comp. in Breslau (Leipzig, bei J. A. Barth) ist erschienen:

Jahrbuch deutscher Nachspiele für 1822.

In klein 8. auf fein Papier gedruckt.
1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Jahrgang enthält:

Das wilde Heer, Lustspiel von van der Velde.
Der Hund des Aubri, Posse vom königl. Hofschauspieler und Regisseur Pius Alexander Wolf.
Wenn nur der Rechte kommt! Lustspiel vom Schauspieler Heinrich Schmelka (noch nicht aufgeführt).
Die Farben, Lustspiel von Karl von Holtei.
Der Großpapa, Lustspiel von Kurt Waller.

In der Buchhandlung von *C. Fr. Amelang* in *Berlin* (Brüderstrasse Nr. 11), ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Elemente der theoretischen und praktischen Chemie für Militairpersonen;

besonders

für Ingenieur- und Artillerie-Officiere.

Zum Gebrauche bei Vorlesungen und zur Selbstbelehrung;

von

Dr. Sigismund Friedrich Hermbstädt, königl. preuss. Geheimen Rathe und Ritter etc. etc.

Drei Theile.

In gr. 8. Mit 2 Kupfertafeln in Quer-Folio. 1142 Seiten Text, nebst Titel, Vorrede, Inhalt etc. Auf weissem Rosenpapier. Compl. 6 Thlr. 8 Gr. Cour.

Erster Theil: welcher, ausser der Einleitung, die Lehre von den chemischen Operationen, die Affinitätslehre, die Lehre von den strahlenden, den säurezeugenden und den säurefähigen Elementen —

Zweiter Theil: welcher die Lehre von den alkalischen Elementen, den erdigen Elementen und den Elementen der selbständigen Metalle —

Dritter Theil: welcher die Lehre von den Säuren, von den Salzen, dergleichen von den Bestandtheilen der vegetabilischen und der animalischen Natureizeugnisse enthält.

In demselben Verlage erschien früher:

Orfila, M. P. (Doctor der Arzneiwissenschaft a. d. medic. Facultät zu Paris, Professor der Chemie und Physik etc.), Allgemeine *Toxicologie* oder Giftkunde, worin die Gifte des Mineral-, Thier- und Pflanzenreichs aus dem physiologischen und medicinisch-gerichtlichen Gesichtspuncte untersucht werden. Aus dem Französ. übersetzt, mit eigenen Erfahrungen und Bemerkungen vermehrt von Dr. *Sigism. Fr. Hermbstädt.* IV Theile. Gr. 8. Mit 1 Kupfertafel. Complet 7 Thlr. 16 Gr.

Der Wintergärtner

oder Anweisung, die beliebtesten Modeblumen und Zierpflanzen, ohne Treibhäuser und Mistbeete, in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern oder für den offenen Garten vorzubereiten, von Doctor Dietrich, Vorsteher des großherz. botanischen Gartens zu Eisenach. Vierte verbesserte Auflage. 1818.

Ist fortwährend bei uns, so wie in allen auswärtigen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben, und für den bevorstehenden Winter von neuem zu empfehlen. — Die vier Auflagen dieses Buchs sind Beweis für dessen ungemeine Nützlichkeit. Die Einleitung enthält Belehrungen über Pflanzenbehälter, über Zubereitung der Erde, Versetzen und Begießen der Gewächse, und über die Standörter der Topfpflanzen. Hierauf folgt eine weitere Anweisung, wie die schönsten Blumen und Gewächse im Winter im Hause zu behandeln oder für das Frühjahr und den Garten vorzubereiten sind, alles auch mit den nöthigen botanischen Belehrungen verbunden.

Gebrüder Gädicke in Berlin.

Bei E. H. G. Christiani in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blum, K. L., Klagen Griechenlands. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Bock, J. H. D., ausführliches Rechenbuch über die vorzüglichsten niederen und höheren Geschäftszweige; zum Nutzen für Fabricanten, Manufacturisten, Kaufleute, Banquiers, Oekonomen, Kameralisten, Forstbeamten u. a. m., zum Vortrag und zum Selbstunterricht. Zwei Bände. 4 Thlr.

Dieterichs, J. F. C. (Ober-Thierarzt zu Berlin), Anleitung, das Alter der Pferde nach dem natürlichen Zahnwechsel und den Veränderungen der Zähne zu erkennen, und in dieser Hinsicht gegen Betrug im Pferdehandel sich zu schützen. Mit 12 Kupfertafeln. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Handbuch der Veterinär-Chirurgie oder die Kunst, die äußern Krankheiten der Pferde und anderer Hausthiere zu erkennen und zu heilen. Mit Kupfertafeln. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Guthrie, G. L. (Mitglied des königl. Chirurgischen Collegiums zu London), über Schusswunden in den Extremitäten und die dadurch bedingten verschiedenen Operationen der Amputation nebst deren Nachbehandlung. Aus dem Englischen und mit Anmerkungen von Dr. *Spangenberg.* Mit 4 Kupfern. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ottemann, Fr., Lehrbuch der Geometrie für Anfänger in Gymnasien und Bürgerschulen. 8. Mit 6 Kupfertafeln. 10 Gr. (Partiepreis für Schulen 8 Gr.)

Otto, J. S. G., Feinbuch, oder allgemeine, vollständige und ausführliche Tabellen zur Reducirung und Legirung des Goldes und Silbers nach dem feinen Gehalt und in der rohen Masse; nebst Anhang und Verhältniß oder Eintheilung und Vergleichung verschiedener Gold- und Silbergewichte u. s. w., wie auch Hülfstabellen zur Berechnung des Ein- und Verkaufs u. s. w. von Gold und Silber, und einem Vorbericht vom Gebrauch aller dieser Tabellen, mit beigefügten Aufgaben und Erläuterungen. Lang 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Polity, A., faßlicher Unterricht zur Campagne-Reiterei. Ein Handbuch für Cavalleristen, die über Dressur und Führung des Pferdes sich genau belehren wollen u. s. w. 8. 12 Gr.

Rockstroh, D., Anweisung zum Modelliren aus Papier. Eine nützliche Unterhaltung für Kinder. Mit 21 Kupfern. Sauber gebunden. 1 Thlr. 4 Gr.

Bei J. F. Hartknoch in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Evangelium der Jesuiten, aus der Theorie und Praxis dieser Väter zusammengestellt und der lieben Christenheit neuerdings zur Beherzigung vorgelegt.

Von Franz Gerhardt.

Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr. rhein.

Bei J. J. Bohné in Cassel sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kühne, Professor F. J., Dialogues for the use of young persons who learn to speak English. 8. 1822. 16 Gr.

— — Gallicismen nebst Ausdrücken und Redensarten des gemeinen Lebens, herausgegeben für solche, welche französisch richtig schreiben und sprechen lernen wollen, ohne Germanismen einzumischen. 8. 1822. 16 Gr.

Mit diesen beiden Schriften hat der für das Studium der abendländischen Sprachen so thätige Herr Verfasser manchem kein unwillkommenes Hülfs- und Erleichterungsmittel, dieser beiden Sprachen Eigenthümlichkeiten kennen und sie rein sprechen und schreiben zu lernen, dargeboten. Die Gallicismen, so in gedrängter Kürze und guter Auswahl zusammengestellt, daß sie wohl keinen, der sich über irgend einen Ausdruck im gemeinen Leben Raths erholen will, unbefriedigt lassen — ein gleiches ist von den englischen Dialogen zu rühmen, die noch das Lobenswerthe an sich haben, daß in ihnen alles Anstößige und Zweideutige vermieden worden, und deswegen unbedingt in die Hände eines jeden Schülers und Anfängers der englischen Sprache gegeben werden können, was bei vielen englischen Comödien und sonstigen Gesprächen nicht häufig der Fall sein dürfte.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Geschichte der französischen Revolution. 3 Bändchen. 8. 1 Thlr.; jetzt für 16 Gr.

Geschichte der Verschwörung des Robespierre, aus dem Französischen von Archenholz. 8. 18 Gr.; jetzt für 12 Gr.

Ludwig der 16te oder Gemälde aller Greuel und Mißhandlungen, die dieser unglückliche König erduldet hat. Gr. 8. 8 Gr.; jetzt für 6 Gr.

De la Varrenne, die Verbrechen Marats und anderer Würger, aus dem Französischen von Archenholz. 8. 16 Gr.; jetzt für 10 Gr.

So eben ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Systematische Uebersicht der Literatur für Mineralogie, Berg- und Hüttenkunde; vom Jahr 1800 bis mit 1820. 8. 25½ Bogen. 21 Gr.

Eine solche Uebersicht, welche schon in einer frühern, weit weniger umfassenden und unvollständigern Ausgabe so vielen Beifall und baldigen Absatz fand, und die diesmal durch Vollständigkeit (auch in der ausländischen Literatur) und systematische Anordnung ihrem Zwecke noch weit entsprechender geworden, auch mit einem alphabetischen Register versehen ist; dürfte wohl nicht nur für das mineralogische Publicum insbesondere, sondern auch überhaupt für alle Naturhistoriker und Technologen vorzügliches Interesse haben. Wir glauben zur Empfehlung dieses Werkes nicht mehr sagen zu dürfen, als daß wir den Herrn Bergrath Freiesleben als Verfasser desselben nennen.

Freiberg, im August 1822.

Craz und Gerlach.

In der unterzeichneten, so wie durch jede andere Buchhandlung ist zu haben:

Anleitung zu dem Gebrauch und der Berechnung der Logarithmen.

Eine Beilage zu allen logarithmischen Tafeln von

D. E. S. Unger.

Gr. 8. 14 Bogen. 18 Gr.

Der durch sein gründliches Studium der Mathematik allen Freunden dieser Wissenschaft rühmlichst bekannte Herr Verfasser, hilft durch diese Abhandlung dem schon lang gefühlten Bedürfniß einer vollständigen Anleitung zum Gebrauch der Logarithmen ab, die nicht allein der Mathematiker, sondern jeder, der viel mit Zahlen umgehen muß, rücksichtlich der darin enthaltenen Aufschlüsse über neue und kurze Methoden der Anwendung der Logarithmen, mit großem Nutzen und Vortheil gebrauchen wird.

Keysersche Buchhandlung in Erfurt.

In der Schulbuchhandlung in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

J. H. Campe's Bildniß, nach Schröder auf Stein gezeichnet von Groger und Aldenrath. Gr. Fol. Imperial-Velin. 1 Thlr. 8 Gr.

Den zahlreichen Freunden und Verehrern des hochverdienten Mannes wird es angenehm sein, das Bild dessen zu besitzen, der ihre Jugend erfreut und verschönt hat. Die geachteten Namen der Künstler bürgen für eine würdige Ausführung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXVII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bei W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen:

Mathilde von Rokeby, von Walter Scott. Bearbeitet von F. P. E. Richter. 2 Bände. 8. 2 Thlr.

Jacobine oder der Ritter des Geheimnisses. Ein historischer Roman, bearbeitet von F. P. E. Richter. 2 Bände. 8. 2 Thlr.

Erzählungen von W. v. Gersdorf. 3 Bände. 8. 1 Thlr. (3 Bände 3 Thlr. 6 Gr.)

Eternelle oder die Blindgeborene. Ein romantisches Gemälde von W. v. Gersdorf. 2 Bände. Neue Ausgabe. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Döring, F. A., komisch-satyrische und ernst-poetische Unterhaltungen für müßige Stunden u. s. w. 8. 12 Gr.

Fricke, F. A., Vorschule der freien Handzeichnung in 48 lithographirten und symmetrischen Vorlegeblättern, für Schulen und zum Selbstunterricht. Dritte umgeänderte und verbesserte Auflage. 1 Thlr.

— — Unterricht in der Blumenzeichnenkunst zur Übung für Schatten und Licht, in 24 nach der Natur auf Stein gezeichneten Vorlegeblättern. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 1 Thlr.

— — Unterricht in der Thierzeichnenkunst, in 36 theils nach der Natur, theils nach den besten Meistern auf Stein gezeichneten Vorlegeblättern. 1 Thlr. 8 Gr.

Funke, D. F. E., Etuis für die Völkerkunde oder Abbildung und Beschreibung der vorzüglichsten Völker der Erde. Erste Lieferung: Europäische, mit 32 colorirten Darstellungen. 21 Gr.

Briefsammlung für Kinder gebildeter Aeltern, zum Schul- und Privatgebrauch. Als erste praktische Anleitung zur innern und äußern Einrichtung der Briefe und zum Briefschreiben überhaupt. Von D. A. Moser, Pastor in Sorbe. 8. 9 Gr.

Bei Graß, Barth und Comp. in Breslau (Leipzig, bei J. A. Barth) ist erschienen:

Was ist Wahrheit? Eine Abhandlung, veranlaßt durch die alte und ähnliche Frage des Herrn Etatsraths und ordentlichen Professors C. L. Reinhold in Kiel. Von dem Grafen von Kalkreuth. Gr. 8. 1821. 18 Gr.

Schon der Titel dieser Schrift spricht ihre Wichtigkeit aus. Denn die aufgestellte Frage geht auf nichts Geringeres als auf eine Entscheidung hinaus: über die wahre Bedeutung aller Wissenschaft und des in ihr gegründeten Lebens. Wir achten es daher für Pflicht, sie den Freunden des bessern Wissens und allen denkenden Männern angelegentlich zu empfehlen, um so mehr, als der Herr Verfasser schon durch seine frühern Schriften seinen vollen Beruf zur Wissenschaft längst bewährt hat. So wird nun auch in dieser Schrift mit dem höchsten Ernste des Forschers und mit Klarheit für jeden, dem es nur selbst Ernst ist mit dem Denken, die Untersuchung vor aller Augen, Schritt vor Schritt, bis auf die letzten und innersten Gründe des Wissens und Lebens zurückgeführt. Geist und Charakter der Schrift ist zugleich ein durchaus practischer. Es ist der Geist des Christenthums, der darin herrscht. Die polemische Beziehung der Schrift erhöht ohne Zweifel noch ihr Interesse, und sollte Herr Reinhold selbst dagegen auftreten, so würde sie denn durch die, allgemeiner hervorgerufene, Anerkennung des unbedingt Wahren in ihren Folgen und Wirkungen um so bedeutender werden. —

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Ferdusi. Musikalisches Drama in 4 Abtheilungen; von *L.* Freiherrn *v. Lichtenstein.* Mit Musik von *Max Eberwein.* Gr. 8. Broch. 10 Gr.

Die resp. Theaterdirectionen sind gebeten, sich wegen der Partitur an den Componisten selbst zu wenden.

Rudolstadt, im September 1822.

Fürstl. pr. Hofbuchhandlung.

Bei F. Kupferberg in Mainz hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus

in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik, mit vergleichenden Seitenblicken auf die Symbolmythe der berühmteren Volker der alten Welt, mit ihrer gehörigen Literatur und Linguistik. — Von Niklas Müller. — Erster Band mit zwei Tabellen und sieben Steindrucktafeln, auf welchen mehr als hundert siebenzig noch nicht öffentlich erschienene bildliche Darstellungen enthalten sind. Einleitung XXX. 630 S. Gr. 8. 1822. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Dieses Werk — in welchem der Verfasser unter den theomythischen Gestaltungen und Symbolhüllen der ältesten Urkunden der Menschheit die Einheit des urweltlichen Glaubens, Wissens und Kunstvermögens findet — darf in vielen Beziehungen eine willkommene Erscheinung heißen.

Dieser erste Band macht uns mit den Bemühungen deutscher Gelehrten um die Weisheit und den Glauben der Hindus in directer und indirecter Weise bekannt, und tritt,

Maaß, J. G. E., Handbuch zur Vergleichung und richtigen Anwendung der sinnverwandten Wörter der deutschen Sprache. 3 Theile, enthaltend: einen Auszug aus J. A. Eberhard's Synonymik und aus des Verfassers 6 Ergänzungsbänden zu derselben. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Eine erläuternde Anzeige über dieses wichtige Werk ist in allen deutschen Buchhandlungen zu haben.

— — Grundriß der Rhetorik. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ueber den Werth dieses Buches haben längst die günstigsten Beurtheilungen kritischer Blätter entschieden.

Ruffsche Verlagsbuchhandlung in Halle.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laun, Fr., die Sparkasse. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Mozart's, Wolfg. Amad., Fundament des General-Basses; herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. G. Siegmeyer. 4. 16 Gr.

An Aeltern und Erzieher.

Bei mir ist erschienen:

Lang, C., Raritätenbüreau für gute Knaben und Mädchen von 5 bis 8 Jahren; worin sie den reichhaltigsten Stoff zu angenehmer Zeitverkürzung und Belehrung finden. 16 Bändchen. Mit 96 illum. Kupfern. Geb. und in Futteral. 3 Thlr.

Aeltern und Erzieher werden sich freuen, ihren lieben Kleinen ein Geschenk machen zu können, welches ganz dem Bedürfnisse derselben entspricht, indem es vielseitige Unterhaltung und Belehrung zweckmäßig verbindet, theils durch die verschiedenartig und ganz dem Kindesalter angemessen gewählten und behandelten Erzählungen, theils durch die, dieselben versinnlichenden Kupfer. Um auch unbemittelten Aeltern den Ankauf desselben zu erleichtern, habe ich den Preis bis Ende December 1822 auf 2 Thlr. 8 Gr. herabgesetzt, wofür es in allen Buchhandlungen zu bekommen ist.

Wilhelm Starke,
Buchhändler in Chemnitz.

Bei Adolph Marcus in Bonn sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

J. Abercrombie, Untersuchungen über die Krankheiten des Darmkanals. Aus dem Englischen übersetzt von D. H. Wolff. Bonn. 1822. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Diese mit ächt praktischem Geiste geschriebenen Untersuchungen des würdigen Verfassers sind, auf Veranlassung des Herrn Professor D. Nasse, aus dem 16ten Bande des Edinburgh Medical and Surgical Journal übersetzt und geben wichtige Aufschlüsse über Krankheiten, die bisher sehr im Dunkeln gelegen haben. Als Anhang ist eine sehr lehrreiche Abhandlung des D. T. Smith von Kingussie über die Wirkung des innerlich und äußerlich angewandten kalten Wassers in Unterleibsentzündungen beigefügt. —

Graff, D. Carl, der Moselwein als Getränk und Heilmittel, nebst einem Anhange über den Weinhandel an der Mosel. Bonn. 1821. Geh. 12 Gr. oder 54 Kr.

Eine gewiß willkommene Erscheinung wird dies Werkchen dem Arzte sowohl als auch jedem Freunde des herrlichen Moselweins sein, indem es von einem Manne geschrieben ist, der sich mit dem Anbau des Moselweins sowohl als mit den Wirkungen desselben als Getränk und Heilmittel hinreichend vertraut gemacht hat und seine Erfahrungen in jenem höchst ansprechenden Vortrage darlegt.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Les Avantures de Télémaque
fil's d'Ulysse
par Fénélon
Imprimé d'après l'édition stéréotype
de Firmin Didot.

Mit deutschen Anmerkungen und Erklärung schwerer Wörter und Redensarten versehen
durch
August Schulze.

1822. In Umschlag. Broch. 1 Thlr.

Diese neue Auflage empfiehlt sich zum Gebrauch beim Sprachunterrichte vor allen andern dadurch, daß der Text nach der anerkannt richtigsten Ausgabe abgedruckt wurde, mehr noch aber durch die wesentliche Verbesserung der deutschen Anmerkungen, so wie durch möglichst fehlerfreien Druck, gutes Papier und wohlfeilen Preis. Schul- und Privatlehrer erhalten von der Verlagshandlung bei einer Abnahme von 6 Exemplaren das 7te unentgeldlich.

Für Prediger ist so eben erschienen:

Synopsis theologiae pastoralis candidatorum theologiae et munus pastorale incuntium adornata, opera et studio Joannis Borott. 8.

und in allen Buchhandlungen für 16 Gr. zu haben.

Dresden, im Juli 1822.

Arnoldische Buchhandlung.

Bei Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist neu erschienen:

J. J. Natter (Verfasser des Andachtbuchs für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts), Predigten über die heilige Geschichte der Leiden, des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.; auf Velinpapier 3 Thlr.

Extra-Beilage.

September, 1822.

In persönlichen Angelegenheiten.

Der Redacteur einer Zeitschrift soll, dünkt mich, sich sehr davor hüten mit seinen persönlichen Angelegenheiten das Publicum zu belästigen; auch werden die Leser meiner Journale, schmeichle ich mir, sich darüber in Beziehung auf mich nicht zu beschweren haben. Es gibt aber doch Fälle, wo Ausnahmen Statt finden müssen. Man wird mir deshalb folgende Erklärungen um so mehr zu Gute halten, da einige davon selbst das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen.

1. Vielleicht erinnert man sich zweier auffallenden Aufsätze in der Allgemeinen Zeitung von vorigem November, in welchen ein vornehm thuender Jemand mich als den Champion der sogenannten ultra-liberalen und radicalen Ideen, den deutschen Regierungen und dem Publicum denuncirte und die Blitze der Gewalt auf mich herabrief. Ich habe diese beiden Angriffe seiner Zeit wörtlich in Extra-Beilagen zum Liter. Conversations-Blatte (No. 294 von 1821 und No. 50 von 1822) aufgenommen und sie beleuchtet. Der Verf. dieser Aufsätze ist mir jetzt bekannt geworden. Es ist ein gewisser Dr. .....th, Agent einer gewissen, nicht öffentlichen Polizei und entweder früher selbst Demagoge oder damals schon provocirender Agent irgend einer solchen Polizei. Denn im November 1821 (also gerade ein Jahr vorher) suchte mich derselbe zu verleiten, eine, angeblich von ihm selbst verfaßte demagogische Constitution für einen gewissen Staat heimlich drucken zu lassen und heimlich zu verbreiten!! Im Herbst des vorigen Jahrs suchte derselbe Herr von mir zehn Louisd'or zu erborgen! Wenige Tage nach Empfang meiner auch diesen Antrag ablehnenden Antwort, wurde der Bericht, angeblich „von der Elbe" an die Redaction der Allgemeinen Zeitung geschickt! die solchen denn auch aufnahm! Es ist dies, nebenher bemerkt, ein Beleg, wie berühmte Zeitungs- und Journal-Institute ihre Berichterstatter zu wählen pflegen und wie die Redactoren derselben eingesandte Artikel zu beurtheilen wissen. Ich habe das Factum selbst der höchsten Verwaltungs-Behörde des betreffenden Staats mit allen näheren Umständen zur Kenntniß gebracht und dieser auch das Individuum genannt. Mehr läßt sich darüber öffentlich noch nicht mittheilen.

2. Von Herrn Prof. Schütz jun. in Halle ist die Einrückung der Erklärung des Hrn. Eßlair in No. 20 des literarischen Anzeigers, der meinen Journalen beigelegt wird, sehr übel aufgenommen worden. In einer sogenannten „Schuldigen Antwort" in der Beilage zu No. 163 der Leipziger politischen Zeitungen hat er sich nicht allein gegen den Verf. jener einfachen Mittheilung die heftigsten Ausfälle erlaubt, sondern auch mich, und zwar blos, weil sich die Eßlairsche Erklärung in den, meinen Zeitschriften beigefügtem Anzeiger, der Jedermann gegen Insertionsgebühren offen steht, befunden hat, auf eine äußerst beleidigende Weise angegriffen. Da meine sehr gemäßigte Erwiederung in Nr. 165 der Leipziger politischen Zeitungen ihn aber nicht beruhigt hat, sondern der Angriff in dem Allgem. Anzeiger der Deutschen sehr verstärkt und in einem noch höhern Grade verletzend wiederholt worden, so habe ich den Hrn. Prof. Schütz bei seiner Behörde dem Ober-Landes-Gericht in Naumburg gerichtlich belangt und auf seine Bestrafung den Gesetzen gemäß angetragen. In wie fern aber die Erregung solcher ein öffentliches Aergerniß gebenden Zänkereien nach den Disciplinar-Gesetzen der Universitäten in den königl. preuß. Staaten einem bei denselben öffentlich angestellten Professor, der der akademischen Jugend Muster und Vorbild in Sittlichkeit, Sitte und anständigem Betragen seyn soll, zustehe? — so dürfte diese Frage von den hohen Vorgesetzten derselben vielleicht ebenfalls in Erörterung gebracht werden.

Gegen die sonst von mir sehr geachtete Becker'sche Buchhandlung in Gotha als Verleger des Allgem. Anzeigers so wie gegen den Redacteur dieses Blatts habe ich zugleich gerichtliche Beschwerde geführt.

3. Das Publicum hat sich aus einer Extra-Beilage zum Lit. Convers. Blatte vom März d. J. über die formelle und materielle Lage dreier Injurienprocesse belehren können, welche der Dichter des Ungurd wegen einiger starken Ausdrücke, die ich mir über seine zart und fein gedachten Aufsätze „Aff und Schnur" und „Zigeuner-Freiheit" in der Zeitung für die elegante Welt, so wie über sein ganzes damaliges literarisches und journalistisches Fastnachtsspiel im Jahr 1819 erlaubt hatte, gegen mich einzuleiten, mir die Ehre angethan. Ich verweise daher auf diesen Aufsatz, dem ich ein Motto gegeben: „Mit dem Maß, wo ihr mit meßt, sollt ihr wieder gemessen werden", das unsere Herren Juristen freilich nicht wollen gelten lassen. Darum fuhr ich mit meinem Gesuch um Cassation der drei mich zur sogenannten Privatgenugthuung (einfacher Art) condemnirenden Erkenntnisse auch ab. Jedoch blieben mir noch drei Instanzen zur Nachsuchung derselben übrig und man kann nicht wissen, was sich hier ergeben hätte. Von sehr verehrter hoher Hand wurde aber in diesem Augenblick lieber eine ehrliche Aussöhnung und Niederschlagung des alten Haders gewünscht. Ein Ehrenmann fand sich als Vermittler ebenfalls und so wurde der Congreß anberaumt. An Noten hin und herüber fehlte es nicht. Der Vermittler that das Seine. Aber kein Friede kam zu Stande. Der Dichter der Albaneserin nahm die Sache mit welthistorischer Wichtigkeit. Der Red. des

Conv. Bl. stellte sich in ihrer materiellen Würdigung auf eine wenigstens gleiche Linie mit ihm und nahm sie auch formell leicht genug. Alle Friedensprojecte scheiterten an diesen einander entgegenstehenden Ansichten. Um nicht aus meiner Rolle, die die Sache so leicht genommen, zu fallen, that ich nach aus einander gegangenem Congreß, auf die mir noch offenstehenden drei Appellations-Instanzen Verzicht und bat sofort selbst um die Erledigung der Erkenntnisse, auf welche der Dichter an der Saale einen so hohen Werth setzte. Viele meiner geneigten Leser werden wissen, wie wichtig von unsern Gerichtsstellen ein Injurienproceß in einer solchen Erledigung behandelt wird. Ich machte zum erstenmal die Erfahrung, das für einen starken acht und vierziger, einen Buchhändler und einen Journalisten in unserer Zeit viel sagen will. Der beleidigte Dichter schien nun aber ebenfalls dazu beitragen zu wollen, um den Uebergang von der Fehde zur Versöhnung nur mit Blumen zu bestreuen. Wohl mußte ich einen tiefen und zarten Sinn in ihm annehmen und seine Galanterie und Feinheit bei mir preisen, als ich in dem von ihm gewählten Repräsentanten, einen werthen Freund von mir und was mehr noch sagen will, einen fleißigen Mitarbeiter am Conv. Bl. erblickte. Mit einigen Worten, mit einem Handschlage oder Händedruck war die ganze Handlung erledigt und es fand sich keine Veranlassung für mich, an die Galileische Reservatio mentalis: e pur si muove denken zu können.

Dieser Auslegung scheint allerdings eine sogenannte „Bekanntmachung für Bekannte" zu widersprechen, und eher auf gegentheilige Gesinnungen schließen zu lassen. Ja, die historische Aufstellung nach Zahlen, die den dort mitgetheilten drei Registraturen, die wahrscheinlich aus den drei Aktenheften gezogen, gegeben wird, scheint diese gegentheilige Ansicht zu bestätigen, da sie historisch nicht so begründet ist. Wohl ließe sich gar eine neue Fehde daran knüpfen. Hat eine Citation, daß die ehrbaren Rathsherren im König Ynguld statt mit „beträchtlichem Weinen" nur „in Thränen schwimmend" die Hände des Helden haben „küssen" sollen zu einer so blutigen dreijährigen Fehde führen können, warum wäre sie nicht an diese „Bekanntmachung" in ihrem geschichtlich-unrichtigen Zahlen-Aufmarsch zu knüpfen?

Doch ich will lieber alle Fehde beendigt wissen, wenn ich auch meine symbolische vorhin angegebene Deutung zurücknehmen muß. Ich senke immer meine Fahnen vor dem gelernten Meister in einem Kriege, in welchem ich glücklich oder unglücklich nur Noviz und Laie war. Aber ich sage jetzt auch: honny soit qui mal y pense und man soll mir dabei künftig eben so wenig nachsagen, daß ich dabei nichts gelernt hätte. Hr. Prof. S. (siehe die vorhergehende Ziffer) macht darüber vielleicht die erste Erfahrung.

4. In der Allgem. Zeitung ist kürzlich die Nachricht, „daß mein neuer Verlag aufs Neue einer Recensur in den königl. preuß. Staaten unterworfen" von der Redaction derselben für noch zweifelhaft erklärt worden. Die Nachricht ist aber wahr und folgendes das Nähere darüber. Kurz nach der bei mir erschienenen Brochüre des damals in Berlin lebenden Hrn. Dr. Benzenberg, „Friedrich Wilhelm III." die hier in Leipzig mit Censur gedruckt war, wurde im vorigen Jahr durch eine Cabinetsordre Sr. Maj. des Königs v. Preußen mein neuer Verlag, bei seiner gefährlichen politischen Tendenz, und auch ohne irgend eine Ausnahme des nicht politischen Theils desselben, unter eine strenge Special-Recensur gestellt. In wie weit jene Schrift oder was sonst dazu Veranlassung gegeben, ist mir nie genau bekannt geworden, wie nie eine bestimmte Klage gegen mich, die hierauf Beziehung gehabt, ausgesprochen ist, weshalb eine Vertheidigung mir eben so wenig möglich gewesen. Aus Verehrung gegen Se. Maj. den König, und da ich die Sache als vorübergehend betrachtete, kam ich der Maßregel entgegen und das Resultat war, daß von meinem zahlreichen Verlage im Laufe eines ganzen Jahrs blos nur eine einzige Nr. des Lit. Conv. Bl., eine Partei-Rechtfertigungsschrift in Privatsachen eines Berliner Arztes, die authentische Sammlung von Acten-Auszügen Sand betreffend, und das sogenannte Taschenbuch ohne Titel die in Berlin angeordnete Recensur nicht passirten, weshalb ich denn diese drei unbedeutenden Gegenstände auch nicht pro novitate an die preuß. Buchhandlungen einsandte. Unterm 9. Mai hatte Se. Fürstl. Durchl. der Staatskanzler die Gnade, mir zu eröffnen, daß die im vorigen Jahr anbefohlne Recensur auf seinen Vortrag von Sr. Majestät wieder aufgehoben worden sey, mein Verkehr folglich wieder ganz frei wäre. Ich beeilte mich davon dem Publico Kenntniß zu geben, und die Nachricht ging in die meisten deutschen und ausländischen Zeitungen über. Aber schon am 22. Mai zeigte mir Se. Durchl. wieder an und zwar „zu seinem Bedauern", daß auf den Vortrag einer andern hohen Behörde, die Recensur aufs Neue angeordnet sey. Die Gründe, welche mich hierauf (da nicht die entfernteste neue Veranlassung eingetreten) bestimmten, dieser, den gesetzlich freien Verkehr vielfach hemmenden, und als Exceptions-Verfahren das blos gegen mich angewendet wird, meine staatsbürgerliche Stellung wo nicht beeinträchtigenden doch bedrohenden Maßregel nicht nochmal selbst entgegen zu kommen, habe ich der königl. sächsischen Regierung vorgelegt, und diese ehrerbietigst um Aufrechthaltung des einem königl. sächs. Unterthan zustehenden Rechtsstandes, wie solcher nach dem Bundestags-Protocoll und dem für alle Staaten des deutschen Bundes verbindlichen Preßgesetze v. 20. Septbr. 1819, III. §. 1. 4. 6. 7. und nach dem königl. preuß. Censur-Edict v. 18. Octbr. 1819, so wie nach allgemeinen staatsrechtlichen Grundsätzen begründet scheint, gebeten. Ich habe sie zugleich Se. Durchlaucht dem Staatskanzler und Se. Excellenz dem Minister des Innern und der Polizei in Berlin vorgelegt, und sehe ich dem Resultat dieser gethanen Schritte ruhig entgegen.

Das dies auf dem jetzigen Standpunct der Civilisation und der Rechtsbegriffe der Fall seyn dürfe, wird hoffentlich das Publicum bei der Würdigung meiner neuen literarischen Unternehmungen, wie sie in nachstehendem Bericht verzeichnet sind, zuzugestehen die Geneigtheit haben. Ich bitte dasselbe zugleich um seine fernere Unterstützung derselben, da sie, wie ich mir schmeichle, der öffentlichen Theilnahme nicht unwürdig sind, sie dieser aber auch, um zu gelingen, stets bedürfen werden.

Leipzig, den 3. Sept. 1822. F. A. Brockhaus.

Bericht

zur

Michaelis-Messe 1822

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Die Michaelis-Meßartikel sind mit einem * bezeichnet.)

I. An Neuigkeiten und Fortsetzungen ist vom Januar bis zur Michaelis-Messe entweder wirklich fertig geworden oder wird es noch im Laufe des Jahrs.

1. Annalen, allgemeine medicinische, oder kritische Annalen der Medicin. Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer und Dr. L. Choulant. Jahrgang 1822. 6 Thlr. 16 gr.

*2. Behr, D. W. J. (in Würzburg), die Lehre von der Wirthschaft des Staats, oder pragmatische Theorie der Gesetzgebung u. Finanzverwaltung mit Rücksicht auf den Gebrauch akademischer Vorlesungen bearbeitet. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

3. Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. Wilh. Müller. Erstes Bändchen: auserlesene Gedichte von Martin Opitz. *Zweites Bändchen: Gryphius. *Drittes Bändchen: Flemming. 8. Jedes Bändchen 1 Thlr. 12 gr.

(Diese Bibliothek wird aus etwa 8 Bändchen bestehen und im nächsten Jahr vollendet werden.)

4. Briefe aus Columbien an seine Freunde, von einem hannöverschen Officier. (Geschrieben im J. 1820.) 8. 1 Thlr. 8 gr.

5. Briefe Josephs des Zweiten. (Bisher ungedruckt.) Zweite mit einer neuen Einleitung „Beitrag zur Würdigung Josephs des 2ten" bereicherte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

6. Aus Casanova's Memoiren. Nach dem französischen Original-Manuscript bearbeitet von W. v. Schütz. 8. 2ter und *3ter Band. Jeder zu 2 Thlr. 12 gr.

*7. Casanoviana; oder Auswahl aus Casanova's Memoiren. 1r Bd., enthaltend: 1) Die Geschichte seiner Flucht aus den Bleikammern von Venedig; 2) die Geschichte seines Duells mit dem Grafen Branicky in Warschau; 3) seine Besuche und Unterhaltungen mit Haller u. Voltaire. 8.

(Insbesondere für die Frauen bestimmt.)

8. Casper, D., Charakteristik der französischen Medicin und Chirurgie, mit Hinblicken auf die englische. Mit einem Kupf. gr. 8. 3 Thlr.

9. Conversations-Blatt, literarisches, für das J. 1822. gr. 4. 10 Thlr.

Wird in wöchentlichen und monatlichen Lieferungen versandt.

10. Conversations-Lexicon 11ter u. 12ter Band. In sechs verschiedenen Ausgaben. Preis für beide Bände:

Nr. 1.	Ord. Druckpap.	4	Thlr.	16 gr.
= 2.	Schreibpap.	6	=	8 =
= 3.	Med. Druckp.	7	=	12 =
= 4.	Französ. fein med. Druckp.	9	=	— =
= 5.	Velin-Papier	12	=	— =
= 6.	In 4. auf Schrbp.	12	=	— =

Fertig ist die erste und zweite Lieferung; die 3te u. 4te Lieferung erfolgen zu Ende des Jahrs und im Februar. Das Ganze erscheint in acht Lieferungen, die gegen 200 Bogen enthalten werden.

11. Conversations-Lexicon, die ersten 10 Bände. Dritter Druck der fünften Auflage.

Nr. 1.	Ord. Druckpap.	12	Thlr.	12 gr.
= 2.	Schreibpap.	18	=	18 =
= 3.	Med. Druckp.	22	=	— =
= 6.	In 4. auf Schrbp.	30	=	— =

Privat-Personen, die sich mit dem Verleger direct in Verbindung setzen und den Betrag gleich mit einsenden, erhalten, sobald die Bestellung über 75 Thlr. beträgt, ein Siebentel des Belaufs als Rabatt. Der 11te und 12te Band (s. Nr. 10 dieses Berichts) kann in die Bestellung mit inbegriffen werden.

12. Ebert, Dr. F. A., Geschichte und Beschreibung der königl. Bibliothek in Dresden. gr 8. (Auf französ. Schreibpapier.) 2 Thlr.

13. Ebert, Dr. F. A., allgemeines bibliographisches Lexicon. 2ter Band in sechs Lieferungen gr. 4. feines französ. Druckpap. 10 Thlr.; feines französ. Schreibpapier 13 Thlr. 8 gr.

Fertig sind die beiden ersten Lieferungen dieses Bandes. Die 3te folgt zu Ende des Jahrs. Die 4 — 6te bis zur Mitte des künftigen Jahrs.

14. Encyclopädie der gesammten Freimaurerei. In alphabetischer Ordnung. Von Lenning. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Erster Theil. A — G. gr. 8. fein französ. Druckpapier 2 Thlr. 20 gr.; ord. Druckpapier 2 Thlr. 12 gr.

(Der zweite Theil wird noch zu Ende des Jahrs fertig werden. Das Ganze soll 3 Theile enthalten.)

15. Ergänzungen der allgemeinen Gerichts-Ordnung und der allgemeinen Gebühren-Taxen für die Gerichte, Justiz-Commissarien und Notarien in den Preußischen Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die allgemeine Gerichts-Ordnung und die allgemeinen Gebühren-Taxen abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Register. gr. 8. (Mit der allgemeinen Preuß. Gerichts-Ordnung gleichförmig gedruckt.) Druckpapier 1 Thlr. 12 gr. Schreibpapier 2 Thlr.

*16. Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen; nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Register. 2 Bände. gr. 8. (Mit dem allgemeinen Landrecht gleichförmig gedruckt.) Druckpapier 3 Thlr. Schreibpapier 4 Thlr.

17. Ersch, Prof. J. S., Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Zweite bis auf die neueste Zeit fortgeführte, berichtigte und ergänzte Ausgabe. In vier Bänden oder sieben Abtheilungen. gr. 8. complet 12 Thlr. Schreibpap. 16 Thlr. In 4. auf Schreibpap. 24 Thlr.

Fertig geworden ist der

Erste Band, enthaltend: I. die Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, und II. die Literatur der Theologie. Beide Literaturen von Prof. Böckel in Greifswalde bearbeitet und von Hrn. Prof. Ersch revidirt.

Ferner vom

Dritten Bande die erste Abtheilung: Literatur der Medicin. Bearbeitet von Prof. Puchelt in Leipzig und von Hrn. Prof. Ersch revidirt.

Im Laufe dieses Jahrs erscheint bestimmt noch vom 2ten Bande die erste Abtheil., die Literatur der Jurisprudenz, Politik und Cameralistik enthaltend.

Der Druck der übrigen Abtheil., als die 2te des 2ten Bandes, schöne Künste und Vermischte Schriften; die 2te des 3ten Bandes: Naturkunde, und der 4te Band: Geschichte und Geographie werden so beschleunigt, daß das Ganze ohne Fehl im nächsten Jahr vollendet seyn wird.

Weiter habe ich über diese neue Ausgabe dieses Handbuchs zu bemerken:

1) Daß keine Supplemente zur ersten Ausgabe geliefert werden, weil die mit der Anfertigung derselben verbundenen Kosten und Mühen in keinem Verhältnisse mit dem zu erwartenden Absatze waren.

2) Daß im Plane mehrere sehr zweckmäßige Abänderungen, die den Gebrauch erleichtern, getroffen worden, z. B. daß fast alle Verweisungen in einer auf andere Abtheilungen vermieden und die Artikel, worauf sonst verwiesen wurde, lieber aufgenommen sind u. dgl. m.

3) Daß der Umfang dieser Ausgabe natürlich den der ersten bedeutend übersteigt. So enthält die Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik in der ersten Auflage 11 Bogen und 10 Columnen, in dieser zweiten aber 19 Bogen; die der Theologie enthielt 11 Bogen 14 Col., in dieser zweiten enthält sie ebenfalls 19 Bogen; die Literatur der Medicin umfaßte in der Ausgabe von 1811, 14 Bogen 6 Col., in dieser umfaßt sie an 24 Bogen und 6 Columnen. Wenn daher in der ersten Ausgabe diese 3 Abtheilungen aus 37 Bogen und 14 Columnen bestanden, so enthalten sie jetzt 62 Bogen 6 Columnen und alle Abtheilungen in gleichem Verhältniß angenommen, werden diese, welche in der ersten Ausgabe 141 Bogen umfaßten, in dieser zweiten Ausgabe gegen 220 Bogen stark werden.

4) War nun der Preis in der ersten Ausgabe bei 141 Bogen 10 Thaler, so müßte er, abgesehen von den jetzt viel höheren Papier- und Druckpreisen, gegenwärtig bei 220 Bogen über 15 Thlr. betragen. Ich habe diesen Preis aber, um die Anschaffung zu erleichtern (in Hoffnung eines stärkeren und um so rascheren Absatzes), nicht höher als auf 12 Thaler auf Druckpapier, und 16 Thlr. auf Schreibpapier notirt.

5) Daß jede Literatur bis zu dem Augenblick, wo der letzte Bogen zur Presse gelegt wird, nachgetragen und ergänzt wird.

18. Ersch, J. S., Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik. Zweite von Prof. Böckel in Greifswalde bis auf die neueste Zeit (Jubilate-Messe 1822) fortgeführte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.; Schreibp. 2 Thlr. 6 gr. und in Quart 3 Thlr.

19. Desselben Literatur der Theologie. Zweite von Prof. Böckel in Greifswalde bis auf die neueste Zeit (Jub. M. 1822) fortgeführte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.; Schreibp. 2 Thlr. 6 gr. und in Quart 3 Thlr.

20. Desselben Literatur der Medicin. Zweite von Prof. Puchelt in Leipzig bis auf die neueste Zeit (Jub. M. 1822) fortgef. Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 20 gr.; Schreibpap. 2 Thlr. 12 gr. und in Quart 3 Thlr. 8 gr.

21. Falk, Johannes, das Vaterunser der Weimarischen Sonntagsschule. Mit Evangelien, Kupfern und Noten. Zum Besten eines von den Kindern selbst zu erbauenden Bet- und Schulhauses. Mit 13 Noten und 10 Kupferblättern. Preis 1 Thlr. baar.

(Der eingehende Ertrag wird von mir ohne Abzug dem Verf. zur Förderung seiner wohlthätigen Zwecke eingesandt. Alle Menschenfreunde werden gebeten diese Zwecke auf diese Weise zu unterstützen).

*22. Flemming, Paul, auserlesene Gedichte. Herausgegeben von Wilh. Müller. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Auch unter dem Titel: Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. 3tes Bändchen.)

*23. Gellert's Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Nach den Originalen vollständig herausgegeben. Nebst einem Anhange, Mehreres noch ungedruckte von Gellert enthaltend. gr. 8.

*24. Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. In zwei Theilen. Zweiten Theiles erste Abtheilung: Die letzten Könige von Jerusalem und Saladin. gr. 8. 2 Thlr. (Der erste Theil kostet 3 Thlr.)

25. Gerstäcker, Dr. K. F. W., Anweisung zur Abfassung gerichtlicher Vertheidigungsschriften. Zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 6 gr. (Beide Theile 4 Thlr. 18 gr.)

26. Gervais, L., kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zweiter und letzter Theil. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr. (Beide Theile 3 Thlr. 8 gr.)

*27. Gryphius, Andreas, auserlesene Gedichte. Herausgegeben von Wilh. Müller. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Auch unter dem Titel: Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts 2tes Bändchen.)

*28. Henke, A., Abhandlungen aus dem Gebiet der gerichtlichen Medicin. Erster Band. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Der 2te Band wird jetzt ebenfalls neu gedruckt; vom 3ten und 4ten sind dagegen noch Exemplare der ersten Aufl. vorräthig. Ein 5ter Band erfolgt später.)

29. Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Für das Jahr 1822. gr. 8. 10 Thlr.

*30. Hohenlohe, Fürst Alexander von, der im Geist der katholischen Kirche betende Christ. Dritte Auflage. 8.

(In 2 verschiedenen Ausgaben mit Cicero und mit Corpus Fractur jede auf Schreibpapier und auf Velinpapier gedruckt und jede mit einem besondern Kupfer.)

31. Holberg's Lustspiele. Neu übersetzt und bearbeitet von Oehlenschläger. In vier Theilen. 8. Auf Engl. Druckpapier 9 Thlr. 12 gr.

32. Hufeland, Staatsrath u. D. C. W., Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach Darwin bearbeitet und mit vielen Zusätzen u. s. w. versehen. (Eigenthum der Louisenstiftung.) gr. 8. (Auf französischem Papier.) 18 gr.

33. Isis. Encyclopädische Zeitschrift für das Jahr 1822. Herausgegeben von Oken. gr. 4. 8 Thlr.

34. Kannegießer, Karl Ludwig, das erste Buch der Odyssee. Probeschrift. gr. 8. 4 gr.

*35. Köthe, D. F. A., Stimmen der Andacht. In christlichen Liedern. Eine Neujahrsgabe. kl. 8.

*36. Krug, Prof. Wilh. Traug., Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. gr. 8. 3 Thlr. 16 gr.

37. Krug, Prof. W. T., neuester Stand der griechischen Sache. gr. 8. 6 gr.

*38. Lieber, D. Franz, Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland während der Monate Januar, Februar, März, im Jahre 1822. 8.

39. Lucchesini, Marchese von, historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen von B. J. F. v. Halem. Zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr. (Beide Theile 4 Thlr. 8 gr.)

*40. Martens, Charles, Baron de, Annuaire diplomatique pour l'année 1823. 12.

41. Martens, Charles, Baron de, Manuel diplomatique, ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. gr. in 8. 2 Thlr. 12 gr.; auf feinem Papier und brochirt 3 Thlr. 8 gr.

42. Der Lady Morgan Reisen. Zweite Abtheilung: Italien. Erster bis dritter Band. Jeder zu 2 Thlr. 8 gr.

(Die erste Abtheilung: Reise in Frankreich. 2 Bände. 3 Thlr. 12 gr.)

*43. Müller, Wilh., Chios und Thermopilä. kl. 8.

*44. Rohlwes, J. N., das Ganze der Thierheilkunde, nebst allen damit verbundenen Wissenschaften, oder fünf Bücher der Thierarzneiwissenschaft für Landwirthe, Cavalleristen, Pferdezüchter, Thierärzte und Pferdeliebhaber. Erster Theil. Von der Pferdezucht. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Das Ganze wird aus 5 Büchern oder Theilen bestehen.)

*45. Saalfeld, Prof. Fr., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution. Vierten Bandes zweite Abtheil. gr. 8.

(Führt die Geschichte Europens bis zum Aachner Congresse fort.)

*46. Schindel, Aug. von, die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. In 2 Bänden. Erster Band. A—L. 8. 2 Thlr.

47. Schulze's, Ernst, sämmtliche poetische Werke. Vier Bände. Neue Auflage.

Von dieser neuen Auflage sind 5 verschiedene Ausgaben veranstaltet:

Nr. 1. auf feinem französischen Papier, ohne Kupfer. 6 Thlr.

Nr. 2. auf demselben Papier, mit 16 größtentheils in Paris gestochenen Kupf. 8 Thlr.

Nr. 3. in größerem Format und auf besserem Papier; mit denselben Kupfern. 10 Thlr.

Nr. 4. in Medianformat und auf suprafeinem französischen Papier; mit dens. Kpf. 12 Thlr.

Nr. 5. auf Median suprafeinem Schweizer Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift. 18 Thlr. (Diese Ausgabe ist cartonnirt und sind davon nur 50 Ex. gedruckt.)

48. Schulze's, Ernst, Cäcilie. Zwei Bände. Neue Auflage.

Von dieser neuen Auflage sind ebenfalls 5 verschiedene Ausgaben veranstaltet:

Nr. 1. auf feinem französischen Papier, ohne Kupfer. 3 Thlr.

Nr. 2. auf demselben Papier, mit 7 größtentheils in Paris gestochenen Kupf. 4 Thlr.

Nr. 3. in größerem Format und auf besserem Papier, mit denselben Kupf. 5 Thlr.

Nr. 4. in Medianformat auf suprafeinem französischen Papier, mit dens. Kupfern. 6 Thlr.

Nr. 5. in groß Medianformat auf feinem französischen Velin, mit den ersten Kupfer-Abdrücken. 9 Thlr.

49. Schulze's, Ernst, bezauberte Rose.

Nr. 1. Ausgabe ohne Kupfer. 1 Thlr.

Nr. 3. Ausgabe mit 7 Kupfern. 2 Thlr.

Nr. 4. größere Ausgabe mit denselben Kupf. 2 Thlr. 12 gr.

50. Schütz, Wilh. von, zur intellectuellen und substantiellen Morphologie mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. Zweites Heft. gr. 8. 1 Thlr.

*51. Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Erster Band. gr. 8.

(Enthält die Erläuterungen von Macbeth — Julius Cäsar. — Der Kaufmann von Venedig. — König Lear. — Romeo und Julie. — Viel Lärm um nichts. — Titus Andronicus. — Othello.)

52. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercur-Versuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch den Bauer Martin Michel und dem Fürsten Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Hohenlohe's Bildniß. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

53. Tasso's, Torquato, befreites Jerusalem. Neu übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände.

Hiervon sind drei Ausgaben veranstaltet:

Nr. 1. in klein Octav, blos die deutsche Uebersetzung. Sehr zierlich auf feinem französischen Papier gedruckt. 2 Bände. 3 Thlr.

Nr. 2. in groß Octav, auf gutem deutschen Druckpapier, mit dem Italienischen Original-Text gegenüber. 2 Bände. 3 Thlr. 12 gr.

Nr. 3. auf gleiche Weise, auf feinem französischen Papier. 2 Bände. 4 Thlr. 8 gr.

54. Theater, classisches, der Franzosen. Nr. III. Cäsar von Voltaire, übersetzt von Peucer. kl. 8. 1 Thlr. 4 gr. *Nr. IV. Iphigenia von Racine, übersetzt von demselben. kl. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Der Original-Text ist immer gegenüber gedruckt.

*55. Urania. Taschenbuch auf d. Jahr 1823. Neue Folge, 5ter Jahrgang. Mit 7 Kupfern: Böttiger's Bildniß nach Vogel von Schwerdgeburth und sechs Darstellungen zu Shakspeare's König Lear, Othello und Macbeth nach Opiz, gestochen

von Adam, Coupé, Delvaux u. Leclerc in Paris. 12.

(Die Ausgabe mit Goldschnitt und cartonnirt kostet 2 Thlr. 6 gr. und eine Ausgabe in 8. mit den besten Kupferabdrücken 3 Thlr. 12 gr.)

56. Vico, Giambattista, Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen, mit vielen Anmerkungen und einem Leben des Vfs., von Dr. W. Weber. gr. 8. 4 Thlr.

*57. Weitzel, Jos., das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Zweiter Band. 8. 2 Thlr. 8 Gr. (Der erste Theil kostet 2 Thlr.)

58. Winckell, G. F. D. aus dem, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite gänzlich umgearbeitete, sehr vermehrte und mit einem General-Repertorio u. s. w. bereicherte Auflage. Dritter und letzter Theil. gr. 8. 3 Thlr. 16 gr.

Das Ganze dieses vortrefflichen Handbuchs, welches in dieser zweiten Auflage um das Doppelte ist bereichert worden, kostet 11 Thlr.

59. Wolfart, Dr. K. Christ., Jahrbücher für den Lebensmagnetismus. Vierten Bandes zweites Heft, oder Nr. VIII. der ganzen Folge. gr. 8. 1 Thlr.

60. Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Folge Nr. VI—X. oder Nr. XXX—XXXIV. der ganzen Reihe. gr. 8. jede Nr. 1 Thlr.

(Der jetzige Redacteur ist Herr D. Friedrich Cramer in Halberstadt.)

II. Verschiedene sonstige auf meinen Verlag Bezug habende Notizen.

1. An das neu aufgelebte Literatur-Comptoir des Herrn Hofrath J. F. und des Herrn Hauptmann August Pierer (seither in königlich Preußischen Militair-Diensten) in Altenburg gebe ich die bisher von dem ersten in Commission gehabten zwei Artikel zurück, als:

a) J. F. Pierer, allgemeines medicinisches Realwörterbuch. 1ster—4ter Bd. und

b) Haas, lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch. 2 Thle.

und wolle man künftig diese zwei Artikel von gedachtem Literatur-Comptoir beziehen, mir auch etwaige Pränumerationsgelder auf den 5ten Band des medicinischen Realwörterbuchs wieder zurechnen.

2. Habe ich aus dem Unger'schen Verlag von dem letzten Besitzer, Herrn Herbig in Berlin (Nachfolger von Herrn Schadé), auf Veranlassung eines andern Geschäfts mit demselben, käuflich an mich gebracht:

a) Göthe's neue Schriften. Rechtmäßige und ursprüngliche Original-Ausgabe. Sieben Theile. Mit Musik-Beilagen von Reichardt und Kupfern v. F. Bolt und Meno Haas. kl. 8. Schreibpapier 7 Thlr. und Druckpapier 5 Thlr.

Einzeln wird daraus verkauft:

b) Göthe's Reinecke Fuchs. In 12 Gesängen. 8. Schreibpapier 1 Thlr. Druckpapier 16 gr.

c) — Wilhelm Meisters Lehrjahre. Vier Theile, mit Musik-Beilagen. 8. Schreibpapier 4 Thlr. Druckpapier 2 Thlr. 16 gr.

d) — Gedichte. Mit 2 Kupfern von Bolt und Meno Haas. Schreibpap. 1 Thlr. 8 gr. und Druckpap. 1 Thlr.

3. Von Herrn C. Fr. Kunz in Bamberg habe ich folgende zehn Artikel mit Verlagsrecht käuflich an mich gebracht:

a) Borst Beweislast im Civilprozeß. gr. 8. 1 Thlr.

b) Dorn Recepttaschenbuch. 8. 2 Thlr. 12 gr.

c) — pharm. Taschen-Lexicon. 8. 1 Thlr. 4 gr.

d) Henke Abhandlungen aus der gerichtl. Medizin. 4 Bde. gr. 8. 6 Thlr. 12 gr.

e) Hoffmanns Phantasiestücke. 2 Thle. gr. 8. 4 Thlr.

f) Hohenlohe, des Fürsten Alexander von, Gebetbuch für Katholiken. 8. Druckpap. 12 gr. fein Postpap. 21 gr. Schreibpap. 16 gr. Velinpap. 1 Thlr. 4 gr.

(Hievon werde ich zwei verschiedene neue Ausgaben veranstalten. Eine mit Cicero und eine mit Corpus Fractur, jede auf Schreibpap. und auf Velinp. gedruckt und jede mit einem neuen Kupfer.)

g) Marcus Recepttaschenbuch. 8. 1 Thlr.

h) Sarsena. 4te Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

i) Schubert Symbolik des Traumes. Zweite Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

k) Walther's Phthisis. Ersten Bandes erste und zweite Abtheilung und zweiten Bandes erste Abtheilung. gr. 8. 5 Thlr. 16 gr.

(Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, deren Druck schon begonnen, wird dies treffliche Werk beschließen.)

4. Von folgenden französischen und englischen Werken erscheinen bei mir Bearbeitungen und wünsche ich dabei ohne Collision zu bleiben.

a) Von J. D. Meyer: Esprit, origine et progrès des institutions judiciaires etc. wird Herr Prof. J. P. v. Hornthal in Freiburg unter dem Titel: Geschichte der Rechtspflege bei den vorzüglichsten Völkern germanischen Stammes, eine deutsche Bearbeitung in 4 Bänden herausgegeben, deren erster bis zur nächsten Jubilatemesse fertig wird.

b) Von des Grafen von Villeveille Schrift: Des instituts d'Hofwyl, considérés plus particulièrement etc. bearbeitet der kurfürstlich Hessische Oekonomie-Commissair, Herr Wenderoth in Cassel, der mit dem Grafen von V. zugleich längere Zeit in Hofwyl lebte, eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Die Institute von Hofwyl, mit vorzüglicher Berücksichtigung ihrer hohen Wichtigkeit für die Staatszwecke, oder aus dem Gesichtspunkte ihrer großen staatswirthschaftlichen Wichtigkeit betrachtet.

c) Eben derselbe Herr Oekonomie-Commissair Wenderoth bearbeitet eine Uebersetzung von des Gene-

ral-Majors von Bosch Werke: De la Colonie de Frédériksoord etc. unter dem Titel: Ueber die Colonie Frederiks-Ord und den Mitteln, der Armuth durch Anbau unbenutzter Ländereien abzuhelfen.

d) Von dem in London erschienenen wichtigen Werke: Lowe State of England etc., wird von einem sehr sachkundigen Gelehrten eine deutsche Bearbeitung geliefert, mit Rücksicht auf die Schriften von Genz, Raumer, Schuckmann, Say u. and.

5. Auf die Uebersetzung von: The Travels of Theodore Ducas in various countries of Europe at the revival of letters and art. Edited by Charles Mills, Esq. 2 vols. leiste ich dagegen jetzt, nach genauerer Kenntniß des Originals, Verzicht.

6. Für das nächste Jahr habe ich außer den Fortsetzungen und neuen Auflagen unter mehreren andern Sachen auch folgende neue Unternehmungen eingeleitet.

a) Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 6 Bände in gr. 8. mit 12 Kupfern und Charten und eine andere Ausgabe in Quart in 4 Bänden.
Ueber diese wichtige Unternehmung wird dem Publikum nächstens ein umständlicher Bericht vorgelegt werden.

b) Eine gänzliche Umarbeitung des alten Hederich'schen Handbuchs der historischen Wissenschaften; oder vielmehr: ein historisches Handbuch nach Hederich's Plan, von Prof. Klein. 2 Bände.

c) Ein neuer Druck meiner beliebten Ausgabe des Werks der Frau von Staël: de l'Allemagne. 4 Vol.
(Bekanntlich mit einer Einleitung von Ch. de Villers und vielen Noten, die sich in keiner Pariser Ausgabe befinden.)

d) Eine neue Ausgabe von Göthe's Römischen Carneval (dessen Verlagsrecht ich käuflich an mich gebracht) mit zwanzig umgezeichneten und colorirten Masken-Figuren. In klein 8.
(Wird äußerst zierlich gedruckt werden.)

e) Ein neues und vollständiges Reimlexicon in 2 Bänden.

f) Prof. Büsching, Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen.

g) Gerhard von Kügelgen's Leben, von Prof. Hasse in Dresden; mit zwölf Kupfern, Umrisse seiner vorzüglichsten Gemälde enthaltend und seinem Bildnisse.

h) Eine neue sehr verbesserte Auflage der Uebersetzung des Dante von Kannegießer. Diese neue Auflage wird auch mit einem Commentar bereichert werden.

i) Eine neue Uebersetzung von Homer's Odyssee, ebenfals von Kannegießer. Eine Probe dieser Uebersetzung ist in diesem Jahre bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten.

k) Eine neue sehr verbesserte Ausgabe des romantischen Gedichts der Frau von Chezy: Die drei weißen Rosen, das zuerst in der Urania für 1821 mitgetheilt wurde. Diese Ausgabe wird mit dem Bildniß der Verf. geziert und sehr zierlich gedruckt werden.

l) Prof. Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel. 3 Bände.

m) Ein Handbuch der Bibliographie von D. F. A. Ebert, in 2 Bänden.

n) Sagen des christlichen Alterthums, gesammelt von D. F. A. Ebert.

o) Leitfaden beim öffentlichen und Selbstunterricht in den gesammten Zweigen der Jagdkunde von G. F. D. aus dem Winckell.

p) Topographie des Spessartwaldes von Prof. Behlen in Aschaffenburg.

q) Geschäfts-Lexicon für die deutschen Landstände und für alle, welche ihre Verhandlungen und die Repräsentativ-Verfassungen überhaupt gründlich beurtheilen wollen, von Reg.-Rath Hartleben in Mannheim.

r) Eine Bearbeitung des Catechismo de' Gesuiti.

s) Ein Lehrbuch der Waarenrechnung von J. W. Quarch in Leipzig.

t) Matthiä, Director u. Prof. A., Handbuch der Philosophie für die obern Classen der Gymnasien.

u) Wegen der Uebersetzung eines Englischen und dreier franz. Werke von Lowe, J. D. Meyer, Villeveille und von Bosch siehe oben bei 4.

Um Bearbeitungen gleicher Stück des Calderon zu begegnen zeige ich an, daß der unter der Presse befindliche fünfte Band der Malsburgschen Uebersetzung enthalten wird: Der Schultheiß von Zalamea und Weiße Hände kränken nicht. — Für die folgenden Bände hat Hr. von der Malsburg sich noch folgende Stücke zur Bearbeitung gewählt:

El postrer duelo de España.
El Conde Lucanor.
A secreto agravio secreta vengança.
La Exaltacion de la Cruz.

NB. NB. Privatpersonen, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken, welche Schwierigkeiten finden, sich meine neueren, neuesten (diese hier verzeichneten) und älteren Verlags-Artikel im Wege des gewöhnlichen Buchhandels zu verschaffen, können, wenn sie sich deshalb an mich direct wenden, der pünctlichsten Bedienung und der billigsten Bedingungen versichert seyn. Auch besorge ich in solchen Fällen Aufträge auf andern Verlag.

Leipzig, den 10ten September 1822.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung

eines

nächstens erscheinenden Werkes:

„Die Heerzüge Europa's wider die Osmanen und den Versuchen der Griechen zur Freiheit von dem ersten Erscheinen der Osmanenmacht bis zum Aufstand des Alexander Ypsilanti."

2 Theile. Aus den Quellen durch Tit. Professor Ernst Münch.

Basel, in der Schweighauser'schen Buchhandlung, 25—30 Bogen 8°.

Der Kampf im Osten, welcher nach durchbrochnen diplomatischen Dämmen, von höherer Naturnothwendigkeit geleitet, den Aufruhr der Hellenen zum gerechten Aufstand adeln, das Schicksal der alten Pforte erfüllen, über das Bestehen der Barbarenherrschaft im schönsten Lande der Welt, wie über Hellas Freiheit auf immer entscheiden soll, führt jeden Menschen, der für solche Anstrengungen der höchsten Kräfte der Menschheit nicht stumpf bleiben will oder die Sachen nur wie sie von heut und gestern ihm erschienen durch die jeweilige Brille der Tagblätter zu beurtheilen pflegt, in die Vergangenheit zurück.

Aus der Geschichte mag er dann ersehen, was in den Tagen, die vorüber sind, ganzer Völker und einzelner Menschen Heldenmuth wider jene Feinde unsers Welttheils für Kämpfe gekämpft, was sie Herrliches erstritten und Hartes erduldet; wie die vereinzelte Kraft gewaltiger Naturen ganze Massen erschüttert, und in ihrem Siegeslauf aufgehalten; wie das Schicksal den Stolz der Thronen, Nationen und Heere brach, dem Schwachen aber, der mit der Begeisterung eines in Gottesmuth gestählten Heldensinns an sich selbst nicht verzagt, und ein Bollwerk für die Christenheit sich hinstellte, Macht wider die Ueberzahl verlieh. Die Geschichte endlich wird ihm den Schleier vor den vielen geheimen und wechselnden Ursachen lüften, welche das in seinen Grundvesten mehr als einmal erschütterte, aus den widerstreitendsten Bestandtheilen zusammengesetzte, den Keim seiner politischen Zernichtung schon ursprünglich enthaltende Osmanenreich trotz aller Anstürme der Zeit so lange noch bestehen, und im Besitz des Geraubten ließen.

Diese Betrachtung bewog den Unterzeichneten, bald nachdem er seine Schrift: „Ueber die Türkenkriege" (Zürich bei Orell, Füßli u. C. 1821.) herausgegeben, und seine Edition der Werke Huttens ausgearbeitet hatte, an ein umfassenderes Gemählde jener wichtigen Ereignisse sich zu machen, von denen erstere Schrift in der Einleitung kurze Andeutungen und Uebersicht gab. Er wollte sein Unternehmen nicht mit der unziemlichen Eilfertigkeit broschürenseeliger Tagschreiber beginnen, um der Begeisterung des Tages kargen Ruhm oder ein gutes Honorar abzulocken, sondern mit redlichem Fleiß, aus den besten Quellen schöpfend, dem großen Gegenstand wenn auch nicht ganz würdig, doch nicht ganz ungemäß. Ihn erfüllte hiebei ein heiliger Ernst und jenes Gefühl mit Schauder gemischter Bewunderung ob der Macht, die Gott dem Menschen verliehen, wenn er die vielen blutigen Schlachtgefilde, die Trümmer unüberwindlicher Vesten, die Wüsten ganzer Länder im Geiste durchgieng, und die Heldenbilder großer Menschen, eines Scanderbeg, Hunnyad, Konstantin XI, Zrinn, Villiers, Starehmberg, Don Juan von Oesterreich, Engen, Morosini, Königsmark Kanzini u. A. in der weiten Ehrenhalle der Kämpfer mit dem Islam ihn anriefen. Wohl reicht der Fleiß von 18 Monaten nicht hin, den ungeheuern Reichthum von Thaten zu einem wohlgeordneten Geschichtswerk so klar, kritisch und vollständig, als hinreißend und begeisternd zu verarbeiten und zu ordnen. Aber die Zeit mahnt ihn, dem die Umstände nicht verstatten das Schwert in dem heiligen Kampf zu führen, den blutgetränkten Kranz der Thaten früherer Tage auf den Altar der Freiheit mit tiefbewegtem Gemüthe hinzulegen, wie es dem Christen, dem Teutschen und Forscher der Geschichte geziemt. Ein umfassendes größeres Geschichtwerk ist nur dem Fleiße friedenvoller Jahre möglich. Er wird aber in der Vorrede zu seinem Werke über einen größern Plan sich zu rechtfertigen Gelegenheit haben, welcher ihn ganz erfüllt, und der, gestatten es die Umstände, das Werk seines Lebens werden soll. In vorliegender Schrift begnügt er sich die vorzüglichsten jener Begebenheiten in einer Form von Pantheon aufzustellen, und schließt eine fortwährende Geschichte des Osmanischen Reiches eben so wie ein allzu umständliches Eintreten in alle Bewegungen, Wechsel, Schicksale und Unternehmungen der europäischen Politik während der 4 Jahrhunderte des nur periodisch ruhenden Kampfes aus. Das Ganze theilt sich in sechs Abschnitte.

Der erste Abschnitt enthält die Ereignisse zwischen Christen und Osmanen von dem ersten Erscheinen dieser letztern bis zur Eroberung Konstantinopels, und beschreibt in 9 Kapiteln:

Die Vorgänge vom ersten Erscheinen der Osmanen bis zur ersten Schlacht bei Kossowa. — Von der ersten Schlacht bei Kossowa bis zur Niederlage Bajazids bei Ancyra durch Timur Lenk den Mongolen. — Von Bajazids Ilderim Niederlage bis zum Kreuzzug Uladislaus II. und der Schlacht bei Varna. — Der Kampf auf Morea. — Die Thaten des Johannes Korvinus, genannt Hunnyad. — Die Thaten Georg Kastriotas, genannt Scanderbeg. — Die Eroberung Konstantinopels durch Mahemed II. den Ueberwinder.

Der zweite Abschnitt geht von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Suleimans II. des Großen. In denselben fallen:

Die fernern Thaten Hunnyads. Die Belagerung von Belgrad. Kapistran. Scanderbegs Ausgang. — Die Versuche des christl. Europas zu einem allgemeinen Kreuzzug wider die Pforte zu bewegen unter Friedrich III. und Maximilian I. — Der Heerzug Suleimans II. — Die Schlacht bei Mohatk. — Die Belagerungen von Rhodus und Maltha. — Das Bündniß Franz I. mit Suleiman. — Karls V. Zug nach Tunis und Algier. — Die Einfälle des Sultans in Ungarn und Oesterreich. — Die Bewegung des teutschen Reichs wider denselben. — Die Belagerung von Zhiget. Niklans Zrinys Opfertod.

Dritter Abschnitt. Die fernern Kriege des christl. Europas mit den Türken bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts.

Die Eroberung von Cypern durch Vesir Mustapha. — Der Bund von Spanien, Venedig und dem Pabste unter Don Juan von Oesterreich. Schlacht bei Lepanto. — Die Belagerung und Eroberung der Insel und Hauptstadt Kandia.

Vierter Abschnitt. Von der großen Coalition zwischen Teutschland, Venedig, Polen u. s. w. wider die Pforte bis zum ersten russisch-türkischen Kriege, enthaltend:

Die Belagerung Wiens durch Kara Mustapha. Die Schlacht auf dem Kahlenberg. — Die Thaten Königsmarks und Morosinis in Morea und Dalmatien. — Die Thaten Eugens von Savoyen. Schlacht bei Senta und Peterwardein. Der Kampf vor Belgrad. — Der Frieden bei Passarowitz.

Im fünften Abschnitt sind die Feldzüge Rußlands vom Jahr 1769—1774., und jener Josephs II. und Katharina II. und die Vorgänge bis zum Frieden bei Sziskow, beschrieben.

Der Krieg in der Moldau und Wallachei. — Alexis Orlow und der Aufstand im Peloponnes. — Die Unterhandlung zu Bucharest. Der Friede bei Chinsei Cainardisch. — Josephs II. Reise nach der Krimm. Bündniß mit Rußland. — Feldzug Oesterreichs. — Kanzini. Der Friede bei Sziskow.

Sechster Abschnitt. Von Napoleons I. Feldzug in Aegypten bis auf die neuesten Tage.

Die Heerfahrt Napoleons nach Aegypten und Syrien. Die Schlachten bei den Pyramiden und Abukyr; die Belagerung von St. Jean d'Acre u. s. w. — Selims III. Reformen und ihre Schicksale. — Die Belagerung Konstantinopels durch die Engländer. — Der Aufstand und 15jährige Kampf des serbischen Volkes mit der Pforte. Czerni George. — Der Krieg Rußlands mit Mahmud II. 1811 u. 12. — Die Schicksale der 7 jonischen Inseln. — Der Bund der Hetäria und die Zeiten des Wienerkongresses. — Die Unthaten Ali Paschas von Janina. — Die Uebergabe Pargas an Ali durch Sir Thomas Maitland im J. 1819. — Der Aufstand Ali Paschas von Janina. — Der Aufstand des Alexander Ypsilanti in der Moldau und Wallachei. — Die Gräuel zu Konstantinopel und der allgemeine Aufstand des hellenischen Volkes. — Ueberblick der bisherigen Ereignisse in der Moldau und Wallachei, dem Archipel, Macedonien, Thessalien, Epirus und dem Peloponnes; endlich die Versuche der Diplomatik den Frieden zu erhalten.

Dies ist die Uebersicht der vorzüglichsten Scenen des vierhundertjährigen Dramas, vor dessen letztem Akte wir harrend, nicht ohne jene Ehrfurcht, stehen, welche bei welterschütternden Begebenheiten unsre Seele zu durchschauern pflegt. Wenn der letzte Abschnitt, dessen Begebenheiten uns zu nahe, eine eigentliche histor. Beleuchtung noch nicht erträgt, wird der Verfasser wenigstens partheilos, und aus den lautersten Quellen eine treue Reihenfolge der neuesten Ereignisse zu geben bemüht seyn. Die Einleitung soll die Literatur der vorzüglichsten Quellen zu einer vollständigen Geschichte der Türkenkriege enthalten. Die Verlagshandlung wird seiner Zeit das Nähere über das Werk, wenn es beendigt seyn wird, anzeigen.

Freiburg im Breisgau im April 1822.

Ernst Münch.

Auf dieses in der jetzigen Epoche höchst interessante Werk, dessen erster Theil auf schönem weißen Papier gedruckt und sauber brochirt, nächstens versandt werden kann, und der Preis beider Theile ohngefähr fl. 3. seyn wird, werden sowohl bei uns als in jeder guten Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz, vorläufige Bestellungen angenommen.

Schweighauser'sche Buchhandlung in Basel.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt.

Neue Verlags-Bücher

von

C. F. Osiander in Tübingen,

welche auch in allen Buchhandlungen Deutschlands um beigesetzte Preise zu haben sind.

Der astronomische Jugendfreund

oder faßliche und unterhaltende Darstellung der Sternkunde für die Jugend und die Gebildeten beiderlei Geschlechts; von Dr. J. H. M. Poppe, Hofrath und ord. Professor zu Tübingen. 2 Thle. mit gestochenem Titel und 15 Steintafeln. 1822. 8. geb. Preis 4 fl. 30 kr. Schreibp. 5 fl. 42 kr. (Der erste Theil auch unter dem besondern Titel: die mathematische Erdbeschreibung ꝛc. 8. mit 6 Steintafeln. 1822. geb. 2 fl. 15 kr. Schreibp. 2 fl. 51 kr.

Der Verleger glaubt, der Jugend, den Eltern und Lehrern derselben, so wie den Gebildeten beiderlei Geschlechts überhaupt, zur Empfehlung dieses Werkes weiter nichts sagen zu dürfen, als daß dasselbe von dem Verfasser des mit so ungetheiltem Beifalle aufgenommenen (auch ins Holländische übersetzten) physikalischen Jugendfreundes ist, woran man Gründlichkeit, Reichhaltigkeit, Faßlichkeit und angenehme Darstellung in einem so hohen Grade rühmte (z. B. in der Jenaer, Haller und Leipziger Literaturzeitung, in Gutsmuths pädagog. Bibliothek u. s. w.), wie nicht leicht von einem andern zu ähnlichem Zwecke bestimmten wissenschaftlichen Werke. Damit das Publikum von der Reichhaltigkeit dieses neuen Werks einen Begriff bekomme, so wird hier nur bemerkt, daß in den 20 Kapiteln des ersten Theils vorkommen: Betrachtung des Weltgebäudes im Allgemeinen, Gestalt und Größe der Erde, Bewegung der Erde um ihre Axe, die mathematische Eintheilung des Erdballs überhaupt und der Horizont insbesondere, die Weltgegenden, der Aequator, Meridian und Ekliptik, die geographische Breite, die geogr. Länge, die Aequinoctial- und Solstitialpunkte, die Colaren, Wendecirkel und Polarcirkel, die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne und die daraus entspringenden Erscheinungen im Jahre, die dreierlei Halbkugeln der Erde, die dreierlei Sphären, die Zonen, die Verschiedenheit der Erdbewohner in Hinsicht ihres Schattens und ihrer Lage gegen einander, von dem Erdglobus und dessen Gebrauch zur Auflösung vieler interessanter Aufgaben. Im 2ten Theile enthalten 27 Kapitel: die Größe, Gestalt und Beschaffenheit des Mondes, die verschiedenen Lichtgestalten des Mondes und die Größe der Monate, die Apsidendrehung, Schwankung und Erleuchtung des Mondes, die Mondfinsternisse, die Sonnenfinsternisse, die Gestalt, Größe, Beschaffenheit und Bewegung der Sonne, das Planetensystem und besondere Beschaffenheit der Planeten, der Merkur, die Venus, der Mars, die Vesta, Juno, Ceres und Pallas, der Jupiter und seine Trabanten, der Saturn, der Saturnsring und die Saturns-Trabanten, der Uranus und dessen Trabanten, die Kometen und die Perturbationen der Himmelskörper. — Der Druck, das Papier und die Vignetten auf den Titeln sind hübsch und zweckmäßig.

Der Lumpen-Brunnen, eine anmuthige Volkssage aus dem Schwarzwald.

Mit einem gestochenen Titel. 8. 1 fl.

Unter diesem Titel erhält das Publikum von einem durch andere gehaltvolle Schriften ausgezeichneten Verfasser ein Werk, das den durch fade Romane nicht verbildeten Leser eben so sehr von Seiten des belehrenden Stoffes, als durch die gefällige, unterhaltende Einkleidung ansprechen wird. Ganz im Geiste der Volksmährchen des unvergeßlichen Musäus knüpft sich an eine Sage aus der schwäbischen Vorzeit eine Reihe von Erzählungen an, in welchen mehrere Gebrechen unserer Zeit, namentlich gewiße noch unter dem großen Haufen herrschende Ausgeburten des Aberglaubens, neben andern, Sitten und Wohlstand zerrüttenden Gewohnheiten (mit der Geisel der Satyre) gerügt, und treffliche Winke für Volks-Veredlung und Volks-Beglückung gegeben werden. Außerdem, daß sich das Buch durch seinen anmuthigen Inhalt, durch Popularität mit Geschmack, geistreichen Witz und sinnige Laune vorzüglich für Unterhaltungs-Lese-Zirkel eignet, dürfte es auch in den Händen verständiger Jugend-Erzieher und Volks-Lehrer viel Gutes stiften. Das Titelblatt ziert ein niedliches, auf die Sage sich beziehendes, Kupfer. Nachfolgender Anfang des 42ten Kapitels mag hier zur Probe dienen. Zum Guckguck. „Mehrere Fremde, die den Lumpenbrunnen besuchten, baten den „Klausner, er möchte ein Wirthshaus errichten, und er gieng ungern dran. Doch, wie man überall eine unschuldige Seite zeigen „kann und selbst die Frommen ihren Wirthshausschild wohl zu vergolden wissen, so ward auch der Klausner, vorzüglich um der „Kranken willen, die auf ihn warten mußten, endlich dahin gebracht, ein leichtes Gebäude errichten zu lassen. Er nannts zum „Guckguck und that einen verdorbenen Wirth drein, den er in der Cur hatte. Aber weit entfernt, daß er nach jener Frommen „Weise, blos des Gewinnes halber, zum Bethaus ein Wirthshaus setzte, war strenge Regel hier eingeführt. Der Tisch war Armen- und Krankentisch, und der Wirth konnte den Gast nicht übersetzen; denn es stand alles an die Tafel geschrieben und er durfte „nach dem Ansatz verlangen. Aber warum der Pater dem neuen Gasthause einen so wenig empfehlenden Schild gegeben habe? „wünschten viele Neugierige zu wissen, und da ers nicht selbst sagte, so fragten sie endlich. Das ist der Wirthshausschild aller „Lumpen, sprach der Pater lächelnd. Es geht doch alles zum Guckguck! heißts in der Landessprache des Leichtsinns, wenn das Gewissen sagt: bleib zu Haus! Wenns einmal herunter geht, dann sieht man selten, es aufzuhalten, und die Wirthshäuser helfen „ehrlich dazu. Ich würde ihnen nie erlauben, einen so verführenden Schild auszustellen, wie man häufig sieht. Den goldnen Engel würde ich nie dulden; denn selten führt ein guter Engel ins Wirthshaus, sondern meist der Teufel der Gewohnheit, von dem „man sich nimmer losmachen kann, oder der Sauf- und Spieleufel, der das Hauswesen verdirbt. So müßte mir der Wirth zum „grünen Baum seinen Schild einziehen; denn das Wirthshaus nimmt dem Baum sein Grün, daß er verdorret. Ich sah manches „junge hoffnungsvolle Bäumlein verderben, sah den Mann in der schönsten Blüthe Namen und Ehre verlieren, weil er alle Tage „dreimal ins Wirthshaus zog und wenn er heimkam das nicht verdiente, was er ausgegeben hatte, wodurch Unordnung entstehet.

„Ich nähme dem Sonnenwirth seinen Stern; denn wo die Wirthshaussonne in einem Hause Tag macht, da gehts dem Verderbe-
„zu; so macht das Wirthshaus zwar gekrönte Häupter, Leute, die über Krieg und Frieden entscheiden, auch hin und wieder Schlach-
„ten liefern, aber daheim steht statt der goldnen Krone die Dornenkrone des Mangels. Mehr Sinn und Wahrheit hat der golda-
„Löwe; er frißt den auf, der oft zu ihm kommt; oder der Greif, er packt den Mann mit seinen Krallen und zerdrückt endlich Wohl-
„stand und Leben; oder auch der Bär, ein grimmig Thier, der jedem von seiner Wuth mittheilt, der häufig ihn besucht, und ihn
„endlich zerreißt; auch der Ochs entspricht dem Sinne, denn vielen wachsen Hörner im Wirthshaus und die Vernunft geht heim.
„Und so nannt ich das Wirthshaus zum Guckguck, um damit auszudrücken, daß alles hin ist, wenn man da seinen täglichen Wehr-
„sitz nimmt, und denen, die herein wollen, zuzurufen: Guck, guck nicht zu viel ins Glas, damit nicht Haus und Hof zum
„Guckguck gehe! u. s. w.“

Beschreibung und Geschichte der Universität und Stadt Tübingen.

Herausgegeben, in Verbindung mit mehreren Gelehrten, von D. H. F. Eisenbach. Mit 8 Kupfern und einer Karte. 8. 1822. Subs. Preiß 3 fl. 12 kr. und mit ill. Kupfern 4 fl. 30 kr.

Es ist wohl keinem Freunde und Kenner der historischen Litteratur unbekannt, wie viel besonders in Würtemberg von einzelnen tüchtigen und sachkundigen Geschichtsforschern geleistet worden, um einzelne bis dahin noch dunkle Punkte unseres deutschen Vaterlandes, sey es in einem weiteren oder engeren Umfang, geschichtlich und statistisch aufzuhellen und der Geschichtskunde im Allgemeinen zugänglicher zu machen. Litterarische Arbeiten dieser Art sind um so verdienstlicher, je weniger eine bestimmte und sichere Kenntniß des Allgemeinen sich denken läßt, wenn das Einzelne nicht gründlich und sorgfältig erforscht ist. Ja historische und topographische Monographieen dieser Art sind gewiß jedem Geschichtsfreunde um so willkommener und um so anziehender, je interessanter und je historisch wichtiger der beleuchtete Punkt selbst ist, dessen geschichtliches Gemälde hier vor unsere Augen gestellt wird. — Ein besonderes Recht an eine historische Beleuchtung hat aber in dieser Beziehung gewiß eine Stadt, die als Sitz einer alten Universität in der Bildungs- und Reformationsgeschichte unseres deutschen Vaterlandes nicht die letzte Stelle einnimmt. Vereinigt sich damit noch das besondere wichtige Moment, daß ein solcher Ort zugleich der Sitz eines, wenn gleich erloschenen, aber doch in alten Zeiten mächtigen Geschlechtes gewesen ist, daß sich endlich im Laufe der Zeiten sehr einflußreiche historische Thatsachen der speziellen Landesgeschichte an die Geschichte dieses einzelnen Orts anknüpfen, so ist gewiß das Unternehmen eines Mannes gerechtfertigt, der sich berufen fühlt, das alte Tübingen in Schwaben in einem umfassenden statistisch-historischen Gemälde darzustellen. — Herr D. Eisenbach hat sich deßhalb mit mehreren Gelehrten in Verbindung gesetzt, und nach einem umfassenden Plane, wie er in ähnlichen Arbeiten selten gefaßt und ausgeführt worden ist, eine Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen herausgegeben. Und jeder billig denkende Leser, der die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens kennt, wird gewiß finden, daß die Aufgabe auf eine lobenswerthe und verdienstliche Weise gelöst ist. — Das ganze Werk zerfällt in 7 Abschnitte. Abschn. 1. enthält die Geschichte Tubingens unter den Pfalzgrafen von Tubingen, wo als eine interessante Partie die Belagerung durch den Herzog von Spoleto erscheint. Abschn. 2. enthält die Geschichte Tubingens unter Würtemberg. Der Tübinger Vertrag, die Grundlage der wesentlichsten bürgerlichen Freiheiten, die Drangsale des 30jährigen Krieges, manche hervorleuchtende Punkte aus dem Leben der berühmtesten würtembergischen Fürsten, eines Eberhards im Barth, eines Christophs, Karls ic. sind gewiß merkwürdig und anziehend genug, um die Reflexion des Lesers zu fesseln. Abschn. 3. enthält die Geschichte der Universität, wo besonders die Stiftung, der Gang der Reformation, und die neuen Reformen und Erweiterungen der Hochschule Erwähnung verdienen. Abschn. 4. enthält den Gang der Wissenschaften auf unserer Hochschule nach den 4 Fakultäten. Dieß ist wohl der interessanteste Theil des ganzen Werks. Man findet hier nicht blose chronologisch geordnete Biographieen, sondern der Geist und Charakter der Wissenschaften im Allgemeinen, wie er durch die produktive und reproduktive Thätigkeit der Tübinger Lehrer in den abgelaufenen Zeitperioden bedingt und modifizirt worden, wird treu, wahr und bündig geschildert; und dieß scheint doch wohl interessant genug, wenn man bedenkt, daß in der Zahl der hiesigen Lehrer aus allen Fächern die berühmtesten Namen auszuzeichnen waren; unter den Theologen: Gabriel Biel, Jakob Andreä, die Osiander, Theodor Thummius, Pfaff, Weismann, Storr; unter den Philosophen: Joh. Reuchlin, Heinrich Bebel, Philipp Melanchthon, Martin Crusius, Nikodemus Frischlin, Bilfinger, Canz, Plouquet; unter den Juristen: Georg Lamparter, Lauterbach, Christoph Besold, C. F. Harpprecht, C. Chr. Hofacker; unter den Medizinern: Leonhard Fuchs, Elias Rudolph Camerer, Burkhard David Mauchart, die Gmelin, Christ. Fr. Jäger, Carl Fr. Clossius. Abschn. 5. enthält die Lebensskizze noch lebender Professoren, welche, wenn sie auch vom allgemeinen Standpunkt aus zu weitläufig erscheinen dürfte, doch aus lokalen und temporellen Rücksichten zur Darstellung des gegenwärtigen Zustandes unserer Hochschule als kein überflüssiges Bedürfniß des Werkes gelten kann. Abschn. 6. enthält eine sehr gründliche Beschreibung der Verfassung und Einrichtungen der Hochschule, wobei besonders die Erweiterungen durch König Wilhelm nicht übersehen werden dürften. — Abschn. 7. enthält eine äusserst genaue und detaillirte Beschreibung der Stadt und ihrer besonderen Einrichtungen. Sehr anziehend erscheint hier, was über die Verhältnisse des physischen Lebens der Einwohner, über die Gebirgsarten der Umgegend ic. gesagt wird. — Als Beilage kommt noch hinzu ein systematisches Verzeichniß der bei Tübingen wild wachsenden phanerogamischen Pflanzen; ein mit dem Werk zunächst nicht streng zusammenhängendes, aber doch lehrreiches Geschenk für die jungen Naturfreunde und Botaniker unserer Hochschule. Das Ganze ist mit 8 zübschen Kupfern geschmückt und mit einer von Herrn von Hoff gezeichneten Karte versehen, welche die Umgebungen von Tübingen darstellt, und Genauigkeit und Richtigkeit in der Aufzeichnung mit Schönheit und Eleganz verbindet.

Der Unterzeichnete, welcher das genannte Werk mit einem bedeutenden Kostenaufwand verlegt hat, empfiehlt dasselbe allen Freunden der historischen und statistischen Litteratur im In- und Auslande, unter denen sich wohl sehr viele befinden mögen, welche an dem hiesigen Musensitz ihre schönsten Jugendjahre verlebt haben, und in diesem Buch selbst ein eben so belehrendes als unterhaltendes Mittel finden, manche im Geist schon längst verschwundene jugendliche Reminescenz zum neuen Leben hervorzurufen. — Der Unterzeichnete hofft um so zuversichtlicher um eine gute Abnahme dieses Werkes, je billiger und wohlfeiler im Verhältniß zum Volumen der Preiß selbst ist, den er auf den Ankauf gesetzt hat.

Anleitung zur Beurtheilung der Hauptmängel der Hausthiere.

für Aerzte, Landwirthe und Rechtsgelehrte; nebst einem Vorschlage, wie der in Würtemberg häufig schlechten Begutachtung thierärztlich-gerichtlicher Fälle von Seiten der Viehschauer ꝛc. abgeholfen werden könne. Von Prof. D. J. D. Hofacker. gr. 8. 1822. 48 kr.

Da schon geraume Zeit in Würtemberg kein Buch vorhanden war, was dem Viehschauer, Landwirthe und Beamten beim Vieh- und Pferde-Handel zur Richtschnur dienen, und worin sich dieselben in den oft so kostspieligen Rechtsstreitigkeiten Raths erholen konnten, so ist durch die hier angezeigte Schrift einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen worden, und der Verleger glaubt, daß recht Vielen es angenehm seyn wird, dieselbe zu besitzen.

Cicero, M. T., über das höchste Gut und das höchste Uebel, in fünf Büchern.

Uebersetzt von Carl Victor Hauff. (Dekan in Cannstatt) gr. 8. 1 fl. 45 kr.

Es ist die wichtigste nicht blos, sondern auch die schwierigste der philosophischen Schriften von Cicero, welche wir hier dem Publikum in einer neuen Uebersetzung in die Hände geben. Und dem Philosophen wie dem Philologen kann es nur eine erwünschte Erscheinung seyn, wenn ein Mann, wie unser Uebersetzer, bekannt als gründlicher Sprachforscher, sich einer solchen Arbeit unterzieht, und aufs neue beurkundet, wie er so ganz eingeweiht ist in den oft dunkeln Ideengang Ciceros sowohl, als in die nicht seltenen spitzfindigen Feinheiten seiner philosophischen Sprache. Die Uebersetzung ist möglichst treu, und dabei doch als ein Commentar anzusehen zu dieser Schrift, deren Inhalt von allgemeinem Interesse und besonders neuerdings wieder Zeitmaterie geworden ist.

Der Landgeistliche als Land-Wirth.

Von Georg v. Forstner, Professor der Landwirthschaft zu Tübingen. 8. 1822. 40 kr.

Diese Schrift enthält eine getreue Charakteristik der Wirthschafts-Pfarreien, und eine eben so getreue Schilderung dessen, was durch solche dem Staate für Nutzen geleistet werden könnte. Sie kann mit Recht allen denen empfohlen werden, die helles Licht nicht scheuen, sondern suchen, und die die Landwirthschaft des Nutzens und nicht des Systems und der Mode wegen treiben. Der Verfasser hat sich bemüht, das Bessere aus den Bestrebungen seiner ökonomischen Zeitgenossen auszuheben und für seinen Zweck brauchbar zu machen. Namentlich ist sein Bemühen dahin gerichtet, die Herren Geistlichen zur Ablösung des Natural-Zehenden anzufeuern; und gewiß stimmt jeder unbefangene Land-Geistliche seinen Ansichten um so mehr bei, als er dem Eigenthumsrecht die gebührende Achtung zollt, und durch die Ablösung des Natural-Zehenten die zehentberechtigten Land-Geistlichen nicht zu beschädigen, sondern zu entschädigen und überhaupt besser zu stellen verlangt.

Beiträge zu dem öffentlichen Rechte des deutschen Bundes.

Von Prof. D. Leonh. v. Dresch. gr. 8. Preiß 54 kr.

Der Zweck des Verfassers ist, laut der Vorrede, einzelne, in Rücksicht auf ihre Erklärung schwierige, oder überhaupt unbestimmte Stellen der Bundes-Gesetze, oder deren Sinn schon am Bundestage kontrovers geworden ist, durch eine Reihe von Abhandlungen zu erläutern; und er glaubt, daß diese Arbeit sowohl in wissenschaftlicher als auch in praktischer Beziehung nicht unrichtig sey; in jener, so lange keine authentische Erklärung erfolgt, in dieser, weil sie zu einer solchen Erklärung Veranlassung geben kann. Die Abhandlungen sind folgende fünf: I. Kann die Interpretation der Bundes-Gesetze von der Bundes-Versammlung jedesmal) im engern Rathe nach der Mehrheit der Stimmen geschehen? II. Von dem Begriffe der Grund-Gesetze und organischen Einrichtungen, der gemeinnützigen Anordnungen und Religions-Angelegenheiten. III. Fällt der Ersatz des Abganges bei dem Bundes-Heere nur demjenigen Bundes-Staate zur Last, der den Abgang bei seinem Contingente hatte, oder allen Bundes-Staaten insgesammt? IV. Von dem Kriegsrechte der Bundes-Glieder, die zugleich europäische Mächte sind. V. Kann in den Streitigkeiten der Bundes-Glieder unter sich zwischen Rechten und Interessen ein Unterschied gemacht werden?

Cornelii Nepotis quae exstant ad optimorum librorum fidem accurate edita.

(14½ Bogen) 8. 36 kr.

Je häufiger Cornelius Nepos auf Schulen gelesen wird, und je mehr für die Berichtigung seiner vorhandenen Lebensbeschreibungen in neuerer Zeit geleistet worden, um so wünschenswerther wurde ein neuer Abdruck des Textes, in welchen der Gewinn jener Forschungen aufgenommen, und der durch Correktheit und wohlfeilen Preis zur Einführung in die lateinischen Lehranstalten geeignet wäre. Diesem Bedürfnisse glaubt der Verleger durch obige Ausgabe abgeholfen zu haben, in welcher der Text des Nepos nach den vorzüglichsten früheren Ausgaben und, vorher zum Theil unverglichenen, Handschriften berichtigt und auf die Correktheit des Druckes die größte Sorgfalt verwendet worden ist, indem wirklich das ganze Buch keinen Druckfehler enthält.

Lehrern, welche dieses Buch für ihre Schüler in größerer Anzahl anschaffen wollen und sich deshalb direct an mich wenden, werde ich gerne einen angemessenen Rabat bewilligen.

Anekdoten zur angenehmen Unterhaltung und zum Uebersetzen ins Französische

mit beigefügten Wörtern und Anmerkungen von D. Dubois. (in Göttingen) 8. 48 kr.

Wir haben noch keinen Ueberfluß an Uebungs-Büchern zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, die zugleich dem Lernenden Unterhaltung und Nutzen gewähren; dieses Buch kann daher mit Recht empfohlen werden, indem man hier beides aufs Beste vereinigt findet.

Erklärung alter Wörter und uneigentlicher Redensarten in der heiligen Schrift

von Pfarrer J. G. P. Schmidt. gr. 8. 48 kr.

Der Herr Verfasser sagt in der Vorrede dieses nützlichen Buches: „Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß die Bibel, dieses Buch aller Bücher, wieder allgemeiner geschätzt und gelesen wird. Sie eignet sich schon deswegen zu einem Lesebuch für das Volk, weil das Wichtigste ihres Inhalts Jedermann verständlich ist. Indessen findet man doch in derselben mehrere veraltete Wörter und viele uneigentliche Redensarten, die dem Leser oft dunkel sind. Da es nun ein Grundgesetz der Bibelauslegung ist, dieses unschätzbare Buch zwar mit Anführung der Parallel-Stellen, aber ohne alle Anmerkungen, zu verbreiten: so hoffe ich durch die gegenwärtige Schrift keine überflüssige Arbeit unternommen zu haben. Ihr nächster Zweck ist, solchen Bibelfreunden, denen die zum bessern Verständnisse der heiligen Schriften dienenden Hülfsmittel nicht zu Gebote stehen, das Lesen und Vorlesen zu erleichtern." — Durch alphabetische Ordnung und durch ein hinzugefügtes ausführliches Register hat der Herr Verfasser den Gebrauch dieser Schrift erleichtert.

Die Erneuerung des Taufbundes

vor dem ersten Zugang zum heiligen Abendmahl, für die christliche Jugend in der katholischen Kirche. Mit Gutheißung des bischöflich Konstanz. Ordinariats, von einem Pfarrer des Bisthums Konstanz (Pfarrer Grausbeck). 8. Preis 12 kr.

Den Herren Geistlichen, welche diese sehr zweckmäßige, gründliche und von Kennern mit verdientem Beifalle aufgenommene Schrift für ihre Schulen anschaffen wollen, sichere ich bei directer Bestellung denselben ansehnlichen Rabat, wie bei dem bekannten Tübinger Gesangbuche zu und bitte, diese Schrift ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen.

Lehrbuch der Maschinenkunde;

nach einem neuen umfassendern Plane und ohne Voraussetzung höherer analytischer Kenntnisse, hauptsächlich für angehende Cameralisten, Oekonomen, Baumeister und jeden Liebhaber der Mechanik, von D. J. H. M. Poppe, Hofrath und Professor in Tübingen. Mit Kupf. gr. 8. Preiß 4 fl. 48 kr.

Zweckmäßige Ordnung, Vollständigkeit und Deutlichkeit zeichnen dieses, sowohl zum Lehrbuche bei Vorträgen über Maschinenkunde, als auch zum Selbstunterricht sich eignende Werk aus, welches den meisten Liebhabern der Mechanik und denjenigen, welche Kenntnisse des Maschinenwesens besitzen müssen, um so willkommener seyn wird, weil es keine höhere Kenntnisse in der Mathematik voraussetzt. Der erste Theil handelt die vorbereitenden Lehren der Maschinenkunde, die statischen, mechanischen, hydrostatischen, hydraulischen, aerometrischen und atmometrischen Lehren ab; der zweite Theil die Maschinenkunde selbst, und zwar alle Maschinen zum Heben trockner Lasten, zum Wasserheben, die Wasserspringwerke (Springbrunnen und Feuerspritzen), die Luftwechsel- und Gebläsemaschinen, die Fuhrwerke, die Mahl- Stampf- Schneide- Bohr- Schleif- und Polirmühlen, die Dampfmaschinen, die Uhren; und die Hindernisse der Bewegung bei den Maschinen noch insbesondere.

S. C. Pape's Gedichte.

Begleitet mit einem biographischen Vorworte von Fried. Baron de la Motte Fouqué. 8. 1 fl.

„Kurz und rühmlich", sagt ein Recensent (Gött. gel. Anz. 52 St. 1. April 1822.), „war die Laufbahn des Verfassers dieser gefühlvollen Gesänge. Empfängliche Gemüther horchten mit Theilnahme seinen ersten Lautenklängen; unter den Sachkennern sprach auch Wieland (N. T. Merkur 1796. 1. Bd. S. 448.) ein ehrendes Wort über den jungen Dichter aus." Wir freuen uns, den sämmtlichen Nachlaß dieses wahrhaft anmuthvollen Sängers dem Publikum vorlegen zu können. Eine unaussprechlich liebliche Wehmuth, wunderbar ergreifende Sehnsucht und begeisternde Ahnung weht aus allen Gedichten in mild erquickender Erhebung des Gemüthes. Die Balladen und Romanzen, von denen obiger Rec. mehrere den besten Mustern dieser Gattung an die Seite stellt, sind mit ruhiger Würde und tiefernster Wehmuth gesangen; sanfte, tiefe Gefühle athmen in den Elegien, wie in den Liedern. Außerdem enthält diese kleine, aber gehaltvolle Sammlung noch Epigramme und vermischte Gedichte, nebst einem Anhange in ungebundener Rede. Der Dichter ist ein Geistverwandter Hölty's, seines Landsmannes. Dies sey zur Charakteristik dieser Poesien gesagt. Sie mögen und werden sich durch sich selbst empfehlen.

Des Decimus Junius Juvenalis Satyren,

in der Versart der Urschrift verdeutscht von J. J. C. Donner. 8. 1 fl. 30 kr.

Der erste Versuch eines wackern jungen Philologen, und wahrlich keine so leichte Aufgabe, die mit ungestümmer, oft plumper Heftigkeit und in einem häufig allzusteifen Deklamationston über die Laster seiner und aller Zeit losfahrenden Satyren des Juvenalis so zu verdeutschen, wie hier geschehen ist. Bereits haben öffentliche Blätter günstig darüber entschieden; und um so mehr glauben wir das Publikum auf diese Arbeit aufmerksam machen zu dürfen, je gelungener sie ist, und je allgemeiner überhaupt die Juvenalische Satyre gelesen zu werden verdiente.

Anzeiger

der

vorzüglichsten neuen Erscheinungen

im Verlage

von P. G. Hilscher in Dresden.

Baumgarten-Crusius, Carl, Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig. Eine humoristische Erzählung. 8. 1820. 18 Gr.

Ein kleiner Roman entwickelt sich unter dem sonderbar gemischten Personale eines Postwagens.

Dessen Reise aus dem Herzen in das Herz. 2 Theile. 8. 1819. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Werk giebt unter der Form einer in Briefen abgefaßten Reisebeschreibung, die von Genf über Turin, Mailand, Florenz, Venedig, Triest, Wien nach Dresden führt, nicht sowohl Darstellungen bekannter Lokalitäten, als Bemerkungen über den äußern und innern Menschen, durch Ort und Zeit verschieden, und durch den Roman, der sich durch die Reise durchschlingt, die Geschichte der Kämpfe des Lebens, die aus den edelsten Kräften des Geistes und der ausgezeichnetsten Bildung am gefährlichsten hervorgehen, aber durch die religiöse Richtung des Gemüths sicher zum schönen Herzensfrieden gedeihen.

Dessen Licht und Schatten. Darstellungen aus der Schule des Lebens. 2 Theile. 8. 1821. 2 Thlr.

In dieser Schrift hat der Verfasser die Ideen ausgeführt, die er in der „unsichtbaren Kirche" und in der „Reise aus dem Herzen in das Herz" theils angedeutet, theils freier ausgesprochen hatte. Sie ist

zugleich eine Bestätigung dessen, was ihm als Wahrheit fest steht, und eine Rechtfertigung gegen falsches Urtheil und Mißbrauch. Das Leben ist eine Schule, in der Zeiten der Vorbereitung, der ernsten Prüfung, des harten Kampfes gegen Vorurtheil, Irrthum und Gemeinheit auf einander folgen, alles zur Läuterung für eine künftige, höhere Bestimmung.

Blumen-Deutung. Auszug aus den neuesten Blumensprachen. Taschenbüchlein zur Unterhaltung. 8. 1822. 12 Gr.

Chateaubriand, F. A. von, Erinnerungen aus Italien, England und Amerika. Aus dem Französischen übersetzt von Lindau. 8. 1816. 1 Thlr.

Theils ausgeführte Gemählde, theils geistreiche Skizzen aus dem Tagebuche, das der berühmte Verfasser von seinen Wanderungen durch zwei der merkwürdigsten Länder Europa's und durch Amerika's Wälder, wo er lange unter den eingebornen Wilden verweilte, mitgebracht hat. Die Uebersetzung schmiegt sich auf das Treuste der Urschrift an, worin der Verfasser die ganze Kraft und Schönheit seiner Darstellung zeigte.

Clauren, H., Erzählungen. Erstes bis sechstes Bändchen. 8. 1816 — 1820. (Das 1ste und 2te Bändchen in einer neuen Auflage von 1822.) Jedes Bändchen 20 Gr.

Bücher dieser Gattung und dieses Gehalts sind für den Leser von Gefühl und Geschmack ein wahres Geschenk. Wir kennen keinen reinern Genuß, keine wohlthätigere Erholung, als nach vollbrachter Tagesarbeit eine solche Lektüre, die das Gemüth erheitert, die Zeit unterhaltend kürzt, und im trauten Familienkreise Stoff zur geselligen Unterhaltung giebt. Des Verfassers vortreffliche Darstellungsgabe, seine

lebendige Sprache, sein treffender Witz und seine Kunst, den Leuten nach Gefallen das Wasser in die Augen zu treiben, oder sie recht herzlich zu lachen zu machen; — das alles sind bekannte Vorzüge, die sich auch hier wieder von Neuem bewähren, und darum bedarf das Buch keiner weitern Empfehlung.

Clauren, H., Meine Ausflucht in die Welt. Eine Erzählung. Zwei Bändchen. Neue Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 1822. Velinpapier. 2 Thlr.

Der Verfasser ist den gebildeten Ständen der heutigen Lesewelt längst als einer der beliebtesten Schriftsteller im belletristischen Fache bekannt; es bedarf daher bei der Anzeige obigen Werkes keiner weitläuftigen Empfehlung. Auch hier, wie in den mehresten seiner literarischen Erzeugnisse, hat er seine tiefe Menschen- und Weltkenntniß, den Reichthum seines vielseitigen Wissens und die Gediegenheit seiner Lebensansichten gar mannichfaltig entwickelt, und das Gefällige seiner Sprache, die Eigenthümlichkeit seiner Vorstellungen und die Gemüthlichkeit seiner unerschöpflichen Launen geben auch diesem Buche das Anziehende, was seiner Mimili z. B. in allen Büchersammlungen das Bürgerrecht erworben hat.

Dessen Mimili. Eine Erzählung. 4te Auflage. 8. 1822. Mit Mimili's Bildniß, nach der Natur gemalt von Wocher und gestochen von Franz Stöber. Velinpap. 18 Gr. Prachtausgabe, geb. 1 Thlr. 12 Gr.

(Ist noch unter der Presse.)

Mimili, das holdseligste der Alpenkinder, führt den Beweis, daß auch in der literarischen Welt vox populi, vox dei ist; noch hat sich, unseres Wissens, das niedliche Schweizermädchen vor die drei Richterstühle zu Jena, Halle und Wien nicht gestellt; noch ist dort über sie kein Urtheil höchster Instanz gespro-

chen; noch weiß also das Publikum von daher nicht, ob das Buch gut oder nicht gut sei; und dennoch erscheint schon die vierte Auflage! — Dieß ist wohl der sicherste Beleg zu der alten Wahrheit, daß das Gute keines fremden Lobes bedarf.

Denkwürdigkeiten Ludwig Bonaparte's, ehemaligen Königs von Holland, von ihm selbst beschrieben. Doe well en zie niet om. (Thue recht und scheue Niemand.) 8. 1821. 1 Thlr. 8 Gr.

Es bedarf keiner Anpreisung bei einem für die neuere Geschichte so höchst wichtigen und merkwürdigen Werke, das über viele Begebenheiten unserer Tage überraschende Aufschlüsse gibt, das zur richtigen Würdigung eines achtungwerthen Volkes in einer verhängnißvollen Zeit führen wird, so wie zur gerechten Beurtheilung eines selten unparteiisch gewürdigten Mannes, der das Volk während jener Zeit mehr als einmal dem Verderben entriß und auch in der Art, wie er sich hier selbst sein Urtheil zu sprechen sucht, sich als den Redlichsten seines Hauses zeigt.

Etwas über das vom Herrn Premierlieutenant Otto vor und nach seinem Erscheinen so viel besprochene Catharticon des gemeinen arithmetischen Verstandes, von einem unpartheiischen Ziffermanne. gr. 4. 1822. 4 Gr.

Fischer, G. A., Lehrbuch zum ersten Unterricht in der Geometrie, für das Geschäftsleben. Mit 6 Kupfertafeln. 8. 1813. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verfasser, rühmlich bekannt durch mehrere vorzügliche mathematische Werke, hat in dieser neuen Entwickelung der geometrischen Lehren eine so glücklich erleichternde, auf vieljährige pädagogische Erfahrungen

gegründete Methode beobachtet, und in dem Ausdrucke der geometrischen Sätze und deren Beweise, so viel wissenschaftliche Gründlichkeit, und zugleich so viel Faßlichkeit und Deutlichkeit gezeigt, daß sich dieses neue Hülfsmittel des Unterrichts allen Lehranstalten von selbst empfehlen wird.

Fischer, G. A., Anfangsgründe der Statik und Dynamik fester Körper, als Lehrbuch zum ersten Unterrichte für Bau- und andere Schulen, als auch zum Selbstunterrichte angehender Architecten, entworfen. Mit 4 Kupfertafeln. gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Der Zweck dieses Buches ist, denjenigen, welche sich bereits die Sätze der niedern Buchstabenrechnung, der Geometrie und Trigonometrie gehörig angeeignet haben, als Leitfaden zu dienen, selbige sowohl zu Berechnung der Kräfte, in Hinsicht des Gleichgewichts, als auch der wirklichen Bewegung, auf Körper und einfache Maschinen anwenden zu lernen. Der Verfasser hat hierbei die trefflichen Werke Eytelweins zum Grunde gelegt, jedoch alle auf der höhern Analysis beruhenden Beweise beseitigt, wohl aber die daraus hervorgehenden Resultate benutzt und die Stellen obiger Werke bezeichnet, wo für Geübtere die ausführlichern Beweise zu finden sind.

Vorzüglich hat sich der Verfasser bemüht, durch vielfache ausgeführte Berechnungen und eingestreute Uebungsaufgaben die theoretischen Sätze mit praktischen Anwendungen zu verbinden, auch jedem Abschnitte Fragen, wie in seinen früher edirten Schriften, beigefügt, um die Zuhörer oder Leser unterrichtend zu beschäftigen und ihnen bemerklich zu machen, ob sie die vorgetragenen Sätze richtig aufgefaßt und verstanden haben.

Franz, Hofrath F. C., über die zweckmäßige Erziehung, Fütterung und Behandlung der

zur Veredlung und Mästung bestimmten Hausthiere, wodurch der Landwirth in den Stand gesetzt wird, von allen Bestandtheilen derselben den meisten Nutzen zu ziehen. In psychologischer, physicalischer und ökonomischer Hinsicht. 1r Bd. gr. 8. 1821. 1 Thlr.

Zwar hat man seit den preiswürdigen Bemühungen eines Thaer, Fellenberg und andrer trefflicher Agronomen allmählig erkannt, daß es noch anderer Mittel zur Veredlung der Viehzucht bedürfe, als blos mechanische Erziehung und Auffütterung seines Viehes, aber das Studium der Thierseelenkunde, die Kenntniß der eigentlich geistigen Eigenschaften der vorzüglichsten Hausthiere hat man dabei leider noch immer für unwesentlich gehalten.

Der bereits rühmlichst bekannte Verfasser hat sich daher um das ökonomische Publikum kein geringes Verdienst erworben, daß er seine vieljährige, scharfsinnige Beobachtung hierüber hier schriftlich niedergelegt und mit einer vollständigen Literatur der besten über diese Materie vorhandenen Schriften ausgestattet hat. Welchem Landwirthe an Erweiterung und Veredlung seines Viehstandes liegt, ist dieses Werk ein unentbehrlicher Rathgeber. Ein zweiter Band ist bereits unter der Presse.

Gärtner, der kleine, oder deutliche Anweisung, auf die leichteste und wohlfeilste Art Blumen in Stuben, vor Fenstern, Alläen und in Gärten zu erziehen und zu warten. Mit Vorsichtsregeln bei dem Säen, Pflanzen und Begießen derselben. Allen angehenden Blumenliebhabern gewidmet von M. G. P. 5te Aufl. 8. 1821. 6 Gr.

Herrnhuts Jubelfeier im Jahre 1822. Beschrieben von einem Augenzeugen. 8. 8 Gr.

Es genüge hier an der Versicherung, daß diese Bogen eine sehr genaue Darstellung aller bei jenem Feste statt gefundenen Feierlichkeiten enthalten. Für Jeden, der die Geschichte der merkwürdigen Anstalt kennt, die nun ihr erstes Jahrhundert zurückgelegt hat, und der mit ihrer weitumfassenden Wirksamkeit nicht unbekannt ist, wird diese Beschreibung um so willkommener sein, da man hier auch Auszüge aus mehrern, an den drei Festtagen gehaltenen Vorträgen findet.

Klose, D. F. A., Sammlung physiologischer, pathologischer und therapeutischer Abhandlungen über die Sinne. 1s Heft. 8. 1821. 20 Gr.

Da die Pathologie und Therapie in den letzten Jahrzehnten am Umfange so sehr zugenommen hat, so werden auch die Krankheiten einzelner Organe, besonders diejenigen der Augen und der Haut, jetzt mit mehr Aufmerksamkeit und mit mehrerm Glücke behandelt. Die Anzahl der über diese Gegenstände erschienenen Schriften hat sich so bedeutend gemehrt, daß beschäftigte practische Aerzte die meisten nur aus Recensionen kennen lernen. Denjenigen unter diesen, welche sich auch mit den Bereicherungen im Gebiete der Krankheiten der Sinne bekannt zu machen wünschen, glauben wir durch diese Sammlung, deren Herausgabe Herr D. Klose besorgen wird, nützlich zu werden.

Kochbuch, neues unentbehrliches, für alle Stände, oder neue auserlesene Recepte nach dem neuesten Geschmack in der Kochkunst. 5te Auflage. 8. 1821. 16 Gr.

Enthält eine deutliche Anweisung, wie junge Frauenzimmer ohne alle Vorkenntnisse die Speisen auf die wohlfeilste und schmackhafteste Art zubereiten können, nebst einem Anhange, alle Arten Zuckerbäckereien, eingemachte und eingesottene Früchte, Sülzen, Gelées,

Säfte, Sallate, Kompots, Gefrornes und verschiedene Getränke zu verfertigen.

Krehl, A. L. G., Gebete. 2te Aufl. 8. 1819. Ordin. Ausgabe 16 Gr., gute Ausgabe 1 Thlr.

Der Verfasser hat aus dem wahren Leben in Gott die wichtigsten Momente aufgefaßt und in begeisterter Rede die Gefühle und Empfindungen dargestellt, welche durch dieselben in den Herzen der frommen Gläubigen angeregt werden. Es kann daher diese Sammlung von Gebeten allen wahren Christen als eine vollkommene Begleiterin durch das Leben empfohlen werden; vorzüglich auch wird sie beim höhern Jugendunterricht mit großem Nutzen gebraucht werden können, da diese Gebete Verständlichkeit mit Reichthum, Klarheit mit Kraft verbinden.

Laun, Friedrich, Erzählungen. 1ster Band. 8. 1822. Velinpap. 20 Gr.

Dessen das Hausleben. Eine Charakterzeichnung. 8. 1820. 20 Gr.

Des Verfassers glückliches Erzählungstalent braucht des Lobpreisens nicht und die bloße Ankündigung auch dieser Gabe aus seiner Feder reicht hin, um ihr viele freundliche Leser zu verschaffen.

Dessen drei Tage im Ehestande. Erzählung. 8. 1819. 18 Gr.

Diese heitere Erzählung schließt sich den zahlreichen übrigen Schriften des Verfassers würdig an.

Dessen drei Tage zu Pferde. Erzählung. 8. 1816. 18 Gr.

Lenz, H. W., Mythologie oder Götterlehre des Alterthums. Ein unterhaltendes Lesebuch für die Jugend. Mit 12 Kupfern. 8. 1820. 16 Gr.

Je mehr das Bedürfniß einer gedrängten Darstellung der griechischen und römischen Götterlehre, welche die Resultate der neuern gelehrten Forschungen in sich aufnähme und faßlich und unterhaltend verarbeite, bereits empfunden worden ist, desto willkommener muß die Befriedigung desselben sein, welche diese Schrift gewährt, die überdieß auch durch 12 veranschaulichende Kupfer, die nach Antiken gestochen sind, sich empfiehlt.

Löben, Graf O. H. von, Erzählungen. Erster und zweiter Band. 8. 1822. Velinpap. 1 Thlr. 16 Gr.

Loveday, M. D., (Engländer und Protestant,) Bittschrift an die Kammer der Pairs zu Paris, wegen heimlicher Verführung seiner Familie zum Uebertritt in die römisch-katholische Kirche. Aus dem Französischen, nebst Erläuterungen aus den neuesten französischen Gegenschriften, und einem freimüthigen Wort über die Proselytenmacherei, von Carl Baumgaten-Crusius. 8. 1822. 8 Gr.

Die Begebenheit selbst hat, so wie sie durch die Zeitungen bekannt wurde, auch in Deutschland allgemeines Aufsehen erregt. Die Bittschrift des gekränkten Vaters ist als öffentliche Urkunde und Schilderung des Verfahrens, das man sich gegen ihn erlaubte, von höchster Wichtigkeit, und verdient gelesen und erwogen zu werden. Der Uebersetzer und Herausgeber, bereits durch andere Schriften bekannt, hat Bemerkungen hinzugefügt, die ohne Anfeindung der Andersdenkenden mit Freimüthigkeit und Wärme für die Rechte und für die Ehre der evangelischen Kirche sprechen.

May, Obristlieutenant Johann, einige Beobachtungen über die Art des Angriffs, und Anwendung der schweren Artillerie bei Ciudad Rodrigo u. Badajoz im Jahr 1812 und St. Sebastian 1813. Mit einer Untersuchung der überwiegenden Vortheile, welche aus dem Gebrauche der eisernen statt der metallenen Geschütze bei Belagerungen dieser Art entstehen. Nach dem Englischen von C. W. Bormann, Lieutenant im kön. Sächs. Artillerie-Corps. Mit 3 Kupfern. gr. 8. 1822. 1 Thlr. 12 Gr. Auf Velinpapier, gebunden 2 Thlr. 12 Gr.

Mayers, R., deutsch-englischer Briefsteller, oder neue Sammlung deutscher Handlungsbriefe. Ein Uebersetzungsbuch zur Stylübung in der englischen Sprache, für Kaufleute, bestehend in einer Reihe von Original-Briefen, in welcher ein vollständiger Geschäftsgang durch alle Arten von Handelsspekulationen in systematischer Ordnung aufgestellt ist, mit unterlegter Wort- und Sach-Erklärung, nebst einem Anhange, enthaltend Muster zu Empfehlungsschreiben, Wechseln, Courszetteln, Fatturen, Vollmachten, Protesten u. s. w. in der Originalsprache. gr. 8. 1822. 1 Thlr. 8 Gr.

Merkur. Mittheilungen aus Vorräthen der Heimath und der Fremde, für Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgegeben von F. Philippi und C. Baumgarten-Crusius. 4ter Jahrgang (für 1822). Mit 12 Ku-

pferbeilagen nach den vorzüglichsten Galeriegemälden. gr. 4. 6 Thlr.

In dieser Zeitschrift, die seit dem gegenwärtigen Jahrgange 1822 (sie erscheint schon seit 1819) eine veränderte, auch, wie wohl gesagt werden darf, vollkommnere Gestalt erhalten hat, sind Erzählungen von Tieck, Laun, Albrecht, Löben — dichterische und literarische Aufsätze von den beiden Herausgebern und andern, schon rühmlichst bekannten Gelehrten enthalten, die ihr in der Nähe und Ferne allgemeinen Beifall erworben haben. Ueber den Geist und das Treiben der Zeit in der politischen und wissenschaftlichen Welt, über die Fortschritte der bildenden und der darstellenden Kunst urtheilt sie stets freimüthig, aber anständig und ohne Parteilichkeit. Dadurch ist sie, ohne Streitschrift zu sein, ein kräftiges Gegenmittel gegen die Einseitigkeit des Lobes und des Tadels geworden. Jeder Monat hat als besondere Zierde eine Kunstbeilage, bis jetzt Kupferabdrücke von Raphaels Madonna mit dem Fische, Madonna des heiligen Sixtus, die heilige Familie, die Madonna von Foligno, die Madonna, genannt die schöne Gärtnerin, Maria, Jesus und Joseph — von Correggio's heil. Nacht, und von Raibolini's (genannt Francia) Allegorie, als Zugabe. Die Verlagshandlung hat nichts gespart, um das Aeußere dem innern Gehalt gemäß auszustatten.

Napoleon im häuslichen Kreise und sein Hof; nebst Anekdoten aus seinen letzten Regierungsjahren. Nach den Erinnerungen der Wittwe des Generals Dûrand, Hofdame der Kaiserin Marie Louise. Aus dem Französischen. 8. 1821. 1 Thlr.

Man braucht diesem Titel nur hinzuzufügen, daß hier eine eben so unterrichtete und mit allen Hofränken bekannte, als leidenschaftlose und meist gerecht urtheilende Beobachterin spricht, um die Aufmerksamkeit

auf diese Schrift zu lenken, die mehrere merkwürdige Züge zur Kenntniß der Begebenheiten und der Personen mittheilt. Geschichtsfreunden bietet sie manches Schätzbare dar, unter andern die merkwürdige Anrede Napoleons an die Deputation des gesetzgebenden Körpers am 1. Januar 1811 zum erstenmal in der ächten Gestalt.

Napoleon in der Verbannung, oder Eine Stimme aus St. Helena: die Meinungen und Bemerkungen Napoleons über die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens und seiner Herrschaft, mit seinen eigenen Worten. Von Barry E. O'Meara, Esq., seinem gewesenen Wundarzte. Nach dem Englischen bearbeitet von Friedrich Schott. Drei Theile. 8. 1822. 2 Thlr. 12 Gr. (Mit dem Motto: Je prie mes parens et amis, de croire tout ce que le docteur O'Meara leur dira, relativement à la position où je me trouve et aux sentimens que je conserve.)

Von diesem authentischen und daher höchst interessanten Werke, welches den Schlüssel zu der neuesten französisch-europäischen Geschichte enthält und manche räthselhaften Aufgaben derselben löst, hat bereits der erste Theil die Presse verlassen. Da es ursprünglich in der Gestalt eines Tagebuchs erschienen ist, in welcher Wiederholungen fast unvermeidlich sind, und unbedeutende oder fremdartige Dinge sich leicht einschleichen, so dürfen wir versichern, daß es in der Gestalt, in welcher es hier erscheint, durch eine gedrängtere Darstellung gewinnt, und daß nichts weggelassen ist, was auf Napoleon unmittelbaren Bezug hat und für seine Geschichte wichtig ist.

Peschel, Lieutenant C. F., Waffenlehre. Mit 3 Tabellen und 3 Kupfern. gr. 8. 1822.

3 Thlr. 8 Gr. Auf Velinpapier 4 Thlr. Auf ebendemselben und mit colorirten Kupfern 4 Thlr. Gr.

Der Verfasser, Lehrer der Kriegswissenschaften am kön. sächs. Cadettencorps, drückt sich über den Zweck und die Veranlassung seines Buchs folgendermaßen aus:

Zwar sind über diesen Zweig der Militairwissenschaften schon mehre vortreffliche Werke vorhanden, allein entweder sind sie, wie dieß bei den meisten der Fall ist, blos für den Artilleristen geschrieben, und folglich voluminös und kostbar, oder wenn dieß nicht der Fall ist, insofern für den angeführten Zweck nicht passend, als vorzüglich die neuern Einrichtungen bei der sächs. Armee wenig oder gar nicht berücksichtiget sind.

Die Hauptgegenstände, welche in diesem Werkchen abgehandelt werden, sind folgende:

1) Die Hauptbegriffe von den Einrichtungen der Waffen und Kriegsmaschinen der Alten bis zur Erfindung des Schießpulvers.

2) Eine kurze Abhandlung über das Schießpulver, in Betreff seiner Bestandtheile, seiner Verfertigung, der wirkenden Kraft desselben, der Kennzeichen von dessen Güte, der Aufbewahrung ꝛc.

3) Eine allgemeine Kenntniß der vorzüglichsten Beschaffenheit sämmtlicher Pulver- und blanken Waffen, hinsichtlich der Erreichung des Hauptzwecks bei ihrem Gebrauch, so wie das Wissenswertheste ihrer Verfertigung.

4) Eine Beschreibung der verschiedenen Körper, welche aus den Pulverwaffen geschossen oder geworfen werden.

5) Der Gebrauch der Pulverwaffen im Allgemeinen, in den verschiedenen Schüssen, Schußweiten, Wirkungen ꝛc.

6) Die Kenntniß einiger noch zur Waffenlehre zu rechnenden Gegenstände, als z. B. das Verderben der Geschütze, das Ausladen derselben, der Gebrauch der Petarden, der Rachetten und anderer Signalfeuer, der Lastenbewegung ꝛc.

(Ist noch unter der Presse.)

Pope, A., der Mensch, metrisch bearbeitet von C. C. Hohlfeldt. 8. 1822. 1 Thlr. Velinpapier, gebunden, 1 Thlr. 16 Gr.

Dies vorzügliche Gedicht Pope's, das die wichtigsten und mannigfaltigsten Beziehungen des irdischen Lebens schön und genial darstellt, verdiente schon lange eine neue metrische Bearbeitung in deutscher Sprache. Herr Hohlfeldt, durch mehrere Dichtungen bereits ehrenvoll bekannt, hat eine solche Uebersetzung geliefert, die von sehr vielen Urtheilsfähigen für gelungen erklärt worden ist. Das Aeußere des Buches entspricht dem innern Gehalt.

Sammlung der vorzüglichsten Gallerie-Gemälde. Erste Sammlung in 12 gut gestochenen Blättern. gr. 4. 5 Thlr.

Schaden, Adolph von, unentbehrliches Taschenbuch für Fremde, oder neueste Beschreibung der Stadt Dresden und ihrer Merkwürdigkeiten, auf alle Tage der Woche eingerichtet, nebst Seitenblicken nach der Umgegend und besonders der sächsischen Schweiz. Nebst einem Plane. 12. 1821. 14 Gr.

Seidel, T., die Kultur der Blumenzwiebeln und einiger Knollengewächse. 8. 1822. 6 Gr.

Dessen der Küchen-Gemüß-Gärtner, oder deutliche Anweisung, wie auf die leichteste und

zweckmäßigste Art ein Küchen-Garten zu bestellen und jede Pflanze der Natur gemäß zu warten sei, um daraus den besten Nutzen zu ziehen. Nebst einer Anweisung über die Kultur der Blumenzwiebeln und einiger Knollengewächse. 8. 1822. 16 Gr. Auf Schweizerpapier 20 Gr.

Tagebuch eines Invaliden auf einer Reise durch Portugall, Italien, die Schweiz und Frankreich. Aus dem Englischen des H. Matthews, Esq. 2 Bände. 8. 1822. Velinpap. 2 Thlr. 16 Gr.

Tieck, Ludwig, sämmtliche Gedichte. 2 Theile. 8. 1821. Auf feinem Postpapier 3 Thlr. 12 Gr. Auf Velinpapier 4 Thlr. 12 Gr. Auf geglättetem Velinpapier 6 Thlr.

Die über jede Erwartung freudige Theilnahme, die das Erscheinen der hier zum erstenmale gesammelten, gedruckten und ungedruckten Poesieen des trefflichen Dichters im deutschen Vaterlande überall angeregt, und welche (beiläufig sei es gesagt) den ziemlich allgemeinen Wahn von poetischer Uebersättigung des Publikums bündigst widerlegt, macht jede Anempfehlung gewiß überflüssig; auch beabsichtigen wir hiermit bloß, die gebildete Welt auf obige Sammlung aufmerksam zu machen, und verbinden damit die Anzeige, daß ein 3ter Theil bereits unter der Presse ist.

Uebersicht, historische, der Staatsveränderungen in Spanien von ersten Ausbruche des Aufstandes bis zur Auflösung der Cortes. Nach dem Spanischen des Grafen Toreno, letz-

ten Präsidenten der Cortes von 1820. gr. 8. 1821. 14 Gr.

Mit dieser Schrift, wohl der wichtigsten, die neuerlich über die innern Verhältnisse Spaniens erschienen ist, hat der Verfasser, einer der Trefflichsten unter den Liberalen, der lange als Verbannter in Frankreich lebte, eine oft bemerkte Lücke in der neuern Geschichte Spaniens ausgefüllt, und mit dem hellen und tiefen Blicke eines denkenden Staatsmannes deutlich nachgewiesen, wie die merkwürdige Revolution in Spanien sich bildete und den Gang nehmen mußte, den sie genommen hat, wobei de Pradt's bekannte Schrift nicht selten berichtigt wird.

Vorlegeblätter zum Briefschreiben für Kinder. 8. 1822. 6 Gr.

Die vorstehenden Bücher sind in allen soliden deutschen Buchhandlungen zu den beigesetzten Preisen zu erhalten.

Dresden, im August 1822.

P. G. Hilscher.

18. Gervais, L., kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens. In zwei Theilen. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. VI und 338 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Theil kostet ebenfalls 1 Thlr. 16 Gr.

19. Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Jahrgang 1822. Gr. 8. Geh. Preis von 4 Stücken (jedes von 25 Bogen engen Drucks) 10 Thlr.

Erschienen ist das 1ste bis 3te Stück (Nr. XIII — XV).

20. Alphabetisches Repertorium über den Inhalt des Hermes auf das Jahr 1821. Nebst einem alphabetisch geordneten Verzeichniß der beurtheilten Schriften. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

21. Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. XXXII und 449 und 374 S. Erster Theil 2 Thlr. 12 Gr., zweiter Theil 2 Thlr. 6 Gr.

Das Ganze wird aus 4 Theilen bestehen und erscheinen der 3te und 4te Theil noch in diesem Jahre. Jeder Theil enthält 6 bis 7 Stücke, und dem ersten ist noch eine Charakteristik Holberg's vom Uebersetzer beigefügt.

22. Huber, Therese, Eilen Percy oder Erziehung durch Schicksale. In zwei Theilen. 8. Geh. VIII und 308 und 344 S. 3 Thlr. 12 Gr.

23. Hufeland, Staatsrath C. W., Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach C. Darwin, und mit Zusätzen versehen. Eigenthum der Louisenstiftung zu Berlin. Gr. 8. Geh. XIV und 192 S. 18 Gr.

24. Isis von Oken. Jahrgang 1822. 4. Preis von 12 Heften mit vielen Kupfern 8 Thlr.

Erschienen ist Jan. — September.

25. Das erste Buch der Odyssee. Neu übersetzt. Probeschrift von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 8. Geh. 32 S. 4 Gr.

26. Lucchesini, Marchese, Historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen von B. J. F. von Halem. 2ter Theil: Wirkungen des Rheinbundes. 1ster Band. Gr. 8. VIII u. 360 S. 2 Thlr.

Der erste Theil: Ursachen des Rheinbundes, erschien im vorigen Jahre und kostet 2 Thlr. 8 Gr.

27. Reisen der Lady Morgan. II. Italien. Zweiter Theil. 8. Geh. 416 S. 2 Thlr. 8 Gr.

Das Ganze dieser Reise durch Italien wird aus 4 Theilen bestehen, deren dritter noch in diesem Jahre die Presse verlassen wird. Der erste Theil erschien im vorigen Jahr und kostet ebenfalls 2 Thlr. 8 Gr. Die Reise derselben Verfasserin durch Frankreich in 2 Theilen kostet 3 Thlr. 12 Gr.

28. Martens, Charles Baron de, Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. Gr. 8. 620 S. Auf gewöhnlichem franz. Druckp. 2 Thlr. 12 Gr., auf feinem franz. Druckp., geh., 3 Thlr. 8 Gr., auf feinem Schreibp. 3 Thlr. 12 Gr.

29. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch Martin Michel, Bauer von Wittighausen, und durch Se. Hochwürden und Durchlaucht den Herrn Domherrn, Vicariatsrath und Prinzen Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Beleuchtungen des Wunderbaren und des Wunderbeweises überhaupt. Mit Hohenlohe's Bildniß. Gr. 8. Geh. VIII und 344 S. 1 Thlr. 12 Gr. Hohenlohe's Bildniß besonders 6 Gr.

30. Schulze, Ernst, Sämmtliche poetische Werke. Neue Ausgabe mit sechszehn Kupfern. 4 Theile. XVIII und 378, VIII und 367, VIII und 320, VIII und 350 S. Nr. 1, auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8., 6 Thlr.; Nr. 2, auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 8 Thlr.; Nr. 3, auf besserem Papiere, mit K., geh., 8., 10 Thlr.; Nr. 4, auf feinem franz. Velinpapier, mit K., cartonnirt, gr. 8., 12 Thlr.; Nr. 5, auf extra feinem franz. Velinpapier, mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 18 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sechszehn Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 4 Thlr., und Schulze's Bildniß besonders, in großem Formate, 16 Gr.

Hieraus ist besonders abgedruckt:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Ausgabe mit sieben Kupfern 2 Theile. XVIII und 378, VIII und 367 S. Nr. 1, auf feinem franz. Papier, ohne Kupfer, 8., 3 Thlr.; Nr. 2, auf demselben Papier, mit K., geh., 8., 4 Thlr.; Nr. 3, auf besserem Papiere, mit K., geh., 8., 5 Thlr.; Nr. 4, auf feinem franz. Velinp., mit K., cartonnirt, gr. 8., 6 Thlr.; Nr. 5, auf extra feinem französischen Velinpap., mit größerer Schrift und den besten Kupferabdrucken, cartonnirt, in Futteral, gr. 8., 9 Thlr. Ein vollständiges Exemplar der sieben Kupfer, beste Abdrücke in 4., kostet 2 Thlr.

Die bezauberte Rose. Ein romantisches Gedicht in drei Gesängen. Dritte Auflage. 182 S. Ohne Kupfer, geh., 8., 1 Thlr.; mit 7 Kupfern, cartonnirt, 8., 2 Thlr.; auf feinem Velinpap. mit den besten Kupferabdrücken, cartonnirt, gr. 8., 2 Thlr. 12 Gr. Ein vollständiges Exmpl. der sieben Kupfer kostet in den besten Abdrücken 2 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Mährchen in sieben Büchern. 8. Geh. 176 S. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. 8. Geh. 240 S. 1 Thlr. 12 Gr.

31. Schütz, Wilhelm von, Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie, mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 148 S. 1 Thlr.

Das erste Heft kostet ebenfalls 1 Thlr.

32. Tasso's, Torquato, befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände. Nr. 1, 8., blos die deutsche Uebersetzung, 707 S., geh., 3 Thlr.; Nr. 2, gr. 8., mit mit dem Originaltext gegenüber, 806 S., geh., auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr.; Nr. 3, ebenso auf feinem franz. Druckpapier 4 Thlr. 8 Gr.

33. Classisches Theater der Franzosen. Nr. III. Der Tod Cäsar's von Voltaire. Uebersetzt von Peucer. Mit dem Originaltext gegenüber. 8. Geh. 177 S. 1 Thlr. 4 Gr.

Nr. I, Zaire von Voltaire, übers. von Peucer, kostet 1 Thlr. 16 Gr.; Nr. II, Semiramis von Voltaire, übers. von Peucer, kostet 1 Thlr. 4 Gr. Nr. IV, Iphigenia von Racine, erscheint noch in diesem Jahre.

34. Vico, Giambattista, Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen, von D. W. E. Weber. Gr. 8. XXVI und 998 Seiten und eine Tabelle. 4 Thlr.

35. Winckell, G. F. D. aus dem, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. Dritter und letzter Theil. Mit einem Kupfer. XIV und 374 S. Auf Druckpap. 3 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 5 Thlr.

Der 1ste Band kostet 4 Thlr. auf Druckp. und 5 Thlr. 8 Gr. auf Schreibp.; der 2te Band 3 Thlr. 8 Gr. auf Druckp. und 4 Thlr. 16 Gr. auf Schreibpapier, und somit kostet das Werk vollständig 11 Thlr. auf Druckpapier und 15 Thlr. auf Schreibpapier.

36. Wolfart, K. Ch., Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Askläpieion. Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus. Vierten Bandes zweites Heft oder Nr. VIII. Gr. 8. Geh. 224 S. 1 Thlr.

Nr. I—VII kostet auch jedes 1 Thlr.

37. Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Reihe. Nr. VI—IX oder Nr. XXX—XXXIII der ganzen Reihe. Gr. 8. Geh. Preis jedes Heftes auf Druckpapier 1 Thlr. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Die in diesem Verzeichniß bemerkten Preise sind die richtigen und in früheren Anzeigen bemerkte und hin und wieder davon abweichende darnach abzuändern.

Inhalt.

Nr. 201. Geschichte und Beschreibung der königlichen Bibliothek zu Dresden. Von D. F. A. Ebert. — Poetische Erzeugnisse der Russen. Ein Versuch von Hrn. von der Borg. — Zur Nachricht.

202. Views of Society and Manners in America. — Vergangenheit und Gegenwart. Ein Roman von Caroline Baronin de la Motte Fouqué.

203. Briefe eines Frauenzimmers über einige Erscheinungen in der Literatur. V. Das goldene Vließ von Grillparzer. — Views of Society and Manners in America (Beschluß). — Französische Literatur.

204. Aus einer Rede von Bilderdyk über dichterische Begeisterung und Schwärmerei. — Das goldene Vließ, von Grillparzer (Fortsetzung.) — Schriftstellerunachtsamkeiten jeder nur nicht politischer Art.

205. Aus Casanova's Memoiren. Zweiter Band. — Abel-Rémusat's chinesische Grammatik.

206. Noch etwas von dem seitherigen Berichterstatter über den Fonkschen Proceß. — Das goldene Vließ, von Grillparzer (Beschluß). — Aus Italien. — Anzeige.

207. Ueber die neueste Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnsitzen. — Griechenlieder. — Miscellen.

208. Das System der Bewegung. — Ueber die neueste Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnsitzen (Fortsetzung).

209. Denkschrift der funfzigjährigen Jubelfeier Sr. Exc. des Hrn. von Trützschler. — Beredtsamkeit amerikanischer Wilden. — Miscellen.

210. Die Rechte der christlichen Religion über die Verfassung christlicher Staaten, von D. Pustkuchen. — Aus Italien. — Miscellen.

211. Blicke ins südliche Rußland. — Ueber das verschiedene Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poesie von D. Tölken.

Beilage Nr. 23. Histoire des événements de la Grèce, depuis les premiers troubles jusqu'à ce jour, par Raffanel. — Miscellen.

212. Darstellung der neuen Entdeckungen über die Elektricität und den Magnetismus. — Ueber die neueste Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnsitzen (Beschluß). — Ein Brief Kant's an Kästner.

213. Ueber Popularität und Mysticismus in der Wissenschaft und im Leben. — Aus Italien.

214. Deutsche Taschenbücher für 1823. I. Minerva. — Ueber Popularität und Mysticismus in der Wissenschaft und im Leben (Beschluß).

215. Holberg's Lustspiele übersetzt von Oehlenschläger. Erster und zweiter Theil. — Blicke ins südliche Rußland (Beschluß). — Anzeige.

216. Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus von D. Wolfart. 4 Bände. — Das Fest der Himmelfahrt Mariens zu Messina.

217. Der Prinz von Homburg nochmals. — Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus (Beschluß). — Neueste Erzählungen von A. Schreiber. 2 Bdchn.

218. Ueber Neuholland und van Diemensland, und besonders über den neuesten Zustand des letzteren. — An die Redaction des Lit. Conv. Blatts aus Wien (Stichiana).

219. Ueber Neuholland und van Diemensland (Fortsetzung). — Correspondenz-Nachrichten. — Anzeige.

220. Lord Byron's Leben. — Gottlieb Sonntag, von Hesekiel. — Neueste Erzählungen von A. Schreiber (Beschluß).

221. Politische Literatur. Les mille et une calomnies pendant le ministère de Mr. le Duc Decazes. — Lord Byron's Leben (Fortsetzung). — Aus den Briefen eines Reisenden.

222. Briefe von Joseph dem Zweiten. Zweite Auflage. — Ueber Neuholland und van Diemensland (Beschluß). — Das neue französische Douanensystem. — Berichtigung.

Beilage Nr. 24. Histoire du jury par M. Aignan. — Etwas zur Erläuterung der Glaubwürdigkeit literarischer Berichte von Dänemark in fremden periodischen Schriften. — Noch ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Duldung im 19ten Jahrhundert.

223. Fragmente aus einer Schweizerreise im Sommer 1822. Ein Blick in die Bäder der Schweiz und des Rheins im Juni, Juli und August 1822. — Lord Byron's Leben (Beschluß).

224. Neue Ausgabe von Ersch Handbuch der deutschen Literatur. — Fragmente einer Schweizerreise im Sommer 1822 (Fortsetzung). — Taschenbuch-Literatur.

225. Stimme aus England für die Griechen. — Fragmente aus einer Schweizerreise im Sommer 1822 (Beschluß). — Assunto primo della scienza del diritto naturale, par J. D. Romagnosi. — Neueste Erzählungen von A. Schreiber.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 033751220